Digitized by Google

BIBLIOTECA NACIONAL
201
58 II
28

Digitized by Google

BIBLIOTECA NAZ.
VITTORIO EMANUELE
ROMA

Die

Geſchichte der Welt

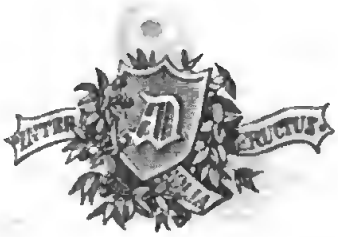
von

Dr. C. Wernicke,
Oberlehrer an der Königlichen Eliſabethſchule zu Berlin.

Zweiter Theil.

Die Geſchichte des Mittelalters.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.



Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1859.

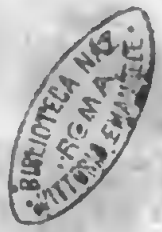
Si collochi come storia del medio Evo
e non come 2° vol. della Storia del mondo

Die

Geschichte des Mittelalters

von

Dr. C. Wernicke.



Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin,

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1859.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Indem ich den zweiten Band meiner Geschichte der Welt in neuer Auflage der Oeffentlichkeit übergebe, fühle ich mich gedrungen, meinen Dank für die dem Werke fortdauernd so reichlich zugewandte Gunst auszudrücken, wiederhole aber zugleich die Bitte, mich auf die in demselben etwa vorhandenen Mängel und Ungenauigkeiten aufmerksam machen zu wollen. Die überreiche Fülle des Stoffes und die zugleich durch den Raum gebotene Beschränkung machen es dem Einzelnen bei dem redlichsten Streben kaum möglich, jeden Mißgriff zu vermeiden, und ich werde daher für jeden in dieser Beziehung mir zugehenden Wink dankbar sein.

Auch dieser Band ist in der gegenwärtigen neuen Auflage nicht unbedeutend vermehrt worden, wie selbst eine flüchtige Vergleichung mit der ersten zeigen wird; Vieles ist völlig überarbeitet, Vieles ganz neu hinzugekommen, Manches ergänzt, Anderes berichtigt; ob die neue Auflage deshalb mit Recht als eine wesentlich verbesserte bezeichnet werden kann, muß ich dem Urtheile der geneigten Leser überlassen; wenigstens habe ich alle mir zu Gebote stehenden Hülfsmittel sorgfältig zu benutzen gesucht. — Leider ist aber ohne meine Schuld die Zahl der Druckfehler, wie das am Schlusse hinzugefügte Verzeichniß ergiebt, in Folge der Entfer-

nung des Druckortes größer geworden, als bei der früheren Auflage; von Seiten des Herrn Verlegers ist mir jedoch die bestimmte Zusicherung ertheilt worden, daß diesem Uebelstande für die Fortsetzung des Werkes abgeholfen werden soll. Hoffentlich wird dieser äußere Mangel für die Benutzung des Buches ohne Nachtheil sein.

Berlin, im Juni 1859.

C. W.

Einleitung.

Am Schluſſe des vorigen Bandes haben wir geſehen, wie das gewaltige römiſche Weltreich zu Grabe ging und mit ihm das ganze eigenthümliche Leben des Alterthums; wir haben aber auch bereits erkannt, wie aus den Trümmern der alten Welt eine neue mit friſcher Jugendkraft hervorzubrechen begann. In dem Entwicklungsgange des Menſchengeſchlechts kann es ja überhaupt nirgends einen Stillſtand geben. Ueberall ſehen wir ein raſtloſes Fortſchreiten zu der Vollendung, zu der es dereinſt durch die Hand der göttlichen Liebe geleitet werden ſoll; überall iſt das Grab einer alten Schöpfung gleichzeitig die Wiege einer neuen. Und allerdings eine durchaus neue Welt war es, die wir in dem Zeitraume von mehr als tauſend Jahren, zu deſſen Betrachtung wir jetzt übergehen, ſich geſtalten ſehen werden, nicht urplötzlich, nicht ohne Zuſammenhang mit der Vergangenheit, ſondern allmälig ſich entwickelnd und an das zu Grunde Gegangene ſich anſchließend, aber dennoch durchaus eigenthümlich. Die Liebe, die in dem Heilande in ihrer vollen göttlichen Herrlichkeit auf Erden erſchienen war, ſollte nun auch in der Menſchheit Geſtalt gewinnen; durch ſie ſollte allmälig die wahre perſönliche Freiheit zur Geltung gelangen; die Menſchheit ſollte erhoben werden über das Erdenleben zu einer höheren Welt, die nur dem Glauben ſich in ihrer ganzen Seligkeit erſchließt, das Menſchliche ſollte durchdrungen und angeeignet werden von dem Göttlichen. Aber wo das Göttliche in der Menſchheit in die Er-

ſcheinung tritt, wird es auch von dem menſchlichen Verderben ergriffen und kann erſt durch fortgeſetzten Kampf ſich in ſeiner Reinheit geſtalten. So ſehen wir denn dieſen Kampf auch hindurchgehen durch alle Jahrhunderte ſeit dem Auftreten des Chriſtenthums. Im Staatsleben bildete ſich das Lehensweſen mit ſeiner knechtiſchen Abhängigkeit aus, im kirchlichen Leben das Syſtem der geiſtlichen Hierarchie, die das Geiſtliche in das Weltliche herabzog und damit den Kampf zwiſchen Kirche und Staat erzeugte, indem bald jene in das Weltliche, bald dieſer in das Geiſtliche ſich mengte; an die Stelle der Liebe trat Zwang und Verfolgungsſucht, an die Stelle der inneren Einheit im Geiſt die äußere Einheit in der Form. Und doch waren Beide nothwendige Entwicklungsformen für ihre Zeit, wichtig zur Bändigung der noch rohen Gemüther, denen auch die Liebe in der Form eines äußerlich zwingenden Geſetzes erſt nahe treten mußte, ehe ſie als ein Inneres in ihnen lebendig werden konnte. Gleichwohl aber hatte dieſe Zeit ein Innerſtes des Chriſtenthums, welches als Schatz in ihr wohl verwahrt lag, das, wenn auch mehr nur geahnt, als mit beſtimmtem Bewußtſein, hervortrat im Ritterthum und ſich herrlich offenbarte in einer ganz eigenthümlichen Geſtaltung der Kunſt, deren Werke nicht etwas in ſich Abgeſchloſſenes bilden, ſo daß es etwas in ihrer Art darüber Hinausgehendes nicht mehr geben könnte, wie bei den claſſiſchen Kunſtwerken des Alterthums, ſondern die uns eine ſich frei entwickelnde höhere Welt aufſchließt; ſo in der chriſtlichen Baukunſt, ſo vor Allem in der Malerei.

So bietet uns denn dieſe Zeit ein lebensvolles Gemälde allmäliger Geſtaltung dar. Alles iſt im Werden begriffen; überall regt ſich eine friſche jugendliche Kraft, die mitten durch Verirrungen und Kämpfe hindurch der Vollendung entgegenreifte und die Formen, welche ſie ſich ſelbſt mit Nothwendigkeit geſchaffen hatte, zerbrach, als ſie derſelben nicht mehr bedurfte.

Man nennt dieſe Zeit gewöhnlich das Mittelalter, weil ſie den Uebergang von der alten zur neuen Zeit bildet; aber irrig wäre es, wenn man darum meinte, ſie habe für den Entwickelungsgang der Menſchheit keine ſelbſtſtändige Bedeutung

gehabt, und wenn man sie, wie es wohl geschehen ist, als eine Zeit geistiger Barbarei bezeichnen wollte. Schon die vorhergehenden Andeutungen werden diese Ansicht widerlegen; die folgende Darstellung wird die Nichtigkeit derselben im Einzelnen nachzuweisen haben. Freilich war die Wissenschaft des Alterthums dem Mittelalter so unzugänglich geworden, wie die Bibel, so daß es nur durch fremde Vermittelung in einem gewissen äußern Zusammenhang mit derselben blieb und man fast erst nach einem Jahrtausend sich wieder auf sie besinnen mußte; aber die Aufgabe jener Zeit war auch vielmehr nur die, den Geist vorzubereiten, daß er sich das Wahre und ewig Bleibende des Alterthums anzueignen vermöchte, und als diese Aufgabe erfüllt war, da erschlossen sich die bisher verborgenen Schätze, und Altes und Neues, mit einander zu einem schönen Ganzen vereint, riefen ein neues, frisches und kräftiges Leben hervor.

Wir werden demnach die ganze Geschichte des Mittelalters in vier Hauptabschnitte theilen können.

1) Die allmälige Ausbildung der Herrschaft christlich germanischer Völker im Abendlande, bis zum Tode Karls des Großen (476—184);

2) die Zeit, in welcher Deutschland das Uebergewicht in Europa behauptet und das römische Kaiserthum deutscher Nation auf den Gipfel der Macht gelangt (814—1073);

3) die Zeit des Uebergewichtes der päpstlichen Gewalt in Europa, von Gregor VII. bis zum Untergange der Hohenstaufen (1073—c. 1250), und

4) die Zeit des Verfalles der Kaisermacht und des Papstthums durch Ausbildung der fürstlichen Gewalt und durch das neu angeregte geistige Leben der Völker (c. 1250—1517).

Geſchichte des Mittelalters.

Vom Untergange des weſtrömiſchen Reiches bis zum Anfange der Reformation, 476—1517 n. Chr.

1. Buch.

Vom Untergange des weſtrömiſchen Reiches bis zum Tode Karls des Großen.

Erſtes Kapitel. Die Deutſchen im Abendlande.

§. 1. Die Franken in Gallien. — Chlodwig.

Unter den Völkerbündniſſen, die bereits um das Jahr 200 n. Chr. zwiſchen den Völkern germaniſchen Stammes geſchloſſen wurden, iſt keins mächtiger und furchtbarer geworden, als das der Franken. Schon früh theilte ſich daſſelbe in den Bund der ſaliſchen und den der ripuariſchen Franken. Den erſteren hatte bereits Julianus die Inſel der Bataver und alles Land bis zur Schelde als Beſitzthum überlaſſen, um ſich ihrer als Hülfsvölker gegen die anderen Feinde des Reiches zu bedienen; aber ſchon zu Anfang des fünften Jahrhunderts traten ſie wieder feindlich gegen Rom auf und drangen unter ihrem Könige Chlodio weſtlich bis zur Somme vor. Chlodio ſcheint auch die ripuariſchen Franken beherrſcht zu haben, welche auf dem linken Ufer des Rheines nach Weſten bis zur Maas, nach Süden bis zum Ardennerwald und zum Hundsrücken, auf dem rechten aber zwiſchen dem Main und der Ruhr bis zur Werra hin wohnten.

Nach Chlodio's Tode wurde ſein älterer Sohn Merwich oder Meroväus König der ſaliſchen Franken, und von ihm leitet man gewöhnlich den Namen der folgenden Könige des Landes ab, welche Merowinger genannt werden. — Merwichs Sohn Childerich machte ſich durch Willkür und Grauſamkeit bei den Franken ſo verhaßt, daß ſie ihn aus dem Lande jagten und ſich unter den Schutz des Aegidius, des römiſchen Statthalters in Gallien, ſtellten Childerich floh nach Deutſchland zu Baſinus, dem Könige der Thüringer, eines mächtigen germaniſchen Völkerbundes, der ſich von der Werra bis zur Elbe und Donau ausdehnte, und fand bei demſelben gaſtfreundliche Aufnahme. Zehn Jahre blieb er daſelbſt; aber unterdeſſen waren die Franken des römiſchen Schutzes, der ihnen nichts als drückende Steuern gebracht hatte, überdrüſſig geworden. Sie nahmen den

vertriebenen Childerich gern wieder auf, und er verjagte nun die Römer aus dem Lande. Er vermählte ſich mit Baſine, der Königin der Thüringer, die ihren Gemahl treulos verlaſſen hatte, und dieſelbe gebar ihm im Jahre 465 einen Sohn, den Chlodwig (Chlodovech, Chlodovaeus, Chlotoveus, Hludovicus d. i. Ludwig), dem er bei ſeinem Tode im Jahre 481 das Reich hinterließ.

Ungeachtet ſeiner großen Jugend war Chlodwig doch ein kräftiger König. Von Anfang war es ſein Streben, ſich zum Beherrſcher von ganz Gallien zu machen, und zur Erreichung dieſes Zweckes war dem ſchlauen, hinterliſtigen Könige jedes Mittel recht. Gleich im Anfange ſeiner Regierung verband er ſich mit zwei anderen fränkiſchen Fürſten, dem Ragnachar und Chararich, um die Herrſchaft der Römer in Gallien gänzlich zu vernichten. Nur das Land zwiſchen der Somme und der Loire befand ſich damals noch in der Gewalt der Römer; alles Uebrige war ihnen bereits von den Barbarenvölkern entriſſen worden. Der ſüdliche Theil Galliens war im Beſitze der Weſtgothen; den öſtlichen hatten die Burgundionen inne, und im nördlichen Theile ſaßen die Franken. Chlodwig zwang nun den römiſchen Statthalter, den edlen und tapfern Syagrius, den Sohn des Aegidius, im Jahre 486 bei Soiſſons zu einer Schlacht, durch welche der letzte Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien vernichtet ward, und ſo wurde er der Gründer des fränkiſchen Reiches. Syagrius floh zu dem Weſtgothenkönige Alarich II.; aber Chlodwig verlangte ſeine Auslieferung und drohte mit Krieg, wenn ihm dieſelbe verweigert würde. Alarich war ſchwach genug, aus Furcht vor dem mächtigen Frankenkönige den Syagrius gefeſſelt auszuliefern, und Chlodwig ließ denſelben heimlich mit dem Schwerte tödten. Jetzt dehnte ſich Chlodwigs Herrſchaft bis zur Loire aus, und er nahm ſeine Reſidenz in Soiſſons, von wo er ſie ſpäter nach Paris verlegte. Aber der Beſitz ſeines Reiches erſchien ihm nicht geſichert, ſo lange noch die mächtigen Völker der Alemannen, Burgunder nnd Weſtgothen daſſelbe auf allen Seiten umgaben, und daher ſann er darauf, wie er auch ihr Land ſeiner Herrſchaft unterwerfen könnte. Ueber die Burgunder regierten ſeit dem Jahre 470 vier Brüder, Chilperich in Genf, Godemar in Vienne, Gundobald in Lyon und Godegiſel in Beſançon. Gundobald trachtete aber nach der Alleinherrſchaft und begann einen Krieg gegen ſeine Brüder. Chilperich und Godemar geriethen in ſeine Gefangenſchaft, und Godemar tödtete ſich ſelbſt; den Chilperich aber ließ Gundobald ermorden; die Gattin deſſelben wurde erſäuft, und ſeine Tochter Chlothilde wurde gefangen gehalten. Dieſe nun ließ Chlodwig von Gundobald zur Gattin fordern, obgleich er bereits vermählt war. So gern auch Gundobald ſie ihm verweigert hätte, ſo wagte er es doch nicht, ſondern übergab ſie ihm ſammt den Schätzen ihres Vaters, und Chlothilde folgte

dem Chlodwig um ſo lieber, weil ſie hoffte, derſelbe würde Rache nehmen für die Ermordung ihres Vaters. Ehe es jedoch dazu kam, wurde Chlodwig noch in einen anderen Krieg verwickelt. Siegebert, der König der ripuariſchen Franken, rief ihn gegen die mächtigen Alemannen zu Hülfe. Chlodwig beſiegte dieſelben im Jahre 496 in der furchtbaren Schlacht bei Zülpich, zwiſchen Bonn und Aachen, und dadurch gewann er auch über ſie die Oberherrſchaft. Angereizt durch ſeine Gemahlin, dachte er nun auch daran, für die Ermordung Chilperichs an Gundobald Rache zu nehmen. Er verband ſich deshalb mit Godegiſel; Gundobald wurde im Jahre 501 bei Dijon geſchlagen und floh nach Avignon. Obgleich er ſich dort tapfer vertheidigte, wurde er doch nach langer Belagerung gezwungen, ſich zur Zahlung eines jährlichen Tributs an Chlodwig zu verpflichten und an Godegiſel einen Theil ſeines Landes abzutreten. Schon im folgenden Jahre ſchloß indeſſen Gundobald den Godegiſel in Viennne ein, drang durch eine Waſſerleitung in die Stadt und tödtete ihn und ſeine Rathgeber. Dadurch gewann er das verlorne Land wieder, und nun blieb er im ungeſtörten Beſitze der Herrſchaft bis an ſeinen Tod, ohne daß Chlodwig gewagt hätte, etwas gegen ihn zu unternehmen. Dagegen begann dieſer bald darauf einen Krieg gegen Alarich. Bei Vivonne oder Vouglé oberhalb Poitiers in einer Ebene an der Vienne kam es im Jahre 507 zu einer Schlacht. Chlodwig tödtete den Alarich mit eigener Hand, und nun öffnete ſogar Toulouſe dem Sieger die Thore, und ganz Aquitanien fiel in ſeine Gewalt. So gehorchte jetzt faſt ganz Gallien bis zu den Pyrenäen hin ſeiner Macht, und durch ſchändliche Tücke gelang es ihm auch, alle ihm noch nicht unterworfenen Stämme der Franken unter ſeine Herrſchaft zu vereinigen. Siegebert, der König der ripuariſchen Franken, war ein alter, gebrechlicher Mann und lebte ſeinem rohen, herrſchſüchtigen Sohne Chloderich wohl zu lange. Darauf baute Chlodwig einen ſchändlichen Plan. Er ſendete heimlich zu Chloderich und ließ ihm ſagen, wenn ſein Vater todt wäre, würde er mit Chlodwigs Freundſchaft zugleich den rechtmäßigen Beſitz des Reiches erlangen. Der unnatürliche Sohn ließ ſeinen Vater in einem Walde überfallen und tödten und ſandte dann alsbald an Chlodwig, er möge ſich von den Schätzen deſſelben ausſuchen, was ihm gefiele; denn ſo dachte er am ſicherſten im Beſitze des väterlichen Reiches zu bleiben. Chlodwig wollte aber nichts annehmen, ſondern ſchickte nur Geſandte, welche die Schätze in Augenſchein nehmen ſollten. Als ihnen nun Chloderich dieſelben zeigte, ſtürzte einer der Geſandten, einem geheimen Befehle Chlodwigs zu Folge, über ihn her und erſchlug ihn. Nun erſchien Chlodwig und ſtellte ſich, als ob er an dem doppelten Morde ganz unſchuldig ſei und durchaus nicht um die Sache gewußt habe. Er fragte die verſammelten Franken, ob ſie ſeinem Reiche ſich anſchließen

wollten, und alsbald erhoben ſie ihn unter lautem Jubel auf einen Schild und begrüßten ihn ſo nach altgermaniſcher Sitte als ihren König. Auf eben ſo ſchändliche Weiſe ſchaffte er ſeine übrigen Verwandten bei Seite. Einen derſelben, den fränkiſchen Fürſten Chararich, bekam er ſammt dem Sohne deſſelben in ſeine Gewalt. Er ließ beide zu Geiſtlichen weihen; nachher aber ließ er ſie hinrichten, weil er befürchtete, ſie könnten doch ihre Herrſchaft wieder zu erlangen ſuchen, und ihr Reich vereinigte er mit dem ſeinigen. Darauf wandte er ſich gegen den fränkiſchen Fürſten Ragnachar, der zu Cambray reſidirte. Er beſtach einige aus dem Gefolge deſſelben durch eherne Wehrgehenke und anderen Waffenſchmuck, den er vergolden ließ und dann für goldenen ausgab, daß ſie ihm ihren König ſammt ſeinem Bruder Richar gefeſſelt auslieferten. Als die Gefeſſelten vor ihn geführt wurden, ſtürzte er ſcheinbar voller Entrüſtung auf Ragnachar zu. „Wie konnteſt du unſer Geſchlecht ſo ſchänden und dich feſſeln laſſen!“ rief er aus und hieb ihn mit ſeiner Streitaxt nieder. Dann ſchrie er dem Richar zu: „Hätteſt du deinem Bruder beſſer beigeſtanden, ſo wäre er nicht gefeſſelt worden“, und damit tödtete er auch ihn. Nachher beklagten ſich die Verräther, daß er ſie mit unächten Geſchenken betrogen hätte; er aber ſagte ihnen, ſie verdienten keine beſſeren und könnten froh ſein, daß er ihnen das Leben ließe.

Durch ſolche ſchmähliche Hinterliſt räumte Chlodwig nach und nach alle ſeine Verwandten aus dem Wege, und weil er meinte, es möchten doch wohl noch einige irgendwo verſteckt ſein, die ihm ſpäter die Herrſchaft ſtreitig machen könnten, ſtellte er ſich nun tief betrübt darüber, daß er ſo einſam und ohne alle Verwandten daſtehe, indem er hoffte, auf dieſe Weiſe zu erfahren, ob vielleicht noch einer derſelben übrig geblieben ſei, um ihn alsdann ebenfalls zu tödten. In ſolcher Weiſe verſchaffte er ſich die Herrſchaft über ganz Gallien; aber nicht lange genoß er die Früchte ſeiner Ränke; denn er ſtarb bereits im Jahre 511, im fünfundvierzigſten Jahre ſeines Lebens, und ward zu Paris begraben in der Kirche, die er daſelbſt den Apoſteln zur Ehre nach dem Kriege gegen die Weſtgothen hatte erbauen laſſen.

---

§. 2. Die Oſtgothen in Italien. — Theoderich der Große. — Beliſarius und Narſes.

Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches genoß Italien unter der weiſen und milden Herrſchaft Odoachers (Th. I. S. 727) eines Glückes, wie es ſich ſeit langer Zeit nicht hatte zu erfreuen gehabt. Der oſtrömiſche Kaiſer Zeno erkannte ihn unter dem Titel eines römiſchen

Patricius als König von Italien an, und um sich in der Herrschaft zu behaupten, wies Odoacher nun seinen Truppen nach altgermanischer Sitte statt des bisher ihnen gezahlten Soldes den dritten Theil des Landes an. Dadurch wurden aber nur die größeren Grundbesitzer getroffen, und auch diese litten nicht bedeutend, da in Italien genug verödetes Land war, welches er seinen Truppen austheilen konnte. Dabei achtete er überall die bestehenden Gesetze und Staatseinrichtungen; die höchsten Stellen an seinem Hofe besetzte er mit Römern, und bald suchten und fanden die edelsten derselben bei ihm Zuflucht. Er beschützte die Küstenländer gegen die Angriffe der Vandalen, mit denen er einen Vertrag schloß, und überall begann der Wohlstand Italiens neu aufzublühen. Zum Schutze des Landes unternahm er einen Zug gegen das wilde germanische Volk der Rugier, die Oesterreich, Salzburg, Tyrol und das obere Italien durch ihre Einfälle in Schrecken setzten. Aus Oesterreich führte er die dort ansässigen Römer nach Italien, weil er sie in so weiter Entfernung nicht zu schützen vermochte; er besiegte die Rugier, nahm ihren König gefangen und führte Viele von ihnen nach Italien; der größte Theil dieses Volkes aber wendete sich unter Friedrich, dem Sohne des gefangenen Königs, zu dem Ostgothenkönig Theoderich, ihn zum Kampfe gegen Odoacher auffordernd.

Als sich die Ostgothen nach Attila's Tode von der Herrschaft der Hunnen frei machten, hatten sie sich im westlichen Ungarn niedergelassen und sich auch dem oströmischen Reiche so furchtbar gemacht, daß der Kaiser ihnen einen Tribut bewilligen mußte. Wegen desselben kam es zu einem Kriege mit dem Kaiser Leo I., und bei dem Friedensschlusse schickte der Ostgothenkönig Theodemir seinen damals erst siebenjährigen Sohn Theoderich als Geißel nach Constantinopel. Dort blieb der Knabe eilf Jahre lang und wurde sorgfältig erzogen; was aber das Schönste war, er bewahrte sich Reinheit des Herzens inmitten der verderbtesten und lasterhaftesten Umgebung. So kehrte er zu seinem Vater zurück, und durch Tapferkeit und glückliche Kämpfe gegen die Slaven erwarb er sich bald in so hohem Grade die Liebe und Bewunderung der Gothen, daß sie ihn bei dem kurz darauf erfolgten Tode seines Vaters zu ihrem Herrscher erwählten. Leo's Nachfolger Zeno räumte ihm einen Theil von Mösien, dem jetzigen Serbien und Bulgarien, ein, um ihn für sich zu gewinnen; aber doch schien ihm die Nachbarschaft des jungen, kriegs- und unternehmungslustigen Herrschers zu gefährlich, als daß ihm nicht jede Gelegenheit hätte erwünscht sein sollen, um ihn aus seiner Nähe zu entfernen. Eine solche bot sich ihm dar, als der geflüchtete König der Rugier den Theoderich zum Bunde gegen Odoacher aufforderte; Zeno schlug ihm vor, darauf einzugehen und Italien in Besitz zu nehmen, und da es den Ostgothen ohnedies in ihrem, seit den Einfällen der Hunnen noch großen-

theils öde liegenden Lande nicht besonders gefiel, so brach Theoderich im Jahre 488 mit seinem ganzen Volke aus der Heimath auf. Es waren 200,000 waffenfähige Männer, und sie führten Weiber und Kinder und alle ihre Habe und Gut mit sich fort. Nicht ohne harten Kampf drangen sie nach Italien vor, und erst im Frühling des folgenden Jahres überstiegen sie die Alpen. Auf die Kunde von ihrer Annäherung zog ihnen Odoacher entgegen; aber er wurde am Isonzo geschlagen und zog sich in die Gegend von Verona zurück. Doch auch hier vermochte er ihnen nicht zu widerstehen. Er erlitt eine neue, noch furchtbarere Niederlage, und Theoderich drang bis Mailand und Pavia vor. Dennoch setzte Odoacher den Kampf muthig fort; er wurde indessen an der Adda zum dritten Male gänzlich geschlagen (490) und mußte in seiner stark befestigten Residenz Ravenna Zuflucht suchen. Drei Jahre lang vertheidigte er sich hier noch mit der größten Tapferkeit; aber endlich unterlag er doch der Uebermacht Theoderichs. Im Februar 493 mußte er sich ihm ergeben, und Theoderich sicherte ihm Freiheit und Leben zu; doch schon wenige Tage nach seinem Einzuge in Ravenna ließ ihn derselbe sammt seinem Sohne und mehreren seiner Angehörigen bei einem Gastmahle ermorden, unter dem Vorwande, daß er ihm nach dem Leben getrachtet habe.

Nun nannte sich Theoderich König von Italien, und der oströmische Kaiser Anastasius erkannte ihn als Beherrscher des neuen ostgothischen Reiches an. Dasselbe umfaßte bald nicht nur Italien und Sicilien, sondern auch einen Theil des südlichen Galliens, die Alpenländer bis zur Donau hin, und im Osten erstreckte es sich bis Belgrad. Mit Kraft, Milde und Weisheit beherrschte Theoderich dies große Reich von Ravenna und Verona aus, und wie sein Name in der Geschichte mit Ehren genannt wird, so ist er auch von den Dichtern unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) in Heldenliedern hoch gefeiert worden. Nur selten wurde während seiner langen Regierung der Friede unterbrochen; denn er stand bei den germanischen Völkern in zu hoher Achtung, als daß sie es hätten wagen sollen, gegen ihn einen Krieg zu beginnen; auch war er mit den mächtigsten germanischen Fürsten durch verwandtschaftliche Verhältnisse verbunden. Er selbst war in zweiter Ehe mit Chlodwigs Schwester Audifleda vermählt; von seinen Töchtern gab er die eine dem Westgothenkönig Alarich, die andere dem burgundischen Fürsten Sigismund zur Ehe; seine Schwester Amalafrida verheirathete er mit dem Vandalenkönig Thrasamund und ihre Tochter Amalaberga mit dem Thüringerfürsten Hermanfried. Zwar gab auch er seinen Gothen den dritten Theil des Landes; aber dadurch brauchte er den Römern nicht beschwerlich zu werden, da er seine Krieger mit dem befriedigen konnte, was den Soldaten Odoachers genommen wurde. Dabei behielt er alle römischen Staatseinrichtungen und Gesetze bei, und mit großem Geschick wußte er

die edelsten Römer herauszufinden und sie als Rathgeber in seine Nähe zu ziehen, wie er ihnen auch die Leitung der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung übertrug. Den edlen Cassiodorus, der schon unter Odoacher wichtige Staatsämter bekleidet, nach dem Sturze desselben aber sich auf seine Güter in Lucanien zurückgezogen hatte, machte er zu seinem ersten Minister.*) Das Heer aber bildeten fort und fort die Gothen allein, denen er auch ihre alte Verfassung ließ; die Römer waren der Bürgerstand. Auf alle Weise beförderte Theoderich Ackerbau, Gewerbe und Künste, und ebenso lag ihm die Erhaltung der römischen Gelehrsamkeit und Bildung stets am Herzen. Im Jahre 500 kam er zum ersten Male nach Rom. Der Anblick der herrlichen Prachtgebäude und Kunstwerke machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und er konnte sie nicht ohne Bewunderung und Rührung betrachten. Vieles war in Trümmer gesunken, und er setzte deshalb große Summen aus, um es wiederherzustellen und das noch Erhaltene vor dem Verfall zu bewahren. Er war Arianer, wie sein ganzes Volk; die Römer waren Katholiken; aber so leidenschaftlich sich auch anderwärts die verschiedenen christlichen Religionsparteien befeindeten, Theoderich war weit entfernt davon, die Katholiken zu verfolgen, oder die römische Kirche in ihren Rechten zu kränken. So beglückte er sein Reich bis in die letzten Jahre seines Lebens durch eine weise und milde Regierung; aber die Römer lohnten ihm mit dem schwärzesten Undank. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß sie von einem Barbaren und Arianer beherrscht wurden, und als nun in Constantinopel ein Kaiser auf den Thron kam, der sich zur katholischen Kirche bekannte, da regte sich in Vielen die Sehnsucht, unter seine Herrschaft zu kommen. Das konnte Theoderich nicht verborgen bleiben, und der Unmuth über solchen Undank erfüllte das Gemüth des bis dahin so milden und gerechten Mannes mit Bitterkeit und Mißtrauen, durch die er sich zu tyrannischer Härte und Willkür verleiten ließ. Im Orient wurden jetzt die Arianer grausam verfolgt, und er erkannte es deshalb für Pflicht, sich seiner bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen. Er forderte, daß ihnen die Kirchen zurückgegeben würden, die man ihnen entrissen hatte, und sandte den römischen Bischof Johannes mit mehreren angesehenen Männern an den Kaiser, um deshalb zu unter-

*) Im Jahre 539 zog sich Cassiodorus in das von ihm gegründete Kloster Vivarese in Calabrien zurück, wo er sich besonders mit theologischen Studien beschäftigte und bis an seinen, in einem Alter von mehr als hundert Jahren um d. J. 577 erfolgten Tod für die Erhaltung und Verbreitung gelehrter und wissenschaftlicher Kenntnisse unabläßig thätig war. Seine Geschichte der Gothen ist leider verloren gegangen; wir besitzen aber von ihm noch 12 Bücher von Briefen, so wie von amtlichen Schreiben und Verordnungen, die er im Auftrage des Theoderich und seiner Nachfolger abgefaßt hat, und die für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig sind.

handeln. Johannes wurde in Conſtantinopel mit Ehrenbezeugungen überhäuft, ſeine Vermittlung aber entſchieden zurückgewieſen. Dies machte Theoderich ſo argwöhniſch, daß er ihn bei ſeiner Rückkehr nach Ravenna in's Gefängniß werfen ließ. Sein Argwohn war nun einmal rege geworden, und um ſo leichter ſchenkte er der Anklage gegen einen angeſehenen römiſchen Senator auf verrätheriſche Verbindung mit dem Kaiſer Glauben. Boëthius, ein anderer Senator, übernahm die Vertheidigung des Angeklagten. Er hatte ſich durch Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit das volle Vertrauen Theoderichs erworben; aber durch ſeine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe hatte er ſich auch die Feindſchaft vieler ſchlechten Menſchen zugezogen. Dieſe benutzten es, daß er in der Vertheidigungsrede geäußert hatte, „er und alle Senatoren wären des Verrathes gerade eben ſo ſchuldig, wie der Angeklagte", um auch ihn zu verdächtigen. Theoderich entſetzte ihn aller ſeiner Würden, verwies ihn aus Rom, ließ ihn dann in's Gefängniß werfen und endlich nach langer, harter Gefangenſchaft hinrichten. Im Kerker ſuchte und fand Boëthius Troſt in der Beſchäftigung mit der Philoſophie, und er verfaßte daſelbſt fünf Bücher in Geſprächsform unter dem Titel: „Troſt der Philoſophie", die noch bis auf unſre Tage erhalten ſind. Er unterredet ſich darin mit der Philoſophie, und dieſe belehrt ihn in edler, würdiger Sprache darüber, wie wandelbar alles menſchliche Glück ſei, und wie die einzige Sicherheit nur in der Tugend könne gefunden werden. Zu dem höheren Troſte, den wahres Chriſtenthum allein zu geben vermag, vermochte er ſich freilich nicht zu erheben. In ſein trauriges Geſchick wurde auch ſein greiſer Schwiegervater Symmachus verwickelt, der über ſeine Hinrichtung gemurrt hatte; auch er mußte den Tod erleiden. Theoderich ſelbſt erkannte bald ſein Unrecht, und die tiefe Reue, die er darüber empfand, verbitterte ihm die letzten Tage ſeines Lebens. Er ſtarb kurz nachher im Jahre 526.

Nur Theoderichs großer Geiſt hatte ſein Reich kräftig zuſammenzuhalten vermocht; nach ſeinem Tode ging es bald ſeinem Untergange entgegen. Er hinterließ keinen Sohn, der nach ihm hätte die Herrſchaft übernehmen können, ſondern nur zwei Enkel, von denen der eine, Amalarich, der Sohn ſeiner Tochter Theudegotha, die mit Alarich vermählt geweſen war, Spanien erhielt, während Italien dem Athalarich, dem Sohne ſeiner dritten Tochter Amalaſuntha, zufiel, welche er mit einem edlen Gothen, dem Eutharich, vermählt hatte. Da Eutharich ſchon vor Theoderichs Tode geſtorben war, übernahm Amalaſuntha die Regierung für ihren unmündigen Sohn. Sie war eine hochgebildete Frau, und darum fühlte ſie ſich natürlich mehr zu den Römern hingezogen, als zu den Gothen, und ſuchte jene auf alle Weiſe für ſich zu gewinnen. Sie beſchenkte die Verwandten des Boëthius und Symmachus, und überhaupt ſuchte ſie das Unrecht, das Theoderich in der letzten Zeit ſeines Lebens

vielfach den Römern angethan hatte, auf alle Weise wieder gut zu machen. Dadurch verdarb sie es nun schon mit den Gothen; vollends aber erbitterte sie dieselben dadurch, daß sie den jungen Athalarich nicht in den Waffen üben, sondern in den Wissenschaften unterrichten ließ. Endlich wurde sie gezwungen, ihn doch dem Umgange mit den vornehmen jungen Gothen zu überlassen; aber sein schwacher Körper unterlag bald dem wilden Leben, in welches er von ihnen mit hineingerissen wurde, und erst sechszehn Jahre alt, starb er im Jahre 534. Amalasuntha war auch nach seinem Tode keineswegs Willens, die Regierung niederzulegen; weil sie aber erkannte, daß die Herrschaft eines Weibes den Gothen immer verhaßter wurde, vermählte sie sich mit ihrem Vetter Theodat, dem Sohne von Theoderichs Schwester Amalafrida. Theodat war sehr gebildet, wie Amalasuntha; aber mit der römischen Bildung waren auch die unter den damaligen Römern herrschenden Laster auf ihn übergegangen. Er lebte damals als Privatmann auf seinen weitläufigen Landgütern, und Amalasuntha hatte gehofft, er würde sich aus Dankbarkeit mit dem Scheine der Herrschaft begnügen, und sie würde im vollen Besitze der Macht bleiben. Nur zu bald fand sie sich bitter getäuscht. Er entfernte sie gänzlich vom Hofe und schickte sie auf eine Insel im Lago di Bolsena, wo er sie im Bade erdrosseln ließ.

Amalasuntha hatte beständig in freundschaftlicher Verbindung mit dem oströmischen Kaiserhofe gestanden, und ihre Ermordung gab daher dem damaligen Kaiser Justinianus erwünschte Gelegenheit, unter dem Vorwande, er wolle ihren Tod rächen, dem feigen Theodat den Krieg zu erklären, um so den längst gehegten Wunsch der Wiederunterwerfung Italiens zu erfüllen. Die Führung dieses Krieges übertrug er seinem großen Feldherrn Belisarius.

Belisarius war ein seltener Mann. Er war ein geborner Illyrier und gehörte einer edlen thracischen Familie an. Milde und Biederkeit leuchteten aus den edlen Zügen seines schönen Gesichtes; Mäßigkeit und Keuschheit zeichneten ihn vor Vielen aus, und seinem Kaiser war er mit unerschütterlicher Treue ergeben. Im Kriege that er sich durch ungewöhnliche Tapferkeit hervor, und wie er schon durch seine hohe, kräftige Gestalt den Soldaten Ehrfurcht einflößte, so gewann er sie noch mehr durch seine Freigebigkeit und die Festigkeit seines Charakters. Wenn man es ihm dabei zum Vorwurf gemacht hat, daß er es nicht verschmähte, sich zu bereichern, wo sich ihm eine Gelegenheit dazu darbot, so findet dies wenigstens zum Theil eine Entschuldigung darin, daß er genöthigt war, auf eigene Kosten eine bedeutende Leibwache zu unterhalten. Weniger zu entschuldigen ist seine übergroße Nachgiebigkeit und Schwäche gegen seine Gattin Antonina, eine Freundin der Kaiserin Theodora. Dieselbe war von niederer Abkunft, durch nichts, als durch Schönheit

ausgezeichnet, ein laſterhaftes, ränkevolles und herrſchſüchtiges Weib. Sie begleitete ihn auf allen ſeinen Feldzügen, nicht aus Zuneigung, ſondern um ihn deſto beſſer beherrſchen zu können, und die völlige Abhängigkeit, in welcher der ſonſt ſo große Mann von ihr ſtand, giebt einen traurigen Beweis davon, wie groß damals die Macht und der Einfluß ränkeſüchtiger Weiber am Hofe zu Conſtantinopel war.

Anfänglich diente Beliſarius unter der kaiſerlichen Leibwache; dann aber wurde ihm in einem Kriege gegen die Perſer der Oberbefehl über ein 25,000 Mann ſtarkes Heer übertragen, und er erfocht mit demſelben über ein faſt doppelt ſo großes feindliches Heer einen glänzenden Sieg. Noch herrlichere Lorbeeren erwarb er ſich in einem Kriege gegen die Vandalen in Afrika. Dies kriegeriſche Volk war in ſeiner neuen Heimath ſchnell entartet; die leicht erworbenen Reichthümer waren ihm eine Quelle des Verderbens geworden, und in üppigem, ſchwelgeriſchem Leben und Sinnengenuß aller Art waren die kräftigen Naturen unter dem heißen Himmel Afrika's bald entnervt. So lange Geiſerich lebte, reichte zwar der Schrecken vor ſeinem Namen hin, die benachbarten Völker von jedem feindlichen Angriff zurückzuhalten, obwohl die Zahl der waffenfähigen Männer, die er nach Afrika hinübergeführt hatte, funfzigtauſend nicht überſtieg; aber kaum war er todt, ſo begannen auch die umwohnenden Numidier und Mauretanier die Vandalen durch fortwährende Einfälle zu beunruhigen. Auch die römiſche Bevölkerung wurde auf's höchſte erbittert; denn da ſie ſich zur katholiſchen Kirche bekannte, wurde ſie von den arianiſchen Vandalen mit der herzloſeſten Grauſamkeit verfolgt. Beſonders furchtbar war dieſe Verfolgung unter Geiſerichs Sohn Hunnerich.

An fünftauſend Geiſtliche und andere, durch ihren Eifer für die katholiſche Kirche ausgezeichnete Männer wurden zur Verbannung in eine afrikaniſche Wüſte verurtheilt; aber der Glaubensmuth und die Standhaftigkeit, mit der ſie freudig die härteſte Behandlung erduldeten, die unerſchütterliche Feſtigkeit, mit der ſie allen Lockungen zum Abfall widerſtanden, erhöhte nur den Muth ihrer Glaubensgenoſſen. Auch unter den beiden folgenden Königen, Guntamund, dem Brudersſohne Hunnerichs, und deſſen Bruder Thraſamund, währten die Bedrückungen, wenn auch nicht in ſo furchtbarem Grade, fort, und als der milde, aber ſchwache Hilderich, der im J. 523 auf den Thron kam, dieſelben einſtellte, erregte er dadurch die Unzufriedenheit der Vandalen. Dies benutzte Gelimer, ein Urenkel Geiſerichs. Er erregte einen Aufruhr gegen Hilderich, ließ ihn in's Gefängniß werfen, machte ſich ſelbſt zum König und verfolgte von Neuem die Katholiken mit großer Härte. Deren nahm ſich nun Juſtinianus an und erließ ein heftiges Schreiben an Gelimer. Dieſer antwortete jedoch mit Beleidigungen und verfolgte die Katholiken nur um ſo härter, ſo daß der Kaiſer, der ſchon längſt auf die Wiederunter-

werfung Afrika's gedacht hatte, den Krieg gegen ihn beschloß. Mit den ausgedehntesten Vollmachten schickte er den Belisarius nach Afrika. Freilich war das Heer desselben nur funfzehntausend Mann stark; aber seine Feldherrnklugheit ersetzte die fehlende Heeresmacht. Als er in Afrika gelandet war, ließ er den Bewohnern des Landes erklären, er komme nicht als ihr Feind, sondern als ihr Befreier, und dadurch gewann er bald Alles für sich. Schon war er bis vier Stunden vor Karthago vorgedrungen, als es dem Gelimer erst gelungen war, sein Heer zusammen zu bringen, um ihm entgegen zu ziehen; aber er vermochte ihm nicht zu widerstehen und mußte in das Innere des Landes fliehen. Siegreich zog Belisarius in Karthago ein; er schlug den Gelimer noch in einer neuen Schlacht, und in drei Monaten hatte er das ganze Reich unterworfen. Auch Sardinien, Corsika und die Balearen unterwarfen sich ihm; Gelimer aber floh nach dem Atlasgebirge, wo er sich in einem festen Bergschlosse zu behaupten suchte. Im Frühling des folgenden Jahres (534) schickte Belisarius eine Heeresabtheilung dorthin und ließ ihn belagern; Gelimer aber zeigte sich im Unglück größer, als im Glück. Der an ein weichliches, schwelgerisches Leben gewöhnte Mann ertrug drei Monate lang mit wahrem Heldenmuth den drückendsten Mangel, und als ihn der griechische Feldherr zur Uebergabe auffordern ließ, erklärte er, er wolle nicht der Sklave eines ungerechten Feindes sein, und erbat sich nur ein Brot, um seinen Hunger zu stillen, einen Schwamm, um seine Thränen zu trocknen, und eine Cither, um seinen Gram zu zerstreuen. Die eigene Noth vermochte ihn nicht zu beugen; aber das Elend seiner miteingeschlossenen Verwandten brach ihm das Herz, und als Belisarius ihm billige Bedingungen anbot, ergab er sich. Mit reichen Schätzen beladen und mit einer großen Zahl von Gefangenen kehrte Belisarius nach Constantinopel zurück, und der Kaiser bewilligte ihm die Ehre des Triumphes. Das war eine Auszeichnung, die seit den Zeiten des Tiberius keinem Feldherrn zu Theil geworden war; vielmehr hatten die Kaiser sie immer sich selbst vorbehalten; Belisarius ging deshalb auch aus Bescheidenheit bei dem Triumphzuge zu Fuß, und als er vor den Kaiser kam, warf er sich demselben zu Füßen. Unter den Gefangenen, die ihm folgten, befand sich auch Gelimer. Auch er warf sich, dem Rathe des Belisarius folgend, dem Kaiser zu Füßen; aber keine Thräne kam in sein Auge, und er sprach nur leise: „O, es ist doch Alles eitel!" Justinianus behandelte ihn übrigens mit großer Milde. Er wies ihm bedeutende Landgüter in Galatien an, wo der einst so mächtige Herrscher im Kreise seiner Familie sein Leben beschloß. Die Vandalen aber verschwinden seitdem gänzlich aus der Geschichte. Die Gefangenen und viele Andere traten in das römische Heer und wurden nach der persischen Gränze geschickt; die aber, welche in Afrika zurückgeblieben waren, verloren sich unter den dortigen Landesbewohnern.

Bald darauf geschah es nun, daß Amalasuntha ermordet wurde, und alsbald wurde Belisarius von Justinianus mit einem Heere abgesandt, um dafür Rache zu nehmen. Freilich war sein Heer nicht über siebentausend Mann stark; aber gleichwohl landete er mit demselben im Jahre 535 in Sicilien, und noch in dem nämlichen Jahre hatte er den größten Theil der Insel sammt der Hauptstadt Syrakus erobert. Schon jetzt würde er nach Italien hinübergegangen sein, wäre nicht in Afrika ein Aufstand ausgebrochen, der seine Anwesenheit daselbst dringend nöthig machte; es gelang ihm jedoch, in kurzer Zeit denselben glücklich zu unterdrücken, und so konnte er doch schon im Herbste des folgenden Jahres nach Italien hinübergehen. Alle Städte in Unteritalien öffneten ihm freiwillig die Thore, nur Neapel leistete hartnäckigen Widerstand; aber schon nach wenigen Tagen gelang es ihm, durch eine Wasserleitung in die Stadt einzudringen, und sie wurde nun von den rohen Barbarenhorden, die sein Heer bildeten, rein ausgeplündert. So begann ein Krieg, unter welchem Italien auf das furchtbarste litt. Nichts war den rohen Schaaren ehrwürdig; nichts wurde verschont. Die herrlichsten Kunstdenkmäler wurden zerstört; Bildsäulen wurden zerschlagen, das Erz eingeschmolzen und zu Wurfmaschinen gebraucht; Grabmäler wurden in Thürme verwandelt, Wasserleitungen abgebrochen oder als Mauern gebraucht; Landstraßen wurden aufgerissen, und Mangel und Elend lasteten drückend auf der Bevölkerung. Belisarius drang unaufhaltsam und Alles verheerend vor, und doch schämte sich Theodat nicht, an Justinianus zu schreiben, er habe weder Neigung noch Geschick, sein Heer selbst gegen den Feind zu führen. Da setzten die Gothen den Feigling ab und wählten den tapfern Vitiges zum König. Theodat wollte nach Ravenna fliehen; er wurde aber eingeholt und auf Befehl des Vitiges getödtet. Auch dieser vermochte indessen nicht, dem sinkenden Gothenreiche Rettung zu bringen. Belisarius zog in Rom ein; aber er war nicht im Stande, mit seinen acht- bis zehntausend Mann dem zehnfach überlegenen gothischen Heere in freiem Felde die Spitze zu bieten; er ließ sich daher in Rom einschließen, und daselbst vertheidigte er sich den ganzen Winter hindurch gegen die gothische Uebermacht. Endlich schickte ihm der Kaiser ein Heer unter seinem Kammerherrn Narses zu Hülfe. Dieser aber war ein sehr neidischer Mann; er weigerte sich, dem Belisarius zu gehorchen, und so kam es, daß die blühende Stadt Mailand von den mit den Gothen verbündeten Burgundern erobert wurde, ehe Belisarius und Narses Hülfe brachten. Die Stadt wurde auf's furchtbarste verwüstet, die ganze männliche Bevölkerung niedergehauen, die weibliche in die Sklaverei geschleppt. Da rief Justinianus den Narses wieder ab, und Belisarius erhielt von Neuem den Oberbefehl über das ganze Heer; indessen aber wandte sich Vitiges an den Kaiser und knüpfte Unterhandlungen mit ihm

an, und Justinianus bewilligte ihm, daß er die Länder nördlich vom Po mit dem Königstitel behielt. Davon wollte jedoch Belisarius durchaus nichts wissen; er verweigerte dem Vertrage seine Unterschrift und ließ sich in der bereits begonnenen Belagerung von Ravenna nicht stören. — Inzwischen hatte sich Vitiges bei den Gothen eben so verhaßt gemacht, wie Theodat, und da sie nun sahen, daß Belisarius mit dem Kaiser in gespanntem Verhältnisse lebte, so hofften sie, er würde sich zum unabhängigen Herrn von Italien machen, und dann würden sie doch das größte Ansehen behalten. Belisarius bestärkte sie in ihrer Meinung, und so übergaben sie ihm Ravenna, das er sonst schwerlich so leicht hätte erobern können; aber bald zeigte er, daß er nicht daran gedacht habe, vom Kaiser abzufallen. Justinianus rief ihn zurück, um ihn für den Krieg gegen die Perser zu gebrauchen, und willig gehorchte Belisarius dem Befehle; Vitiges und die übrigen Gefangenen begleiteten ihn, und auch die unermeßlichen Schätze nahm er mit, welche in Ravenna in seine Hände gefallen waren.

In demselben Jahre machten die Perser einen feindlichen Einfall in das griechische Reich. Alles verheerend, drangen sie unter ihrem Könige Koshru Nushirvan in Syrien ein, zerstörten die Städte des Landes und schleppten die Bewohner in die Gefangenschaft; auch Antiochia wurde von ihnen so gänzlich zerstört, daß nur die Mauern und eine einzige Kirche erhalten blieben. Belisarius wurde gegen ihn gesandt. Zwei Jahre lang kämpfte er gegen die Perser; aber beendigen konnte er den Krieg nicht. Er war in Zwist mit seiner schändlichen Gemahlin Antonina gerathen, und durch ihre Ränke kam es dahin, daß er in Constantinopel angeklagt wurde, er hätte sich während einer Krankheit Justinians unehrerbietige Reden über die Kaiserin erlaubt. Er wurde abberufen und mußte, fast seines ganzen Vermögens beraubt, zwei Jahre lang als Privatmann in Constantinopel leben; der Kaiser aber erkaufte von den Persern einen schimpflichen Frieden.

Unterdessen hatten die Gothen in Italien wieder Muth gewonnen, und unter der Anführung ihres tapferen Königs Totilas unterwarfen sie sich fast das ganze Land. Schon bedrohte derselbe Rom, als Justinianus sich endlich entschloß, den Belisarius von Neuem gegen ihn zu schicken. Er hatte ihm aber weder ein bedeutendes Heer, noch hinreichende Geldmittel gegeben, und vergebens bat ihn Belisarius auf's dringendste um Verstärkung. So konnte derselbe es nicht verhindern, daß Totilas in den Besitz Roms kam; doch bald darauf gelang es ihm, die Stadt zu überrumpeln und sich darin festzusetzen, und fünf Jahre lang führte er den Krieg gegen die Gothen fort. Da er aber durchaus vom Kaiser keine Verstärkung erhalten konnte, bat er endlich selbst um seine Zurückberufung, die ihm auch nicht verweigert wurde, und kehrte nach Constan-

tinopel zurück. Alsbald gelangte Totilas wieder in den Beſitz von Rom, und er behandelte die Stadt mit weiſer Schonung. Reichlich ließ er Lebensmittel austheilen; er rief die entflohenen Bürger der Stadt zurück und feierte glänzende Spiele im Circus, um den Römern nach ſo langen Drangſalen Erholung zu verſchaffen. So gewann er Alles durch ſeine Milde; gleichzeitig aber ließ er dem Kaiſer fortwährend Friedensanträge machen; doch dieſer wollte davon nichts wiſſen, ſondern ſandte vielmehr im Jahre 552 den Narſes mit einem großen Heere und ausgedehnten Vollmachten nach Italien. Narſes war ein kleiner, ſchwächlicher Mann; aber ſein Ehrfurcht gebietender Blick verrieth den hohen, kräftigen Geiſt, der in ihm wohnte. Er zwang den Totilas in den Apenninen bei Taginae zwiſchen Gubbio und Nocera zu einer Schlacht, und obwohl die Gothen mit der größten Tapferkeit fochten, ſo gewann er doch einen vollſtändigen Sieg. Totilas fand den Heldentod, und ſechstauſend Gothen bedeckten mit ihm das Schlachtfeld. Zwar erwählten die Gothen ihrem gefallenen Könige einen eben ſo würdigen Nachfolger, den Tejas; aber auch dieſer vermochte ſich gegen Narſes nicht lange zu behaupten. Er zog nach Cumä in Campanien, wo die Schätze des Totilas ſich befanden, und vermied jede Schlacht, indem er von den Franken Hülfe erwartete; aber Narſes wußte den Anführer ſeiner Flotte zum Abfall zu bewegen, und dadurch kamen die Gothen in ſolche Noth, daß ſie es vorzogen, den Heldentod zu ſuchen, als Hungers zu ſterben. So kam es denn zur Schlacht. Tejas kämpfte Allen muthig voran; endlich aber wurde er von einem feindlichen Geſchoſſe tödtlich in die Bruſt getroffen, als er eben ſeinen Schild wechſeln wollte, in welchem zwölf Wurfſpieße hingen. Doch auch als er gefallen war, kämpften die Gothen fort; ja, der Anblick ſeines Kopfes, den die Griechen auf einer Stange trugen, erfüllte ſie nur mit neuem Muthe. Mann an Mann kämpften ſie bis zum Abend, und auch am folgenden Tage erneuerten ſie die mörderiſche Schlacht. Erſt am dritten Tage ließen ſie Narſes ſagen, ſie ſähen, daß Gott nicht mit ihnen wäre; aber doch wollten ſie lieber ſterben, als ſich ergeben, und da ihnen Narſes nun, ihre Tapferkeit bewundernd, freien Abzug und den Beſitz ihrer Habe bewilligte, legten ſie endlich die Waffen nieder. — So war im Jahre 553 das oſtgothiſche Reich in Italien nach rühmlichem Kampfe zu Grunde gegangen. Zwar dauerten die Kämpfe mit den letzten Reſten der Gothen, welche die Franken und Alemannen zu Hülfe gerufen hatten, noch einige Zeit fort; aber im Jahre 555 waren dieſelben gänzlich beendigt. Die Oſtgothen verſchwinden ſeitdem völlig aus der Geſchichte; das furchtbar verödete Italien aber wurde wieder römiſche Provinz und von Ravenna aus durch einen kaiſerlichen Statthalter verwaltet, der ſpäterhin den Titel Exarch führte.

Beliſarius war nach ſeiner Rückkehr aus Italien zum Oberfeldherrn

für den Orient ernannt worden; aber Juſtinianus behielt ihn in Conſtantinopel, weil er ihn wegen ſeines großen Einfluſſes und ſeiner Reichthümer fürchtete. Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens fand der greiſe Feldherr eine Gelegenheit, dem Kaiſer ſeine Treue zu beweiſen. Wilde Barbarenſchwärme drangen im J. 559 über die Donau durch die Päſſe des Balkan nach Thracien und bis zum Engpaß von Thermopylä; der Hauptſchwarm aber rückte gerade auf Conſtantinopel los. Da raffte Beliſarius in der Eile ein Heer aus Bürgern und flüchtigem Landvolke zuſammen, zog gegen die Barbaren, trieb ſie über die Donau zurück, und Conſtantinopel war gerettet. So große Verdienſte er ſich auch dadurch noch in ſeinem hohen Alter um den Kaiſer erwarb, ſo mußte er es doch noch erleben, daß er des Verrathes beſchuldigt wurde. Es ward eine Verſchwörung gegen den Kaiſer entdeckt, und einige der Verſchwornen ſagten aus Neid gegen Beliſarius aus. So ſehr es den vielgeprüften Greis auch kränkte, der Theilnahme an einem Verbrechen beſchuldigt zu werden, das er verabſcheute, ſo hielt er es doch unter ſeiner Würde, ſich zu verantworten, und der Kaiſer entſetzte ihn aller ſeiner Ehren und ließ ihn in ſeiner Wohnung gefangen halten. Freilich erkannte Juſtinianus bald ſein Unrecht, und ſchon nach einem halben Jahre wurde Beliſarius in alle ſeine Würden wieder eingeſetzt; aber der Schmerz über ſo ſchmähliche Verkennung hatte dem Greiſe das Herz gebrochen, und ſchon acht Monate ſpäter ſtarb er (565). Die ränkeſüchtige Antonina überlebte ihn noch längere Zeit und zog ſich in ein Kloſter zurück; Beliſars großes Vermögen aber wurde vom Kaiſer eingezogen unter dem Vorwande, daß er keine Erben hinterlaſſen habe.

Spätere Schriftſteller und Dichter haben die Geſchichte der letzten Schickſale Beliſars vielfach entſtellt und ausgeſchmückt. Ein Schriftſteller des zwölften Jahrhunderts erzählt, als Beliſarius in Ungnade gefallen war, habe er, ein hölzernes Becken in der Hand, an einem öffentlichen Platze von Conſtantinopel die Vorübergehenden angefleht: „Gebt dem Beliſar, den die Tugend erhoben und der Neid geblendet hat, ein Almoſen!“ Dieſe Nachricht, die übrigens auch ganz unverbürgt iſt, da kein älterer Schriftſteller etwas davon erwähnt,*) hat dann ſpäter die Erfindung der Geſchichte veranlaßt, auf Befehl Juſtinians ſeien dem Beliſar die Augen ausgeſtochen worden, und von einem Knaben geleitet, habe der alte blinde Mann in den Straßen von Conſtantinopel ſein Brod gebettelt. Auch der Kunſt hat dieſe Sage mehrfach Stoff gegeben, und

*) Man hat vielfach geglaubt, es ſeien Münzen auf Beliſarius geprägt worden, welche die Thatſache veranſchaulichen, und namentlich hat man ihn auf Münzen Juſtinians ſehen wollen. Aber ächte antike Münzen dieſer Art giebt es ganz beſtimmt nicht, ſondern was man davon aufzuweiſen hat, gehört einer ſpätern Zeit an.

namentlich ſtellte der berühmte franzöſiſche Maler Gerard den blinden Beliſarius in einem herrlichen Gemälde dar.

---

§. 3. Die Longobarden in Italien. — Alboin und Roſamunde. — Theodelinde.

Nach dem Sturze des oſtgothiſchen Reiches verwaltete Narſes Italien als Statthalter des oſtrömiſchen Kaiſers; aber nicht lange blieb der Kaiſer im ungeſtörten Beſitze des Landes. Seit dem J. 526 waren den Longobarden Sitze in Ungarn eingeräumt worden; von Anfang aber lebten ſie in blutiger Fehde mit ihren Nachbarn, den Gepiden, die in Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei wohnten. Endlich verband ſich ihr kriegeriſcher König Alboin mit den Avaren, einem wilden tatariſchen Volke, das in die Gegenden der unteren Donau vorgedrungen war. Mit ihnen gemeinſchaftlich griff er die Gepiden an, und es kam im J. 565 zu einer mörderiſchen Schlacht. Kunimund, der König der Gepiden, fiel von Alboins Hand, und der größte Theil ſeines Volkes fand mit ihm in der Schlacht den Tod, ſo daß die Gepiden ſeitdem gänzlich aus der Geſchichte verſchwinden. Alboin zwang Kunimunds Tochter Roſamunde, ſich mit ihm zu vermählen; das Land der Gepiden aber überließ er den Avaren; denn er hatte beſchloſſen, ſich ſchönere Wohnſitze in Italien zu erobern.

Dorthin ſoll ihn der Sage zufolge Narſes ſelbſt gerufen haben. Dieſer verfuhr nämlich bei der Verwaltung des Landes mit ſo rückſichtsloſer Strenge, daß ſich die Römer endlich mit Beſchwerden an den Kaiſer Juſtinus, den Nachfolger Juſtinians, wandten, und derſelbe ſich veranlaßt ſah, ihn abzuberufen. Die Kaiſerin Sophia fügte der Abberufung, die ihn ohnedies ſchwer genug kränken mußte, noch empfindlichen Hohn hinzu. Sie überſandte ihm nämlich mit ſpöttiſcher Anſpielung darauf, daß er früher Kammerherr geweſen war, einen Spinnrocken und einen Weiberanzug, und er wurde darüber ſo aufgebracht, daß er ihr ſagen ließ, er wolle ihr einen Faden ſpinnen, an dem ſie lange werde abzuwickeln haben. Er ſchickte darauf an Alboin die ſchönſten Früchte aus Italien und ließ ihm ſagen, er ſolle nicht zögern, das herrliche Land in Beſitz zu nehmen, wo dieſelben wüchſen. Zwar bereute der Kaiſer bald die Abberufung des greiſen Feldherrn, und derſelbe kehrte, vom römiſchen Biſchof bewogen, nach Rom zurück; aber er ſtarb bald darauf.

Wir müſſen die Wahrheit dieſer Erzählung dahin geſtellt ſein laſſen; jedenfalls lag auch ohne die Ermunterung von Seiten des Narſes in den Verhältniſſen Italiens für Alboin Aufforderung genug zu einem Ein-

falle, und so drang er im Jahre 568, verstärkt durch die übrig gebliebenen Gepiden und 20,000 Sachsen, mit seinen wilden Kriegerschaaren in das Land ein. Mailand wurde erstürmt, und bald war Alboin Herr von ganz Oberitalien. Nur das feste Pavia widerstand ihm hartnäckig; drei Jahre lang mußte er es belagern, so daß er im Zorne schwor, er wolle die Stadt von der Erde vertilgen und weder Alter noch Geschlecht schonen. Dennoch entging Pavia diesem furchtbaren Schicksale. Als er es nämlich endlich erobert hatte, strauchelte sein Roß unter dem Thore des heiligen Johannes, durch welches er seinen Einzug hielt, und dieser Umstand, der ihm als üble Vorbedeutung erschien, erfüllte ihn mit abergläubischer Furcht. Das benutzte einer von seinen Begleitern, um ihn zu bewegen, daß er sein Vorhaben aufgab, und so war die Stadt gerettet, und sie wurde nachher Residenz der longobardischen Könige.

Nicht lange genoß Alboin die Früchte seiner Eroberungen. Seine Gemahlin Rosamunde verabscheute in ihm den Mörder ihres Vaters, und als er sie in trunkenem Uebermuthe bei einem Schmause zu Verona zwang, aus dem Hirnschädel Kunimunds zu trinken, den er zu seinem Trinkbecher gemacht hatte, beschloß sie seinen Tod. Sie gewann seinen Schildträger Helmichis dadurch, daß sie ihm für den Fall der Ermordung des Königs ihre Hand versprach, und ebenso brachte sie den Peredeo, einen der stärksten Männer unter den Longobarden, durch Gunstbezeugungen auf ihre Seite. Während nun Alboin eines Tages nach der Mahlzeit schlief, führte Helmichis den Peredeo zu ihm in das Zimmer. Alboin erwachte und griff nach seinem Schwerte, welches nie von seiner Seite kam; aber Rosamunde hatte dasselbe vorher an das Bettgestell festgebunden. Wüthend griff der König, da er es nicht losreißen konnte, nach einem Fußschemel und vertheidigte sich mit demselben, bis er unter den Streichen des Peredeo erlag, worauf man ihn unter der Treppe des Palastes begrub. Die Schuldigen entgingen übrigens der Strafe für ihren Frevel nicht. Helmichis und Rosamunde mußten nach wenigen Tagen vor dem erbitterten Volke fliehen und suchten Schutz in Ravenna bei dem Exarchen Longinus, dem Nachfolger des Narses, der sie bereitwillig aufnahm. Longinus trug der Rosamunde seine Hand an, und begierig, wieder zu einer Herrschaft zu gelangen, suchte sie nun den Helmichis aus dem Wege zu schaffen. Sie reichte ihm in einem Becher Gift, als er aus dem Bade stieg; aber Helmichis spürte alsbald die tödtliche Wirkung des Trankes, den er genossen hatte, und zwang sie mit gezücktem Schwerte, den Rest auszutrinken. So gaben beide gleichzeitig den Geist auf; Alboins Tochter aber, sowie die Schätze desselben, welche Rosamunde mit nach Ravenna gebracht hatte, sandte Longinus nach Constantinopel. Dorthin wurde auch Peredeo als Gefangener geschickt, und zuletzt sollen ihm die Augen ausgestochen worden sein. Vielfach wur-

BIBLIOTECA NAZ. ROMA

den dieſe Geſchichten in Liedern beſungen, und mögen auch manche Einzelnheiten derſelben der ausſchmückenden Sage angehören, ſo iſt doch jedenfalls gewiß, daß Roſamunde durch Genoſſen ihrer Schuld den Tod fand.

Alboins Nachfolger Kleph wurde nach einer Regierung von nur achtzehn Monaten wegen ſeiner Grauſamkeit ebenfalls ermordet, und zehn Jahre lang blieben die Longobarden nun ganz ohne König. Das Reich derſelben dehnte ſich indeſſen immer weiter in Italien aus; aber es entſtanden mancherlei Unordnungen, und deshalb wählten ſie Klephs inzwiſchen herangewachſenen Sohn Autharis im Jahre 584 zum Könige. Autharis ſchloß, um die Macht ſeines Reiches noch zu verſtärken, Freundſchaft mit Garibald, dem Herzoge der Bojoarier oder Baiern, welche zwiſchen den Alpen und der Donau wohnten und wahrſcheinlich Nachkommen der Markomannen waren, die in Böhmen an den Quellen der Elbe ihre Sitze gehabt hatten. An der Spitze einer Geſandtſchaft, die für ihn um die Hand der Theodelinde, der Tochter Garibalds, werben ſollte, begab er ſich unerkannt zu dieſem. Garibald willigte gern ein, und Theodelinde reichte ihm, als dem vermeintlichen Geſandten, auf ſeinen Wunſch einen gefüllten Becher. Er leerte denſelben, und als er ihn zurück gab, drückte er mit dem Finger die Hand der Braut und ſtreichelte ihr mit der andern Hand die Wange; jedoch gab er ſich nicht zu erkennen. Unter bairiſchem Ehrengeleite kehrte er wieder nach Hauſe zurück, und an der Gränze ſeines Landes ſchwang er mit gewaltigem Arme ſeine Streitaxt und warf ſie mit ſolcher Kraft in einen fern ſtehenden Baum, daß Alle ſtaunten; er aber rief aus: „Das ſind die Hiebe eines Königs der Longobarden.“ Schon wenige Jahre darauf ſtarb Autharis (590); aber Theodelinde hatte bereits die Gunſt des Volkes in ſo hohem Grade gewonnen, daß daſſelbe erklärte, der ſolle König ſein, dem ſie ihre Hand geben würde. Sie wählte den tapferen Agilulf, den Herzog von Turin, zu ihrem Gemahl, und freudig erkannten die Longobarden denſelben als ihren König an. Immer mehr befeſtigte ſich ſeitdem die Herrſchaft der Longobarden in Italien, beſonders ſeit ſie, die bisher Arianer waren, durch Theodelinde für die katholiſche Lehre gewonnen wurden, und ihr König Aiſtulph, der im Jahre 752 zur Regierung kam, machte dem Exarchat völlig ein Ende, indem er die letzten Beſitzungen deſſelben eroberte.

§. 4. Deutſchlands Bewohner.

Die Stürme der Völkerwanderung hatten, wie wir bereits geſehen haben, viele der ehemaligen Bewohner Deutſchlands veranlaßt, ſich neue Wohnſitze zu ſuchen. So waren die Markomannen aus Böhmen ge-

zogen, die Quaden aus Mähren, die Longobarden aus Mecklenburg und Pommern, die Vandalen aus der Lausitz, die Semnonen aus Brandenburg. Dagegen hatten sich über den ganzen Nordosten Europa's vom Ural bis zur Saale und vom adriatischen Meere bis zur Ostsee hin slavische Völkerschaften ausgebreitet. Schon um das Jahr 550 zogen slavische Stämme nach Böhmen und Mähren, und diese wurden Czechen oder Vorderslaven genannt. Als das thüringische Reich zerfiel, breiteten sich an der Saale bis zum Thüringerwalde hin die Sorben aus; zwischen Elbe und Oder setzten sich in der Oberlausitz die Milzener, in der Niederlausitz die Lusitzer fest (Luziza bezeichnet eine sumpfige Niederung); im Brandenburgischen waren die Ukern und an der Havel die Heveller, nördlich von ihnen bis an die Oder die Wilzen; im Mecklenburgischen saßen die Obotriten und östlich von ihnen die Pomoraner d. h. die am Meere Wohnenden; auch auf Rügen, in Lauenburg und Holstein wohnten obotritische Stämme.

Alle Slaven, so verschiedenen Stämmen sie auch angehören, sind von mittlerer Größe, starkem Knochenbau, derben Muskeln, glattem, meist hellem Haar, starken Backenknochen, stumpfer Nase und nicht so weißer Hautfarbe, wie die Germanen. Fast unempfindlich gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte, überhaupt gegen Schmerz und Beschwerden, ist der Slave genügsam und selten auf Verbesserung seiner Lage bedacht. Sie begnügten sich mit der dürftigsten Kleidung; im Winter trugen sie Felle, im Sommer leinene Gewänder; nur bei den Weibern zeigte sich Liebe zum Putz. Ihre Wohnungen waren elende Erdhütten von Flechtwerk, in Sümpfen oder auf sandigen Hügeln gelegen; Städte gab es nur wenige, wie Arkona auf Rügen. Wegen ihres Schmutzes waren sie so verrufen, daß man ihnen vorwarf, sie würden im ganzen Leben nur dreimal gewaschen, bei der Geburt, bei der Hochzeit und beim Tode. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich in Buchweizen, Hirse und anderen Feldfrüchten und einem berauschenden Getränke, dem Meth. Dabei waren sie sehr gewandt und fügsam und besonders geschickt, sich fremde Fertigkeiten anzueignen. Wie die Slaven jeden Fremden gastfrei aufnahmen, so ließen sie sich auch gern unter Fremden nieder und traten mit ihnen in Verkehr. Bis zum Leichtsinn heiter und fröhlich, liebten sie über Alles Gesang und Tanz und fröhliche Feste. Ihre Hauptbeschäftigung war Ackerbau und Bergbau; auch fehlt es nicht ganz an Spuren von Kunstfleiß; sie bildeten in Erz und Thon. — Das weibliche Geschlecht war bei ihnen eben so verachtet, wie bei den Culturvölkern Asiens. Die Mütter konnten ihre Töchter bald nach der Geburt tödten; besonders war dies bei den Pommern der Fall. Weiber verbrannten sich mit der Leiche ihrer Männer häufig auf demselben Scheiterhaufen. Vielweiberei war bei ihnen ganz gewöhnlich.

Wie in dem Leben der ſlaviſchen Stämme ſich nirgends das Gefühl für Schönheit und Würde offenbart, ſo auch nicht in ihrer Religion. Nicht alle Slaven verehrten dieſelben Gottheiten. Zu denen, deren Verehrung am weiteſten verbreitet war, gehörten Swantewit zu Arkona auf Rügen, Radegaſt zu Rhetra; bei den Slaven an der deutſchen Gränze Czernebog, der ſchwarze (böſe) Gott, und Bielbog, der weiße (gute) Gott; bei den Mähren und öſtlichen Slaven der Donnergott Perun (Perkun) und Lado, die Göttin der Schönheit und Liebe. Zum Dienſte der böſen Götter gehörte Zauberei, welche daher ſchwarze Kunſt genannt wurde. Ueberhaupt hatten die Slaven von den Göttern eben keine würdige Vorſtellungen, wie denn ſogar Menſchenopfer häufig waren; namentlich pflegte man die Gefangenen, wenn ſie nicht in die Sklaverei verkauft wurden, unter grauſamen Martern den Götzen zu opfern. An den Götterbildern war weder Schönheit noch Erhabenheit zu finden; es waren fratzenhafte Geſtalten, wie die indiſchen. Swantewit wurde dargeſtellt mit vier Köpfen mit künſtlich gekämmten Bärten und doppelter Bruſt, Czernebog als Löwe, Radegaſt mit einem Löwenkopfe, auf dem eine Gans ſaß, und mit einem Büffelkopf auf der Bruſt. Darſtellungen von ſcheußlichen Schlangen und Eidechſen umgaben die Götterbilder. Man verehrte die Götter in Tempeln, heiligen Hainen oder Gehegen, die man dadurch bildete, daß man Steine in einem Kreiſe um einen ungeheuren Felsblock legte, der als Altar diente. Die Slaven hatten zahlreiche Feſte, die meiſtentheils mit ausgelaſſener Fröhlichkeit gefeiert wurden; bei dem Feſte des Swantewit z. B. durfte Keiner nüchtern bleiben. Mit dem Dienſte der Götter war Zeichendeuterei verbunden; ſo weiſſagten zu Arkona die Prieſter Swantewits aus dem Tritte der heiligen Roſſe. Die Prieſter ſtanden übrigens bei allen ſlaviſchen Stämmen im höchſten Anſehen; in Arkona wurde der Oberprieſter ſogar höher geachtet, als ſelbſt der König.

Unter den germaniſchen Stämmen, die damals Deutſchland bewohnten, traten beſonders hervor die Alemannen in Schwaben, am oberen Rhein bis zum Main, am Niederrhein die ripuariſchen Franken, im nordweſtlichen Theile des Landes von den Mündungen der Schelde bis zur Weſermündung die Frieſen, an der Weſer die Sachſen, und ganz Mitteldeutſchland umfaßte das mächtige Reich der Thüringer, welches aber bereits im J. 530 n. Chr. nach der Gefangennehmung und Ermordung ihres Königs Hermanfried von den ſaliſchen Franken vernichtet wurde, die ſich überhaupt nach und nach alle genannten germaniſchen Stämme unterwarfen.

§. 5. Verfaſſung, Leben und Sittenzuſtand der germaniſchen Völker — Lage des weiblichen Geſchlechts.

Während dieſe germaniſchen Stämme, welche in Deutſchland blieben, die alte freie germaniſche Verfaſſung beibehielten, erlitt dieſelbe bei den Franken, den Oſtgothen und den Longobarden, die ſich in dem ehemaligen weſtrömiſchen Reiche feſtſetzten, die weſentlichſten Veränderungen, und namentlich bei den Franken bildete ſich ſtatt derſelben die Lehensverfaſſung oder das Feudalſyſtem aus, welches erſt weit ſpäter durch dieſelben auch im eigentlichen Deutſchland Eingang fand.

Sobald die germaniſchen Stämme zur Herrſchaft über andere Völker gelangten, wurde es für ſie nothwendig, daß ſie, um derſelben Dauer zu ſichern, an ihre Spitze einen König ſtellten, der in ſeiner Perſon alle Fülle der Macht vereinigte. Er war der oberſte Kriegsherr und übte den Heerbann über das ganze Volk; ebenſo ließ er durch ſeine Beamten auch den Gerichtsbann üben; eine Uebertretung ſeines Gebotes wurde mit der höchſten Geldbuße beſtraft; eine Verletzung ſeiner Perſon konnte nur durch den Tod geſühnt werden. — Aus dem Kriegsgefolge des Königs, aus welchem derſelbe vorzugsweiſe die Beamten wählte, durch die er Heer- und Gerichtsbann in ſeinem Namen üben ließ, ging bald ein mächtiger Adel hervor.

Bei den Eroberungen im römiſchen Reiche ließen die Heerkönige einen Theil des Landes den bisherigen Eigenthümern gegen Entrichtung eines Zinſes; das Uebrige, ein Drittel oder auch die Hälfte, wurde Eigenthum der Eroberer. Von dieſem ihnen zugefallenen Lande behielt nun der König einen Theil für ſich; das Uebrige aber vertheilte er als freies Eigenthum oder Allodium unter die Mannen ſeiner Gefolgſchaft. Dafür blieb er berechtigt, ſie auch ferner zum Heerbann aufzubieten; auf der andern Seite aber gelangten doch auch durch ſolchen erblichen Grundbeſitz die Dienſtmannen des Königs zu größerer Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit. Um ſie daher wieder mehr an ſich zu feſſeln und ſie zu beſonderen Dienſtleiſtungen zu verpflichten, überließ er Einzelnen Grundſtücke, die zu dem königlichen Eigenthum gehörten, zum Nießbrauch oder Lehen, wobei er das Recht behielt, ſie ihnen wieder zu nehmen, wenn ſie ihre Dienſtpflicht nicht treu erfüllten; ebenſo fielen die Lehen bei dem Tode ihrer Beſitzer an den König zurück. Die Beſitzer ſolcher Lehen wurden Leudes, d. h. Leute (Dienſtmannen), Getreue oder Vaſallen, genannt. Bald ertheilten auch mächtige und reiche Beſitzer von Allodien gleich dem Könige Theile derſelben zum Lehen an Andere, und dieſe wurden dann Hinterſaſſen genannt. So verſchwand die altgermaniſche Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen immer mehr; die Vaſallen gelangten zu immer höherer Ehre, ſie hatten größeres Beſitz-

thum und größeres Anſehen, als der Freie, und aus ihnen erwuchs ſpäter der höhere Adel. Die Volksverſammlungen wurden bald immer weniger beſucht. Theils war es für die zerſtreuten Freien meiſtens beſchwerlich, nach den zum Theil ſehr entfernt von ihren Wohnſitzen liegenden Verſammlungsplätzen zu kommen; theils fehlte ihnen auch das rechte Intereſſe. Dagegen erſchienen die Vaſallen des Königs. Mit ihnen allein berieth und beſchloß der König, und ſeiner Vaſallen gewiß, fragte er bald gar nicht mehr nach der Volksverſammlung. So bildeten ſich adlige Reichsſtände, die bei ihren Beſchlüſſen nur an ihren eigenen Vortheil dachten und allmälig zu ſo großer Macht gelangten, daß die Könige von ihnen noch abhängiger wurden, als von der Volksgemeinde, und ihnen zuletzt den erblichen Beſitz der Lehen einräumen mußten.

Mit der Lehensverfaſſung gleichzeitig bildete ſich das Beamtenweſen aus. Schon in Deutſchland hatten die Könige Hofbediente gehabt, meiſtens Kriegsgefangene; bald aber ſagte ihnen der Prunk des römiſchen Hofes mehr zu, und ſie wählten deshalb lieber die geſchmeidigen Römer zu perſönlichen Dienſtleiſtungen. Es gab einen Kämmerer, der Kleinodien und Gewänder zu beaufſichtigen hatte, einen Marſchalk über die Roſſe, einen Seneſchall oder Truchſeß, der für den Unterhalt der Hoftafel ſorgte, einen Mundſchenk, Meier, Gärtner u. ſ. w. Bald wurden aus dieſen Hofämtern Ehrenämter; auch freie Deutſche ſuchten dieſelben zu erlangen, und wie die Großen des Landes ihre Vaſallen hatten, gleich dem Könige, ſo hielten ſie auch Hofbeamte, wie er. Auch die Richter und Kriegsoberſten, die ſonſt von den Gemeinden gewählt waren, wurden jetzt vom Könige aus der Zahl ſeiner Getreuen eingeſetzt; ſo der Pfalzgraf, welcher an Stelle des Königs in dem Palaſte deſſelben, der Pfalz, Recht ſprach, ſo der Erzkanzler, der dem Könige über alle Staatsangelegenheiten Vortrag halten und alle königlichen Urkunden ausfertigen mußte. Zum höchſten Anſehen aber gelangte am fränkiſchen Königshofe der Majordomus oder Hausmayer, der für die Ordnung und Ausſtattung des Rittergefolges ſorgen mußte und die Aufſicht über die königlichen Güter hatte.

Mit der alten germaniſchen Verfaſſung ging auch die germaniſche Sprache in den neuen Reichen zu Grunde. Als die Deutſchen im römiſchen Reiche ihre Staaten gründeten, war die lateiniſche Sprache daſelbſt ſchon in voller Entartung; noch verderbter wurde ſie jetzt durch das Eindringen des Germaniſchen, und ſo bildete ſich aus dem alten Latein, deſſen bald auch die Gelehrteſten nicht mehr mächtig waren, und das ſchon zu Ende des ſechsten Jahrhunderts nur noch als Schriftſprache galt, eine Volksſprache. Dieſe nahmen die deutſchen Stämme nach ihrer Niederlaſſung unter den Römern von dieſen an, und ſo entſtanden aus der Vermiſchung des Deutſchen und dieſer Volksſprache die ſogenannten romaniſchen Sprachen, unter denen die italieniſche, franzö-

sische, spanische und portugiesische die vorzüglichsten sind; nur in Britannien ward das Romanische mit den Briten fast gänzlich vertilgt.

Solche tief eingreifende Veränderungen konnten nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf Lebensweise, Charakter und Sittlichkeit des Volkes bleiben, und dieser Einfluß war leider ein durchaus nachtheiliger. Mit dem Stande der Freien verschwand auch immer mehr das ächte Freiheitsgefühl. Die Freien versanken in immer drückendere Abhängigkeit von den mächtigen Vasallen. Die Führung der Waffen, der Besitz von Grundeigenthum, früher gemeinsames Recht aller Freien, wurde jetzt Vorrecht der Großen; Handwerk und Ackerbau, früher nur Sache der Unfreien, wurde jetzt auch Beschäftigung der Freien. Auch die Großen aber wurden aus freien Männern Günstlinge und Diener der Fürsten, die immer mehr den Charakter orientalischer Herrscher annahmen. So war es natürlich, daß dünkelvolle Anmaßung, Uebermuth und Bedrückung der Niederen bei den Großen des Landes, knechtischer Sinn und Kleinmuth bei den Uebrigen herrschend wurden. Mit dem Gefühle der Freiheit verschwand aus dem Volke im Verkehr mit den Wälschen auch die alte Reinheit und Einfalt der Sitten, die alte deutsche Offenheit und Treue; bei den Vornehmen aber wurden, befördert durch das Beispiel des Hofes, Ueppigkeit, Schlemmerei und Laster aller Art herrschend, und die Fürsten sanken wiederum zu Sklaven ihrer Umgebung herab.

Auch das weibliche Geschlecht wurde von der allgemeinen Entartung mit fortgerissen. Eine westgothische Königin entblödete sich nicht, ihre katholische Schwiegertochter, die nicht arianisch werden wollte, bei den Haaren zu raufen, sie mit Füßen zu treten und dann in einen Fischteich werfen zu lassen. Und doch war solche Rohheit noch bei Weitem nicht das Schlimmste; bald gab es kein Laster der so tief entarteten Römerinnen, das sich nicht auch bei den Deutschen gefunden hätte, die unter ihnen wohnten.

Auch die äußere Lage des weiblichen Geschlechtes wurde jetzt in mannichfacher Hinsicht eine andere. In früheren Zeiten wurde die Braut gekauft. Sie bekam keinen Brautschatz, sondern nur eine ihrem Stande angemessene Ausstattung an Kleidern und Schmuck. Bei der Vermählung, die häufig öffentlich gefeiert wurde, war es schon in uralten Zeiten Sitte, Ringe zu wechseln, statt deren man zuweilen sich auch eines Fadens oder Bandes bediente; öfter aber brachte der Bräutigam auch einen Schuh, in welchen die Braut hineintrat, um damit anzudeuten, daß sie mit dem Manne auf einerlei Wegen wandeln wolle. Der Mann hatte alsdann volle Gewalt über die Frau und über die Kinder. Die letzteren durfte er sogar aussetzen, ehe sie etwas genossen hatten, und in Schuldnoth konnte er Frau und Kinder verkaufen, ehe er selbst unfrei wurde. Ueber die Söhne hörte indessen seine vollständige Gewalt auf, sobald dieselben

Waffen tragen durften, und wenn ſie eine ſelbſtſtändige Wirthſchaft erhielten, wurden ſie vollkommen mündig. Haus und Hof und alles übrige Beſitzthum fiel nach dem Tode des Vaters den Söhnen zu; die Töchter waren von der Erbſchaft ganz ausgeſchloſſen. Sie bekamen nur die Kleider der Mutter und das Wirthſchaftsgeräth. Nur wenn der Mannsſtamm ganz ausgeſtorben war, kam es zuweilen vor, daß auch Töchter erbten. Dabei war aber doch in jeder Weiſe für ſie geſorgt. Unverheirathete Töchter blieben im väterlichen Hauſe und mußten nach dem Tode des Vaters von den Brüdern oder den nächſten Verwandten verſorgt werden. Bräute erhielten von ihren Männern am Morgen nach der Hochzeit eine Morgengabe, und nach dem Tode derſelben ein Witthum, wovon ſie leben konnten, ohne von der Gnade ihrer Kinder oder Verwandten abzuhängen, und deſſen unbeſchränkten Nießbrauch ſie bis an ihren Tod behielten. Anders wurde dies nun in den neuen germaniſchen Staaten im römiſchen Reiche. Die Ehe, welche ſonſt nur ein bürgerlicher Vertrag geweſen war, erhielt jetzt eine beſondere Weihe durch kirchliche Einſegnung. Die Braut wurde nicht mehr gekauft, ſondern erhielt eine Mitgift. Kinder auszuſetzen, war nicht mehr geſtattet. Bald ſetzten die Väter auch ihre Töchter zu Erbinnen ein. Unter den Longobarden durfte ein Vater ſeinem Lieblingsſohne ein Drittel mehr vermachen, als den übrigen Söhnen, und wenn er nur einen Sohn und eine Tochter hatte, ſo durfte er der Tochter den vierten Theil ſeines ganzen Vermögens hinterlaſſen; hatte er dagegen nur Töchter, ſo konnten dieſe die Hälfte von Allem erben. Dabei aber blieben die Weiber unter beſtändiger Vormundſchaft, und ohne Wiſſen des Vormundes durften ſie von ihrer Habe weder etwas verſchenken noch verkaufen. Unter den Weſtgothen erbten die Töchter mit den Söhnen völlig zu gleichen Theilen. In vielen Gegenden entſtand ſogar Gütergemeinſchaft zwiſchen den Eheleuten, und der Ueberlebende erbte das Ganze. Im eigentlichen Deutſchland dagegen wurde dies, ſowie überhaupt die Theilnahme des weiblichen Geſchlechts an der Erbſchaft, erſt ſeit dem dreizehnten Jahrhundert Gebrauch.

Die Achtung und Schonung, die man dem weiblichen Geſchlechte erwies, giebt ſich beſonders in den Strafen zu erkennen, welche auf alle demſelben zugefügten Beleidigungen geſetzt waren. Die Ermordung einer Frau wurde bei den Franken doppelt ſo hart geſtraft, wie die eines freien Mannes; ja, wer eine Frau eine Hexe nannte, mußte faſt ſo viel Strafe zahlen, als wenn er einen freien Mann erſchlagen hatte. Wer ihr nur die Hand oder ſelbſt den Finger gegen ihren Willen berührte, wurde eben ſo beſtraft, als ob er einem Manne den Mittelfinger abgehauen hätte. Das Doppelte mußte er bezahlen, wenn er gewagt hatte, den Arm zu berühren, und mehr koſtete es nicht, wenn er einem freien Manne den Daumen abgehauen hatte. Auch bei den in Deutſchland

wohnenden Stämmen war es ähnlich. So wurde bei den Alemannen das Unrecht, welches man einer Frau zugefügt hatte, doppelt so hart gestraft, als wenn es ein Mann erlitten hatte. Freilich wurde auch hierin in der Folge Manches anders, seitdem die Frauen und Jungfrauen, fortgerissen von dem zügellosen Leben der Römerinnen, sich der Achtung der Männer unwürdig gemacht hatten.

---

§. 6. Das Christenthum unter den germanischen Völkern.

Den bedeutendsten Einfluß auf die ganze Gestaltung des Lebens unter den germanischen Völkern hatte die Verbreitung des Christenthums unter ihnen. Einige von ihnen waren schon für dasselbe gewonnen worden, ehe sie im Reiche der Römer Staaten gründeten, am frühesten die Gothen, unter denen Ulfilas, wie bereits Bd. 1, S. 716 erzählt ist, schon um 370 wirkte. Auch bei den übrigen germanischen Völkern, die sich im römischen Reiche niederließen, fand allmälig das Christenthum Eingang, und besonders trugen dazu mehrere fromme Bischöfe in Gallien bei, indem sie durch ihre aufopfernde Liebe und ihre unermüdete Thätigkeit für Linderung auch leiblicher Noth sich das Vertrauen und die Ehrfurcht der Anführer zu verschaffen wußten.

Die Burgunder, welche im Anfange des fünften Jahrhunderts vom Rheine her nach Gallien eindrangen, nahmen schon um jene Zeit das Christenthum an, und zwar bekannten sie sich, wie die Gothen, zur arianischen Lehre, bis auf den König Gundobald, dessen Sohn Sigismund im Jahre 517 zur katholischen Kirche übertrat. Von ihnen kam das Christenthum auch zu den Franken.

Chlodwigs Gemahlin Chlothilde nämlich, die Nichte Gundobalds (S. 6), erhielt von ihrem Gemahle die Erlaubniß, ihren christlichen Gottesdienst an seinem Hofe fortzusetzen; anfangs vermochte sie jedoch nicht, ihn für das Christenthum günstig zu stimmen, da er die Schwäche der Römer als einen Beweis von der Ohnmacht ihres Gottes betrachtete; nur das konnte sie durchsetzen, daß er ihr gestattete, ihren erstgeborenen Sohn taufen zu lassen. Um so ungünstiger wirkte auf Chlodwig der bald darauf erfolgte Tod des Kindes, und nur mit Mühe erlangte es Chlothilde, daß auch ihr zweiter Sohn getauft wurde. Indessen konnten doch ihre fortgesetzten Bemühungen nicht ganz ohne Eindruck auf das Gemüth Chlodwigs bleiben, und als in der Schlacht bei Zülpich sein Heer in große Gefahr gerieth, und er seine heidnischen Götter vergebens um Rettung anflehte, betete er in seiner Noth zum Gotte der Christen

und gelobte ihm, Christ zu werden, wenn er jetzt den Sieg davontrüge. Er siegte wirklich, und nun war er überzeugt, daß der Sieg eine Folge seines Gebetes sei. Dies benutzte Chlothilde. Sie ließ den Erzbischof Remigius von Rheims kommen, und derselbe verkündigte dem Könige die Lehren des Christenthums. „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen", rief Chlodwig aus, als ihm Remigius die Geschichte vom Tode Christi erzählte, „ich hätte die Juden schon züchtigen wollen." Mit großer Feierlichkeit wurde der König am Weihnachtsfeste 496 von Remigius getauft, und mehr als dreitausend von seinem Heere folgten seinem Beispiele. Die Bekehrung Chlodwigs war für die fernere Ausbreitung des Christenthums von der größten Wichtigkeit, da die Herrschaft der Franken sich immer weiter ausdehnte und ihr Reich nach und nach den größten Theil der germanischen Stämme umfaßte; gleich bei der Taufe hatte Remigius den König zum Kampfe für den Glauben gemahnt. „Beuge nun demüthig deinen Nacken, stolzer Sigambrer!" hatte er zu ihm gesprochen; „bete an, was du sonst verbrannt, und verbrenne, was du sonst angebetet hast!" Besonders bedeutungsvoll war es auch, daß Chlodwig sich nicht zur arianischen Lehre bekannte, sondern von Anfang sich der katholischen Kirche anschloß, was dieser und dem Papste das Uebergewicht im ganzen westlichen Europa verschaffte. Der Papst gab ihm deshalb den Beinamen des „allerchristlichsten Königs", und wir dürfen uns nicht wundern, daß in späterer Zeit seine Taufe auch durch eine wunderbare Sage verherrlicht wurde, die jedoch erst in einer Lebensbeschreibung des Remigius aus dem neunten Jahrhundert erwähnt wird. Es fehlte, so meldet dieselbe, bei Chlodwigs Taufe das heilige Salböl, und der Priester, der es herbeibringen sollte, vermochte nicht, durch die dichtgedrängte Menge des Volkes hindurch zu dringen. Da schwebte auf des Bischofs Gebet eine weiße Taube vom Himmel hernieder, ein Fläschchen mit Oel in ihrem Schnabel haltend. Das Oel versiegte seitdem nie, wie man sagt, und seit dem Könige Philipp II. (1179) wurden alle Könige Frankreichs bis auf Ludwig XVI. aus diesem Fläschchen gesalbt. Während der französischen Revolution im Jahre 1794 wurde es zerbrochen; aber ein Stück davon ward gerettet und nach der Zurückführung der Bourbons dem Erzbischof von Rheims übergeben. Es soll sich noch etwas von dem Oele darin befunden haben; dasselbe wurde in eine neue Flasche gegossen und im Jahre 1825 bei der Krönung Karls X. zu seiner Salbung gebraucht. Chlodwigs Bekehrung war und blieb übrigens fast nur eine äußere, wie die Constantins d. Gr., und hatte auf eine Aenderung seiner Gesinnung und Handlungsweise keinen Einfluß. Der Gott der Christen erschien ihm nur als sein Schutzgott im Kriege, und durch reiche Schenkungen an Kirchen suchte er sich die Gunst desselben auch für fernere Eroberungskriege zu erhalten. Nicht besser war es mit der

Bekehrung seiner Franken, von denen Viele, die sich zum Christenthum bekannten, zugleich noch dem Götzendienste anhingen, und die traurigen Zerrüttungen im fränkischen Reiche, die nach Chlodwigs Tode eintraten, sowie die durch dieselben beförderte Rohheit, hinderten auf lange Zeit hinaus den belebenden Einfluß des Christenthums auf die Masse des Volkes, so daß vom fränkischen Reiche aus für's Erste nur wenig für die weitere Verbreitung des Christenthums geschehen konnte, daß die fränkische Kirche vielmehr einer neuen Gestaltung und Kräftigung bedurfte von einer andern Seite her, von den britischen Inseln.

In Britannien hatte das Christenthum schon sehr früh Eingang gefunden; aber für die Verbreitung desselben nach Irland und Schottland konnte von den Briten um so weniger geschehen, da die räuberischen Picten und Scoten, welche jene Länder bewohnten, mit ihnen in beständiger Feindschaft lebten. Gleichwohl war der heilige Patrick, der Apostel Irlands, ein geborner Brite.

Patrick war zwischen den Jahren 370 und 380 nahe bei Glasgow in dem Dorfe Bonnaven Tabernae geboren, welches noch jetzt ihm zu Ehren den Namen Kill Patrick führt, und wo sein Vater Geistlicher war. Er war im Christenthum erzogen; aber dasselbe machte auf sein Gemüth keinen besonderen Eindruck. Er war sechszehn Jahre alt, als er mit mehreren Knechten seines Vaters von scotischen Seeräubern überfallen und nach Irland geschleppt wurde. Dort verkaufte man ihn an einen Fürsten, und er mußte die Heerden desselben weiden. Sechs Jahre schmachtete er in der Gefangenschaft, und das Christenthum, um welches er sich bisher wenig gekümmert hatte, gewährte ihm nun den einzigen Trost. Endlich gelang es ihm, nach der Küste zu fliehen. Dort fand er ein Schiff, das ihn aufnahm, und glücklich kam er zu den Seinigen zurück. Zehn Jahre später wurde er abermals von Seeräubern gefangen genommen und nach Gallien gebracht, um als Sklave verkauft zu werden. Christliche Kaufleute kauften ihn los, und er konnte frei in seine Heimath und zu seinen bekümmerten Angehörigen zurückkehren. Aber zu Hause hatte er jetzt keine Ruhe mehr. Er fühlte einen unwiderstehlichen Drang in sich, dem Volke, unter welchem er als Gefangener gelebt hatte, das Evangelium zu verkündigen, und keine Vorstellungen und Bitten seiner Verwandten vermochten ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Er ging wieder nach Frankreich, um sich durch den Umgang mit frommen Mönchen und Geistlichen für seinen Beruf vorzubilden, und nachdem er in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre, wie er selbst erzählt, in Britannien zum Bischof ordinirt worden war, begab er sich nach Irland*).

*) Daß er vor dem Beginne seiner Wirksamkeit noch nach Rom gegangen und vom Papste Sixtus III. zur Verkündigung des Christenthums nach Irland gesandt worden sei, wie alte Ueberlieferungen berichten, ist sicher unbegründet; denn wie in seiner von

Durch Paukenschlag versammelte er die Volksmenge um sich, und seine Erzählung von dem Leben und Tode Christi machte einen gewaltigen Eindruck. Besonders kam ihm bei seiner Wirksamkeit die Kenntniß der Sprache und Sitten des Volkes sehr zu Statten. Er suchte namentlich die Häuptlinge für sich zu gewinnen, und den Sohn eines derselben bildete er sich zu seinem Nachfolger heran; auch einen angesehenen Barden bekehrte er, und wie dieser früher durch seine Gesänge den Götzendienst verherrlicht hatte, so trug er jetzt durch dieselben nicht wenig zur Befestigung und Verbreitung des Christenthums bei. Oft erhielt Patrick von bekehrten Häuptlingen Grundstücke zum Geschenk. Auf ihnen erbaute er Klöster, in denen künftige Lehrer des Volkes ihre Bildung empfangen, die aber zugleich auch Stätten zur Verbreitung allgemeiner Bildung unter dem Volke werden sollten. Er selbst theilte den rohen Bewohnern des Landes die ersten Keime derselben mit und erfand für sie ein eigenes Alphabet. So wirkte er bis an seinen Tod, der wahrscheinlich im Jahre 483 erfolgte; und auch nach demselben wurde das Werk in seinem Geiste fortgesetzt, so daß die Klosterschulen Irlands bald ein Hauptsitz christlicher Wissenschaft wurden und von da aus auch Bedeutendes zur Bekehrung der Picten in Schottland geschehen konnte.

Während dessen waren in dem eigentlichen Britannien die christlichen Briten von den Angelsachsen in die Gebirge von Wales und Northumberland zurück gedrängt, und die christlichen Stiftungen im Lande vernichtet worden. Die Angelsachsen hatten daselbst nach und nach sieben Königreiche, die sogenannte Heptarchie, gegründet: Kent, Essex, Wessex, Sussex, Ostangeln, Mercia und Northumberland, unter welchen Kent das mächtigste wurde; sie blieben aber Heiden, und die Briten wurden durch ihren Nationalhaß verhindert, für ihre Bekehrung thätig zu sein; dieselbe ging erst um das Jahr 600 von Rom aus, indem sich der Papst Gregor d. Gr. mit vielem Eifer ihrer annahm.

Gregor war in vieler Beziehung ein außerordentlicher Mann. Er stammte aus einem angesehenen römischen Patriciergeschlechte und bekleidete längere Zeit das Amt eines Stadtpräfecten in Rom, bis er in seinem vierzigsten Jahre in eins der Klöster, die er aus seinem eigenen Vermögen gegründet hatte, als Mönch eintrat. Bald zog ihn aber der damalige römische Bischof aus seiner klösterlichen Einsamkeit hervor, um seine Gelehrsamkeit und seine Geschäftskenntniß für den Dienst der Kirche zu benutzen, und nach dem Tode desselben wurde er selbst Bischof von Rom. Schon als Abt seines Klosters war er durch den Anblick angelsächsischer Jünglinge, die als Sklaven verkauft werden sollten, tief be-

ihm selbst verfaßten Bekenntnißschrift keine Spur von einer Verbindung mit Rom ist, so blieb auch später die irische Kirche von der römischen unabhängig.

wegt worden, und er hatte die Absicht, als Verkündiger des Christenthums nach England zu gehen. Nur mit Mühe hielt ihn die römische Gemeinde von der Ausführung seines Entschlusses zurück; als er aber Bischof geworden war, nahm er den Plan zur Bekehrung der Angelsachsen mit neuem Eifer auf. Da traten in England selbst Umstände ein, welche die Verwirklichung seines Wunsches beschleunigten. Der mächtige König Ethelbert von Kent vermählte sich mit der fränkischen Prinzessin Bertha, welche eine eifrige Christin war und die Erlaubniß erhielt, den christlichen Gottesdienst frei auszuüben. Diese günstigen Umstände benutzte Gregor ungesäumt. Er sandte den römischen Abt Augustinus mit etwa vierzig Gefährten nach England; diese christlichen Glaubensboten kamen glücklich nach Kent, und obgleich Ethelbert anfangs ihnen nicht recht traute und sie für Zauberer hielt, gab er ihnen doch bald, von ihrer guten Absicht überzeugt, Wohnung und Unterhalt in seiner Residenz Dorovern, dem heutigen Canterbury. Er erlaubte ihnen, das Christenthum zu verkündigen und zu taufen, und schon nach kurzer Zeit ließ er sich selbst durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufnehmen. Obgleich Ethelbert sein Volk durchaus nicht zur Annahme des Christenthums zwang, so folgten doch Viele seinem Beispiele, und an einem Weihnachtsfeste tauste Augustinus mehr als zehntausend heidnische Angelsachsen. Gregor ernannte ihn zum Erzbischof, und sein Sitz wurde Canterbury. Zwar trat nach Ethelberts Tode sein zügelloser Sohn Eadbald, dem der Ernst des Christenthums nicht zusagte, wieder zum Heidenthum zurück; aber doch gelang es später, ihn wieder für die christliche Religion zu gewinnen, und allmälig verbreitete sich von Kent aus das Christenthum auch nach den übrigen angelsächsischen Staaten, so daß es bereits im Jahre 668 in allen Theilen der Heptarchie fest gegründet war.

Zweites Kapitel. Das Morgenland.

§. 7. Justinianus der Erste.

Wir haben bereits gesehen, wie zwei der bedeutenderen germanischen Reiche, das vandalische und das ostgothische, wieder den Angriffen des oströmischen oder byzantinischen Reiches erlegen waren. Der Kaiser Justinianus I., während dessen Regierung die Vernichtung jener Reiche erfolgte, war aus dem niedrigsten Stande auf den Thron erhoben worden.

Er hieß eigentlich Uprauda und war der Sohn eines armen ſlaviſchen Bauern Namens Iſtock. Sein Oheim Juſtinus war ebenfalls als armer Bauer und Schweinehirt aus Thracien nach Conſtantinopel gekommen, hatte Soldatendienſte genommen und ſich durch Muth und Treue gegen den damaligen Kaiſer Anaſtaſius zu der hohen Stellung des Oberſten der Leibwache emporgeſchwungen. Nach dem Tode des kinderloſen Kaiſers wurde der damals faſt acht und ſechszigjährige Greis durch die Soldaten auf den Thron erhoben (518), und obgleich er ſo ungebildet war, daß er weder leſen noch ſchreiben konnte, ſo erwarb er ſich doch während ſeiner neunjährigen Regierung große Verdienſte um das Reich. Durch Sparſamkeit brachte er die zerrütteten Finanzen des Staates wieder in Ordnung; mit treuer Sorgfalt war er bemüht, die durch Unglücksfälle in verſchiedenen Gegenden des Reiches entſtandene Noth zu lindern; er umgab ſich mit tüchtigen Staatsmännern, und ſo genoß er nicht nur die Liebe ſeines Volkes, ſondern auch die Achtung benachbarter Fürſten. Beſonders wurde er in ſeinen Beſtrebungen unterſtützt von ſeinem ſchon genannten Neffen Juſtinianus, den er zu den höchſten Würden erhob und vier Monate vor ſeinem Tode förmlich zum Mitregenten annahm. Juſtinians Erhebung fand bei dem ganzen Volke die freudigſte Zuſtimmung, weil er allgemein beliebt war, und nach dem Tode des Juſtinus (1. Auguſt 527) wurde derſelbe Alleinherrſcher des Reiches. Er hat faſt neun und dreißig Jahre (527—565) regiert und iſt entſchieden der bedeutendſte unter allen byzantiniſchen Kaiſern geweſen. Er ſtrebte nach nichts Geringerem, als das Reich wieder zu der Macht und Herrlichkeit zu erheben, die es zu den Zeiten Conſtantins des Großen beſeſſen hatte, und obgleich es eigentlich nur Eitelkeit und Ehrſucht war, was ihn leitete, und ihm ungeachtet des Eifers für Rechtgläubigkeit, den er zur Schau trug, doch die tiefere ſittliche Kraft durchaus fehlte, obgleich er weder beſondere Weisheit noch perſönlichen Muth beſaß, ſo wußte er doch mit großem Geſchick Staatsmänner und Feldherren auszuwählen, durch welche er das, was ihm ſelbſt mangelte, zu erſetzen verſtand, und durch deren Thätigkeit ſeine Regierung eine der glänzendſten und bedeutungsvollſten geworden iſt.

Den wichtigſten Einfluß übte auf ihn und den ganzen Staat ſeine Gemahlin Theodora, eine Frau von männlichem Muthe, entſchloſſener Kühnheit und großer Staatsklugheit, aber gleichzeitig von zügelloſer Herrſchſucht und niedrigen Leidenſchaften beherrſcht. Sie ſtammte aus Cypern und war von noch niedrigerer Herkunft, als Juſtinianus. Ihr Vater Akakios hatte ſich dadurch ernährt, daß er die Bären für die Thierhetzen fütterte, welche das Volk mit der größten Leidenſchaftlichkeit liebte. Ueberhaupt hatte die Sucht nach ſolchen Schauſpielen und beſonders nach den Rennſpielen im Circus ſeit den Zeiten der Republik noch außeror-

deutlich zugenommen. Die Wagenlenker theilten ſich in vier verſchiedene Parteien, von denen jede ihre eigene Farbe hatte, wonach ſie die Blauen, die Weißen, die Rothen und die Grünen genannt wurden. Sie hatten ihre beſondere Verfaſſung, ihre Vorſteher, Dichter, Muſiker, Tänzer, ihre eigenen Gebäude und Ställe, und bald nahm die ganze Bevölkerung an dem Wettſtreit dieſer Parteien Theil, von denen jede ſich zu beſonderer Geltung zu bringen ſuchte. Die Blauen vereinigten ſich mit den Weißen, die Grünen mit den Rothen; bald kam es zu blutigen Auftritten, und ſchon unter Anaſtaſius wurde zwiſchen ihnen eine förmliche Schlacht geliefert, bei welcher nicht weniger als dreitauſend Blaue ermordet wurden. Noch gefährlicher wurden dieſe Parteiungen unter Juſtinianus durch Theodora's Schuld. Nach dem Tode ihres Vaters war ſie auf der Rennbahn erſchienen und hatte die Grünen angefleht, dem zweiten Manne ihrer Mutter nun auch den Dienſt eines Bärenfütterers zu überlaſſen. Von denſelben höhniſch abgewieſen, hatte ſie ſich an die Blauen gewandt, und dieſe erfüllten ihr Verlangen. Seit jener Zeit war ſie den Blauen geneigt; den Grünen aber vergab ſie es nie, daß ſie ihre Bitte abgeſchlagen hatten. Sie ſelbſt trat als Tänzerin in die Dienſte der Blauen und lebte ſo zügellos, daß jeder ehrbare Mann ihr auswich. Plötzlich aber ging die auffallendſte Umwandlung mit ihr vor; ſie gab ihr Gewerbe auf, lebte ſtill und eingezogen und nährte ſich vom Wollſpinnen. Man ſagt, ſie wäre durch einen Traum dazu bewogen worden, der ihr verheißen hätte, daß ſie einſt Kaiſerin werden würde; der eigentliche Grund war aber wohl der, daß ſie die Augen des ſchon damals hoch angeſehenen jungen Juſtinianus auf ſich gezogen hatte. Und in der That beſaß ſie trotz ihrer Laſterhaftigkeit Manches, was die Aufmerkſamkeit auf ſie lenken konnte. Sie hatte eine kleine zierliche Geſtalt; das Feuer ihrer ſchönen Augen verlieh ihrem feinen, blaſſen Geſichte ungemeine Anmuth, und noch mehr als durch dieſe äußeren Vorzüge wußte ſie durch ſprudelnden Witz und ſcharfen, durchdringenden Verſtand zu feſſeln. Auch nach Juſtinus' Tode wagte indeſſen Juſtinianus nicht, ſich mit ihr zu vermählen, ſo lange deſſen ſittenſtrenge Wittwe Euphemia lebte; aber wenigſtens erhob er ſie zur Patricia, überhäufte ſie mit Reichthümern und hob das Geſetz auf, nach welchem ein vornehmer Mann ſich nicht mit einer Schauſpielerin vermählen durfte. Sobald Euphemia geſtorben war, vermählte er ſich aber wirklich mit ihr; ja, er ließ ſie von dem Patriarchen von Conſtantinopel zugleich mit ſich krönen und nahm ſie dadurch förmlich zur Mitregentin an, weshalb auch ihr Name bei allen Geſetzen und auf allen öffentlichen Denkmälern neben dem des Kaiſers erwähnt werden mußte. Durch ſie veranlaßt, erklärte ſich Juſtinianus für die Partei der Blauen, denen alle möglichen Vorrechte eingeräumt wurden. Geſtützt auf die Gunſt des Kaiſers, verübten ſie nun

gegen die Grünen Uebermuth und Gewaltthätigkeiten aller Art; auch die Beamten ſchloſſen ſich den Blauen an, und endlich wandten ſich die Grünen mit lauten Klagen öffentlich an Juſtinianus. Er ließ ihnen durch einen Beamten Ruhe gebieten, und derſelbe ſchalt ſie Ketzer und Juden. Gleichzeitig wurde die Hinrichtung einiger Ruheſtörer von beiden Parteien geboten. Dadurch aber brachte Juſtinianus beide in gleicher Weiſe gegen ſich auf, und ſie vereinigten ſich gegen ihn. Aufruhr durchtobte die Stadt, und vergebens ſuchte der Kaiſer die wüthende Menge durch Abſetzung von drei der verhaßteſten Beamten zu beſchwichtigen. Die Gefängniſſe wurden geöffnet, der Palaſt des Stadtpräfecten eingeäſchert; auch die Soldaten, mit Steinwürfen empfangen, warfen Feuer in die Häuſer, in welchen ſich die Anführer feſtgeſetzt hatten; viele prächtige Gebäude brannten nieder; ſelbſt Hoſpitäler mit den Kranken wurden ein Raub der Flammen. Fünf Tage lang dauerte das Brennen und Morden in der Stadt; endlich ging man ſo weit, den Hypatius, einen Neffen des Anaſtaſius, zum Kaiſer auszurufen, und begann den kaiſerlichen Palaſt zu erſtürmen. Schon wollte Juſtinianus heimlich über das Meer entfliehen; nur die muthige Rede Theodora's im Staatsrath hielt ihn noch davon zurück. Da kam ihm Rettung durch Beliſarius. Derſelbe war kurz zuvor von einem unglücklichen Kriege gegen die Perſer zurückgekehrt und vom Kaiſer äußerſt ungnädig empfangen worden. Jetzt eilte er dieſem mit der Leibwache zu Hülfe, und nachdem man einen Theil der Blauen gewonnen hatte, gelang es ihm nach mörderiſchem Kampfe, den Aufruhr wenigſtens für den Augenblick zu dämpfen. Zwei Jahre lang blieb der Circus gänzlich geſchloſſen; aber gleich bei der erſten Feier von Rennſpielen brach der blutige Parteizwiſt von Neuem wieder aus; auch die folgenden Kaiſer vermochten denſelben ungeachtet aller Strenge noch lange nicht zu unterdrücken, und noch oft wurde durch die Streitigkeiten jener Parteien die Ruhe im Innern des Reiches gewaltſam unterbrochen.

Während durch dieſe Parteikämpfe unter der Regierung Juſtinians der Gewaltthätigkeit und des Unrechts viel verübt wurde, ließen ſich zugleich die Beamten den entſetzlichſten Mißbrauch ihrer Macht und die ärgſten Erpreſſungen zu Schulden kommen. In merkwürdigem Contraſt damit ſteht es, daß gerade durch Juſtinianus die Geſetzgebung für das ganze Reich gleichmäßig geordnet wurde. Er ließ nämlich unter der Aufſicht ſeines Miniſters Tribonianus die Geſetze der früheren Kaiſer bis auf ſeine Zeit ſammeln und ordnen, und ebenſo die Ausſprüche und Erklärungen berühmter Rechtsgelehrten über dieſelben (die ſogenannten Pandekten); zugleich ließ er ein Lehrbuch des Rechts ausarbeiten, und ſpäter wurden dann noch neue, von ihm ſelbſt erlaſſene Verordnungen hinzugefügt. Das Ganze iſt unter dem Namen des Corpus Juris be-

kannt, und in dieser Form hat das römische Recht den bedeutendsten Einfluß auf das ganze Abendland gehabt und ist die Grundlage aller späteren Gesetzgebungen geblieben bis auf unsere Zeit.

Wie sich Justinianus durch diese Sammlung von Rechtsbüchern einen unvergänglichen Namen erworben hat, so glänzte seine Regierung auch durch Förderung der Kunst und des Gewerbfleißes. Er schmückte seine Residenz mit prächtigen Gebäuden; das herrlichste unter denselben aber war die Sophienkirche, das großartigste Denkmal des sogenannten byzantinischen Baustyls.

Schon zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die alte römische Kunst völlig entartet gewesen, und die in tiefes Sittenverderben versunkenen alten Völker würden ihr kein neues Leben einzuhauchen vermocht haben, wenn nicht das Christenthum, wie auf allen Gebieten des geistigen Lebens, so auch hier seinen mächtigen, umgestaltenden Einfluß geoffenbart und mit schöpferischer Kraft die absterbende Kunst zu neuer, lebendiger Gestaltung erweckt hätte. So bildete sich seit den Zeiten Constantins des Großen eine eigenthümliche christliche Kunst, welche man in Gemeinschaft mit der Kunst der Muhammedaner (s. unten) die romantische nennt, sofern in ihr im Gegensatz gegen die Einfachheit, Klarheit und Abgeschlossenheit der classischen Kunst sich größere Mannichfaltigkeit und tiefsinnige Strebsamkeit zu erkennen geben.

Was zunächst die Baukunst betrifft, so hatten die christlichen Kirchen eine ganz andere Bestimmung, als die heidnischen Tempel. Nicht dazu waren sie bestimmt, das Bild der Gottheit aufzunehmen; sie sollten Versammlungsplätze der ganzen Gemeinde sein. Man nahm daher zum Vorbilde für dieselben die römischen Basiliken, die ebenfalls zur Aufnahme einer größeren Menschenmenge bestimmt waren. An die Stelle der göttlich verehrten Kaiserbilder in der halbrunden Nische des Tribunals trat der Altar. Platz für die Gemeinde bot der große, längliche Raum, welcher durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe getheilt wurde. Halbkreisbogen verbanden die Säulen mit einander, und ihnen entsprechend wurden an den Wänden der meist niedrigeren Seitenschiffe, sowie oben an den Wänden des Mittelschiffes halbkreisförmig überwölbte Fenster angebracht. Vor der Altarnische befand sich oft noch ein Querschiff von der Höhe des Mittelschiffes, und wo es dasselbe durchschneidet, wurde ein großer Bogen von einer Wand zur andern geschlagen, den man den Triumphbogen nannte, mit Beziehung auf den im Abendmahle gefeierten Sieg Christi über Hölle und Tod. Mosaik- und andere Gemälde schmückten die Wände und besonders die Altarnische, den Triumphbogen und die Wände des Mittelschiffes. Unter dem Hauptaltare befand sich gewöhnlich eine sogenannte Krypte, eine unterirdische Kapelle, in welcher die Gebeine eines Heiligen aufbewahrt wurden.

In dieſem Style wurden in der älteſten Zeit die meiſten chriſtlichen Kirchen gebaut; ſeit dem fünften Jahrhundert aber entwickelte ſich neben demſelben ein eigenthümlicher Styl, den man den byzantiniſchen nennt. Mächtig emporſtrebende Pfeiler wurden durch Bogen verbunden, über welche ſich leicht und luftig eine Kuppel wölbte; Halbkuppeln oder andere Wölbungen ſchloſſen ſich dem Hauptraume an, oder es wurden auch zierliche Säulenarkaden in mehreren Reihen über einander zwiſchen die großen Pfeiler und Bogen geſetzt. Die Säulenkapitäler wurden häufig in neuen, eigenthümlichen Formen gebildet, ſo daß ſie gewiſſermaßen zu den Bogen hinüberleiteten, und mit reichem Schmucke geziert. Es läßt ſich nicht leugnen, daß ſolche Gebäude mit ihren Kuppeln und Halbkuppeln eine äußerſt maleriſche Wirkung hervorbringen mußten; aber doch fehlte es ihnen an innerer Einheit; die einzelnen Theile waren zu ſehr nur äußerlich an und in einander gefügt, als daß ſich ein nothwendiger innerer Zuſammenhang zwiſchen denſelben erkennen ließe.

Das herrlichſte Denkmal des byzantiniſchen Bauſtyls war zu allen Zeiten die noch jetzt erhaltene Sophienkirche zu Conſtantinopel, welche Juſtinianus bauen ließ. Schon Conſtantinus der Große hatte auf jener Stelle eine Kirche der Sophia, d. h. der göttlichen Weisheit, erbaut, und ſein Sohn Conſtantius hatte dieſelbe noch erweitert. Sie hatte eine hölzerne Decke, und als dieſe im Jahre 404 abbrannte, ließ der Kaiſer Theodoſius II. das Gebäude mit einem Tonnengewölbe überdecken. Unter Juſtinianus ging die Kirche bei dem Aufruhr der Parteien der Rennbahn völlig in Flammen auf, und der Kaiſer beſchloß nun, an der Stelle derſelben einen Tempel bauen zu laſſen, der dem ſalomoniſchen an Größe und Herrlichkeit nicht nachſtände. Die beiden berühmteſten Baumeiſter jener Zeit erhielten den Auftrag, das Werk auszuführen, und unter ihrer Oberaufſicht leiteten hundert Unterbaumeiſter, von denen jeder hundert Maurer zu beaufſichtigen hatte, den gewaltigen Bau, ſo daß immer gleichzeitig fünftauſend Maurer rechts und fünftauſend links arbeiteten. Aus allen Gegenden des Reiches wurden die verſchiedenſten Arten von Marmor, Granit und Porphyr herbeigeſchafft, um damit die Wände des Gotteshauſes zu ſchmücken. Acht Porphyrſäulen aus dem Sonnentempel zu Baalbeck, acht grüne Marmorſäulen vom Dianentempel zu Epheſus und viele andere von Troas, Cyzikus, Athen und den Cykladen wurden im Innern aufgeſtellt. Der Mörtel wurde mit Gerſtenwaſſer angefeuchtet, die Pfeiler mit einem Stucco von vielfarbigem Marmor überzogen; die blendendweißen Ziegel zu dem Kuppelgewölbe, in Rhodus gefertigt, waren ſo leicht, daß erſt zwölf einem gewöhnlichen Ziegel an Gewicht gleichkämen; es wurden immer zwölf gelegt und nach jeder Lage Reliquien eingemauert, während die Prieſter Gebete für die lange Dauer des Gebäudes ſangen. Der Kaiſer ſelbſt nahm den lebhafteſten

Antheil am Fortgange des Baues; er beſichtigte ihn täglich, und es ſchreckte ihn nicht ab, daß bereits 452 Centner Goldes ausgegeben waren, als die Mauern ſich erſt zwei Ellen hoch aus dem Grunde erhoben. Der Altar ſollte noch koſtbarer ſein als Gold, und deshalb wurden Gold, Silber und zerſtoßene Perlen und Edelſteine zu demſelben zuſammengeſchmolzen, und die Vertiefungen mit den koſtbarſten Edelſteinen ausgelegt. Auf dem Tabernakel, das ſich über dem Altar erhob, ruhte eine goldene, achtzehn Centner ſchwere Kuppel, mit goldenen Lilien umgeben, zwiſchen denen ein fünfundſiebenzig Pfund ſchweres und mit köſtlichen Steinen geſchmücktes, goldenes Kreuz ſtand. Der Thron des Patriarchen und die Sitze der Prieſter, welche den Altar von hinten in einem Halbkreiſe umſchloſſen, waren von vergoldetem Silber. Die Kanzel hatte eine goldene Decke, von der ein goldenes, mit Karfunkel und Perlen bedecktes Kreuz herabhing, das hundert Pfund wog. Die heiligen Gefäße waren ſämmtlich von reinem Golde; aus demſelben Metall waren das Leſepult, die Frauengallerie, die Vorhalle und ſechstauſend traubenförmige Leuchter für den Hochaltar. Außerdem waren noch zwei goldene, mit Bildwerk geſchmückte Trageleuchter da, jeder 111 Pfund ſchwer. Der Fußboden war mit vielfarbigem Marmor getäfelt, die Thüren des Hauptthores von vergoldetem Silber, die übrigen von Bernſtein, Elfenbein und Cedernholz. In der Mitte des Vorhofes ſtand ein Waſſerbecken von Jaspis, und zum Waſchen für die Prieſter waren im Innern zwölf Muſcheln, die das Regenwaſſer auffingen, und zwölf Löwen, zwölf Panther und zwölf Damhirſche, die daſſelbe wieder ausſpieen.

Die Herbeiſchaffung und Zurichtung des nöthigen Baumaterials erforderte einen ungewöhnlichen Aufwand an Zeit; ſechs Jahre dauerte der eigentliche Bau, und als derſelbe vollendet war, fuhr Juſtinianus am Weihnachtsabend des Jahres 538 nach der Kirche. Tauſend Ochſen, tauſend Schafe, eben ſo viel Schweine, ſechshundert Hirſche und zehntauſend Hühner wurden geſchlachtet, dreißigtauſend Metzen Getreide unter die Armen vertheilt. Begleitet vom Patriarchen, ging dann der Kaiſer in die Kirche und rief laut aus: „Gott ſei geprieſen, der mich gewürdigt hat, ein ſolches Werk zu vollenden! Ich habe dich beſiegt, Salomo!“ Drei Centner Goldes wurden noch unter die Armen vertheilt, und vierzehn Tage lang dauerten die Dankfeſte. Schon nach zwanzig Jahren ſtürzte leider bei einem gewaltigen Erdbeben die öſtliche Hälfte der Kuppel ein und zertrümmerte den Altar, die Kanzel und die goldenen und ſilbernen Säulen. Man baute ſie nun um funfzehn Ellen niedriger, und damit ſie nicht wieder einſtürzte, ließ man ein ganzes Jahr lang das Gerüſt darunter ſtehen, worauf im Jahre 568 zu Weihnachten das Feſt ihrer Wiederherſtellung mit der größten Pracht gefeiert wurde. In der Geſtalt, welche die Kirche damals erhielt, ſteht ſie noch heute, obgleich ſie bei dem

Untergange des byzantiniſchen Reiches nicht verſchont blieb und in eine Moſchee verwandelt wurde; nur im Innern wurden einige Veränderungen vorgenommen. Sie nimmt einen 288 Fuß breiten und 250 Fuß langen, viereckigen Raum ein, welcher der Länge nach in drei Schiffe geſchieden iſt. Vier Pfeiler in der Mitte des Gebäudes tragen die Kuppel, welche 108 Fuß im Durchmeſſer hat. Nach dem Altar und dem Eingange zu ſchließen ſich dem mittleren Raume zwei andere, halbkreisförmig geſtaltete an, die mit Halbkuppeln überdeckt ſind.

Außer dieſem herrlichen Gottestempel wurden in Conſtantinopel unter Juſtinianus noch vierundzwanzig Kirchen gebaut; ebenſo aber ließ er auch noch eine Menge von Bauwerken ausführen, die dem Nutzen des Staates dienten; ſo namentlich Krankenhäuſer, Brücken, Waſſerleitungen und eine Reihe von Feſtungswerken zum Schutze der Nord- und der Oſtgränze des Reiches gegen feindliche Angriffe. Freilich mußte er, um die Koſten aller dieſer Bauten beſtreiten zu können, die Abgaben, welche ohnehin ſchon drückend genug auf dem Volke laſteten, bedeutend vermehren, und namentlich für den Bau der Sophienkirche waren ſchon dem Volke neue Steuern auferlegt worden; ſelbſt die Beſoldungen der Lehrer wurden beſteuert, und überhaupt wurden alle Klaſſen von Staatsbeamten mit zu den Abgaben herangezogen.

Während ſo das Volk gedrückt wurde, bereicherte Juſtinianus auf der andern Seite die Gewerbthätigkeit deſſelben mit einem neuen, wichtigen Induſtriezweige, indem er den Seidenbau einführte. Schon ſeit den Zeiten der erſten Kaiſer war die Seide im römiſchen Reiche bekannt geweſen; der Seidenbau wurde aber nur in den Ländern des öſtlichſten Aſiens, beſonders in China, getrieben und dort als Geheimniß bewahrt. Der Handel mit ſeidenen Gewändern von dort nach Conſtantinopel wurde durch die Perſer vermittelt, und da bei dem ſteigenden Luxus ſeidene Kleider den Vornehmen längſt unentbehrlich geworden waren, ſo gingen nicht nur dafür ungeheure Summen aus dem Lande, ſondern man war dadurch auch ſtets in den Händen der Perſer, was um ſo läſtiger ſein mußte, da dieſelben beſtändig Feinde des byzantiniſchen Reiches waren. Da kamen einſt zwei Mönche zu Juſtinianus, welche zur Verkündigung des Chriſtenthums bis nach dem öſtlichen Aſien gegangen waren und daſelbſt die Behandlung der Seidenraupe und die Bereitung der Seide vielfältig zu beobachten Gelegenheit gefunden hatten. Sie theilten dem Kaiſer das Geheimniß mit, und von ihm reichlich unterſtützt, begaben ſie ſich zum zweiten Male auf den Weg. Es glückte ihnen, eine Menge Eier von Seidenraupen in ihren hohlen Wanderſtäben zu verbergen. Dieſe brachten ſie nach Europa, und bald fand der Seidenbau in Conſtantinopel glücklichen Fortgang. Im zwölften Jahrhunderte verbreitete

er ſich von da aus auch nach Sicilien und Italien und ſpäter auch in andere Länder Europa's.

Wie glänzend Juſtinians Regierung nach außen hin war, haben wir bereits geſehen. Man hat ihm deshalb ſogar den Beinamen des Großen gegeben, freilich gewiß mit Unrecht, da er nichts perſönlich ausgeführt hat. Obgleich aber Beliſarius und Narſes im Weſten ruhmvoll kämpften und durch die Unterwerfung Afrika's und Italiens die Gränzen des Reiches außerordentlich erweiterten, ſo waren doch Juſtinians Waffen keineswegs überall vom Glücke begleitet. Im Oſten hatte er fortwährend gegen die Perſer Krieg zu führen, über welche Kosroës (Kosru) mit dem Beinamen Nuſhirwan, d. h. der Gerechte, regierte, ein Mann, den chriſtliche Geſchichtſchreiber zwar hart und grauſam ſchelten, während orientaliſche Schriftſteller ihn als einen mit Gerechtigkeit und jeglicher Herrſchertugend geſchmückten Fürſten ſchildern, dem aber von keiner Seite umſichtige Klugheit und entſchloſſener Muth abgeſprochen werden. Juſtinianus war bald, nachdem Kosru zur Regierung gelangt war, gezwungen, ihm den Frieden für zehntauſend Pfund Goldes abzukaufen; immer von Neuem aber brachen die Feindſeligkeiten wieder aus, und immer durch neue Geldopfer mußte der Friede erkauft werden. Von Norden her bedrängten die Bulgaren und andere Barbarenſtämme das Land, und die Bulgaren gründeten durch Beſiegung der ſüdlich wohnenden Slavenſtämme am aſowſchen und ſchwarzen Meere ein Reich, das ſich auf Koſten des byzantiniſchen immer weiter ausdehnte und ſich ſpäter bis in die Nähe der Donau erſtreckte. Dreißig Jahre lang wurden allein aus den Donaugegenden jährlich Tauſende von Menſchen fortgeſchleppt und das ganze Land in eine Einöde verwandelt, und unter den folgenden Kaiſern griff die Macht der Barbaren ſo furchtbar um ſich, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts Araber, Slaven und andere Barbarenſtämme faſt die Hälfte des Reiches inne hatten und plündernd und raubend bis unter die Mauern von Conſtantinopel vordrangen.

Am verderblichſten wurden für das byzantiniſche Reich die fortwährenden Religionsſtreitigkeiten. Nach Beendigung des von Arius angeregten Streites über die Gottheit Chriſti (Th. I. S. 689) erhob ſich im Anfange des fünften Jahrhunderts ein neuer über das Verhältniß der göttlichen und menſchlichen Natur im Heilande zu einander, indem ein Theil die Eigenſchaften beider Naturen ſtreng von einander unterſchied, der andere dagegen auf alle Weiſe die Einheit derſelben hervorhob und deshalb auch die Maria die Mutter Gottes nannte. Die erſtere Anſicht war beſonders in der antiocheniſchen*), die letztere in der alexandriniſchen Kirche

*) Dies hing mit der eigenthümlichen Richtung der theologiſchen Schule zuſammen, welche bereits im dritten Jahrhundert in Antiochia gegründet war und

herrſchend. Von Anfang miſchte ſich leider die niedrigſte Leidenſchaft in den Streit. Der Patriarch Neſtorius von Conſtantinopel, früher Mönch und Presbyter zu Antiochia, erklärte ſich für die erſtere Anſicht, und dies gab dem herrſchſüchtigen und ehrgeizigen Patriarchen Cyrillus von Alexandria, der ſchon längſt auf das höhere Anſehen des Patriarchen von Conſtantinopel eiferſüchtig geweſen war, erwünſchte Gelegenheit, auf das heftigſte gegen ihn aufzutreten. Durch die Ränke der Gegenpartei kam es dahin, daß der greiſe Neſtorius im Jahre 431 durch das Concil zu Epheſus, das dritte allgemeine, verdammt und abgeſetzt wurde. Er kehrte in ſein Kloſter bei Antiochia zurück; aber auch dort ließ man ihm keine Ruhe. Vier Jahre ſpäter wurde er nach einer ägyptiſchen Oaſe verbannt, und erbarmungslos ſchleppte man den ſchwachen Greis von einem Orte zum andern, bis er im Jahre 440 ſtarb. Seine Anhänger fanden Aufnahme in Perſien, wo die Secte der Neſtorianer noch jetzt fortbeſteht. Der Streit währte aber auch nach ſeiner Entfernung und auch nach dem Tode des Cyrillus noch fort und wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Schlimm war es, daß auch die Kaiſer dabei immer Partei nahmen; unter ihrer Autorität verfolgte die Partei, welche zu einer Zeit gerade für die rechtgläubige oder orthodoxe galt, die andersdenkende mit dem wüthendſten Haſſe, und Vermittelungsverſuche blieben vergeblich; ſelbſt das vierte allgemeine Concil, das ſich im Jahre 451 zu Chalcedon verſammelte, vermochte die Streitigkeiten nicht zu beendigen. Auch unter Juſtinianus dauerten dieſelben in aller Heftigkeit fort. Durch Theodora veranlaßt, begünſtigte er auf alle Weiſe die Anhänger der Lehre von der Einheit beider Naturen in Chriſto, die Monophyſiten, und um ſie wieder zu der Kirche zurückzuführen, erklärte er ſogar im Jahre 533 durch ein Geſetz die Formel „Gott iſt gekreuzigt" für rechtgläubig. Neue Edicte folgten; im Jahre 553 wurde ſogar deshalb eine Kirchenverſammlung nach Conſtantinopel, die fünfte allgemeine, zuſammenberufen; aber dennoch erreichte der Kaiſer ſeinen Zweck nicht; vielmehr ſagten ſich die Monophyſiten nun ganz von der Kirche los und breiteten ſich beſonders in Aegypten, Syrien, Meſopotamien und Armenien aus, wo ſie als beſondere Secte noch bis jetzt fortbeſtehen. So war nun die Einheit der orientaliſchen Kirche völlig vernichtet, und ſie war in drei Parteien, die Orthodoxen, Neſtorianer und Monophyſiten, geſpalten. Das reine Chriſtenthum artete unter ſolchen Kämpfen immer mehr aus und büßte immer mehr von ſeinem reinigenden und belebenden Einfluſſe auf das Volk ein; um ſo leichter aber konnte im Orient eine

ſich durch ſtreng wiſſenſchaftliche Forſchung und grammatiſchlogiſche Auslegung der Bibel auszeichnete, während in der alexandriniſchen Schule eine allegoriſirende Bibelauslegung herrſchend war, womit ſich leicht eine Hinneigung zum Myſtiſchen verband.

Religion aufkommen, die ſich in jener Zeit von Arabien aus verbreitete, die muhammedaniſche. Juſtinianus erlebte indeſſen die Verbreitung derſelben nicht mehr. Er ſtarb am 14. November 565 im dreiundachtzigſten Jahre ſeines Lebens, wenige Monate nach dem Tode Beliſars, und ſein Schweſterſohn Juſtinus II. folgte ihm auf dem Throne; Theodora war ſchon lange vor ihm geſtorben. Wie man auch über ihn denken mag, wie viele Schwächen man ihm auch vorwerfen muß, und wie wenig es ſich auch leugnen läßt, daß er nur zu oft durch Eitelkeit, Habſucht und ſtarren Eigenſinn ſich leiten ließ, wenigſtens das wird man ihm nicht abſprechen können, daß er Sinn für Bildung hatte und nach Ordnung in ſeinem Reiche ſtrebte, und bewundern wird man es müſſen, daß er bis in ein ſo hohes Alter eine ſo raſtloſe Thätigkeit an den Tag legte.

§. 8. Muhammed.

Zwiſchen dem arabiſchen und dem perſiſchen Meerbuſen liegt die Halbinſel Arabien, ein Land, viermal ſo groß als Deutſchland. Ein gewaltiges Gebirge zieht von Süden nach Norden durch dieſelbe hindurch, mächtige Arme nach Oſten hin ausſendend bis nach der Spitze des perſiſchen Meerbuſens. Nach Südweſten hin fällt es terraſſenförmig ab zu einem ſchönen, fruchtbaren Berglande, dem glücklichen Arabien oder Yemen. Dort iſt unter einem milden Klima großer Ueberfluß an Wein, Früchten und Getreide; die Terraſſen ſind mit Kaffeebäumen und Waldungen bedeckt; und ſchon im hohen Alterthume war hier das Vaterland der koſtbarſten Gewürze und Specereien; Myrrhen, Weihrauch, Caſſia, Zimmt, Aloe und köſtlicher Balſam kamen von hier aus durch Handel nach fernen Ländern. Aber dieſer glückliche Landſtrich bildet nur einen ſehr kleinen Theil der Halbinſel. Glühende Sandebenen ziehen ſich an den Küſten entlang. Im Innern ragen ſchroffe, kahle Felsgebirge zu den Wolken empor, durchbrochen von grauenvollen Schluchten und ſchaurigen Höhlen. Die ganze Hochfläche iſt eine brennend heiße Sandwüſte, von keinem Fluſſe bewäſſert, faſt nie vom Regen erfriſcht; kein Baum gewährt erquickenden Schatten; nur hin und wieder findet man einzelne Weideplätze in dem unermeßlichen Sandmeere inſelartig zerſtreut.

In dieſem unwirthbaren, keines Anbaues fähigen Lande wohnt ſeit uralter Zeit ein freiheitliebendes Hirtenvolk, mit ſeinen Heerden von Schafen, Ziegen, Pferden, Kameelen nomadiſch umherwandernd. Die Araber ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, hager und von mittlerer Größe,

aber vom ſchönſten Ebenmaß, mit edlem Antlitz, ſchwarzen, blitzenden Augen; mäßig in Speiſe und Trank und ſich mit Milch, Butter, Datteln und anderen Früchten begnügend, kennen ſie nur wenige Bedürfniſſe. Sie ſuchen die fruchtbaren Plätze auf, die ihnen Nahrung für ihre Heerden darbieten; ſie lagern ſich an den Ciſternen, die ſie gegraben und ſorgfältig überdeckt haben, begleitet von dem Kameel, das alle Laſten willig trägt und ganz für die Wüſte geſchaffen ſcheint, und von dem Roß, das nirgends ſo edel, nirgends ſo flüchtig, nirgends ſo feurig iſt, als hier. So führen ſie unter ihren Zelten ein zwar einförmiges, aber ſorgenfreies Leben. Sie verharren mit ſolcher Treue bei ihrer Sprache, ihrer Kleidung, ihren Gewohnheiten, daß der heutige Beduine noch ganz eben ſo erſcheint, wie in der älteſten Zeit, und mit Stolz ſehen ſie herab auf die, welche ſich in Städten und feſten Wohnſitzen niedergelaſſen haben. Die Lage und Beſchaffenheit ihres Landes ſchützte ſie von jeher vor dem Eindringen fremder Eroberer. Sie allein blieben vom perſiſchen Joche verſchont; Alexander der Große unterwarf ſie nicht, und ſelbſt die Römer wagten ſich nicht in das Innere des Landes hinein. Die furchtbaren Wüſten, die ſich in Norden vor dem Lande lagern, ſchreckten auch die kühnſten Eroberer zurück, und wer es gewagt hätte, tiefer hineinzudringen, der würde vor Hunger und Durſt den Tod haben finden müſſen, da er nicht vermocht hätte, die verdeckten Brunnen, oder die nur den einheimiſchen Stämmen bekannten Weideplätze aufzufinden. Darum liebten aber auch die Araber ihre Freiheit und Unabhängigkeit von jeher über Alles. Frei geboren iſt der Beduine, und zum Knecht kann er nur werden, wenn er in Kriegsgefangenſchaft geräth; ſelbſt der Scheikh, des Stammes Oberhaupt, hat nur eine ſehr beſchränkte Gewalt und würde ſchwerlich Gehorſam finden, wenn er ſie mißbrauchen wollte. So war es im Alterthum, und eben ſo frei leben die Söhne der Wüſte noch heute zu Tage inmitten despotiſcher Reiche. Wie bei den alten Germanen, finden wir bei ihnen die ſchöne Sitte der Gaſtfreundſchaft in der größten Ausdehnung; ſelbſt der Aermſte bietet etwas von ſeinem Brote und ſeinen Datteln dem Anweſenden, und dem Nothleidenden beizuſtehen, erſchien dem Araber von je her als heilige Pflicht. Wahr iſt es, daß Raubſucht dieſe ſchönen Züge ſeines Charakters zum Theil verdunkelt; aber er greift an in offenem Kampfe und verabſcheut nächtlichen Diebſtahl; er läßt den Beraubten nicht hülflos verſchmachten in der Wüſte; er giebt ihm Speiſe und Obdach, und wer ſeinem Schutze ſich anvertraut, den geleitet er treu und ſchützt ihn vor jeder Gefahr. Aber eben ſo iſt er auch leicht reizbar; ſein Blut wallt ſchnell und heftig auf, wie bei allen Morgenländern, und iſt er einmal beleidigt, ſo iſt er ſchwer zu verſöhnen. Es gilt für ehrlos, Beleidigungen nicht zu rächen; ja, der Haß erbt ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und oft haben ara-

biſche Stämme in Verfolgung der Blutrache Jahrhunderte lang ſich bekämpft, häufig bis zur gänzlichen Ausrottung.

Schon im hohen Alterthume blühte in Arabien die Dichtkunſt, während andere künſtleriſche Beſtrebungen den Söhnen der Wüſte fern blieben. Man betrachtete die Gedichte als die koſtbarſten Denkmäler, in welchen die großen Thaten der Vorzeit der Nachwelt zum ewigen Andenken aufbewahrt wurden. Die Dichter ſtanden im höchſten Anſehen, und dichteriſcher Ruhm konnte ſelbſt zur Würde eines Scheikhs oder Emirs erheben. Verwandte oder verbündete Stämme verſammelten ſich oft, um das Andenken berühmter Vorfahren durch den Vortrag von Gedichten zu feiern, die ihren Ruhm verherrlichten. Jährlich ſtrömten von allen Gegenden des Landes nach Mekka zu dem alten Nationalheiligthum, der Kaaba, Schaaren von Pilgern, und bei dieſen Zuſammenkünften fanden auch dichteriſche Wettſtreite Statt, indem die Dichter mit einander wetteiferten in der Verherrlichung der Thaten ihres Stammes, ihrer Familie oder ihrer Brüder. Seit dem Ende des ſechsten Jahrhunderts fanden ſolche Zuſammenkünfte auch in der Stadt Okkadh Statt. Dort war alljährlich ein großer Markt, zu welchem ſelbſt Könige ganze Karawanen mit den feinſten Zeugen, den auserleſenſten Specereien und den koſtbarſten Waaren hinſandten. Mit dieſem Markte waren Spiele und dichteriſche Wettkämpfe verbunden, die einen ganzen Monat lang dauerten. Die Gedichte, welche den Preis davon trugen, wurden mit goldenen Buchſtaben auf Seide geſtickt und mit der größten Feierlichkeit als ein Weihgeſchenk in dem Tempel zu Mekka aufgehängt. Solcher Muſtergedichte aus jener Zeit waren ſieben, und man nannte ſie Moallakât, d. h. die aufgehängten. Der Gewinn eines dichteriſchen Preiſes galt dem Araber für das höchſte Glück und war ihm eben ſo viel werth, als die Geburt eines edlen Füllens und ſelbſt eines Sohnes. Der ganze Stamm theilte den Ruhm des Dichters; andere Stämme beglückwünſchten ihn und ſtellten ihm zu Ehren Feſte und Gaſtmähler an. Die Weiber zogen den Männern unter dem Klange der Tambourins entgegen, verkündeten unter lautem Jubel denſelben, welch großes Heil ihrem Stamme widerfahren, und prieſen ihre Brüder glücklich, daß ihnen ein ſolcher Herold ihres Ruhmes zu Theil geworden ſei.

Noch iſt uns ein reicher Schatz arabiſcher Dichtungen aus jener Zeit erhalten. Wir beſitzen noch die Moallakât, und ebenſo haben wir Sammlungen anderer Gedichte, die von ſpäteren arabiſchen Dichtern veranſtaltet ſind. Die berühmteſte unter dieſen Sammlungen iſt die von dem Dichter Abu Theman († 845 n. Chr.), welche nach dem Inhalt ihres erſten Abſchnittes Hamâſa, d. h. Tapferkeit, genannt wird und in zehn Abſchnitten Gedichte aller arabiſchen Stämme enthält. — Die Dichtungen der Araber umfaſſen ihr ganzes Leben und ihre ganze Gemüths-

welt. Inmitten einer ärmlichen und einförmigen äußeren Natur ſchuf ihre glühende Phantaſie eine wunderſame poetiſche Welt, welche mit ihrem Reichthum die dürftige Wirklichkeit überdeckt, und in deren Bereich Alles, ſelbſt das Gewöhnlichſte, hineingezogen wird. Die Einſamkeit der Wüſte, Roß und Kameel, Lanze und Schwert bieten ihrer lebhaften, warmen Phantaſie Stoff zu poetiſchen Ergüſſen; die Thaten tapferer Stammesgenoſſen begeiſtern ſie zu kühnen Schlachtgeſängen, glühend von Thatendurſt und Männerſtolz, oder zu tief ergreifenden Klageliedern um den Tod gefallener Helden, in denen ſich der Schmerz um ihren Verluſt mit dem glühenden Verlangen nach Rache auf's innigſte paart. Mit Stolz gedenkt der Dichter der Weisheit und der Tugend der Helden ſeines Stammes, vornehmlich ihrer Gaſtfreiheit und Freigebigkeit; mit edlem Selbſtgefühl verherrlicht er ihre Großmuth und ihren hochherzigen, über jede niedere Rückſicht erhabenen Sinn, oder bewahrt ihre Weisheit in ſinnvollen Sprüchen voll ſcharfen Verſtandes und ſprudelnden Witzes, wie ſchon im alten Teſtamente die ſinnreichen Sprüche der Königin von Saba gerühmt werden, oder endlich er haucht in rührenden Liedern die Sehnſucht der Liebe aus. Und überall tritt uns eine Tiefe der Empfindung, ein hoher Schwung der Phantaſie, eine Schärfe der Beobachtungsgabe, ein Reichthum von Bildern entgegen, die uns mit Bewunderung erfüllen, obgleich freilich ihre Phantaſie oft auch alle Feſſeln durchbricht und ſie in regelloſem Fluge dahinreißt, und die Fülle von Bildern, an denen die arabiſche Sprache ſo ungewöhnlich reich iſt, ſie oft zu den ungeheuerſten Uebertreibungen und zu ſchwülſtiger Geſchmackloſigkeit verleitet. Auch auf dem Gebiete der Fabel zeichneten ſich die alten arabiſchen Dichter aus; zu epiſchen und dramatiſchen Dichtungen aber haben ſie ſich nicht erhoben.

Nur Weniges möge als Beiſpiel hier einen Platz finden. — Nichts iſt in den Glutebenen Arabiens erquickender, als ein nächtlicher Regen; ihn beſingt ein Dichter in folgendem Liede:

Schlaflos ſah ich auf zum Himmel; ſchwere Wolken zogen
Land an Land vorbei, und Blitze, niederſchießend,
Dehnten zum Tage mir die Nacht.
Finſtre Wolken, trunken von dem aufgeſognen Waſſer,
Um dem durſterfüllten Land zu ſchenken langer
Sehnſucht erharrte Segensfrucht,
Fernher dumpf ertoſend gleich dumpfmurrenden Kameelen,
Zogen dort in langhin ausgedehnter Reihe
Ueber die Wüſte langſam hin.
Siehe, Libanons erhabnem, ſchneebedecktem Gipfel
Schien der weiße Gipfel des hochaufgethürmten
Zackengewölkes rundum gleich.

Horch! was weht? Von Hadramaut her wehen Winde, treiben
Auseinander das Gewölk, und den verdünnten
Wolken entrieselt Regen schon.
Zarter Regen rieselt nieder; lauteres, klares Wasser,
Weiß wie Milch, fällt, und der halberstorbnen Dornen
Wurzeln erfrischt des Lebens Saft.
Aber langsam steigt dort schwarzes, hoch gethürmt Gewölk auf,
Dem Kameel, dem lastgebeugten, gleich, das matt und
Mühsam des Sandes Tief' entkeucht.

Ein anderer fordert in anakreontischer Weise zu frohem Lebensgenusse auf:

Fröhliche Mahle,
Berauschende Becher,
Ein hochhalsiges Kameel,
Das mit sicherm Tritt den Liebetrunkenen
Schaukelnd trägt durch's tiefe Thal;

Sittige Mädchen,
Verborgen im Innern
Des Gezeltes, blendend weiß,
Schön umflossen vom weichen, seidnen,
Lässig wallenden Gewand;

Liebliche Fülle
Verbreiteter Habe;
Nach dem wilden Sturm der Schlacht
Sich're Ruhe, du, und ach der Saiten
Liederfüße Harmonie;

Wie ihr doch einzig
Das Leben erquicket!
Ist der Mensch der Würfel nicht
In des Schicksals Händen? Und das blinde,
Irre schwankt es hin und her.

Freuden und Leiden,
Genüsse und Sorgen,
Alles trifft dasselbe Loos!
Auf, genießt des Lebens! was da lebet,
Ist des Todes Eigenthum.

Einem gefallenen Helden weihte ein Dichter folgendes Todtenlied:

Stiller Regen träufle auf den Hügel,
Der Arib's Gebein' in sich verschließet;
Reichlich werfen regenschwang're Wolken
Ihre Bürde nieder zu der Erde!
Die durchnäßte berge still die Fluthen!
Keiner Aller, die dem Tode leben,
Keiner kann den Jüngling uns erstatten,
Der ein Schild uns war am Tag der Abwehr,

Wenn Vertheidigung des Feindes ſchneller
Anfall heiſchte, heiß es Jeden drängte.
Oft ergriffſt du mit dem ſtarken Arme
Kühn den grimmen Streiter, der noch kühner,
Als der kühne Leu im tiefen Dickicht
Seines Walds, den Widerſacher anfiel,
Zähmteſt ihn darnieder, daß er willig
Leiſtete das Recht und lenkſam folgte.
Wahrlich dieſer lebt! Er lebte ewig!
Kennte man die Zahl nicht ſeiner Tage,
Seine Thaten würde man doch zählen.

Ein anderer Dichter preiſet die Heldenthaten ſeiner Stammesgenoſſen alſo:

Saht ihr Kämpfe, den unſeren gleich mit den Söhnen Taim's?
Als ſich wölkte der Staub und den Stäubenden Blut hinabſchiug?
Grau'nvoll dämmert' um ſie ihr Tag, aus des Tages Schrecken
Stärkten den Muth ſie.

Löwen glichen ſie, Löwen, die lauern auf Beute im Lager,
Wir der ſchwarzen, der ſchauererweckenden Nacht; den Tag, wie
Schloß nicht enge der Freund ſich dem Freund' an, bis der Sohle
Riemen zerriſſen!

Ihrer Tapferen keiner erbangte dem Streite, keiner
Wich; vorſtrebete Jeder im Lanzendickicht;
Jeder beſeelte mit Worten, mit Thaten beſeelte Jeder
Seine Genoſſen;

Bis Verwirrung den Feinden herabkam, bis die Flucht euch
Himjariten ergriff, die ergriffnen, geſchlagenen beimjagt!
Ach! wie viele raſten nicht dort jetzt! Um ihr Gelock weh'n
Winde und Sand her!

Die Religion der alten Araber beſtand in Geſtirndienſt. Der großartige Anblick, den der ewig klare, majeſtätiſche Sternenhimmel gewährte im Gegenſatz zu der Dürftigkeit und Einförmigkeit des Landes, über das er ſich wölbt, mußte die einfachen Gemüther mit ehrfurchtsvoller Bewunderung erfüllen. Der Glanz der Sonne, das milde Licht des Mondes dienten ihnen als ſichere Wegweiſer in dem unermeßlichen Sandmeere; wir müßten uns wundern, wenn ſie dieſelben nicht als göttliche Weſen verehrt hätten. Leider fehlt es uns aber außer dieſer allgemeinen Kenntniß gänzlich an genaueren und ſicheren Nachrichten über ihre Religion; nur das iſt gewiß, daß man eine Menge von Göttern anbetete, und daß man außer den höheren Göttern auch Genien verehrte, deren Schutz man ſich durch Opfer zu ſichern ſuchte.

Man verehrte dieſe Götter unter der Geſtalt unförmlicher, jedoch meiſt viereckiger ſchwarzer Steine. Einen ſolchen ſchwarzen Stein verehrten auch die Bewohner von Hedſchas, die ihre Abkunft von Abrahams

Sohn Ismael ableiteten, in ihrer Hauptstadt Mekka. Man nannte ihn Kaaba, und eben so heißt auch der Tempel, in welchem er aufbewahrt wird. Theils das Ansehen der Ismaeliten, theils der umfangreiche, wichtige Handel, der, wie bereits erwähnt ist, nach Mekka getrieben wurde, bewirkten es schon in uralter Zeit, daß dieser Stein bei allen arabischen Stämmen die größte Verehrung genoß und ein gemeinschaftliches Nationalheiligthum derselben wurde. Im Besitze desselben waren ursprünglich die Ismaeliten, denen auch Mekka gehörte. Späterhin wurde ihnen beides von den Khuzaïten, einem Stamme aus Yemen, entrissen, und dieser blieb nun Jahrhunderte lang im Besitze des Heiligthums, bis ein Fürst dieses Stammes in der Trunkenheit die Schlüssel der Kaaba für einen Schlauch Wein an Kosa mit dem Beinamen Koreïsch verkaufte. Die Koreïschiten, die sich rühmen konnten, in gerader Linie von Ismael abzustammen, hatten schon längst nach dem Besitze von Mekka getrachtet. Mit Hülfe mehrerer Stämme, die sich an sie anschlossen, gelang es ihnen wirklich, die Khuzaiten zu verdrängen, und die Herrschaft erbte sich von Kosa fort auf seinen Urenkel Abdul Motalleb, den Großvater des Propheten Muhammed, jenes merkwürdigen Mannes, durch dessen Persönlichkeit die bis dahin vereinzelten Stämme zu einem mächtigen Ganzen vereinigt wurden und aus ihrer bisherigen Verschlossenheit heraustraten, um die Glut ihrer religiösen Begeisterung auch nach fernen Ländern hinzutragen und bildend einzuwirken auf ganze Nationen.

Abul Kasem Ebn Abdallah Muhammed war am 20. April 571 zu Mekka geboren und gehörte der Familie Haschem an, der angesehensten des Stammes Koreïsch. Schon zwei Monate nach seiner Geburt verlor er durch den Tod seinen Vater Abdallah, und als er sechs Jahre alt war, starb auch seine Mutter Aminah. Sein Vater hatte ihm nichts hinterlassen als fünf Kameele und eine alte treue Sklavin. Diese brachte den verwaisten Knaben zu seinem Großvater Abdul Motalleb; jedoch nur kurze Zeit fand er in dem Hause desselben Aufnahme; denn als er noch nicht neun Jahre alt war, starb Abdul Motalleb in dem hohen Alter von hundert und zwanzig Jahren. Noch sterbend sorgte derselbe für das hülflose Kind, indem er es seinem Sohne Abu Taleb empfahl, der damals im Besitze der Schlüssel zur Kaaba war und also in hohem Ansehen stand. Abu Taleb nahm sich des Kindes mit der höchsten Sorgfalt an; denn schon früh hegte man von dem Knaben große Erwartungen, und eben deshalb hatten ihn seine Eltern Muhammed, d. h. den Gepriesenen, den Berühmten, genannt. Abu Taleb erzog ihn zu Handelsgeschäften und sandte ihn mit Karawanen nach Syrien, Arabien und Palästina. Schon als Knabe zeichnete sich Muhammed vor allen seinen Altersgenossen aus, und ebenso stand er auch später bei Allen in hohem Ansehen. Er war körperlich und geistig reich begabt. Eine schöne, edle

Geſtalt. Dichtes, ſchwarzes Haupthaar und ein ſchöner, voller Bart umſchattete die vollen, ſanft gerundeten und gebräunten Wangen. Er hatte eine kühn gebogene Adlernaſe, dunkle, leuchtende Augen, und zwiſchen ſeinen fein geſchnittenen Lippen glänzten zwei Reihen blendend weißer Zähne. Dabei lag in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas ungemein Weiches, faſt Weibliches; wenn aber die Glut der Begeiſterung und der Leidenſchaft aus ſeinem Auge ſtrahlte, dann erſchien er wie ein geborner Herrſcher, dem Alles willenlos gehorchen muß. Dabei beſaß er einen ſcharfen, durchdringenden, die Verhältniſſe im Augenblick klar und ſicher erfaſſenden Verſtand, eine Fülle treffenden, ungezwungenen Witzes, eine reiche, glühende Phantaſie und eine ſeltene Beredtſamkeit, durch die er, unterſtützt von einer kräftigen, wohltönenden Stimme, Alles mit unwiderſtehlicher Gewalt hinzureißen vermochte.

In ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre trat er in die Dienſte einer reichen Kaufmannswittwe, der Kadidſcha, einer klugen und verſtändigen Frau, deren ausgedehnte Geſchäfte er mit ſolcher Umſicht leitete, daß ſie ſich bald mit ihm vermählte. Er blieb jetzt in Mekka; aber bald trieb er ſeine Geſchäfte nicht mehr mit ſo großem Eifer und Glück, als früher; denn ſo viel beſaß er jetzt, als er zu einem bequemen Leben gebrauchte, und ſein Geiſt trachtete nach viel höheren Dingen, als danach, noch größere Schätze zuſammenzuhäufen. Schon in ſeiner Jugend war ihm die Einſamkeit lieb geweſen, und oft hatte er dieſelbe aufgeſucht, um ſich in ſtilles Nachdenken über ſich ſelbſt und über göttliche Dinge zu verſenken. Auf ſeinen Handelsreiſen hatte er das Judenthum wie das Chriſtenthum kennen gelernt, welche beide Religionen auch in Arabien vielfach verbreitet waren, und wenn auch weder das Judenthum mit ſeiner ausſchließlichen Bevorzugung des einen auserwählten Volkes, noch das damalige Chriſtenthum mit ſeiner Verketzerungsſucht und ſeinen erbitterten Lehrſtreitigkeiten ihn zu befriedigen vermochte, ſo verſchaffte ihm die Kenntniß derſelben doch die Ueberzeugung von der Thorheit und Unwürdigkeit des Götzendienſtes. In dieſer Ueberzeugung wurde er noch beſtärkt durch einen Verwandten der Kadidſcha, der ihn mit Begeiſterung für den Glauben an den einen wahren Gott erfüllte. Noch häufiger, als ſonſt, ſuchte er jetzt die Einſamkeit auf. Wochen, ja Monate brachte er in einer drei Stunden von Mekka entfernten Höhle zu, im Gebet und im Umgang mit Gott, und oft fand man ihn bewußtlos am Boden liegen. Er glaubte in ſeinem ſchwärmeriſchen Zuſtande, im Verkehr mit der höheren Geiſterwelt zu ſtehen, und endlich in ſeinem vierzigſten Lebensjahre trat er offen mit den ihm zu Theil gewordenen Offenbarungen hervor. Er theilte der Kadidſcha mit, er habe in der Nacht, in ſeinen Mantel gehüllt, da gelegen; da habe ihn plötzlich eine Stimme gerufen, und als er das Haupt enthüllte, ſei er, von dem Glanze geblendet, der

ihm entgegenſtrahlte, ohnmächtig zurückgeſunken. Als er wieder zu ſich gekommen, habe ein Engel vor ihm geſtanden, der ſich Gabriel nannte, und ihm ein ſeidenes Tuch mit Schriftzügen gezeigt, die er ihm zu leſen befohlen. Er habe dem Engel geſagt, er könne nicht leſen; aber dieſer habe zu ihm geſprochen: „Lies, im Namen des Herrn, der Himmel und Erde geſchaffen, der den Menſchen den Gebrauch der Feder gelehrt hat und den Strahl des Wiſſens in ſeine Seele ſenkt und ihn lehrt, was er vorher nicht weiß.“ Da ſei plötzlich ſein Verſtand erleuchtet worden; er habe die Gebote des Herrn auf dem Tuche leſen können, und der Engel habe ihn nun für den Propheten Gottes erklärt. Kadidſcha glaubte an ſeine göttliche Sendung; auch der Verwandte derſelben, welcher ſchon früher ſich ihm angeſchloſſen hatte, erklärte ſich offen für ihn, und auch ſein Sklave Said erkannte ihn an und erhielt dafür die Freiheit. Nur langſam aber konnte Muhammed mit ſeiner neuen Lehre Eingang finden. Viele hielten ihn wohl für einen begeiſterten Dichter, Viele für einen überſpannten Schwärmer; aber ſehr Wenige nur wollten ihn als Propheten anerkennen, und nach drei Jahren war die Zahl ſeiner Anhänger erſt auf vierzig geſtiegen; ſogar ſeine eigenen Verwandten erklärten ſich gegen ihn, und ſein Hauptgegner war ſein Vetter Abu Soſian. Nur Abu Taleb nahm ſich ſeiner fortwährend an und ſchützte ihn gegen ſeine Feinde. Derſelbe lud endlich die Haſchemiten zu einem einfachen Mahle in ſein Haus. Muhammed ſuchte ihnen in begeiſterter Rede ſeine göttliche Sendung zu beweiſen und fragte endlich: „Wer will mein Weſſir, mein Gehülfe, ſein?“ Alle ſchwiegen betroffen; nur Abu Talebs Sohn Ali erhob ſich feurig und erbot ſich zu ſeinem Dienſte. Deſto heftiger entbrannte nun der Widerſtand der Uebrigen, und ſie drohten dem Propheten den Tod. Nur mit Mühe vermochte Abu Taleb ihn gegen die immer heftiger werdenden Verfolgungen zu ſchützen; ſeine Anhänger aber ſahen ſich genöthigt, Mekka zu verlaſſen und bei dem chriſtlichen Könige von Abyſſinien Schutz zu ſuchen. Der ganze Stamm Koreiſch trat wider ihn auf, ſagte ſich gänzlich von aller Verbindung mit den Haſchemiten los und verband ſich durch einen feierlichen Eid, nicht eher zu ruhen, als bis Muhammed der Strafe der Götter überliefert wäre. Noch mißlicher wurde ſeine Lage, als im zehnten Jahre nach ſeinem Auftreten Abu Taleb und drei Tage ſpäter auch Kadidſcha ſtarb. Es gelang ihm, zwölf Männer aus der Stadt Yatreb, die ſpäter vorzugsweiſe Medinah, d. h. die Stadt, genannt wurde, für ſeine Lehre zu gewinnen, und ſie ſchworen, ihn und ſeine Freunde zu ſchützen. Die Bewohner von Medinah waren ohnehin ſchon längſt neidiſch geweſen auf die Macht und das Anſehen Mekka's und ergriffen begierig die Gelegenheit, derſelben zu ſchaden; deshalb gewährten ſie bereitwillig den Anhängern Muhammeds, die zu ihnen flohen, Aufnahme und Schutz. Nun aber verſchworen

ſich Abu Soſian und ſeine Freunde, gemeinſchaftlich Muhammed niederzuſtoßen; dieſem wurde jedoch die drohende Gefahr noch zur rechten Zeit bekannt, und er floh deshalb in der Nacht, als ſein Haus ſchon umzingelt war, mit Ali's Hülfe ebenfalls nach Medinah. Mit dieſer Flucht trat ein Wendepunkt in Muhammeds Wirkſamkeit ein, und mit Recht beginnen daher die Muhammedaner mit dem Jahre derſelben (622 n. Chr.), als der eigentlichen Stiftungszeit ihrer Religion, ihre Zeitrechnung. Sie zählen alſo nach Jahren ſeit der Hedſchra, d. h. der Flucht. In Medinah gewann Muhammed bald größeren Anhang, und er befeſtigte ſein Anſehen noch dadurch, daß er zwiſchen 54 Gläubigen, die ihm aus Mekka gefolgt waren, und 54 ſeiner neuen Anhänger eine innige Verbrüderung zu Stande brachte, ſo daß ſie gelobten, in Leid und Freude treu zuſammenzuhalten; auch ſollten ſie einander noch vor den Blutsverwandten beerben. Muhammed ſelbſt trat in dieſe Verbindung ein; denn als Ali Keinen fand, der ihm Bruder ſein wollte, zog er ihn ſelbſt an ſeine Bruſt und bot ſich ihm als Genoſſen an; zu gleicher Zeit feſſelte er den tapferen Abubekr noch inniger an ſich, indem er ſich mit deſſen ſiebenjähriger Tochter, der geiſtreichen, liebenswürdigen und gewandten Ajeſcha, vermählte. Im Beſitze größerer Macht ſann jetzt Muhammed darauf, an ſeinen Feinden Rache zu nehmen und mit Hülfe des Schwertes ſeine Lehre zu verbreiten. Mit nur 313 Mann beſiegte er den Abu Soſian, der ihm mit 950 Koreiſchiten entgegen gezogen war; derſelbe rüſtete ſich zwar alsbald von Neuem zum Kampfe und ſchwor, nicht eher den Bart zu ſalben, als bis Muhammed gefallen wäre; dieſer zog ihm aber mit überlegener Macht entgegen, und Abu Soſian mußte ſeinen ganzen Mundvorrath in Stich laſſen und ſein Heil in der Flucht ſuchen. Zwar erlitt Muhammed bald darauf in der Nähe von Medinah eine Niederlage; aber dadurch wurde ſein Anſehen und ſeine Macht ſo wenig verringert, daß er im Jahre 627 es wagen konnte, mit 1400 Mann nach Mekka zu ziehen, um einen feierlichen Beſuch in der Kaaba zu machen. Die Koreiſchiten wollten ihn daran verhindern; er aber drang bis in die Nähe der Stadt vor und zwang ſie zu einem zehnjährigen Waffenſtillſtand, bei deſſen Abſchluß ſie ihm zugleich für das nächſte Jahr auf drei Tage den Beſuch der Kaaba geſtatteten. Nachdem er auf ſolche Weiſe für's Erſte vor ſeinen Feinden Ruhe hatte, griff er einen mächtigen Judenſtaat an, den er ſich nach Eroberung der Hauptfeſtung zinsbar machte, und ſo furchtbar hatte er ſchon ſeinen Namen gemacht, daß er es wagen durfte, Könige nahe und fern zum Uebertritt zu ſeiner Religion aufzufordern. Der König von Perſien zerriß zwar den Brief, den ihm Muhammed deshalb ſchrieb; aber in Aegypten wurden die Geſandten des letzteren vom Statthalter mit Geſchenken entlaſſen, und der oſtrömiſche Kaiſer Heraclius lehnte zwar den geforderten Uebertritt ab, ſandte ihm

aber eine äußerst höfliche Antwort. Im Jahre 630 unterwarf sich auch Mekka ohne Schwertstreich und erkannte ihn als Herrscher und Propheten an; er hielt mit großer Feierlichkeit seinen Einzug, zerstörte alle Götzenbilder in und bei der Kaaba und erklärte Mekka für eine heilige Stadt. Zwar rüsteten mehrere Stämme sich noch einmal zum Widerstande; aber Muhammed erfocht drei Stunden von Mekka einen glänzenden Sieg über sie, und nun schickten auch die fernsten Stämme der Halbinsel Gesandte an ihn und erklärten sich bereit, seine Lehren anzunehmen; viele erkannten ihn auch als ihren weltlichen Herrscher an. Schon ging er mit Plänen um, seine Herrschaft und seine Lehre auch außerhalb Arabiens zu verbreiten, als er fühlte, daß seine Lebenskraft immer mehr dahin schwand, wie er überzeugt war, in Folge von Gift, das ihm eine Jüdin beigebracht hatte. Er beschloß daher im Gefühl seines nahen Endes, noch einmal eine Wallfahrt nach der Kaaba zu unternehmen. Eine ungeheure Anzahl von Gläubigen begleitete ihn; die Angaben schwanken zwischen fünfundzwanzigtausend und neunzigtausend, und mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vollzog er dabei alle heiligen Gebräuche. Nach Medinah zurückgekehrt, wurde er zusehends schwächer. Mitten in der Nacht begab er sich, von einem Sklaven begleitet, auf den Todtenacker, um für die Todten zu beten, die ihm erschienen seien. „Freuet euch", betete er, „ihr Bewohner der Gräber! Friedlicher ist der Morgen, zu welchem ihr erwachen werdet, als der, welcher die Lebenden erwartet; glücklicher seid ihr, als sie. Gott hat euch von den Stürmen erlöst, von welchen sie bedroht sind, und die einander folgen werden, wie die Wachen einer stürmischen Nacht, jede immer dunkler, als die vergangene." Ermattet kehrte er in seine Wohnung zurück. Als die Schmerzen heftiger wurden, verlangte er seine Gemahlin Ajescha und ließ sich von ihr pflegen. Auch seine Tochter Fatime kam, und er verkündete ihr, daß er bald sterben würde; aber auch sie würde ihm bald in's Paradies folgen. Am nächsten Tage begab er sich in die Moschee und verrichtete in gewohnter Weise das Gebet. Dann wandte er sich zu der Gemeinde und fragte, ob er Jemand etwas schuldig sei. Da meldete sich Einer, dem er drei Denare schuldig war, und Muhammed ließ ihm dieselben sofort bezahlen. Dann ermahnte er noch die Gläubigen zur Eintracht, zur Treue im Glauben und zu beständigem Gebet, und bat Alle um Verzeihung, die er etwa beleidigt hätte. Er war von dem ganzen Vorgange so angegriffen, daß er in Ohnmacht fiel, als er wieder in Ajescha's Wohnung kam. Am Freitag wollte er noch einmal zum Gebet gehen; da er sich aber zu schwach fühlte, forderte er Abubekr auf, für ihn zu beten. Als derselbe unter den Gläubigen erschien, geriethen Alle in große Bestürzung, und es verbreitete sich das Gerücht, Muhammed wäre todt. Darum schleppte er sich mit Aufbietung seiner letzten

Kräfte in die Verſammlung, und nachdem Abubekr das Gebet geendigt hatte, ermahnte er ſelbſt die Gläubigen nochmals zur Frömmigkeit und ſuchte ſie über ſein Scheiden zu tröſten. „Ich gehe euch nur voran", ſagte er, „und ihr werdet mir bald folgen. Der Tod erwartet uns Alle, und Keiner möge ihn von mir abzuwenden ſuchen. Ich habe zu eurem Beſten gelebt und werde für euer Wohl ſterben." Als er wieder zu Ajeſcha zurück kam, ſchien er ſich erleichtert zu fühlen; aber gleich darauf begann der Todeskampf. Er befahl noch, ſeine Sklaven frei zu laſſen und ſein Geld den Armen zu geben. Schon war ſein Auge gebrochen, da wandte er es noch einmal gen Himmel und rief: „Allah (Gott), es ſei, unter den ſeligen Genoſſen im Paradieſe." Damit verſchied er in Ajeſcha's Armen. Als ſeine Hände erkalteten, legte ſie ihn auf das Lager zurück und erhob ein lautes Jammergeſchrei; aber Keiner wollte glauben, daß er geſtorben wäre, bis Abubekr die weinende Menge davon überzeugte. Er ſtarb an ſeinem drei und ſechszigſten Geburtstage, im Jahre 632 n. Chr. Gleich nach ſeinem Tode erhob ſich ein Streit zwiſchen den Bewohnern von Mekka und denen von Medinah über die Beſtattung ſeiner Leiche. Abubekr entſchied jedoch denſelben dadurch, daß er beſtimmte, ſie ſollte beſtattet werden, wo er geſtorben war, und ſo wurde das Grab unter ſeinem Sterbebette gemacht; da aber ſein Haus dicht an die Moſchee ſtieß, die er hatte erbauen laſſen, ſo iſt es ſpäter, als ſie erweitert wurde, von derſelben umſchloſſen worden, und noch jetzt wird ſein Sarg daſelbſt den gläubigen Pilgern gezeigt. Seine Tochter Fatime, das einzige Kind, welches ihn überlebte, folgte ihm bald im Tode nach.

Er war ſo arm geſtorben, daß man bei ſeinem Tode auch nicht ein einziges Gold- oder Silberſtück vorfand. Ungeachtet ſeiner Macht und ſeines hohen Anſehens hatte er während ſeines ganzen Lebens ſtets die höchſte Einfachheit gezeigt und in großartiger Selbſtverleugnung allen Prunk verſchmäht. Grobes Tuch war ſeine Kleidung, Datteln und Gerſtenbrot ſeine Speiſe, Milch und Waſſer ſein Trank, und oft ſah man ihn ſich ſelbſt ſeine Speiſe bereiten und ſein Zimmer kehren; aber die Kämpfe, in welche er hineingeriſſen wurde, riſſen ihn oft zu leidenſchaftlicher Härte fort; jeder Widerſtand erſchien ihm als Werk des Unglaubens, und Vernichtung der Ungläubigen dünkte ihm Pflicht; erſt ſpäter, als er ſiegreich über alle Feinde triumphirte, gewannen edlere Gefühle wieder in ſeinem Herzen Raum; aber zu der Höhe ſittlicher Vollendung vermochte er ſich nie zu erheben, und er ſelbſt fühlte es oft, wie wenig ſein Leben der Idee entſprach, für die er begeiſtert war, wie er denn einſt, als Ajeſcha ihn fragte, ob auch er nicht ohne die Gnade Gottes in das Paradies komme, es feierlich verneinte.

Die einzelnen vorgeblichen Offenbarungen, von denen Muhammed behauptete, daß ſie ihm zu Theil geworden wären, ließ er theils ſchon während ſeines Lebens aufzeichnen, theils erhielten ſie ſich im Munde der Gläubigen. Nach dem Tode des Propheten ließ Abubekr die zerſtreuten Stücke ſammeln, und ſo entſtand der Koran. Derſelbe iſt in 114 Kapitel oder Suren eingetheilt, die weder ihrem Inhalte noch der Zeit ihrer Entſtehung nach ſtreng geordnet ſind. Er enthält Reden Muhammeds an ſeine Anhänger, Lobpreiſungen Gottes, Ermahnungen, Reden gegen Götzendiener, Juden und Chriſten, Legenden aller Art und neben den religiöſen Belehrungen auch Geſetze und Entſcheidungen in rein irdiſchen Angelegenheiten, ſo daß er für die Muhammedaner Religionsbuch und Geſetzbuch zugleich iſt. Und alles dies iſt in ſo buntem Gemiſch durcheinander geworfen, und ermüdende Wiederholungen einer und derſelben Sache ſind ſo häufig, daß es der größten Aufmerkſamkeit und Geduld bedarf, um aus dieſem Gewirr die einzelnen vortrefflichen ſittlichen Betrachtungen und Vorſchriften, die zerſtreuten ſchönen Bilder und Vergleichungen und die Stellen, in denen ſich die Darſtellnng zu wahrhaft poetiſchem Schwunge erhebt, heraus zu finden und ſich daran zu erfreuen.

Aus dem Koran nun lernen wir die Religion der Muhammedaner kennen, die ſie ſelbſt Islam oder gläubige Ergebung nennen und als die einzige wahre Religion betrachten, weshalb ſie ſich auch Moslemin oder Gläubige nennen, allen übrigen Menſchen, als den Ungläubigen, gegenüber. Dieſelbe Bedeutung hat das perſiſche Wort Muſulman, woraus das deutſche Wort Muſelmann entſtellt iſt.

Muhammed wollte keine neue Religion ſtiften, ſondern er wollte nur die durch den Götzendienſt verdunkelte Urreligion der Araber herſtellen, welche von Abraham herrühren ſollte und den Glauben an einen einzigen Gott feſthielt; auch Chriſtenthum und Judenthum, die er aber weniger aus ihren reinen Quellen, dem neuen und alten Teſtamente, als aus den vielen apokryphiſchen Evangelien, die damals verbreitet waren, und aus dem Talmud kennen lernte, erſchienen ihm nur als Entſtellungen dieſer Urreligion. An die Spitze ſeiner Religion ſtellte er daher die Lehre: „Gott iſt Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet.“ Gott iſt ewig, erhaben über jede Beſchränkung durch Raum und Zeit; allmächtig und allwiſſend beherrſcht er das Weltall, und Alles hängt von ſeinen unwiderruflichen Rathſchlüſſen ab. Dieſe Idee der unendlichen Erhabenheit Gottes über die Schöpfung bildet den Grundton des Muhammedanismus; aber das Gefühl der Verwandtſchaft und Gemeinſchaft mit dieſem unendlich erhabenen Gotte blieb demſelben fern; die Allmacht erſcheint daher als ſchrankenloſe Willkür, und obgleich die Idee einer heiligen Liebe, einer göttlichen Barmherzigkeit hier und dort hineinſtrahlt

in das religiöse Bewußtsein Muhammeds, so steht doch eine solche Idee vereinzelt bei ihm da und eigentlich mit seiner Lehre in Widerspruch. Die Idee einer Gemeinschaft der Gottheit und Menschheit, wie sie das Christenthum in dem Heilande anerkennt, schien ihm eine Herabwürdigung und Beeinträchtigung des göttlichen Wesens, eine Abgötterei und eine Entstellung der reinen Christuslehre. Deshalb läßt er im Koran Gott an Jesus die Frage richten: „Isa, Sohn der Marjam, hast du den Menschen gesagt: Nehmt mich und meine Mutter als zwei Götter neben Gott an?“ und Jesus antwortet: „Ich habe ihnen nichts gesagt, als was du mir geboten hast: Ehret Gott, meinen Herrn und euren Herrn!“ Um aber die unendliche Kluft zwischen Gott und der Schöpfung auszufüllen, schuf seine Phantasie, meistens nach jüdischen Legenden, eine höhere Geisterwelt, auf der einen Seite Gabriel mit den Erzengeln und den Schutzgeistern, auf der andern Iblis mit der Schaar gefallener Geister. Fortlaufend von Adam an hat sich nach der Lehre des Koran Gott durch Propheten offenbart, und Muhammed nimmt sechs Stufen der Offenbarung an, durch Adam, Noah, Abraham, Mose, Christus und ihn selbst. Seine Aufgabe ist es, durch das Schwert den Unglauben völlig zu vertilgen, und darum bedarf es nach ihm keines andern Propheten mehr; er selbst ist wie der letzte, so auch der höchste Prophet.

Der Gedanke, daß dem Menschen das Göttliche als eine unendliche Macht gegenüber stehe, die Alles willkürlich und widerstandslos beherrscht, mußte den entschiedensten Einfluß auf das ganze Leben der Muhammedaner ausüben. Einen solchen Gott kann man nur durch willenlose Unterwerfung unter seine Willkür und durch knechtischen Gehorsam verehren. Die Länge des Lebens und das Maß des Glückes ist für Jeden von Gott unabänderlich bestimmt. Alle Anstrengungen des Menschen, sein Unglück und seine Noth zu mildern und zu überwinden, sind vergeblich und Auflehnung gegen den göttlichen Willen. Daher der gänzliche Verfall des Ackerbaues, daher die Lähmung des Handels in allen Ländern, wo der Islam herrscht; daher aber auch der Aufopferungsmuth der Moslemin im Kriege gegen die Ungläubigen. Die Tage ihres Lebens sind ja unabänderlich bestimmt, und dazu kommt noch, daß der Koran den in solchem Kampfe Gefallenen die herrlichsten Belohnungen verheißt: ‚Wer um des Glaubens willen zum Schwerte greift, der streift alle Sünden ab. Jede Wunde, die er im Kampfe erhält, glänzt am Tage des Gerichts wie ein Leuchtkäfer und duftet wie Moschus. Wer im heiligen Kampfe fällt, gelangt unmittelbar in den Himmel.“ Ueberhaupt konnte eine Religion, in der alle sittliche Freiheit der Menschen vernichtet erscheint, nicht mit heiligender Kraft das Leben derselben durchdringen, sondern nach ihr konnte man Gott nur verehren durch die Verrichtung solcher einzelnen äußerlichen Handlungen, die es ihm als

Zeichen ſeiner Verehrung zu gebieten gefallen hat. Dahin gehört außer der Vertilgung der Ungläubigen und dem Kampfe gegen dieſelben das eifrige Leſen des Koran, täglich fünfmalige Abhaltung beſtimmter Gebete (beim Anbruch des Tages, am Mittag, Nachmittag, Abend und in der erſten Nachtwache). Dem Gebete geht eine Waſchung der Hände und des Geſichts voran, die für ſo nothwendig gehalten wird, daß man ſich wenigſtens mit Sand abreibt, wenn man kein Waſſer hat. Jeder Ort iſt zum Gebet heilig; aber mit dem Geſicht muß man ſich nach der Richtung hin wenden, wo Mekka liegt. Eben ſo wichtig erſcheint die Pflicht der Wohlthätigkeit. Kein Moslem darf ſich derſelben entziehen, und Jeder muß mindeſtens den zehnten Theil ſeines Einkommens zu Almoſen verwenden. Mit der nämlichen Strenge müſſen die Faſten beobachtet werden. Während des ganzen Monats Ramaſan darf der Moslem den ganzen Tag hindurch weder Speiſe noch Trank genießen, weder rauchen, noch ſchnupfen; er muß ſich des Bades, der Wohlgerüche und Alles deſſen, was ihm Vergnügen macht, enthalten, und erſt in der Nacht entſchädigt er ſich für die Entbehrungen des Tages. Endlich gehören hierher die Wallfahrten. Eigentlich muß jeder Moslem wenigſtens einmal in ſeinem Leben die Kaaba beſuchen; jedoch kann er einen Andern auf ſeine Koſten hinſchicken, oder das Geld dafür an die Armen vertheilen; den Gebeten, den Waſchungen, der Feier der Feſte und dem Faſten aber muß er ſich perſönlich unterziehen. Zu dieſen Geboten kommen noch zahlreiche Verbote; ſo das des Weintrinkens, des Eſſens von Schweinefleiſch und von Erſticktem, des Wuchers, der Wahrſagerei und dgl. Wer alle dieſe Vorſchriften beobachtet, macht ſich der Seligkeit des Paradieſes würdig. Dieſe Seligkeit ſchildert der Koran freilich in ſehr ſinnlicher und irdiſcher Weiſe. Dunkle Haine werden den Gläubigen aufnehmen und mit kühlendem Schatten erquicken; murmelnde Ambrabäche duften ihm entgegen; Frühlingslüfte umwehen ihn, und die köſtlichſten Früchte blühen und reifen auf ſeinen Wink. In glänzenden, grünen, ſeidenen und ſammtenen, golddurchwirkten Gewändern ruhen die Gläubigen auf grünen Decken, prächtigen Teppichen und ſeidenen, von Gold und Edelſteinen blinkenden Polſtern. Auf goldenen Schüſſeln iſt ihnen das Mahl bereitet, jeder Gang aus dreihundert Speiſen beſtehend. Bedient von ewig blühenden Jünglingen, die eingeſchloſſenen Perlen gleichen, werden ſie aus goldenen Schalen, ſilbernen Gefäßen und prächtigen Bechern klaren, lauteren Wein ſchlürfen, der weder die Beſinnung raubt, noch geſchwätzig macht und zu Schandthaten verleitet. Schwarzäugige Jungfrauen, ſchön wie Perlen und Rubinen, glänzend wie Maienlicht und friſch wie der Morgenthau, umtanzen ſie. Das ſind die Freuden, die Muhammed den Gläubigen nach dem Tode in Ausſicht ſtellt; eben ſo ſinnlich ſind die Strafen, mit denen er den Ungläubigen

droht; die schrecklichsten Martern, welche die ausschweifendste Phantasie nur zu ersinnen vermag, stehen ihnen bevor. Wenn am jüngsten Tage die Todten auferstehen, so werden die Ungläubigen in einen tiefen Abgrund, die Hölle, hinabgestürzt, und je größer ihre Schuld ist, desto tiefer sinken sie hinab. An Händen und Füßen gefesselt, werden die Verruchten in den Feuerpfuhl geschleppt, der mit sieben Thoren versehen und von unerbittlichen Hütern bewacht wird. Ein Gewand von Pech, oder Kleider von Feuer umhüllen sie; siedend heißes Wasser wird über sie herabgegossen; mit eisernen Haken und spitzigen Nägeln werden sie zerfleischt; feuriger Rauch umgiebt sie; brennender Wind schnaubt sie an; pechschwarze Dampfwolken umlagern sie mit dicken Schatten, und von Gluthwolken umhüllt, trinken sie, wie ein durstiges Kameel, siedend heißes Wasser, das wie glühendes Erz ihr Angesicht zerfrißt. Essen werden sie von den Früchten des Baumes Zaccum, der mit seinen verkohlten, schattenlosen Aesten ihnen entgegen starrt, und diese Früchte, wie Teufelsköpfe anzuschauen, schwellen in ihnen auf und werfen Blasen, wie siedend heißes Wasser; oder sie essen vom Baume Dharith, der dürre macht und den Hunger nicht stillt. Und diese Qualen sind ewig, und es giebt von ihnen keine Erlösung. Nur für die Moslemin giebt es eine Rettung. Sie werden gerichtet nach ihren Thaten, die auf eine Wage gelegt werden, deren eine Schaale über der Hölle, die andere über dem Paradiese schwebt. Ist das Urtheil gesprochen, so müssen sie über eine Brücke gehen, die sich in schwindelnder Höhe über den hölliſchen Abgrund spannt und nur so breit ist, wie ein Haar, und scharf, wie eine Damascenerklinge. Die Gerechten gehen sicher über sie zu den Thoren des Paradieses; die Schuldigen aber stürzen, vom Schwindel ergriffen, in den Abgrund. Dort haben sie ihre Schuld abzubüßen, und die Zeit der Buße kann sich von 900 bis zu 7000 Jahren ausdehnen; dann aber werden Alle, die an den Propheten geglaubt haben, zum Genusse der Seligkeit gelangen.

§. 9. Die Kalifen.

Muhammed hatte weder einen Sohn hinterlassen, der nach seinem Tode hätte an seine Stelle treten können, noch hatte er einen Andern zum Nachfolger bestimmt. Sein Schwiegersohn, der edle und milde Ali, hätte allerdings die nächsten Ansprüche gehabt; aber die Bewohner von Mekka und die einflußreiche, herrschsüchtige Ajescha erklärten sich für ihren Vater, den alten, besonnenen und schlauen Abubekr, den Schwiegervater des Propheten, und so wurde dieser der erste Kalif, d. h. Nachfolger

oder Stellvertreter (des Propheten); ſelbſt Ali huldigte ihm freiwillig. Durch ſeinen Feldherrn, den tapferen, aber rauhen Kaled, das Schwert Gottes genannt, unterwarf Abubekr mehrere aufrühreriſche Araberſtämme und dehnte ſeine Herrſchaft bis an den Euphrat aus; auch unternahm er einen Zug zur Unterwerfung Syriens; ehe jedoch dieſe vollendet wurde, ſtarb er, ſchon zwei Jahre nach dem Antritte ſeines Kalifats. Sein Nachfolger wurde Omar, ein andrer Schwiegervater des Propheten, der zuerſt den Titel eines Fürſten der Gläubigen (Emir al Mumenin) annahm. Er vollendete die Unterwerfung Syriens und baute an der Stelle des ſalomoniſchen Tempels in Jeruſalem eine Moſchee, die noch jetzt von den Muhammedanern für eine der heiligſten gehalten wird.

Der greiſe Kalif war ſelbſt aus Mekka nach dem eroberten Jeruſalem gekommen, um die Schlüſſel der Stadt in Empfang zu nehmen, und er gewährte den Bewohnern ziemlich günſtige Bedingungen. Gegen Entrichtung einer Kopfſteuer wurde ihnen Sicherheit zugeſagt. Ihre Kirchen ſollten weder niedergeriſſen, noch ihnen genommen werden, und er betete deshalb in keiner derſelben und ließ die Stufen derjenigen, vor welcher er gebetet hatte, durch eine Inſchrift als ihnen gehörig bezeichnen. Dagegen ſollten die Muhammedaner bei Tag und Nacht hineingehen dürfen, und die Thüren derſelben ſollten den Reiſenden offen ſein; auch ſollten die Chriſten weder in Jeruſalem, noch im Gebiete der Stadt neue Kirchen bauen, und auf den beſtehenden keine Kreuze haben und nicht die Glocken läuten. Sie durften keine muhammedaniſche Sklaven halten, Keinen verhindern, zum Islam überzutreten, nicht gegen den Koran reden, ſollten gegen jeden Muhammedaner ehrerbietig ſein, muhammedaniſche Reiſende drei Tage lang umſonſt bewirthen, ſich nicht wie Muhammedaner nennen oder kleiden, keine Waffen tragen, nicht auf Satteln reiten, keine arabiſche Inſchriften auf ihren Siegeln haben und keinen Wein verkaufen.

Nach der Eroberung Syriens unterwarf Omars Feldherr Amru in wenigen Jahren auch ganz Aegypten; die letzte Stadt, welche daſelbſt in ſeine Hände fiel, war Alexandria. Man erzählt, er hätte bei dem Kalifen anfragen laſſen, was er mit der großen Bibliothek machen ſolle, und zur Antwort erhalten: „entweder ſtände in den Büchern daſſelbe, wie im Koran, und dann wären ſie überflüſſig, oder es ſtände etwas Anderes darin, und dann wären ſie ſchädlich, alſo ſolle er ſie auf jeden Fall vernichten.“ Darauf hätte Amru mit den Büchern mehrere Wochen lang die viertauſend Bäder von Alexandria heizen laſſen. Obgleich dieſe Erzählung ganz zu der Geſinnung des Kalifen paßt, der aller höheren Bildung feindſelig war, ſo war doch von der alten Bibliothek der Ptolemäer auf keinen Fall mehr viel übrig; denn der eine Theil derſelben war ſchon zu Cäſars Zeit verbrannt, der andere war unter

Digitized by Google

Theodosius dem Großen zugleich mit dem Serapistempel, in welchem er sich befand, vernichtet worden.

Schon vorher hatte Omar auch einen Krieg gegen Persien unternommen. Die Hauptstadt Madaïn (Ktesiphon) wurde erobert, und so reiche Schätze fielen daselbst den Siegern in die Hände, daß von den sechszigtausend Soldaten des Kalifen jeder 6000 Gulden erhalten haben soll. In dem prächtigen Königspalaste fanden sie reiche Kunstschätze, unter andern einen sechszig Ellen breiten und eben so langen Teppich, in welchen das Bild eines Gartens gewirkt war, dessen Bäume, Blüthen und Früchte aus lauter Edelsteinen bestanden. Auch eine große Sammlung von Büchern fand man daselbst, die Omar in den Tigris werfen ließ. Obgleich Persien noch nicht völlig unterworfen wurde, so bezogen doch die Sieger ein Standlager am Euphrat, aus welchem später die große Stadt Kufa entstand; ein anderes Lager war in Basra, aus welchem ebenfalls bald eine volkreiche Stadt wurde. Im Jahre 642 war Persien völlig unterworfen; aber Omar überlebte das Gelingen des Unternehmens nicht lange; denn bereits im Jahre 644 stieß ein persischer Sklave, der sein unterdrücktes Volk rächen wollte, den Kalifen mit einem Dolche in der Moschee zu Medinah nieder. Unter dem folgenden Kalifen Osman, einem Schwiegersohn Muhammeds, verbreitete sich die Herrschaft der Muhammedaner mit reißender Schnelligkeit. An der Nordküste Afrika's drangen sie bis Ceüta vor; in Persien führten sie mit Gewalt den Islam ein; der syrische Statthalter Moawijah, Sohn des Ommaijaden Abu Sofian, des ehemaligen Gegners des Propheten, entriß den Griechen Cypern und mehrere Städte Kleinasiens. Aber Osman herrschte mit Willkür; er überließ die Verwaltung der Provinzen nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen, und so kam es zuletzt zu einem allgemeinen Aufstande, in welchem der Kalif erschlagen wurde.

Jetzt erst (656) wurde Ali Kalif. Obgleich er förmlich gezwungen werden mußte, die Herrschaft zu übernehmen, so gaben ihm doch seine Feinde den Tod Osmans Schuld, und während seiner ganzen Regierung hatte er mit inneren Unruhen zu kämpfen, so daß er an eine Fortsetzung der Eroberungen nicht denken konnte. Seine heftigsten Gegner waren Moawijah und Muhammeds Wittwe Ajescha. Die letztere eilte, als es zum Aufstande gekommen war, vor der Schlacht auf einem Kameele selbst durch die Reihen der Krieger und ermunterte sie zur Tapferkeit; aber Ali siegte; zehntausend Feinde bedeckten als Leichen das Schlachtfeld; auch die Anführer waren gefallen, und Ajescha wurde gefangen genommen; der edle Ali aber fügte ihr kein Leid zu, sondern sandte sie nach Medinah, um am Grabe des Propheten Buße zu thun. Immer noch hochgeehrt und durch den Titel der „Prophetin" ausgezeichnet, starb sie daselbst im Jahre 58 der Hedschra und wurde neben Muhammed be-

ſtattet. Die gefährlichſten Feinde waren jedoch noch nicht beſiegt; Moawijah und ſein Freund Amru, dem Ali die ägyptiſche Statthalterſchaft genommen hatte, rüſteten ſich zum Kriege, und Ali konnte es nicht hindern, daß ſie Aegypten, Syrien und einen Theil von Arabien für ſich gewannen. Endlich verſchworen ſich drei Schwärmer in der Moſchee zu Mekka, an einem und demſelben Tage alle drei Häupter des Streites aus dem Wege zu räumen und ſo dem Kriege ein Ende zu machen. Sie erreichten jedoch ihren Zweck nicht. Moawijah wurde verwundet, aber nicht tödtlich; ſtatt des Amru wurde aus Verſehen der Hauptmann ſeiner Leibwache ermordet; nur Ali wurde, als er zum Gebet ging, beim Eintritt in die Moſchee von dem Mörder tödtlich getroffen (660). Sein älteſter Sohn, der edle Haſſan, ſanft und fromm, wie er ſelbſt, wurde ſein Nachfolger, leiſtete aber ſchon nach ſechs Monaten auf die Herrſchaft Verzicht und ging nach Medinah, wo er im Jahre 670 ſtarb, vermuthlich an Gift, welches der auch ihm feindlich geſinnte Moawijah ihm hatte beibringen laſſen. Sein Bruder Hoſain forderte ihn auf, ihm den zu nennen, der ihm den Trank beigebracht hätte, und ſchwor, ſein Haupt nicht eher ſanft niederzulegen, als bis er ſeinen Tod an dem Mörder gerächt hätte. Haſſan aber verleugnete auch ſterbend ſeinen Edelmuth nicht. „Bruder", ſprach er, „das Leben dieſer Welt beſteht aus Nächten, die verſchwinden. Laßt ihn gehen, bis ich vor Gott ihn treffe."

So war nun Moawijah Kalif, und mit ihm kam das Haus der Ommaijaden zur Herrſchaft; aber es blieb eine Partei der Anhänger Ali's und ſeiner Gemahlin Fatime, welche Moawijah und ſeine Nachfolger nicht als rechtmäßige Kalifen anerkannten und auch in Betreff der Religion ſich von ihren Gegnern unterſchieden, indem ſie nur den Koran als Erkenntnißquelle der Religion gelten ließen, während jene neben dem Koran noch die Sunna, eine mündliche Ueberlieferung der Worte und Thaten Muhammeds, die aber ebenfalls ſchon früh niedergeſchrieben iſt, anerkannten. Die letzteren werden deshalb Sunniten genannt, während die Aliten von ihren Gegnern den Namen Schiiten, d. h. eine verächtliche, ſchismatiſche Secte, erhielten. Die Spaltung beſteht noch bis auf den heutigen Tag fort; zu den Sunniten gehören unter Andern die Türken, zu den Schiiten die Perſer.

Mit den Ommaijaden trat eine gänzliche Umgeſtaltung aller Verhältniſſe ein. Die bisherigen Kalifen hatten in größter Einfachheit gelebt. Wie der Prophet ſeine Schafe molk, den Flur kehrte, Feuer anzündete, Kleider und Schuhe ſich ausbeſſerte und ſich mit Datteln und Waſſer begnügte, ſo verachtete auch Abubekr die Schätze und Eitelkeiten der Welt, theilte die Beute unter ſeine Krieger, linderte die Noth der Armen, der Wittwen und Waiſen, und ſein ganzes Vermögen beſtand

bei ſeinem Tode in fünf Drachmen. Eben ſo einfach war Omar. Als er nach Jeruſalem zog, führte er ſelbſt ſeine Waſſerflaſche und die Datteln zu ſeiner Nahrung auf ſeinem Kameele bei ſich und aß mit ſeinen Gefährten aus einer Schüſſel. Seine Wohnung war eine Lehmhütte, ſeine Nahrung Früchte und Gerſtenbrot, ſein Rock an zwölf Stellen geflickt; ja, er übernahm ſogar einmal bei Fremden, die er auf dem Markte zu Medinah ſchlafen fand, ſelbſt die Nachtwache. Man fragte ihn einſt, warum er denn kein köſtlicheres Gewand anlege, da ihm doch Fürſten und große Herren unterthan ſeien, und da er die Schätze des Kaiſers beſitze; er aber antwortete: „Ihr ſucht die äußere Welt; ich aber ſuche die Gnade deſſen, der Herr iſt in dieſem und dem zukünftigen Leben.“ Als er einmal auf einer Wallfahrt durch ein Thal kam, ſprach er zu ſeinen Begleitern: „Gott iſt der eine und allmächtige, der Jedem giebt, was er will. Ehemals weidete ich in dieſem Thale in wollenem Untergewand die Kameele meines Vaters, eines harten und rauhen Mannes, der mich ſogar hungern ließ, wenn ich mehr als meine Pflicht gethan hatte, und mich mit Schlägen bei der geringſten Vernachläſſigung tüchtig ſtrafte. Jetzt aber bin ich dahin gekommen, daß Niemand mehr zwiſchen mir und Gott ſteht.“ So gedachte er in vollem Bewußtſein ſeiner Hoheit und Würde in Demuth der Niedrigkeit ſeiner Jugend. Eben ſo einfach lebte der fromme Ali, der ſich ganz wie ein gewöhnlicher Araber kleidete. Das änderte ſich ſeit Moawijah. Der Thron des Kalifen, der ſeine Reſidenz nach Damaskus verlegte, ſchimmerte jetzt von Gold und Edelſteinen; eine unendliche Kluft trennte den Beherrſcher, der als Statthalter Gottes und Verkündiger ſeines unbedingten Rathſchluſſes erſchien, von den Beherrſchten, den Despoten von den Knechten, und jeder Höhere tyranniſirte nur die Niederen ganz in der nämlichen Weiſe, wie er ſelbſt von denen tyranniſirt wurde, die über ihm ſtanden, und ſuchte ſich durch verfeinerten ſinnlichen Lebensgenuß ſchadlos zu halten für den Verluſt der Freiheit.

Moawijah wußte das Kalifat in ſeiner Familie erblich zu machen, und bis zum Jahre 750 blieb daſſelbe bei den Ommaijaden. Das Reich gewann unter der Herrſchaft derſelben außerordentlich an Ausdehnung. Schon unter Moawijah drang ſein Sohn Yezid faſt ohne Widerſtand durch Kleinaſien vor und belagerte, wiewohl vergeblich, ſieben Sommer hindurch Conſtantinopel. Ein Feldherr des Kalifen ſchlug die Türken in Khoraſſan, drang in Turkeſtan ein und machte bedeutende Eroberungen in Mittelaſien; zur höchſten Blüthe aber gelangte das Reich unter dem Wiſſenſchaft und Kunſt liebenden Kalifen Walid I. (705—716). In Aſien wurde das ganze Land zwiſchen dem Amu und Sir erobert; die Nordküſte von Afrika war ſchon früher unterworfen worden, und im Jahre 710 gaben dem dortigen Statthalter Muſa die Verwirrungen im

Reiche der Westgothen eine erwünschte Gelegenheit, auch nach Europa vorzudringen.

Schon längst befand sich das westgothische Reich in Spanien in einem Zustande völliger Auflösung. Anfänglich hatten die arianischen Gothen die orthodoxen Christen in Spanien mit dem heftigsten Hasse verfolgt; als aber ihr König Reccared (586—601) selbst zur katholischen Kirche übertrat, gelangten bald die katholischen Geistlichen zur höchsten Macht im Lande. Sie brauchten keine Steuern zu bezahlen; Kirchen und Klöster wurden in Menge erbaut, und die Beschlüsse der Erzbischöfe und Bischöfe auf den Concilien galten nicht bloß als kirchliche, sondern eben so sehr als Staatsgesetze. Auch die weltlichen Großen rissen immer größere Macht an sich, und so sank das Ansehen des Königs immer mehr, und Adel und Geistlichkeit bedrückten in gleicher Weise das Volk, von welchem der kriegerische Sinn, der die Westgothen früher ausgezeichnet hatte, längst gewichen war. Die germanische Eigenthümlichkeit verschwand fast ganz; die gothischen Gesetze wurden durch römische verdrängt; die gothische Sprache ging fast spurlos zu Grunde, und Sittenlosigkeit verbreitete sich, von den Geistlichen ausgehend, in der furchtbarsten Weise. Damit Hand in Hand ging die gränzenloseste Unduldsamkeit. Wie früher die Katholiken, so wurden jetzt die Juden verfolgt, die sich in großer Zahl im Lande befanden; schon der Kaiser Hadrianus hatte funfzigtausend dahin verpflanzt. Sie wurden auf alle Weise bedrückt, mit Gewalt zur Taufe gezwungen, und viele flüchteten nach Frankreich und Afrika. Alles dies zusammengenommen führte den Sturz des Reiches unvermeidlich herbei. Der König Witiza, der das so tief gesunkene königliche Ansehen mit Gewalt wieder herzustellen versuchte, erregte dadurch den bittersten Haß der Geistlichkeit und des Adels. Er hatte den Sohn eines früheren Königs blenden lassen; dies reizte dessen Sohn Roderich zur Empörung; Witiza wurde im Jahre 710 verdrängt, und Roderich wurde König. Aber auch dieser machte sich bald im Lande verhaßt, und Witiza's Söhne riefen deshalb die Hülfe des afrikanischen Statthalters Musa an. Der Graf Julianus hatte bis dahin die wichtige Stadt Cëuta tapfer gegen die Angriffe der Muhammedaner vertheidigt und übergab ihnen jetzt, von Roderich schwer beleidigt, die Stadt, und Musa, der dadurch Herr der Meerenge geworden war, schickte nun seinen Feldherrn Tarik mit zwölftausend Mann nach Spanien hinüber. Derselbe befestigte das südlichste Vorgebirge des Landes, das nach ihm den Namen Djebel al Tarik (Berg des Tarik) erhielt, woraus später der Name Gibraltar entstand, und drang in die Nähe von Cadix vor, wohin ihm Roderich entgegen zog. Am 19. Juli 711 kam es hier bei Xerez de la Frontéra zu einer achttägigen blutigen Schlacht, die den Untergang des westgothischen Reiches entschied. Roderich selbst fand sei-

nen Tod nach tapferem Widerstande auf der Flucht, vermuthlich in den Fluthen des Guadalquivir; die an Zahl weit überlegenen Gothen wurden gänzlich besiegt, und Andalusien, Granada und Murcia wurden nun so schnell besetzt, daß Musa, auf Tariks Siege neidisch, selbst noch mit einem Heere von Afrika herüberkam. Noch im Jahre 712 war die Eroberung der ganzen Halbinsel vollendet, und mit der muhammedanischen Herrschaft verbreitete sich auch der Islam daselbst mit reißender Schnelligkeit. Nur die freien Bergbewohner von Asturien, Galicien und Biscaya erhielten sich in den nördlichen Gebirgen; zu ihnen flohen auch diejenigen unter den Gothen, denen Religion und Ehre höher stand, als der Besitz ihrer Güter; aber aus diesem geringen Häuflein erwuchs später eine gewaltige Macht, die siegreich gegen die Muhammedaner zu kämpfen vermochte und so die Herrschaft des Christenthums in Spanien wiederherstellte. Witiza's Söhne, welche die Schuld an allem Unheil trugen, wurden später auf Befehl Musa's, den sie bei dem Kalifen verleumdet hatten, grausam ermordet; aber auch die Sieger traf ein trauriges Geschick. Tarik gerieth über die Beute mit Musa in Streit und wurde von demselben wie ein gemeiner Soldat behandelt. Musa wurde, weil man ihm nicht traute, nach Damaskus zurückberufen. Er ließ seinen ältesten Sohn als Statthalter in Afrika zurück; einem andern gab er die Statthalterschaft von Spanien, einem dritten die von Ceüta; dies und noch mehr die Langsamkeit, mit der er dem erhaltenen Befehle Folge leistete, erhöhte nur den Argwohn gegen ihn. Als er endlich mit glänzender Begleitung, Tausenden von Sklaven und ungeheuren Schätzen nach Damaskus kam, war Walid gefährlich erkrankt, und Soliman, der Bruder des Kalifen, der nach dem Tode desselben Kalif werden mußte, gebot ihm, bis dahin seinen Einzug zu verschieben. Musa kehrte sich daran nicht, wurde deshalb von Soliman seines Vermögens beraubt und in den Kerker geworfen, wo er die grausamste Behandlung erfuhr. Auch seine Familie wurde in sein Schicksal verwickelt; auf verschiedene Weise kamen seine Söhne um's Leben; der, welchen er in Spanien zurückgelassen hatte, wurde ermordet, nachdem er fast drei Jahre das Land verwaltet hatte, und der grausame Kalif ließ das Haupt desselben dem unglücklichen Vater in's Gefängniß bringen.

In Spanien fand das Kalifenreich seine Gränze. Wenige Jahre nach der Eroberung der Halbinsel drangen nämlich die Muhammedaner auch über die Pyrenäen nach Frankreich vor und suchten das Land bis zur Rhone und Loire heim. Im Jahre 732 machten sie einen neuen Einfall und verwüsteten das Land bis in die Gegend von Tours. Hätten sie daselbst festen Fuß gefaßt, so wäre auch hier europäische Volksthümlichkeit und christliche Religion und Bildung dem Islam sicher unterlegen; aber kräftig stellte sich den Arabern hier der mächtige fränkische Haus-

maier Karl entgegen. Zwischen Poitiers und Tours kam es zu einer mörderischen Schlacht. Alles zermalmend, weshalb man ihm auch den Beinamen Martell, d. h. der Hammer, gab, stürmte Karl mit seinen Franken, Thüringern, Alemannen und Baiern vor; der feindliche Feldherr selbst fiel in der Schlacht, mit ihm 375,000 der Seinigen, und Europa war gerettet.

Indessen war dieser Verlust für das gewaltige Kalifenreich nicht bedeutend; denn gleichzeitig wurden die Gränzen desselben nach Osten hin durch Eroberungen weit über den Amu ausgedehnt; gefährlicher aber wurden dem Reiche die inneren Unruhen. Schwelgerei und Ueppigkeit nahmen am Hofe der Kalifen immer mehr überhand; immer unerträglicher wurde die Willkür, mit welcher Wessire und Statthalter das Land bedrückten, und endlich herrschte Verwirrung und Aufruhr überall. Unter dem dreizehnten ommaijadischen Kalifen Merwan II. brach endlich das Verhängniß herein. Schon längst standen die Abbassiden, welche von Muhammeds Oheim Abbas abstammten, den Ommaijaden feindlich gegenüber. Gegen Merwan empörte sich der Abbassside Ibrahim, und er fand bedeutenden Anhang in der Provinz Khorassan. Zwar ließ ihn Merwan auf einer Wallfahrt nach Mekka verhaften und in den Kerker werfen, wo er entweder in Folge der harten Behandlung oder an Gift starb; aber noch im Kerker ernannte er seinen Bruder Abul Abbas zu seinem Nachfolger. Derselbe ließ sich zum Kalifen ausrufen und schlug den Merwan, der ihm mit einem hundert und zwanzigtausend Mann starken Heere entgegen gezogen war, zwischen dem Euphrat und Tigris. Mit dieser Niederlage (750 n. Chr.) war das Schicksal der Ommaijaden entschieden. Flüchtig umherirrend und nirgends Aufnahme findend, eilte Merwan nach Aegypten. Dort sammelte er ein neues Heer; doch er ward abermals geschlagen, und kurz darauf von einem fanatischen Khorassaner in einer christlichen Kirche, wo er Zuflucht gesucht hatte, ermordet. Das ganze Haus Ommaijah wurde auf die grausamste Weise ausgerottet. Abdallah, der Oheim des Abul Abbas, der seinen Sitz in Damaskus genommen hatte, lockte durch die Bekanntmachung einer Amnestie neunzig Ommaijaden zur Huldigung an einen kleinen Ort, der in der Nähe lag. Sie leisteten den Eid und wurden zur Tafel geladen; aber als die Speisen aufgetragen waren, stürzten auf ein gegebenes Zeichen Leute mit Zeltstangen in den Saal, erschlugen die Ommaijaden und breiteten über Sterbende und Ermordete einen Teppich, auf welchem die Unmenschen unter dem Gewimmer der Sterbenden ein scheußliches Mahl feierten. Darauf wurden die Gräber der früheren Kalifen erbrochen, ihre Asche in den Wind gestreut, und gleichzeitig wurden in Basra die Ommaijaden mit solcher Grausamkeit hingemordet, daß man nicht einmal die Säuglinge verschonte. Aehnlich erging es an andern

Orten; wer nicht gleich fiel, wurde ſpäter gemordet, und nur zwei Ommaijaden entrannen dem gräßlichen Blutbade, von welchem Abul Abbas, der übrigens an dieſen Gräueln nicht Schuld war, den Beinamen el Saffa, d. h. der Blutige, erhielt. Der eine der Geretteten floh nach Arabien, wo er als Kalif anerkannt wurde, und wo ſeine Nachkommen an achthundert Jahre lang herrſchten; der andere, Abderrhaman, entkam über Afrika nach Spanien und gründete daſelbſt ein unabhängiges Kalifat zu Cordova.

So waren nun mit Abul Abbas die Abbaſſiden zur Herrſchaft gelangt. Sein Nachfolger Abu Djafar mit dem Beinamen Al Manſor, d. h. der Sieghafte, wußte durch Schlauheit die inneren Unruhen zu dämpfen, von denen er vielfach bedrängt war, und machte bedeutende Eroberungen in Armenien, Cilicien und Kappadocien. Er verfolgte die Chriſten mit Grauſamkeit; aber er beförderte zugleich auch Künſte und Wiſſenſchaften. Noch mehr war das Letztere der Fall unter ſeinem großen Enkel Hârûn mit dem Beinamen al Raſchîd, d. h. der Gerechte (786—809). Schon Al Manſor hatte die Stadt Bagdad am Tigris erbaut und zu ſeiner Reſidenz erhoben; Harun ſchmückte ſie mit prächtigen Bauwerken und machte ſie zu der ſchönſten und blühendſten Stadt jener Zeit. Er liebte und begünſtigte die Wiſſenſchaften, die Dichtkunſt und die Muſik; er ſetzte Preiſe für Dichter und Muſiker aus, beſchenkte ſie reichlich und ehrte ſie auf alle Weiſe. So wurde ſein glänzender Hof bald der Sammelplatz von Künſtlern und Gelehrten aller Länder, und ſein Sohn Al Mamun (813—833) wirkte ganz in ſeinem Sinne fort. Aber ſchon vermochte das gewaltige Reich ſich nicht mehr zuſammen zu halten. Wie ſchon früher Abderrhaman ein unabhängiges Reich in Spanien gegründet hatte, ſo riſſen ſich unter Harun auch Tunis und Fez los. Unter Al Mamun machte ſich auch der Statthalter von Khoraſſan unabhängig, und mehrere Statthalter und Provinzen folgten ſeinem Beiſpiele. Im Jahre 877 riß ſich auch Aegypten und Syrien los, und in Tunis ſetzten ſich ſeit 910 die Fatimiden feſt, die ſich rühmten, von Muhammeds Tochter Fâtime abzuſtammen. Von da aus drangen ſie nach Fez vor, und im Jahre 970 eroberten ſie Aegypten, wo ſie 972 die Stadt Kâhirah, d. h. die Siegreiche, gründeten und zur Reſidenz erhoben; auch Syrien und Paläſtina unterwarfen ſie ſich. Unter den ſpäteren Kalifen gewannen türkiſche Söldner immer mehr an Macht und Einfluß, ſo daß den Kalifen bald wenig von ihrer weltlichen Macht übrig blieb und ſie faſt nur noch das geiſtliche Oberhaupt der Muhammedaner waren. Togrul Beg, der Fürſt der Seldſchuckiſchen Türken, nannte ſich Sultan, d. h. der mächtige Herrſcher, und erhielt vom Kalifen von Bagdad die Würde eines Emîr al omrâ (Fürſt der Fürſten) oder Oberſtatthalters (1058), und endlich nahmen die türkiſchen Sultane ſelbſt den Kalifentitel an.

§. 10. Wiſſenſchaft und Kunſt unter den Arabern ſeit Muhammed.

Die erſten Kalifen waren den Wiſſenſchaften und Künſten nicht günſtig geweſen, wie wir es ſchon an dem Beiſpiele Omars geſehen haben; zu deſto herrlicherer Blüthe aber entfalteten ſich dieſelben unter der Herrſchaft der Abbaſſiden. Hatten ſchon Al Manſor und Harun al Raſchid Kunſt und Wiſſenſchaft beſchützt, ſo beſchäftigte Al Mamun ſich ſelbſt eifrig mit ihnen. Er verſammelte an ſeinem Hofe Gelehrte aller Länder; ja, nach einem ſiegreichen Feldzuge gegen den griechiſchen Kaiſer erbot er ſich, das Eroberte wieder herauszugeben, unter der Bedingung, daß ihm der Kaiſer geſtatte, alle wiſſenſchaftlichen Bücher, die in Griechenland vorhanden wären, in's Arabiſche überſetzen zu laſſen, und er ſelbſt führte bei der Anfertigung dieſer Ueberſetzungen den Vorſitz. So wurde Vieles für beſſere Zeiten gerettet, was ſonſt unwiederbringlich würde verloren gegangen ſein. Gleichzeitig legte Al Mamun Schulen zu Bagdad, Basra, Bochara und Kufa an und gründete große Bibliotheken zu Bagdad, Alexandria und Kahirah. Vorzüglich zeichneten ſich die Araber durch ihre Leiſtungen in der Geographie und Geſchichte, in der Philoſophie, der Mathematik und Aſtronomie, der Medicin und den Naturwiſſenſchaften aus, und alle dieſe Wiſſenſchaften verdanken ihnen außerordentlich viel. — Mit den Kalifen von Bagdad wetteiferten in Förderung der Wiſſenſchaften die zu Cordova, und in gleicher Weiſe erwieſen auch die Weſſire derſelben den Gelehrten die höchſte Ehre. Es beſtanden im Lande ſiebenzehn hohe Schulen, unter welchen die berühmteſte die zu Cordova war; in ſiebenzig Bibliotheken wurden die Schätze der Wiſſenſchaft aufbewahrt. Beſonderen Eifer verwandte auf dieſelben der Kalif Hakem II. (961), der ſelbſt in Bagdad Abſchreiber beſchäftigte und zu Cordova eine Bibliothek von 600,000 Bänden anlegte. Sogar aus Frankreich und anderen Ländern des chriſtlichen Europa ging man im zehnten Jahrhundert nach Spanien, um daſelbſt bei den Arabern zu ſtudiren; ſo z. B. der Papſt Sylveſter II., einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, der dort ſeine Bildung erhielt und die noch jetzt bei uns gebräuchlichen Zahlzeichen und wahrſcheinlich auch die Muſiknoten von daher mitbrachte, wie denn überhaupt die Bildung der Araber großen Einfluß auf das chriſtliche Abendland ausgeübt hat.

Ueber der Beſchäftigung mit den ernſten Wiſſenſchaften wurde aber auch die Poeſie nicht vergeſſen. Sie verherrlichte fort und fort alle Erſcheinungen des Lebens. Der Kalif wurde dichteriſch begrüßt und antwortete in derſelben Weiſe; Akademien der Dichtkunſt waren an den Höfen der Kalifen; dichteriſche Wettſtreite wurden angeſtellt, und nicht ſelten ſangen auch Dichterinnen; Dichter begleiteten das Heer in den

Krieg, und Dichtkunſt betrachteten die Helden als ihren ſchönſten Schmuck. Beſonders berühmt wurde unter den arabiſchen Dichtern Motenabbi (geb. zu Kufa im Jahre 915, in der Nähe ſeiner Vaterſtadt im Jahre 965 von räuberiſchen Beduinen ermordet), welcher Preisgeſänge und Schlachtenlieder dichtete. Freilich blieben die ſpäteren arabiſchen Dichter der alten Einfachheit nicht treu, ſondern gefielen ſich in der Anwendung künſtlicher Formen. Unter dieſen Kunſtformen iſt beſonders zu bemerken die der Makamen, novellenartiger Anekdoten, in welchen eine und dieſelbe Perſon in den mannichfachſten Verkleidungen und Situationen auftritt. Zur höchſten Vollendung brachte dieſe Dichtungsgattung Hariri aus Basra in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Sein Werk, ausgezeichnet durch glänzende Redekunſt, treffenden Witz und wunderſame Beherrſchung der Sprache, wird noch jetzt im Orient allgemein bewundert; in deutſcher Sprache beſitzen wir eine meiſterhafte Nachbildung deſſelben von Friedr. Rückert unter dem Titel: „Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug" (2 Bde, 3. Aufl. 1844). Auch im Roman verſuchten ſich die Araber mit Glück; ſo ſammelte ſchon Asmai, der Erzieher der Söhne Haruns, die Sagen von den Thaten und Abenteuern des berühmten arabiſchen Helden Antar zu einem Heldenroman, der ein treues und anziehendes Bild von dem Leben der Beduinen gewährt. Unter den Märchenſammlungen iſt am berühmteſten geworden die der 1001 Nacht, obgleich dieſelbe zum Theil indiſchen und perſiſchen Urſprungs iſt, und die Märchen mit ihren Feen und Zauberern ſind erſt von den Arabern aus in die europäiſche Dichtkunſt übergegangen, wie überhaupt auch auf die neuere Dichtkunſt die Araber mächtig eingewirkt haben. Ebenſo wie die Poeſie wurde auch die Muſik gepflegt, und namentlich wurde in Spanien unter Abderrhaman II. eine berühmte Muſikſchule gegründet, in welcher wahrſcheinlich ſchon Muſiknoten gebraucht wurden.

Daß von Malerei und Bildhauerkunſt bei den Arabern kaum die Rede ſein kann, hat ſeinen Grund in dem Verbot des Korans, ein lebendes Weſen und beſonders den Menſchen bildlich darzuſtellen, ein Verbot, das vorzüglich durch die Furcht vor einem Rückfall in den früheren Götzendienſt herbeigeführt wurde; dagegen haben ſie ſich allerdings in der Baukunſt ausgezeichnet. Sie ſchloſſen ſich an die ſpäteren römiſchen Formen an und ſetzten die orientaliſchen mit denſelben in eigenthümliche Verbindung. Beſonders ausgebildet erſcheint die Baukunſt in dem Bau der Moſcheen. In den öſtlichen Ländern iſt der Zuſammenhang mit dem byzantiniſchen Bauſtyl unverkennbar. Ueber dem Hauptraum wölbt ſich eine mächtige Kuppel; auch die Nebenräume ſind überwölbt, und vor dem Gebäude befindet ſich ein Vorhof, mit Säulenhallen umgeben, die wieder mit kleineren Kuppeln überdacht ſind; an der Seite aber erheben ſich ſchlanke Minarets, von denen herab die Stunden des Gebetes aus-

gerufen werden. Bei den späteren muhammedanischen Bauwerken sind die Kuppeln ausgebaucht und nach oben zugespitzt, wie wir sie auch in Indien finden. An die Stelle des Halbkreisbogens, der dem lebhaften orientalischen Geiste zu einfach erschien, tritt der Hufeisenbogen, anfangs in die Mauer zurückspringend und dann um so kühner und kräftiger emporstrebend. Neben dieser Form findet sich aber auch, vorzüglich in den östlichen Gegenden, die Form des Spitzbogens, die sicher auch aus dem Orient herzuleiten ist. Für den Mangel eigentlich bildnerischen Schmuckes hielt sich die Phantasie des Künstlers durch reiche Anwendung von Verzierungen aller Art schadlos, die in großer Fülle jede Fläche bedecken, welche nur irgendwie zur Aufnahme derselben geeignet ist. Blätterwerk schiebt sich auf die mannichfaltigste Weise in einander; gebrochene Linien schlingen sich bunt durch einander, meist in flachem Relief und reich vergoldet oder mit glänzenden Farben geschmückt, und an den bedeutendsten Stellen der so verzierten Räume befinden sich Inschriften, theils Stellen aus dem Koran, theils Verse in Beziehung auf das Gebäude und seinen Erbauer, die sich wenigstens in den älteren Bauwerken auch in der Form dem übrigen Schmuck anschließen.

Die herrlichsten Bauwerke schufen die Araber in Spanien. Eins der ältesten war daselbst die Moschee zu Cordova, deren Bau bereits unter Abderrhaman I. begonnen wurde. Neunzehn Portale führen von dem Vorhofe aus zu neunzehn, durch Arkadenreihen von einander getrennten Schiffen; 1390 marmorne Säulen, durch Hufeisenbogen verbunden, schmückten das Innere, das bei nächtlichem Gebet von 4400 Lampen erleuchtet wurde. Die ehernen Flügel der Portale waren mit Goldplatten überzogen; die Thüren vor der kleinen Kapelle, in welcher der Koran aufbewahrt wurde, waren aus reinem Golde; der Fußboden der Kapelle selbst bestand aus Silber. Im Jahre 1236 wurde die Moschee in eine christliche Kirche verwandelt und ein Chor in dieselbe hineingebaut; noch bedeutender wurde der herrliche Bau im sechszehnten Jahrhundert verändert.

Fünf Meilen unterhalb Cordova ließ Abderrhaman III. am Guadalquivir den schönsten aller spanischen Herrscherpaläste erbauen, Medinah Azzahra genannt. 4312 künstlich ausgehauene Säulen befanden sich in demselben; Wände und Fußböden waren künstlich getäfelt oder mit Marmor überkleidet, die Thürpfosten von Cedernholz und mit reichem Schnitzwerk geschmückt, das Dach himmelblau und mit Gold übermalt. In den Sälen waren Marmorbecken, in welche das Wasser von Springbrunnen hinabsprudelte; in dem Hauptsaale war ein Springbrunnen aus Jaspis mit einem goldenen Schwan. An den Palast schloß sich ein Park von Myrten- und Lorbeerbäumen, und mitten in diesem stand ein Lustschloß auf weißen Marmorsäulen mit vergoldeten Kapitälern. In demselben befand sich eine große Muschel von Porphyr, mit Quecksilber gefüllt,

das ab- und zufloß und im Sonnenlicht wunderſam erglänzte. Die Tapeten waren aus Seide und Goldſtoff und mit künſtlich eingewirkten Bildern geſchmückt. Alle dieſe Herrlichkeit iſt, ſo wie die Prachtgebäude, die ſich dem Palaſte bis Cordova hin in ununterbrochener Reihe anſchloſſen, jetzt ſpurlos verſchwunden; dagegen iſt ein anderer Prachtbau aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wenigſtens zum Theil erhalten geblieben, das Königsſchloß Alhambra bei Granada. Das Aeußere deſſelben verräth nichts von den Schönheiten, die es im Innern verbirgt. Einer unregelmäßigen Feſtung gleich, erhebt es ſich auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges, von außen nichts als feſte Mauern und maſſive Thürme dem Auge des Beſchauers darbietend; aber in dieſer einförmigen, traurigen Hülle verbirgt ſich ein wahrhaft zauberiſcher Bau. Höfe und Gärtchen, vom klarſten Waſſer durchrieſelt und mit Springbrunnen geſchmückt, umgeben von zierlichen Säulenhallen, an welche ſich Zimmer und Säle reihen, köſtliche Bäder, Rotunden, eine derſelben von zweiunddreißig Säulen aus Jaspismarmor getragen, Balkons, welche die entzückendſte Ausſicht auf eine üppige Landſchaft gewähren; Alles, was Sinnenluſt, Luxus und Laune zu erſinnen vermögen, iſt hier in buntem Spiel vereinigt, und doch herrſcht in dieſer reizenden Verwirrung überall die ſchönſte Harmonie. Der ſchönſte Hof iſt der ſogenannte Löwenhof, hundert Fuß lang und funfzig Fuß breit und mit einer Säulenhalle umgeben. An den beiden Enden befinden ſich zwei Pavillons, Kuppeln in Moſaik von Gold und Azurblau, von den zierlichſten, ſchlankſten Säulen getragen. Ueber jeder Arkade an den Säulenhallen des Hofes iſt ein Viereck von Arabesken angebracht, mit Verſen und Sprüchen aus dem Koran umgeben; ein anderes Viereck in durchbrochener Arbeit befindet ſich über jeder Säule. Ueber dieſen Zierrathen erhebt ſich eine Einfaſſung von Holz, reich mit Schnitzwerk geſchmückt. Die Löwenquelle, welche dem Hofe den Namen gegeben hat, iſt in zahlloſen Romanzen mauriſcher Dichter beſungen worden. Sechszig Säulen von glänzend weißem Marmor umgeben ſie; zwölf prachtvolle Löwen tragen das kunſtreich gearbeitete Becken des Springbrunnens. Unter den Sälen iſt der ſchönſte der Saal der Geſandten, achtunddreißig Fuß hoch bis zum Fries und dann noch neunzehn bis zur Mitte der Kuppel. Die Mauer iſt auf drei Seiten funfzehn, auf der vierten neun Fuß dick; die kleinſten Fenſter ſind vierzehn Fuß hoch, und der ganze Saal iſt mit Moſaiken von bewundernswürdiger Arbeit bekleidet, die in den verſchiedenſten Farben glänzen, vorzüglich in Blau und Gold. Nur ein Theil des urſprünglichen Prachtbaues hat ſich bis auf unſere Zeit erhalten; ein großer Theil deſſelben wurde im ſechszehnten Jahrhundert zerſtört, als Kaiſer Karl V. an jener Stelle den Bau eines gewaltigen Palaſtes begann; aber was er baute, iſt Ruine geblieben und ſteht durch ſeinen düſteren Charakter und ſeine

Dürftigkeit in merkwürdigem Gegensatz gegen den phantastisch heiteren, luftigen Bau des alten Maurenschlosses. Auch in anderen Gegenden Spaniens haben sich herrliche Reste maurischer Baukunst erhalten, Bäder zu Girona, Barcellona, Valencia, in Kirchen umgewandelte Moscheen und Synagogen, wie zu Toledo, und auch als Spanien längst schon wieder unter christlicher Herrschaft stand, blieb der maurische Baustyl daselbst noch in Geltung.

Was die Stellung des weiblichen Geschlechts unter den Muhammedanern betrifft, so änderte Muhammed nichts in dem untergeordneten, sklavischen Verhältnisse, in welchem seit den ältesten Zeiten in Asien sich die Frau dem Manne gegenüber befand. Er behielt die Vielweiberei bei; ja, er selbst nahm nach dem Tode der Kadidscha nicht weniger, als funfzehn Weiber. — Im Koran wird von den Weibern ohne alle Achtung gesprochen und so, als ob sie eigentlich gar keine vollständige Menschen wären; es giebt sogar Muhammedaner, welche zweifeln, ob die Frauen Seelen haben und an den Freuden des Paradieses Theil nehmen werden, oder sie behaupten wenigstens, dieselben würden nicht in das Paradies der Männer, sondern an einen abgesonderten glücklichen Aufenthaltsort kommen. Noch heute zu Tage gestatten die Muhammedaner auch ihren geliebtesten Frauen nicht, in ihrer Gegenwart sich zu setzen oder gar zu essen. Die, welche in Städten oder Dörfern wohnen, sind eingeschlossen in abgesonderte Abtheilungen des Hauses, den Harem, deren Zugang mit fürchterlicher Strenge bewacht wird, und die keine andre Aussicht haben, als höchstens in Gärten, die von hohen, düsteren Mauern umgeben sind. Die Weiber der Beduinen bewohnen wenigstens den hintersten Theil des Zeltes, der von dem Aufenthalte der Männer durch einen Vorhang geschieden ist. Außer dem Hausherrn dürfen nur die allernächsten Verwandten der Frau es wagen, den Harem zu betreten, und auch diese müssen sich erst Erlaubniß dazu erbitten; sogar Aerzte dürfen eine kranke Frau nicht berühren oder unverschleiert sehen. Selbst wenn eine Frau ja einmal öffentlich erscheint, läßt sie sich nur sehen in einen dichten Schleier gehüllt, der nicht nur das Gesicht, sondern auch die ganze Gestalt verbirgt, und umgeben von zahlreicher weiblicher Begleitung; nur Sclavinnen und Frauen der niedrigsten Stände gehen allein auf die Straße. Andere verlassen überhaupt den Harem nur, um in ein öffentliches Bad oder zu einer Freundin oder nach den Gräbern zu gehen, oder bei einem Leichenbegängniß, einer Brautbegleitung und ähnlichen besonderen Veranlassungen. Selbst auf Reisen sind sie in dicht verhängten Sänften verborgen, die auf dem Rücken der Maulthiere oder dem Sattel der Kameele befestigt werden, und Männer, die

Digitized by Google

ihnen begegnen, müſſen das Geſicht abwenden und ſich weit entfernt halten.

So ganz ſind die Frauen in ihre Einſamkeit vergraben, daß es höchſt unſchicklich, ja gefährlich ſein würde, ſich nach dem Befinden der weiblichen Mitglieder einer Familie zu erkundigen; faſt nie erwähnt der Orientale ihrer im Geſpräch, oder wo er es durchaus nicht vermeiden kann, bezeichnet er ſie nur mit allgemeinen Ausdrücken als dieſe oder jene, und wenn er ja gegen den Arzt oder einen Andern Frau und Tochter nennen muß, ſo ſetzt er eine Entſchuldigungsformel, etwa: „mit Erlaubniß" oder dergleichen hinzu.

In ihrer Einſamkeit führen die Frauen ein höchſt einförmiges Leben. Zu geiſtigen Beſchäftigungen fehlt es ihnen an Bildung und Luſt; die Geſchäfte der Haushaltung werden in den Häuſern Wohlhabender von Sklaven verrichtet, und Mädchen und Frauen übernehmen dieſelben ebenſo wenig, als ihre Väter und Mütter ſie ihnen würden anvertrauen wollen. Die Frauen beſchäftigen ſich mit der Erziehung ihrer Kinder, die ihnen bei den Mädchen ganz, bei den Knaben bis zum achten Jahre überlaſſen bleibt, aber natürlich kläglich genug iſt, oder ſie nähen und ſticken; meiſtentheils aber liegen ſie in träger Ruhe nachläſſig auf dem Sopha und laſſen ſich von ihren Sklavinnen mit Pfauenwedeln Kühlung zufächeln, oder ſie ergötzen ſich an dem Anhören wunderbarer Märchenerzählungen und beluſtigen ſich mit kindiſchen Spielen. Wenn aber der Hausherr in den Harem tritt, ſo verſtummt plötzlich alle Fröhlichkeit, und verſchleiert und in knechtiſcher Unterwürfigkeit nähern ſich ihm Frauen und Kinder, oder ſie bleiben in ehrfurchtsvoller Stellung vor ihm ſtehen, ſo lange es ihm beliebt. Uebrigens werden den Morgenländerinnen dieſe eingeſchränkten Verhältniſſe gar nicht läſtig, ſondern ſie haben dieſelben ſogar lieb und möchten ſie ſchwerlich mit anderen vertauſchen; ſie trachten nicht nach Genüſſen, für die ihnen der Sinn fehlt, und verlangen nicht nach einer Freiheit, die ſie nicht kennen.

Natürlich muß die gänzliche Abgeſchiedenheit, in der ſie leben, und die Verachtung, mit der man ihnen begegnet, alle geiſtige und ſittliche Bildung bei ihnen hemmen. Dem Vater kommt weder die Nothwendigkeit, noch der Tochter die Nützlichkeit, nach einer gewiſſen Vollkommenheit zu ſtreben, je in den Sinn; die Bildung durch Umgang und Leben fehlt gänzlich, und ſo dürfen wir bei den orientaliſchen Frauen weder Anmuth in der Unterhaltung, noch Liebenswürdigkeit und Feinheit der Sitte erwarten; dagegen iſt die Begierde nach jeder Art des Sinnengenuſſes, jede Leidenſchaft kleiner, roher Seelen, ohnehin befördert durch das Klima, bei ihnen um ſo gewaltiger, da dieſelben weder durch Bildung des Geiſtes und Herzens, noch durch eine nützliche Thätigkeit unterdrückt und in Schranken gehalten werden. Weichlichkeit, Trägheit,

Völlerei, Begierde nach Geld, Schmuck und kostbaren Gewändern, Neid, Eifersucht und die unnatürlichsten Begierden sind die den Orientalinnen gemeinsamen Laster, die fast durch keine einzige weibliche Tugend aufgewogen werden. So verdienen sie auch die Geringschätzung, die sie trifft, und wie sie ihr Leben lang Kinder am Verstande bleiben, so gelten sie auch vor dem Gesetze als Kinder, die keinen Willen haben. Die Mädchen sind stets von Vätern, Brüdern oder männlichen Verwandten abhängig und können kein bürgerliches Geschäft rechtsgültig verrichten; bei der Verheirathung treten sie in dasselbe Verhältniß zu dem Manne, den sie zuvor nie gesehen haben, und der nun so völlig ihr Herr ist, daß er sie nach Belieben verstoßen und wieder aufnehmen kann, sie wie eine Sklavin geißeln oder wie eine Verbrecherin einsperren lassen darf. Nur in seltenen Fällen, wo der Mann beim Abschluß des Heirathsvertrages, etwa wegen des Reichthums oder der hohen Abkunft der Frau, seinen Rechten ausdrücklich entsagt hat, ist die Frau nicht so ganz seiner Willkür Preis gegeben.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes bei den Muhammedanern in Spanien. Die unmittelbare Berührung, in welche die Araber in diesem reichen, herrlichen Lande mit den west-europäischen Christen kamen, konnte nicht ohne bedeutende Einwirkung auf Sitte und Leben bleiben. Die Fürsten und Großen wurden angehaucht von dem Geiste ritterlichen Lebens. Mit dem Falken auf der Faust durchstreiften sie, auf muthigen Rossen jagend, Wald und Feld, und kriegerische Tapferkeit und Uebung in den Waffen war nicht bloß auf den Hof und die Ritter beschränkt, sondern von jedem wackeren Manne forderte man Redlichkeit, Muth, Ritterlichkeit, Anstand, Dichtkunst, Beredtsamkeit, Stärke und Gewandtheit im Gebrauche der Lanze, des Schwertes und des Bogens. Dabei befand sich das Land im blühendsten Zustande. Gegen dreihundert kleine und gegen achtzig große Städte waren vorhanden; Cordova soll über 260,000 Häuser enthalten haben; Tausende von Dörfern lagen allein am Guadalquivir; überall blühte Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau, und selbst die vornehmsten Ritter fanden Vergnügen daran, in ihren Gärten zu arbeiten. Die Herrschaft der Kalifen war selten drückend; viele von ihnen waren Muster ächter Fürstentugend. So schon Abderrhaman I., ein stattlicher Mann, mit rothen Wangen und großen blauen und lebhaften Augen, der durch seine Herablassung und Leutseligkeit sich alle Herzen gewann; ebenso sein Sohn Hescham I., stattlich, wie er, mild und fromm, ein Wohlthäter der Armen ohne Unterschied der Religion, ein Vater der Wittwen und Waisen gefallener Krieger, und nicht minder sein Enkel Abderrhaman II., ein schöner Mann, tapfer im Kriege, sanftmüthig und menschenfreundlich im Frieden gegen Jedermann, freigebig gegen Alle, wohlthätig gegen die Armen, hülfreich

den Bedrängten, und gleich ausgezeichnet als Gelehrter und Dichter, ſo daß er bei ſeinem Tode vom ganzen Volke aufrichtig beweint wurde. Unter der Herrſchaft ſolcher Fürſten mußte ſich das Leben der Araber in Spanien heiterer und fröhlicher entwickeln, als in der Heimath, und auch im Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte entfaltete ſich eine ungemeine Zartheit und Gefälligkeit, wie wir ſie ſonſt bei Muhammedanern nirgends finden. Günſtig war es beſonders, daß ſchon Abderrhaman I. Ehen zwiſchen Muhammedanern und Chriſtinnen beförderte; denn natürlich ließen ſich die letzteren die Rechte chriſtlicher Hausfrauen nicht nehmen. Zwar hatten auch in Spanien die Kalifen und die Großen des Landes ihre Harems; Abderrhaman III. hatte mehr, als 6000 Frauen und Sklavinnen; aber doch finden wir bei ihnen gar nicht ſo allgemeine Geringſchätzung der Frauen, und Viele erwieſen denſelben Liebe und Achtung. Auch vornehme Jungfrauen nahmen oft in viel freierer Weiſe an den Vermählungsfeierlichkeiten Theil, als im Orient. So wird uns erzählt, daß bei der Vermählung eines vornehmen Mannes die Braut im Triumphzuge durch alle Hauptſtraßen der Stadt geführt wurde, begleitet von den Jungfrauen und Freundinnen der Familie. Vor ihnen her zogen die Herren und Ritter der Stadt. Die Jungfrauen waren mit Stäben von Elfenbein und Gold bewaffnet und hielten Wache vor dem Brautgemach; die Freunde des Bräutigams aber erkämpften mit vergoldeten Degen von ihnen den Eingang für den Bräutigam. So günſtig indeſſen ſich auch in Spanien die Verhältniſſe geſtalteten, ſo fehlte doch auch hier die Anerkennung der gleichen Menſchenwürde des weiblichen Geſchlechtes, die erſt das Chriſtenthum herbeizuführen vermochte.

---

§. 11. Beginnender Verfall des byzantiniſchen Reiches.

Der Glanz, zu welchem Juſtinianus das byzantiniſche Reich erhoben hatte, erloſch bald nach ſeinem Tode. Wir haben bereits (S. 19 flg.) geſehen, wie ſeinem ſchwachen Nachfolger Juſtinus II. ein großer Theil Italiens durch die Longobarden entriſſen wurde; von Oſten her bedrängten die Perſer das Reich, und gleichzeitig plünderten die tatariſchen Avaren die Länder an der Donau. Des Juſtinus Nachfolger Tiberius II. (578—582) mußte von den Letzteren den Frieden erkaufen, den er von den Perſern durch einen glücklichen Krieg erzwang. Auch unter dem folgenden Kaiſer Mauritius dauerten dieſe Kämpfe fort und führten endlich eine Empörung des Heeres herbei. Phokas, der Anführer deſſelben, wurde im Jahre 602 zum Kaiſer ausgerufen und ließ den Mauritius ſammt ſeinen Söhnen grauſam ermorden. Bald machte er ſich jedoch durch Laſterhaftigkeit und Grauſamkeit verhaßt; Heraclius, der

Sohn des Statthalters in Afrika, erhob ſich gegen ihn, nahm Conſtantinopel ein und wurde nach der Ermordung des Phokas nun ſelbſt Kaiſer. Den Krieg gegen die Perſer beendigte er glücklich, und im Frieden (628) erhielt er die von ihnen eroberten Provinzen zurück; aber nun erhob ſich ein noch gefährlicherer Feind gegen das Reich, die Araber, welche ihm die Länder am Euphrat, Syrien und Aegypten entriſſen und unter ſeinen Nachfolgern immer weiter ſiegreich vordrangen. — Während dieſe äußeren Kämpfe das Reich erſchütterten, wurde es im Innern durch fortwährende religiöſe Streitigkeiten zerrüttet. Um die Monophyſiten der Kirche wieder zu gewinnen, ließ der Kaiſer Heraclius durch den Patriarchen von Alexandria die Formel bekannt machen, daß Chriſtus das Göttliche und Menſchliche durch eine einzige göttlich-menſchliche Wirkungsweiſe vollbracht habe. Gegen dieſe Lehre von einem Willen in Chriſto erhob ſich aber alsbald der heftigſte Streit; die Anhänger derſelben, die Monotheleten, fanden nicht nur im Orient viele Gegner, ſondern wurden auch von den römiſchen Biſchöfen wiederholt verdammt, und endlich erklärte das ſechste allgemeine Concil, welches der Kaiſer Conſtantinus Pogonatus im Jahre 680 zu Conſtantinopel verſammelte, daß in Chriſto zwei den beiden Naturen entſprechende Willen und Wirkungsweiſen anzunehmen ſeien, ohne Zwieſpalt, ohne Gegenſatz und ohne Vermiſchung. Von der Kirche ausgeſtoßen und von den Kaiſern verfolgt, erhielt ſich nur in Syrien eine kleine Schaar von Monotheleten. Im Libanon ſammelten ſie ſich um das Kloſter des heiligen Maron, wählten den Mönch Johannes Maro, nach welchem ſie ſich Maroniten nannten, unter dem Titel eines Patriarchen von Antiochia zu ihrem Oberhaupte und wußten nicht nur den Griechen, ſondern auch den Muhammedanern gegenüber ihre kirchliche, wie ihre politiſche Selbſtſtändigkeit zu behaupten.

Nicht minder heftige Streitigkeiten zerrütteten die chriſtliche Kirche im Morgenlande während des achten Jahrhunderts. Anfänglich hatten die Chriſten allen Gebrauch der Bilder in der Religion als etwas dem Götzendienſt Verwandtes verworfen; als aber der Gegenſatz gegen das Heidenthum mehr in den Hintergrund trat, begann man allmälig auch die Kirchen mit Bildern zu ſchmücken. Man betrachtete ſie als Mittel zur Erhöhung der Andacht und zur Belehrung der Unwiſſenden. Nur zu bald verwechſelte man jedoch das Bild mit dem, was es darſtellte, und namentlich in der griechiſchen Kirche wurde die immer mehr um ſich greifende übertriebene Verehrung der Maria und der Heiligen auch auf die Bilder derſelben übertragen. Schon im ſechsten Jahrhundert artete daſelbſt die Bilderverehrung in völligen Götzendienſt aus; natürlich aber war es, daß bei den Gebildeteren vielfach Widerſpruch gegen ſolchen Aberglauben hervortrat, und es war nur ſchlimm, daß der Kampf gegen die Bilderverehrung von den Kaiſern ausging, die mit Gewalt den Bil-

derdienſt zu unterdrücken ſuchten. Im Jahre 717 gelangte Leo III., ein Iſaurier von niederer Herkunft und bis dahin Anführer der Truppen des Orients, auf den Kaiſerthron. Er war ein entſchiedener Gegner alles Bilderdienſtes; gleichwohl trat er im Anfange ziemlich vorſichtig auf. Erſt im Jahre 726 erließ er ein Edict, wodurch er indeſſen noch nicht den Gebrauch der Bilder überhaupt, ſondern nur die abgöttiſche Anbetung derſelben verbot. Dies erregte heftigen Widerſtand und gab Veranlaſſung zum Ausbruch des erbittertſten Kampfes zwiſchen den Parteien der Bilderdiener und Bilderſtürmer. Der Patriarch von Conſtantinopel widerſetzte ſich; auf den cykladiſchen Inſeln brach eine Empörung aus, die nur mit Gewalt unterdrückt werden konnte. Jetzt erließ der Kaiſer ein neues Edict, worin er alle Bilder der Engel, Heiligen, Märtyrer, der Maria und Chriſti bei Strafe wegzuſchaffen befahl. In gleichem Sinne handelte des Kaiſers Sohn und Nachfolger Conſtantinus V. (741—775), mit dem Beinamen Kopronymos, ein tapferer und kräftiger Herrſcher. Durch ein Concil zu Conſtantinopel ließ er allen Bilderdienſt als Ketzerei verdammen, und mit ſchonungsloſer Härte ſetzte er die Beſchlüſſe des Concils durch. Auch Conſtantins Sohn Leo IV. (775—780) war ein Gegner der Bilder; aber Irene, die Gemahlin deſſelben, eine Athenerin, eben ſo abergläubiſch als laſterhaft, war in der Stille der Bilderverehrung eifrig ergeben. Nach dem plötzlich erfolgten Tode des Kaiſers wußte ſich das ſchlaue, herrſchſüchtige Weib der Regierung für ihren erſt neunjährigen Sohn Conſtantin VI. zu bemächtigen, und jetzt begünſtigte ſie offen die Verehrung der Bilder und ließ im Jahre 787 durch ein Concil zu Nicäa, das ſiebente allgemeine, die Beſchlüſſe des Concils der Bilderfeinde wieder aufheben. Zwar wurde ſie von der Gegenpartei gezwungen, im Jahre 790 die Regierung ihrem Sohne abzutreten; aber derſelbe zeigte ſich ſo unfähig, daß es ihr nach ſieben Jahren gelang, ſich des Thrones wieder zu bemächtigen, und nun ließ ſie den unglücklichen Conſtantin verhaften und blenden. Endlich wurde ſie jedoch im Jahre 802 durch ihren Schatzmeiſter Nicephorus geſtürzt, der ſich ſelbſt zum Kaiſer machte und ſie nach der Inſel Lesbos verwies, wo ſie das Jahr darauf in einem Kloſter ſtarb. Während dieſer ganzen Zeit dauerten die Kämpfe gegen die Araber fort, und dazu kam noch ſeit der letzten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts der Kampf gegen die Bulgaren, die in dem alten Möſien ein Reich gegründet hatten. Im Kriege gegen die letzteren fand Nicephorus ſeinen Tod (811); ſie verheerten Thracien mit Feuer und Schwert und drangen gegen Conſtantinopel vor. Erſt der tapfere Leo V., der Armenier, der im Jahre 813 auf den Thron erhoben wurde, war wieder ſiegreich gegen ſie. Inzwiſchen hörte auch der Streit wegen des Bilderdienſtes nicht auf. Leo V. fiel im Jahre 820 als Opfer einer Verſchwörung, die gegen ihn wegen ſeines Eifers gegen die Bilder ent-

ſtanden war. Auch ſeine beiden Nachfolger Michael II. und Theophilus waren Gegner des Bilderdienſtes. Der Letztere überließ aber bei ſeinem Tode (842) ſeiner Gemahlin Theodora die Regierung für ſeinen unmündigen Sohn Michael III.; dieſe, eine eifrige Freundin der Mönche, geſtattete den Gebrauch der Bilder wieder, und am erſten Faſtenſonntage des Jahres 842 wurden dieſelben in feierlicher Proceſſion in die Hauptkirche zu Conſtantinopel zurückgeführt. Damit hatte der Streit ſein Ende erreicht, und als nach der Ermordung des laſterhaften Michael mit Baſilius dem Macedonier im Jahre 867 ein neues Herrſcherhaus auf den Thron kam, das mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1056 ſich in der Herrſchaft behauptete, gelangte auch das Reich wieder zu größerer Feſtigkeit.

Drittes Kapitel. Das fränkiſche Reich.

§. 12. Chlodwigs Nachkommen. — Fredegundis und Brunehild.

Während im Orient das Reich der Kalifen ſich ausbreitete, war im Abendland nach vielen wechſelvollen Schickſalen das Frankenreich auf den Gipfel der Macht gelangt. Nach Chlodwigs Tode (§. 1) theilten ſich die vier Söhne deſſelben in ſein Reich. Theoderich oder Dietrich, der älteſte von ihnen, bekam Alles, was auf dem rechten Rheinufer den Franken gehörte, und ebenſo das Land am linken Ufer des Rheins bis zur Maas und Moſel, unter dem Namen Auſtraſien; er nahm ſeine Reſidenz in Metz. Childebert erhielt die Seeküſte (Neuſtrien) und reſidirte zu Paris; das Uebrige bekamen Chlodemir, der in Orleans, und Chlotar, der in Soiſſons reſidirte. Gemeinſame Eroberungskriege erhielten die Freundſchaft unter den Brüdern aufrecht. Die drei letztgenannten griffen den König Sigismund von Burgund an. Nach einer verlornen Schlacht flüchtete ſich derſelbe in ein Kloſter, wurde jedoch trotz ſeiner Mönchskutte erkannt und gefangen nach Orleans geſchleppt, wo ihn Chlodemir ſammt ſeiner Frau und ſeinen Kindern in einen Brunnen werfen und ſo umbringen ließ Die Burgunder aber erhoben nun ihres unglücklichen Königs Sohn Godomar auf den Thron; Chlodemir fiel im Kampfe gegen denſelben, und Godomar behauptete ſich noch eilf Jahre lang in der Herrſchaft. Nun verband ſich aber Dietrich mit Chlotar gegen

den König Hermanfried von Thüringen; sie schlugen ihn an der Unstrut, lockten ihn dann zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft nach Zülpich, und während er sich auf der Mauer der Stadt arglos mit ihnen unterredete, stürzte ihn ein Franke, vielleicht auf Anstiften Dietrichs, von der Höhe herab, also daß er den Geist aufgab (530). Ein Theil von Thüringen wurde jetzt den Sachsen überlassen, die mit den Franken verbündet waren; der Haupttheil aber wurde der fränkischen Herrschaft unterworfen. Kurz darauf erneuerten Childebert und Chlotar auch den Kampf gegen Burgund; Godomar wurde besiegt und gefangen genommen (534); die Burgunder aber behielten auch unter der fränkischen Herrschaft ihre bisherigen Gesetze und Einrichtungen. Chlotar, der jüngste unter Chlodwigs Söhnen, überlebte seine Brüder, und er vereinigte seit Childeberts Tode (558) unter seine Herrschaft wieder das ganze Reich, das sich jetzt von den Pyrenäen bis zur Unstrut erstreckte. Als er aber im Jahre 561 nach funfzigjähriger Regierung starb, erfolgte eine neue Theilung unter seine vier Söhne, von denen Chilperich Soissons, Siegbert Austrasien, Charibert Paris und Guntram Orleans und Burgund erhielt. Diese Theilung wurde die Ursache der gräuelvollsten Bruderkriege, welche lange Zeit hindurch das Land zerrütteten, und durch welche die unter den Franken schon früher herrschende Sittenlosigkeit den höchsten Grad erreichte. Siegbert vermählte sich mit Brunehild, der Tochter des Westgothenkönigs Athanagild, und dieselbe wurde bei den Franken wegen ihrer Schönheit und ihrer Schätze so hoch geachtet, daß auch Chilperich sich mit ihrer älteren Schwester Galeswintha vermählte. Schon früher aber hatte Fredegundis, ein Weib seines Volkes, weniger durch Schönheit, als durch natürlichen Verstand und Talente, ihn so an sich zu fesseln gewußt, daß er seine erste Gemahlin Audowera, deren Hoffräulein sie gewesen war, um ihretwillen verstieß. Bei seiner Vermählung mit Galeswintha hatte er sie, wie seine übrigen Kebsweiber, zu entlassen versprochen; aber bald wußte sie den alten Einfluß wieder zu gewinnen, und als man Galeswintha eines Morgens erdrosselt fand, gab man den Tod derselben allgemein der Fredegundis Schuld, und das mit um so größerer Wahrscheinlichkeit, da Chilperich sie kurz darauf zu seiner Gemahlin erhob. Brunehild hatte nun nach germanischer Sitte die Pflicht der Blutrache, und sie bewog deshalb ihren Gemahl zum Kriege gegen Chilperich. Dazu hatte Siegbert ohnedies die gegründetste Ursache; denn während er gegen die Avaren Krieg führte, welche ihre Raubzüge von Ungarn bis Thüringen ausdehnten und seine Gränzen bedrohten, war ihm Chilperich treulos in's Land gefallen und hatte nach Chariberts inzwischen erfolgtem Tode auch von Paris Besitz genommen. Siegbert trieb ihn aus seinem Lande, schloß ihn in Doornik ein und nahm Paris. Im Lager bei Vitry erhoben ihn Chilperichs

Vaſallen auf dem Schilde zum König, und eben ſtand er im Begriff, Brunehilds Rache zu vollziehen, als ihn Fredegundis noch während der Feierlichkeiten mitten unter ſeinen eigenen Leuten von zwei Getreuen ihres Gemahls, die ihm ihre vergifteten Meſſer in die Seite ſtießen, meuchleriſch ermorden ließ (575). Brunehild, welche ſich nach Paris begeben hatte, wurde dort von Chilperich mit ihrer Tochter gefangen genommen und auf ein Schloß in der Nähe von Rouen geſchickt, wo man ſie ſtreng bewachte; ihr Sohn Childebert aber wurde nach Metz gerettet, und die Auſtraſier erkannten den erſt fünfjährigen Knaben als ihren König an. Einige Zeit darauf kam auch Brunehild nach Metz, ſei es, daß ſie aus der Gefangenſchaft entflohen war, oder daß Chilperich ſie auf Verlangen der Auſtraſier frei gegeben hatte, und ſie übernahm nun die Regierung für ihren Sohn. Während ihrer Gefangenſchaft hatte Meroväus, Chilperichs Sohn von ſeiner erſten, verſtoßenen Gemahlin, ſie kennen gelernt. Er entbrannte in Liebe zu ihr und ließ ſich durch den Biſchof von Rouen heimlich mit ihr vermählen. Jetzt ließ ihn Chilperich zum Prieſter ſcheeren und ſchickte ihn in ein Kloſter. Doch der Jüngling entkam unterweges und floh zu Brunehild; aber die Auſtraſier verweigerten ihm die Aufnahme in ihr Land. Flüchtig umherirrend, kam er nach der Stadt Terouanne in der Champagne. Die Einwohner lockten ihn zu ſich und wollten ihn dann an ſeinen Vater ausliefern; er aber ließ ſich, um dieſem Schickſale zu entgehen, von einem Freunde tödten. Nach anderen Nachrichten ließ ihn ſeine böſe Stiefmutter umbringen. Den Biſchof von Rouen traf der Dolch des von Fredegundis ausgeſandten Mörders am Altar; auch die verſtoßene Audowera ließ ſie umbringen und ebenſo einen zweiten Sohn derſelben, den Chlodwig, den ſie beſchuldigte, er habe durch arge Zauberkünſte ihre drei Söhne getödtet. Man behauptete ſogar, das entſetzliche Weib hätte endlich ihren Gemahl ſelbſt aus dem Wege räumen laſſen, da er im Jahre 584 bei der Rückkehr von der Jagd ermordet wurde; doch iſt dieſe Beſchuldigung eben ſo wenig erwieſen, wie die, daß ihn Brunehild habe ermorden laſſen. Fredegundis hatte ſich nach Chilperichs Ermordung zu Paris in eine Kirche geflüchtet, und das Reich wäre für ihren erſt vier Monate alten Sohn Chlotar verloren geweſen, hätte ſich nicht der ſanfte, fromme Guntram, gegen den ſich der Ermordete erſt kurz zuvor mit Childebert zum Kriege verbunden hatte, des Verlaſſenen angenommen. Zum Dank dafür ſandte Fredegundis zweimal Meuchelmörder aus, um ihn ermorden zu laſſen; aber es gelang ihr nicht. Eben ſo oft, aber eben ſo vergeblich, ſuchte ſie ihre alte Feindin Brunehild und deren Sohn Childebert aus dem Wege zu ſchaffen, und nicht anders verfuhr ſie in ihrem eigenen Hauſe. Ihrer Stieftochter warf ſie in dem Augenblicke, wo dieſelbe auf ihren Befehl etwas aus einem Kaſten nehmen

wollte, den schweren Deckel desselben auf den Kopf, um sie zu tödten, und nur dadurch wurde die Unglückliche gerettet, daß herbeieilendes Gesinde sie befreite. Als Guntram starb (593), kam Childebert, den er feierlich an Kindes Statt angenommen hatte, auch in den Besitz von Burgund und wollte auch Chlotars Erbe an sich reißen; aber Fredegundis, die für ihren unmündigen Sohn die Vormundschaft übernommen hatte, führte denselben in die Schlachtreihen der Neustrier und entflammte sie dadurch zu solcher Tapferkeit, daß Childebert nichts ausrichten konnte, und daß sie im Stande war, nach seinem gleich darauf erfolgten Tode Paris wieder zu besetzen, und auch Brunehild, die im Namen ihrer Enkel Theodebert und Theoderich den Krieg fortführen wollte, zurück trieb. Nicht lange indessen überlebte Fredegundis ihren Triumph; denn schon im folgenden Jahre (597) ereilte sie der Tod; jedenfalls aber hatte sie ein glücklicheres Ende, als Brunehild, obgleich sie es noch weniger verdient hatte, als diese. Theodebert hatte nämlich nach des Vaters Tode Austrasien erhalten, Theoderich Burgund. Theodeberts Gemahlin, die den schwachen König ganz leitete, verband sich mit den Großen des Landes gegen die herrschsüchtige Brunehild. Dieselbe wurde gezwungen, Austrasien zu verlassen, und begab sich nach Burgund, wo sie sich bald eben so verhaßt machte. Nach Rache dürstend, verleitete sie Theodebert, sich mit Chlotar und den Königen der Westgothen und Lombarden zu einem Kriege gegen seinen eigenen Bruder zu verbinden. Theodebert wurde geschlagen, gefangen genommen und sammt seinem kleinen Sohne getödtet; kurz darauf aber starb auch Theoderich ganz unerwartet zu Metz an der Ruhr (613). Die achtzigjährige Brunehild wollte nun für seine unmündigen Söhne die Regierung übernehmen; aber die Großen des Landes waren ihrer wegen ihrer Herrschsucht längst überdrüssig geworden. Die Austrasier fielen zuerst ab und riefen Chlotar in ihr Land, der auch von den Burgundern anerkannt wurde. Brunehild suchte sich durch die Flucht vor ihm zu retten; aber sie wurde ergriffen; die Franken hielten Gericht über sie und sprachen das Todesurtheil über sie aus. Drei Tage lang wurde die Unglückliche grausam gefoltert, dann auf einem Kameel zur Schau im Lager herumgeführt und endlich mit den Haaren, einem Arme und einem Fuße an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und so zu Tode geschleift.

§. 13. Die Hausmaier. — Pipin der Kleine.

Nach dem Tode der Brunehild war Chlotar wieder im Besitze des ganzen Reichs; aber unter der Herrschaft des unkräftigen, in Ueppigkeit und Laster aller Art versunkenen Königs verfiel dasselbe immer mehr. Desto höher stieg die Macht der Leudes und ihrer Anführer, der Hausmaier, deren im Reiche drei waren, einer in Austrasien, einer in Neustrien und einer in Burgund. Schon bei seinen Lebzeiten ernannte Chlotar seinen Sohn Dagobert zum Könige von Austrasien; er setzte ihm aber den Majordomus Pipin von Lauden zur Seite, sowie den Bischof Arnulf von Metz, der vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand selbst austrasischer Majordomus gewesen war, und dessen Sohn Ansegis sich mit Pipins Tochter Begya vermählte. Dagobert, der nach Chlotars Tode das ganze Reich beherrschte, war ein durchaus unfähiger Mensch, nicht besser, als sein Vater, und ausschweifend, wie alle Merovinger; die eigentliche Gewalt war in den Händen des thatkräftigen, weisen und gerechten Pipin, der nach dem Tode Dagoberts auch die Vormundschaft über dessen unmündigen Sohn führte, und als er starb, ging dieselbe auf seinen Sohn Grimoald über. Zwar gerieth dieser später in die Gewalt Chlodwigs II., des Königs von Neustrien, eines jüngeren Sohnes Dagoberts, der ihn hinrichten ließ und sich wieder zum Beherrscher des ganzen Reiches machte; nach seinem Tode aber riefen die austrasischen Großen, unzufrieden mit ihrem minderjährigen Könige, den Pipin von Heristall, den Sohn des Ansegis und der Begya, herbei. Dieser besiegte den neustrischen Hausmaier und zwang den König, ihn zum alleinigen und lebenslänglichen Majordomus und zum Herzoge und Fürsten der Franken zu ernennen. Nun war Pipin unter diesem, wie unter den folgenden Königen, fast im alleinigen Besitze der Herrschaft, und die schwachen Schattenkönige brachten ihre Tage meistentheils auf ihren Landgütern in Unthätigkeit und Schwelgerei zu und verkürzten sich die Zeit mit Jagd und Landwirthschaft. Durch Pipin wurde die Würde des Majordomus in seiner Familie erblich. Nach seinem Tode bekleidete dieselbe sein Sohn Karl Martell (714—741). Karls kraftvoller Arm brachte die Baiern und die Alemannen, die sich gegen ihn erhoben, wieder zum Gehorsam, und wir haben bereits gesehen, wie er im Jahre 732 durch den Sieg bei Tours den Eroberungen der Araber ein Ziel setzte (§. 9). Auch die tapferen Friesen besiegte er, nachdem er mit einer Flotte ganz unerwartet an ihrer Küste gelandet war, und unterwarf sie der fränkischen Herrschaft; im Lande selbst war seine Macht schon so befestigt, daß er nach dem Tode des Königs Theoderich IV. es wagen konnte, vier Jahre lang bis an sein Ende ganz ohne König zu regieren. Jetzt theilten sich seine Söhne Pipin der Kleine (oder der Kurze) und

Karlmann in das Reich; da aber die deutſchen Völker mit Empörung drohten, riefen ſie zum Schein Childerich III. (II.), den letzten merovingiſchen König, auf den Thron. Dennoch erhoben ſich die Baiern, die Alemannen und die Sachſen; auch der Herzog von Aquitanien ſtand auf. Aber Pipin und Karlmann zogen gegen ſie, und beſonders war Pipin mächtig im Streit, wie er ſich überhaupt auch trotz der Kleinheit ſeiner Geſtalt durch große Körperkraft auszeichnete. So wird erzählt, er habe einmal, als bei einem Thierkampfe ein Löwe im Begriff war, einen Büffel zu überwältigen, einen ſo gewaltigen Hieb auf den Löwen geführt, daß er ihn mitten von einander ſpaltete und das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels drang. Sieg folgte ſeinen Waffen überall; aber Karlmann wurde der ewigen Kriege überdrüſſig, und die Grauſamkeiten, welche ſeine Franken während derſelben verübten, waren ihm ſo zuwider, daß er die Regierung ſeinem Bruder Pipin allein überließ und, nachdem er in Rom vom Papſte die prieſterliche Weihe empfangen hatte, ſich in das Benedictinerkloſter Monte Caſſino zurückzog.

Jetzt war Pipin im alleinigen Beſitze der Macht, und nicht länger trug er Bedenken, ſich auch den Namen des Königs anzueignen. Zu Soiſſons ward im Jahre 752 eine Verſammlung der Franken gehalten, durch welche Childerich des Thrones entſetzt und die Königswürde auf Pipin übertragen wurde. Dieſer ließ den ſeiner Würde entkleideten Schattenkönig nach St. Omer in das Kloſter Sithiu, die nachherige Abtei St. Bertin, führen, wo er als Mönch nach wenigen Jahren ſtarb. Auch der Papſt Zacharias hatte ſeine Zuſtimmung gegeben; denn als ihn Pipin fragen ließ: ob der König heißen ſolle, der ſorglos daheim ſitze, oder der, welcher die Laſt der Regierung trage, hatte er geantwortet: nur der verdiene dieſen Namen, der den Staat regiere, und Papſt Stephan II., der Nachfolger des Zacharias, ſalbte ihn im Jahre 754 feierlich zum Könige und ernannte ihn zum römiſchen Patricier. Mit ihm kam eine neue Herrſcherfamilie auf den Thron, welche nach ſeinem großen Sohne den Namen der Karolinger erhielt.

Es fehlte dem neuen Könige nicht an Gelegenheit, ſich dem Papſte für ſeine Erhebung dankbar zu beweiſen. Dieſer befand ſich nämlich gerade damals in der größten Gefahr. Der Longobardenkönig Aiſtulph hatte durch die Eroberung von Ravenna dem Exarchat völlig ein Ende gemacht und bedrohte nun auch Rom. In ſeiner Noth machte ſich der Papſt Stephan ſelbſt auf den Weg nach Paris und bat den mächtigen Pipin fußfällig um Hülfe. Bei dieſer Gelegenheit eben war es, wo er denſelben zum König ſalbte. Pipin war zur Hülfe bereit, und ſchon im Jahre 754 zog er mit einem mächtigen Heere über die Alpen. Er beſiegte die Longobarden, und da dieſelben nach ſeiner Entfernung ihre Angriffe gegen Rom erneuerten, zog er zum zweiten Male nach Italien,

entriß ihnen das ganze Exarchat und machte es durch eine schriftliche Urkunde dem Apostel Petrus, also dem Papste, zum Geschenk. So ward der Papst ein weltlicher Fürst, und es wurde durch diese Schenkung Pipins im Jahre 755 der Grund zu dem Kirchenstaate gelegt.

Auch nach der Besiegung Aistulphs hatte Pipin fast beständig Krieg zu führen; namentlich gaben ihm lange dauernde Kämpfe mit dem aufrührerischen Herzog von Aquitanien Gelegenheit, den Arabern auch ihre letzten Besitzungen in Frankreich zu entreißen; dabei aber sorgte er gleichzeitig auch für Befestigung der inneren Ordnung in seinem Reiche und beförderte in demselben die Verbreitung christlicher Bildung. Auch mit fernen Herrschern knüpfte er Verbindungen an, theils zum Schutze des Handels, theils wegen der Pilger, die in großer Zahl aus dem Abendlande nach Palästina wallfahrteten. So schloß er eine Verbindung mit den Abbassiden; auch mit dem byzantinischen Kaiser Constantin Kopronymos stand er in gutem Vernehmen, und derselbe machte ihm im Jahre 757 eine schöne Orgel zum Geschenk, die erste, welche man im Abendlande sah. Am 24. September 768 in seinem vierundfunfzigsten Jahre endete Pipin zu Paris sein thatenreiches Leben und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann; ehe wir aber von diesen sprechen, müssen wir erst noch einen Mann kennen lernen, der mehr als Alle vor ihm für die Verbreitung und Befestigung des Christenthums unter den Germanen gewirkt hat, den Bonifacius.

---

§. 14. Weitere Verbreitung des Christenthums unter den Germanen. — Bonifacius.

Inmitten aller der unseligen Verwirrung, welche im fränkischen Reiche herrschte, war das Christenthum, das allein für so mannichfaches äußeres Elend Ersatz zu bieten vermochte, mit segensreichem Erfolge unter den germanischen Völkerstämmen weiter verbreitet worden. Zwar von der fränkischen Kirche aus konnte nicht viel geschehen; denn die fränkische Geistlichkeit war mit fortgerissen worden von der allgemeinen Verwilderung und dem auf die furchtbarste Weise überhandnehmenden Sittenverfall. Menschen, die wegen Raub und Mord das Leben verwirkt hatten, flüchteten sich in das Priestergewand, und es wird uns von einem Bischofe berichtet, daß er täglich betrunken gewesen sei, von einem andern, er habe auf Reliquien einen Eid ablegen sollen, da habe er heimlich dieselben aus dem Kästchen nehmen lassen und dann auf das leere Kästchen ohne Scheu falsch geschworen. Ernstere Männer zogen sich deshalb, voll Abscheu über solche Entartung, in die Einsamkeit zurück, und namentlich

ließen ſich am Rhein mehrere als Einſiedler nieder. Durch ihre Sittenſtrenge und ihre Frömmigkeit erwarben ſie ſich bald das Vertrauen der Landesbewohner, denen ſie mit freundlichem Wohlwollen und aufopfernder Gaſtfreundſchaft entgegen kamen, und ſo wurde durch ſolche fränkiſche Einſiedler manches chriſtliche Saamenkorn in jenen Gegenden ausgeſtreut. Weit Bedeutenderes aber wirkten die Glaubensboten, die aus den Klöſtern Irlands und Britanniens in jene Gegenden kamen. Einer der erſten derſelben war Columban um das Jahr 600. Gebildet in einem berühmten iriſchen Kloſter, faßte er in ſeinem dreißigſten Jahre, von unwiderſtehlichem Drange ergriffen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, den Entſchluß, zu den Völkern an der Gränze des fränkiſchen Reiches zu gehen. Mit zwölf jungen Männern, die ſich unter ſeiner Leitung bilden ſollten, verließ er die Heimath und ließ ſich auf den Trümmern eines alten Schloſſes in dem wildeſten Theile der Vogeſen nieder. Sie hatten mit den größten Entbehrungen zu kämpfen; oft hatten ſie Tage lang nichts, als Kräuter und Baumrinde, zur Speiſe; aber Columbans Glaubensmuth überwand alle Schwierigkeiten, und bald gelangte er zu ſo großem Anſehen, daß Leute aus allen Ständen dem frommen Manne ihre Söhne zur Erziehung anvertrauten. Seine Sittenſtrenge zog ihm jedoch die Feindſchaft der verweltlichten fränkiſchen Geiſtlichkeit zu; auch verdarb er es mit der laſterhaften Brunehild, weil er mit chriſtlichem Ernſte dem zügelloſen Wandel ihres Enkels Dietrich II. von Burgund entgegentrat, und endlich wurde er aus dem Lande verbannt. Er begab ſich nach der Gegend von Zürich, wo er unter den Alemannen zu wirken gedachte; aber als er daſelbſt einen Götzentempel zerſtörte, mußte er auch von dort wieder fliehen. Mehrere Jahre hielt er ſich nun am Bodenſee auf, mit ſeinen Gefährten durch Gartenbau und Fiſchfang ſich nährend; zuletzt aber auch von dort vertrieben, ging er 613 nach Italien. Dort gründete er in der Nähe von Pavia das Kloſter Bobbio, wo er im Jahre 615 ſtarb.

Von ſeinen Gefährten hatte er einen angeſehenen iriſchen Jüngling, den Gallus, krank in der Schweiz zurücklaſſen müſſen. Dieſer gründete dort das Kloſter St. Gallen und wirkte zum Heil der Bewohner des Landes mit ſegensreichem Erfolge bis zum Jahre 640. Seine Schüler wirkten nach ſeinem Tode in ſeinem Geiſte fort. Klöſter wurden angelegt, Wildniſſe urbar gemacht, und mit raſtloſem Eifer drangen die Verkündiger des Evangeliums bis tief in das Innere Deutſchlands vor; ſo nach Thüringen und Baiern, wo gegen Ende des ſiebenten Jahrhunderts der Biſchof Ruprecht von Worms auf den Trümmern einer alten Römerſtadt das Bisthum Salzburg gründete. Am ſchwierigſten war die Bekehrung der wilden kriegeriſchen Sachſen und Frieſen. Unter den letzteren wirkte vorzüglich der fromme engliſche Mönch Willibrord. In ſeinem

zwanzigsten Jahre ging er nach Irland, und nachdem er daselbst zwölf Jahre zugebracht hatte, begab er sich mit zwölf Gefährten zu den Friesen. Freilich gelang es ihm nicht, den wilden Radbod zu bekehren; gleichwohl war seine Wirksamkeit eine gesegnete, und er konnte sie sogar bis nach Helgoland hin ausdehnen. Nach dem Tode Radbods erweiterte sich sein Wirkungskreis noch mehr, und er war in demselben rastlos thätig bis an seinen Tod, der im Jahre 739, im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens, erfolgte.

Was diese und andere fromme Männer für die Verbreitung und Befestigung des Christenthums unter den germanischen Völkern gethan hatten, war immerhin bedeutend genug; aber alle ihre Wirksamkeit wurde weit verdunkelt durch Bonifacius, den Apostel der Deutschen. Er hieß eigentlich Winfried und war im Jahre 680 zu Kirton in der englischen Grafschaft Devonshire geboren. Er gehörte einer angesehenen Familie an, und sein Vater hatte ihn für eine glänzende weltliche Laufbahn bestimmt; er hatte aber eine so unwiderstehliche Neigung zum Mönchsleben, daß sein Vater endlich seinem Wunsche nachgab. In zwei der angesehensten englischen Klöster, Exceſter und Nutscelle, erhielt er seine wissenschaftliche und theologische Bildung, und in seinem dreißigsten Jahre empfing er die Weihe als Priester. Frühzeitig muß er sich durch Gewandtheit und Klugheit ausgezeichnet haben; denn er wurde in schwierigen Fällen wiederholt von seinem Kloster zu Gesandtschaften gebraucht; aber die klösterliche Thätigkeit befriedigte ihn nicht. Das leuchtende Beispiel der Glaubensboten, die in selbstverleugnender Liebe hinzogen, um den Heiden das Evangelium zu verkündigen, erfüllte ihn mit dem begeisterten Verlangen, ihnen nachzufolgen, und wirklich trat er im Jahre 715 eine Reise zu den Friesen an, unter denen damals das Christenthum noch gar keinen Eingang gefunden hatte. Wegen des Krieges zwischen Radbod und Karl Martell konnte er indessen nichts ausrichten, und nachdem er sich den ganzen Sommer hindurch vergebens in Utrecht aufgehalten hatte, kehrte er nach England in sein Kloster zurück. Gerade damals starb der Abt desselben, und die Mönche wollten Winfried die erledigte Stelle übertragen; aber der Eifer für die Verkündigung des Evangeliums ließ ihm keine Ruhe in der klösterlichen Einsamkeit. Schon im Herbst des Jahres 718 reiste er nach Rom zu dem Papst Gregor II., mit Empfehlungsschreiben seines Freundes, des Bischofs von Winchester, und Gregor ertheilte ihm Vollmacht zur Verkündigung des Evangeliums unter den heidnischen Bewohnern Deutschlands. Er ging zuerst nach Thüringen und Baiern; darauf unterstützte er drei Jahre lang in Friesland den greisen Willibrord; dann aber kehrte er nach Deutschland zurück, und zu Ameneburg in Oberhessen, wo er zwei Fürsten taufte, gründete er das erste Kloster. Im folgenden Jahre rief ihn Gregor, dem

er über ſeine bisherige Thätigkeit Bericht erſtattet hatte, nach Rom und weihte ihn feierlich zum Biſchof der neuen, in Deutſchland zu gründenden Kirche. Bei dieſer Gelegenheit gab ihm Gregor den Namen Bonifacius; er ſelbſt verpflichtete ſich aber eidlich, nie in Widerſpruch mit dem Papſte, als dem Stellvertreter des Apoſtels Petrus, zu handeln oder zu lehren. Dies war um ſo wichtiger, je gewiſſenhafter Bonifacius an ſeinem Eide feſthielt, und es wurde dadurch das Uebergewicht der päpſtlichen Macht und der katholiſchen Kirche in Deutſchland, wie überhaupt im ganzen weſtlichen Europa entſchieden. Mit Empfehlungsſchreiben des Papſtes begab ſich Bonifacius jetzt an den Hof Karl Martells, der ihm ſeine Unterſtützung zuſagte, und ſodann nach Thüringen und Heſſen. Seine Thätigkeit daſelbſt war von einem ſo glücklichen Erfolge gekrönt, daß er bis zum Jahre 739 nicht weniger als hunderttauſend heidniſche Deutſche getauft hatte. Ueberall legte er Klöſter zu Bildungsſtätten für das Volk an; er ließ Mönche und Nonnen aus England kommen, und dieſelben machten nicht nur das Land urbar, ſondern brachten auch Künſte, Kenntniſſe und Bücher zum Unterricht der Jugend mit; überhaupt ließ er ſich chriſtlichen Unterricht des Volkes ſehr angelegen ſein, und ſich oft Bibeln und Erklärungen der heiligen Schrift aus England nachſchicken. Aber auch wo ſich ihm eine Gelegenheit bot, durch äußere Eindrücke auf das Volk zu wirken, ließ er dieſelbe nicht unbenutzt. So ſtand bei Geismar in Oberheſſen eine uralte mächtige Eiche, welche dem Donnergotte Thor geweiht war, und er durfte nicht darauf rechnen, daß ſeine Predigten von dauerndem Erfolg ſein würden, ſo lange jenes hochverehrte Heiligthum unverſehrt blieb. Deshalb begab er ſich mit ſeinen Gefährten zu der Eiche hin, eine große Axt in der Hand haltend. Neugierig ſtrömte ihm das Volk nach, und als er nun begann, mächtige Hiebe gegen den Baum zu führen, erwartete die Menge nichts anders, als daß ein Blitz herniederfahren würde, um die Feinde der Götter von der Erde zu vertilgen. Da dies nun aber nicht geſchah, da ſie vielmehr den ungeheuren Baum zu Boden ſtürzen ſahen, ſo waren ſie auch von der Ohnmacht ihrer Götzen überzeugt, die ihr Heiligthum nicht hatten ſchützen können, und ſie halfen nun ſelbſt dem Bonifacius aus dem Holze des gefällten Baumes dem Apoſtel Petrus eine Kapelle errichten. Bereits im Jahre 732 wurde Bonifacius vom Papſte zum Erzbiſchof ernannt, und nachdem er ſechs Jahre ſpäter abermals nach Rom gereiſt war, um ſich neue Vollmachten zu holen, ging er im Jahre 739 nach Baiern, wohin ihn der Herzog Odilo ſelbſt eingeladen hatte, und gründete dort die vier Bisthümer Salzburg, Freiſingen, Regensburg und Paſſau. Noch ungehinderter konnte er für die feſtere Geſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland ſeit dem Tode Karl Martells (741) wirken; denn ſo ſehr ihn Karl auch begünſtigt hatte, ſo war er ihm

doch auch vielfach in seinen Bestrebungen hinderlich gewesen, indem er oft Kirchen und Klöster an seine Günstlinge verschenkte und, durch seinen kriegerischen Sinn verleitet, häufig die Geistlichen zur Theilnahme an seinen Kriegszügen veranlaßte; Karlmann und Pipin dagegen waren weit mehr geneigt, auf die Absichten des Bonifacius einzugehen. So konnte er jetzt die Stiftung drei neuer Bisthümer durchsetzen, von denen das zu Würzburg für Franken, das zu Erfurt für Thüringen, das zu Buraburg bei dem von ihm gegründeten Kloster Fritzlar für Hessen bestimmt war. Das letztere wurde in der Folge nach Paderborn verlegt; für die Pfalz aber wurde ein Bisthum in Eichstädt gegründet. Gleichzeitig führte Bonifacius die im fränkischen Reiche ganz in Vergessenheit gerathenen regelmäßigen Versammlungen der Geistlichen zu Synoden wieder ein, und er benutzte dieselben dazu, um Gesetze durchzuführen, durch welche die Geistlichen zu einem ernsteren, würdigeren Lebenswandel verpflichtet wurden; namentlich ward ihnen die Theilnahme an Jagd und Krieg bei Strafe der Absetzung untersagt. Endlich erhielt die deutsche Kirche auch einen äußeren Mittelpunkt, indem Bonifacius zum Erzbischof von Mainz ernannt wurde, und als solcher soll er, was jedoch zweifelhaft ist, im Jahre 752 im Auftrage des Papstes Zacharias den an Childerichs Statt berufenen Pipin zu Soissons zum König gesalbt haben. Auch in seinem hohen Alter aber war er noch von demselben glühenden Eifer für die Bekehrung der heidnischen Völkerschaften erfüllt, wie in seiner Jugend, und nachdem er es endlich bei dem Papste und Pipin durchgesetzt hatte, daß er das Erzbisthum seinem bewährten Schüler Lullus übertragen durfte, machte er sich im Jahre 753 auf den Weg nach Friesland. Er war überzeugt, daß er nicht zurückkehren würde, und als er von Lullus herzlichen Abschied nahm und ihn ermahnte, sein Werk eifrig fortzusetzen, trug er ihm zugleich auf, in den Bücherkasten, den er auf allen Reisen mit sich zu führen pflegte, ein Leichentuch zu legen, damit sein Leichnam in dasselbe eingewickelt und nach seinem Lieblingskloster Fulda gebracht werden könnte, wo er begraben sein wollte. Mit wenigen Gefährten schiffte er den Rhein hinab, und beim Zuydersee stieg er an's Land. Er fand bei Vielen Eingang und konnte Tausende taufen und neue Kirchen gründen. Am 5. Juni 755 hatte er bei Dockum in Westfriesland auf offenem Felde Zelte aufschlagen lassen, und er erwartete dort viele bekehrte Friesen, die er nach Hause entlassen hatte. Voll Freude trat er aus seinem Zelte, als er von fern große Schaaren herankommen sah; aber bald belehrte ihn das Geräusch der Waffen, daß er sich getäuscht habe; es waren Heiden, die sich zu seinem Untergange verschworen hatten. Seine Begleiter wollten ihn mit den Waffen vertheidigen; er aber gab es nicht zu und erwartete ruhig sein Ende. Als er, tödtlich getroffen, niedersank, legte er ein Evangelienbuch unter sein Haupt

und verſchied fromm, wie er gelebt hatte; mit ihm fanden zweiundfunfzig ſeiner Gefährten den Märtyrertod. Sein Leichnam wurde nach Utrecht und von da nach Mainz gebracht und endlich ſeinem Wunſche gemäß im Kloſter zu Fulda beigeſetzt. Noch zeigt man daſelbſt eine von ſeiner Hand geſchriebene Abſchrift der Evangelien und ein mit ſeinem Blute gefärbtes Blatt; zu Altenberge bei Gotha aber, wo er im Jahre 724 die erſte chriſtliche Kirche im nördlichen Deutſchland gegründet hatte, wurde ihm im Jahre 1811 ein Denkmal errichtet, und ein anderes iſt ihm im Auguſt 1842 zu Fulda geweiht worden; ein unvergänglicheres Denkmal aber hat er ſich ſelbſt geſetzt durch ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit, die von um ſo bleibenderem Erfolg war, da er Schüler zurückließ, die in ſeinem Geiſte fortwirkten für die Verbreitung des Chriſtenthums, für die Bildung der Jugend und die Urbarmachung des Landes, und ſo geiſtliche und leibliche Wohlthäter des Volkes wurden in gleicher Weiſe.

So war nun bis zum Tode Pipins dem Chriſtenthum auch unter faſt allen germaniſchen Stämmen Deutſchlands eine Stätte bereitet; nur das mächtige Volk der Sachſen war demſelben noch ganz unzugänglich geblieben. Wir würden aber ſehr irren, wenn wir meinten, es habe ſeine umbildende Kraft ſogleich in vollem Maße im Leben der Germanen geltend machen können; vielmehr konnte dieſe Umbildung und Veredlung nur langſam und allmälig erfolgen Segensreicher Einfluß ging in dieſer Beziehung von der Kirche ſelbſt aus. Mönche und Geiſtliche lichteten undurchdringliche Waldungen, machten öde Landſtrecken urbar, beförderten den Verkehr, trieben Handwerk, pflegten Kunſt und Wiſſenſchaft, beſonders in den ſeit der Mitte des ſechsten Jahrhunderts entſtehenden Kloſterſchulen. So wurde um 570 die Schule zu Tours gegründet, um 600 die zu Canterbury, um 750 die zu Fulda. Beſonders zeichneten ſich die Mönche des Benedictinerordens aus. Jeder von ihnen mußte ein Handwerk lernen; ſie pflegten mit beſonderem Eifer die Kenntniß der claſſiſchen Literatur. Die Geiſtlichen und Mönche bauten meiſtens ſelbſt Kirchen und Klöſter; ſie übten die Kunſt der Malerei, die ſie zur Zierde der Kirchen durch Glasgemälde, ſo wie zum Schmucke der Handſchriften durch gemalte Anfangsbuchſtaben anwandten; ſie pflegten nicht minder auch die Kunſt der Muſik und des Geſanges, und namentlich war Gregor der Große zur Förderung dieſer Kunſt thätig durch Gründung von Sängerſchulen in Rom; aber lange währte es freilich, ehe alle dieſe Beſtrebungen die Maſſe des Volkes zu durchdringen vermochten.

Auch auf das bürgerliche Leben und die Rechtsverhältniſſe übte die Kirche unverkennbaren Einfluß. Sie nahm ſich der Schwachen und Unterdrückten an; ſie beſchützte die Sklaven gegen Willkür ihrer Herren, beförderte ihre Freilaſſung und ſuchte den ſcheußlichen Menſchenhandel zu unterdrücken, der von Slaven, Griechen, Venetianern und ſelbſt von

Deutſchen getrieben wurde. Die Kirchen wurden Zufluchtsſtätten für Verfolgte jeder Art, und in einem baieriſchen Geſetze heißt es ausdrücklich: „keine Furcht ſei ſo groß, daß nicht aus Ehrfurcht gegen Gott und die Heiligen das Leben geſchenkt werden könnte.“

Die Rechtspflege erfuhr mannichfache Umgeſtaltungen; ſie blieb indeſſen noch immer höchſt mangelhaft. Urſprünglich konnte jedes Verbrechen durch Zahlung einer Geldſtrafe abgebüßt werden, welche man Wehrgeld nannte, und die Größe der Summe richtete ſich nach dem Stande des Beſchädigten. So war z. B. bei den ſaliſchen Franken die Strafe für den Mord eines freien Franken viermal ſo groß, als für den Mord eines zinsbaren Römers, der nur mit dem Diebſtahl eines Habichts gleichen Werth hatte. Ebenſo wurde auf Beſchädigung von königlichen Lehnsmannen und von Geiſtlichen eine höhere Strafe geſetzt, ſobald die Königsgewalt und die kirchliche Macht zu größerer Geltung gelangt waren; das ripuariſche und alemanniſche Geſetz beſtimmte z. B. ein dreifaches Wehrgeld für jede Verletzung eines Geiſtlichen. Die Todesſtrafe hatte urſprünglich nur von der Volksgemeinde verhängt werden können, und zwar nur wegen Feigheit oder Verrath; körperliche Züchtigung konnte nur einen Unfreien treffen. Mit dem Wachsthum der Königsgewalt wurde auch dies anders. Zu den alten Bußen trat körperliche Züchtigung, ja ſogar Verſtümmelung, jedoch zunächſt ſo, daß ſie durch Geldſtrafen abgelöſt werden konnte. So ſollte dem Meineidigen die Hand abgehauen werden, der Straßenräuber ein Auge, für den zweiten Raub die Naſe, für den dritten das Leben verlieren, wenn er ſich nicht löſte. Henker aber gab es nicht, ſondern von den ſiegenden Klägern oder von den Leuten des Fürſten wurde die Strafe vollzogen, und wer einen vom Fürſten Verurtheilten der Strafe entzog, wurde ſelbſt dafür beſtraft. Zum Beweiſe der Schuld oder Unſchuld des Angeklagten bediente man ſich der Zeugen. Auch wurde der feierliche Eid angewandt; dem Schwörenden aber mußten dabei Eideshelfer zur Seite ſtehen, d. h. Männer, die ſich ebenfalls durch einen Schwur, bei welchem ſie einander an der Hand hielten, für die Wahrhaftigkeit des Schwörenden verbürgten. Konnte man die Wahrheit nicht an den Tag bringen, ſo nahm man ſeine Zuflucht zu den Ordalien oder Gottesurtheilen. Dieſe finden ſich faſt bei allen Völkern des Alterthums, bei Chineſen, Japaneſen, Hindu's und in einzelnen Spuren auch bei den Griechen, obgleich nirgends ſo ausgebildet, wie bei den Germanen. Sie ſchloſſen ſich an das Gefühl an, daß dem Gerichte Gottes kein Schuldiger entrinnen könne, und man meinte nun, wo menſchliche Weisheit nicht ausreiche, da müſſe Gott unmittelbar eingreifen durch ein Wunder, um den Schuldloſen zu ſchützen und den Schuldigen der verdienten Strafe zu überliefern. Die Gottesgerichte wurden unter großen Feierlichkeiten in

Gegenwart der Priester abgehalten, und es gab verschiedene Arten derselben. Besonders häufig war der gerichtliche Zweikampf, bei welchem der Siegende für unschuldig galt. Derselbe fand jedoch nur bei Freien Statt, während durch die anderen Gottesurtheile auch Unfreie ihre Schuldlosigkeit erhärten konnten. In der ältesten Zeit wandte man vorzüglich die Feuerprobe an, indem der Angeklagte mit bloßen Füßen über glühende Pflugschaaren oder glühende Kohlen, oder durch Feuer gehen, oder einige Schritte weit ein glühendes Eisen in der Hand tragen mußte; ebenso den Kesselfang, bei welchem der Angeklagte einen Ring oder einen Stein aus einem Kessel voll siedenden Wassers holen mußte. Später kam dazu die Kreuzprobe, welche darin bestand, daß man entweder den Kläger und den Angeklagten mit ausgestreckten Armen unter ein Kreuz stellte und den für schuldig erklärte, der zuerst die Arme bewegte oder sinken ließ, oder daß man von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze bezeichnete und den, welcher denselben zog, frei sprach. Ferner gehört hierher die Schwimmprobe, bei welcher es als Beweis der Schuld galt, wenn man nicht unterging, die Probe des geweihten Bissens, bei welcher eine geweihte Hostie unter Verwünschungen dem Angeklagten in den Mund gesteckt wurde, und wer sie ohne Mühe verschlucken konnte und auch nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, für schuldlos erklärt wurde. Es war natürlich, daß sich mancher Aberglaube und Betrug an diese Gottesurtheile anschloß, und in der That erklärten sich deshalb schon früh einzelne erleuchtete Männer unter den Geistlichen gegen dieselben; aber dennoch wurden sie in die Rechtsverfassung aufgenommen, und erst im funfzehnten Jahrhundert, nachdem allgemein eine bessere Gerichtsverfassung eingeführt war, kamen sie gänzlich außer Gebrauch.

§. 15. Karl der Große.

Nach Pipins Tode theilten Karl und Karlmann das Reich unter sich; aber schon im December 771 starb Karlmann, und mit Uebergehung der beiden unmündigen Kinder desselben erkannten nun die fränkischen Großen Karl als alleinigen Beherrscher des ganzen Reiches an.

Karl, der ältere von Pipins Söhnen, war am 2. April 742 geboren. Sieben Städte stritten um den Ruhm, die Stätte seiner Geburt zu sein, und unter ihnen pflegt man Aachen den Vorzug zu geben, obwohl kaum mit größerem Rechte, als Ingelheim und dem Schlosse Salzburg in Oberbaiern. — Seine Mutter Bertha oder Bertrade, die er bis an ihren Tod hoch verehrte, hielt ihn schon früh zu häuslicher Tugend an; sein Vater ließ ihn im Gebrauche der Waffen üben und lenkte seine

Thätigkeit früh auf die Geschäfte der Regierung und des Krieges; schon in seinem zwölften Jahre wurde er bei der Salbung seines Vaters durch den Papst Stephan II. zugleich mit Karlmann zum Nachfolger desselben gesalbt; aber wissenschaftliche Bildung erhielt er in seiner Jugend nicht, wie das überhaupt unter den Franken nicht Sitte war, und erst in seinem späten Alter lernte er schreiben. Doch auch ohne äußere Erziehung entwickelten sich die herrlichen Kräfte seines großen Geistes zur schönsten Vollendung. Thatkräftig und staatsklug in gleicher Weise, wußte er mit scharfem Blicke überall schnell das Rechte zu erkennen, sich mit den besten Räthen zu umgeben und mit festem Ernste seine Entschlüsse auszuführen, während seine Strenge durch Gemüthlichkeit und frommen Sinn gemildert wurde. So steht er nicht nur als der Edelste und Beste seines Volkes da, sondern wahrhaft schöpferisch erscheint er in seiner Zeit, weit hinaus die Geschicke derselben bestimmend und den Völkern neue Bahnen eröffnend, so daß er mit Recht den Beinamen des Großen erhalten hat.

Seinem großen Geiste entsprach auch seine äußere Erscheinung. Er war ein stattlicher Mann, von hohem, starkem Körper; er maß sieben seiner Fußlängen. Er hatte eine hohe gewölbte Stirn, sehr große und lebhafte Augen, eine etwas große, gebogene Nase, eine heitere, freundliche Miene, einen festen Gang und eine gerade, männliche Haltung. Sein Nacken war zwar etwas kurz und gebückt, seine Stimme hell, aber der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen; gleichwohl jedoch war die ganze Gestalt sitzend und stehend voll hoher Würde. So schildert ihn einer seiner Zeitgenossen, und ein anderer fügt hinzu: An Weisheit und Tugend war er jedem seiner Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewundernswürdig.

Erst sechsundzwanzig Jahre war er alt bei dem Tode seines Vaters, neunundzwanzig, als er Alleinherrscher wurde, und es bedurfte ganz eines Mannes von seiner rastlosen Thätigkeit, um Pipins Werk zu erhalten und zu vollenden; denn Kämpfe standen ihm bevor auf allen Seiten, und fast vierzig Jahre lang ruhten die Waffen nicht. Kurz nach Pipins Tode erhoben sich die kaum unterworfenen Aquitanier; aber Karl brachte sie bald wieder zum Gehorsam zurück, während sein Bruder Karlmann unthätig zusah und ihm die Ehre des Kampfes allein überließ.

Gefährlichere und hartnäckigere Kämpfe standen ihm bevor, als er zur Alleinherrschaft gelangt war. Vor Allem nahmen die mächtigen Sachsen seine Thätigkeit in Anspruch, indem sie durch immerwährende räuberische Einfälle die Gränzen seines Reiches beunruhigten. Karl mußte dasselbe gegen ihre Angriffe zu sichern suchen, und der Kampf gegen sie erhielt noch eine höhere Bedeutung dadurch, daß sie zugleich zur Annahme des Christenthums sollten gezwungen werden, welche sie, an ihrer väterlichen Religion eben so wie an ihrer Freiheit hängend,

hartnäckig verweigerten. Auf einem Reichstage zu Worms wurde deshalb im Jahre 772 der Krieg gegen sie beschlossen, der sich zu einem dreißigjährigen furchtbaren Kampfe ausdehnte. Karl drang bis an die Weser vor, schlug die Sachsen und eroberte die Eresburg, die, an der oberen Diemel, da, wo jetzt das Städtchen Stadtberge sich befindet, auf steiler Höhe in unwegsamer Gegend liegend, den Sachsen bei Verfolgungen bis dahin einen sicheren Zufluchtsort gewährt hatte. Gleichzeitig zerstörte er das größte Heiligthum der Sachsen, die Irminsul oder Irmensäule, wahrscheinlich eine Nachbildung der Esche Ygdrasill, welche in der Götterlehre der nordischen Völker das Weltall darstellt und zusammenhält. Dieselbe stand auf steiler Bergeshöhe in einer öden, wasserlosen Gegend unweit des heutigen Lippspring, und die Franken wurden auf dem Zuge dahin nur dadurch vor dem Verschmachten gerettet, daß sie noch zur rechten Zeit eine Quelle entdeckten; aber jedenfalls war durch die Zerstörung der Säule dem sächsischen Heidenthum eine mächtige Stütze genommen. Durch Burgen, in welche fränkische Besatzungen gelegt wurden, schützte Karl die gemachten Eroberungen gegen erneute Angriffe der Sachsen, die ihm zur Bürgschaft für den Frieden auch zwölf Geißeln stellen mußten; aber er selbst konnte nicht glauben, daß der Kampf schon beendigt sei; denn nur mit einem kleinen Theile des mächtigen Sachsenbundes hatte er bisher gestritten. In der That erhoben sich die Sachsen bald wieder, zerstörten die Eresburg und drangen, Alles verwüstend, vor; Karl zog aber gegen sie im Jahre 775, schlug sie, stellte die Eresburg wieder her und zwang die Ost- und Westfalen zum Frieden. Bereits zwei Jahre darauf mußte er abermals gegen sie ziehen, und es gelang ihm, sie so zu beugen, daß er in ihrem Lande zu Paderborn einen Reichstag halten konnte, auf welchem eine große Zahl sächsischer Edlen erschien, um ihn als Oberherrn anzuerkennen und sich taufen zu lassen. Indessen war es vorauszusehen, daß diese Unterwerfung keine dauernde sein würde; denn der mächtige Westfalenherzog Wittekind war nicht erschienen; vielmehr war derselbe zu dem jütischen Könige Siegfried, dem Gemahl seiner Schwester Geva, geflohen. Von dort kehrte er schon im folgenden Jahre zurück; alle Sachsenstämme griffen auf seinen Ruf zu den Waffen, und mit Feuer und Schwert Alles verwüstend, drang er nach dem Rhein bis Coblenz hin vor. Karl zog mit Heeresmacht gegen ihn, drängte ihn bis über die Elbe zurück, und wirklich hielten die Sachsen nun zwei Jahre lang Ruhe. Aber noch war ihre Kraft und ihr Muth nicht gebrochen. Im Jahre 781 überfielen sie an der Weser ein fränkisches Heer, das gegen die Sorben zog, die in Thüringen eingefallen waren, machten es gänzlich nieder, zerstörten die christlichen Kirchen, vertrieben oder tödteten die christlichen Glaubensboten und verwüsteten alles Land bis nach dem Rhein hin. Entrüstet über solchen Treu-

bruch, nahm Karl blutige Rache. In einer großen Versammlung zu Verden an der Aller ließ er 4500 Anhänger Wittekinds zum Tode verurtheilen und an dem nämlichen Tage enthaupten; nur Wittekind selbst hatte sich seiner Rache durch abermalige Flucht nach Jütland entzogen. Aber jetzt standen alle, auch die entferntesten sächsischen Stämme, zu einem letzten verzweifelten Kampfe für ihre Unabhängigkeit und ihre Religion auf. Karl vermochte anfangs nichts gegen sie auszurichten und mußte sich zurückziehen; aber endlich überwältigte er sie doch. Selbst Wittekind und sein Freund Albio gaben zuletzt allen weitern Widerstand auf und erschienen im Jahre 785 zu Attigny in der Champagne, wo Karl damals Hof hielt, um sich zu unterwerfen und sich taufen zu lassen. Sie blieben ihm von da an treu, und Tausende von Sachsen folgten ihrem Beispiele; aber schon im Jahre 793 brachen neue Aufstände aus, und erst im Jahre 803, nachdem Karl zehntausend sächsische Familien aus der Gegend an der unteren Weser und jenseit der Elbe nach dem Rhein weggeführt und ihr Land den mit ihm verbündeten Obotriten gegeben hatte, hörte der Kampf gänzlich auf. Die Sachsen erkannten Karl als ihren Oberherrn und nahmen das Christenthum an. Dafür wurden sie den Franken ganz gleichgestellt, behielten ihre Gesetze und brauchten keinen Tribut zu zahlen; nur die auch unter den Franken üblichen Abgaben an die Geistlichen hatten sie zu entrichten. Um das Christenthum bei ihnen zu befestigen, errichtete Karl in ihrem Lande acht Bischofssitze, zu Minden, Paderborn, Osnabrück, Münster, Bremen, Verden, Hildesheim und Halberstadt, gründete Klöster und Schulen, und wie hierdurch und durch die auf solche Weise beförderte Bildung des Volkes, so sicherte er seine Herrschaft auch durch Anlegung von Burgen und Landstraßen.

Außer dem furchtbaren Kampfe gegen die Sachsen und zum Theil während desselben hatte Karl noch viele andere Kriege zu führen. Gleich nach Beendigung des ersten Zuges gegen die Sachsen rief ihn der Papst Hadrian gegen den longobardischen König Desiderius, den Nachfolger Aistulphs, zu Hülfe. Desiderius war schon längst gegen Karl erbittert gewesen; denn dieser hatte sich bald nach Pipins Tode mit Desiderata, der Tochter des Longobardenkönigs, vermählt; aber bereits im Jahre 771 hatte er sich wieder von ihr scheiden lassen, sie ihrem Vater zurückgeschickt und sich mit Hildegard, der Tochter des alemannischen Herzogs Gottfried, vermählt. In demselben Jahre entwich Karlmanns Wittwe Gerberga mit ihren Kindern und wenigen Freunden zu Desiderius, und derselbe nahm sie, erbittert über die Zurücksendung seiner Tochter, nicht nur freundlich auf, sondern forderte auch vom Papste Hadrian, er solle Karlmanns Söhne zu Königen salben. Hadrian weigerte sich, und nun fiel ihm Desiderius in's Land, nahm einen Theil desselben in Besitz und bedrohte selbst Rom. In seiner Noth rief Hadrian den Karl als den

Patricius (Statthalter) von Rom zu Hülfe, und er, der schon ohnehin längst darauf gedacht hatte, dem Longobardenreiche ein Ende zu machen, zögerte nicht, dem Rufe zu folgen. Bei Genf sammelte er sein Heer, und sein Oheim zog mit einem Theile desselben im Jahre 773 über den großen St. Bernhard nach Italien, während er selbst seinen Weg über den Mont Cenis nahm. Desiderius suchte sich in seiner festen Hauptstadt Pavia zu vertheidigen. Von einem hohen Thurme herab, so wird erzählt, wollte er Karls heranrückendes Heer sehen; bei ihm war der fränkische Herzog Otker, einer der Begleiter der Gerberga. Als er von fern Karls Gepäck erblickte, fragte er, ob dies Karl sei. „Noch nicht", gab Otker zur Antwort. Darauf kam ein Zug gemeinen Volkes, und als Desiderius von Otker die nämliche Antwort erhielt, rief er erschreckt aus: „Was sollen wir thun, wenn noch mehrere mit ihm kommen?" Da nun immer neue Schaaren heranrückten, wurde er so von Furcht ergriffen, daß er zu Otker sagte: „Laß uns hinabsteigen und uns in die Erde verbergen vor dem zornigen Antlitz eines so gewaltigen Feindes!" Nun aber sah man es von Abend her heraufziehen, wie eine düstere Wolke. Es war Karls Hauptheer; er selbst voran, das Haupt mit eisernem Helm bedeckt, einen eisernen Harnisch um die eherne Brust und die gewaltigen Schultern, eiserne Schienen am Arme, in der Linken die mächtige eiserne Lanze haltend, und mit der Rechten das gewaltige Schwerdt schwingend. Auch sein Schild war von Eisen, und selbst sein Roß schien eisern zu sein an Muth und Farbe. Auch sein ganzes Heer war ähnlich gerüstet; die Schwerdter blitzten im Sonnenstrahl, und das ganze Gefilde schien mit Eisen bedeckt. „Da ist er", rief Otker aus und stürzte bebend zur Erde nieder; denn er fürchtete Karls Rache.

Nach siebenmonatlicher Belagerung mußte sich Pavia ergeben. Noch während derselben begab sich Karl nach Rom (774), um daselbst das Osterfest zu feiern. Der Papst und die ganze Geistlichkeit zogen ihm in feierlicher Procession entgegen, begrüßten ihn als Befreier Roms und erwiesen ihm als römischem Patricius die höchste Ehre. Mit frommer Andacht wohnte er dem glänzenden Gottesdienste in der Peterskirche bei und verrichtete am Grabe des Apostels knieend sein Dankgebet für die bisher erfochtenen Siege; auch bestätigte und vermehrte er auf Hadrians Bitte die Schenkung Pipins an die römische Kirche. Mit der Unterwerfung Pavia's war dem Longobardenreiche für immer ein Ende gemacht. Desiderius mußte Mönch werden und wurde in ein fränkisches Kloster geschickt, worin er bis an sein Ende blieb; Karl aber setzte sich die eiserne Krone der Longobardenkönige auf und nannte sich von jetzt an König der Franken und Longobarden. Zwar empörten sich in der Folge die longobardischen Herzoge von Friaul, Benevent und Spoleto;

ſie wurden aber von Karl mit leichter Mühe wieder unterworfen und gelobten Treue.

Auch nach dem Weſten hin trug Karl ſeine ſiegreichen Waffen. Auf dem Reichstage zu Paderborn (777) erſchienen Geſandte des von dem ſpaniſchen Kaliſen Abderrhaman vertriebenen Statthalters von Saragoſſa, Soliman el Arabi, und riefen ihn zu Hülfe. Karl war ſogleich zum Kampfe gegen die Feinde der Chriſtenheit bereit, und ſchon im folgenden Jahre überſchritt er an der Spitze eines mächtigen Heeres die Pyrenäen. Er ſchlug die erſchreckten Mauren, eroberte Pampluna und Saragoſſa, und in der letzteren Stadt ſetzte er den vertriebenen Statthalter wieder ein, der ihm den Lehnseid ſchwören mußte; das eroberte Land zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro aber ſchlug er unter dem Namen der ſpaniſchen Mark zum Frankenreiche. Völlig befeſtigt wurde die fränkiſche Macht in Spanien erſt durch die im Jahre 803 erfolgte Eroberung von Barcellona. Mit reicher Beute kehrte Karl nach Frankreich zurück, und ſchon hatte er die Pyrenäen überſchritten, als die baskiſchen Bergbewohner in dem Thale von Roncesvalles unvermuthet über die Nachhut herfielen, welche das Gepäck dem Heere nachführte. Die ſchwergerüſteten Franken vermochten gegen die leichtbewaffneten Basken nichts auszurichten; ſie fanden ſammt ihren Führern den Tod, und die Basken flohen mit dem ganzen Gepäck in ihre unzugänglichen Gebirgsthäler. Unter den Erſchlagenen befanden ſich die tapferſten von Karls Kriegshelden: der Pfalzgraf Anſelm, der Truchſeß Eghart und Rutland oder Roland, der Markgraf der Seeküſte am Kanal la Manche, ſämmtlich von den alten Dichtern hochgefeierte Helden. Am meiſten beſungen wurde Roland, nach der Sage ein Neffe Karls, der Sohn ſeiner Schweſter Bertha und Milons von Anglant. Auf den Rath ſeines ſchändlichen Stiefvaters Ganelon von Mainz, ſo berichtet die Sage, wurde er von Karl als Hüter Spaniens zurückgelaſſen und im Thale von Roncesvalles von dem Maurenkönig Marſilie mit ungeheurer Uebermacht angegriffen. Tödtlich getroffen, blies er ſo gewaltig in ſein elfenbeinernes Horn Oliſant, daß ihm die Adern am Halſe ſprangen, und daß Karl, der acht Meilen weit mit dem Heere entfernt war, ſeinen Hülferuf vernahm. Er wollte nicht, daß ſein treffliches Schwert Durenda oder Durendarte den Feinden in die Hände fiele, und um es zu zerbrechen, ſchlug er mit aller Kraft damit gegen eine Marmorſäule; dieſe aber zerſprang, und das Schwert war nicht einmal ſchartig geworden. Dieſe Sage wurde frühzeitig in franzöſiſchen Volksliedern beſungen, welche ſpäter den Stoff zu größeren Heldengedichten lieferten; in Deutſchland dichtete im zwölften Jahrhundert der Pfaffe Konrad nach einem franzöſiſchen Gedichte ſein „Ruolandes liet“, und in gleicher Weiſe entſtanden ein altengliſches, isländiſches, altniederländiſches und altitalieniſches Gedicht; das berühmteſte aber

unter allen Gedichten, welche die Sage von Roland behandeln, ist das italienischen Dichters Arioſto (starb 1533) Heldengedicht: „Der rasende Roland."

Auch über die Elbe drang Karl vor. Im Jahre 789 zog er nämlich gegen die Wilzen, welche in der jetzigen Mark Brandenburg wohnten, und zwang den mächtigsten ihrer Fürsten, ihm zu huldigen und ihm Geschenke darzubringen. Schon vorher hatte er den fortwährend sich gegen ihn auflehnenden Herzog Thassilo von Baiern wegen Hochverraths abgesetzt und in's Kloster geschickt, die Herzogswürde in Baiern aber gänzlich abgeschafft, und da die räuberischen Avaren mit Thassilo ein Bündniß geschlossen hatten und fortwährend die Ostgränze seines Reiches beunruhigten, so beschloß er auch gegen sie den Krieg. Im Jahre 791 brach er gegen sie auf und drang bis zur Raab vor, wobei reiche Beute in die Hände der Franken fiel. Die Fortsetzung des Kampfes überließ er seinem Sohne Pipin, da er selbst noch fortwährend mit den Sachsen zu thun hatte, und im Jahre 799 endete der Krieg mit der gänzlichen Vernichtung des Volkes; um aber die Gränze seines Reiches nach Osten hin gegen künftige Ueberfälle zu sichern, errichtete er bis zur Raab hin die sogenannte Ostmark (Oestreich), die von Deutschen bewohnt wurde. — Auch in der letzten Zeit seines Lebens ruhten die Kämpfe nicht. Der mächtige Dänenfürst Gottfried in Jütland, der schon früher die Sachsen unterstützt hatte, griff im Jahre 808 Karls alte Verbündete, die Obotriten, an und erschlug ihren König. Erst nach Gottfrieds Ermordung wurde Friede (811), und die Eider, an deren nördlicher Seite Gottfried zum Schutze seines Reiches den Danewirk oder Dänenwall hatte aufführen lassen, wurde als Gränze zwischen den Franken und Dänen festgesetzt.

So war denn alles Land von der Eider bis zur Tiber und vom Ebro bis zur Elbe und Oder der Herrschaft Karls unterworfen, und sein Ruhm erscholl bis in die fernsten Länder. Selbst der Kalif Harun al Raschid schickte an ihn wiederholt Gesandtschaften mit prächtigen Geschenken. Einmal sandte ihm derselbe einen weißen Elephanten von seltener Größe. Ein anderes Mal schickte er ihm ein prächtiges Zelt, kostbare seidene Stoffe, Balsam, Rosenöl, köstliches Räucherwerk, große metallene Leuchter, ein Schachspiel, seltene Früchte und dergleichen. Vorzügliche Aufmerksamkeit aber erregte unter jenen Geschenken eine Wasseruhr von Messing, bei welcher nach jeder Stunde so viele Metallkügelchen auf ein ehernes Becken herabfielen, als der Zeiger angab, und zugleich eben so viele Reiter aus künstlich angebrachten Fenstern hervorkamen und um die Uhr herumritten. So große Bewunderung diese Geschenke bei den Franken erregten, so staunten die Gesandten des Kalifen nicht weniger über alles Neue, was sie an Karls Hofe sahen. Ein alter Geschichtschreiber erzählt, als sie bei der Feier des Osterfestes die Pracht

der Geiſtlichen und Höflinge ſahen, hätten ſie gar nicht müde werden können, das Alles immer von Neuem anzuſtaunen, und dann wären ſie mit lautem Gelächter immer wieder zu dem Kaiſer zurückgekommen und hätten unaufhörlich gerufen: „Sonſt haben wir nur Menſchen von Erde geſehen, aber dieſe hier ſind von eitel Gold.“ Karl erwiederte die Geſchenke des Kalifen mit ſpaniſchen Maulthieren, Pferden vom Rhein, weiß, grau und blau geſtreiften frieſiſchen Gewändern und großen Jagdhunden, die zur Löwen- und Tigerjagd gebraucht werden ſollten. — Die Hochachtung, welche Harun vor Karl hegte, war auch wohl mit die Urſache, daß er nicht nur die chriſtlichen Pilger ſchützte, welche alljährlich in großer Zahl nach Paläſtina wallfahrteten, ſondern daß er auch den Chriſten das heilige Grab zu Jeruſalem überließ.

Wie der Glanz des fränkiſchen Hofes durch ſolche Geſandtſchaften außerordentlich erhöht wurde, ſo wuchs Karls Anſehen in der Chriſtenheit noch mehr durch ſeine, am 25. December 800 erfolgte Krönung zum römiſchen Kaiſer. — Papſt Hadrian war Weihnachten 795 geſtorben, und Leo III., ſein Nachfolger, überſandte ſogleich an Karl die Schlüſſel vom Grabe des heiligen Petrus und das Banner von Rom, gelobte ihm Treue und forderte ihn auf, Geſandte nach Rom zu ſchicken, um ſich von den Einwohnern der Stadt huldigen zu laſſen. Er wollte ſich den Schutz des mächtigen Königs ſichern, deſſen Hülfe er bald genug bedurfte. Bei einer feierlichen Proceſſion wurde er von einer mächtigen aufrühreriſchen Rotte überfallen, grauſam gemißhandelt, ſo daß er erſt ſpäter den Gebrauch ſeines Geſichtes und ſeiner Zunge wieder erlangte, und dann in einem Kloſter gefangen gehalten. Mit Mühe gelang es ihm, aus Rom zu entfliehen, und er fand Schutz bei dem Herzoge von Spoleto, der ihm auch zu der Flucht behülflich geweſen war. Von da aus ließ er Karl um Hülfe anrufen, und auf den Wunſch deſſelben begab er ſich ſelbſt zu ihm nach Paderborn. Karl empfing ihn mit den größten Ehrenbezeugungen und ſandte ihn mit ſtarker Begleitung nach Rom zurück. Er ſelbſt zog im Auguſt des Jahres 800 mit einem Heere über die Alpen, um den Papſt wieder in ſeinem Anſehen zu befeſtigen und die Aufrührer zu beſtrafen. Am 24. December zog er in Rom ein, und nun hielt er ſogleich ein feierliches Gericht, damit der Papſt ſich gegen die Beſchuldigungen vertheidigen könne, die man gegen ihn erhoben hatte. Kein Ankläger wagte aufzutreten, und ſo konnte Leo durch einen Reinigungseid die gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen vernichten. Am folgenden Tage begab ſich Karl zur Feier des Weihnachtsfeſtes nach der Peterskirche. Im Schmucke eines römiſchen Patricius kniete er nach beendigter Meſſe am Altare nieder, um zu beten; da trat Leo plötzlich hinzu und ſetzte ihm die Kaiſerkrone auf; das verſammelte Volk aber rief dreimal jauchzend aus: „Carolo Auguſto, dem von Gott gekrönten,

dem großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Leo aber berührte mit der einen Hand seinen Mund, mit der andern Karls Hand, verbeugte sich gegen ihn und salbte ihn zum Kaiser.

Karl sagte zwar nachher, wenn er gewußt hätte, daß so etwas geschehen würde, so würde er an jenem Tage gar nicht in die Kirche gegangen sein; aber diese Aeußerung kann sich nur auf die Ueberraschung oder höchstens auf die Art der Krönung beziehen; denn daß die Krönung selbst zwischen ihm und dem Papste vorher verabredet war, und daß er sich auch mit fränkischen und römischen Großen darüber berathen hatte, ist außer Zweifel. In der That diente die neue Würde für ihn nicht etwa zur Befriedigung bloßer Eitelkeit, sondern sie war für ihn von der höchsten Bedeutung. In der Meinung der Völker knüpfte sich an den Namen des römischen Kaisers noch immer die Idee der Weltherrschaft, und Karl erschien nun erst in den Augen der Menge als erster weltlicher Herrscher der Christenheit und zugleich als oberster Schutzherr der Kirche. Daher kam es auch, daß der Hof zu Constantinopel ihm lange seine Anerkennung als Kaiser verweigerte; er kam vielmehr zu dem griechischen Kaiser in ein sehr gespanntes Verhältniß, und erst in den letzten Jahren seines Lebens wurde ihm vom griechischen Kaiserhofe der Kaisertitel zugestanden. Er selbst legte auf die neue Würde so großes Gewicht, daß er sich als Kaiser von jedem männlichen Bewohner seines Reiches, der über zwölf Jahre alt war, von Geistlichen wie von Laien, den Eid der Treue schwören ließ, und dabei ließ er es noch ganz besonders einschärfen, daß in diesem Eide viel mehr läge, als in einem gewöhnlichen Huldigungseide. Der Kaiser und der Papst waren von nun an die beiden höchsten Häupter der Christenheit, und wie dieser sich das Recht zuschrieb, den Kaiser jedesmal durch die Krönung zu bestätigen, so konnte auch kein Papst eingesetzt werden ohne Zustimmung des Kaisers. Freilich ahnte Karl nicht, daß die Päpste dadurch zu der Anmaßung geführt werden könnten, den Kaiser durch die Krönung und Bestätigung von sich abhängig zu machen, und daß dies zu unseligem Zwist und unsäglichem Unglück für das Reich führen könnte.

Wie Karl seinem Reiche einen kaum geahnten äußeren Glanz verlieh, so sorgte er auch durch weise Gesetze und Einrichtungen für das innere Wohl desselben. Die Herzoge, im Besitze so großer Macht, wie die der Baiern und andere, waren der königlichen Gewalt zu gefährlich, als daß er sie hätte können fortbestehen lassen. Er theilte daher das ganze Reich in viele Gaue, und über jeden derselben setzte er einen von ihm ernannten Gaugrafen. Nur an den Gränzen des Reiches erschien es ihm zum Schutze gegen feindliche Angriffe nothwendig, mehrere Gaue zu einer Mark zu vereinigen, die dann unter einem Markgrafen stand. Der Graf hatte in seinem Gau für Aufrechthaltung der Ordnung zu

ſorgen, die Rechtspflege zu handhaben und die bewaffnete Mannſchaft in den Krieg zu führen, ſo oft es der König gebot. Damit aber die Grafen die ihnen übertragene Gewalt nicht zur Unterdrückung der ihnen Untergebenen mißbrauchten, ordnete Karl beſondere Sendgrafen an. Dieſe hatten alljährlich in ihrem, aus mehreren Gauen beſtehenden Sprengel viermal die Amtsführung der Grafen und anderen Beamten zu unterſuchen, Beſchwerden, welche gegen dieſelben vorgebracht wurden, zu prüfen, vor Allem aber den Heerbann zu beaufſichtigen und die Waffenfähigen zu verzeichnen. Während nämlich früher jeder freie Mann das Recht gehabt hatte, die Waffen zu führen, ſo war dies jetzt zur Pflicht geworden. Jeder, der vier Hufen Landes beſaß, mußte dem Aufgebot zum Heerbann folgen, und wer es nicht that, wurde hart beſtraft. Dabei mußte er ſich ſelbſt bewaffnen und ſich auch auf drei Monate mit Lebensmitteln verſehen, eine Verordnung, die für Viele um ſo drückender wurde, da die Grafen nur zu oft ihre Hinterſaſſen ſchonten und die ganze Laſt den gemeinen Freien aufbürdeten, weshalb Viele lieber ihr Eigenthum an einen Grafen, einen weltlichen Großen oder die Kirche übertrugen und in Dienſtpflichtigkeit gegen ihn traten, um durch ihn gegen die Bedrückungen der königlichen Beamten geſchützt zu werden. Solche Beſchränkung der Freiheit hatte zwar Karl nicht beabſichtigt; aber die beſonders zu ihrer Abwehr beſtimmte Einrichtung der Sendgrafen vermochte ſie doch nicht zu hindern. Die Sendgrafen hatten ihre Berichte auf den Reichsverſammlungen abzuſtatten, welche im Mai abgehalten wurden, weshalb ſie auch Maifeld hießen. Karl eröffnete ſie unter freiem Himmel oder in ſeinem Palaſte entweder in eigener Perſon oder durch einen Stellvertreter. Dort wurde über alle Staatsangelegenheiten von den geiſtlichen und den weltlichen Ständen beſonders berathen. Das, worin ſich beide zu einem gemeinſamen Beſchluſſe vereinigten, wurde dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt und, wenn es dieſe erhalten hatte, als Geſetz bekannt gemacht.

Die Rechtspflege hatten, wie ſchon bemerkt iſt, die Gaugrafen zu verwalten. Die Gerichte waren öffentlich; doch verſammelte ſich bei denſelben jetzt nicht mehr, wie früher, die ganze Gemeinde, ſondern es waren meiſtens nur die Schöffen dabei thätig, welche, gewöhnlich ſieben an der Zahl, aus der Zahl der Freien gewählt wurden. Von dem Spruche der Grafen konnte man an die Sendgrafen appelliren und von dieſen an die Pfalzgrafen, welche die Stellvertreter des Königs in dem höchſten Gerichte waren, wenn dieſer abweſend oder ſonſt verhindert war.

Wie Karl in ſolcher Weiſe für Erhaltung der Ordnung und Gerechtigkeit in ſeinem Reiche bemüht war, ſo ſorgte er auch für das äußere Wohlergehen ſeiner Völker in jeder Beziehung. Zur Beförderung des Ackerbaues legte er auf ſeinen Krongütern Muſterwirthſchaften

an. Alljährlich zu Weihnachten ließ er ſich ein genaues Verzeichniß aller Vorräthe bis auf die Zahl der Eier vorlegen, und am Palmſonntage mußte ihm der Geldertrag abgeliefert werden. Er ſelbſt beſuchte oft ſeine Höfe, prüfte ſorgfältig die Einnahme- und Ausgaberechnungen, beaufſichtigte die Verwalter, und das Alles mit einem ſolchen Eifer, als ob er mit weiter gar nichts, als mit der Landwirthſchaft, zu thun hätte. Er erließ ſogar die genaueſten Verordnungen darüber, wie dieſelbe auf ſeinen Gütern ſollte betrieben werden, und mit bewundernswürdiger Kenntniß ſtellte er in dieſen Verordnungen die Regeln für die Behandlung aller Arten von Feld- und Gartenfrüchten und Hausthieren auf. In gleicher Weiſe begünſtigte er den Gewerbebetrieb, und er ſelbſt hatte alle Arten von Handwerkern auf ſeinen Gütern. Den Handel beförderte er durch Anlegung von Straßen und Kanälen. Den beabſichtigten Kanal zwiſchen der Altmühl und Rednitz konnte er freilich nicht vollenden, da heftige Regengüſſe das angefangene Werk zerſtörten, und erſt in unſeren Tagen iſt dieſe wichtige Verbindung zwiſchen Rhein und Donau und dadurch zwiſchen dem ſchwarzen Meere und der Nordſee zu Stande gekommen. Er erbaute Brücken, legte Handelsplätze an, verringerte die Zölle und führte überall in ſeinem Reiche zur Erleichterung des Verkehrs gleiches Maß und Gewicht ein.

Mehr, als Alles, lag dem Kaiſer die Hebung der geiſtigen Bildung ſeiner Völker am Herzen. Ueberall bei den Kirchen und Klöſtern richtete er Schulen ein, in welchen, außer Singen, Leſen und Schreiben, die deutſche und lateiniſche Sprache und die Zahlen- und Größenlehre gelehrt wurde. Eine ſolche Schule war auch an ſeinem Hofe, und die vornehmen wie die niederen Beamten und Diener mußten ihre Söhne in dieſelbe ſchicken. Er ſelbſt beſuchte dieſe Schule öfter, und da er einmal bei einer Prüfung, die er in ſeiner Gegenwart anſtellen ließ, fand, daß die Söhne der Aermeren fleißig geweſen waren und gute Fortſchritte gemacht hatten, während die Söhne der Reichen und Vornehmen ſchlecht beſtanden, ſtellte er dieſe zu ſeiner Linken, jene zu ſeiner Rechten. Freundlich wandte er ſich zu den fleißigen Schülern, lobte ſie, ermunterte ſie, ſo fortzufahren, und verſprach ihnen, daß er ſie dann auch einmal dafür belohnen würde. Zu den andern aber ſprach er zornig: „Ihr Söhne der Edlen, ihr Weichlinge mit den glatten Geſichtern, die ihr euch auf eure Herkunft und auf eure Güter ſo viel einbildet und meint, daß ihr nichts zu lernen braucht, ihr faulen, unnützen Buben, ich ſage euch, euer Adel und eure hübſchen Geſichter gelten bei mir gar nichts, und wenn ihr eure Faulheit nicht bald wieder gut macht, ſollt ihr nie wieder ein freundliches Wort von mir hören.“ Ja, der große Kaiſer ſchämte ſich nicht, mit den Schülern zu lernen. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß er ſelbſt noch in ſeinem Alter ſchreiben lernte. Er ſprach lateiniſch

und verſtand die griechiſche Sprache; beſonders aber lag ihm die deutſche Sprache am Herzen. Er ſelbſt ſchrieb eine deutſche Grammatik, ſammelte deutſche Heldenlieder und pflegte ſich ſogar bei der Mahlzeit die Geſchichten von den Thaten ſeiner Vorfahren vorleſen zu laſſen. Vorzüglich gern las er die Schriften der großen Kirchenväter Hieronymus und Auguſtinus, die er ſo hoch ſchätzte, daß er einmal ausrief: „Wenn ich doch nur zwölf ſolche Männer in meinem Reiche hätte!“ Sein Freund Alkuin erwiederte ihm: „Der Schöpfer Himmels und der Erde hat ihrer nur zwei gehabt, um ſeinen Namen zu verkündigen, und du verlangſt zwölf?“ Mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit ſtand er in vertrautem Umgange und bildete ſo im Verein mit ihnen eine Art Akademie. Der bedeutendſte unter dieſen Männern war der eben genannte Alkuin. Derſelbe war im Jahre 735 zu York geboren und hatte auf der damals hochberühmten dortigen Schule ſeine Bildung empfangen. Karl lernte ihn in Italien kennen und bewog ihn, an ſeinen Hof zu kommen. Er übertrug ihm die Leitung ſeiner Hofſchule, und ſpäter gab er ihm die Abtei St. Martins zu Tours. Er ließ ſich ſelbſt von ihm unterrichten und nannte ihn ſeinen in Chriſto geliebteſten Lehrer; auf einem Reichstage zu Frankfurt ſtellte er ihn den verſammelten Großen als ſeinen Freund vor, und bis an ſeinen, am Pfingſtfeſte des Jahres 804 erfolgten Tod ſtand Alkuin mit ihm in vertrautem Briefwechſel und ſprach jederzeit dem Könige rückhaltlos ſeine Meinung aus. Er war ein Mann von unerſchütterlicher Rechtlichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit, und ſein großer Reichthum vermochte weder auf ſeine Geſinnung, noch auf ſeinen Charakter irgendwie nachtheilig einzuwirken. — Zu jenen Männern gehörte auch Paul Warnefried, gewöhnlich Paulus Diaconus genannt, der Kanzler des Longobardenkönigs Deſiderius, von welchem wir noch eine Geſchichte der Longobarden beſitzen. Weil er ſich bei einem Aufſtande der Longobarden betheiligt hatte, ſollten ihm die Hände abgehauen werden; Karl aber ſagte: „Wo ſollten wir dann wieder eine Hand herbekommen, die uns ſo ſchöne Geſchichten ſchriebe!“ Er begnadigte ihn, behielt ihn eine Zeit lang an ſeinem Hofe, ließ ſich von ihm im Griechiſchen unterrichten und mehrere Lehrbücher von ihm verfaſſen, namentlich aber eine Sammlung der vorzüglichſten Predigten der Kirchenväter durch ihn veranſtalten. Einem Andern aus dem Kreiſe ſeiner Vertrauten, dem gelehrten Franken Angilbert, gab er ſeine Lieblingstochter Bertha zur Gemahlin. Etwas Aehnliches wird uns von dem jungen Einhard oder Eginhard erzählt. Derſelbe war aus der Gegend des Odenwaldes gebürtig, und Karl zog den talentvollen Jüngling früh an ſeinen Hof, wo derſelbe in Gemeinſchaft mit den Kindern des Königs den Unterricht Alkuins genoß. Karl hatte ihn ganz beſonders lieb. Er machte ihn zu ſeinem Geheimſchreiber und übertrug ihm die Oberaufſicht über

die öffentlichen Bauten. Auf allen seinen Kriegszügen und Reisen hatte er ihn stets in seiner Begleitung, und auch sonst trennte er sich nie von ihm. Es wird erzählt, Karls Tochter Emma hätte den Jüngling sehr lieb gehabt; Einhard hätte sie im Harfenspiel unterrichtet, und oft wären sie bis spät in die Nacht in traulichem Gespräch beisammen geblieben. Einst hatte sich Einhard bei ihr verspätet, und es war während dessen Schnee gefallen. Beide fürchteten nun, Karl würde zürnen, wenn er ihr spätes Zusammensein erführe, und Emma trug deshalb den Einhard auf ihrem Rücken über den Hof, damit sie nicht durch die Spur seiner Fußtritte im Schnee verrathen würden. Karl aber, der gerade eine schlaflose Nacht hatte, sah von dem Fenster seines Zimmers Alles mit an. Am folgenden Tage mußten Beide in feierlicher Versammlung seiner Räthe vor ihm erscheinen, und er strafte sie mit ernsten Worten wegen ihrer unbesonnenen Handlungsweise; dann aber ließ er sie mit einander vermählen. Wir müssen die Wahrheit dieser Sage dahin gestellt sein lassen; jedenfalls aber ist es kein günstiges Zeugniß für dieselbe, daß Einhard in seiner Lebensbeschreibung Karls, in welcher er dem Kaiser ein schönes Denkmal dankbarer Liebe gesetzt hat, seine Gemahlin Emma unter den Töchtern desselben nicht nennt. Nach dem Tode des Kaisers stand er auch bei dessen Sohne Ludwig in hohem Ansehen; aber er sehnte sich nach beschaulicher Ruhe und zog sich deshalb auf die einsame Villa Mühlheim im Odenwalde zurück, die ihm Ludwig geschenkt hatte. Hier gründete er später das Kloster Seligenstadt, dessen erster Abt er wurde, nachdem er mit seiner Gattin übereingekommen war, daß er sie fortan nur als seine Schwester betrachten würde. Er starb dort im Jahre 844 und wurde auch daselbst mit seiner Gattin, die bereits acht Jahre früher gestorben war, begraben. Die Särge Beider sind noch erhalten und befinden sich gegenwärtig im Schlosse Erbach im Odenwalde.

Im Verein mit diesen Männern legte Karl ganz seine kaiserliche Hoheit ab und lebte nur den Wissenschaften Bei ihren Zusammenkünften ließ er sich David nennen wegen seiner Vorliebe für den frommen königlichen Psalmensänger. Auch die übrigen Mitglieder der Akademie Karls nahmen in derselben besondere Namen an. So hieß Einhard Calliopius nach der Muse Calliope, Angilbert Homer, Alkuin wegen seiner Vorliebe für Horaz's Dichtungen Flaccus Albinus.

In gleicher Weise förderte Karl der Große die Kunst und namentlich die Baukunst. Er hatte keine bestimmte Residenz; am liebsten aber wohnte er auf seinen Schlössern am Rhein, die er von italienischen Baumeistern hatte aufführen lassen. Eins der schönsten war der Palast zu Ingelheim am Rhein unterhalb Mainz, von dem sich leider nichts erhalten hat; auch von dem nicht minder prächtigen Palaste zu Nymwegen ist

nur wenig erhalten geblieben. Mit beſonderer Pracht aber ſchmückte Karl ſeine Lieblingsreſidenz Aachen, wo er ein Theater, ein Forum, Waſſerleitungen, eine Badeanſtalt mit einem marmornen Waſſerbehälter, das mehr als hundert Perſonen faßte, einen prächtigen Palaſt, vor Allem aber den herrlichen, der Jungfrau Maria geweihten Dom erbauen ließ, welcher mit dem Palaſte durch eine Säulenreihe verbunden war. Derſelbe wurde im Jahre 804 vollendet und ſteht noch jetzt. Es iſt ein achteckiger Bau, durch ſtarke Pfeiler gebildet, über denen ſich eine achteckige Kuppel erhebt, die den Mittelraum überdeckt. Derſelbe iſt von einem ſechszehneckigen Umgange umgeben, welcher mit niedrigen Kreuzgewölben bedeckt iſt, und über dem ſich eine hohe, von ſchräglie-genden Tonnengewölben überdeckte Gallerie befindet. Das Innere wurde durch Marmorſäulen geſchmückt, die Karl aus Rom und Ravenna, mei-ſtentheils von Gebäuden aus dem Alterthume, herbeiſchaffen ließ. Dieſe Säulen wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts von den Franzoſen nach Paris entführt, und wenn auch die meiſten im Jahre 1815 wieder zurückgeſchafft werden mußten und wieder an ihrer alten Stelle aufge-ſtellt wurden, ſo hat man doch die ſchönſten in Paris gelaſſen, wo ſie einen vorzüglichen Schmuck der Antikengallerie des Louvre bilden. Auch mit Bronzethüren und Bronzegittern ließ Karl die Kirche ſchmücken. Uebrigens hat dieſelbe im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen durch größere und kleinere Anbauten erfahren; namentlich wurde der hohe Chor im vierzehnten Jahrhundert ausgeführt; das gegenwär-tige Kuppeldach aber rührt aus der letzten Zeit des ſiebenzehnten Jahr-hunderts her.

Auch Malerei wurde vielfach zur Ausſchmückung der Prachtgebäude angewandt; namentlich wurden die Wände und Gewölbe der Kirchen mit Moſaikgemälden geſchmückt; ſo vorzüglich die Kuppel des Aachener Doms. Einen reichen Schmuck von Moſaik- und anderen Gemälden enthielt der Palaſt zu Ingelheim. Scenen aus der alten Geſchichte wechſelten mit Darſtellungen aus der Geſchichte der erſten chriſtlichen Kaiſer und der Thaten der Vorfahren Karls und ſeiner eigenen, und in der mit dem Palaſte verbundenen Kirche waren auf der einen Seite vierundzwanzig Scenen aus dem alten, auf der andern eben ſo viele aus dem neuen Teſtamente dargeſtellt.

So förderte Karl Wiſſenſchaft und Kunſt, und dadurch wirkte er vielfach ſegensreich zur Milderung der rohen Sitten ſeiner Franken. Aber er war auch ein wahrhaft frommer Fürſt, und wie er ſelbſt nie ohne Noth den Gottesdienſt verſäumte und gern und oft, alle irdiſche Hoheit ablegend, am Altare kniete, um in chriſtlicher Demuth ſich zu beugen vor dem König aller Könige, ſo war er auch überzeugt, daß ein wahrhaft ſittliches Leben im Volke nur aus chriſtlicher Frömmigkeit

hervorgehen könne. Darum verbreitete er überall hin das Christenthum, wohin er seine siegreichen Waffen trug; im Innern seines Reiches aber that er Alles, um frommen Sinn zu fördern und zu befestigen unter seinem Volke.

Große Sorgfalt verwandte er auf eine würdigere Gestaltung des Gottesdienstes. Die feierlichen Klänge der Kirchenglocken, die im Morgenlande schon früher bekannt waren, ertönten seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts auch im Frankenreiche, die Gläubigen zum Gottesdienste rufend; seit 757 war, wie bereits erwähnt ist, auch die Orgel daselbst bekannt geworden, und schon der Ostgothenkönig Theoderich hatte an Chlodwig Musiker für den Kirchengesang gesandt. Das waren freilich nur unbedeutende Anfänge; als aber Gregor der Große Sängerschulen in Rom gründete, wurde der bisher noch sehr mangelhafte Gesang bei dem Gottesdienste bald sehr vervollkommnet. Mit frommer Rührung hörte Karl bei seiner Anwesenheit in Italien denselben mit an, und bereits im Jahre 787 brachte er von dort zwei Gesanglehrer mit, welche die beiden Sängerschulen, die er zu Metz und Soissons stiftete, leiten mußten, um so den römischen Kirchengesang auch in seinem Reiche einzuführen. Er selbst hielt an seinem Hofe Gesangübungen, wobei er eigenhändig mit einem Stabe den Tact bezeichnete, und von denen sich Keiner ausschließen durfte. Ein Geistlicher vom Lande, der nicht singen konnte, kam einst an den Hof, und man nöthigte ihn, mitzusingen; er gerieth darüber so in Angst, daß er wenigstens den Mund öffnete und sich stellte, als ob er sänge, bis Karl seine Verlegenheit bemerkte und den Andern gebot, ihn in Ruhe zu lassen. Freilich scheinen es die Franken ungeachtet aller Bemühungen Karls im Gesange eben nicht zu besonderer Vollkommenheit gebracht zu haben; ihre rauhen Kehlen vermochten die Töne wohl laut und stark genug hervorzubringen, von Zartheit und Weiche aber war bei ihnen keine Rede. Ein Schriftsteller jener Zeit nennt ihren Gesang ein wahres Geheul und meint, wie sie von Körper gewaltig wären, wie Berge, so donnerte auch ihre Stimme mit mächtigem Brausen, und wenn sie Uebergänge machen oder den Ton aushalten wollten, so rasselten die Stimmen heraus, als ob Lastwagen über einen holprigen Steindamm dahin führen.

Eben so wichtig, als die äußerlich würdige Gestaltung des Gottesdienstes, erschien Karl die Beförderung des rechten Verständnisses der heiligen Schrift. Er ließ nicht nur deutsche Auszüge aus Predigten der Kirchenväter veranstalten (S. 101), zu denen er selbst eine Vorrede schrieb, sondern auch einzelne Theile der Bibel in die deutsche Sprache übersetzen und trug dem Alkuin auf, den durch die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Abschreiber sehr entstellten Text der damals geltenden lateinischen Uebersetzung der heiligen Schrift zu verbessern. Alkuin unter-

zog ſich dieſer wichtigen Arbeit mit großem Eifer, und als er am Anfange des Jahres 801 dem Kaiſer zur Erlangung ſeiner neuen Würde Glück wünſchte, glaubte er demſelben kein ſchöneres und angenehmeres Gratulationsgeſchenk machen zu können, als ein durch ihn ſelbſt ſorgfältig berichtigtes Exemplar der ganzen Bibel. Mit großem Eifer wirkte Karl überhaupt für den Unterricht des Volkes in der Religion, und namentlich wollte er, daß die Biſchöfe und Geiſtlichen in der Volksſprache predigen ſollten. Eben ſo ſehr aber, wie durch die Lehre, ſollten ſie auch durch ihr eigenes Beiſpiel zur Belebung frommen Sinnes unter dem Volke wirken. Er verbot ihnen daher, Stoßvögel und Hunde zur Jagd zu halten und in Schenken zu gehen; denn in vielen Gegenden ſeines Reiches waren ſie in ein ganz zügelloſes, weltliches Leben verſunken; viele verkannten auch ihren Beruf ſo ſehr, daß ſie ſelbſt bewaffnet mit in den Krieg zogen. Karl verordnete deshalb, daß kein Geiſtlicher mehr an einer Schlacht Theil nehmen ſollte, ſondern nur zwei oder drei Biſchöfe ſollten mit einigen Prieſtern dem Heere folgen, um zu predigen, den Segen zu ertheilen, Meſſe zu halten, für die Kranken zu ſorgen, den Sterbenden die Sacramente zu ertheilen. Die Biſchöfe und Aebte ſollten zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und zur Einziehung der Stiftseinkünfte Weltliche als Vögte und Amtleute einſetzen, um ganz ihrem geiſtlichen Berufe leben zu können. Ungeachtet dieſer Sorgfalt und ungeachtet mancher Verordnungen vermochte aber Karl die Verbreitung unchriſtlichen Aberglaubens nicht zu hindern. Er mußte es z. B. verbieten, die heilige Schrift als Orakel zu mißbrauchen, indem man ſie aufſchlug und die erſte Stelle, welche ſich darbot, als Weiſſagung für den Ausgang deſſen betrachtete, was man eben unternehmen wollte; die Anwendung von Gottesurtheilen dagegen ſtellte Karl ſogar geſetzlich feſt, ſo daß er hier ſelbſt in der verkehrten Richtung des Zeitgeiſtes befangen erſcheint, über welche er ſich ſonſt ſo hoch erhaben zeigt. So trat er auch entſchieden der Neigung entgegen, das Heil in äußeren Werken, wie Schenkungen an Kirchen und Ausſchmückung derſelben, zu ſuchen. Man ſollte, ſagte er, über dem Streben, ſchöne Kirchen zu haben, nicht die Sorge für den ächten Schmuck der Kirchen vergeſſen, der in den Sitten beſtehe; aber gleichwohl legte er ſelbſt großen Werth auf Wallfahrten nach Rom und führte auf ſeinen Reiſen dahin Pilgerſtab und Pilgertaſche bei ſich. Eben ſo ſammelte er gern Reliquien, obgleich er ſonſt der immer übertriebener werdenden Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien entſchieden entgegentrat und die maßloſe Verehrung derſelben und ihrer Wunderkapellen durch geſetzliche Verordnung zu verhindern ſuchte.

So groß Karl in allen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens war, ſo liebenswürdig erſcheint er im Privatleben. Wie er ſeiner Mutter ſtets die höchſte Ehrfurcht erwies, ſo war er ſeiner Schweſter Gisla ein liebe-

voller Bruder, seiner Gemahlin Hildegard ein zärtlicher Gatte, seinen Kindern ein sorgsamer Vater. Seine Söhne ließ er nicht nur in den Waffen üben, sondern mit der größten Sorgfalt war er auch für ihre geistige Bildung bemüht. Eben so sorgte er dafür, daß seine Töchter, an denen er mit ganzer Seele hing, nicht nur in den weiblichen Künsten des Spinnens, Webens und Wirkens, sondern auch in den Wissenschaften unterrichtet würden. Nie mochte er sie von seiner Seite lassen, und nicht bloß bei Tische mußten sie neben ihm sitzen, sondern sie begleiteten ihn auch auf seinen Reisen, gingen mit ihm auf die Jagd, und selbst auf seinen Kriegszügen trennte er sich nicht von ihnen.

In seiner Lebensweise war er außerordentlich einfach. Niemand konnte mäßiger sein in Speise und Trank. An seiner gewöhnlichen Mittagstafel gab es nur vier Gerichte, außer dem Braten, den er von den Jägern am Bratspieß herbeibringen ließ, und den er sehr gern aß. Gastmähler fanden nur selten und an besonders festlichen Tagen Statt; dann sah er aber auch gern recht viele Leute bei sich. Wein trank er wenig, selten mehr als dreimal bei Tische, und nichts verabscheute er mehr, als Trunkenheit; dagegen wurde es ihm sehr schwer, an Fasttagen ohne alle Speise fertig zu werden, und er meinte, das Fasten schade ihm. Zur Unterhaltung ließ er sich bei Tafel etwas von den Thaten der alten Könige, auch wohl aus den Schriften des heiligen Augustin vorlesen; auch liebte er bei Tische Saitenspiel und Gesang. Nach der Mahlzeit pflegte er zwei bis drei Stunden zu schlafen; dagegen wachte er Nachts oft vier bis fünfmal auf, und dann nahm er seine Schreibtafel vor, die immer unter dem Kopfkissen lag, oder er stand auf und betrachtete den Sternenhimmel. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ sich Geschäftssachen vortragen, und bei wichtigen Rechtsfällen ließ er auch wohl die Streitenden gleich vor sich kommen und entschied ihre Sache auf der Stelle. Ueberhaupt sprach er viel und gern, und über Alles wußte er sich klar und mit tiefer Einsicht auszudrücken. Eben so einfach, wie in Speise und Trank, war er auch in der Kleidung, die sich gewöhnlich fast in nichts von der Tracht des gemeinen Volkes unterschied. Er trug ein leinenes Hemd, das ihm seine Töchter eigenhändig spannen und webten, darüber ein Wamms, das durch eine seidene Binde zusammengehalten wurde, leinene Beinkleider, an den Füßen Strümpfe und Schuhe; im Winter schützte er noch Brust und Schultern durch ein Wamms von Otterfellen. Sein Oberkleid war ein kurzer weißer oder grüner Mantel. Nie sah man ihn ohne sein Schwert. Dasselbe ist noch erhalten; Griff und Wehrgehenk sind von Gold, und es ist so schwer, daß auch ein starker Mann es kaum aufzuheben vermag. Bei feierlichen Gelegenheiten trug er auch wohl ein mit Edelsteinen besetztes Schwert, eben so geschmückte Schuhe und ein goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes

Diadem. Dann legte er auch wohl ein mit Gold durchwirktes Oberkleid an und einen Mantel, der durch eine Goldſpange zuſammengehalten wurde. Das geſchah aber immer nur ſelten und bei ganz beſonderen Veranlaſſungen, wie z. B. wenn er fremde Geſandte empfing; denn ſonſt war er ein Feind aller Kleiderpracht, und er konnte ſie auch bei ſeinen Hofleuten nicht leiden. Als dieſelben anfingen, ſich in Seide zu kleiden und koſtbare Mäntel und weiches Pelzwerk zu tragen, ſtellte er einmal ganz unerwartet im furchtbarſten Regenwetter eine Jagd an, bei der ihnen die theuern Kleider und Mäntel gänzlich verdorben wurden, und zum Spott befahl er ihnen dann noch dazu, am anderen Tage in derſelben Kleidung wieder vor ihm zu erſcheinen. Beſonders zuwider war ihm alle ausländiſche Tracht, und nur zweimal in ſeinem Leben hat er in Italien die ganze römiſche Kleidung angelegt, das eine Mal auf den Wunſch Hadrians, das andre Mal auf den Wunſch des Papſtes Leo.

Die Mäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, Jagd, Krieg, Reiten, Fechten, Schwimmen, kalte und warme Bäder, die er ſehr liebte, dies Alles erhielt ſeinen Körper kräftig und geſund bis in ſein hohes Alter; nur in den letzten vier Lebensjahren wurde er vielfach von Fiebern heimgeſucht, gegen die er mancherlei Mittel anwandte; aber auf den Rath der Aerzte hörte er dabei nicht; denn ſie hatten ſich ihm dadurch verhaßt gemacht, daß ſie ihm den Genuß von Gebratenem verboten, und der ſonſt ſo kräftige Körper ging ſichtlich ſeiner Auflöſung entgegen. Schon im Jahre 806 hatte er für den Fall ſeines Todes das Reich unter ſeine drei Söhne dergeſtalt vertheilt, daß Karl, ſein älteſter und kräftigſter Sohn, den Haupttheil erhielt; Pipin, der zweite ſeiner Söhne, ſollte Italien und den ſüdlichen Theil von Baiern und Alemannien, Ludwig, der jüngſte, Aquitanien, die Gascogne, die Provence und Südburgund erhalten; aber im Jahre 810 ſtarb Pipin und ein Jahr darauf auch Karl, ſo daß ihm von ſeinen Söhnen nur Ludwig, gerade der unfähigſte von allen, übrig blieb. So ſtand der alte Kaiſer am Ende ſeines Lebens einſam da, wie einſt Auguſtus. Als er ſeinen Tod immer deutlicher herannahen fühlte, verſammelte er im J. 813 einen Reichstag zu Aachen, auf welchem er Ludwig zu krönen beſchloß. Er beſprach ſich zunächſt mit den Vornehmen des Landes, ermahnte ſie, ſeinem Sohne treu zu ſein, und fragte ſie, ob ſie denſelben zum Herrn haben wollten. Da Alle einmüthig antworteten: „Ja, Gott will es ſo haben", ging Karl am folgenden Tage, einem Sonntage (dem 16. November), in vollem Kaiſerſchmucke in den Dom. In ſtillem, inbrünſtigem Gebete kniete er mit ſeinem Sohne am Altare nieder und ermahnte ihn dann mit lauter Stimme in Gegenwart aller Verſammelten, Gott zu fürchten und zu lieben und ſeine Gebote zu halten, die Kirche zu ſchirmen wider alle Feinde, ſeinen Schweſtern und Verwandten ſtets gnädig zu ſein, die

Prieſter zu ehren, ſein Volk wie ein Vater zu lieben, den Armen ein Tröſter zu ſein, ſich mit getreuen und frommen Beamten zu umgeben, Keinen ohne triſtigen Grund und gehörige Unterſuchung ſeiner Lehen und Würden zu entſetzen und allezeit vor Gott und Menſchen unſträflich zu wandeln. „Willſt du das Alles thun, mein lieber Sohn?" fragte er, tief bewegt, als er ſeine Rede geendet hatte. „Mit Freuden will ich gehorchen", gab Ludwig unter Thränen zur Antwort, „und mit Gottes Hülfe will ich Alles vollbringen, was du mir geboten haſt." „Nun", ſprach Karl weiter, „ſo nimm dir ſelbſt die Krone vom Altar und ſetze ſie dir auf's Haupt und bleibe ſtets deines Verſprechens eingedenk!" Ludwig that, wie ihm geboten war, und damit war die Feierlichkeit geſchloſſen. Unter Thränen nahm Karl von ihm Abſchied, als er ihn nach Aquitanien zurückſandte; er fühlte es, daß er ihn nie wieder ſehen würde.

Zwar ſetzte er ungeachtet ſeiner zunehmenden Schwäche ſeine Thätigkeit in gewohnter Weiſe fort; aber im Januar 814 ergriff ihn das Fieber heftiger, als je, verbunden mit Seitenſtechen. Er wollte ſich, wie er es gewöhnlich that, durch Faſten helfen; aber die gehoffte Wirkung blieb aus. Am Tage vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich noch mit der Verbeſſerung einer Handſchrift der vier Evangelien. Er ließ ſich das Abendmahl reichen, um ſich durch den Genuß deſſelben für den Tod zu ſtärken, und als er nun am folgenden Tage merkte, daß ſein Ende da ſei, hob er kräftig die rechte Hand empor und machte mit derſelben das Zeichen des Kreuzes über Stirn, Bruſt und Füße. Dann faltete er beide Hände über der Bruſt, ſchloß die Augen und ſang mit leiſer Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt." So entſchlummerte er ſanft und ſelig am 28. Januar 814, Morgens 5 Uhr.

Alles Volk brach bei der Nachricht von ſeinem Tode in laute Klagen aus. Sein Leichnam aber wurde ſogleich einbalſamirt und nach der Gruft des Münſters gebracht. In vollem kaiſerlichen Schmuck ſetzte man ihn dort auf einen goldenen Stuhl, das goldene Evangelienbuch auf den Knieen, ein Stück von dem vermeintlichen Kreuze Chriſti auf dem Haupt und eine goldene Pilgertaſche an der Seite. Der Eingang wurde vermauert und darüber die Inſchrift geſetzt: „In dieſer Gruft ruht der Leib Karls, des großen, rechtgläubigen Kaiſers, der das Frankenreich ruhmvoll erweitert und ſiebenundvierzig Jahre glücklich regieret hat." Kaiſer Otto III. ließ die Gruft im Jahre 1000 öffnen, dann aber wieder vermauern, nachdem er ſeinen Geiſt an dem Anblick des großen Kaiſers erhoben hatte. Von Neuem wurde ſie geöffnet durch Kaiſer Friedrich I., der die zuſammengefallenen Gebeine in einen Sarg legen und in einer noch prächtigeren Grabſtätte beiſetzen ließ; zugleich bewirkte derſelbe es bei dem damaligen Papſte Paſchalis III., daß Karl unter die Zahl der Heiligen der katholiſchen Kirche aufgenommen wurde.

2. Buch.

Vom Tode Karls des Großen bis auf Gregor VII.

Erſtes Kapitel. Die Völker des karolingiſchen Reiches in Unkraft.

§. 16. Ludwig der Fromme und die ſpäteren Karolinger.

Ludwig war durchaus nicht geeignet, das Werk ſeines großen Vaters fortzuſetzen oder auch nur zu erhalten. Er war ein für ſeine Zeit ſehr gelehrter Mann, von einnehmendem Aeußeren, aber ohne alle geiſtige Selbſtſtändigkeit und von früh an gewohnt, ſich von Andern leiten zu laſſen; namentlich war er den Geiſtlichen blindlings ergeben, und dieſelben wußten ihn bald zu ihrem willenloſen Werkzeuge zu machen. Dieſe übergroße Verehrung der Geiſtlichen hat ihm den Beinamen des Frommen verſchafft; aber er verdiente denſelben nicht; eher könnte man ihn den Frömmler nennen; auch ſein franzöſiſcher Beiname le Débonnaire, welcher einen gutmüthigen Schwächling bezeichnet, iſt treffender. Im Anfange ſeiner Regierung zeigte er viel guten Willen. Er ſtrafte die Unterdrückung des Volkes durch die Großen; den ſächſiſchen und frieſiſchen Großen gab er die ihnen unrechtmäßig entriſſenen Erbgüter zurück; mit Strenge ſchritt er gegen die in Karls letzten Jahren am Hofe eingeriſſene Zügelloſigkeit der Sitten ein. Doch nur zu bald zeigte es ſich, wie wenig er der Leitung des Staates gewachſen war. Es machte ihm größere Freude, ein Kloſter auszuſtatten, als an der Spitze des Heeres ſein Reich zu ſchirmen. Die alten deutſchen Heldenlieder, die er in der Jugend gelernt hatte, waren ihm ſo zuwider, daß er ſie gar nicht hören mochte; dagegen hielt er Verſammlungen, um zu beſtimmen, mit wie viel Schlägen zum Gebet ſollte geläutet werden und wie lang die Mönchskutten ſein ſollten, und verbrachte ſeine Zeit mit Pſalmenſingen. Karl war wahrhaft fromm geweſen; Ludwig erniedrigte ſich zum Knecht der Kirche, und die Geiſtlichen übten über ihn die unbedingteſte Herrſchaft, während die alten treuen Diener und Räthe Karls beſeitigt oder wohl gar verfolgt wurden. So konnte es nicht fehlen, daß ſowohl der von Karl ſo mächtig niedergehaltene Lehnsadel bald wieder kühn das Haupt erhob, als auch die Geiſtlichkeit mit den maßloſeſten Anſprüchen hervortrat. Leo III. hatte es nicht

gewagt, etwas über die eigenhändige Krönung Ludwigs zu sagen, die Karl wohl gerade deshalb angeordnet hatte, weil er die künftigen Anmaßungen der Päpste ahnen mochte. Leo's Nachfolger Stephan IV. aber ließ die Römer dem neuen Kaiser den Eid der Treue schwören, zeigte ihm seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl an und bat ihn um eine Zusammenkunft. Darauf reiste er selbst zu Ludwig nach Frankreich mit reichen Geschenken, und in knechtischer Ehrfurcht neigte sich dieser bei der ersten Zusammenkunft dreimal vor ihm bis zur Erde. Unter Anderm hatte Stephan auch eine kostbare goldene Krone mitgebracht, und diese setzte er dem Kaiser während des Gottesdienstes in der Kathedrale zu Rheims mit großer Feierlichkeit auf, damit thatsächlich erklärend, daß die frühere eigenhändige Krönung Ludwigs keine gültige gewesen sei.

Nur zu schnell sollten sich die unheilvollen Folgen der schwachen Regierung Ludwigs zeigen. Bereits im Jahre 817 nahm er eine Theilung des Reiches unter seine drei Söhne vor. Lothar, der älteste derselben, erhielt Austrasien und den größten Theil von Deutschland, Pipin Aquitanien, und Ludwig, der jüngste von ihnen, Baiern, Böhmen, Kärnthen, Salzburg, Tyrol, Steiermark, Ober- und Niederöstreich. Lothar bekam den Kaisertitel, wurde gleich jetzt sein Mitregent und sollte nach seinem Tode das Haupt des ganzen Reiches sein und die Oberlehnsherrlichkeit über seine Brüder haben. Durch diese Theilung fühlte sich des Kaisers Neffe Bernhard, der Sohn von Karls Sohn Pipin, der schon bei Karls Lebzeiten König von Italien geworden war, in seinen Rechten verletzt. Er that dagegen Einspruch und schickte sich an, die Alpenpässe zu besetzen. Ludwig aber bot den Heerbann gegen ihn auf, und erschreckt durch diese unerwartete Maßregel, unterwarf sich Bernhard seiner Gnade. Ludwigs Gemahlin Irmengard machte dem Unglücklichen schändlicher Weise trügerische Hoffnung auf Verzeihung von Seiten des Kaisers und lockte ihn dadurch zu demselben nach Chalons; aber sie und seine übrigen Feinde am Hofe, besonders die Geistlichen, brachten es dahin, daß er von der Reichsversammlung zum Tode verurtheilt wurde. Zwar erhielt dies Urtheil nicht die kaiserliche Bestätigung; aber dafür wurde Bernhard, vielleicht ohne Wissen des schwachen Kaisers, geblendet, und man verfuhr dabei mit solcher Grausamkeit, daß der Unglückliche wenige Tage darauf starb; Italien aber wurde nun dem Lothar zugetheilt. In Bernhards Schicksal wurden auch viele seiner Anhänger verwickelt. Die Bischöfe unter denselben wurden abgesetzt, die Andern hingerichtet, verstümmelt oder verbrannt, und auch drei von den Stiefbrüdern Ludwigs wurden auf Befehl des einmal argwöhnisch gewordenen Kaisers in's Kloster gesteckt. Bald darauf starb Irmengard. Ihr Tod erschien dem Kaiser als ein göttliches Strafgericht wegen der an Bernhard begangenen Missethat. Von Reue gefoltert, brachte er ganze Tage im Gebete zu;

er beſchloß ſogar, die Regierung niederzulegen und in der Einſamkeit des Kloſters für ſein geängſtetes Gewiſſen Ruhe zu ſuchen. Damit waren aber die Großen des Landes gar nicht einverſtanden, weil ſie unter ſeiner ſchwachen Regierung ſich ſelbſt am beſten glaubten in ihrer Macht befeſtigen zu können. Sie boten Alles auf, um ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, und wirklich gelang es ihnen, ihn zu bewegen, daß er ſich im Jahre 819 mit Judith, der ſchönen und klugen, aber auch über alles Maß ehrgeizigen Tochter des bairiſchen Grafen Welf, vermählte. Endlich beruhigte ſich der Kaiſer, nachdem er im Jahre 822 auf dem Reichstage zu Attigny Kirchenbuße gethan und öffentlich bekannt hatte, er habe gegen Bernhard grauſam und gegen ſeine Stiefbrüder mit unbrüderlicher Härte gehandelt.

Die Ehe des Kaiſers mit Judith wurde Urſache zu neuen, unheilvollen Verwickelungen. Sie beherrſchte ihn völlig, und als ſie im Jahre 823 einen Sohn gebar, der den Namen Karl erhielt, und dem man ſpäter den Beinamen des Kahlen gab, bot ſie Alles auf, um demſelben Theil an dem Reiche zu verſchaffen. Wirklich bewog ſie den ſchwachen Kaiſer im Jahre 829, den erſt ſechsjährigen Karl zum König von Alemannien zu ernennen und ihm im Widerſpruch mit der früher feſtgeſtellten Theilung des Reiches das Land zwiſchen Rhein, Main, Donau und Neckar nebſt Rhätien und Helvetien zu übergeben. Lothar war anfänglich damit einverſtanden; aber bald reute es ihn; er verband ſich mit ſeinen Brüdern gegen den Vater, und ſie griffen zu den Waffen. Der Kaiſer zog im Frühling des Jahres 830 gegen die Bretagne; die mit ihm unzufriedenen Großen aber wußten Pipin leicht zu bereden, der Zug gelte eigentlich ihm. Er brach mit ſeinen Aquitaniern nach Paris auf, gewann das Heer des Kaiſers und zwang Judith, in's Kloſter zu gehen. Auch Lothar kam nun aus Italien herbei und hielt ſeinen Vater förmlich gefangen; die Mönche aber boten Alles auf, um den ſchwachen Kaiſer zu bewegen, daß er in's Kloſter gehen ſollte. Bald jedoch bemerkten die Geiſtlichen ſowohl, wie Pipin und Ludwig, daß Lothar nichts Anderes beabſichtige, als die Herrſchaft allein an ſich zu reißen. Damit war ihnen Allen nicht gedient. Dazu kam, daß Ludwig und die deutſchen Großen doch zu viel Gefühl für Recht hatten, um Lothars und Pipins Verfahren gegen den Kaiſer zu billigen. So ſetzten ſie es denn auf dem Reichstage zu Nymwegen durch, daß der Kaiſer wieder in ſeine Rechte eingeſetzt und Judith, die man arger Verbrechen beſchuldigt hatte, für unſchuldig erklärt wurde und an den Hof zurückkehren durfte. Lothar ſah ſich genöthigt, um Gnade zu bitten, und der gutmüthige Vater verzieh ihm, entzog ihm jedoch die Mitregentſchaft und beſchränkte ihn auf Italien; Karl aber erhielt Aquitanien, das dem Pipin genommen wurde. Dies führte zu neuem Streit. Alle drei Brüder vereinigten ſich gegen den Vater; ja,

ſie wußten ſogar den Papſt Gregor IV. für ſich zu gewinnen, der ſelbſt über die Alpen kam, um den Streit zu ſchlichten. Der Kaiſer zog von Worms aus, wo er ſeine Getreuen um ſich geſammelt hatte, den aufrühreriſchen Söhnen entgegen. Bei Colmar auf dem Rothfelde, welches man nachher das Lügenfeld genannt hat, ſtieß er am 24. Juni 833 auf das Heer derſelben. Der Papſt ſah zu ſeiner Ueberraſchung, daß der Kaiſer doch nicht ſo ganz verlaſſen war. Die Biſchöfe, welche Ludwig begleiteten, erklärten einmüthig, wenn ſich Gregor zum Richter aufwerfen wollte, würden ſie ſich von ihm losſagen; ja, ſie drohten ihm ſogar mit Abſetzung. Niemand ſchickte ſich an, ihn zu begrüßen, als er ſich dem Kaiſer näherte, der unbeweglich an der Spitze ſeines Heeres hielt; als aber der Papſt dem Kaiſer erklärte, er käme nur um der Eintracht und des Friedens willen, war Ludwig doch thöricht genug, ſich in Unterhandlungen mit ihm einzulaſſen. Dadurch gewannen die Begleiter Gregors Zeit, die Geiſtlichen, welche im Lager des Kaiſers waren, von demſelben abzuziehen; eben ſo gelang es Ludwigs Söhnen, den größten Theil ſeines Heeres auf ihre Seite zu bringen, und am Morgen, wo die Schlacht beginnen ſollte, nachdem die Unterhandlungen ſich zerſchlagen hatten, ſah der Kaiſer ſich faſt von Allen verlaſſen. Da forderte er ſelbſt die Wenigen, die ihm noch treu geblieben waren, auf, auch zu ſeinen Söhnen überzugehen, und er ſelbſt ritt mit ſeiner Gemahlin und ſeinem jüngſten Sohne in das Lager derſelben hinüber. Sie empfingen ihn mit heuchleriſcher Ehrerbietigkeit, ſchickten aber ſofort die verhaßte Stiefmutter nach Tortona in Italien; ihren Stiefbruder ſteckten ſie in ein Kloſter in den Ardennen, und den unglücklichen Vater nahm Lothar mit ſich nach Soiſſons, wo er ihn ebenfalls in ein Kloſter ſperren ließ. Unaufhörlich drangen nun die von Lothar gewonnenen Geiſtlichen in den tief gebeugten Greis, das Mönchsgelübde abzulegen; aber ſo ſehr er auch wohl dazu geneigt geweſen wäre, nach den Stürmen des Lebens Ruhe zu ſuchen in der Einſamkeit des Kloſters, ſo hielt ihn doch die Liebe zu Judith und Karl davon zurück. Nur dazu bewog man ihn endlich, daß er in der Kirche vor allem Volke, in härenem Bußgewande vor dem Altar knieend, ein Verzeichniß aller ſeiner Sünden und Miſſethaten ablas und beſtändige Buße gelobte. Durch dieſe ſchmachvolle Demüthigung dachte Lothar ihn in den Augen des Volkes zu entwürdigen und ihn für immer zur Regierung unfähig zu machen.

Doch der ſchändliche Sohn erreichte ſeinen Zweck nicht. Durch die harte Behandlung des Kaiſers wurde das Mitleid des Volkes rege gemacht; auch der jüngere Ludwig war über die dem Vater angethane Schmach entrüſtet, und gleichzeitig war ſowohl er, wie Pipin, beleidigt durch Lothars Herrſchſucht. Er rief die deutſchen Stämme zu den Waffen; Pipin rückte mit einem Heere gegen die Loire vor, und Lothar, von

den Seinigen verlassen, sah sich genöthigt, sich der Gnade des schwer gekränkten Vaters zu unterwerfen, für den jetzt das ganze Volk aufstand. Die fränkischen Bischöfe mußten den Kaiser von der Kirchenbuße völlig freisprechen, und nachdem auch Judith und Karl zu ihm zurückgekehrt waren, ließ er sich von Neuem huldigen und krönen. Die von ihm abgefallenen Großen erhielten völlige Verzeihung; Lothar aber mußte schwören, daß er Italien nicht wieder verlassen wolle.

Wäre nur der so schwer geprüfte Kaiser durch das, was er bisher hatte erleben müssen, vor neuen Mißgriffen bewahrt worden! Bald gewann Judith wieder vollständig ihren früheren Einfluß bei ihm, und sie bewog ihn, eine neue Theilung vorzunehmen, bei welcher Karl außer Aquitanien auch Neustrien erhielt. Das Jahr darauf (838) starb Pipin. Judith hielt es für das Beste, jetzt Lothar für sich zu gewinnen, weil sie denselben mehr fürchtete, als seinen Bruder Ludwig. Sie bewog deshalb den Kaiser zu einer neuen, noch ungerechteren Theilung. Die Söhne Pipins wurden dabei ganz übergangen; Ludwig sollte nichts behalten, als Baiern; alles Uebrige aber sollte unter Karl und Lothar vertheilt werden, so daß jener den ganzen Westen, dieser zu Italien noch ganz Deutschland außer Baiern erhielte. Diese ungerechten Anordnungen erregten aber von zwei Seiten heftigen Widerstand. Die Aquitaner erhoben sich für die Söhne Pipins, und während der Kaiser damit beschäftigt war, sie wieder zur Ruhe zu bringen, griff Ludwig, den es tief kränkte, daß er, der unter allen seinen Brüdern dem Vater noch am treusten gewesen war, so zurückgesetzt werden sollte, an der Spitze seiner Baiern zu den Waffen, fiel in Thüringen ein und begann den Krieg. Er zog sich indessen nach Baiern zurück, als der Kaiser gegen ihn vorrückte, und dieser ging, ohne ihn weiter zu verfolgen, wieder nach Frankfurt. Hier erkrankte der alte Mann; der Kummer hatte ihm das Herz gebrochen. Man brachte ihn zu Schiffe auf eine Rheininsel bei Ingelheim, wo für ihn ein Zelt errichtet wurde. Dort erlöste ihn der Tod von weiterem Unheil am 20. Juni 840. Sein frommer Stiefbruder Drogo, den er einst auch in's Kloster gesteckt hatte, und der inzwischen Erzbischof von Metz geworden war, hatte ihm in allem Unglück treu zur Seite gestanden und verließ ihn auch im Sterben nicht; in seinen Armen gab der unglückliche Kaiser den Geist auf. Drogo ermahnte ihn, nicht mit Groll gegen den Sohn aus der Welt zu scheiden. Anfangs wollte der Sterbende nichts davon hören; endlich aber sagte er: „Nun wohlan, ich rufe Gott und Euch zu Zeugen an, daß ich ihm Alles vergebe, was er gegen mich gesündigt hat; aber an Euch ist es, ihm zu sagen, daß er meine grauen Haare mit Kummer in die Grube gebracht hat." Er war ein guter Mensch gewesen; aber es hatten ihm alle Eigenschaften gefehlt, um ein großes Reich zu beherrschen; es mangelte

ihm gänzlich an Klarheit des Blickes und an Festigkeit des Charakters, und so wurden selbst seine Vorzüge zu Fehlern; seine Milde artete in Schwäche aus, seine Frömmigkeit in knechtischen Gehorsam gegen die Geistlichen.

Auch nach Ludwigs Tode wurde es nicht besser, als zuvor. Noch in seinen letzten Augenblicken hatte er den Lothar bitten lassen, seinen Bruder Karl in seinem Erbe zu schützen, und hatte ihm die Reichsinsignien, Krone, Scepter und Schwert, übersandt. Aber Lothar war keineswegs gesonnen, den Wunsch seines sterbenden Vaters zu erfüllen; vielmehr dachte er darauf, das ganze Reich an sich zu reißen. Doch da vereinigten sich Ludwig und Karl gegen den gemeinsamen Feind, und so entstand der unseligste Bruderkrieg. Am 25. Juni 841 kam es bei Fontenailles unweit Auxerre zu einer mörderischen Schlacht. Lothar wurde besiegt; aber so viele Tapfere waren gefallen, daß seit jener Zeit die Franken für immer geschwächt waren und nicht mehr wie sonst den Barbaren die Spitze zu bieten vermochten. Auch nach der Schlacht dauerte der Kampf noch längere Zeit fort, weil Ludwig und Karl ihren Sieg nicht schnell genug verfolgten, und der Jammer und das Elend stieg unter den Stürmen des Bruderkrieges so hoch im Lande, daß an vielen Orten die Menschen Brot aus etwas Mehl mit Erde vermischt genießen mußten; dazu kam, daß die räuberischen Normannen wiederholt landeten und die Küsten der Nordsee plünderten, während die Araber, von Süden her landend, Lothars Provinzen in Italien verheerten. Erst am 11. August 843 kam der Vertrag zu Verdun zu Stande, welcher endlich eine vollständige Versöhnung der drei Brüder herbeiführte. Die Trennung des Reiches wurde durch diesen Vertrag eine bleibende. Lothar erhielt außer Italien und der Kaiserwürde noch alles Land zwischen Rhein und Schelde bis an die Nordsee und von der Quelle der Maas bis zum Einfluß der Saone und längs der Rhone bis zum mittelländischen Meere, wovon der nördliche Theil, der von Deutschen bewohnt wurde, nachher den Namen Lothringen erhielt. Alles Land westlich davon bekam Karl unter dem Namen Westfranken (das spätere Frankreich); Ludwig aber erhielt den östlichen Theil des Reiches auf dem rechten Ufer des Rheins, und auf dem linken die Städte Speier, Worms und Mainz mit ihrem Gebiete, also das eigentliche Deutschland, unter dem Namen Ostfranken. Indem dieser Vertrag die politische Selbstständigkeit des deutschen Volkes zur Anerkennung brachte und die nationale Entwickelung desselben vorbereitete und beförderte, ist er das wichtigste Moment in der Geschichte Deutschlands geworden. Eben so entwickelte sich im Westfrankenreiche erst jetzt, nach Auflösung der Verbindung mit den reingermanischen Völkern, bestimmter die fränkisch-romanische Nationalität.

Die weitere Geschichte der Karolinger bietet uns ein Bild des traurigsten Verfalls dar. Die Meisten von ihnen waren schwache Herrscher, und als endlich ihr Stamm gänzlich erlosch, waren sie schon längst zu bloßen Schattenkönigen herabgesunken. Lothar, der schlechteste der drei Brüder, mußte es erleben, daß seine großen Vasallen, nur bedacht darauf, das Unglück des Landes zur Vergrößerung ihrer Macht und ihrer Besitzungen zu benutzen, vor Treulosigkeit, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit so wenig zurückschreckten, wie er selbst. Ebenso hatte sich mit durch seine Schuld die bisher der königlichen Gewalt unterworfene Geistlichkeit eine Selbstständigkeit und einen Einfluß zu verschaffen gewußt, die ihm selbst im höchsten Grade gefahrdrohend wurde. Da erwachte endlich sein Gewissen. Er theilte sein Reich unter seine drei Söhne, so daß der älteste, Ludwig II., Italien mit der Kaiserwürde, Lothar II. das von nun an so genannte Lothringen, und der jüngste, Karl, die Provence, Dauphiné, Lyon und den westlichen Theil der Schweiz erhielt. Er selbst, an Leib und Seele krank, legte die Regierung nieder und suchte als Mönch Ruhe in dem Kloster Prüm im Ardennerwalde, demselben, wohin einst Karl der Kahle geschickt war; dort starb er am 28. September 855. Von seinen Söhnen starb Karl bereits im Jahre 863, ohne Kinder zu hinterlassen, und seine beiden Brüder theilten sich in sein Reich; als aber fünf Jahre später auch Lothar II. kinderlos starb, theilte Karl der Kahle das Erbe desselben im Jahre 870 zu Mersen an der Maas mit Ludwig dem Deutschen, ohne sich um den Kaiser Ludwig II. zu kümmern, und jetzt wurde auch alles Land auf dem linken Ufer des Rheines, zwischen Ardennen, Maas und Vogesen, mit Ludwigs des Deutschen Reiche vereinigt, wodurch die in der verschiedenen Volkseigenthümlichkeit begründete Trennung Deutschlands und Frankreichs vollendet wurde. Das konnten sie um so eher wagen, da Ludwig II in Italien vielfach bedrängt war; denn theils hatte er mit den Arabern zu kämpfen, die erobernd von Sicilien herübergekommen waren, theils mit den Großen des Landes, die wieder kühn ihr Haupt erhoben. Jene schlug er, diese wurden gedemüthigt; aber bereits im Jahre 875 starb Ludwig, und mit ihm erlosch Lothars Mannsstamm gänzlich.

Nicht besser ging es in Deutschland. Zwar war Ludwig der Deutsche der beste unter allen damals lebenden Karolingern. Er war ein schöner, stattlicher Mann, mit blitzendem Auge, von heiterem Sinn, großer Milde, ohne schwach zu sein, und lobenswerthem Eifer für die Wissenschaft; aber den Verfall des Reiches vermochte auch er nicht aufzuhalten. Immer drohender wurden die Einfälle jener scandinavischen Abenteurer, der Normannen, die alljährlich nach dem Rhein und Friesland kamen. Auf ihren kleinen flachen Kähnen drangen sie von den Mündungen aus die Flüsse weit hinauf, Alles verwüstend und Menschen

und Vieh mit ſich fortſchleppend. Im Jahre 845 zerſtörten ſie Hamburg, welches von Karl dem Großen angelegt war, und wo Ludwig der Fromme ein Erzbisthum gegründet hatte, und Ludwig der Deutſche ſah ſich gezwungen, das letztere im Jahre 858 mit dem Erzbisthum Bremen zu vereinigen, weil er außer Stande war, es gegen neue Raubanfälle der Normannen zu ſchützen. Im Oſten bedrängten die ſlaviſchen Stämme die Gränzen des Reiches durch fortwährende Einfälle, und Ludwig war genöthigt, zum Schutze gegen ſo gefährliche Feinde die von Karl dem Großen abgeſchaffte Herzogswürde wieder herzuſtellen; ſogar in Sachſen und Thüringen mußten wieder Herzoge eingeſetzt werden, und allmälig wurde dieſe Würde in allen Hauptländern Deutſchlands wieder eingeführt. Schwerlich ahnte Ludwig, wie ſehr dadurch die königliche Macht ſelbſt würde geſchwächt werden. Noch ſchlimmer, als in Deutſchland, hauſten die Normannen in Frankreich; ſie zerſtörten Rouen, drangen im Jahre 845 ſogar bis Paris vor, und Karl der Kahle mußte ihnen den Abzug abkaufen. Dies verhinderte ſie aber natürlich nicht, wieder zu kommen; vielmehr wiederholten ſie faſt alljährlich ihre Raubeinfälle, Alles mit Feuer und Schwert verwüſtend.

Als Kaiſer Ludwig II. im Jahre 875 ſtarb, hätte eigentlich Ludwig der Deutſche Kaiſer werden ſollen; aber Karl der Kahle kam ihm zuvor, eilte nach Rom und ließ ſich vom Papſte Johann VIII., mit dem er im Einverſtändniſſe war, zum Kaiſer krönen. Beinahe wäre es darüber zu blutigem Zwiſt zwiſchen ihm und Ludwig gekommen, wäre dieſer nicht bereits im Jahre 876 geſtorben. Derſelbe theilte ſein Reich unter ſeine drei Söhne, von denen der ältere, Karlmann, Baiern erhielt; Oſtfranken mit Sachſen, Thüringen und Friesland erhielt der zweite Sohn, Ludwig, und Alemannien bekam Karl der Dicke, der jüngſte Sohn Ludwigs des Deutſchen. Ludwig von Oſtfranken erwarb im Jahre 879, als Ludwig der Stammler, der Sohn Karls des Kahlen, geſtorben war, auch den weſtlichen Theil von Lothringen, der bisher zu Frankreich gehört hatte, und nach dem Tode Karlmanns fiel ihm auch Baiern zu. Als er ſtarb, kamen alle dieſe Länder an Karl den Dicken, der ſchon vorher auch Italien mit der Kaiſerwürde erhalten hatte. Der geiſtig unfähige und körperlich kränkliche Mann war aber der Aufgabe, einen ſolchen Staat zu regieren, keineswegs gewachſen, und doch wurde ſein Reich unerwartet noch bedeutend vergrößert. In Frankreich war nämlich unter der ſchwachen Regierung Ludwigs des Stammlers Alles in die furchtbarſte Verwirrung gerathen. Die Macht der weltlichen und geiſtlichen Großen nahm immer mehr überhand; die Raubeinfälle der Normannen währten unaufhörlich fort, und nach dem, ſchon nach zweijähriger Regierung erfolgten Tode des Königs riſſen ſich

die ſüdburgundiſchen Biſchöfe und übrigen Großen ganz vom Reiche los und gründeten unter Karls des Kahlen Schwager, dem Grafen Boſo, ein unabhängiges neuburgundiſches Königreich, das von ſeiner Hauptſtadt Arles den Namen Arelat erhielt. Auch Ludwigs des Stammlers beide älteſte Söhne ſtarben nach wenigen Jahren in früher Jugend, und da nun nur noch ein nachgeborner, damals erſt fünfjähriger Sohn deſſelben, Karl der Einfältige, übrig war, ſo übertrugen die Großen des Landes die Regierung Karl dem Dicken, der nun auf kurze Zeit noch einmal das ganze Reich Karls des Großen unter ſeinem Scepter vereinigte. Auch ein kräftigerer Herrſcher, als er es war, hätte damals dem Reiche ſchwerlich Heil zu bringen vermocht; er aber war dazu ganz unfähig. Gleichzeitig hatten ſich faſt ſämmtliche ſlaviſche Stämme an den Oſtgränzen des Reiches gegen die fränkiſche Herrſchaft erhoben. Der mähriſche Fürſt Raſtiz hatte eine ſelbſtſtändige Herrſchaft gegründet und ſie durch Einführung des Chriſtenthums befeſtigt; aus dem griechiſchen, nicht aus dem deutſchen Reiche hatte er ſich Verkündiger des Evangeliums erbeten, und zwei griechiſche Mönche, Cyrillus und Methodius, wurden die Apoſtel der Mähren. Zwanzig Jahre lang widerſtand Raſtiz den deutſchen Waffen, bis er der Liſt ſeines Neffen Swatopluk erlag, der ſich im Jahre 870 der Herrſchaft bemächtigte. Auch die Sorben und Böhmen lehnten ſich auf und verheerten Thüringen; die Wilzen und Obotriten überſchritten die Elbe. Noch gefährlichere Feinde waren die Normannen, die bis Köln, Trier und Koblenz vorgedrungen waren. Karl hatte ſich im Kampfe gegen ſie mit unauslöſchlicher Schmach bedeckt. Er hatte ſie in ihrem Lager an der Maas eingeſchloſſen und hätte ſie vernichten können; aber ſtatt deſſen ſchloß er mit ihrem Anführer Gottfried einen ſchimpflichen Vergleich, zahlte ihm zweitauſend Pfund Goldes und räumte ihm einen großen Theil von Weſtfriesland ein. Gottfried ließ ſich taufen und der Kaiſer vertrat ſelbſt bei ihm Pathenſtelle. Die Deutſchen murrten über den ſchimpflichen Frieden; aber die Normannen kehrten ſich nicht einmal an denſelben, ſondern ſetzten ihre Raubzüge nach wie vor fort. Im Jahre 885 drangen ſie mit großer Macht in Frankreich ein und belagerten Paris. Ein ganzes Jahr hindurch vertheidigte ſich die Stadt heldenmüthig unter dem Grafen Odo von Paris; endlich erſchien Karl mit einem Heere zu Hülfe; ſtatt aber die Normannen anzugreifen, erkaufte er von ihnen einen ſchimpflichen Frieden für ſiebentauſend Pfund Silber; ja, er bewilligte ihnen ſogar, daß ſie bis zur völligen Zahlung in der Gegend bleiben dürften, und gab ihnen ganz Burgund preis, das ſie furchtbar verheerten.

Dieſe erneute Schmach rief unter den deutſchen Großen die allgemeinſte Entrüſtung hervor; auf dem Reichstage zu Tribur (887) erklärten

ſie den blödſinnigen, zur Regierung und Beſchützung des Landes ſo ganz unfähigen Kaiſer für abgeſetzt und wählten einſtimmig den tapferen Herzog Arnulph von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Karlmanns, zum deutſchen König. Auch die franzöſiſchen Großen ſprachen die Abſetzung über Karl aus und ſchloſſen ſich an den eben genannten Odo, Grafen von Paris und Herzog von Francien, an. Verachtet und von Allen verlaſſen, ſtarb Karl ſchon im Januar 888 auf einem Landgute, faſt in Dürftigkeit, und erſt nach faſt einem Jahre fand der einſt ſo mächtige Herrſcher ein einigermaßen paſſendes Grab.

Arnulf ergriff mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung. Er erfocht über die Normannen im Jahre 891 an der Dyle einen glänzenden Sieg; er unterwarf mit Hülfe der Ungarn den mächtigen mähriſchen König Swatopluk; die Beherrſcher von Frankreich und Burgund mußten ſeine Oberherrſchaft anerkennen, eben ſo der Markgraf Berengar von Friaul, der ſich zum König von Italien hatte krönen laſſen; er ſelbſt zog über die Alpen, drang in Rom ein und empfing im Jahre 896 vom Papſte die Kaiſerkrönung. Leider hinterließ er bei ſeinem Tode im Jahre 899 nur einen erſt ſechsjährigen Sohn, Ludwig, das Kind genannt. Dieſen erhoben die deutſchen Grafen auf den Thron; während ſeiner Minderjährigkeit ſollten der Erzbiſchof Hatto von Mainz und der Herzog Otto von Sachſen für ihn die Regierung führen. Wie aber dieſe nur auf eigenen Vortheil bedacht waren, ſo auch die übrigen Großen des Landes. Zwiſt und Fehde herrſchten im Reiche, und um das Elend voll zu machen, brachen die räuberiſchen Horden der Ungarn zu wiederholten Malen in das Land, drangen in Böhmen, Baiern, Thüringen, Sachſen und Schwaben ein, ſchlugen die ihnen ſich entgegenſtellenden deutſchen Heere, verwüſteten Alles mit Feuer und Schwert und ſchleppten Männer, Weiber und Kinder in die Sklaverei. Inmitten ſo vielfachen Unglücks ſtarb Ludwig das Kind im Jahre 911, noch nicht achtzehn Jahre alt, der letzte Karolinger in Deutſchland, und man weiß nicht einmal den Tag und den Ort, an welchem er geendet hat.

In Frankreich behauptete ſich Karls des Großen Geſchlecht noch faſt achtzig Jahre. Schon wenige Jahre nach Karls des Dicken Abſetzung erhoben einige Große Karl den Einfältigen gegen Odo auf den Königsthron, und nach dem Tode des Letzteren war er im unbeſtrittenen Beſitze des Reiches. Leider fehlte es ihm aber durchaus an Willenskraft und Klugheit, und die Großen des Landes wußten ſeine Schwäche wohl zu benutzen, um immer größere Macht an ſich zu reißen. So war er denn nicht im Stande, die fortdauernden Raubeinfälle der Normannen zu hindern, gegen die ſelbſt Odo nichts hatte ausrichten können, und er ſah ſich endlich genöthigt, um ihren furchtbaren Verheerungen ein Ende

zu machen, ihrem kühnen Anführer Rolf die Hand ſeiner Tochter Giſela anzubieten und ihm das ganze Land an der Nordküſte bis zur Bretagne hin zu überlaſſen, unter der Bedingung, daß ſich derſelbe mit den Seinigen taufen ließe und ihn als ſeinen Oberlehnsherrn anerkenne. Rolf ließ ſich wirklich taufen und nahm als Chriſt den Namen Robert an. Er war der erſte Herzog der Normandie, welchen Namen jetzt das ihm abgetretene Land erhielt, und leiſtete als ſolcher den Huldigungseid, obgleich er ſich wenig um Karls Oberlehnsherrſchaft kümmerte. Karl war zwar für den Verluſt ſeines Landes dadurch entſchädigt, daß ihm nach dem Tode Ludwigs des Kindes Lothringen wieder zufiel; aber im Jahre 922 trat Odo's Sohn Robert als Gegenkönig gegen ihn auf, und nachdem derſelbe in einer Schlacht gefallen war, wählten die mit Karl unzufriedenen Großen einen neuen Gegenkönig in dem Herzog Rudolph von Burgund, der beſonders von Roberts Sohn Hugo dem Großen unterſtützt wurde. Karl wurde in ſtrenger Haft gehalten und ſtarb in der Gefangenſchaft im Jahre 929. Zwar holte nach Rudolphs Tode 936 Hugo ſelbſt Karls Sohn Ludwig IV. aus England, wohin er mit ſeiner Mutter, einer engliſchen Prinzeſſin, geflüchtet war, nach Frankreich und ließ ihn zu Rheims als König krönen; aber obgleich nicht ohne Fähigkeit und Kraft, blieb derſelbe doch ein Sklav ſeiner Vaſallen, beſonders Hugo's, der jetzt auch in den Beſitz von Burgund kam und ſo die größte Macht im ganzen Lande beſaß. Auch Ludwigs Sohn und Nachfolger Lothar vermochte den immer zunehmenden Verfall der Macht ſeines Hauſes nicht zu verhindern, und ſein Sohn Ludwig V., der Faule genannt, der nach ſeinem im Jahre 986 erfolgten Tode König wurde, ſtarb ſelbſt ſchon im folgenden Jahre. Da berief Hugo Capet, der Sohn und Nachfolger Hugo's des Großen, ſeine Vaſallen zuſammen und zwang ſie, ihn als König anzuerkennen (987). Alle Großen des Landes im Norden der Loire erkannten ihn in ſeiner neuen Würde an. Südlich von derſelben verweigerten ihm zwar viele die Anerkennung; ſie wurden aber durch Waffengewalt zu derſelben gezwungen, und Lothars jüngerer Bruder, der Herzog Karl von Niederlothringen, der einzige noch übrige Karolinger, der ſeine Anſprüche auf den Thron geltend zu machen verſuchte, gerieth durch ſchändlichen Verrath in die Hände ſeines Gegners und ſtarb in der Gefangenſchaft; ſeine Söhne ſuchten in Deutſchland Zuflucht, wo ſie in Dunkelheit ſtarben. So erloſch auch in Frankreich ruhmlos das Geſchlecht der Karolinger, und ſtatt deſſelben herrſchte nun daſelbſt ſeit Hugo die Familie der Capetinger.

§. 17. Konrad der Erste. (911—918.)

Je mächtiger die deutschen Herzoge unter der schwachen Regierung Ludwigs des Kindes geworden waren, um so größer war bei dem Tode desselben die Gefahr, daß das Reich in mehrere Theile zerfiel. Besonders bedeutend waren die Stämme der Lothringer, Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern, von denen die Franken das Land am Main und Mittelrhein, von Mainz, Speier und Worms östlich bis nach Böhmen zu, zwischen den Ländern der Sachsen und Schwaben, die Sachsen aber das spätere Niedersachsen und einen Theil von Westfalen besaßen. Die gemeinsame Gefahr, welche von den Slaven und Magyaren drohte, erzeugte jedoch den Wunsch, wieder einen König zu haben, und so boten die Fürsten dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Sachsen die Krone an. Derselbe schlug sie jedoch wegen seines hohen Alters aus, und auf seinen Vorschlag wurde der Herzog Konrad von Franken zum Könige gewählt. Seit dieser Zeit war nun Deutschland ein Wahlreich.

Konrad war ein wackerer, verständiger Mann; aber gleichwohl wurde das Reich während seiner Regierung von schwerem Unheil heimgesucht. Fortwährende innere Kämpfe zerrütteten dasselbe; denn von Anfang mußte Konrad darauf bedacht sein, den übermächtig gewordenen Großen gegenüber die Königsmacht wieder zu stärken, was natürlich ohne Kampf nicht möglich war. Von den Sachsen und Franken auf den Thron erhoben, wurde er bald auch von den übrigen deutschen Stämmen als König anerkannt; nur die Lothringer trennten sich ganz vom Reiche, indem sie sich gleich nach Ludwigs Tode an Frankreich anschlossen, weil die lothringischen Großen unter dem schwachen Karl dem Einfältigen besser ihre Zwecke zu erreichen gedachten. Vergebens suchte Konrad sie wieder zu unterwerfen; es gelang ihm nur, den Elsaß und Utrecht wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Auch in Deutschland selbst aber war Unruhe und Kampf an vielen Orten. Nach dem Tode Otto's des Erlauchten von Sachsen, der zugleich Herzog von Thüringen gewesen war, weigerte sich Konrad, seinem Sohne Heinrich die Nachfolge in Thüringen zuzugestehen, und wollte ihn nur als Herzog von Sachsen anerkennen; Heinrich aber suchte nun seine Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, und Konrad vermochte nichts gegen ihn auszurichten. Schwaben wurde von zwei Brüdern verwaltet, die sich unabhängig zu machen suchten. Zwar wurden dieselben, weil sie den Bischof von Kostnitz gemißhandelt und gefesselt auf eines ihrer Schlösser geschleppt hatten, gefangen genommen, vor ein Fürstengericht gestellt und enthauptet; aber die schwäbischen Großen wählten nun den Grafen Burkhard zum Herzog von Schwaben, und Konrad mußte ihn als

solchen anerkennen. In das Schicksal der Beiden wurde auch Herzog Arnulf von Baiern verwickelt, welcher ihnen beigestanden hatte. Er wurde von Konrad besiegt und floh mit seiner Familie nach Ungarn zu den Magyaren, die er zum Einfall in Deutschland reizte. Dies rohe Volk, dessen Raubeinfälle in Deutschland, wie wir gesehen haben, schon unter Ludwig dem Kinde begonnen hatten, stammte aus Asien, vermuthlich aus der Gegend des Altaigebirges, und hatte die Slaven und Avaren in Ungarn überwältigt. Ein häßlicher, widerlicher Menschenschlag, von kleiner Gestalt und tiefliegenden Augen. Ihre Hauptnahrung war Pferdefleisch und Pferdemilch, ihre Kleidung ein Filzwamms, ihre Wohnungen Wagen oder Zelte von Thierfellen. Ihre Religionsbegriffe zeugten von der tiefsten Rohheit; namentlich verehrten sie ein böses Wesen. Fluchen war bei ihnen etwas Gewöhnliches, und dem Trunke waren sie maßlos ergeben. Zügellose Raubsucht trieb sie zu fortwährenden Einfällen in fremde Länder, die sie auf ihren häßlichen, aber unermüdlichen Pferden durchschwärmten, mit denen sie förmlich zusammengewachsen zu sein schienen. Dabei verübten sie die entsetzlichsten Grausamkeiten, so daß man sogar behauptete, sie verschlängen Menschenherzen als ein Heilmittel, und es ist daher nicht zu verwundern, daß man sie wie Gespenster fürchtete und ihre Erscheinung als die Vorbotin vom jüngsten Tage betrachtete. Diese furchtbaren Feinde verwüsteten nun, von Arnulf gereizt, in wiederholten Raubeinfällen einen großen Theil Deutschlands. Sie drangen durch Baiern und Schwaben sogar bis nach dem Elsaß und Lothringen vor und schleppten unermeßliche Beute mit sich fort. Eben rüstete sich Konrad zu einem entscheidenden Kampfe gegen sie, als er tödtlich erkrankte. Als er sich dem Tode nahe fühlte, ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und forderte ihn auf, der Krone zu entsagen und die Reichsinsignien, Mantel, Lanze, Schwert und Königskrone, seinem Feinde, dem Herzoge Heinrich von Sachsen, zu überbringen, den er den Fürsten zu seinem Nachfolger empfahl, weil derselbe allein im Stande sei, das Reich kräftig zu schirmen. So beschloß er sein Leben mit einer Handlung, welche das herrlichste Zeugniß von seinem edlen Gemüth ablegt. Gerührt gelobte Eberhard wie die übrigen anwesenden fränkischen Großen, seinen Willen zu erfüllen. Bald darauf starb Konrad, am 23. December des Jahres 918, und man begrub ihn am Altare im Kloster zu Fulda; gleich nach seinem Tode aber machte sich Eberhard auf den Weg nach dem Harz, wo Heinrich seine Besitzungen hatte, um den Auftrag, den er von dem sterbenden Könige erhalten hatte, zu vollziehen.

Zweites Kapitel. Deutschland in Kraft und Hoheit unter Königen und Kaisern aus dem sächsischen und salisch-fränkischen Stamme. — Das Kaiserthum auf dem Gipfel der Macht.

§. 18. Heinrich der Erste. (919—936).

Heinrich ist unstreitig eine der edelsten Persönlichkeiten, welche je den deutschen Königsthron geschmückt haben. Er war im Jahre 876 geboren, demselben, in welchem Ludwig der Deutsche starb. Von Jugend auf, sagt ein alter Schriftsteller von ihm, trachtete er nach guten Werken und nach der Tugend, erhob sich nie über Andere und liebte Jeden wie seinen Bruder. Seine Frömmigkeit zeigte sich nach der Weise seiner Zeit darin, daß er als Jüngling fast ganz zu Fuße eine Wallfahrt nach Rom unternahm. Ein deutscher Mann im schönsten Sinne des Wortes, war er muthig und thatkräftig, ein Schrecken der Feinde des Reiches, während er durch Leutseligkeit und Milde die Herzen seines Volkes unwiderstehlich an sich fesselte, bescheiden im Glücke, unerschrocken im Unglück, einfach im Leben, heiter beim frohen Mahle, von unermüdlicher Thätigkeit, rasch im Handeln, beharrlich in der Ausführung einmal gefaßter Entschlüsse. Dies ist das Bild, welches uns von ihm entworfen wird. Waffenübung und Jagd waren seine Lieblingsbeschäftigung. Hatte er einmal die Lanze ergriffen, so ruhte er nicht eher, als bis er alle seine Gegner besiegt hatte, und auf der Jagd erlegte er oft mit eigener Hand vierzig Eber, Hirsche und Bären an einem Tage.

Schon vor dem Tode seines Vaters vermählte er sich mit der schönen, sanften und frommen Mathilde, der Tochter des Grafen Theoderich, der von dem alten Sachsenherzoge Wittekind abstammte. Mit ganzem Herzen war er ihr zugethan bis an seinen Tod, und oft milderte sie durch ihre Fürbitte die Strenge seiner Gerechtigkeit. Es ist bereits erwähnt worden, wie er nach dem Tode seines Vaters mit Konrad in Kampf gerieth; ein um so ehrenvolleres Zeugniß für ihn ist es, daß derselbe ihn dennoch sterbend zu seinem Nachfolger empfahl.

Man erzählt, die Gesandten mit den Reichsinsignien hätten ihn beim Vogelheerde in der Nähe von Quedlinburg getroffen, und man hat ihm deshalb den Beinamen des Finklers oder Vogelstellers gegeben. So wahrscheinlich dies aber auch klingt bei seiner Vorliebe zur Jagd, so scheint es doch erdichtet zu sein. Vielmehr bat ihn Eberhard zuerst um eine geheime Zusammenkunft, und bei derselben überreichte er ihm knieend Scepter und Schwert. Heinrich war überrascht, wollte bescheiden die

angetragene Würde ablehnen, ließ sich jedoch zur Annahme bewegen. Die fränkischen Großen versammelten sich darauf zu Fritzlar und wählten ihn vor allem Volk zum König. Der Erzbischof von Mainz wollte ihn nach alter Sitte salben und krönen; aber Heinrich ließ es nicht zu, indem er sagte: „Spart euer Salböl für Würdigere; für mich ist diese Ehre zu groß." Da jubelte das Volk laut; Alle erhoben ihre Rechte zum Himmel, um dem neuen Könige Treue zu geloben, und riefen: „Heil und Segen dem Könige Heinrich!"

Keinen Würdigeren hätte die Wahl treffen können. Die gesunkene Kraft des Volkes wurde durch ihn neu verjüngt, und durch Herstellung der inneren und äußeren Ruhe wurde er der eigentliche Begründer der Macht Deutschlands. Zunächst hatten ihn nur die Franken und Sachsen als König anerkannt; bald wußte er sich aber auch bei den übrigen deutschen Stämmen Anerkennung zu verschaffen und so Ruhe und Einheit im Innern des Reiches herzustellen. Zuvörderst unterwarf er den Herzog Burkhard von Schwaben, der ihm die Anerkennung verweigerte. Dann wandte er sich gegen den mächtigen Baierherzog Arnulf, der aus Ungarn zurückgekehrt war und jetzt selbst nach der Königskrone trachtete. Nach der Belagerung seiner festen Stadt Regensburg wußte er ihn zu einem ehrenvollen Vergleich zu bewegen, durch welchen Arnulf ihn als König von Deutschland anerkannte und dagegen von Heinrich im Besitz seines Herzogthums bestätigt wurde, auch außerdem noch manche Vorrechte erhielt, namentlich daß er in Baiern selbst Bischöfe einsetzen und im Namen des Königs belehnen durfte. Noch mehr fesselte Heinrich den Baiernherzog dadurch an sich, daß er seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter Judith vermählte. Auch Lothringen brachte er wieder zum deutschen Reiche, und um die Lothringer in der Treue zu erhalten, machte er den mächtigen lothringischen Grafen Giselbert zum Herzog des Landes und gab ihm seine Tochter Gerberge zur Gemahlin.

Kaum hatte Heinrich Ruhe und Ordnung im Innern des Reiches wiederhergestellt, als demselben von außen her Gefahren drohten, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Im Südosten des Reiches erneuerten die Ungarn im Jahre 924 ihre Raubeinfälle in Deutschland, das sie seit 919 nicht berührt hatten; im Nordosten drängten die mit ihnen verbündeten Slaven. Heinrich zog zuerst den Ungarn entgegen, die plündernd und mordend bis Thüringen vordrangen; aber seine Sachsen, so tapfer sie auch kämpften, waren doch viel zu schwerfällig im Kampfe, um dem furchtbaren Feinde widerstehen zu können. Der Kern von Heinrichs Heer fiel in der Schlacht; ihm selbst gelang es nur mit Mühe, sich mit dem geringen Reste desselben in ein festes Städtchen zu retten. Ein Glück war es noch, daß bei einem Ausfalle kurz darauf einer der ungarischen Hauptanführer in seine Gefangenschaft gerieth;

denn gegen Freilassung desselben und gegen Zahlung eines jährlichen Tributes erlangte er von den Ungarn wenigstens einen neunjährigen Waffenstillstand.

Heinrich fühlte tief das Schmachvolle eines solchen Verhältnisses, und er beschloß, Alles aufzubieten, um Deutschland von dem entsetzlichen Feinde zu befreien. Vor Allem war es nöthig, daß die sehr geringe Zahl der festen Plätze in Sachsen vermehrt wurde, damit die Kraft des Feindes sich an ihnen bräche, und damit die Bewohner des platten Landes in ihnen Schutz und Zuflucht fänden; die Reiterei mußte vermehrt und in einer der ungarischen ähnlichen Kampfesweise geübt werden, um die Ungarn mit Erfolg in offener Feldschlacht bekämpfen zu können, und endlich mußten die Slaven gebändigt werden, damit der Feind an ihnen nicht stets bereite und willkommene Bundesgenossen fände. Zur Erreichung dieses dreifachen Zweckes benutzte nun Heinrich den neunjährigen Waffenstillstand. Er befestigte eine große Zahl von Plätzen im nördlichen Deutschland mit Mauern und Burgen, unter ihnen Nordhausen, Merseburg, Quedlinburg, Goßlar, welche beiden letzteren er ganz neu soll gegründet haben. In diese befestigten Orte legte er je den neunten Dienstmann vom Lande; die übrigen acht Theile der Wehrpflichtigen dagegen mußten das Land bebauen und den dritten Theil vom Ertrage desselben in die festen Plätze abliefern, damit, wenn auch sie zur Zeit eines feindlichen Einfalles daselbst Schutz suchen müßten, es nicht an Lebensmitteln für Alle fehlte. Durch diese Einrichtungen wurden die Sachsen zuerst an den Aufenthalt in umschlossenen Orten gewöhnt, der ihnen bis dahin ganz fremd gewesen war, und Heinrich förderte diese Gewöhnung noch dadurch, daß er verordnete, alle Berathungen, Versammlungen und Feste sollten in Zukunft in den Städten abgehalten werden. So wurden durch ihn die ersten Keime städtischen Wesens gelegt, und nicht mit Unrecht hat man ihn den Städtegründer genannt, obgleich man sehr irren würde, wollte man die Herbeiführung des eigenthümlichen Lebens, das in der Folge, durch ganz andere Einflüsse entwickelt, in den Städten erblühte, ihm zuschreiben, und die durch ihn angelegten festen Plätze können noch keineswegs für eigentliche Städte, die Burgmannen noch nicht für Bürger im späteren Sinne gelten.

Gleichzeitig verstärkte Heinrich die sächsische Reiterei; er übte sie, in geschlossenen Reihen den Feind anzugreifen, und wie er selbst Meister in jeglicher Waffenübung war, so benutzte er auch die längst gebräuchlichen Waffenspiele zur Ausbildung seiner Reiter, obgleich er damit eben so wenig der Schöpfer des Ritterthums und des Turnierwesens wurde, wie das städtische Leben von ihm ausging.

Es galt aber auch, das neugestaltete Heer durch ernsten Kampf für den Krieg gegen die Ungarn vorzuüben. Dazu gab ihm die Sorge für

den Schutz der Reichsgränze gegen die anwohnenden Slaven hinreichende Gelegenheit. Zunächst zog er gegen die im Havellande wohnenden Heveller. Im Winter 927—928 drang er über die zugefrorne Havel gegen ihren Hauptort Brennabor, das jetzige Brandenburg, vor und eroberte denselben. Darauf wandte er sich gegen die Dalemincier an der Elbe und Mulde, deren Festung Gana er zerstörte, und gegen die Milziener an der Spree. Auch nach Böhmen drang er vor, eroberte Prag und machte den böhmischen König Wenceslav, der bereits durch seine fromme Großmutter Ludmilla für das Christenthum gewonnen war, zins- und lehnspflichtig. Endlich wurden auch die nördlicher wohnenden mächtigen Rhedarier 929 durch die blutige Schlacht bei Lenzen an der Elbe überwunden, und zum Schutze gegen die Einfälle aller dieser besiegten Slaven gründete er die Markgrafschaften Nordsachsen (oder Soltwedel) und Meißen.

Unterdessen nahte das Ende des mit den Magyaren auf neun Jahre geschlossenen Waffenstillstandes. Vor dem Ablaufe desselben versammelte Heinrich seine Mannen. Er erinnerte sie an Alles, was ihnen bereits durch Gottes Gnade im Kampfe gegen die Slaven gelungen sei. Bisher habe er sein Volk berauben müssen, um die Ungarn zu bereichern, die jetzt allein noch zu bekämpfen seien; ob er nun auch noch die Kirchen berauben solle, um die Unersättlichen zu befriedigen, oder ob sie bereit seien, durch muthigen Kampf die Kirchenschätze zur Ehre dessen zu erhalten, der die Welt erlöst habe. Da erhoben Alle begeistert ihre rechte Hand zum Himmel und schworen einmüthig, ihm in den Streit zu folgen. Das hatte er erwartet, und als nun im Jahre 932 die ungarischen Gesandten wieder erschienen, um den gewohnten Tribut zu fordern, ließ er ihnen einen verstümmelten räudigen Hund geben und schickte sie also mit Schimpf und Hohn wieder fort. Um diese Beschimpfung zu rächen, drangen noch in demselben Jahre zwei große ungarische Heere durch Franken und Thüringen ein; doch das eine derselben wurde von Heinrichs Feldherrn bei Sondershausen geschlagen; dem andern zog er selbst im J. 933 nach Merseburg entgegen. Er lagerte sich in der Nähe eines Ortes, der damals Riade genannt wurde, vielleicht das jetzige Dorf Rietheburg an der Unstrut. Die flatternde Fahne des Erzengels Michael voran, ordnete er, sobald der Morgen anbrach, die heilige Lanze in der Hand haltend, seine Schaaren, und mit dem Rufe: Kyrie eleison! ging es in die Schlacht. Die Ungarn wurden gänzlich besiegt und suchten ihr Heil in ungeordneter Flucht. Ihr ganzes Lager mit allen geraubten Schätzen fiel den Siegern in die Hände. Man fand daselbst auch eine große Schaar gefangener Deutschen, die in die Sklaverei hatten geschleppt werden sollen und nun sämmtlich die Freiheit wieder erhielten. Der fromme König fiel mit seinem ganzen Heere auf die Kniee nieder, um

Gott für den herrlichen Sieg zu danken; den Tribut aber, der sonst den Ungarn hätte entrichtet werden müssen, bestimmte er dazu, um die von ihnen zerstörten Kirchen wieder herzustellen und um die Noth der Armen in den durch sie verwüsteten Gegenden zu lindern. Die Niederlage des furchtbaren Feindes war eine so vollständige gewesen, daß derselbe zweiundzwanzig Jahre lang nicht wieder wagte, Deutschland zu beunruhigen, und Heinrich ließ das Andenken daran durch ein Gemälde im Speisesaale seiner Pfalz zu Merseburg verewigen. — Im folgenden Jahre züchtigte er auch die Dänen, welche ihre alten Räubereien an den Küsten wieder begonnen hatten. Er drang bis Jütland vor, stellte zum Schutze gegen sie die schon von Karl dem Großen gegründete Markgrafschaft Schleswig zwischen Eider und Schley wieder her und verpflanzte dorthin sächsische Ansiedler.

Heinrich soll nach Beendigung aller Kämpfe daran gedacht haben, einen Zug nach Rom zu unternehmen, um die Kaiserkrone zu erlangen. Das sieht freilich dem Manne, der selbst die Salbung ausgeschlagen hatte, wenig ähnlich, und jedenfalls unternahm er den Zug nicht. Ein Schlagfluß, von dem er im J. 935 getroffen wurde, mahnte ihn, daß das Ende seiner Tage wohl nicht mehr fern sein möge. Er dachte deshalb darauf, die Zukunft des Reiches auch nach seinem Tode zu sichern. Auf einer Versammlung seiner Großen zu Erfurt ließ er Otto, seinen ältesten Sohn von der Mathilde, zu seinem Nachfolger erwählen; aber auch seine übrigen Kinder bedachte er reichlich. Bald darauf (936) wurde er auf seinem Schlosse zu Memleben an der Unstrut abermals vom Schlage getroffen. Als er fühlte, daß ihm der Tod nahe sei, ließ er Mathilde zu sich kommen und unterredete sich lange Zeit leise mit ihr. Endlich sprach er: „Du mir immer Treue, mit Recht so innig Geliebte! ich danke Christo, daß ich dich lebend zurücklasse. Keiner hatte wohl je ein treueres, in allem Guten erprobteres Weib. Habe Dank, daß du mich im Zorne gemäßigt, mich stets weise berathen, von Unbilligkeit mich oft zur Gerechtigkeit zurückgeführt und mich gelehrt hast, mich der mit Gewalt Unterdrückten zu erbarmen. Jetzt empfehle ich dich und unsere Kinder und meine schon scheidende Seele dem Schutze des allmächtigen Gottes und dem inbrünstigen Gebete der Auserwählten des Herrn.“ Mathilde ging in die Kirche, um im Gebete ihr Herz zu erleichtern, und während sie noch betete, begann die Seelenmesse für den bereits Dahingeschiedenen. Da erkannte sie, daß er ausgekämpft habe, und in christlicher Fassung wandte sie sich zu ihren Kindern, die sie weinend umringten. „Theure Söhne“, sprach sie, „dies merkt euch in eurem Herzen: Fürchtet und ehret in Allem Gott, der Solches zu thun vermag.“ Heinrich starb am 2. Juli 936, im sechszigsten Jahre seines Lebens. Seine sterbliche Hülle wurde in der Petrskirche zu Quedlinburg vor dem Altare bestattet. In

der Unterkirche, dem ſogenannten alten Münſter, bezeichnet eine einfache Marmorplatte ſein Grab. Dieſelbe iſt geborſten und in eichene Bohlen gefaßt, die an den Ecken von vier kurzen Pfoſten getragen werden. Dort ruht neben ihm auch Mathilde. — Wer den ſtillen Ort ſieht, wo die treuen Gatten die letzte Ruheſtätte gefunden haben, gedenkt wohl jetzt noch mit Ehrfurcht des großen Königs, der in der Stille Großes vollbrachte und, wie ein alter Geſchichtſchreiber ſagt, ſeinem Sohne ein großes, weites Reich hinterließ, das er nicht von ſeinen Vätern ererbt, ſondern ſelbſt gegründet und allein Gottes Gnade zu verdanken hatte.

---

§. 19. Otto der Große.

(936—973.)

Wie die Fürſten es Heinrich gelobt hatten, ſo wählten ſie nach ſeinem Tode ſeinen Sohn Otto zum Könige und ſchworen ihm in Aachen, wohin er ſich zu dieſem Zwecke begab, den Lehenseid. Darauf zogen ſie mit ihm nach dem Dome, wo ſich die Geiſtlichkeit eingefunden hatte. Der alte würdige Erzbiſchof Hildebert von Mainz ſtellte ihn dem auf den Gallerien zahlreich verſammelten Volke dar. „Seht hier", ſprach er, „den von Gott erkorenen, vom Könige Heinrich empfohlenen und von den Fürſten einmüthig erwählten König Otto! Wollt ihr ihn, ſo erhebet die Hand". Alle folgten freudig der Aufforderung und riefen: „Heil und Segen dem neuen Herrſcher!" nnd nun vollzog der greiſe Erzbiſchof die Krönung, nachdem ihm die Erzbiſchöfe von Köln und Trier die Ehre derſelben hatten überlaſſen müſſen. Er überreichte dem jungen Könige die auf dem Altare liegenden Reichskleinodien, das Schwert, den Gürtel, die Armſpangen, den Königsmantel, das Scepter und den Herrſcherſtab. Bei der Uebergabe des letzteren ſprach er zu ihm: „Regiere die Völker wie ein Vater!" „Vor Allem aber", fuhr er fort, „ſtrecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, gegen die Wittwen, die Waiſen und Armen, und nimmer verſiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangeſt." Mit dieſen Worten nahm er das Oelhorn, ſalbte ihn, ſetzte ihm die Krone auf und führte ihn auf den Thron, worauf ein feierliches Tedeum angeſtimmt wurde.

Nach vollendeter Feier folgte ein prächtiges Krönungsmahl im Palaſte Karls des Großen. Die Fürſten übernahmen dabei ſelbſt die Sorge für die Bewirthung. Des Königs Schwager, Herzog Giſelbert von Lothringen, in deſſen Herzogthum Aachen lag, ſorgte für die Beherbergung und den Haushalt im Allgemeinen; Herzog Eberhard von Franken ord-

nete die Tafel; Herzog Hermann von Schwaben sorgte für den Wein und Arnulph von Baiern für das Reitzeug und die Unterbringung des Gefolges. Es war ein gemeinsames Fest aller Deutschen, und so verwalteten also die Fürsten hier zum ersten Male die später sogenannten Erzämter, nämlich das des Erzkämmerers, des Erztruchseß, des Erzmundschenken und des Erzmarschalls.

Otto war am Tage seiner Krönung (den 8. August 936) noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, ein schöner, kräftiger Jüngling, von hoher, gebieterischer Gestalt, großen, klaren Augen, rothen Wangen, lang wallendem, blondem Haar, mächtiger, breiter Brust, raschem Gange, würdevoll und königlich in seiner ganzen Erscheinung. Auch Vorzüge des Geistes zeichneten ihn vor Vielen aus. Er erkannte mit scharfem Blicke, was seinem Reiche fromme, und voll kriegerischen Muthes wußte er das als gut Erkannte auch gegen jede feindliche Macht durchzuführen; aber dabei war er von einer Leidenschaftlichkeit, die ihm selten zu ruhiger Besonnenheit Raum ließ und ihn eben so oft zum Jähzorn fortriß, wie sie ihn zu kühnem Handeln antrieb. In seinem Zorne war er fürchterlich, und das Strenge, Herbe in seinem Charakter wurde durch nichts gemildert, ob er auch seinen Feinden gern großmüthig verzieh und sich von Ungerechtigkeit fern hielt. Er hatte wohl die Hoheit seines Vaters, aber nicht die herzgewinnende Milde desselben, und so ist er denn auch weniger geliebt, als geehrt worden, und seine Regierung ist fast eine ununterbrochene Reihe von äußeren und inneren Kriegen gewesen.

Gleich im Anfange derselben hatte er gegen die aufrührerischen Rhedarier zu kämpfen, vielleicht auch gleichzeitig gegen den Böhmenherzog Boleslaw, einen kühnen, trotzigen Mann, der seinen Bruder Wenzel ermordet hatte, und nachdem er selbst die herzogliche Macht an sich gerissen, den Sachsen den Gehorsam verweigerte; aber Otto's tapferer Feldhauptmann Hermann Billung beendete glücklich den Kampf. Auch Eberhard, der älteste Sohn des im Jahre 938 verstorbenen Herzogs Arnulph von Baiern, trachtete nach Unabhängigkeit; er unterlag jedoch, und Otto gab Baiern im Jahre 939 an Arnulphs Bruder Berthold, Arnulphs zweiten Sohn aber, der den Namen des Vaters führte, ernannte er zum Pfalzgrafen in Baiern. Schon vorher hatten auch die Magyaren wieder einen Zug gegen Deutschland unternommen; da sie aber die Gränzen Sachsens trefflich vertheidigt fanden, wandten sie sich nach Süddeutschland und zogen dann, Alles verheerend, durch Burgund. Gleichzeitig begann aber ein trauriger Kampf in Deutschland selbst. Der alte Frankenherzog Eberhard hatte einem säumigen sächsischen Lehnsmanne seine Burg zerstört. Das betrachtete Otto als einen Eingriff in seine königlichen Rechte, und er verurtheilte Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber,

deren Werth er in edlen Roſſen bezahlen ſollte, und die Genoſſen deſſelben zu der beſchimpfenden Strafe, Hunde nach ſeiner königlichen Pfalz in Magdeburg zu tragen. Da erwachte wieder der alte Stammeshaß zwiſchen Sachſen und Franken; die letzteren ſchloſſen ſich an den tiefgekränkten Eberhard an, und dieſer verband ſich mit Otto's Stiefbruder Thankmar, dem der König ſeine mütterlichen Erbgüter in Sachſen vorenthielt. Sie eroberten die Eresburg; aber Otto zog gegen ſie und nahm die Burg wieder ein. Thankmar wurde in der dortigen Peterskirche, wohin er ſich geflüchtet hatte, ermordet; Eberhard floh und wurde, nachdem er ſich unterworfen hatte, nach Hildesheim verwieſen, ſpäter jedoch in ſein Herzogthum wieder eingeſetzt. Bald erneuerte er aber die Empörung und verband ſich mit Otto's Bruder Heinrich und dem Schwager des Königs, dem Herzog Giſelbert von Lothringen. Auch König Ludwig IV. von Frankreich hielt ſich zu ihnen. Der Kampf hätte für Otto ſehr gefährlich werden können, wenn nicht Eberhard bei einem Ueberfall am Rhein den Tod gefunden hätte und Giſelbert in den Fluthen dieſes Stromes ertrunken wäre. Nun konnte Otto den Ludwig bis tief in ſein Land hinein verfolgen, und dieſer erlangte den Frieden nur durch die Vermittelung von Otto's Schweſter Gerberge, der Wittwe Giſelberts, mit der er ſich vermählte. Heinrich, von Allen verlaſſen, warf ſich reuig ſeinem Bruder in die Arme und erhielt Verzeihung; dennoch aber ſann er ſpäter auf neue Ränke; ja, er ließ ſich ſogar mit mehreren unzufriedenen Großen in eine Verſchwörung ein, die nichts Geringeres bezweckte, als den König am Oſterfeſte 941 in der Kirche zu Quedlinburg zu ermorden und ihn ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Doch die Verſchwörung wurde verrathen, und Otto war auf ſeiner Hut. Die Verſchworenen wurden umzingelt, ergriffen und meiſtens hingerichtet oder verbannt. Heinrich wurde ebenfalls gefangen genommen und zu Ingelheim in ſtrenger Haft gehalten. Es gelang ihm jedoch, zu entkommen, und als Otto zur Feier des Weihnachtsfeſtes ſich eben im Dome zu Quedlinburg befand, da erſchien plötzlich der Geflüchtete barfuß und in härenem Bußgewand und warf ſich, Verzeihung flehend, dem zürnenden Bruder zu Füßen. Großmüthig verzieh ihm dieſer, ergriffen von dem Anblick, abermals; ja, er gab ihm ſogar in der Folge auf die Bitten ſeiner Mutter Mathilde das durch Bertholds Tod erledigte Herzogthum Baiern, und ſeitdem blieb ihm Heinrich treu ergeben bis an ſeinen Tod. Ueberhaupt ſuchte Otto ſeine Hausmacht dadurch zu verſtärken, daß er die bedeutenderen Reichslehen an ſeine Verwandten verlieh. So gab er das erledigte Lothringen dem Grafen Konrad von Worms, den er mit ſeiner Tochter Luitgard vermählte; Schwaben erhielt nach dem Tode des Herzogs Hermann der Sohn des Königs, Ludolf, der mit Hermanns einziger Tochter Ida vermählt war. Sachſen aber, ſein eigenes Herzog-

thum, gab Otto seinem wackeren Feldhauptmann Hermann Billung zur Belohnung für seine treuen Dienste im böhmischen Kriege

Nicht minder glücklich, wie in der Unterdrückung der inneren Unruhen, war Otto in seinen auswärtigen Kämpfen. Eroberungslust und Bekehrungseifer trieben ihn zum Kampfe gegen die Slaven an der Elbe. Der mächtige Markgraf Gero vermochte derselben nicht Herr zu werden und nahm deshalb zu treuloser Grausamkeit seine Zuflucht. Dreißig slavische Fürsten ließ er zu einem Festmahle einladen und, nachdem er sie trunken gemacht hatte, hinterlistig ermorden. Da erhoben sich die slavischen Stämme, um ihr theuerstes Gut, ihre Freiheit, zu vertheidigen. Lange dauerte der Kampf, und nur durch den Verrath eines ihrer Fürsten gelang endlich die Unterwerfung der Slaven, die nun zugleich gezwungen wurden, das Christenthum anzunehmen, dem ihre Herzen freilich noch lange fremd bleiben mußten, da es ihnen in solcher Weise zugleich mit der Knechtschaft aufgedrungen war. Ebenso schlug Otto die Dänen, die unter ihrem König Harald Blauzahn einen verwüstenden Einfall in Schleswig gemacht hatten, über die Eider zurück und zwang den König, ihm als Lehnsherrn zu huldigen und sich taufen zu lassen. Auch die Slaven in der Lausitz wurden nach hartnäckigem Kampfe unterworfen, und ihr Land ward unter dem Namen Ostsachsen unter den Schutz Hermann Billungs gestellt. Ueberall legte Otto bei den unterworfenen Völkerschaften zur Befestigung des Christenthums in seiner Herrschaft Bisthümer an, im Meißnerlande die zu Meißen, Merseburg und Zeitz, das später nach Naumburg verlegt wurde, in Nordsachsen Havelberg, Brandenburg, gegen die Obotriten Oldenburg, die er unter das Erzbisthum Magdeburg stellte, und in Jütland die Bisthümer Schleswig, Aarhuus und Ripen, die er dem Erzbisthum Hamburg unterordnete.

Groß und mächtig stand jetzt Otto da, groß und mächtig sein Volk und noch herrlichere Aussichten schienen sich ihm zu eröffnen, als er nach Italien gerufen wurde. Nach dem Aussterben der Karolinger hatten dort die heftigsten Kämpfe um den Besitz der Herrschaft ununterbrochen fortgedauert. Im Jahre 950 starb der König Lothar II. plötzlich, und der Markgraf Berengar von Ivrea, den man allgemein im Verdacht hatte, er habe denselben durch Gift aus dem Wege geräumt, riß die Herrschaft an sich und ließ sich zum Könige krönen. Um sich in der Macht zu befestigen, wollte er Lothars Wittwe, die schöne, neunzehnjährige Adelheid, eine Tochter König Rudolfs II. von Burgund, zwingen, seinen lasterhaften, häßlichen Sohn Adalbert zu heirathen. Standhaft weigerte sich Adelheid, die Gattin eines Menschen zu werden, den sie verabscheute. Deshalb wurde sie in ein festes Schloß am Gardasee gesperrt, wo sie die abscheulichste Behandlung zu erdulden hatte. Man ließ sie Hunger leiden; ja, Berengars böses Weib Willa entblödete sich nicht, sie mit

Fäuſten zu ſchlagen und bei den Haaren herumzuziehen. Ein Geiſtlicher Namens Martin hatte Mitleid mit der ſo arg Gemißhandelten. Er untergrub die Mauer ihres Kerkers, und durch die ſo entſtandene Oeffnung entfloh er mit ihr, nachdem er ihr männliche Kleidung verſchafft hatte. In einem bereit gehaltenen Nachen führte er ſie über den See, und bald im Getreide, bald im Gebüſche oder in Sümpfen ſich verbergend, brachte er ſie unter mannichfachen Beſchwerden in die Hütte eines armen, aber redlichen Fiſchers und von da in das feſte Schloß Canoſſa, wo ſie Schutz und Aufnahme fand. Auf die Dauer war ſie indeſſen auch hier vor Berengars Rache nicht ſicher, und der treue Martin eilte desbalb nach Deutſchland, um den König Otto zur Hülfe herbeizurufen. Otto war ſogleich bereit, dem Rufe zu folgen, und um die Geängſtete zu beruhigen, ſandte er einen treuen Ritter vorauf nach dem bereits von Berengar belagerten Canoſſa, der ihr einen Brief und ſeinen Ring bringen mußte, um ſie ſeiner Hülfe zu verſichern. Er ſelbſt brach ſofort mit einem Heere nach Italien auf, und mit ihm zogen ſein Sohn Ludolf von Schwaben, den er zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, ſein Schwiegerſohn Konrad von Franken und ſein Bruder Heinrich von Baiern, über die Alpen (951). Faſt ohne alle Mühe wurde Berengar verdrängt; bereits am 23. September zog Otto in die Hauptſtadt Pavia ein und wurde als Herrſcher von Italien anerkannt. Bald wurde auch Adelheid von Heinrich nach Pavia geführt, und nicht lange nachher, wahrſcheinlich ſchon im October, feierte Otto daſelbſt mit der größten Pracht ſeine Vermählung mit der jungen, ſchönen Wittwe.

Er ſelbſt war ſeit Anfang 946 Wittwer geweſen, wo ſeine erſte Gemahlin, die engliſche Prinzeſſin Editha, ſtarb. Editha war eine Frau von ungeheuchelter Frömmigkeit geweſen, mild, ſanftmüthig und wohlthätig gegen Jedermann, und oft trat ſie vermittelnd ein, wo ſich ein Zwiſt zwiſchen Otto und ſeinem Bruder oder ſeiner Mutter Mathilde erheben wollte. Die Letztere erregte beſonders dadurch den Unwillen ihrer Söhne, daß ſie Kirchen und Klöſter überreich beſchenkte und auch den Armen über ihre Kräfte Spenden zukommen ließ. Endlich vertrieben die Söhne ſie ſogar von ihrem Wittwenſitz und zwangen ſie, den Schleier zu nehmen. Tief gekränkt, zog ſie ſich nach dem Kloſter Engern zurück, das ſie ſelbſt geſtiftet hatte. Kaum erfuhr Editha, was geſchehen war, ſo drang ſie in Otto, ſein Unrecht gut zu machen, und ließ nicht eher nach, als bis er ſeiner Mutter einen reuevollen Brief ſchrieb. Voll Freude darüber, machte ſich Mathilde ſogleich zu ihm auf den Weg; Otto aber reiſte ihr entgegen, ſprang vom Pferde, als er ſie erblickte, und bat ſie knieend um Verzeihung. Die Mutter umarmte ihn weinend vor freudiger Rührung, ermahnte ihn, ſich zu beruhigen, da ſie die ihr widerfahrene Kränkung durch ihre Sünden reichlich verdient habe, und ſeit

jener Zeit störte nie wieder ein Zwist das schöne Verhältniß zwischen Mutter und Sohn. — Von der Wohlthätigkeit Editha's erzählen uns die Legenden, die sich über sie erhalten haben, manchen schönen Zug, freilich nach dem Geschmacke jener Zeit sehr in's Wunderbare ausgemalt. Namentlich wird uns erzählt, Otto habe sie selbst einmal auf die Probe stellen wollen. Er stellte sich über ihre zu große Verschwendung erzürnt und verbot ihr dieselbe. An einem hohen Festtage aber trat er, als Bettler verkleidet, so daß Keiner ihn zu erkennen vermochte, seiner Gattin in den Weg, die eben in die Kirche gehen wollte, und flehte sie um eine Gabe an. Sie versicherte ihm, sie hätte nichts, als ihre Kleider; er aber hielt sie beim Mantel fest und sagte, so möchte sie ihm mit einem Stücke ihres prächtigen Kleides helfen. Sogleich ließ sie einen Aermel abschneiden und hüllte sich in den Mantel. Nach Hause gekommen, legte sie ein anderes Kleid an; bei Tafel aber fragte sie der König, warum sie sich umgekleidet habe. Sie war verlegen, wußte sich nicht herauszureden und mußte endlich das vorige Kleid herbeiholen. Wie erstaunte sie, als sie sah, daß dasselbe beide Aermel hatte! Auch Otto war erstaunt, gestand seine List und holte nun auch den Aermel hervor, den Editha ihm als dem vermeintlichen Bettler geschenkt hatte; seitdem liebte und ehrte er sie aber noch mehr, als zuvor.

So schön und geistreich nun auch seine zweite Gemahlin Adelheid war, eine Editha wurde sie ihm nicht; vielmehr wurde seine Vermählung mit ihr eine Quelle vielfachen Unheils für ihn. Sein Sohn Ludolf war über dieselbe gar nicht erfreut, und da Adelheid noch obenein kalt gegen ihn war, kehrte er ohne Erlaubniß, und ohne Abschied genommen zu haben, gleich nach dem Feste nach Deutschland zurück. Nichts Gutes ahnend, eilte ihm Otto nach und ließ Konrad von Lothringen mit einem Theile des Heeres als Statthalter zur Fortsetzung des Kampfes in Italien zurück. Konrad bewog Berengar zur völligen Unterwerfung, indem er ihm versprach, wenn er mit seinem Sohne zu Otto nach Deutschland ginge, würde ihm derselbe Italien als Leben übergeben. Berengar und Adalbert wurden aber, sei es auf Anstiften der Adelheid, die ihnen die erlittene Behandlung nicht verzeihen konnte, sei es durch Heinrichs Schuld, zu Magdeburg ungünstig aufgenommen. Otto ließ sie gar nicht vor sich, schickte sie ohne Entscheidung fort und beschied sie nur dahin, daß sie vier Monate später im August sich wieder in Augsburg einfinden sollten. Durch ein solches Verfahren fühlte sich nun auch Konrad beleidigt, weil, auf sein Wort bauend, Berengar nach Deutschland gegangen war; er verband sich deshalb mit Ludolf gegen Otto und Heinrich, und auch der Erzbischof von Mainz schloß sich ihnen an.

Erschreckt belehnte Otto im August den Berengar wirklich mit Italien; aber gleichwohl rüsteten sich die Verbündeten zu förmlicher Empörung,

und der König sah sich zu einem unseligen Kampfe gegen seine nächsten Blutsverwandten gezwungen. Sechszig Tage lang belagerte er in Mainz seinen Sohn und seinen Schwiegersohn; da bot er selbst zuerst den Frieden an. Konrad und Ludolf erschienen im Lager und baten fußfällig um Verzeihung; Otto aber verlangte Auslieferung ihrer Freunde, und durch solche Treulosigkeit wollten sie des Königs Gnade nicht erkaufen. Sie brachen auf der Stelle die Unterhandlungen ab und kehrten nach Mainz zurück. Die weitere Vertheidigung der Stadt übernahm Konrad; Ludolf aber zog nach Regensburg, wo er bei dem Pfalzgrafen Arnulf, der sich empört hatte, bereitwillige Aufnahme fand. Erst nach langem Widerstande ergab sich die Stadt dem herbeigeeilten Könige (954), und Konrad und Ludolf erhielten zwar Verzeihung, aber Beide verloren ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Heinrichs von Baiern Schwiegersohn Burkhard; Lothringen aber wurde in zwei Herzogthümer: Ober- und Niederlothringen, getheilt. Jenes bekam Friedrich, der Bruder des Erzbischofs von Metz, dieses ein Graf Gottfried; über Beide aber erhielt Otto's Bruder, der Erzbischof Bruno von Köln, die Oberaufsicht.

Es war die höchste Zeit, daß die inneren Unruhen beigelegt wurden; denn ein furchtbarer Kampf drohte von außen her. Die Ungarn waren schon 954 wieder mit einem Heere an den Gränzen Deutschlands erschienen, und man glaubte damals allgemein, Heinrich habe sie heimlich herbeigerufen; seine Freunde aber sagten, Konrad und Ludolf hätten sie zu dem Zuge gereizt. Mit schweren Geldopfern erkaufte Ludolf ihren Abzug aus Baiern, und sie drangen nun bis Burgund vor. Aber schon im folgenden Jahre erneuerten sie ihren Raubzug nach Deutschland. Otto zog ihnen mit einem in der Eile zusammengerafften Heere entgegen, und am Lech traf er auf ihr ungeheures Heer. Entsetzt rief er bei dem Anblicke desselben aus: „Hier kann nur Gott helfen!" dennoch aber verlor er den Muth nicht. Am 10. August 955 kam es zur Hauptschlacht auf dem großen Lechfelde bei Augsburg. Otto's ganzes Heer hatte sich durch Gebet und Genuß des Abendmahls auf dieselbe vorbereitet. Vom Morgen bis zum Abend wurde gekämpft, ehe sich der Sieg für Otto entschied. Er selbst und der wackere Herzog Konrad, der, alles Vergangene vergessend, an der Spitze der Franken überall voran war im Kampfe, hatten zu dem siegreichen Ausgange desselben das Meiste beigetragen. Es war ein herrlicher Sieg. Tausende von Ungarn bedeckten als Leichen das Schlachtfeld; Tausende fanden in den Fluthen des Lech ihren Tod, und was nicht niedergehauen wurde, das wurde größtentheils gefangen genommen. Von zwei ungarischen Heereshaufen, die zusammen an sechszigtausend Mann stark waren, entkamen nur sieben Mann mit abgeschnittenen Nasen und Ohren in ihre Heimath. Freilich betrauerten auch die Deutschen den Verlust manches tapferen Streiters

Auch Konrad hatte den Tod gefunden. Ermattet von der Hitze des Kampfes, lüftete er sich den Helm, als ihm ein Pfeil durch die Kehle drang, daß er todt zu Boden stürzte. Seit dieser Zeit haben die Ungarn nie wieder einen feindlichen Angriff auf Deutschland gewagt, und mit Recht ließ Otto den glorreichen Sieg im ganzen Reiche durch Dankgottesdienste feiern.

Inzwischen hatte Berengar die Bedrängnisse Deutschlands zu benutzen gesucht, um sich von Otto, dessen Oberlehnsherrschaft er nur ungern ertrug, unabhängig zu machen; ja, er hatte sogar den Papst Johann XII. angegriffen, mit dem er um so leichter fertig zu werden dachte, da derselbe allgemein verachtet war, weil er durch die schmählichsten Laster den päpstlichen Stuhl schändete. Johann wandte sich indessen Hülfe suchend an Otto, und nachdem Ludolf, der, entweder vom Vater gesandt, oder auch um sich selbst eine Herrschaft zu gründen, gegen Berengar gezogen war, nach glücklichem Kampfe gegen den verhaßten Despoten in Italien seinen Tod gefunden hatte, vielleicht durch Gift, das ihm Willa beibringen ließ, ging Otto im Jahre 961 selbst über die Alpen, seinem eigenen Wunsche, wie dem seiner Adelheid folgend. Zuvor ließ er auf einer Versammlung zu Worms seinen sechsjährigen Sohn Otto von den Fürsten zu seinem Nachfolger erwählen und zu Aachen feierlich als König krönen. Pavia öffnete ihm ohne Widerstand die Thore; Berengar wurde abgesetzt, und bereits im December ließ sich Otto in Mailand von dem dortigen Erzbischofe feierlich als König von Italien krönen. Am 1. Februar des folgenden Jahres hielt er seinen Einzug in Rom, und am Tage darauf wurde er in der Peterskirche mit seiner Gemahlin vom Papste zum Kaiser gekrönt.

So hatte denn Otto seinen Wunsch erreicht, und die Kaiserwürde ist seitdem bis zum Untergange des deutschen Reiches beständig bei Deutschland geblieben; aber es war ein trauriger Gewinn. Die deutschen Kaiser wurden durch die Behauptung dieser Würde und der Herrschaft über Italien in viele unglückliche Kämpfe verwickelt; Ströme deutschen Blutes sind auf italischem Boden geflossen, und obgleich es nicht zu leugnen ist, daß die Berührung, in welche die Deutschen durch die Züge nach Italien mit der antiken Bildung kamen, vielfach wohlthätig auf sie eingewirkt hat, so ist es doch eben so gewiß, daß Tausende, von den Lastern der Italiener fortgerissen, zu Grunde gingen, Tausende als Opfer römischer Tücke und Treulosigkeit fielen. Die letztere sollte gleich Otto kennen lernen. Der Papst hatte ihm ernstlich geloben müssen, daß er es nie wieder mit Berengar oder seiner Partei halten wolle; aber kaum war der Kaiser fort, so brach Johann treulos das Gelübde und erkannte Adalbert in Rom als König an. Otto, der inzwischen die Bekämpfung Berengars fortgesetzt hatte, eilte sofort mit einem Theile seines

Heeres nach Rom. Der Papst und Adalbert flohen bei seiner Annäherung; ungehindert zog er am 2. November 963 in Rom ein, und vier Tage darauf eröffnete er in der Peterskirche eine Versammlung von Geistlichen und Weltlichen, auf welcher Johann, als der schändlichsten Laster überführt, einstimmig für abgesetzt erklärt wurde, und an seiner Stelle ward am 6. December 963 mit Zustimmung des Kaisers ein Archidiaconus der römischen Kirche unter dem Namen Leo VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Gleichzeitig gelobten die Römer, künftig keinen Papst ohne die Genehmigung des Kaisers zu wählen. Bald sollte Otto erfahren, wie weit er sich auf ihr Gelübde verlassen könne. Er blieb in Rom; da er aber im November den größten Theil seines Heeres entlassen hatte, rotteten sich die Anhänger Johanns zusammen, um Otto und Leo zu ermorden. In Rom selbst auf der Tiberbrücke kam es am 3. Januar 964 zwischen ihnen und dem kleinen Häuflein der Deutschen zum Gefecht; doch sie wurden besiegt, und die Römer mußten Otto abermals Treue schwören. Kaum hatte indessen der Kaiser Rom verlassen, so nahmen sie Johann wieder auf und vertrieben Leo; ja, als Johann starb, wählten sie einen neuen Papst, Benedict V. Sofort kehrte Otto nach Rom zurück, eroberte die Stadt und versammelte ein Concil. Auf demselben wurde Leo feierlich wieder als Papst eingesetzt, dem Benedict aber der päpstliche Schmuck abgerissen, der Krummstab ihm vor den Füßen zerbrochen und er selbst nach Hamburg verbannt. Auch Berengar und Willa waren endlich in die Gefangenschaft des Kaisers gerathen und wurden nach Bamberg geführt. Mit ihnen und dem abgesetzten Papste zog Otto im Jahre 965 nach Deutschland zurück. Die Angelegenheiten in Rom vergönnten ihm jedoch in der Heimath nur kurze Rast. Leo war nämlich noch im Jahre 965 gestorben, und Otto hatte Johann XIII. als Papst einsetzen lassen; doch dieser war von den Römern sofort wieder vertrieben worden. Zornig eilte Otto über die Alpen und hielt über die Aufrührer in Rom ein strenges Gericht. Nun ließ er auch seinen damals dreizehnjährigen Sohn Otto nach Italien kommen, und Johann XIII. mußte denselben am Weihnachtsfeste 967 als Nachfolger in der Kaiserwürde krönen. Der alte Kaiser hatte den Plan, ihn mit der griechischen Prinzessin Theophania zu vermählen und ihm dadurch auch die Herrschaft über Unteritalien zu sichern. Er schickte deshalb Gesandte an den Hof des griechischen Kaisers Nicephorus Phokas. Zwar wurden dieselben höhnisch abgewiesen, und der Kaiser forderte sogar die Zurückgabe von Rom; als aber Otto die Griechen in Unteritalien siegreich angriff und sogar Kalabrien und Apulien eroberte, schloß der neue griechische Kaiser Johannes Tzimisces, der auf den inzwischen ermordeten Nicephorus gefolgt war, im Jahre 971 mit ihm Frieden und gab dem Sohne Otto's die Theophania zur Ge-

mahlin mit der Anwartschaft auf Kalabrien und Apulien. Im Jahre 972 erfolgte zu Rom die Vermählung, und kurz darauf kehrte Otto nach Deutschland zurück. Nicht lange mehr war es dem greisen Kaiser vergönnt, in der Heimath zu weilen. Im folgenden Jahre (973) feierte er in Quedlinburg am Grabe seiner Eltern das Osterfest. Von nahe und fern waren Fürsten, Grafen und Bischöfe zu demselben herbeigeströmt. Auch der Polenherzog Miecziſlaw erschien, um sich dem Richterspruche des Kaisers zu unterwerfen; der junge Herzog Boleslaw II. von Böhmen brachte ihm als seinem Lehnsherrn zum ersten Male Tribut und Geschenke; ebenso sandte der Dänenkönig Harald den schuldigen Tribut; Gesandte aus Rom und Benevent, aus Constantinopel, von den Russen und Bulgaren, selbst von den Ungarn erschienen. Der Kaiser hatte die Freude, daß in Folge seiner Siege in Polen, Böhmen und Ungarn die Ausbreitung des Christenthums gesichert erschien. Es war eine schöne, glänzende Feier; nur der am 27. März zu Quedlinburg erfolgte Tod des tapferen Sachsenherzogs Hermann Billung trübte die Freude Otto's. Der greise Kaiser fühlte es, daß auch seine Stunde bald schlagen werde. Nachdem er noch mehrere seiner Burgen und Pfalzen in Sachsen besucht hatte, begab er sich nach Memleben, und hier, wo sein Vater geendet hatte, war auch ihm beschieden, zu sterben. Nach einem heiteren Mahle begab er sich am 7. Mai in die Kirche, um zu beten; da sank ihm plötzlich das Haupt auf die Brust, und man glaubte schon, er sei todt. Doch noch einmal kehrte ihm das Bewußtsein zurück. Auf seinen Wunsch empfing er das heilige Abendmahl, und unter dem Gesange geistlicher Lieder entschlief er sanft und ruhig. Er starb im einundsechszigsten Jahre seines Lebens und im achtunddreißigsten seiner Regierung. Seine Leiche wurde in der von ihm erbauten Kirche zu Magdeburg beigesetzt; auf dem alten Markte dieser Stadt aber ward ihm später eine Reiterstatue errichtet, welche noch jetzt daselbst steht.

Wenige Jahre vor seinem Tode, am 14. März des Jahres 968, war auch seine fromme Mutter Mathilde gestorben, die er seit seiner Versöhnung mit ihr durch Editha stets kindlich geliebt und geehrt hatte. Vor seinem letzten Zuge nach Italien sah er sie noch einmal zu Nordhausen. Vor dem Abschiede wohnte er noch mit ihr dem Gottesdienste bei; weinend umarmte er sie dann, und sie führte ihn aus der Kirche. Er bestieg sein Pferd; sie aber kehrte in die Kirche zurück, warf sich auf die Kniee nieder, küßte die Spuren seiner Füße auf dem Boden und benetzte sie mit heißen Thränen. Seine Begleiter meldeten es ihm. Da wurde auch der ernste Mann von der Macht seiner Gefühle überwältigt; er sprang vom Pferde, eilte in die Kirche zurück, warf sich seiner Mutter zu Füßen und rief schluchzend aus: „O Mutter, womit kann ich Euch diese Thränen vergelten?!“ Mathilde hob ihn vom Boden auf, und

noch eine Zeit lang blieben sie in traulichem Gespräche beisammen, bis Mathilde selbst ihn zum Aufbruch mahnte. „Gehe hin in Frieden!" sprach sie zu ihm, „mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leibe nicht mehr sehen." Wirklich war es der letzte Abschied, den er von ihr nahm; als er aus Italien zurückkehrte, hatte sie längst schon ihr frommes Leben geendet.

---

§ 20. Die letzten Kaiser aus dem sächsischen Hause.

Nur wenn Otto's Nachfolger mit einer ungewöhnlichen Fülle von Kraft und geistiger Begabung ausgerüstet und von gleichem Glücke, wie er selbst, begünstigt gewesen wären, hätten sie es vielleicht vermocht, die verschiedenartigen, einander mannichfach widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten, die er in seinem Reiche vereinigt hatte. An Kraft fehlte es nun zwar seinem achtzehnjährigen Sohne Otto II. nicht, der ihm im Jahre 973 auf dem Throne folgte; aber das Glück war demselben nicht günstig, und sein unruhiger, thatendurstiger Geist verleitete ihn zu manchem unbesonnenen, unreifen Unternehmen, ohne daß es ihm bei der kurzen Dauer seines Lebens vergönnt war, die Uebereilungen der Jugend durch spätere Besonnenheit wieder gut zu machen, und so ist denn seine kurze, kaum zehnjährige Regierung von Anfang an eine unruhevolle und stürmische gewesen. Anfangs hatte seine Mutter Adelheid eine Art Vormundschaft über ihn geführt; aber er war nicht geneigt, sich von ihr leiten zu lassen, und beleidigt durch seinen Eigenwillen, zog sie sich bald ganz von der Regierung und vom Hofe zurück und begab sich zu ihrem Bruder nach Burgund. Alsbald erhob sich sein Vetter Heinrich von Baiern gegen ihn und trat in heimlichen Bund mit Harald von Dänemark und den Herzogen von Böhmen und Polen. Nach langem, zweifelhaftem Kampfe mußte sich Heinrich endlich unterwerfen. Zu Magdeburg hielten die Fürsten Gericht über ihn. Sein Herzogthum wurde ihm genommen und kam an des Kaisers Enkel, Otto von Schwaben, den Sohn des unglücklichen Ludolf, der auf solche Weise nun zwei große Reichslehen zu gleicher Zeit besaß; er selbst wurde dem Bischof von Utrecht zur Bewachung übergeben.

Kaum waren solchergestalt die Verhältnisse in Deutschland geordnet und auch der Dänenkönig durch Otto's Feldherrn gezüchtigt, als schon von Westen her ein neuer Kampf hereinbrach. Frankreich hatte den Verlust Lothringens noch nicht verschmerzt, und der französische König Lothar glaubte während der in Deutschland herrschenden Verwirrung das entrissene Land am leichtesten wieder gewinnen zu können. Vergebens

ſuchte Otto die Gefahr dadurch abzuwenden, daß er Lothars Bruder Karl ſelbſt mit Niederlothringen belehnte; Lothar dachte ſich des Ganzen zu bemächtigen, fiel im Jahre 978 in Oberlothringen ein, beſetzte Aachen, von wo der Kaiſer ſich mit ſeiner Gemahlin kaum durch die ſchleunigſte Flucht nach Köln retten konnte, und ließ zum Zeichen, daß Lothringen ihm gehöre, den Adler auf dem kaiſerlichen Palaſte nach Frankreich umwenden. Doch Otto, der jetzt in Deutſchland freie Hand hatte, ſammelte eilig ein Heer, jagte Lothar aus Lothringen und verfolgte ihn bis Paris, deſſen eine Vorſtadt er ſogar verbrannte. Zwei Jahre ſpäter kam der Friede zu Stande, und Lothar mußte auf Lothringen Verzicht leiſten. Kaum aber war der Friede geſchloſſen, ſo nahmen auch ſchon Unruhen in Italien die volle Thätigkeit des Kaiſers in Anſpruch. Crescentius, ein vornehmer Römer, dachte darauf, die Republik wieder herzuſtellen, und bedrängte den Papſt. In Rom ſelbſt kam es zu blutigem Kampfe, und Crescentius ließ ſogar den Papſt in die Engelsburg ſperren und umbringen. Zwar ſiegte zuletzt die Gegenpartei des Crescentius und der von ihr erwählte Papſt; doch bat dieſer dringend den Kaiſer, zur völligen Wiederherſtellung der Ruhe nach Italien zu kommen. Otto kam wirklich im Jahre 980 und hielt über die Empörer ſtrenges Gericht. Um ſeine Macht daſelbſt noch feſter zu begründen, beſchloß er, die Griechen aus Kalabrien und Apulien zu verdrängen, auf welche Länder er ohnehin durch ſeine Vermählung mit Theophania Anſpruch zu haben glaubte. Wirklich entriß er ihnen Neapel, Salerno und ſelbſt das feſte Tarent; aber in ihrer Bedrängniß riefen ſie nun die Araber aus Sicilien zu Hülfe, und mit denſelben vereinigt, erfochten ſie am 13 Juli 982 in Kalabrien über Otto einen entſcheidenden Sieg. Man weiß nicht mehr mit Beſtimmtheit, an welchem Orte die Schlacht ſtattfand; nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie an der Meeresküſte, ſüdlich von Cotrone, geliefert wurde. Die Tapferſten aus dem Heere des Kaiſers fielen in der Schlacht; Andere fanden ihren Tod in den Wellen, und von denen, die dem Schwerte entrannen, kamen viele vor Durſt und Hitze um; Andere wurden als Sklaven nach Aegypten geſchleppt und ſahen erſt ſpät ihre Heimath wieder. Der Kaiſer ſelbſt entging den ihn verfolgenden Arabern nur dadurch, daß er ſich mit ſeinem Roſſe in die Meereswogen ſtürzte und ſo glücklich nach einem in der Nähe befindlichen Schiffe kam. Aber daſſelbe war ein griechiſches, und Otto wurde von dem Führer deſſelben erkannt. Abermals drohte ihm Gefangenſchaft; aber klug wußte er ſich der Gefahr zu entziehen. Er erklärte, er wolle ſich mit ſeiner Gemahlin zu ſeinem Schwager, dem griechiſchen Kaiſer, nach Conſtantinopel begeben. Man möge ihn deshalb bei Roſſano an's Land ſetzen, wo Theophania mit ihren Schätzen ihn erwarte. Der Grieche warf wirklich vor Roſſano Anker, und Theophania wurde von dem Schickſale ihres Gemahls be-

nachrichtigt; aber nur ein deutscher Bischof und die Mädchen, welche die Schätze der Kaiserin bringen sollten, erhielten Erlaubniß, an Bord zu kommen. Auf Böten kamen sie an's Schiff; kaum aber war dies geschehen, so stürzte sich der Kaiser in's Meer, um nach der Küste zu schwimmen. Die Griechen wollten ihn daran verhindern; aber deutsche Jünglinge, die sich verkleidet unter den Mädchen befanden, beschirmten ihn, und er kam glücklich an's Land. Sie selbst retteten sich auf den Böten, auf welchen sie gekommen waren. Theophania war unzart genug, ihren Gemahl mit den spöttischen Worten zu empfangen: „Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!" Die Deutschen aber vergaben es ihr nie, daß sie ihre Freude über den Sieg der Griechen so schlecht zu verhehlen wußte. Das Unglück Otto's erregte die allgemeinste Theilnahme. Zahlreich erschienen seine treuen deutschen Vasallen auf dem allgemeinen Reichstage, den er zu Verona hielt. Sie wählten seinen dreijährigen Sohn Otto zu seinem Nachfolger und beschlossen einen neuen Zug gegen die Griechen und Araber; selbst Sicilien sollte erobert werden; aber das vielfache Mißgeschick hatte Otto's Kraft gebrochen. Den Keim des Todes in sich tragend, kam er nach Rom. Dort verfiel er in eine hitzige Krankheit, die am 7. December 983 seinem Leben ein Ende machte. Seine Gebeine wurden in der Peterskirche beigesetzt.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers traf in Deutschland ein, als Otto III. eben zu Aachen war gesalbt worden. Die deutschen Fürsten erklärten einmüthig, dem ihm geleisteten Eide treu bleiben zu wollen, und so übernahmen seine Großmutter Adelheid, seine Mutter Theophania und die Quedlinburger Aebtissin Mathilde, Otto's II. Schwester, für ihn die Regierung. Unterstützt von dem weisen Erzbischof Willigis von Mainz, dem Sohne eines Wagners, der bescheidenen Sinnes auch im bischöflichen Schmucke sich seiner geringen Herkunft nicht schämte, leiteten sie die Angelegenheiten des Reiches mit großem Glück; die Erziehung des jungen Kaisers aber übertrugen sie wackeren Geistlichen, dem Bischof Bernward von Hildesheim und dem fränkischen Geistlichen Gerbert, dem gelehrtesten Manne seiner Zeit, der nicht nur durch seine Kenntnisse in der Theologie und Philosophie Alle weit überragte, sondern sich in den maurischen Schulen Spaniens auch so ausgezeichnete Kenntnisse in den Naturwissenschaften erworben hatte, daß das Volk ihn für einen Zauberer hielt. Unter der Leitung solcher Männer entwickelten sich die glücklichen Anlagen Otto's mit überraschender Schnelligkeit; aber nicht ihre Schuld war es, sondern die seiner Mutter und Großmutter, daß er deutschem Sinne und deutschem Wesen völlig entfremdet wurde. Er verachtete das „bäurische Wesen der Sachsen"; auch im Aeußeren führte er byzantinische Sitte an seinem Hofe ein, wie er z. B. bei Tische getrennt von den Uebrigen auf einem erhabneren Sitze speiste, und sein Lieblingsplan

war, Rom zu seiner beständigen Residenz zu machen. Noch nicht sechszehn Jahre alt, zog er, vom Papste gegen Crescentius zu Hülfe gerufen, über die Alpen (996), setzte, da der Papst inzwischen gestorben war, einen Deutschen, Bruno, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, unter dem Namen Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Zwei Jahre später riefen ihn neue Unruhen abermals nach Italien. Crescentius wurde gefangen genommen und mit zwölf seiner Anhänger enthauptet, und als bald darauf der päpstliche Stuhl wieder erledigt wurde, machte Otto seinen geliebten Lehrer Gerbert als Sylvester II. zum Papst. Er blieb jetzt gänzlich in Rom, das er mit prächtigen Gebäuden schmückte, und nahm völlig römische Sitten an. Vorzüglich der Einfluß italienischer Mönche und Einsiedler war es auch, welcher das Gemüth des jungen Kaisers mit dem Hange zu religiöser Schwärmerei erfüllte, so daß er sich mit den strengsten Bußübungen peinigte. Gegen Ende des ersten Jahrtausends nach Christo verbreitete sich allgemein die Meinung vom nahen Untergange der Welt, und während Viele, von abergläubischer Furcht ergriffen, nach Jerusalem wallfahrteten, um dort das Hereinbrechen des jüngsten Tages zu erwarten, pilgerte Otto im Jahre 1000 nach Gnesen zum Grabe des heiligen Adalbert, des Apostels der Preußen, der wenige Jahre zuvor den Märtyrertod gefunden hatte. Barfuß und unter heißen Thränen that er dort Buße; nachher aber erhob er Gnesen zum Erzbisthum, dem er die Bisthümer Colberg, Breslau und Krakau unterordnete. Darauf unternahm er noch eine Wallfahrt nach Aachen zum Grabe Karls des Großen. Er ließ dasselbe öffnen, betrachtete andächtig den wohlerhaltenen Leichnam des großen Kaisers, den er sich gern zum Vorbilde genommen hätte, und dem er doch so unähnlich war, nahm ihm das goldene Kreuz vom Halse und hängte es sich um und ließ dann das Grab wieder schließen.

Als er nun noch in demselben Jahre wieder nach seinem geliebten Italien ging, hatte er den festen Vorsatz, seinen Plan auszuführen und das römische Kaiserreich in voller Herrlichkeit wieder aufzurichten; aber auf die schmerzlichste Weise sollte er wälsche Treulosigkeit und wälschen Undank kennen lernen. Bei seiner Rückkehr fand er das südliche Italien in offenem Aufstande. Selbst die von ihm so gränzenlos begünstigten Römer, denen ein deutscher Kaiser in Rom eben so wenig genehm war, als den Deutschen, empörten sich im Februar des Jahres 1001 gegen ihn, belagerten ihn drei Tage in seinem Palaste zu Rom, und er wäre verloren gewesen, hätten seine treuen Deutschen ihm nicht Rettung gebracht. Tief verletzt, verließ er Rom und begab sich nach Ravenna. Er sammelte ein Heer, zog vor die Thore Roms, ließ die Campagna verwüsten und nahm Benevent ein. Dann kehrte er nach der Lombardei

zurück, und während er abermals ein Heer gegen Rom ſandte, begab er ſelbſt ſich wieder nach Ravenna, wohin er die deutſchen Großen mit ihren Mannen entbot. Schon aber hatte das undeutſche Weſen des Kaiſers unter denſelben immer allgemeinere Mißſtimmung erregt. Nur langſam folgten ſie daher ſeiner Aufforderung, und ehe er etwas Entſcheidendes unternehmen konnte, ſtarb er in dem Städtchen Paterno bei Viterbo am 23. Januar 1002 im zweiundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens. Nach einer Nachricht endete er ſein Leben an den Frieſeln; nach einer andern, jedoch ſicher unbegründeten, wäre er das Opfer wälſcher Falſchheit geworden, indem ihm Stephania, die Wittwe des Crescentius, mit der er in vertrautem Verhältniſſe gelebt haben ſollte, Gift beigebracht habe. In Italien brach ſofort der Aufſtand los. Die deutſchen Krieger, welche die Leiche des Kaiſers nach Deutſchland zurückführten, wurden fortwährend angegriffen. Nach ſiebentägigem, unausgeſetztem Kampfe erreichte der Leichenzug Verona; von da ging er über den Brenner, und Herzog Heinrich der Jüngere von Baiern geleitete ihn nach Augsburg. Im Münſter zu Aachen fanden die Gebeine des Kaiſers ſeinem Wunſche gemäß ihre Ruheſtätte.

Mit dem ſchwachen, undeutſchen Kaiſer war der ſächſiſche Mannesſtamm in gerader Linie erloſchen; völlig endete er erſt einige Zeit ſpäter in einem Seitenzweige. Heinrich von Baiern nämlich, ein Urenkel Heinrichs I. und als Kaiſer der Zweite dieſes Namens, erhob nach Otto's Tode Anſprüche auf den Thron; aber die Gemüther der deutſchen Fürſten waren durch das undeutſche Weſen des letzten Kaiſers dem ſächſiſchen Hauſe ſo entfremdet worden, daß es ihm Mühe machte, zur Herrſchaft zu gelangen. Zuerſt nur von den Sachſen anerkannt, erlangte er erſt nach und nach auch die Anerkennung der Franken, Thüringer und Lothringer. Nicht weniger Mühe machte es ihm nachher, ſich in der ſo mühſam erworbenen Herrſchaft zu behaupten. Gleich im Anfange mußte er gegen ſeinen eigenen Bruder Bruno und den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, welche Baiern an ſich reißen wollten, einen harten Kampf beſtehen. Ein noch härterer erwartete ihn im Oſten des Reiches gegen Boleſlaw den Tapferen von Polen, der ſich ganz Böhmen unterworfen hatte und in die Lauſitz und Meißen einfiel Zwar gelang es ihm, denſelben wieder nach Polen zurück zu drängen; aber der Friede kam doch erſt im Jahre 1018 zu Stande und noch dazu unter Bedingungen, die für Deutſchland nicht beſonders ehrenvoll waren. Im Weſten herrſchte Zügelloſigkeit und blutiger Zwiſt durch ganz Lothringen, und im Süden brach Empörung aus in Italien. Nach Otto's Tode hatte dort eine Partei den Markgrafen Harduin von Ivrea zum Könige gewählt; die andere rief Heinrich gegen ihn zu Hülfe Heinrich erſchien, ſiegte und wurde im Jahre 1004 zu Pavia mit der eiſernen Krone geſchmückt; aber noch in

derselben Nacht durchtobte wüthender Aufruhr die Straßen der Stadt. Die Bürger von Pavia hatten zu den Waffen gegriffen und stürmten den kaiserlichen Palast. Der Kaiser, nur von wenigen Getreuen umgeben, schwebte in der größten Gefahr. Er wollte sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten, wobei er sich so beschädigte, daß er zeitlebens lahm blieb und eine Krücke tragen mußte, weshalb man ihm den Spottnamen „Huffeholz" gab. Muthig vertheidigte ihn sein Gefolge bis zum Morgen, wo sein Heer von außen in die Stadt hineindrang, mit Feuer und Schwert gegen Pavia wüthend, von dessen Bewohnern es mit einem Regen von Steinen und Geschossen war empfangen worden.

Erbittert eilte Heinrich unverzüglich nach Deutschland zurück; aber bald erhob sich Harduin wieder, und dies veranlaßte den König, im Jahre 1013 abermals nach Italien zu ziehen. Ohne daß Harduin ihm Stand zu halten gewagt hätte, kam er nach Rom und empfing daselbst mit seiner Gemahlin Kunigunde, die ihn auf diesem Zuge begleitet hatte, vom Papste Benedict VIII. die Kaiserkrönung. Derselbe übergab ihm dabei zum ersten Male den goldenen Reichsapfel als Symbol der Weltherrschaft; zugleich aber ließ er sich von Heinrich das Versprechen geben, daß er nicht nur ein treuer Schutz- und Schirmherr der Kirche, sondern auch ihm und seinen Nachfolgern in allen Stücken getreu sein wolle, und wenn auch die Päpste in der nächstfolgenden Zeit noch keine Gelegenheit fanden, von dieser Verpflichtung Vortheil zu ziehen, so vergaßen sie dieselbe doch nie, und nur zu bald begannen sie dieselbe auszubeuten. — Zwei Jahre vor seinem Tode unternahm Heinrich noch einen dritten Zug nach Italien (1022), da der Papst selbst nach Deutschland gekommen war, um ihn gegen die Griechen in Unteritalien zu Hülfe zu rufen. Er bekämpfte dieselben mit großem Glücke, und dabei vereinigte er mit seinem Heere auch eine Schaar von Normannen, die auf der Fahrt nach Constantinopel begriffen waren, und denen er zum Lohn für ihren Beistand als Wächtern des Reiches gegen die Griechen feste Wohnsitze in Apulien verschaffte. Schwerlich ahnte er, wie mächtig sie die päpstliche Macht dereinst gegen die Kaisergewalt unterstützen würden. Leider wurde Heinrich durch Krankheiten, die in Folge des ungewohnten Klimas unter seinem Heere ausbrachen und den Kern desselben wegrafften, schon im folgenden Jahre gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren, ehe es ihm gelungen war, seine Herrschaft in Unteritalien dauernd zu befestigen. Schon früher war dem deutschen Reiche eine andere Erweiterung zu Theil geworden, indem Heinrich im Jahre 1016 mit dem schwachen kinderlosen Könige Rudolf III. von Burgund einen Vertrag schloß, nach welchem dies Land, über welches die deutschen Könige schon früher eine gewisse Lehnshoheit besessen hatten, nach Rudolfs Tode an das deutsche Reich fallen sollte. Dagegen erkannte er wohl, daß er

ſich in der Herrſchaft nur behaupten könne, wenn er den Fürſten die Betheiligung an den Reichsangelegenheiten ließ, die ſie während der Kindheit Otto's III. gewonnen hatten. In allen Fällen zog er ſie deshalb zu Rathe, und er entſchloß ſich zu vielfachen Bewilligungen an die Beſitzer der deutſchen Herzogthümer, wodurch die Ausbildung des Fürſtenthums derſelben außerordentlich befördert ward, bis endlich die großen Lehen ſämmtlich erblich wurden. Dagegen trat er mit Kraft und Entſchiedenheit überall dem Uebermuthe des Adels gegen die niederen Stände entgegen, widerſetzte ſich der Fehdeluſt der Ritter und wachte ſorgſam über die Erhaltung des Landfriedens. Eine Stütze gegen den mächtigen Adel ſuchte und fand er in der Geiſtlichkeit, namentlich in den Biſchöfen. Der Kirche und ihren Dienern erwies er ſtets die größte Ergebenheit. Ja, ſo tief demüthigte er ſich, daß er ſich auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahre 1006 vor den verſammelten Biſchöfen zur Erde niederwarf, damit ſie gegen ſeinen Plan, zu Bamberg ein Bisthum zu gründen, keinen Widerſpruch erhöben. Der Erzbiſchof Willigis hob ihn wieder auf; aber ſo oft die Biſchöfe ihm in ihrer Meinung zu wanken ſchienen, während er ihnen ſeinen Wunſch auseinanderſetzte, warf er ſich immer wieder vor ihnen nieder. Nachher vermachte er dem neuen Bisthum, welches der Papſt bei ſeiner Anweſenheit in Deutſchland perſönlich einweihte, ſein ganzes Familiengut. Außerordentlich hob er die weltliche Macht der Kirche; ſeine Freigebigkeit gegen dieſelbe war unbegränzt, und noch die letzten zwei Jahre ſeines Lebens beſchäftigte er ſich faſt nur mit dem Bau und der Verſchönerung von Kirchen und der Sorge für die Geiſtlichkeit. Gleichzeitig aber ſuchte er die inneren Gebrechen der Kirche zu heilen und die vernachläſſigten Kirchengeſetze wieder zur Geltung zu bringen; das entartete Kloſterleben wurde zu ſtrenger Zucht zurückgeführt; viele Kloſtergüter wurden eingezogen. Eben ſo wußte er bei der Beſetzung der Bisthümer die kaiſerliche Gewalt geltend zu machen; er beherrſchte die Kirche, indem er ihr zu dienen ſchien. So war er raſtlos thätig bis an das Ende ſeines Lebens. Er wollte einen allgemeinen Weltfrieden herſtellen und unter dem Schutze deſſelben der Kirche Heilung von ihren Gebrechen verſchaffen. Schon hatte er deshalb mit dem Könige Robert von Frankreich bei einer Zuſammenkunft in Ivois, an der Gränze ſeines Reiches, ein inniges Freundſchaftsbündniß geſchloſſen; ſchon war er mit dem Papſte Benedict in Verbindung getreten, da hinderte ihn an der Erreichung ſeines erhabenen Zieles der Tod. Er ſtarb auf ſeiner Burg Grona bei Göttingen (13. Juli 1024) und wurde im Dom zu Bamberg beigeſetzt. An ſeiner Seite erhielt auch ſeine Gemahlin Kunigunde ihre Ruheſtätte Eben ſo fromm, wie er, ſoll ſie in jungfräulicher Keuſchheit mit ihm gelebt haben. Sie ſtiftete die Klöſter zu Neuburg an der Donau und zu Kaufungen in

Heſſen, wo ſie im Jahre 1038 ſtarb. Sie wurde ſpäter mit ihrem Gemahle vom Papſt Eugen III. unter die Heiligen verſetzt.

Mit Heinrich erloſch das ſächſiſche Haus völlig; er ſelbſt hatte noch bei ſeinem Tode ſeine Gemahlin Kunigunde beauftragt, dem von der deutſchen Nation durch freie Wahl zu ſeinem Nachfolger Beſtimmten die Reichskleinodien zu überliefern. Groß und mächtig hatte das ſächſiſche Königshaus begonnen; ſchwach und kraftlos endete es.

---

§. 21. Sitte und Bildungszuſtand der Deutſchen ſeit dem Tode Karls des Großen.

Je weniger wir durch deutſche Schriftſteller über deutſches Weſen in jener Zeit erfahren, um ſo mehr ſind wir auf die Urtheile Fremder angewieſen, denen aber die Deutſchen, von welchen ſie ihrer Freiheit und Selbſtſtändigkeit beraubt wurden, natürlich nicht in beſonders günſtigem Lichte erſcheinen konnten. Liebe zum Trunk, Rauſſucht und Grauſamkeit, das iſt es, was ſie ihnen, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, doch gewiß nicht ganz mit Unrecht vorwerfen. Milde lag überhaupt nicht im Charakter jener Zeit; der Sieger übte Grauſamkeit gegen den Ueberwundenen; die Kriegsheere bezeichneten ihren Weg überall durch grauenvolle Verwüſtungen; die Deutſchen aber mußten zu um ſo größerer Grauſamkeit aufgeregt werden, je entſchiedener die Tücke der Wälſchen, die mit argem Trug, Giftmiſcherei und dgl. gegen ſie kämpften, ihrem geraden, offenen Sinne widerſprach. Auch die Kirche vermochte um ſo weniger zur Milderung der Rohheit des Volkes beizutragen, je mehr thörichter Aberglaube verbreitet war, und je mehr man das Weſen des Chriſtenthums in äußeren Werkdienſt ſetzte. Die tiefſte Zerknirſchtheit vertrug ſich mit der äußerſten Rohheit. So wird von Heinrich von Schweinfurt, einem rohen, trotzigen Manne, der ſich gegen Heinrich II. auflehnte, erzählt, als er in Giebichenſtein bei Halle gefangen ſaß, habe er unter andern Bußübungen die Bußpſalmen an einem einzigen Tage von Anfang bis zu Ende durchgeſungen. —

So ſehr aber auch die Einwirkung des Chriſtenthums auf Veredlung der Sitten in ſolcher Weiſe gehemmt wurde, und ſo ſehr auch Unwiſſenheit und Aberglaube auf dem Volke laſteten, ſo waren es doch gerade die Geiſtlichen, welche in Deutſchland wie im Abendlande überhaupt geiſtige Bildung pflegten und bewahrten bis auf beſſere Zeiten. Mönche bauten Kirchen und Klöſter; Biſchof Bernward war einer der fleißigſten Erzgießer ſeiner Zeit, wie man ſich überhaupt vielfach mit Erzguß und Metallarbeit beſchäftigte, die man zum Schmuck des Altars, der Reli-

quienkästchen und dgl. anwandte; auch mit Musik beschäftigten sich die Geistlichsten auf's eifrigste, und die Mönche von St. Gallen zeichneten sich vorzugsweise durch ihren schönen, kunstvollen Gesang aus. Nicht minder waren die Geistlichen fast allein thätig für die Erhaltung der Wissenschaften. Die wissenschaftliche Bildung der Deutschen, die sich durch Karls des Großen Bemühungen sichtlich gehoben hatte, war unter den späteren Karolingern wieder ganz in Verfall gerathen; selbst des Lesens waren außer den Geistlichen nur Wenige kundig; Otto I. lernte es erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin. Die Stiftsschulen waren meistens nur für die Bildung künftiger Geistlichen bestimmt, und auch dort lernte man nicht viel, obgleich dem Namen nach die sieben freien Künste daselbst gelehrt wurden. Besser begann es erst wieder unter den sächsischen Kaisern zu werden, besonders unter Otto III. Die Stiftsschulen wurden vermehrt, und Italien fing an, den unverkennbarsten Einfluß auf die Bildung Deutschlands zu üben. Gleichzeitig begann sich auch der Ackerbau wieder zu heben, obgleich er meistens nur von Unfreien getrieben wurde; vor Allem aber wurde der Handelsverkehr durch weise Einrichtungen belebt. Vorzüglich wohlthätig war es, daß Otto I. Märkte an Bischofssitze verlegte und ihnen seinen Schutz zusicherte. Dadurch hob sich der Handel so bedeutend und mit solcher Schnelligkeit, daß bereits unter Heinrich IV. (s. unten) große Schaaren bewaffneter Kaufleute in's Feld ziehen konnten. Besonders wohlthätig wirkten auf mildere Gestaltung der Sitte die Frauen ein. Höhere geistige Bildung dürfen wir freilich bei den Frauen jener Zeit mit sehr seltenen Ausnahmen eben so wenig suchen, wie bei den Männern; aber sie blieben doch fern von den Rohheiten der Letzteren, und die den germanischen Völkern eigenthümliche Achtung vor dem weiblichen Geschlechte ersparte ihnen auch um so mehr in den meisten Fällen den Anblick jener Rohheiten, da sie fast ganz auf den stillen häuslichen Kreis beschränkt blieben. Dort waltete die Hausfrau, von Gatten und Kindern geehrt, theils mit der Leitung und Besorgung des Hauswesens beschäftigt, theils mit dem Weben kunstreich gewirkter Gewänder und Teppiche, bei deren Anfertigung sie nicht selten seinen Kunstsinn offenbarte, theils endlich mit der Erziehung der Kinder, namentlich der Töchter, in deren jugendlichen Gemüthern sie die Keime des Guten und Edlen sorgsam pflegte. Und wie die Frauen durch Lehre und Beispiel frommen Sinn in den Herzen ihrer Kinder weckten und belebten, so waren sie es auch häufig, welche in fernen Ländern ihren heidnischen Männern Führerinnen zum Heil wurden und die weitere Verbreitung des Christenthums segensreich förderten.

---

§. 22. Ausbreitung des Christenthums unter den skandinavischen Völkerschaften und Slaven.

Seit dem Tode Karls des Großen hatte das Christenthum auch in dem ihm bis dahin verschlossenen Norden Europa's Eingang gefunden. Karls eigene Bemühungen zur Einführung des Christenthums unter den Dänen, von welchen Alkuin sagt, sie seien grimmige Menschen, und ihr König sei grimmiger, als ein wildes Thier, waren freilich noch von keinem Erfolge gekrönt; die Kriege mit dem fränkischen Reiche hemmten vielmehr gänzlich alle Bestrebungen zur Bekehrung der Dänen. Günstiger gestaltete sich die Lage der Dinge zur Zeit Ludwigs des Frommen. Es waren Erbfolgestreitigkeiten in Jütland entstanden, in welchen der jütische König Harald die Hülfe des Kaisers nachsuchte. Endlich kam er selbst im Jahre 826 mit seiner Gemahlin und einem großen Gefolge an den kaiserlichen Hof nach Ingelheim und ließ sich taufen. Mit großer Feierlichkeit wurde die heilige Handlung vollzogen. Der Kaiser selbst vertrat Pathenstelle bei dem Könige, die Kaiserin Judith bei der Königin, und bei seiner Rückkehr nahm Harald mehrere Mönche mit sich als Priester und Lehrer des Volkes. Der bedeutendste Mann unter ihnen war Anschar (auch Ansgar genannt), der Apostel des Nordens, einer der edelsten Verkündiger des Christenthums.

Anschar war im Jahre 801 in der Nähe von Amiens in der Picardie geboren. In der Einsamkeit des Klosters erzogen, zeichnete er sich frühzeitig durch Fleiß und Eifer aus, so daß ihm später die Leitung einer im Lande der Sachsen neu gegründeten Klosterschule übertragen wurde; seine größte Sehnsucht aber war stets, der Verkündigung des Christenthums unter den Heiden sein Leben zu weihen. Freudig war er deshalb bereit, Harald nach Dänemark zu begleiten; aber nur ein einziger Mönch wagte es, sich ihm anzuschließen, und einen der Klosterdiener zum Mitzuge zu bewegen, war geradezu unmöglich. Leider konnte Anschar in Dänemark nicht viel wirken; denn Harald hatte sich durch seinen Uebertritt zum Christenthume bei den Dänen so verhaßt gemacht, daß er aus dem Lande fliehen mußte. Auch Anschar war seines Lebens daselbst nun nicht mehr sicher, und er verließ deshalb ebenfalls das Land, um den Schweden das Evangelium zu verkündigen. Der Kaiser gab ihm reiche Geschenke mit, um durch dieselben den König von Schweden günstig zu stimmen; aber das Schiff, auf welchem er die Reise machte, wurde unterweges von Seeräubern überfallen; er verlor Alles und mußte froh sein, mit seinen Gefährten das bloße Leben zu retten. Alle verloren den Muth, nur der glaubensfreudige Anschar nicht, und sein Gottvertrauen hatte ihn nicht getäuscht. Er wurde von dem Könige freundlich aufgenommen, erhielt die Erlaubniß, das Christenthum zu verkündigen und Alle zu taufen, welche

es annehmen wollten. So konnte er anderthalb Jahre lang ſegensreich in Schweden wirken. Dann kehrte er nach Deutſchland zurück, und durch ſeinen Bericht bewogen, gründete Ludwig der Fromme nun, wie es ſchon Karl beabſichtigt hatte, das Erzbisthum Hamburg, welches als Mittelpunkt für die Miſſionen im Norden dienen ſollte, und Anſchar wurde als Erzbiſchof vom Papſte Gregor IV. förmlich zum Verkündiger des Chriſtenthums in jenen Gegenden beſtimmt. In Dänemark hatte ſich indeſſen die Lage der Dinge ſehr ungünſtig geſtaltet. Der König Horik, welcher an die Stelle des verdrängten Harald getreten war, zeigte ſich als einen heftigen Feind des Chriſtenthums; Hamburg wurde von den Normannen im Jahre 845 mit Feuer und Schwert verwüſtet, und eine prächtige Kirche, die Anſchar daſelbſt hatte bauen laſſen, wurde ein Raub der Flammen; er ſelbſt verlor Alles, was er beſaß, und konnte kaum das Leben retten. Doch auch jetzt verließ ihn ſein gläubiges Gottvertrauen nicht. „Der Herr hat es gegeben", rief er aus, „der Herr hat es genommen; der Name des Herrn ſei geprieſen!" Unſtät irrte er längere Zeit umher, bis er auf dem Gute einer adligen Frau im Holſteinſchen eine Zufluchtsſtätte fand. Viele ſeiner Gefährten verließen ihn aus Mangel und Noth; nur er ſelbſt ermüdete in ſeinem Eifer nicht, und endlich im Jahre 849 verbeſſerte ſich ſeine Lage, indem Ludwig der Deutſche das Bisthum Bremen mit Hamburg vereinigte. Es gelang ihm jetzt auch, den König Horik günſtiger zu ſtimmen, indem er ihm theils wiederholt Geſchenke machte, theils ſich zu Unterhandlungen zwiſchen ihm und dem deutſchen Reiche gebrauchen ließ, bei welchen er ſich ſein volles Vertrauen zu gewinnen wußte, und der König geſtattete ihm ſogar, an der Gränze beider Reiche in Schleswig eine Kirche zu gründen. Darauf begab ſich Anſchar auch nach Schweden, wo unterdeſſen ebenfalls die chriſtlichen Miſſionen wieder zerſtört waren, und ungeachtet des heftigſten Widerſtandes von Seiten der Heiden gelang es ihm auch hier, die Erlaubniß zur Verkündigung des Evangeliums und zur Gründung einer Kirche zu erhalten. Die letzten Jahre ſeines Lebens widmete der unermüdet thätige Mann ganz der Sorge für Dänemark. Sein Gönner, der König Horik, war im Kriege gefallen, und deſſen allein ihn überlebender Sohn Horik II. gerieth völlig in die Hände eines dem Chriſtenthum feindlich geſinnten Statthalters. Die Kirche in Schleswig wurde geſchloſſen, und die chriſtlichen Prieſter mußten fliehen. Doch nach kurzer Zeit fiel jener Statthalter in Ungnade, und der König, von dem Einfluſſe deſſelben befreit, geſtattete jetzt nicht nur die Wiedereröffnung der Kirche, ſondern auch den Bau einer zweiten zu Ripen in Jütland. So ſah Anſchar ſeine Bemühungen mit dem herrlichſten Erfolge gekrönt. Dabei war er aber auch eben ſo thätig für die Nähe, wie für die Ferne. Er legte Hoſpitäler für Arme und Kranke an und kaufte Gefangene los, wie er auch den

Heidenboten die Mittel für ihren Unterhalt und zu Geſchenken an die Fürſten verſchaffte. Er konnte dies um ſo eher, da er ein durchaus enthaltſames Leben führte, ſich in ein härenes Gewand kleidete und ſich von Waſſer und Brot nährte, wie er auch den ausgeſandten Heidenboten empfahl, von Keinem etwas zu verlangen, ſondern, dem Beiſpiele des Apoſtels Paulus folgend, ſich von ihrer Hände Arbeit zu nähren. Er war aber weit entfernt, auf ſein enthaltſames Leben irgend einen Werth zu legen, und oft bat er Gott, ihn in der Demuth zu erhalten. Von nah und fern kamen Kranke zu ihm, welche durch ſein Gebet Geneſung zu finden hofften. Das konnte er nun zwar nicht hindern; wenn man aber von den wunderbaren Heilungen ſprach, die durch ſein Gebet hervorgebracht wären, ſo ſagte er: Wenn ich deſſen bei meinem Herrn würdig wäre, ſo würde ich ihn bitten, daß er mir ein einziges Wunder gewährte, nämlich das, durch ſeine Gnade aus mir einen guten Menſchen zu machen.

In ſeinem fünfundſechszigſten Jahre verfiel er in eine ſchwere Krankheit, die nach viermonatlichem ſchmerzensvollen Krankenlager ſeinem Leben ein Ende machte. Er ertrug alle Schmerzen mit Sanftmuth und Geduld. Wie ſollten wir, ſagte er oft mit den Worten Hiobs, da wir ſo viel Gutes aus der Hand des Herrn empfangen haben, nicht auch das Uebel gern annehmen! Noch auf ſeinem Schmerzenslager beſchäftigte ihn fortwährend die Sorge für ſeinen Kirchenſprengel und noch mehr die für die Miſſion unter den Dänen und Schweden. Er ſchrieb noch kurz vor ſeinem Tode Briefe an den deutſchen König Ludwig und an die deutſchen Biſchöfe, in welchen er ihnen die weitere Sorge dafür dringend empfahl. Zuletzt ſtärkte er ſich noch durch den Genuß des heiligen Abendmahls, betete, daß Gott Allen vergeben möge, die ihm Unrecht gethan hätten, und ſo lange er noch reden konnte, hörte man ihn die Worte ſprechen: „Gott, ſei mir Sünder gnädig! In deine Hände befehle ich meinen Geiſt.“ So ſtarb er, fromm, wie er gelebt hatte, am 3. Februar 865 und wurde bald nachher vom Papſt Nicolaus I. unter die Heiligen aufgenommen; ſein Werk unter den Dänen und Schweden aber wurde auch nach ſeinem Tode von ſeinem Schüler Rimbert und Anderen mit Eifer und Liebe fortgeſetzt. In Dänemark freilich hatte das Chriſtenthum noch mit manchen Verfolgungen zu kämpfen. Gorm der Alte (855—936), der ſich zum Oberherrn von ganz Dänemark machte, unterdrückte es mit feindſeliger Wuth; ſein Sohn und Nachfolger, der König Harald Blaatand (Blauzahn), der ſich im Jahre 972 in Gegenwart des Kaiſers Otto taufen ließ, wurde, weil er Chriſt war, ſogar von ſeinem eigenen Sohne Sueno geſtürzt, und die Prieſter wurden vertrieben. Aber gegen das Ende ſeines Lebens wurde Sueno ſelbſt dem Chriſtenthume wieder günſtiger, und ſein Sohn Knut der Große, der ihm im Jahre 1014 in der Regierung folgte, wurde durch ſeine Gemahlin, die engliſche Prinzeſſin Emma, welche

eine eifrige Christin war, völlig für dasselbe gewonnen. Er ließ sich die Befestigung des Christenthums in seinem Reiche, zu welchem auch England gehörte, auf's entschiedenste angelegen sein; ja, er unternahm sogar persönlich eine Wallfahrt nach Rom; aber nur allmälig vermochte das Christenthum die Rohheit eines Volkes zu mildern, bei welchem Thränen und Klagen über die Sünde oder über den Tod theurer Verwandten für eine Schmach galten. In Schweden ließ sich zuerst um das Jahr 1000 der König Olof Skautkonung (Schooßkönig) taufen, und im Jahre 1075 wurde der Götzendienst im Lande durch ein förmliches Gesetz verboten.

Auch nach Norwegen verbreitete sich in jener Zeit das Christenthum. Ursprünglich hatten die einzelnen Landschaften dieses Landes unverbunden unter ihren Häuptlingen gestanden. Einer derselben war Harald Harfagr, ein muthiger, von Herrschlust erfüllter Jüngling. Er bewarb sich um die Hand der schönen Gida; aber sie wollte ihm dieselbe nur geben, wenn er Herr von ganz Norwegen wäre. Da schwor er, Bart und Haare nicht scheeren zu lassen, bis er ihr Verlangen erfüllt hätte. Er griff die Häuptlinge im Jahre 875 in einer großen Schlacht an, schlug sie, und seitdem beherrschte er das ganze Land. Schon früher an Raubfahrten gewöhnt, wanderten jetzt viele von den freiheitliebenden Normannen aus, um sich in der Ferne eine neue Heimath zu erobern; selbst nach Island zogen sie hinüber und ließen sich dort nieder. Auf Harald folgte sein jüngster Sohn Hakon der Gute, von dem angelsächsischen Könige Athelstan christlich erzogen und zur Milde und Rechtlichkeit angehalten. Durch diese Eigenschaften wurde er bei seinem ganzen Volke sehr beliebt; aber dennoch weigerte sich dasselbe, das Christenthum einzuführen, wie er es gewünscht hatte, drohte ihm sogar, einen neuen König zu wählen, und zwang ihn, selbst wieder zum Heidenthume zurückzukehren. Nach seinem Tode dauerten die Kämpfe gegen das Christenthum fort, bis Olaf Trygweson um das Jahr 1000 mit Gewalt das Heidenthum zu unterdrücken suchte. Wer nicht Christ werden wollte, wurde grausam gemißhandelt und verstümmelt; aber dadurch machte der König nicht nur das Christenthum dem Volke verhaßt, sondern er erbitterte dasselbe auch gegen sich selbst so, daß den Schweden und Dänen das Eindringen in das Land erleichtert wurde. Erst durch Olaf den Heiligen, einen Urenkel Harald Harfagrs (1019—1033), wurde die Einführung des Christenthums in Norwegen vollendet, obgleich auch er durch Grausamkeiten aller Art der Verbreitung desselben vielfach schadete. Viele Mißvergnügte wanderten nach England aus; als aber Olaf im Kampfe gegen Knut den Großen gefallen war, verbreitete sich die Sage von Wundern, die an seinem Grabe geschehen wären, und so kam es, daß er bald als Märtyrer verehrt wurde. Sein Todestag wurde ein allgemeines Fest, seine Grab-

stätte ein Volksheiligthum, und er selbst als Schutzheiliger Norwegens verehrt. So war nun das Christenthum in Norwegen völlig befestigt und konnte selbst dadurch nicht mehr erschüttert werden, daß die Priester sich oft durch Habsucht verächtlich machten, und ein alter Schriftsteller berichtet, das vormals so räuberische Volk habe nach der Annahme des Christenthums, in besseren Schulen erzogen, den Frieden lieben und sich mit seiner Armuth begnügen gelernt. Auch nach Island und den Faröerinseln verbreitete sich das Christenthum von Norwegen aus; ja, es drang bis nach Grönland (999), und bereits im Jahre 1055 konnte der Hamburger Erzbischof einen christlichen Bischof für Grönland ernennen.

Bei den slavischen Völkerschaften zwischen Elbe, Oder und Saale waren seit Karl dem Großen wiederholte Versuche zur Einführung des Christenthums gemacht worden, und wir haben bereits oben (S. 130) gesehen, wie Otto der Große Bisthümer in ihrem Lande anlegte; aber die Art, wie dasselbe von den Unterdrückern ihrer Freiheit und Volksthümlichkeit mit Gewalt bei ihnen eingeführt wurde, mußte sie um so mehr mit Widerwillen erfüllen, je weniger man dafür Sorge trug, es ihnen in verständlicher Weise nahe zu bringen. Die meisten christlichen Geistlichen, die zu ihnen kamen, verstanden die slavische Sprache gar nicht, und das Volk verstand nichts von der schon damals bei dem christlichen Gottesdienste gebräuchlichen lateinischen Sprache. Durch neue Bedrückungen gereizt, empörten sich endlich im Jahre 983 alle slavischen Stämme unter ihrem Fürsten Mistiwoi; alle christlichen Stiftungen wurden mit grausamer Wuth zerstört, und das Heidenthum gelangte wieder zu allgemeiner Geltung. Auch Mistiwoi's Enkel Gottschalk, der in einer christlichen Schule erzogen war, trat zum Heidenthume zurück; nachdem er aber um das Jahr 1050 ein großes wendisches Reich gegründet hatte, erwachte die Liebe zum Christenthum wieder in seinem Herzen, und er suchte dasselbe auf alle Weise zu fördern. Von allen Seiten ließ er Geistliche in das Land kommen, und da sie nicht Slavisch verstanden, wurde er selbst ihr Dolmetscher bei dem Volke; neue Kirchen und Klöster entstanden, und ein großer Theil des Volkes wurde zum Christenthum bekehrt. Dies erregte aber die Wuth des heidnischen Theiles; es brach eine Empörung aus und der fromme König wurde selbst ein Opfer seines Eifers. Er starb den Märtyrertod, und mit ihm wurden viele Andere unter den grausamsten Martern ermordet. Alle christlichen Stiftungen wurden nun mit rasender Wuth zerstört; wer seinem Glauben treu blieb, ward zu Tode gemartert, und die angränzenden christlichen Länder wurden furchtbar verwüstet. Erst im zwölften Jahrhundert gelang es nach dem Zerfallen des wendischen Reiches unter mehrere Fürsten, die christliche Kirche in jenen Gegenden für die Dauer wieder zu befestigen. Der Markgraf Albrecht der

Bär von Nordsachsen stellte nach Besiegung der Wilzen die Bisthümer Havelberg und Brandenburg wieder her; und nachdem der sächsische Herzog Heinrich der Löwe auch die Obotriten bezwungen hatte (1162) und die verwüsteten Länder großentheils mit deutschen Völkern besetzt waren, wurde das Heidenthum daselbst völlig vernichtet. — Auch die ersten Versuche, unter den Pommern die christliche Kirche zu gründen, welche seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts von den polnischen Herzogen ausgingen, die sich das Land zu unterwerfen trachteten, waren erfolglos. Erst als der Polenherzog Boleslaw III. im Jahre 1121 den pommerschen Herzog Wartislaw von sich abhängig gemacht hatte, gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. Der Bischof Otto von Bamberg ging im Jahre 1124 selbst als Verkündiger des Evangeliums nach Pommern, und schon im Jahre 1125 konnte er in Wollin das erste pommersche Bisthum gründen; selbst die Hauptstadt Stettin nahm das Christenthum an. Eben so segensreich wirkte Otto auf einer zweiten Missionsreise, und das Bestehen der christlichen Kirche in Pommern wurde immer mehr gesichert; dagegen konnte auf der benachbarten Insel Rügen das Heidenthum erst nach ihrer Eroberung durch den dänischen König Waldemar (1168) ausgerottet werden.

Leichteren Eingang fand das Christenthum bei anderen slavischen Völkerstämmen, denen es nicht auf so gewaltsame Weise aufgedrungen wurde. Unter den Mähren wurde es schon im neunten Jahrhundert durch die frommen griechischen Mönche Cyrillus und seinen Bruder Methodius verbreitet, welche für die Verkündigung desselben auch unter den Chazaren in der Krim und den Bulgaren in Thracien mit gesegnetem Erfolge thätig gewesen waren. Von den Mähren kam es auch nach Böhmen, wo bereits im Jahre 973 das Erzbisthum Prag gegründet werden konnte. Die böhmische Prinzessin Dombrowka bewog auch ihren Gemahl, den polnischen Herzog Mieczislaw, sich taufen zu lassen (966), und er gründete das Bisthum Posen, dem bereits im eilften Jahrhundert die Erzbisthümer Gnesen und Krakau folgten. Zu den Ungarn und Russen kam das Christenthum bereits im zehnten Jahrhundert vom griechischen Reiche aus. Der russische Großfürst Wladimir wurde im Jahre 988 durch seine Gemahlin, die griechische Prinzessin Anna, zur Annahme desselben bewogen und gründete die Erzbisthümer zu Kiew und Nowgorod. Den ungarischen Herzog Geysa gewann seine Gemahlin, die ungarische Fürstentochter Sarolta, für das Evangelium, und noch eifriger war für die Verbreitung desselben sein Sohn Stephan der Heilige thätig, der ihm im Jahre 997 als erster ungarischer König in der Regierung folgte und auch in Siebenbürgen und in einem Theile der Walachei die christliche Kirche einführte. So war also am Schlusse dieses Zeitabschnittes die christliche Kirche bereits in dem größten Theile

von Europa fest gegründet, obgleich der umbildende Einfluß des Christenthums auf Sitte und Leben der Völker erst allmälig in seiner ganzen Bedeutsamkeit hervortreten konnte.

---

§. 23. Deutschland unter salischen Kaisern.

a) Kaiser Konrad der Zweite. (1024—1039.)

So sehr auch die deutschen Fürsten nach eigener Unabhängigkeit strebten, so erkannten sie doch, wie wichtig es sei, daß an der Spitze des mächtigen deutschen Reiches ein tüchtiger Herrscher stände, und sie beschlossen deshalb nach dem Tode Heinrichs, nicht einen schwachen König zu wählen, den sie leicht zu leiten vermöchten, sondern den Besten aus ihrer Mitte. Im Herbst des Jahres 1024 versammelten sie sich zur Wahl auf der großen Ebene diesseit und jenseit des Rheins zwischen Mainz und Worms. Am meisten richteten sich ihre Blicke auf den mächtigen Stamm der Franken, unter diesen aber vorzüglich auf zwei in vieler Hinsicht gleich ausgezeichnete Männer, welche beide den Namen Konrad führten. Der jüngere war der Herzog von Franken; der ältere, mit dem Beinamen des Saliers*), war Graf; beide aber stammten von Otto's I. Schwiegersohne Konrad ab. Vor der Wahl stellte der ältere dem Herzog Konrad vor, wie es den Anschein habe, daß die Stimmen der Fürsten auf einen von ihnen Beiden fallen würden; es würde sich aber für sie als Verwandte schlecht ziemen, wenn sie die Ehre ihres Stammes durch Zwietracht gefährdeten. Er wolle der Erste sein, der dem Herzoge huldige, wenn derselbe gewählt würde; dieser solle ihm nun Gleiches geloben. Bereitwillig ging der Herzog darauf ein. Als man nun zur Wahl schritt, stimmte der Erzbischof Aribo von Mainz als erster Geistlicher des Reiches zuerst für den älteren Konrad; ihm folgten die übrigen geistlichen Fürsten. Nun kam die Reihe an die weltlichen Fürsten. Da erhob sich zuerst der Herzog Konrad und wählte mit lauter Stimme ebenfalls seinen Vetter; auch die übrigen Fürsten erklärten sich einstimmig für denselben, und das Volk brach in lauten Beifallsjubel aus. So war denn Konrad der Salier einmüthig gewählt, und er wurde alsbald nach

*) Dieser Beiname, der sich erst bei sehr späten Schriftstellern auf Konrad angewendet findet und auch auf seine Nachfolger übertragen wurde, kommt entweder daher, weil Konrad dem fränkischen Volke angehörte und Schmeichler seinen Stamm auf die salisch-merovingischen Könige zurückführen wollten, oder wahrscheinlicher von den großen Saalgütern (Allodien), die er im rheinischen Franken besaß.

Mainz geführt und daselbst feierlich gekrönt. Eine Menge Bittender umdrängte ihn auf dem Wege zur Kirche, um seine Gerechtigkeit anzusprechen, so daß die Bischöfe darüber unwillig wurden; er aber sagte: „Es ist meine erste Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, es sei mir bequem oder nicht", und diesem Grundsatze ist er während seiner ganzen Regierung treu geblieben. Er war einer der tüchtigsten Herrscher, die je auf Deutschlands Kaiserthron gesessen haben. Großmüthig, heiter, standhaft, unerschrocken, leutselig gegen alle Rechtschaffenen, streng gegen die Bösen, gütig gegen die Bürger, schrecklich den Feinden, nachdrucksvoll in den Geschäften und unermüdet thätig zum Besten des Reiches, so schildert ihn uns ein Zeigenosse.

Gleich nach dem Antritt seiner Regierung durchzog er die Provinzen seines Reiches, um überall Recht zu sprechen und die Bedürfnisse seiner Völker aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Er bestätigte allen Ständen ihre Rechte, stellte durch strenge Bestrafung der Räuber und Verbrecher Sicherheit und Ordnung her, ordnete gegen die fortwährenden Befehdungen der Ritter und Edlen unter einander den sogenannten Gottesfrieden an, wonach bei Strafe des Bannes vom Donnerstag Abend bis zum Montag früh jede Fehde untersagt war, und verschaffte der kaiserlichen Macht eine kräftige Stütze durch Begünstigung des Bürgerstandes in den Städten.

Auch nach außen hin wußte Konrad die Macht und das Ansehen des Reiches geltend zu machen. Zunächst suchte er den Vertrag, welchen Rudolf III. von Burgund wegen Abtretung dieses Landes an Deutschland mit Heinrich geschlossen hatte, zu erneuern. Rudolf weigerte sich, obgleich Konrad mit dessen Schwestertochter Gisela, der früheren Gemahlin des Herzogs Ernst von Schwaben, vermählt war; aber Konrad zwang ihn durch die Einnahme von Basel, seinen Widerspruch aufzugeben. Darauf zog er nach Italien, welches durch beständige innere Unruhen zerrüttet wurde, schlichtete durch strenges, kräftiges Einschreiten die Zwistigkeiten, empfing zu Mailand die italische Königskrone und wurde sodann am 26. März 1027 zu Rom vom Papste zum Kaiser gekrönt. Mit ihm empfing auch seine Gemahlin Gisela die Krone, und zwei Könige, Knut der Große von Dänemark, Norwegen und England und Rudolf von Burgund, verherrlichten die Feier durch ihre Gegenwart. Mit Knut schloß der Kaiser innige Freundschaft, vermählte seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter Kunehild und belehnte den König mit der Mark Schleswig.

Nachdem er auch in Unteritalien die Ruhe wieder hergestellt und den Normannen ihre Besitzungen daselbst bestätigt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, wo seine Anwesenheit dringend nöthig war. Sein Stiefsohn, der Herzog Ernst II. von Schwaben, hatte sich gegen ihn empört, weil er meinte, als Gisela's Sohn ein näheres Anrecht auf Burgund zu haben, und hatte sich mit zwei schwäbischen Grafen, Welf

von Altorf und Werner von Kyburg, verbunden. Als aber der Kaiser nach Deutschland zurückkam, erklärten die Schwaben dem Herzoge, wenn er sie gegen Konrad führen wolle, würden sie ihm nicht folgen. Da nun Ernst sich also von Allen verlassen sah, blieb ihm nichts übrig, als sich dem Kaiser zu unterwerfen, und dieser schickte ihn gefangen auf die Veste Giebichenstein bei Halle. Zwar schenkte er ihm nach drei Jahren auf die Bitten der Kaiserin die Freiheit wieder, forderte ihn aber auf, an der Verfolgung Werners von Kyburg Theil zu nehmen, welcher in seinem Ungehorsam gegen den Kaiser verharrte. Ernst konnte sich jedoch nicht entschließen, gegen seinen ehemaligen Verbündeten zu kämpfen; deshalb wurde er selbst, wie jener, in die Acht erklärt und sein Herzogthum seinem jüngeren Bruder Hermann verliehen. Er vereinigte sich mit seinem Freunde, und mit einigen Getreuen hielten sie sich eine Zeit lang, ein bald räuberisches Leben führend und von der Burg Falkenstein aus die Nachbaren beunruhigend, im Schwarzwalde, bis der Kaiser ein Heer gegen sie aussandte und sie im Kampfe gegen dasselbe nach tapferem Widerstande im August 1030 den Tod fanden. Nun konnte Konrad wieder seine ganze Kraft nach außen wenden. Er unterwarf die Polen, welche die östliche Gränze des Reiches bedrängten, zwang den Grafen Odo von Champagne, der als Sohn einer älteren Schwester Rudolfs nach dem im Jahre 1032 erfolgten Tode desselben sich eines Theils von Burgund bemächtigt hatte, seinen Rechten zu entsagen, und setzte sich zu Genf die burgundische Königskrone auf das Haupt. Zwar erneuerte Odo später noch einmal den Kampf, fand aber im Jahre 1037 in einer Schlacht gegen den von Konrad eingesetzten Herzog Gozilo den Tod. Inzwischen waren die Slaven in Nordsachsen eingefallen; aber des Kaisers Sohn Heinrich drängte sie über die Elbe zurück, verheerte ihr Land und zwang sie zur Zahlung eines höheren Tributs. Neue Unruhen riefen Konrad im Jahre 1036 nach Italien. Auf einem Reichstage zu Pavia (1037) hielt er strenges Gericht und ließ den Erzbischof von Mailand, der ihm den Gehorsam verweigerte, gefangen nehmen; derselbe entkam jedoch, und nun griff Mailand für ihn zu den Waffen. Konrad belagerte die Stadt; aber sie vertheidigte sich so tapfer, daß er wieder abziehen mußte. Er suchte daher durch einen Vertrag die Zwistigkeiten auszugleichen, und erließ deshalb die berühmte Constitution, durch welche bestimmt wurde, daß die kleineren, nicht unmittelbar vom Reiche genommenen Lehen vom Vater auf den Sohn und vom Bruder auf den Bruder erblich übergehen sollten. Für Deutschland wurde zwar nicht ein solches ausdrückliches Gesetz erlassen; doch begünstigte auch hier Konrad die Erblichkeit der kleineren Lehen, um dadurch der Macht und der Willkür der Großen des Reiches Schranken zu setzen. Ueberhaupt bot er Alles auf, um die königliche Gewalt in Deutschland zu kräftigen. Er ließ deshalb mehrere Herzog-

thümer längere Zeit unbesetzt, damit die niederen Lehensleute in denselben sich an die unmittelbare Verbindung mit dem Könige gewöhnten. Schwaben und Kärnthen, die erledigt wurden, gab er seinem Sohne Heinrich zur Verwaltung, dem er bereits im Jahre 1027 das Herzogthum Baiern verliehen hatte. Schon im Jahre 1026 hatte er demselben von den Fürsten die Nachfolge in der Regierung zusichern lassen; zwei Jahre darauf setzte er seine förmliche Krönung zu Aachen durch, und im Jahre 1038 ließ er ihn in Solothurn auch zum Könige von Burgund krönen. So schien er denn alle seine Zwecke erreicht zu haben; freilich konnte er es aber nicht voraussehen, daß die Erblichkeit später auch den Besitzern der großen Lehen zu Gute kommen würde, und daß die niederen Lehen dadurch dem Königthume zum größten Theile würden entfremdet werden.

Auf dem Rückzuge aus Italien wurde das Heer des Kaisers in Folge der ungewohnten Hitze von einer ansteckenden Krankheit befallen, an der auch Heinrichs Gemahlin, die dänische Königstochter Kunehild, starb. Konrad selbst kam kränklich nach Deutschland zurück; aber gleichwohl sorgte er mit derselben Thätigkeit, wie in gesunden Tagen, überall in seinem Reiche für Herstellung und Befestigung der Ordnung und durchzog deshalb Ostfranken, Sachsen und Friesland. In Utrecht feierte er noch im Jahre 1039 das Pfingstfest, und er beabsichtigte, von da aus durch Lothringen nach Burgund zu gehen. Ehe er aber diesen Plan ausführen konnte, verschlimmerte sich seine Krankheit, und am 4. Juni 1039 ereilte ihn der Tod. Sein Sohn Heinrich geleitete die entseelte Hülle von Utrecht nach Speier, wo sie im Dome beigesetzt wurde, zu welchem Konrad selbst neun Jahre zuvor den Grund gelegt hatte; seine Gemahlin Gisela aber zog sich in das Kloster Kaufungen bei Kassel zurück, um daselbst ganz dem Andenken des Dahingeschiedenen zu leben.

---

b) Kaiser Heinrich der Dritte.
(1039—1056.)

Noch mehr, als durch Konrad, wurde durch seinen Sohn und Nachfolger Heinrich die Macht des Königthums in Deutschland gehoben. Wie sich derselbe schon äußerlich dadurch auszeichnete, daß er um einen Kopf größer war, als alle anderen Männer, so überragte er auch geistig die meisten seiner Zeitgenossen. Unterstützt durch eine weise Erziehung, hatten seine vortrefflichen Anlagen sich herrlich entwickelt; früh war er in den Waffen geübt worden, und sein hoher Sinn, seine strenge Gerechtigkeitsliebe, sein männlicher Muth, seine Entschlossenheit und Charakterfestigkeit ließen ihn mehr als jeden Andern zur Regierung des mächtigen deutschen Reiches geeignet erscheinen. Er stand in seinem zweiundzwan-

zigſten Lebensjahre, als ſein Vater ſtarb, und da er längſt gewählt war, übernahm er ſogleich die Regierung, die kein deutſcher Kaiſer je mit ſo großer Selbſtſtändigkeit und Kraft geführt hat, wie er. Im Jahre 1040 ließ er ſich zu Ingelheim von den burgundiſchen Großen den Lehnseid leiſten, und ſpäter gewann er ſie völlig dadurch, daß er ſich mit Agnes, der Schweſter Wilhelms V. von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, vermählte, die mit vielen burgundiſchen Großen in naher Verwandtſchaft ſtand. Zu Ingelheim erſchien auch der gegen Konrad ſo widerſpenſtige Erzbiſchof von Mailand, um ihm zu huldigen.

Gleich im Anfange ſeiner Regierung fand Heinrich Gelegenheit, die Ehre und Macht ſeines Reiches auch im Auslande geltend zu machen. Der Herzog Brzetislaw von Böhmen unternahm nämlich im Jahre 1039 einen Kriegszug gegen Polen, plünderte Krakau rein aus, verwüſtete Gneſen, von wo er die Leiche des heiligen Adalbert nach Prag führte, ſchleppte Tauſende der Einwohner als Leibeigene nach Böhmen, zerſtörte Breslau und beſetzte ganz Schleſien. Vergebens ſuchte der König Caſimir von Polen Hülfe bei dem Papſte, und deshalb wandte er ſich nun an Heinrich, der eben den Thron beſtiegen hatte. Heinrich war um ſo eher zur Hülfe bereit, da ihm Brzetislaw die Huldigung und den gewöhnlichen Tribut verweigerte; aber drei Züge mußte er gegen den Böhmenherzog unternehmen, und erſt nachdem er im Jahre 1041 Prag überwältigt hatte, mußte ſich Brzetislaw entſchließen, im Jahre 1042 zu Regensburg Heinrich Treue zu ſchwören, ſein Herzogthum als Lehen zu nehmen und den rückſtändigen Tribut zu bezahlen. Gleich darauf unternahm Heinrich einen Krieg gegen Ungarn, deſſen König Peter, von ſeinem Oheim Aba vertrieben, bei ihm Hülfe ſuchte. Er eroberte Presburg und drang bis über Gran hinaus vor; doch ließ er Aba die Herrſchaft, weil Peter im Lande zu ſehr verhaßt war, wofür aber jener alles Land zwiſchen dem Kahlenberg und der Leitha an Deutſchland abtreten mußte. Auch Aba erregte jedoch durch willkürliche, tyranniſche Regierung bald die größte Unzufriedenheit bei den Großen des Landes; die Ungarn wandten ſich klagend an Heinrich, und dieſer zog abermals mit Heeresmacht in das Land. In einer blutigen Schlacht beſiegte er das weit überlegene Heer Aba's, der auf der Flucht ermordet wurde, eroberte Raab und gab Peter das Reich zum Leben (1045). Auch der geſammte ungariſche Adel leiſtete Heinrich den Eid der Treue. Peter machte ſich jedoch von Neuem bei dem Volke verhaßt; viele ſeiner Anhänger wurden getödtet, er ſelbſt mit ſeiner Gemahlin gemißhandelt; dann wurde er geblendet, gefangen genommen, und an ſeiner Stelle ward Andreas, ein Vaterbrudersſohn des früheren Königs Stephan, auf den Thron erhoben. Heinrich zog gegen ihn, und auch er erkannte Deutſchlands Oberhoheit an (1047); jedoch wußten ſich die Ungarn bald wieder der Abhängigkeit von

Deutschland zu entledigen. Schon früher, gleich nachdem Peter wieder als König eingesetzt war, hatte Heinrich nach Lothringen ziehen müssen, indem Herzog Gottfried von Niederlothringen auch die Herrschaft über Oberlothringen in Anspruch nahm. Gottfried leistete den hartnäckigsten Widerstand, und erst im Jahre 1049 konnte ihn Heinrich zur Unterwerfung zwingen.

Im Jahre 1046 unternahm Heinrich einen Zug nach Italien. In kurzer Zeit gelang es ihm, die Zwistigkeiten der Parteien in Oberitalien, besonders in Mailand, zu schlichten, und die Normannen in Kalabrien und Apulien durch Anerkennung des Besitzes der von ihnen eroberten Länder zu Vasallen zu machen. Auch der päpstlichen Gewalt gegenüber wußte er das kaiserliche Ansehen wieder zu voller Geltung zu bringen, wie weiter unten ausführlicher wird erzählt werden. Viermal besetzte er den päpstlichen Stuhl mit deutschen Bischöfen, und am Weihnachtsfeste 1046 wurde gleichzeitig der von ihm eingesetzte Papst Clemens II. geweiht; er selbst aber empfing von demselben mit seiner Gemahlin Agnes die Kaiserkrönung. So sehr übrigens Heinrich seine Macht den Päpsten gegenüber zur Geltung brachte, so hatte er doch einen demüthigen, frommen Sinn, wie sich derselbe, freilich im Geiste seiner Zeit, z. B. darin kund gab, daß der Kaiser an Festtagen nie seine Krone aufsetzte, bevor er gebeichtet hatte und sich hatte geißeln lassen.

Mit gleicher Thatkraft waltete Heinrich im Innern seines Reiches. Wie sein Vater, war er bestrebt, die Herzoge abzuschaffen oder, wo dies nicht anging, wenigstens ihre Gewalt zu beschränken. Zum Theil behielt er die erledigten Herzogthümer für sich und seine Familie; andere, wie Baiern und Kärnten, vergab er wenigstens an nicht so mächtige Fürsten; auch Baiern aber gab er später, nachdem er den Herzog Konrad wegen Ungehorsam abgesetzt hatte, zuerst seinem zweijährigen Sohne Konrad und nach dessen Tode gar seiner Gemahlin Agnes, so daß er daselbst doch die ganze herzogliche Gewalt in Händen hatte, wenn ihm auch der Name fehlte. Nur in Sachsen, wo das Volk dem Kaiser als einem Franken abgeneigt war, behauptete der Herzog Bernhard sein Ansehen; indessen gab ihm doch Heinrich ein bedeutendes Gegengewicht in dem Landgrafen Ludwig dem Bärtigen von Thüringen und in dem mächtigen Erzbischof Adalbert von Bremen, der über zwölf Bisthümer gebot; auch hielt Heinrich selbst sich häufig im Lande, namentlich in Goslar, auf, um den Herzog zu beobachten. Wohl möchte es ihm gelungen sein, ein unumschränktes Königthum in Deutschland zu begründen, wäre ihm eine längere Lebensdauer beschieden gewesen. Zugleich förderte und beschützte er Kunst und Wissenschaft in seinem Reiche; er stiftete eine Menge von Klosterschulen, die er mit gelehrten britischen Mönchen besetzte; er begünstigte die neu beginnende Blüthe der Geschichtschreibung, und in der

Muſik wurde unter ſeiner Regierung durch einen Deutſchen, Franko von Köln, ein ſehr wichtiger Fortſchritt gemacht, indem derſelbe den Tact erfand. Nicht minder begünſtigte Heinrich die Baukunſt. Die Stadt Goslar ſchmückte er mit vielen neuen Gebäuden und einem Palaſte; er ließ die Dome zu Worms und Mainz bauen; der zu Speier, zu welchem Konrad den Grund gelegt hatte, wurde vollendet.

Im Jahre 1055 zog Heinrich abermals nach Italien. Dorthin war nämlich Herzog Gottfried von Niederlothringen gegangen, nachdem er ſeines Herzogthums vom Kaiſer beraubt war, hatte ſich mit Beatrix, der Wittwe des Markgrafen von Toscana, vermählt und ſich dadurch wieder Macht zu verſchaffen geſucht. Heinrich beſiegte ihn und führte Beatrix ſammt ihrer Tochter Mathilde gefangen nach Deutſchland. Im folgenden Jahre forderte der franzöſiſche König Heinrich I. bei einer Zuſammenkunft, die er in der Nähe von Metz mit ihm hatte, Lothringen zurück und erkühnte ſich, bei dieſer Gelegenheit zu behaupten, die Deutſchen hätten dies Land nur mit Liſt an ſich gebracht. Entrüſtet darüber, erklärte ſich der Kaiſer ſogleich bereit, die Sache durch einen Zweikampf zu entſcheiden; aber der franzöſiſche König gerieth darüber ſo in Schrecken, daß er noch in der nächſten Nacht in aller Stille über die Gränze eilte.

Noch in demſelben Jahre (am 5. October 1056) ſtarb Heinrich in ſeinem neununddreißigſten Lebensjahre auf ſeiner Pfalz zu Botfeld im Harze, wohin er ſich zur Jagd begeben hatte, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. Sein Leichnam wurde in der väterlichen Gruft zu Speier beſtattet.

---

c) Heinrich der Vierte bis zum Beginn ſeines Kampfes mit Gregor dem Siebenten.

(1056 – 1075.)

Nur ein ſo kräftiger Kaiſer, wie Heinrich III. geweſen war, hätte das Beſtehen der von ihm getroffenen Einrichtungen zu ſichern und ſeine Beſtrebungen durchzuführen vermocht; ſein Sohn Heinrich aber, den er bereits im Jahre 1054 zum römiſchen Könige hatte ernennen laſſen, war, als er unter dem Namen Heinrich IV. ſein Nachfolger wurde, erſt fünf Jahre alt, und unter ſolchen Umſtänden waren die furchtbarſten Erſchütterungen im Reiche unausbleiblich.

Seine Mutter Agnes übernahm ſeine Erziehung und die Verwaltung der Regierung. Sie war eine kluge, verſtändige Frau, und der Papſt Victor II. und nach ihm der Biſchof Heinrich von Augsburg ſtanden ihr mit ihrem Rathe treulich bei; aber dennoch war ſie ihrer, den trotzigen

Reichsfürsten und der kühn sich erhebenden päpstlichen Gewalt gegenüber so schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Um die von Heinrich so mächtig niedergebeugten und deshalb dem Königshause grollenden Fürsten wieder zu gewinnen, gab sie Gottfried sein Herzogthum Lothringen zurück, ertheilte dem Grafen Rudolf von Rheinfelden das Herzogthum Schwaben, Kärnten dem Grafen Berthold von Zähringen, sowie dem mächtigen sächsischen Grafen Otto von Nordheim das bisher von ihr selbst verwaltete Herzogthum Baiern. Sie erreichte jedoch dadurch ihren Zweck nicht. Andre sahen sich gerade dadurch zurückgesetzt, unter ihnen vorzüglich der durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Sittenstrenge ausgezeichnete, aber zugleich von gränzenloser Herrschsucht ergriffene Erzbischof Hanno von Köln, der dem Bischof von Augsburg seinen Einfluß mißgönnte, und sie faßten den Entschluß, sich der Person des jungen Königs und somit der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Heuchlerisch lud Hanno die Kaiserin ein, während der Osterzeit 1062 ihr Hoflager in Kaiserswerth am Rhein zu halten. Nach der Tafel beredete er eines Tages den damals zwölfjährigen Heinrich, mit ihm an den Rhein zu gehen, wo er ihm ein neues, schön gebautes Schiff zeigen wollte. Kaum hatte er mit dem Knaben dasselbe bestiegen, als es vom Lande stieß. Erschreckt darüber, schrie Heinrich nach seiner Mutter und sprang in's Wasser; er wäre ertrunken, hätte ihn nicht Graf Ekbert von Meißen mit eigener Lebensgefahr gerettet. Er wurde wieder in's Schiff gebracht; man suchte ihn zu beruhigen und führte ihn nach Köln. Vergebens bot die untröstliche Mutter Alles auf, um ihn wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Es blieb ihr nichts übrig, als die Regentschaft niederzulegen, und sie zog sich später nach Italien in ein Kloster zurück. Der Bischof von Augsburg wurde gefangen genommen und grausam umgebracht; die Zügel der Regierung aber kamen nun in die Hand des Erzbischofs Hanno.

Die Entführung Heinrichs war der Anfang zahlloser Gewaltthätigkeiten im Reiche. Rechte und Güter wurden an die Großen verschleudert, um sie zu gewinnen; vor Allem suchte Hanno, vom schmählichsten Eigennutze geleitet, Bisthümer und Güter an seine Familie zu bringen; dadurch aber erregte er sich so viele Neider und Feinde, daß er, um seine Stellung zu behaupten, sich genöthigt sah, den Erzbischof Adalbert von Bremen an der Regierung und an der Erziehung des jungen Königs Theil nehmen zu lassen. Dies vollendete Heinrichs Unglück und verdarb gänzlich, was noch an ihm zu verderben war. Adalbert war ein Mann von großem Verstande und unermüdeter Thätigkeit, aber von Eitelkeit, Ruhmbegierde und Leidenschaften aller Art beherrscht. Das Leben an dem glänzenden Hofe dieses prachtliebenden, verschwenderischen Mannes gefiel dem schon von frühester Kindheit an verzogenen Heinrich weit

beſſer, als die übermäßig ſtrenge, faſt klöſterliche Zucht, in der ihn Hanno hielt, welchen er ohnedies als ſeinen Entführer haßte, und bald gelang es Adalbert durch einſchmeichelndes, gefälliges Weſen, ihn ganz für ſich zu gewinnen und die Regierung völlig an ſich zu reißen. Um den Knaben vollends an ſich zu feſſeln, ließ Adalbert allen erwachenden Leidenſchaften und Launen deſſelben freies Spiel; er flößte ihm ſeine Grundſätze von der unumſchränkten Machtfülle des Königthums ein und pflanzte in das Herz ſeines Zöglings gleichzeitig unauslöſchlichen Haß gegen die ſächſiſchen Fürſten, mit denen er ſelbſt in Feindſchaft lebte. Unter ſolchen Händen wurde Heinrichs beſſere Natur völlig unterdrückt; er wurde leichtſinnig, ſittenlos, hochfahrend, und ſein Leben bietet einen traurigen Wechſel zwiſchen Erhabenheit und Niedrigkeit, gutem und böſem Sinnen und Thun dar. Um ſich allein die obere Leitung des Reiches zu ſichern, ließ Adalbert im Jahre 1065 den erſt vierzehnjährigen König auf einer feierlichen Verſammlung zu Worms von den Fürſten für mündig erklären und regierte nun für ihn ohne Nebenbuhler. Bald aber wurden die Großen der Willkürlichkeiten und Bedrückungen des Erzbiſchofs überdrüſſig; die Sachſen, unzufrieden, daß der König durch ſeinen faſt beſtändigen Aufenthalt in ihrem Lande ihnen unmäßige Koſten verurſachte, verweigerten dem königlichen Hofe die ſchuldigen Lieferungen, und endlich verſammelten ſich die Unzufriedenen im Jahre 1066 zu Tribur und erklärten geradezu, ſie würden ſich einen andern König wählen, wenn Heinrich den Adalbert nicht ſofort aus ſeiner Nähe entferne. Wirklich ſah ſich der König genöthigt, ſich von Adalbert zu trennen und die Verwaltung des Reiches wieder Hanno zu übertragen. Während nun dieſer in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchofe von Mainz die Angelegenheiten des Reiches wieder zu ordnen ſuchte, überließ ſich Heinrich, der ſchon ſittlich zu tief geſunken war, um wieder auf einen beſſeren Weg ſich führen zu laſſen, ohne Rückhalt einem wüſten, zügelloſen Leben, und in Folge deſſelben verfiel er endlich in eine ſchwere Krankheit, von der er nur langſam wieder hergeſtellt werden konnte. Um ihn vor neuen Verirrungen zu bewahren, nöthigte ihn Hanno, ſich mit Bertha, einer Tochter des Markgrafen Otto von Suſa, zu vermählen, mit der er ſchon als Kind verlobt war; kaum aber war die Vermählung vollzogen, als Heinrich auch ſchon auf nichts angelegentlicher ſann, als wie er ſich wieder einer Gemahlin entledigen könne, für die er keine Zuneigung empfand. Er wandte ſich deshalb an den Erzbiſchof von Mainz, den er dadurch für ſich zu gewinnen wußte, daß er ihm verſprach, er wolle ihm von den Thüringern den Zehnten verſchaffen, von welchem dieſelben bis dahin befreit geweſen waren, wenn er dafür die Scheidung von ſeiner Gemahlin durchſetze. Der Papſt erklärte ſich aber auf's beſtimmteſte gegen die Scheidung; die Fürſten traten ihm auf einem Reichstage zu Worms unerwartet bei, und ſo

sah sich Heinrich genöthigt, die Sache aufzugeben. Zwar sah er längere Zeit die Königin gar nicht; später aber vereinigte er sich wieder mit ihr, und durch die Gelassenheit, mit der sie alle seine Härte und Kälte ertrug, wurde doch endlich sein von Natur nicht schlechtes Gemüth gewonnen, so daß er in der Folge, besonders seit sie ihm im Jahre 1071 einen Sohn geschenkt hatte, ihr mit Liebe und Zärtlichkeit begegnete.

Während dessen erschien Adalbert wieder am Hofe und gewann bald den früheren Einfluß wieder. Dazu kam, daß sich Heinrich gerade damals einen höchst gefährlichen Feind machte. Otto von Baiern war eines Mordanschlages auf das Leben des Königs angeklagt und wurde von den Fürsten verurtheilt, zu Goslar durch einen Zweikampf mit seinem Ankläger seine Unschuld zu beweisen. Aus Furcht vor Verrath erschien er jedoch nicht, und nun erklärte ihn Heinrich seines Herzogthums verlustig und übergab dasselbe Otto's Schwiegersohne Welf, der treulos und habsüchtig genug war, es nicht nur anzunehmen, sondern auch seine Gemahlin ihrem Vater zurückzuschicken. Otto griff zu den Waffen, mußte sich aber, nachdem seine Besitzungen furchtbar verwüstet waren, mit seinem Verbündeten, dem Herzoge Magnus von Sachsen, unterwerfen und wurde in Haft genommen. Auch Berthold von Zähringen verlor sein Herzogthum Kärnten, weil er in den Verdacht aufrührerischer Gesinnung kam. Otto wurde zwar nach einiger Zeit wieder freigelassen; aber er trug seit jener Zeit Groll gegen Heinrich im Herzen, zumal, da derselbe den Herzog Magnus auf Adalberts Rath in der Harzburg gefangen behielt. Zwar starb Adalbert bald darauf (1072); aber Heinrich regierte nun allein nach seinen Grundsätzen weiter und suchte besonders die Macht der Sachsen zu brechen. War denselben schon der häufige Aufenthalt Heinrichs III. in Goslar lästig gewesen, so mußten sie sich noch empfindlicher dadurch getroffen fühlen, daß Heinrich IV., um die königliche Macht unter ihnen auf die Dauer zu sichern, überall im Lande feste Schlösser anlegte und unter ihnen als Zwingherr erschien. Wie man über ihn dachte, erhellt daraus, daß man sagte, er habe einmal geäußert: „Sachsen ist ein schönes Land; aber seine Bewohner sind nichtswürdige Knechte.“ Die Besatzungen jener Burgen raubten ihren Unterhalt aus den benachbarten Dörfern, erpreßten schwere Steuern, trieben die Heerden weg, zwangen freie Männer zu Frohndiensten beim Bau der Schlösser und verübten selbst an Frauen und Jungfrauen die schwerste Unbill. Während durch solche Frevel der Haß der Sachsen gegen den König immer mehr gesteigert wurde, brachte er auch die Thüringer gegen sich auf, indem er auf einer Synode zu Erfurt mit Gewalt die Bewilligung des thüringischen Zehntens an den Erzbischof von Bremen durchsetzte, und als der König zu einem Feldzuge gegen die Polen ein großes Heer sammelte,

befürchteten Sachsen und Thüringer, der Krieg gegen Polen sei ein bloßer Vorwand und die eigentliche Absicht sei, sie vollends zu knechten. Die sächsischen Großen traten deshalb unter dem tapferen Otto im Jahre 1073 zu einem Schutzbündniß zusammen und schickten Gesandte an den König, die von ihm forderten, er solle nicht beständig in Sachsen Hof halten, solle die Burgen abbrechen, seine schlechten Rathgeber entfernen und seine Gemahlin besser behandeln. Heinrich erschrak; aber gleichwohl entließ er die Gesandten mit geringschätzigen Worten. Da griffen die Sachsen zu den Waffen; ein 60,000 Mann starkes Heer zog gegen Goslar und belagerte den König sodann in der festen Harzburg, wohin er bestürzt geflohen war. Zwar rettete er sich mit Hülfe Berthold's von Zähringen durch die Flucht und entkam auf versteckten Gebirgspfaden in Begleitung weniger Diener nach Hessen; da aber die Sachsen seine Burgen zerstörten, den Herzog Magnus befreiten, sich mit den Thüringern verbündeten und die Fürsten, welche er gegen die Empörer aufbot, sich nicht nur meistens weigerten, gegen sie zu kämpfen, sondern sogar mit der Wahl eines neuen Königs drohten, sah er sich doch genöthigt, nachdem auch demüthige Bitten bei den Fürsten nichts gefruchtet hatten, im Jahre 1074 mit den Aufrührern Frieden zu schließen. Er versprach in demselben die Schleifung aller festen Schlösser; über Otto's Anrecht auf Baiern aber sollte binnen Jahresfrist ein Fürstengericht entscheiden. Von der Harzburg sollten nur die Befestigungswerke zerstört werden, die inneren Gebäude aber sollten stehen bleiben; doch die Wuth der Sachsen war zu groß. Sie plünderten und verbrannten die daselbst stehende Kirche, beschimpften die in derselben befindlichen Grabdenkmäler der Verwandten des Königs und streuten die Gebeine umher. Heinrich war außer sich. Er beklagte sich bitter über das Geschehene bei dem Papste, der auch sogleich Bevollmächtigte zur Untersuchung der sächsischen Streitsache nach Deutschland sandte; ehe jedoch dieselben eintrafen, hatte sich Heinrich bereits selbst Hülfe verschafft. Durch große Versprechungen hatte er die Fürsten für sich gewonnen; so brachte er ein mächtiges Heer zusammen, zog gegen die Sachsen und schlug sie am 13. Juni 1075 bei Hohenburg an der Unstrut. Im Herbst unternahm er einen neuen Zug, und es gelang ihm, sowohl die Sachsen als die Thüringer völlig zu unterwerfen. Statt sie aber nun durch Milde für sich zu gewinnen, ließ er ihre Fürsten gefangen nehmen, gab ihre Lehen an Andere und ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen. Da wandten sich die bedrängten Sachsen, Hülfe suchend, an den Papst, und dieser Schritt wurde die Veranlassung zum Ausbruch eines Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, der mit dem Untergange der letzteren endigte. Ehe wir jedoch zur Schilderung dieses Kampfes übergehen, müssen wir zuerst erkennen, wie sich die päpstliche Macht allmälig zu solcher Bedeutung

entwickelte, daß sie es kühn wagen konnte, gegen die Kaisergewalt in die Schranken zu treten.

---

§. 24. Entstehung und Wachsthum der päpstlichen Macht.

Es ist bereits früher (Bd. I. S. 688) erwähnt worden, wie die Bischöfe von Rom, Constantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem nach und nach unter dem Titel Patriarchen zu dem höchsten Ansehen in der Christenheit gelangten. Der Bischof von Rom stand ursprünglich den übrigen Patriarchen völlig gleich, und sein Sprengel umfaßte nur Mittel- und Unteritalien, Sicilien, Sardinien und Korsika. Je mehr man aber bemüht war, die Einheit der christlichen Kirche auch in der äußeren Erscheinung festzuhalten, um so mehr verbreitete sich die Idee von einer Repräsentation derselben in der Person des Apostels Petrus, und allmälig begann man auch, diese Idee auf die römischen Bischöfe als vorgebliche Nachfolger des Apostels Petrus zu übertragen, der nach der Sage in Rom den Märtyrertod gelitten haben sollte, obgleich es wenigstens erwiesen ist, daß er niemals römischer Bischof war. Manches wirkte dazu mit, um die Idee von einer hierauf begründeten Oberhoheit der römischen Kirche über die ganze Christenheit immer entschiedener zur Geltung zu bringen. Rom, die alte Welthauptstadt, war ja jetzt die Hauptstadt des christlichrömischen Reiches geworden, und wie dadurch der römische Bischof an äußerem Ansehen gewann, so bewahrte er sich auch unter den Parteiungen und Lehrstreitigkeiten, welche die orientalische Kirche so vielfach zerrütteten, stets den Ruf unbefleckter Rechtgläubigkeit. So erbat sich denn oft eine der streitenden Parteien in den demüthigsten Ausdrücken seine Entscheidung und räumte ihm damit ein oberrichterliches Urtheil ein. In der Geltendmachung dieses Rechtes wurde die römische Kirche bald auch durch Stimmen von Concilien und Kaisern unterstützt. So erklärte schon Valentinianus III. im Jahre 445 ausdrücklich, jeder Bischof sei verpflichtet, auf Vorladung des römischen Bischofs vor dem Richterstuhle desselben zu erscheinen; denn in der Kirche werde nur dann Friede sein, wenn die ganze Kirche ihren Regierer anerkenne. Kräftige römische Bischöfe wußten solche Umstände vortrefflich zu benutzen, und schon Leo der Große, den wir bereits in der Geschichte Attila's kennen gelernt haben, erklärte bestimmt, ihm als dem Nachfolger des Apostels Petrus komme die Sorge für alle Kirchen zu, obgleich man im Orient noch fort und fort behauptete, dem Patriarchen von Constantinopel als dem Bischofe der Residenz des oströmischen Reiches gebührten gleiche

Rechte und Würden wie dem von Rom. Wie aber wenigstens im Abendlande das Ansehen des römischen Bischofs immer fester begründet ward, sieht man daraus, daß es seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts daselbst immer allgemeiner Sitte wurde, denselben vorzugsweise mit dem Titel Papa (Papst) zu bezeichnen, welches Wort, aus dem griechischen Pappas, d. h. Vater, entstanden, in der griechischen Kirche ursprünglich Bezeichnung für alle, namentlich aber für höhere Geistliche war und auch im Abendlande noch im fünften Jahrhundert zur Bezeichnung jedes Bischofs gebraucht wurde. Indessen blieb der Name Papa auch später noch Ehrenname eines jeden Bischofs, und erst Gregor VII. machte ihn im Jahre 1075 zum ausschließlichen Titel des römischen Bischofs.

Keiner der früheren römischen Bischöfe war lebendiger von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ihm als dem Nachfolger des Apostels Petrus die Sorge für die ganze Kirche und die obere Leitung derselben von Gott übertragen sei, als Gregor I., dem man mit Recht den Beinamen des Großen gegeben hat (S. 32). Fern von jeder Eitelkeit und Ehrsucht, wies er alle persönlichen Ehrenbezeugungen auf das Entschiedenste zurück; dagegen hielt er es für heilige Pflicht, das Ansehen der römischen Kirche, welches nach seiner Ueberzeugung derselben zur Förderung des Heiles der ganzen Kirche verliehen war, überall aufrecht zu erhalten.

Zwar waren die Päpste anfänglich vielfach abhängig von dem oströmischen Kaiser, bei dem sogar jedesmal die Bestätigung ihrer Wahl nachgesucht werden mußte; aber mit dem Erlöschen der Macht des Kaisers in Italien hörte auch dies Abhängigkeitsverhältniß auf. Desto ungünstiger war für die Päpste das Verhältniß zu den ihnen zunächst wohnenden arianischen Longobarden, und die Spannung mit denselben blieb auch dann noch, als ihre Königin Theodelinde zur katholischen Kirche übertrat. Großen Einfluß erhielten dagegen die Päpste in Spanien, besonders seit dem im Jahre 589 erfolgten Uebertritt des Westgothenkönigs Reccared zur katholischen Kirche. Der Erzbischof von Sevilla erbat sich von Gregor das Pallium, ein weißwollenes Ehrenkleid, zum Zeichen seiner Würde als Primas oder apostolischer Vicar (Stellvertreter und Bevollmächtigter des Papstes), und Gregor fand auch Gelegenheit, sein oberrichterliches Ansehen in Spanien geltend zu machen. Eben so günstig war sein Verhältniß zur englischen Kirche, die schon durch die Art ihrer Gründung (S. 31) in eine ganz besondere Abhängigkeit von Rom kam, und häufige Wallfahrten von englischen Mönchen, Nonnen, Bischöfen, Fürsten und Großen zu dem Grabe des heiligen Petrus in Rom knüpften diese Verbindung mit der Zeit immer enger. Am wichtigsten aber wurde für die römische Kirche die durch Bonifacius fest gegründete Verbindung mit dem fränkischen Reiche, die so innig war, daß Pipin die Absetzung Childerichs und die Annahme der Königswürde von der Gutheißung des

Papstes abhängig machte (S. 82), und wir haben bereits gesehen, wie diese Verbindung die Begründung der weltlichen Macht des Papstes durch Pipin herbeiführte. Unter Karl dem Großen wurde die Verbindung mit Rom noch enger. Er bestätigte und vergrößerte die Schenkung Pipins, und empfing dafür aus den Händen Leo's III. die Kaiserkrone. Aber bei aller Ergebenheit gegen den Papst war Karl doch weit davon entfernt, sich von demselben irgendwie abhängig zu machen. Er übte die kaiserlichen Rechte so gut in Rom aus, wie anderwärts, und ließ durch seine Seudgrafen so gut dort, wie in den übrigen Theilen seines Reiches, die Gerichtsbarkeit verwalten. Auch in rein geistlichen Angelegenheiten war er fern von unbedingtem Gehorsam gegen den Papst; er theilte die kirchlichen Beschlüsse der Ständeversammlungen erst, nachdem er sie als gültig anerkannt und bestätigt hatte, dem Papste zur Kenntnißnahme mit; ja, er setzte einmal sogar ein förmliches bischöfliches Gericht über Leo nieder. Desto größeres Ansehen aber gewannen die Päpste unter den schwachen Nachfolgern Karls. In dieser Zeit erhielt auch die Macht des Papstes über die Bischöfe eine feste Begründung durch eine damals erschienene verfälschte Sammlung älterer Kirchengesetze. In besonderem Ansehen stand nämlich im ganzen Abendlande eine im sechsten Jahrhundert von dem römischen Abte Dionysius veranstaltete Sammlung der Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen und der Decretalen oder Entscheidungsbriefe, welche seit dem Jahre 384 von römischen Bischöfen waren erlassen worden. Mit dieser Sammlung von Kirchengesetzen gingen im Laufe der Zeit in verschiedenen Gegenden mancherlei Veränderungen vor, indem man besonders viele Provinzialkirchengesetze hinzufügte; vorzügliche Geltung aber gewann die von dem frommen und gelehrten Bischof Isidorus von Sevilla um das Jahr 600 veranstaltete Ausgabe. Unter seinem Namen kam nun im neunten Jahrhundert plötzlich eine Sammlung zum Vorschein, die zwar vieles aus der spanischen enthielt, obgleich vielfach verstümmelt und verändert, aber außerdem noch eine Menge von Urkunden, von denen bis dahin kein Mensch etwas gewußt hatte, namentlich sechszig Briefe der ältesten römischen Bischöfe. Daß der Verfasser dieser Sammlung ein Betrüger war und die Urkunden untergeschoben sind, unterliegt keinem Zweifel. Denn abgesehen davon, daß die alten römischen Bischöfe in jenen Briefen das verdorbene fränkische Latein des achten und neunten Jahrhunderts reden, finden sich darin die auffallendsten chronologischen Verstöße, wie z. B., daß ein römischer Bischof über einen Streit wegen der Osterfeier an einen Bischof von Alexandria schreibt, der zweihundert Jahre vor ihm lebte. Aber in jener unwissenschaftlichen Zeit bemerkte man dergleichen nicht, und erst der Reformation war es vorbehalten, auch diesen Betrug aufzudecken. In diesen sogenannten pseudo-isidorischen Decretalen wird nun auf das Nachdrücklichste hervorgehoben,

daß die Priester unendlich über die Laien erhaben seien. Wer sich an ihnen versündigt, versündigt sich an Gott selbst. Sie sind keinem weltlichen Gericht unterworfen, sondern vielmehr von Gott zu Richtern über Alle gesetzt Ihre Güter sind unverletzlich, und ein Vergehen gegen diese Unverletzbarkeit ist schwerer, als jede andere Sünde. Die Kirche ist durchaus unabhängig vom Staate, wie von jeder weltlichen Gewalt. Besonders sind die Bischöfe, denen Christus selbst die Gewalt, zu binden und zu lösen, übertragen hat, unverletzliche Personen; über Allen aber steht der Bischof von Rom, der Nachfolger des Petrus. Christus selbst hat die römische Kirche zum Haupte aller anderen gemacht, und der Bischof derselben, der Papst, welcher alle anderen Bischöfe einsetzt und weiht, ist daher der einzige gültige Richter über dieselben; sie können in jedem Falle an ihn appelliren; er kann ihre Sache auch unaufgefordert vor seinen Richterstuhl ziehen, und sein Urtheil muß ohne Weiteres anerkannt und vollzogen werden. Ebenso hat der Papst allein das Recht, Concilien zusammenzuberufen und ihre Beschlüsse zu bestätigen.

Die Verwirrungen, welche nach der Zeit Karls des Großen im fränkischen Reiche eintraten, gaben den Päpsten vielfache Gelegenheit, die Grundsätze dieser Decretalen geltend zu machen; besonders that dies der Papst Nicolaus I. (seit 858), der zuerst mit vollem Bewußtsein und großer Thatkraft das in denselben aufgestellte Ideal des Papstthums zu verwirklichen strebte. Ueberaus günstig war es für ihn, daß er sein oberrichterliches Ansehen über Fürsten und Bischöfe gerade in einem solchen Falle ausüben konnte, wo er als Beschützer der Unschuld gegen die Mächtigen der Erde, als Bestrafer pflichtvergessener Prälaten erschien, indem er den König Lothar II. von Lothringen zwang, seine ohne Grund verstoßene Gemahlin Thietberga wieder aufzunehmen, die Erzbischöfe von Trier und Köln, welche dem Könige bei der Verstoßung behülflich gewesen waren, absetzte und alle Bischöfe, die an einer Synode zu Metz Theil genommen, auf welcher Lothars Scheidung bestätigt war, von der Kirchengemeinschaft ausschloß, bis sie ihn demüthig um Verzeihung baten. Nicolaus war auch der erste Papst, der sich förmlich krönen ließ. Seine Nachfolger wirkten in demselben Sinne fort, und einen neuen wichtigen Schritt zur Erhebung der päpstlichen Gewalt über alle weltliche Macht that Johann VIII., indem er Karl dem Kahlen die Kaiserkrone ertheilte, während früher die Päpste wohl den Kaiser zu krönen, nicht aber darüber zu bestimmen hatten, wer Kaiser sein solle, sondern Letzteres war lediglich der Erbfolge und den Vasallen anheimgegeben.

Mit dem Ende des neunten Jahrhunderts begann eine schmachvolle Zeit für die römische Kirche. Rom wurde der Sitz alles Verderbens, und der wilde Parteikampf, welcher unter den italienischen Fürstenfamilien wüthete, brachte auch dort die größten Zerrüttungen hervor. Der

Markgraf Adalbert von Toscana und zwei mit ihm verbundene laſterhafte Römerinnen Theodora und ihre Tochter Marozia erhielten allen Einfluß auf die Papſtwahlen, und der päpſtliche Stuhl, mit nichtswürdigen Menſchen, ihren Creaturen, beſetzt, wurde durch Laſter befleckt, welche mehr, als alles Andre, hätten dazu wirken können, die päpſtliche Würde ihres Heiligenſcheines zu berauben, wenn jene Zeit überhaupt für dergleichen Eindrücke empfänglich geweſen wäre. Endlich wagte es die herrſchende Partei, ſogar einen achtzehnjährigen, in allen Laſtern aufgewachſenen Jüngling, Octavianus, den Enkel der Marozia, im Jahre 956 auf den päpſtlichen Stuhl zu erheben Er war der erſte Papſt, der ſeinen bisherigen Namen änderte (er nannte ſich Johann XII.); aber in ſeinem laſterhaften Leben änderte er nichts. Dem deutſchen Kaiſer war es vorbehalten, dieſen Gräueln ein Ende zu machen, und wie Johann ſelbſt zum Werkzeug dabei dienen mußte, iſt bereits oben bei der Geſchichte Otto's erzählt worden (S. 134). So tief aber war das Anſehen des Papſtthums in den Gemüthern gegründet, daß es ſelbſt durch ſolche Aergerniſſe nicht mehr erſchüttert werden konnte. Da nach dem Tode Otto's III. die italieniſchen Großen durch keine Kaiſermacht mehr in Schranken gehalten wurden, ſo brachen neue Unruhen in Italien aus. Die Grafen von Tusculi, welche damals am mächtigſten waren, wagten, im Jahre 1033 einen zwölfjährigen Knaben aus ihrer Familie, den laſterhaften Theophylakt, zur päpſtlichen Würde zu erheben, welcher ſich Benedict IX nannte. Die entſetzlichen Ausſchweifungen deſſelben machten es jedoch der Gegenpartei möglich, ihn aus Rom zu vertreiben und einen andern Papſt, Sylveſter III, einzuſetzen. Zwar gelang es Benedict, den Sylveſter wieder aus Rom zu verdrängen; da er ſich aber nicht getraute, dem allgemeinen Haß gegenüber die päpſtliche Würde zu behaupten, verkaufte er dieſelbe an einen Erzprieſter, einen ſonſt edlen Mann, der ſich Gregor VI. nannte. Dann legte er aber ſeine Würde doch nicht nieder, und ſo gab es nun gleichzeitig drei Päpſte. In ſolcher Verwirrung wurde der deutſche König Heinrich III. von allen Seiten aufgefordert, dem Unweſen ein Ende zu machen, und derſelbe zog im Jahre 1046 mit Heeresmacht nach Italien. Gregor, der ſich als rechtmäßigen Papſt betrachtete und von ihm nichts glaubte fürchten zu dürfen, ging ihm nach Piacenza entgegen; aber Heinrich erkannte die von ihm vorgebrachten Entſchuldigungen nicht als triftig an: er rief eine Synode nach Sutri zuſammen, und durch Beſchluß derſelben wurden alle drei Päpſte abgeſetzt. Darauf wurde eine Synode in Rom verſammelt, und weil man unter den römiſchen Geiſtlichen keinen würdigen Mann finden konnte, wählte man einen Deutſchen aus Heinrichs Gefolge zum Papſt, den Biſchof Suidger von Bamberg, welcher ſich Clemens II. nannte. Auch nach dem Tode des Clemens wurde der päpſtliche Stuhl noch zwei-

mal durch den Kaiſer beſetzt, und zwar zuerſt mit dem Biſchofe von Brixen, und als derſelbe nach wenigen Wochen ſtarb, mit einem Verwandten Heinrichs, dem Biſchofe von Toul, der ſich Leo X. nannte. Derſelbe zeichnete ſich durch ſtrenge Frömmigkeit und unermüdliche Thätigkeit aus; aber weder er noch ſeine Nachfolger waren Männer von großer Bedeutung; dagegen trat ſeit ihm immer entſchiedener ein Mann an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten, welcher das Papſtthum zu höherer Macht erhoben hat, als es je zuvor beſaß, und ſchon jetzt die Kirche von der weltlichen Macht immer unabhängiger zu machen bemüht war. Dieſer Mann war der Mönch Hildebrand, der ſpäter als Gregor VII. ſelbſt den päpſtlichen Stuhl beſtieg.

3. Buch.

Von Gregor dem Siebenten bis zum Untergange der Hohenstaufen.

Erstes Kapitel. Der Kampf der geistlichen mit der weltlichen Macht zur Zeit der salischen Kaiser.

§. 25. Papst Gregor der Siebente.

So bedeutsam Gregor in der Geschichte hervortritt, so unsicher sind die Nachrichten über seine Geburt und seine Herkunft; selbst Zeit und Ort, wo ergeboren ist, sind ungewiß. Vermuthlich erblickte er um das Jahr 1020 im Gebiete von Saona im Toscanischen das Licht der Welt, und war der Sohn eines Zimmermanns, Namens Bonizone; Andere behaupten freilich, daß er von edler Abkunft gewesen sei. Auch in seiner äußeren Erscheinung war er so unbedeutend, daß man nicht hätte ahnen sollen, welcher gewaltige Geist unter der unscheinbaren Hülle verborgen sei. Schon seine erste Jugendzeit verlebte er in Rom, und früh trat er in den Benedictinerorden; jedoch verließ er das Kloster bald wieder und lebte dann in vertrauter Verbindung mit dem Erzbischofe Laurentius von Amalfi. Auch dem Erzpriester Gratianus, dem nachmaligen Papst Gregor VI., schloß er sich eng an, und als der Kaiser denselben nach seiner Absetzung mit nach Deutschland nahm, folgte er ihm auch dahin nach. Sein ernstes Gemüth mußte durch das in der Kirche herrschende Verderben mit tiefer Entrüstung erfüllt werden. Er erkannte, daß dasselbe seinen hauptsächlichsten Grund in der Abhängigkeit der Kirche von dem Einflusse roher weltlicher Macht habe, und mit voller Seele schloß er sich daher der Partei der strenger Gesinnten unter den Geistlichen an, welche, den Cardinal Peter Damiani, Bischof von Ostia, an der Spitze, danach trachteten, die Kirche von der weltlichen Macht völlig unabhängig zu machen und die Idee einer päpstlichen Theokratie zu verwirklichen. Auch Gregor VI. gehörte dieser Partei an. Nach dem Tode desselben begab sich Hildebrand nach Frankreich in das Kloster Clugny, wo er sich einige Jahre aufhielt und emsig seinen Studien oblag. Entweder hier oder in Deutschland lernte ihn der neue Papst Leo kennen, und der einfache Mönch

gewann bald einen unbegränzten Einfluß auf denselben. Wie fest er schon damals den Plan, welchen er später verfolgte, in's Auge gefaßt hatte, erhellt daraus, daß er in dem Gemüthe Leo's Reue darüber hervorrief, daß er vom Kaiser, einem Laien, zum Papste gewählt war, und ihn bewog, in Pilgerkleidung nach Rom zu reisen und erst, nachdem die Wahl dort in üblicher Form vorgenommen war, sich als Papst zu betrachten. Seit jener Zeit war Hildebrand, der den Papst nach Rom begleitete und von ihm zum Subdiakonus ernannt wurde, die Seele der päpstlichen Regierung. Die Ueberlegenheit seines Geistes und seine gewinnende Klugheit erwarben ihm das unbedingte Vertrauen Aller, und gern ließen sich der Papst und die Römer den Einfluß gefallen, den er durch seine großen Talente von Anfang ausübte. Er leitete jetzt alle Bestrebungen zur Heilung der Gebrechen, an welchen die Kirche litt, und er war es auch, der deshalb Leo zur Erlassung strenger Gesetze bewog, theils gegen die Heirathen der oberen Geistlichen, theils gegen solche Personen, welche nicht durch ihre Verdienste, sondern durch Geld zu geistlichen Stellen gelangen würden. Es wurde nämlich damals mit den geistlichen Aemtern wegen der damit verknüpften reichen Einkünfte ein förmlicher Handel getrieben, was man mit Beziehung auf die in der Apostelgeschichte Kap. 8, V. 18 flg. enthaltene Erzählung, daß ein gewisser Simon den Aposteln die Gabe, Wunder zu thun, hatte abkaufen wollen, Simonie nannte. Die durch einen solchen Handel hervorgerufenen Uebelstände waren so in die Augen fallend, daß schon Kaiser Heinrich III. mit der größten Entschiedenheit dagegen aufgetreten war; die an die Geistlichkeit gestellte Forderung der Ehelosigkeit (des Cölibats) aber hing eng mit der Ansicht zusammen, daß die Priester, die weltliche Gesellschaft zu leiten bestimmt, ganz aus der Welt ausgeschieden sein müßten.

Auch unter den folgenden Päpsten blieb Hildebrands Einfluß vorherrschend, und sie wirkten ganz in Leo's Geiste fort. Die Wahl des ersten derselben, eines angesehenen deutschen Bischofs, der sich als Papst Victor II nannte, hatte Hildebrand selbst bewirkt; der zweite, Stephan IX., war zwar ohne seine Mitwirkung gewählt; aber wie groß sein Ansehen bei demselben war, sieht man deutlich daraus, daß Stephan wenige Monate vor seinem Tode ein Decret erließ, worin er der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke dringend empfahl, für den Fall seines Todes mit der Wahl des neuen Papstes bis zur Rückkehr Hildebrands zu warten, den er als seinen Legaten nach Deutschland geschickt hatte, und sich dann ganz nach dessen Rathschlägen zu richten. Vielleicht gerade dadurch aber wurden Hildebrands Gegner um so mehr getrieben, nach Stephans bald darauf erfolgtem Tode eilig einen Papst nach ihrer Neigung zu wählen, der sich Benedict X. nannte. Doch Hildebrand, der sich schon auf dem Rückwege nach Italien befand, wußte es zu be-

wirken, daß von den mit Benedicts Wahl unzufriedenen Cardinälen, die sich nach Siena begeben hatten, der Bischof Gerhard von Florenz zum Papst gewählt und gleichzeitig von der Kaiserin anerkannt wurde. Derselbe nahm den Namen Nicolaus II. an. Er sprach über Benedict den Bann aus; dieser aber unterwarf sich ihm bei seinem Einzuge in Rom unbedingt und erhielt die Absolution Um ähnliche Streitigkeiten für die Zukunft zu verhindern, übertrug Nicolaus auf Hildebrands Veranlassung im Jahre 1059 durch ein Gesetz die Papstwahl einem Collegium von Cardinälen, indem er bestimmte, daß nur ein von den Cardinalbischöfen, Cardinalpriestern und Cardinaldiakonen*) mit Zuziehung der übrigen römischen Geistlichen und des römischen Volks gewählter Papst als rechtmäßig anerkannt werden sollte. Zwar entstanden dennoch neue Unruhen, als Nicolaus starb. Hildebrands Gegner wußten den König Heinrich IV. durch eine Gesandtschaft für sich zu gewinnen, so daß er den Gesandten, die Hildebrand an ihn schickte, gar kein Gehör gab. Dieser ließ unterdessen nach der neuen Wahlordnung einen Mann von der strengeren Partei wählen, der als Papst sich Alexander II. nannte. Die kaiserliche Partei verweigerte demselben freilich ihre Anerkennung und wählte auf einem Concil zu Basel Honorius II.; doch dieser konnte sich gegen Alexander nicht lange behaupten, und der Letztere erhielt endlich sogar Heinrichs Anerkennung. Alexander wirkte nun ganz nach dem Plane fort, den seine Vorgänger befolgt hatten, angefeuert durch den Eifer Damiani's und unterstützt durch die Kraft Hildebrands. Zum Archidiakonus und Kanzler der römischen Kirche erhoben, regierte dieser mehr, als der Papst selbst, zu Rom, und bei dem Tode Alexanders, der im Jahre 1073 erfolgte, hatte er Alles hinlänglich vorbereitet, um selbst als Papst für die vollständige Verwirklichung seiner Idee von der Stiftung einer Theokratie zu kämpfen, in welcher der Papst als Statthalter Gottes der höchste Regent in weltlichen wie in kirchlichen Angelegenheiten sein sollte.

Schon bei dem Begräbnisse Alexanders forderte ihn das Volk laut zum Papste, noch ehe das Cardinalcollegium sich versammelt hatte; indessen wurde wenigstens nachher die gesetzliche Form erfüllt und ein Protokoll über die geschehene Wahl aufgenommen. Er nahm als Papst den Namen Gregor VII an. Nicht leicht sind über einen Menschen von Zeitgenossen, wie von Späteren, widersprechendere Urtheile gefällt worden,

*) Cardinalpriester hatte man früher alle fest angestellten Priester genannt; seit dem eilften Jahrhundert aber nannte man die sieben zu dem unmittelbaren Kirchensprengel des Papstes gehörigen Bischöfe Cardinalbischöfe, die Pfarrer an den römischen Stadtkirchen Cardinalpriester und die Vorsteher der römischen Hospitäler Cardinaldiakonen.

als über ihn. Während er den Einen Gegenstand der übertriebensten Verehrung war, verfolgten ihn die Andern mit maßlosem Hasse. Jedenfalls steht es aber für den unbefangenen Beurtheiler fest, daß Gregor keinesweges von Ehrgeiz und Herrschsucht in seiner Handlungsweise geleitet wurde, daß er vielmehr von der Idee einer durch das Papstthum zu verwaltenden religiös-sittlichen Weltherrschaft beseelt war, einer Idee, die gerade damals durch die oben geschilderten Umstände eine neue Macht in den Gemüthern aller besser Gesinnten erhalten hatte. Wie sehr ihn diese Idee beherrschte, erkennen wir deutlich aus den Briefen, die wir noch von ihm besitzen. Petrus und seine Nachfolger erschienen ihm als Diejenigen, denen Gott nicht allein die Leitung der ganzen Kirche, sondern auch eine sittliche Aufsicht über alle Völker übertragen habe. Alles Weltliche ist nach seiner Ueberzeugung dem Geistlichen untergeordnet; also muß sich auch die richterliche Gewalt des Papstes auf jenes erstrecken. Die geistliche Gewalt vergleicht er der Sonne, die weltliche dem Monde. Nach seiner Meinung hätten daher alle Monarchen ihre Reiche als Lehen von dem Apostel Petrus empfangen sollen, und er sah es als eine Beleidigung desselben an, daß der König von Ungarn statt dessen in ein abhängiges Verhältniß zum deutschen Reiche getreten war. An die Könige und Fürsten von Spanien schreibt er, ihr Land habe von Alters her der römischen Kirche gehört, und die es jetzt besäßen, müßten derselben desbalb einen Tribut entrichten. Dem Herzoge von Dalmatien ertheilte er den Königstitel; dafür aber mußte derselbe ihm den Lehnseid schwören und sich zu einer jährlichen Abgabe verpflichten. Da er nicht überall persönlich seine oberrichterliche Gewalt ausüben konnte, sandte er zu den fernen Völkern als seine Stellvertreter Legaten, denen die Bischöfe wie ihm selbst gehorchen und in Allem Beistand leisten mußten, und diese Legaten mußten ihm über Alles genaue Rechenschaft ablegen. Er war bemüht, die Eigenthümlichkeit und die Bedürfnisse auch der fernsten Völker genau kennen zu lernen, damit er die denselben entsprechenden Anordnungen treffen könne. Vor Allem erschien es ihm nothwendig, die Kirche, wenn sie ihrer großen Aufgabe gewachsen sein sollte, von ihren Gebrechen zu reinigen, und mit aller Kraft strebte er dahin, die in derselben herrschenden Uebel auszurotten. Als das gefährlichste unter allen Uebeln aber erschien ihm jener schmähliche Handel, welcher in den meisten Ländern, besonders an dem Hofe Philipps I. von Frankreich und Heinrichs IV. von Deutschland, mit den geistlichen Aemtern getrieben wurde. Auf einer Synode, die er im Jahre 1074 hielt, erneuerte er daher das Verbot der Simonie, und um die Geistlichen von allem Einflusse weltlicher Verhältnisse unabhängig zu machen, schärfte er gleichzeitig die älteren strengen Gesetze über den Cölibat wieder ein. Alle Geistlichen, die durch Simonie ihr Amt erhalten hatten oder in der Ehe

lebten, erklärte er zur ferneren Verwaltung des Amtes für unfähig; Keiner solle bei Solchen Messe hören; denn ihr Segen werde in Fluch, ihr Gebet in Sünde verwandelt. Ueberallhin sandte er seine Legaten aus, um diese Gesetze bekannt zu machen und den Gehorsam gegen dieselben zu erzwingen. Zwar erregte das Cölibatsgesetz sowohl in Frankreich wie in Deutschland die heftigsten Bewegungen; aber gleichwohl setzte Gregor dasselbe durch, und mit um so größerer Kühnheit schritt er nun zur völligen Unterdrückung der Simonie. Auf einer Synode, die er im Jahre 1075 zu Rom hielt, that er fünf Räthe Heinrichs wegen Simonie in den Bann, erklärte mehrere deutsche Bischöfe, die auf solchem Wege ihre Stellen erhalten hatten, für abgesetzt, drohte dem Könige von Frankreich ebenfalls mit der Strafe des Bannes und verbot allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter, die Investitur, d. h. die Belehnung mit einem kirchlichen Amte, von einem Laien zu empfangen, so wie er auch alle Laien mit dem Banne bedrohte, welche es wagen würden, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen.

Der König Heinrich sah sich durch seine damals mißliche Lage genöthigt, nachzugeben. Er entließ jene fünf Räthe und zeigte sich bereit, dem Papste in Allem zu gehorchen, so daß dieser ihm seine völlige Zufriedenheit zu erkennen gab, ihm seine Absicht eröffnete, einen Kreuzzug zur Befreiung der orientalischen Christen zu unternehmen, ihn um Rath und Unterstützung bat und für die Zeit seiner Abwesenheit die römische Kirche dem Schutze des Königs empfehlen wollte. Doch bald änderte sich die Lage der Dinge, und es traten Umstände ein, die ihn an der Ausführung dieses Planes hinderten.

Kaum hatte Heinrich die Sachsen besiegt, als er auch die entlassenen Räthe wieder annahm und bei der Besetzung geistlicher Stellen ganz so eigenmächtig verfuhr, wie früher. Gregor erließ deshalb, die gerade damals an ihn ergangenen Klagen der Sachsen über den König bereitwillig annehmend, ein ernstes, warnendes Schreiben an ihn, und da dies nichts fruchtete, drohte er mit dem Banne. Dadurch wurde jedoch Heinrich noch mehr erbittert. Er entließ die von Gregor an ihn geschickten Gesandten auf eine schimpfliche Weise und berief auf den 24. Januar 1076 ein Concil nach Worms, auf welchem Gregor angeklagt und für abgesetzt erklärt wurde. Das Absetzungsurtheil kündigte Heinrich dem Papste in einem Schreiben an, welches anfing: „Heinrich, von Gottes Gnaden, nicht durch menschliche Willkür König, an Hildebrand, der kein Papst mehr ist, sondern ein falscher Mönch", und mit den Worten schloß: „Möge den Stuhl Petri ein Anderer besteigen, der Gewaltthaten nicht durch die Religion beschönigt, sondern die reine Lehre des heiligen Petrus vorträgt. Ich, Heinrich, und alle unsre Bischöfe, wir rufen dir zu: Steige herab, steige herab!" Zugleich erließ Heinrich

ein Schreiben an die Cardinäle und das römische Volk, worin er sie aufforderte, dem Urtheile der Wormser Synode beizustimmen. Ein Geistlicher aus Parma überbrachte diese Schreiben nach Rom und kündigte dem Papst, als derselbe eben die Synode eröffnete, welche in der Fastenzeit gewöhnlich zu Rom gehalten wurde, im Namen des Königs und der zu Worms versammelten Bischöfe das über ihn gefällte Absetzungsurtheil an. Dadurch entstand unter allen Anwesenden eine solche Erbitterung, daß sicher der königliche Gesandte ein Opfer derselben geworden wäre, wenn nicht Gregor ihn fast mit eigener Gefahr gerettet hätte. Mit der größten Ruhe hörte er Alles an; es kam ihm auch schwerlich unerwartet, und ohne alle Aufregung hielt er eine Rede, worin er erklärte, Christus habe vorher verkündigt, daß solche Kämpfe die Kirche treffen würden, erklärte sich bereit, für Gottes Sache Alles zu dulden, und ermahnte die Cardinäle, seinem Beispiele zu folgen. Dann sprach er über den Erzbischof von Mainz den Bann aus, suspendirte die übrigen Bischöfe, welche an dem Beschluß der Wormser Synode Theil genommen hatten, von ihren Aemtern und drohte, sie abzusetzen, wenn sie nicht innerhalb einer bestimmten Frist bußfertig seine Absolution nachsuchten. Auch über Heinrich sprach er den Bann, erklärte ihn für unfähig, ferner zu regieren, und sprach alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eide der Treue los, den sie dem Könige geleistet hatten. In einem eigenen Sendschreiben machte er dies Alles den Ständen des deutschen Reiches und der ganzen Christenheit bekannt. Der Würfel war geworfen. Das Urtheil des Papstes war die Losung zu einem heftigen Kampfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, der mit dem Untergange einer der beiden enden mußte.

Zwar fehlte es nicht an Solchen, die auch die Fürstenmacht als eine in göttlicher Ordnung gegründete betrachteten und meinten, daß keine Gewalt auf Erden das Recht habe, vom Gehorsam gegen den Herrscher zu entbinden. Selbst angesehene Geistliche, wie die Bischöfe Hermann von Metz und Waltram von Naumburg, sprachen dem Papste offen ihr Bedenken aus; doch dieser war zu sehr von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens überzeugt, als daß dergleichen auf ihn hätte Eindruck machen sollen. Er berief sich auf das Beispiel des Papstes Zacharias, der ja auch den letzten Merovinger abgesetzt habe; Christus, erklärte er, habe dem Petrus die Gewalt, zu binden und zu lösen, übertragen, ohne die Fürsten davon auszunehmen. In Deutschland, wo ohnehin so vielfach Unzufriedenheit mit dem Könige herrschte, brachte der über ihn ausgesprochene Bann die gewaltigste Wirkung hervor. Anfangs wollte Heinrich demselben trotzen; als aber die Zahl Derer, welche zu der päpstlichen Partei übertraten, immer größer wurde, änderte er bald seine drohende Sprache gegen die Fürsten und suchte sie durch Unterhandlungen für sich zu gewinnen.

Schon aber waren sie zu den äußersten Maßregeln entschlossen. Die schwäbischen und sächsischen Fürsten versammelten sich im October 1076 zu Tribur und beschlossen, einen neuen König zu wählen. Heinrich, der nach Oppenheim, auf der andern Seite des Rheins, gekommen war, machte ihnen vergeblich die größten Versprechungen, wenn er nur Namen und Zeichen der königlichen Würde behielte. Endlich erklärten sie ihm, der Papst solle aufgefordert werden, nach Augsburg zu kommen; dort wolle man ihm in der Versammlung der Fürsten alle Beschuldigungen gegen den König vortragen und ihm dann die Entscheidung überlassen. Wenn der König, zumal durch seine Schuld, ein Jahr lang im Banne bleibe, solle er für immer zur Regierung unfähig sein. Unterdessen müsse er sich alles Umgangs mit den Gebannten enthalten und in Speier als Privatmann leben. — Heinrich verstand sich zu Allem, so schwer es ihm auch wurde, und es kam ihm jetzt nur darauf an, zunächst von dem Banne befreit zu sein. Er beschloß deshalb, den Papst selbst in Italien aufzusuchen, ehe derselbe nach Deutschland käme. Nicht achtend die Strenge des ungewöhlich kalten Winters, trat er einige Tage vor Weihnachten 1076, nur von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohne und einem treuen Manne begleitet, den beschwerlichen Weg über die Alpen an. Alle hatten ihn im Unglück feige verlassen; die treulosen Herzoge verlegten ihm alle deutschen Pässe, so daß er durch die Franche Comté und Savoyen gehen mußte; selbst die Markgräfin von Susa und ihr Sohn dachten niedrig genug, um den hart bedrängten Verwandten den Durchgang durch ihre Pässe mit schmerzlichen Abtretungen erkaufen zu lassen. Inzwischen waren die Gesandten der deutschen Fürsten zum Papste gekommen, und dieser machte sich, ihrer Aufforderung folgend, auf den Weg, um an dem bestimmten Tage, dem 2. Februar 1077, in Augsburg sein zu können. Auch Heinrich schickte unterdessen Gesandte an ihn und versprach Besserung und jede mögliche Genugthuung, indem er zugleich inständig um Lossprechung vom Banne bat; doch Gregor antwortete nur mit heftigen Vorwürfen. In der That müssen wir gestehen, wenn auch das Verfahren des Papstes gegen den übermüthigen Kaiser von seinem Standpunkte aus gerechtfertigt erscheint, die Härte, mit der er dem tief Gebeugten begegnete, ist ein Beweis von starrem Eigenwillen, der, fern von dem Geiste christlicher Liebe, nur das Ziel verfolgt, welches er sich eigentlich vorgesteckt hat.

Als Heinrich nach Italien kam, fand er daselbst eine ganz andere Aufnahme, als er sie in seiner traurigen Lage hätte erwarten sollen. Alle Gegner Gregors frohlockten bei seinem Erscheinen; sie hofften, er würde sich an ihre Spitze stellen, und waren bereit, Alles für ihn zu thun. Selbst Gregor, über die Absichten des Königs ungewiß, begann für seine Sicherheit zu fürchten und begab sich daher, um den Ausgang

abzuwarten, in das Schloß Canossa zu der ihm begeistert ergebenen Markgräfin Mathilde von Toscana. Doch seine Besorgniß war unbegründet gewesen. Heinrich dachte nur darauf, vom Banne befreit zu werden, und war fern von jedem Angriffe gegen Gregor. Vor ihm waren schon die gebannten Bischöfe und Großen aus Deutschland gekommen. Barfuß und im wollenen Bußgewande erschienen sie vor Gregor, und nachdem jeder von ihnen in solchem Aufzuge in einer einsamen Zelle bei spärlicher Kost hatte vom Morgen bis zum Abend warten müssen, ertheilte ihnen Gregor die Absolution, wobei er ihnen in mildem Tone ihre Vergehungen vorhielt und sie zur Besserung ermahnte. Härter noch verfuhr er gegen Heinrich selbst. Vergebens waren die Fürbitten der Mathilde und vieler Andern; Gregor blieb dabei, daß Alles der Untersuchung überlassen bleiben müsse, welche auf der Versammlung zu Augsburg vorgenommen werden sollte Endlich gab er den Bitten nach, verlangte jedoch von Heinrich, ehe er ihn frei spräche, die entschiedensten Proben der Reue. Derselbe mußte alle Zeichen seiner Würde ablegen, wurde dann im Bußgewande in die zweite Ringmauer des Schlosses eingelassen, und hier mußte er in der grimmigsten Kälte drei Tage lang fastend warten, ehe der Papst ihn vorließ. Jetzt endlich sprach ihn Gregor vom Banne los, unter der Bedingung, daß er sich vor jener Versammlung in Deutschland stellen wolle, wo der Papst über die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen entscheiden werde. Bis dahin solle er sich der Regierung gänzlich enthalten, und wenn er dieselbe wieder erhielte, sich verpflichten, den Papst in Allem zu unterstützen, was zur Aufrechthaltung der Kirchengesetze erforderlich sei. Dann feierte Gregor in Gegenwart des Königs und einer zahlreichen Versammlung die Messe. Als er die Hostie geweiht hatte, nahm er einen Theil derselben und sagte, er sei von seinen Feinden in Deutschland vieler Vergehungen angeklagt worden. Zwar könne er viele Zeugen für seine Unschuld aufstellen, er wolle sich aber lieber auf das Zeugniß Gottes als auf das von Menschen berufen; er rufe hier Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, indem er zur Bewährung derselben jetzt den Leib des Herrn genieße. Möge der allmächtige Gott ihn jetzt frei sprechen, wenn er unschuldig sei, oder ihm den Genuß des Leibes Christi zum Verderben gereichen lassen, wenn er schuldig sei. Mit der größten Ruhe genoß er darauf das Abendmahl, was er gewiß nicht gethan hätte, wenn er sich nicht in seinem Gewissen von jeder Schuld hätte frei gefühlt; denn er betrachtete dies, wie alle seine Zeitgenossen, als ein Gottesurtheil. Alle brachen in lauten Jubel aus und priesen Gott, der die Unschuld so verherrlicht habe. Nun aber reichte Gregor den andern Theil der Hostie dem jungen Könige und forderte ihn auf, zum Beweise seiner Unschuld seinem Beispiele zu folgen; dann bedürfe es der

Unterſuchung in Deutſchland nicht, und er werde ſelbſt als Heinrichs Vertheidiger auftreten. Der König fühlte ſich aber weder ſelbſt frei von Schuld, noch war er verhärtet genug, um ſich dennoch dem Gottesurtheile zu unterwerfen. Er erbleichte, berieth ſich mit ſeinen Begleitern und bat endlich den Papſt, Alles auf die in Deutſchland anzuſtellende Unterſuchung ankommen zu laſſen, gelobte auch eidlich, ſich der Entſcheidung Gregors willig zu unterwerfen und ihm für die Reiſe nach Deutſchland alle Sicherheit zu gewähren. Einen glänzenderen Triumph hätte Gregor über den König nicht feiern können. Nach beendetem Gottesdienſte lud er ihn zum Mahle ein, unterredete ſich freundlich mit ihm und entließ ihn dann mit ernſten Ermahnungen.

Als Heinrich auf ſeinem Rückwege wieder durch die Lombardei zog, fand er die Stimmung gegen ſich daſelbſt durchaus verändert. Schon wollte man ſich von einem Könige, der ſich ſo tief gedemüthigt hatte, gänzlich losſagen, ſeinen Sohn zum Kaiſer ausrufen und mit demſelben nach Rom ziehen Heinrich war in einer mißlichen Lage. In Deutſchland warteten ſeiner unverſöhnliche Feinde; dem Papſte traute er auch nicht; hier dagegen fand er eine Partei, die bereit war, für ihn Alles zu wagen, wenn er ſich ihr ohne Rückhalt anſchloß; die erlittene Demüthigung hatte überdies wohl einen Stachel in ſeinem Herzen zurückgelaſſen. Schnell war ſein Entſchluß gefaßt; er brach ſein dem Papſte gegebenes Wort, verband ſich auf's Neue mit den Feinden deſſelben und nahm die von Gregor in den Bann gethanen Räthe wieder zu ſich. Natürlich konnte unter ſolchen Umſtänden von der Verſammlung in Augsburg nicht weiter die Rede ſein; die mit Heinrich unzufriedenen deutſchen Stände ſetzten deshalb auf den März eine andre Verſammlung an und forderten Gregor auf, bei derſelben zu erſcheinen und die Ordnung und Ruhe in Deutſchland wieder herzuſtellen. Doch dies wurde ihm durch Heinrichs Anweſenheit in Italien unmöglich gemacht, und er ſtellte ihnen deshalb anheim, ſelbſt für die Bedürfniſſe des Reiches zu ſorgen. Die Verſammlung fand wirklich Statt, und auf derſelben wurde von den Fürſten an Heinrichs Stelle Herzog Rudolf von Schwaben zum König gewählt. Gregor ſchritt indeſſen noch immer nicht entſchieden gegen Heinrich vor, ſondern erklärte nur, wenn er nach Deutſchland komme, wolle er entſcheiden, auf weſſen Seite das Recht ſei.

Doch jetzt eilte Heinrich aus Italien herbei, um mit den Waffen in der Hand ſein Recht zu vertheidigen. Viele ſtrömten ihm zu, beſonders von den Bürgern der rheiniſchen Städte; er ſelbſt ſchien ein ganz Anderer geworden zu ſein. Der ſonſt ſo leichtfertige und übermüthige König verfuhr jetzt mit der größten Klugheit und Beſonnenheit; im Kampfe war er an Muth und Tapferkeit Allen voran. Er drängte ſeine Feinde aus Schwaben und Franken nach Sachſen zurück; das Herzog-

thum Schwaben aber ertheilte er seinem treuen Anhänger Friedrich von Hohenstaufen, dem er seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Der Krieg währte indessen mit gränzenloser Wuth fort; das Blut floß in Strömen, und die rohen Kriegeshorden hausten in Deutschland auf die fürchterlichste Weise. Gregor blieb ein ruhiger Zuschauer des Kampfes und entschied sich für keinen von beiden Theilen. Er äußerte seinen Schmerz darüber, daß durch den Hochmuth eines einzigen Menschen so viele Tausende von Christen dem zeitlichen und ewigen Tode preisgegeben würden, daß Staat und Kirche darüber zu Grunde gingen; aber wen er eigentlich meinte, darüber erklärte er sich nicht. Die Freunde Rudolfs machten ihm über seine Zweideutigkeit die heftigsten Vorwürfe; doch erst als die Waffen desselben im Jahre 1080 wieder glücklicher wurden, erklärte er sich offen für ihn. Auf einer Synode zu Rom sprach er über Heinrich von Neuem den Bann, weil er durch ihn verhindert worden sei, die Versammlung in Deutschland zu halten, erkannte Rudolf als Kaiser an und sandte ihm eine Krone zu, mit einer Inschrift, welche es deutlich aussprach, daß der Papst als Nachfolger des Apostels Petrus sich die Macht beilegte, den Streit über die deutsche Kaiserwahl so, wie er es that, zu entscheiden. Zugleich erklärte er aber auch dem neuen Kaiser, daß er von dem Gesetze über die Investitur nichts nachgeben werde.

Als Heinrich erfuhr, daß er von Neuem in den Bann gethan sei, gerieth er in heftigen Zorn. Auf Synoden zu Mainz und Brixen ließ er Gregor unter mancherlei Beschuldigungen von Neuem absetzen und den zu seiner Partei gehörenden Erzbischof von Ravenna als Clemens III. zum Papste wählen. Darauf wandte er sich gegen Rudolf und die Sachsen. Unweit Merseburg bei dem Dorfe Mölsen an der Elster kam es am 15. October 1080 zu einer Schlacht. Rudolfs Heer gewann den Sieg; doch er selbst wurde gefährlich verwundet. Im Kampfgewühle wurde ihm die rechte Hand abgehauen, und der junge Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, der sich in der Schlacht durch seine Tapferkeit vor Allen in Heinrichs Heere ausgezeichnet hatte, rannte ihm die Spitze der Reichsfahne durch den Leib. Bestürzt wurde Rudolf von den Seinigen aus dem Schlachtgetümmel getragen. Man zeigte ihm die abgehauene Hand. Schmerzlich rief er aus: „Mit ihr habe ich Heinrich einst Treue geschworen!“ Man brachte ihn nach Merseburg, wo er am folgenden Tage starb. Noch jetzt zeigt man daselbst im Dome sein Grabmal; auch seine gedörrte Hand wird dort noch in einem Futterale aufbewahrt.

Durch Rudolfs Tod hatte sich Heinrichs Lage wesentlich gebessert. Von seinem gefährlichsten Gegner befreit, konnte er nun ernstlich darauf denken, sich an dem Papste zu rächen, und die Fortsetzung des Kampfes

in Deutschland dem treuen Friedrich von Hohenstaufen überlassend, brach er im Jahre 1081 mit einem mächtigen Heere nach Italien auf. Zwar wählten seine Gegner in Deutschland einen neuen Gegenkönig, den Grafen Hermann von Luxemburg; dieser aber konnte zu gar keinem Ansehen gelangen, und man nannte ihn spottweise nur den Knoblauchskönig. In Italien fand Heinrich einen außerordentlichen Anhang; selbst von den Vasallen der Markgräfin Mathilde traten viele auf seine Seite; ja, er konnte es wagen, vor Rom zu rücken, und langte am Abend vor dem Pfingstfeste 1081 mit seinem Heere vor den Thoren der Stadt an. Jetzt trat für Gregor eine Zeit der Demüthigung ein, die bis an sein Lebensende währte. Zwar mußte Heinrich erkennen, daß es ihm bei dem Widerstande, den ihm die Römer entgegensetzten, nicht so leicht gelingen würde, sich der Stadt zu bemächtigen; er führte daher nach einiger Zeit sein Heer zurück, kam aber im folgenden Jahre wieder. Durch solche wiederholte Einschließungen ermüdete er theils die Römer, theils gewann er auch viele römische Große durch Geld und Versprechungen, so daß sie endlich in Gregor drangen, mit dem Könige Frieden zu schließen, und da der Papst von einem Frieden nur dann etwas wissen wollte, wenn Heinrich für seine vielen Sünden Genugthuung gäbe, so übergaben sie endlich, des langen Ungemachs überdrüssig, ihre Stadt zu Anfang des Jahres 1084 dem Könige, nahmen den neuen Papst auf und zwangen Gregor, in die Engelsburg zu flüchten. Am Osterfeste ließ sich nun Heinrich mit seiner Gemahlin in Rom zum Kaiser krönen; die Römer aber halfen ihm jetzt eben so eifrig den Papst in der Engelsburg belagern, wie sie früher diesem gegen ihn beigestanden hatten. Fast drei Jahre lang lebte Gregor so wie im Gefängniß; aber sein Muth wurde durch das Unglück so wenig gebeugt, seine Standhaftigkeit blieb so unerschütterlich, daß selbst seine Feinde ihm ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Der Einzige, von dem er Rettung erwarten konnte, war der normannische Herzog Robert Guiscard von Neapel, und er forderte denselben wirklich auf, als sein Lehnsmann ihm Hülfe zu leisten; aber auch ihm gegenüber behauptete er seine volle Würde. Der Herzog forderte nämlich, daß ihm der Papst für die Hülfe, die er ihm zu leisten bereit sei, den ungestörten Besitz einiger Güter, die er erobert hatte, und die eigentlich der römischen Kirche gehörten, zugestehen solle; Gregor aber schrieb ihm nur: „Wegen jenes Landes aber, das du unrechtmäßig besitzest, wie das Gebiet von Salerno und Amalfi, will ich noch Geduld mit dir haben.“ Robert hatte, als Heinrich zuerst gegen Rom vorrückte, einen Zug nach Griechenland unternommen, hatte den Kaiser Alexius am 18. October 1081 geschlagen, Durazzo erobert, und schon zitterte Constantinopel vor dem siegreich vordringenden Normannenherzoge. Da riefen ihn Gregors Bitten nach Italien zurück. Bei seiner Annäherung verließ Heinrich Rom und zog

nach Deutschland; Robert bemächtigte sich der Stadt und befreite den Papst aus der Engelsburg; aber seine wilden Normannen hausten nun in Rom wie in einer eroberten Stadt und richteten daselbst eine furchtbarere Zerstörung an, als in früheren Zeiten die Gothen und Vandalen. Drei Tage lang plünderten sie, und durch einen dabei entstandenen furchtbaren Brand sank die Herrlichkeit Roms großentheils in Trümmer. Das Verlangen, seinen Plan gegen Griechenland vollends auszuführen, trieb Robert bald darauf in sein Reich zurück, und nun wandte sich die ganze Wuth der Römer über die erlittenen Drangsale gegen den Papst. Dieser fühlte sich daher in Rom nicht mehr sicher, sondern begab sich nach einem kurzen Aufenthalte bei den Mönchen zu Monte Cassino nach Salerno. Hier erneuerte er auf einer Synode den Bann gegen Heinrich. Doch schon im Januar 1085 erkrankte er, und am 25. Mai ereilte ihn der Tod. Er starb mit den Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung", und so schied er aus der Welt mit der vollen Ueberzeugung, daß er ein Märtyrer der Wahrheit und des Rechts gewesen sei. — In demselben Jahre starb auch sein Retter Robert Guiscard. Derselbe war im Herbst 1084 wieder mit Heeresmacht nach Griechenland gezogen; aber bereits am 17. Juli 1085 erlag er zu Cephalonia einer pestartigen Krankheit. Sein zweiter Sohn Roger wurde Herzog von Kalabrien und Apulien; der älteste, Boemund, welcher nicht aus ebenbürtiger Ehe war, erhielt dagegen nur Tarent nebst einigen anderen Orten.

§. 26. Kaiser Heinrichs des Vierten letzte Jahre.

Mit Gregor hatte Heinrich seinen gefährlichsten Gegner verloren; aber Ruhe fand er darum doch nicht. In Deutschland währte der Kampf unaufhörlich fort. In Schwaben, in den Rheingegenden und auch in Lothringen wandten sich die meisten Reichsstände vom Papste ab; die Baiern erklärten sich sogar gegen den Willen ihres Herzogs für den Kaiser. Sein Gegenkaiser Hermann fühlte immer deutlicher, daß er nur ein Spielball der sächsischen Großen sei, legte im Jahre 1087, dieser unwürdigen Abhängigkeit überdrüssig, seine zweifelhafte Würde nieder und starb bald darauf. Otto von Nordheim war bereits im Jahre 1083 gestorben. Freilich stellte sich jetzt der mächtige Markgraf Ekbert von Meißen an die Spitze der unzufriedenen Sachsen, warf sich zum Gegenkönig auf und erfocht über Heinrich einen entscheidenden Sieg; aber schon im Jahre 1089 wurde er in einer Mühle unweit Braunschweig erschlagen. Auch die Sachsen söhnten sich jetzt mit Heinrich aus, und sein einziger Gegner in Deutschland war noch Herzog Welf von Baiern. So hätte es ihm leicht werden

mögen, die Ruhe im Reiche wieder herzuſtellen, wenn er ſich hätte entſchließen können, den von ihm eingeſetzten Papſt aufzugeben. Daß er aber dies nicht that, wurde für ihn die Quelle unſäglicher Leiden, indem die von den Cardinälen erwählten Päpſte den Kampf gegen ihn mit aller Macht fortſetzten. Gregors erſter Nachfolger Victor III., ein alter Mann, bisher Abt von Monte Caſſino, der ſich nur ſchwer entſchloß, die Einſamkeit ſeines Kloſters zu verlaſſen, ſtarb ſchon im Jahre 1087; ſein Nachfolger Urban II. aber war ein Mann von großer Thatkraft. Mit Hülfe der Normannen und der Partei der Markgräfin Mathilde gelang es ihm, nach Rom zurückzukommen, obgleich ſein Gegner Clemens III. ſich noch in einem Theile der Stadt behauptete. Gleichzeitig gelang es ihm, eine Heirath zwiſchen der dreiundvierzigjährigen Mathilde und dem achtzehnjährigen Welf, dem Sohne des alten Herzogs Welf von Baiern, zu Stande zu bringen und ſo dieſen noch feſter an ſeine Partei zu feſſeln. Um Clemens zu ſchützen, zog Heinrich deshalb im Jahre 1090 zum dritten Male nach Italien. Schon hatte er Mantua erobert und mehrfache Siege über Welf erfochten, da traf ihn die Schreckensnachricht (1093), ſein eigener Sohn Konrad, der bereits im Jahre 1087 zu Aachen zum Könige gekrönt war, habe ſich, durch Mathilde und die päpſtliche Partei verleitet, gegen ihn empört und ſich in Monza zum Könige von Italien krönen laſſen. Gleichzeitig erfuhr er, daß die lombardiſchen Städte mit Welf gegen ihn ſelbſt ein Bündniß geſchloſſen hätten. Dieſe Kunde erfüllte das Gemüth des unglücklichen Vaters mit dem tiefſten Schmerz. Verzweifelnd zog er ſich in eine Burg zurück und blieb lange unthätig. Erſt im Jahre 1096 ermannte er ſich wieder und kehrte nach Deutſchland zurück. Zum Glück für ihn trennte ſich Welf jetzt von ſeiner Gemahlin, weil er einſah, daß ſie weniger ſeinen Vortheil, als den der römiſchen Kirche im Auge habe, ſchloß ſich mit ſeinem Vater an den Kaiſer an und wirkte in Deutſchland für ihn; auch die übrigen Fürſten gewann Heinrich durch Zugeſtändniſſe faſt ſämmtlich für ſich; ſelbſt die Sachſen zeigten ſich ihm ergeben, und auf ſeinen Wunſch wurde Konrad auf einem Reichstage zu Mainz der Königswürde verluſtig erklärt und ſtatt ſeiner des Kaiſers zweiter Sohn Heinrich zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Im Jahre 1101 ſtarb in Italien der abtrünnige Konrad, von ſeinen eigenen Anhängern verlaſſen; Urban war bereits 1099 geſtorben, ſein Gegner Clemens im Jahre 1100. So ſchien denn doch endlich dem zerrütteten Reiche Ruhe und Friede wiederkehren zu wollen, und Heinrich that wirklich Anfangs Alles, um ſich mit Urbans Nachfolger Paſchalis II. zu verſöhnen; aber dennoch gerieth er bald wieder mit denſelben in heftigen Kampf. Im Jahre 1102 erneuerte der Papſt gegen Heinrich den Bann; ja, der alte, durch ſo viele Leiden ſchwer gebeugte Kaiſer mußte es noch erleben, daß auch ſein zweiter Sohn

Heinrich sich gegen ihn empörte. Zwar hatte dieser bei seiner Wahl zum Könige eidlich gelobt, daß er, so lange der Kaiser lebe, sich in keinerlei Weise die Regierung anmaßen wolle; aber der Kaiser brachte durch die Art, wie er sich der Bürger und des Volkes annahm und sich ihrer gegen die Großen bediente, die er haßte und fürchtete, von Neuem Unzufriedenheit gegen sich hervor. Es fehlte nicht an Solchen, die den Ehrgeiz seines Sohnes auf alle Weise aufzustacheln, sein Gewissen zu beschwichtigen wußten und in ihn drangen, dem Vater die Krone zu entreißen. Nur zu leicht gab der unnatürliche Sohn ihren Lockungen Gehör. Die Baiern und Sachsen, von Neuem dem Kaiser zürnend, griffen zu den Waffen; der junge Heinrich schloß sich ihnen an, und wenn auch der Papst den Eidbruch desselben nicht geradezu veranlaßt hatte, wußte er ihn doch trefflich zu benutzen; er ließ ihn durch seinen Legaten von der Pflicht der Treue und des kindlichen Gehorsams entbinden. Der Vater mußte sich zum Kampf gegen den eigenen Sohn entschließen; als es aber bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich von den meisten Vasallen verlassen, und nur mit Hülfe des Königs von Böhmen gelang es ihm, glücklich nach dem Main und der Lahn zu kommen. Dort sammelten sich neue Anhänger um ihn; besonders die treuen Städte brachten wieder ein Heer zusammen, und der schändliche Sohn, dasselbe fürchtend, nahm nun zu schmählichem Betruge seine Zuflucht. Er heuchelte Reue, zog dem Vater nach Coblenz entgegen und ließ ihn zu einer Zusammenkunft auffordern. Heinrichs Muth war gebrochen. Er bewilligte die Zusammenkunft; als er aber den Sohn erblickte, der frevelnd die Waffen gegen ihn erhoben hatte, warf er, vom Schmerz überwältigt, sich vor ihm nieder und rief tief bewegt aus: „Mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so besflecke du wenigstens deine Ehre und deinen Namen nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters richte!" Heuchlerisch versicherte der junge Heinrich, er habe ja gar nichts gegen ihn unternehmen wollen, sondern wolle ihn nur mit der Kirche versöhnen. Damit dies geschehe, möge er sein Heer entlassen und mit ihm nach Mainz kommen. Zum Ueberfluß verbürgte er sich ihm mit dem heiligsten Eide für seine Sicherheit; aber der päpstliche Legat hatte ihm schon im Voraus für den Bruch desselben die Absolution ertheilt. Der unglückliche Kaiser ließ sich durch die trügerischen Versprechungen seines Sohnes verlocken, entließ sein Heer, und von diesem Augenblicke an war er seiner Freiheit beraubt. Der verrätherische Sohn führte ihn nicht nach Mainz, sondern nach der Burg Beckelheim bei Kreuznach und ließ ihn dort in hartem Gefängniß halten; ja, man entblödete sich nicht, dem Unglücklichen mit Schimpf und Hohn zu begegnen. Im Januar 1106 wurde er nach Ingelheim gebracht, und dort mußte er in einer Versammlung der Fürsten

die Regierung niederlegen. Viele wurden durch die Rede des alten Kaisers und durch sein hartes Geschick zu Thränen gerührt; nur sein Sohn blieb unbewegt, und als ihm der Vater zu Füßen fiel und ihn beschwor, wenigstens das Recht der Natur anzuerkennen, wandte er demselben doch weder Blick noch Herz zu.

Vergebens hatte Heinrich gehofft, nun wenigstens die päpstliche Absolution und die schmerzlich entbehrte Freiheit zu erhalten. Er wurde wieder nach Beckelheim zurückgeführt und blieb dort in strenger Haft, bis man die Reichskleinodien von ihm erpreßt hatte. Dann erst wurde er weniger sorgfältig bewacht und entfloh. Er fand Zuflucht bei dem Bischof von Lüttich. Der Herzog Heinrich von Limburg und Niederlothringen nahm sich ebenfalls des Unglücklichen an und schlug den mit Heeresmacht herbeieilenden König Heinrich zurück; auch die Bürger von Köln trieben die Anhänger des jungen Königs aus der Stadt, befestigten dieselbe und trotzten mit glänzendem Erfolge der durch ihn unternommenen Belagerung. Vergebens wurden die Vertheidiger des alten Kaisers in die Reichsacht erklärt; vergebens bot der Papst den Grafen von Flandern zum Kampfe gegen die Geistlichkeit von Lüttich auf und gab die Kölner in einem Briefe dem Teufel preis; die Unterstützung des Herzogs Heinrich erhielt sie aufrecht, und eine Schlacht zwischen Vater und Sohn schien nicht mehr vermieden werden zu können, als der alte Kaiser unerwartet am 7. August 1106 zu Lüttich starb, des Himmels Rache auf das schuldbeladene Haupt des Sohnes herabrufend. — Allgemein war die Wehmuth und Trauer an seinem Grabe. Vornehme wie Geringe brachen in Klagen aus; überall vernahm man lautes Schluchzen. Wittwen, Waisen, Arme strömten herbei, klagend, daß sie ihren Vater verloren; sie benetzten den Leichnam mit Thränen, küßten die bleichen Hände, die ihnen so viel Gutes gespendet, warfen sich auf die entseelte Hülle und konnten nur mit Mühe entfernt werden. Nur der Haß der päpstlichen Partei war auch nach dem Tode des Kaisers nicht erloschen. Der Bischof von Lüttich hatte den Leichnam feierlich und mit allen, einem Kaiser gebührenden Ehren beisetzen lassen; aber auf Befehl des Königs und der übrigen Bischöfe mußte er ihn wieder aus der Gruft holen und auf eine kleine Insel in der Maas bringen lassen, bis der Papst den Bann aufgehoben hätte; ein Mönch aus Jerusalem sang dort, von Mitgefühl ergriffen, Tag und Nacht am Sarge Bußpsalmen. Endlich ließ Heinrich V. die Leiche nach Speier bringen, wo sie vom Volke mit ehrfurchtsvoller Theilnahme empfangen und in der vom Kaiser erbauten Marienkirche beigesetzt wurde. Doch kaum erfuhr dies der Bischof, so verbot er in jener Kirche allen Gottesdienst und ruhte nicht eher, als bis der Sarg aus der Gruft heraufgeholt und in einer ungeweihten Seitenkapelle beigesetzt war. Dort stand derselbe fünf Jahre lang Da erst hob Paschalis

den Bann auf, und die Gebeine des Kaisers wurden mit großer Pracht in die kaiserliche Gruft im Dome zu Speier gesenkt.

Wen möchte ein solcher Ausgang des einst so mächtigen Kaisers nicht tief erschüttern! Wohl hatte er schwer gefehlt; doch wie hart man auch seine Leidenschaftlichkeit und Unzuverlässigkeit, seinen Leichtsinn und seine Herrschbegierde anklagen mag, man wird zugleich gestehen müssen, was er Böses that, war weniger seine eigene Schuld, als die seiner Erzieher, besonders des Erzbischofs Adalbert. Und wie schwer hat Heinrich für seine Vergehungen gebüßt! „Als er im Rausche der Jugend und des Glückes gefrevelt hatte", sagt ein neuerer Geschichtsforscher, „brach harte Prüfung über ihn ein, und es traf ihn eine Reihe so böser Schickungen, daß er in Zerfallenheit mit sich selbst und beim Zusammenstürzen des Glaubens an Recht, Liebe und Treue, auf der rechten Bahn, welche er spät erkannte, sicher zu stehen nicht vermochte. Und dennoch ist an dem unglücklichen Fürsten mit dem Heldenthum manche wackere Eigenschaft zu ehren, und der Deutsche soll in der Darstellung jener hochbewegten, leidenschaftsvollen Zeit ihn nicht herabwürdigen zu Gunsten des gewaltigen Gegners, der ohne innere Reinheit den Geist der Zeit gegen ihn aufbot." —

---

§. 27. Kaiser Heinrich der Fünfte. (1106—1125.)

Heinrich V. war noch bei Lebzeiten seines Vaters auf Betrieb des Papstes im Jahre 1106 zu Mainz als König anerkannt worden. Von Anfang zeigte er den festen Willen, das volle Recht des Herrschers zu behaupten; aber bei aller Kraft fehlte ihm doch die sittliche Würde, deren er der gleichzeitig sich mächtig erhebenden Fürstenmacht und Papstgewalt gegenüber so sehr bedurft hätte. Heuchelei, Trug und Ruchlosigkeit waren ihm zur Natur geworden, und der Papst, welcher wohl Gregors Streben, nicht aber seinen Geist, seine Festigkeit und seine Kraft besaß, mußte bald die Frucht ernten, zu welcher er selbst durch Begünstigung der Verbrechen des Sohnes gegen den Vater die Saat ausgestreut hatte. Der junge König, vom Papste zum Meineid angeleitet, wurde wortbrüchig gegen diesen selbst und versagte ihm den Gehorsam, sobald er seiner nicht mehr zur Erreichung seiner Zwecke zu bedürfen glaubte. Sobald er in den Besitz des durch so fluchwürdige Mittel erworbenen Thrones gelangt war, war es sein erstes Geschäft, an den treuen Anhängern seines unglücklichen Vaters Rache zu üben. Kölu, vom ganzen Reiche befehdet, vertheidigte sich zwar eine Zeit lang durch seine Rheinflotte, mußte sich

aber doch endlich dazu verstehen, an den König eine schwere Geldbuße zu zahlen; auch Herzog Heinrich von Limburg mußte für seine Treue gegen den Kaiser hart büßen. Nun aber eilte Heinrich, mit aller Kraft das gesunkene königliche Ansehen wieder zu voller Geltung zu bringen. Er züchtigte den Uebermuth der Großen des Reiches, nahm den Pfalzgrafen Siegfried, der geheime Verbindungen mit seinen Feinden unterhalten hatte, in Verhaft, knüpfte Verbindungen mit dem Könige des großen Wendenreiches an, das sich im Norden Deutschlands gebildet hatte, bezwang die Fürsten von Böhmen und Polen und brachte sie in neue Abhängigkeit von dem deutschen Reiche. Während dessen heuchelte er fortwährend die größte Ergebenheit gegen den Papst. Als derselbe im Jahre 1106 das Verbot der Investitur durch Laien wiederholte, lud ihn Heinrich ein, zur friedlichen Ausgleichung der Sache auf den Reichstag nach Augsburg zu kommen. Wirklich trat auch Paschalis die Reise an; als er aber merkte, daß der König ihn nur nach Deutschland locken wolle, um ihn zum Aufgeben seines Widerspruches zu nöthigen, ging er nach Frankreich, wo er auf einer Synode zu Troyes das Verbot der Investitur mit Ring und Stab aus Laienhand abermals wiederholte. Heinrich ging ihm ehrerbietig bis an die Gränzen seines Reiches entgegen und unterhandelte freundschaftlich mit den päpstlichen Legaten, obgleich er bereits in demselben Jahre den Bischöfen von Verdun und Halberstadt die Investitur mit Stab und Ring ertheilte.

Kaum jedoch fühlte er sich sicher im Besitze seiner Macht, so warf er die lästige Maske völlig ab und zog im Jahre 1110 mit einem wohlgerüsteten, zahlreichen Heere über die Alpen. Die lombardischen Städte, namentlich Mailand, hatten sich in der letzten Zeit zu fast völliger Unabhängigkeit erhoben; aber Heinrich wußte doch sein Ansehen bei ihnen geltend zu machen, riß die Mauern der widerspenstigen Städte Novara und Arezzo nieder, und alle oberitalischen Städte huldigten ihm, durch solche Vorgänge erschreckt, auf den roncalischen Feldern bei Piacenza; nur Mailand zahlte nicht den schuldigen Zins. Auch Mathilde wagte nichts gegen den König zu unternehmen, und so mußte sich der Papst wirklich zu Unterhandlungen entschließen. Der Vorschlag, welchen jetzt Paschalis machte, mußte dem Könige allerdings unerwartet genug kommen. Die Geistlichen sollten die sogenannten Regalien, d. h. die Besitzungen und Gerechtsame (Münzen, Zölle, Schlösser, Städte), die unter Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen und den Ottonen den Kirchen als Lehen gegeben waren, dem Reiche zurück geben, damit sie, ungestört durch weltliche Dinge, um so mehr sich der Sorge für das Seelenheil ihrer Gemeinden weihen könnten. Dafür sollte Heinrich auf das Recht der Investitur Verzicht leisten, und nachdem dies geschehen, wollte ihm Paschalis in Rom die Kaiserkrönung ertheilen. Ob es dem

Papſte mit dieſem Vorſchlage Ernſt war, muß freilich dahin geſtellt bleiben; jedenfalls hatte Heinrich keinen Grund, darauf nicht einzugehen, und ſo kam denn auf dieſe Bedingungen wirklich ein Vergleich zwiſchen ihm und dem Papſte zu Stande. Er zog ſodann nach Rom und wurde feierlich empfangen. Die ganze Geiſtlichkeit, hundert Nonnen mit brennenden Kerzen empfingen ihn; das ganze Volk ſtrömte ihm entgegen. Bei der Peterskirche empfing ihn der Papſt, dem er dann, um ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeugnen, den Steigbügel hielt. Paſchalis erklärte, er wolle Heinrich krönen, und dieſer gelobte, mit Gottes Hülfe nach beſtem Wiſſen und Vermögen Schirm- und Schutzherr der römiſchen Kirche zu ſein. Die Feierlichkeit begann; als aber Heinrich vor der Verzichtleiſtung auf die Inveſtitur forderte, der Papſt ſolle durch eine förmliche Verordnung den Geiſtlichen allen weltlichen Beſitz und Herrſchaft entziehen, entſtand eine unruhige Bewegung in der Kirche. Die deutſchen Prälaten weigerten ſich, die Regalien zurückzugeben; Heinrich wollte deshalb auch auf die Inveſtitur nicht Verzicht leiſten, verlangte aber doch, da er gethan habe, was er könne, daß der Papſt ihn krönen ſolle. Da dieſer ſich weigerte, ließ ihn Heinrich ſammt den Cardinälen gefangen nehmen, und nach langen Unterhandlungen und einundſiebenzigtägiger Haft fügte ſich Paſchalis, um ſeine Freiheit wieder zu erlangen, und ſchloß mit dem Könige einen Vergleich, vermöge deſſen er ihm das Recht zugeſtand, den frei und ohne Simonie gewählten Biſchöfen die Inveſtitur mit Stab und Ring zu ertheilen. Der König verſtand ſich nun zu einer Abbitte; Paſchalis aber vollzog am 15. April 1111 die Kaiſerkrönung, nachdem er zuvor mit Heinrich das Abendmahl genommen, den Vertrag beſchworen und ſich durch Geißeln dafür verbürgt hatte, daß er auch künftig ihn nicht mit dem Banne belegen wolle.

Die Hildebrandiſche Partei unter den Biſchöfen und Cardinälen machte dem Papſte über ſeine Nachgiebigkeit die bitterſten Vorwürfe; auch empfand er bald ſelbſt Reue über das, wozu ihn gegen ſeine eigene Geſinnung nur die augenblickliche Furcht und Schwäche verleitet hatte, und kaum war der Kaiſer wieder nach Deutſchland zurückgekehrt, ſo erklärte er im Jahre 1112 auf einer römiſchen Synode, er habe jenen Vergleich zur Rettung Roms und der Cardinäle ſchließen müſſen, und wenn er auch ſelbſt durch ſeinen Eid gehindert ſei, perſönlich gegen Heinrich aufzutreten, ſo möchten doch ſie den Vergleich prüfen. Sie erklärten denſelben einſtimmig für ungültig; der Erzbiſchof Guido von Vienne ſprach nun, damit auch hier der Papſt ganz unbetheiligt erſchiene, in einer Verſammlung burgundiſcher Biſchöfe über Heinrich den Bann, und ſo begann der Inveſtiturſtreit von Neuem.

Heinrich hatte damals ganz andere Dinge zu thun, als ſich um den über ihn geſprochenen Bann zu kümmern. Die Willkür und Gewalt-

thätigkeit, mit der er in Deutſchland verfuhr, rief nämlich dort von Neuem den Kampf gegen ihn hervor. Namentlich waren die ſächſiſchen Fürſten darüber entrüſtet, daß der Kaiſer nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar deſſen Länder als eröffnetes Reichslehen einzog, obgleich mehrere von ihnen Anſprüche an dieſelben machten. Den Herzog Lothar von Sachſen an der Spitze, griffen ſie zu den Waffen; doch das kaiſerliche Heer erfocht über ſie einen glänzenden Sieg. Leider verdarb Heinrich durch Stolz und Härte gegen die Beſiegten Alles wieder, und als er den Landgrafen Ludwig von Thüringen, der ſich der Sache der ſächſiſchen Fürſten angeſchloſſen hatte, kurz nach ſeiner Verſöhnung mit ihm gefangen nehmen ließ, erreichte die Unzufriedenheit den höchſten Grad. Die rheiniſchen und weſtfäliſchen Fürſten erhoben ſich, und das kaiſerliche Heer wurde im Jahre 1115 bei dem Welfesholze an der Wipper geſchlagen. Dies brachte Heinrich in die mißlichſte Lage; die Mainzer Bürger zwangen ihn, ihren Erzbiſchof Adalbert, einen ſchlechten Menſchen, der zum Dank dafür, daß er vom Kaiſer mit Ehren und Gütern überhäuft worden war, überall Haß gegen ihn zu erregen verſucht hatte, und den er deshalb ſeit drei Jahren zu Trifels in harter Haft halten ließ, frei zu laſſen; kein angeſehener Geiſtlicher wollte mehr vor dem Kaiſer Meſſe leſen; die Verwirrung im Lande wurde immer größer. Da ſtarb am 24. Juli 1115 die Markgräfin Mathilde. Sie hatte zwar ihre Allodialgüter der Kirche vermacht; ihre Lehen konnte jedoch der Kaiſer jedenfalls wieder einziehen, und auch auf ihre übrigen Beſitzungen machte er ungeachtet jenes Vermächtniſſes Anſpruch. Er überließ daher die Fortſetzung des Kampfes in Deutſchland den beiden ihm treu gebliebenen ſchwäbiſchen Fürſten Friedrich und Konrad, den Söhnen jenes Friedrich von Hohenſtaufen, dem Heinrich IV. ſeine Tochter vermählt und das Herzogthum Schwaben verliehen, und von denen der erſtere das väterliche Herzogthum geerbt, der zweite aber vom Kaiſer die herzoglichen Rechte in Oſtfranken erhalten hatte. Er ſelbſt eilte im Jahre 1116 nach Italien, um das mathildiſche Erbe in Beſitz zu nehmen. Dies gelang ihm ohne Mühe, beſonders da große Rechtsgelehrte, namentlich der berühmte Irner oder Werner (Guarnerius), der ſtets in ſeinem Gefolge war, ſeine Anſprüche durch die triftigſten Gründe unterſtützten. Auch in Rom fand er ſo großen Anhang, daß der Papſt bei ſeiner Annäherung nach Apulien fliehen mußte. Zwar kehrte Paſchalis wieder nach Rom zurück, als der Kaiſer in die Gegend von Turin zog, und rüſtete ſich zum Widerſtande, ſtarb aber gleich darauf (1118). Wohl wählten ſeine Anhänger ſogleich einen neuen Papſt, Gelaſius II.; aber Heinrich ließ ſofort, ſeine Wahl nicht anerkennend, Gregor VIII. auf den päpſtlichen Stuhl erheben, und Gelaſius mußte nach Frankreich fliehen, wo er ſchon im folgenden Jahre ſtarb. In Deutſchland hatte indeſſen der Bürgerkrieg fortgewüthet, und

Adalbert von Mainz that Alles, um die Fürsten gegen den Kaiser aufzuregen. Dieser eilte deshalb schon im Jahre 1118 nach Deutschland zurück, verheerte Adalberts Güter fürchterlich, unterhandelte aber gleichzeitig mit den unzufriedenen Fürsten, gab Jedem wieder, was ihm entrissen war, und legte so die Zwistigkeiten glücklich bei. Inzwischen war Heinrichs gefährlicher Gegner, der Erzbischof Guido von Vienne, als Calixtus II. zum Nachfolger des Gelasius erwählt worden. Unerwartet knüpfte derselbe mit dem Kaiser Unterhandlungen an, um sich mit ihm zu versöhnen. Er rief im October 1119 ein Concil nach Rheims zusammen; plötzlich aber brach er die Verhandlungen ab und sprach über Heinrich von Neuem den Bann, feierlicher, als es je geschehen war, indem jeder der 427 anwesenden Geistlichen bei der Verfluchung eine brennende Wachskerze auf den Boden warf. Darauf kehrte er nach Italien zurück, ließ Gregor, der in seine Hände fiel, in zottige Schaffelle gehüllt, zum Schimpf rücklings auf ein Kameel setzen, ihm den Schweif des Kameels statt des Zügels in die Hand geben, ihn so nach der Stadt führen, dann in den Kerker werfen und endlich als Mönch in ein Kloster sperren. Gegen Heinrich regte er durch Adalbert von Neuem den Bürgerkrieg an; aber die Fürsten wurden des Kämpfens bald müde und versöhnten sich mit dem Kaiser, welcher im Jahre 1121 auf dem Reichstage zu Würzburg abermals einen allgemeinen Landfrieden anordnete und das Versprechen, jedem Beraubten das Seinige zurückzugeben, erneuerte. Gleichzeitig wurde festgesetzt, daß der Kaiser nach dem Rathe und mit Hülfe der Fürsten mit dem Papste Frieden machen wolle. Nun konnte auch dieser sich nicht länger einem Vergleiche widersetzen, und wirklich kam derselbe am 23. September 1122 auf dem Reichstage zu Worms zu Stande. Heinrich verpflichtete sich, die Freiheit der Bischofs- und Abtwahlen nie zu stören und nicht mehr die Investitur durch Ring und Stab zu ertheilen; der Papst räumte ihm dagegen das Recht ein, daß die deutschen Bischöfe in seiner Gegenwart gewählt werden sollten, und daß der Kaiser den in solcher Weise, jedoch ohne Gewalt und Simonie Gewählten die Belehnung mit den Regalien durch Uebergabe eines Scepters ertheilen solle. Dieser Vergleich, welcher im folgenden Jahre auf der ersten großen allgemeinen Kirchenversammlung zu Rom bestätigt wurde, ist unter dem Namen des Wormser Concordats bekannt.

So war endlich der unselige Streit, der mehr als vierzig Jahre lang Kirche und Staat zerrüttet hatte, beigelegt, und die Freude darüber war selbst bei Denen, welche den hildebrandischen Grundsätzen anhingen, allgemein. Sowohl die kirchliche, als die weltliche Macht hatten das erlangt, was sie mit Billigkeit fordern konnten; aber freilich fehlte es doch auch schon damals nicht an Solchen, denen es als eine Herabwürdigung erschien, daß ein Bischof einem Laien huldigen solle, und da die

Päpste, sich dem hildebrandischen System anschließend, doch eigentlich nothwendig nach gänzlicher Unterwerfung des Staates streben mußten, die weltliche Macht dagegen diesem Streben gegenüber auch fernerhin ihre Selbstständigkeit zu bewahren suchte, so war die Entstehung neuer Spaltungen für die Zukunft unvermeidlich.

Drei Jahre nach dem Abschlusse des Wormser Concordates starb Heinrich am 23. Mai 1225 zu Utrecht, mit Entwürfen zur Vergrößerung der königlichen Macht beschäftigt, und sein Leichnam wurde in der Kaisergruft zu Speier bestattet. Mit ihm erlosch das salische oder fränkische Kaisergeschlecht.

---

§. 28. Innere Zustände Deutschlands unter den salischen Kaisern.

Wie die Kaisermacht im Kampfe mit der päpstlichen Gewalt nicht den Sieg davon zu tragen vermochte, so unterlag sie auch in dem gleichzeitigen Kampfe mit der Fürstenmacht. Das fränkische Kaiserhaus hatte von Anfang an den Plan verfolgt, die immer mehr hervortretende Uebermacht der Aristokratie zu unterdrücken. Wir haben gesehen, wie schon Konrad II. dieses Streben zeigte, wie nach ihm Heinrich III. mit der größten Strenge und Entschiedenheit dieses Ziel zu erreichen suchte, und wie auch Heinrich IV. und V. unverkennbar den nämlichen Zweck im Auge hatten; aber bei dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses zeigte es sich deutlich, daß jener Plan völlig gescheitert war. Ja, die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Erzbischöfe und Bischöfe standen mächtiger da, als je zuvor, und der Verfall der Macht und des Ansehens der deutschen Kaiser hatte schon mit Heinrich IV. so sichtlich begonnen, daß Alles, was spätere kraftvolle Herrscher noch Bedeutendes wirkten, mehr oder weniger nur Folge ihrer persönlichen Eigenschaften war. Die alte Gauverfassung war gänzlich zu Grunde gegangen. Zuerst hatten sich die Bischöfe und Aebte Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Grafen zu verschaffen gewußt, bald auch die Herzoge, deren Macht die Kaiser vergeblich zu mindern suchten; ja, die Herzoge wußten oft die Grafschaft selbst an sich zu bringen, und ähnliche Vergünstigungen wurden bald auch vielen anderen Herren zu Theil. Auch die Kaiser selbst nahmen oft Städte und andere Ortschaften von der Gerichtsbarkeit des Grafen aus und stellten sie unter besondere, nur von ihnen abhängige Vögte. Dazu kam, daß die Lehnsverfassung sich immer weiter ausgebildet hatte. Während ursprünglich bloß Grundstücke zu Lehen gegeben wurden, waren jetzt längst auch die höchsten Aemter und Rechte lehnbare Sachen gewor-

den, und die Beamten, namentlich die Grafen, erhielten ihr Amt nun als lehnbares Eigenthum vom Kaiser; auch die Herzoge verwandelten ihr Amt in ein Lehen, mit immer entschiedener hervortretenden Ansprüchen auf Erblichkeit; auch Zölle und dergleichen wurden als Lehen ertheilt. So hatte denn die Aristokratie beim Aussterben des fränkischen Kaiserhauses das, was früher königliches Amt war, bereits zu ihrem völligen Eigenthume gemacht, hatte zum Theil selbst die Besitzungen und Einkünfte des Königs an sich gerissen. Zugleich hatte sich neben dem hohen Adel ein niederer gebildet, der von seinen Burgen aus die Bewohner des flachen Landes bedrückte, und die Unabhängigkeit des Adels wurde immer größer. Längst schon waren die kleineren Lehen erblich geworden; bald wurden es auch die größeren.

Der Kriegsdienst, der sonst dem freien Manne oblag, war völlig Lehnsdienst geworden, so daß die Kaiser ihre Kriege meist nur durch ihre Vasallen führten; freilich mußten sie auch oft Söldner in ihr Heer aufnehmen, weil die Zeit, während welcher die Vasallen kraft des Lehnsrechts ihnen dienen mußten, eine bestimmte war. Die Vasallen mußten das Kriegsvolk, welches sie zu stellen hatten, aus ihren Dienstleuten und den freien Männern, über welche sie Hoheitsrechte ausübten, zusammenbringen. Da nun seit Heinrich I. der Kern des Heeres in der Reiterei bestand, so waren nur die reicheren unter den freien Leuten im Stande, den Kriegsdienst persönlich zu leisten; ärmere zahlten lieber eine Entschädigung für die Befreiung von demselben und geriethen so in immer größere Abhängigkeit. Die, welche den Reiterdienst persönlich leisteten, wurden durch die Bezeichnung Ritter geehrt; weil aber sich immer mehr der Grundsatz feststellte, daß ein solcher Dienst adle, so wurde es auch Gebrauch, nur Den zu demselben zuzulassen, dessen Vorfahren schon in ähnlicher Weise gefochten hatten, und aus diesen Rittern eben ging der niedere Adel hervor. So bildete sich allmälig unter allen im Lehnsverbande befindlichen Personen vom Könige abwärts eine bestimmte Rangordnung in sieben Abstufungen, die man nach den Abtheilungen des Reichsheeres Heerschilde nannte. Den ersten Heerschild hatte der König selbst, der über allen anderen stand, von den weltlichen und geistlichen Herren, die der Erzbischof von Mainz zusammenberief, zu Frankfurt gewählt und zu Aachen gekrönt wurde und das Reich theils selbst, theils mit Beihülfe der Erzkanzler (der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln) verwaltete. Den zweiten Heerschild hatten die geistlichen Fürsten, die nur dem Kaiser dienstbar waren, den dritten die weltlichen, die auch in die Dienstbarkeit geistlicher Fürsten treten konnten, den vierten die Grafen und Freiherren, weil sie den Fürsten dienstbar waren, und diese vier Schilde bildeten den hohen Adel. Den fünften Schild hatten die Bannerherren, die freie Leute zu Mannen hatten, den sechsten die ge-

meine Ritterſchaft, und den ſiebenten endlich alle freie Leute, die nicht von ritterlicher Geburt waren.

Den ärmeren Freien blieb meiſtentheils nichts übrig, als in den Dienſt des Adels zu treten, und der Stand derſelben würde gänzlich zu Grunde gegangen ſein, hätten nicht Viele, die ſich nicht in die Dienſtmannſchaft des Adels begeben wollten, in den neu aufblühenden Städten Schutz und Zuflucht gefunden.

Schon von den Römern waren in Deutſchland Städte gegründet worden, und wir haben geſehen, wie auch Kaiſer Heinrich I. theils neue gründete, theils ſchon vorhandene offene Orte mit Mauern umgab und durch Verleihung großer Vorrechte an die Stadtbewohner die urſprüngliche Abneigung der Deutſchen gegen das Städteleben zu beſeitigen ſuchte. Viele deutſche Städte entſtanden auch an Biſchofsſitzen, bei kaiſerlichen Paläſten, bei Burgen, wo ſich außer der Beſatzung auch Einwohner des friedlichen Verkehrs wegen befanden, namentlich auch an wichtigen Handelsſtraßen, bei bequemen Ueberfahrten über Ströme, an Gränzorten, wo Märkte gehalten wurden u. ſ. w. Die Befehlshaber der Beſatzungen in den kaiſerlichen Burgen, die in vielen Städten lagen, hießen Burggrafen, die Einwohner der Burg Bürger, welcher Name in der Folge auf alle nichtadligen, von Gewerben lebenden Stadtbewohner übertragen wurde. Urſprünglich hatte jede Stadt ihren Herrn in dem Landesherrn oder dem Kaiſer, und erſt durch die von ihm ertheilten Privilegien und Freiheiten wurde ſie zu einer eigentlichen Stadt erhoben. Namentlich ging die Grafengewalt auf beſondere (biſchöfliche oder königliche) Vögte über, und ſo traten die Stadtbewohner ganz aus dem Kreiſe der übrigen ſchutz- und dienſtpflichtigen Freien heraus, indem ſie einen eigenen Gerichtsſtand erlangten. Dazu kam, daß ihnen theils die Ortsherren, theils die Könige die Pflichten und Laſten erließen, die dem unfreien Theile der Bewohner oblagen, namentlich ſie von Abgaben bei Erbſchaften, von allen Zöllen und außerordentlichen Steuern befreiten und durch Ertheilung von Markt- und Münzrecht, Theilnahme am Jagdrechte und dergl. begünſtigten. Oft kauften oder trotzten auch die Städte, wo ſie mächtig genug waren, ſolche Rechte den Oberherren ab. Das Wichtigſte aber war, daß die Städte die Befugniß erlangten, ſich ihre Obrigkeit aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Aus den ritterlichen und anderen freien Geſchlechtern der Stadt wurde ein Rath erwählt, an deſſen Spitze ein Bürgermeiſter ſtand. Dieſer Gemeinderath hatte freilich anfangs ſehr eingeſchränkte Befugniſſe und war dem herrſchaftlichen Vogt untergeordnet; bald jedoch erhielt er über denſelben vollſtändiges Uebergewicht und gelangte zu ſelbſtſtändiger Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und dann konnte die Anerkennung der Bürgerſchaft als eine Gemeinde freier Leute von Seiten der Orts- und Landesherren nicht länger

ausbleiben. Handel, Gewerbe und Künſte des Friedens gediehen unter dem Schutze der ſtädtiſchen Rechte. Der Handel wurde gleich von den Gründern der Städte außerordentlich begünſtigt; ſo berief Berthold von Zähringen, als er die Stadt Freiburg gründete, zuerſt eine Anzahl Kaufleute und wies ihnen Bauplätze an. Anfangs freilich behaupteten die Burgmannen und freien Grundbeſitzer in den Städten einen entſchiedenen Vorrang vor den Kaufleuten und Handwerkern; je mehr aber die Kaufleute zu Reichthum gelangten, um ſo mehr verlor ſich jener Abſtand, namentlich ſeit dieſelben in Gilden zuſammentraten; auch die Handwerker ſchloſſen ſich zu Innungen an einander und gelangten ſodann auch zu dem Rechte, die Waffen zu führen. Oft nämlich war die Zahl der in den Städten gegen die Befehdungen des Adels Schutz ſuchenden freien Landbewohner größer, als dieſelben aufzunehmen vermochten. Man legte deshalb außer den Ringmauern und Gränzpfählen Vorſtädte, ſogenannte Pfahlburgen an, deren Bewohner ebenfalls des ſtädtiſchen Schutzes genoſſen, und beſonders Handwerker wohnten nun längs der Außenſeite der Mauer. Bald aber wurde der neue Anbau ebenfalls mit einer Mauer umgeben und entweder zur Neuſtadt oder ſelbſt zur eigentlichen Stadt im Gegenſatze der Burg. Nun reichte die Burgmannſchaft mit den freien Wehrmannen zur Vertheidigung der Stadt nicht mehr aus; auch die Gewerbtreibenden mußten bewaffnet werden, und der Wehrſtand trat an die Spitze des Gewerbſtandes; ja, ſelbſt Ritterbürtige begannen in den Städten zu wohnen und in den Bürgerſtand einzutreten. So gelangten die Städte allmälig zu immer größerer Macht, ſo daß ſie ſelbſt mit Gewalt ihre Rechte gegen ihre Grundherren konnten zu ſchützen wagen. Wohl hätten die deutſchen Könige in ihnen ein mächtiges Gegengewicht gegen die Fürſtengewalt zu finden vermocht, und wir haben bereits geſehen, wie kräftigen Beiſtand die Städte dem bedrängten Heinrich IV. leiſteten (S. 182 u. 183); aber der Gedanke, ſich ihnen im Kampfe mit der Ariſtokratie mit Entſchiedenheit anzuſchließen, lag den Königen zu fern.

Zweites Kapitel. Die Kreuzzüge.

§. 29. Veranlaſſung zu den Kreuzzügen.

Im Laufe der bisherigen Darſtellung iſt zu entwickeln verſucht worden, wie die kaiſerliche Gewalt immer tiefer ſank, wie dagegen vor

Allem die päpstliche Macht (Hierarchie) unter den Kämpfen mit den salischen Kaisern und durch dieselben immer größer wurde. Während aber jene Kämpfe noch fortdauerten, bereits während der Regierung Heinrichs IV., trat ein Ereigniß ein, welches mehr, als alles Andere, die Vergrößerung der geistlichen Macht beförderte, indem es nicht nur die Ergebenheit der europäischen Völker gegen die Kirche erhöhte, sondern auch die weltliche Macht vom Kampfe gegen das Papstthum ablenkte und dem Geiste der Zeit ganz neue Bahnen anwies, der Beginn der Kreuzzüge.

Schon frühzeitig war es unter den Christen fromme Sitte geworden, nach dem gelobten Lande zu wallfahren und die Orte zu besuchen, wo der Heiland einst geboren war, wo er gewandelt und für das Heil der sündigen Menschheit den Kreuzestod gelitten hatte. Besonders häufig wurden diese Wallfahrten, seit Constantin der Große über dem vermeintlichen Grabe Christi eine prächtige Kirche hatte erbauen lassen, zu welcher seine fromme Mutter Helena noch in hohem Alter pilgerte (Bd I. S. 691). Tausende von christlichen Pilgern strömten seit jener Zeit nach Palästina, viele von wahrhaft frommem Sinn und inbrünstiger Liebe zu dem Heiland getrieben, der größte Theil aber freilich durch den Wahn veranlaßt, daß ein Gebet an jenen geheiligten Stätten verdienstlicher sei, und daß sie dort leichter Vergebung ihrer Sünden erlangen würden, als an jedem andern Orte. Mancherlei brachten sie von dort zum Andenken in die Heimath mit, ein Fläschchen Wasser aus dem Jordan, etwas Erde vom Oelberge, einen Splitter von dem vermeintlichen Kreuze Christi, und je größer die Sucht nach dem Besitze solcher Reliquien wurde, weil man ihnen besondere magische Wirkungen zuschrieb, um so mehr wurde dadurch auch der Eifer für die Wallfahrten erhöht.

Zwar geriethen im siebenten Jahrhundert die heiligen Orte in die Hände der Araber, indem der Kalif Omar Palästina eroberte (S. 59); aber die Schaaren der Pilger wurden dadurch nicht verringert. In gewissem Sinne ehrten ja auch die Muhammedaner Christum, und so ließen sie nicht nur die christliche Gemeinde in Jerusalem und ihren Patriarchen ungekränkt und gestatteten den Christen Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannes des Täufers, sondern sie legten auch den Pilgern keinerlei Hindernisse in den Weg und suchten nur Vortheile von den Wallfahrten zu ziehen, indem sie sich von den Pilgern eine Kopfsteuer zahlen ließen. So dauerte denn der Eifer für die Wallfahrten ungeschwächt fort, und wir haben bereits gesehen, wie Karl der Große zum Schutze der Pilger einen Vertrag mit Harun al Raschid schloß (S. 97).

Weit ungünstiger gestaltete sich die Lage der Christen in Palästina, als das Land im zehnten Jahrhundert unter die Herrschaft der fatimidischen Kalifen von Aegypten kam (S. 66). Der sechste derselben,

der Kalif Hakem († 1021), selbst Sohn einer Christin, verfolgte die Christen mit fanatischer Wuth, zerstörte ihre Kirchen und verbot bei schwerer Strafe den christlichen Gottesdienst. Ungeachtet solcher Bedrükkungen aber nahm die Zahl der nach dem gelobten Lande Pilgernden nicht ab; es schien vielmehr, als ob die größeren Gefahren, welche jetzt mit den Wallfahrten verbunden waren, nur dazu dienten, den Eifer für dieselben zu verdoppeln. So pilgerte Herzog Robert von der Normandie barfuß, und nur mit dem wollenen Pilgerhemd bekleidet, nach Palästina. Im Jahre 1065 unternahm der Erzbischof Siegfried von Mainz die Wallfahrt, begleitet von den Bischöfen von Bamberg, Regensburg und Utrecht und siebentausend Pilgern. Sie wurden in den Gebirgsschluchten Palästina's von Beduinenhorden überfallen, die sie rein ausplünderten, und fünftausend fanden auf der gefahrvollen Pilgerfahrt ihren Tod.

So groß aber auch die Bedrückungen waren, welche die Christen unter der Herrschaft der Fatimiden zu erdulden hatten, so waren dieselben doch noch gering im Vergleich mit den Leiden, welche über sie kamen, als im Jahre 1078 der türkische Stamm der Seldschucken Syrien eroberte. Die Türken waren ein tatarisches Nomadenvolk, welches in der Gegend des Aralsee's vom kaspischen Meere bis nach Turkestan hin hauste. Schon Harun al Raschids dritter Sohn Motassem, der Nachfolger Al Mamuns, hatte sich zum Schutze gegen Empörungen eine Leibwache aus ihnen gebildet, und bald rissen sie eine eben so große Gewalt im Kalifenreiche an sich, wie sie einst die Prätorianer im römischen besessen hatten, und mißbrauchten dieselbe in der nämlichen Weise, wie jene. Der zunehmende Verfall des Kalifats begünstigte sie in ihren Bestrebungen. Der Kalif Muhammed IV. besaß endlich (940) nur noch die Herrschaft über Bagdad und die Umgegend und sah sich genöthigt, auch diesen letzten Rest seiner weltlichen Gewalt dem mächtigen Ebn Raik, dem Befehlshaber seiner Leibwache, unter dem Titel eines Emir al Omrah, d. h. eines Fürsten der Fürsten, zu übertragen, während er selbst nur im Besitze der geistlichen Gewalt blieb. Nach dem Tode des Kalifen wurde es noch schlimmer; überall empörten sich die Statthalter und machten sich zu selbstständigen Herrschern. So erhob sich im östlichen Persien der Statthalter von Chorasan, ein Türke Namens Alphtekin, bemächtigte sich der Festung Ghasna und gründete von da aus das Reich der Ghasnaviden, das den Gipfel seines Glanzes erreichte unter seinem zweiten Nachfolger Muhammed mit dem Beinamen Jemin ed daula d. h. Säule des Reiches (999). In zwölf blutigen Eroberungszügen drang er, Alles verheerend und sich unterwerfend, durch Indien bis zum Ganges vor; aber gleichzeitig förderte er in seinem Reiche Kunst und Wissenschaft, belohnte die Dichter mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit, und vor Allem glänzte an seinem Hofe Ferdusi (der Paradiesische), der größte

unter allen persischen Dichtern, der in seinem großen Epos, dem Schah nameh oder Heldenbuche, die Thaten aller persischen Könige von den ältesten Zeiten an bis auf den Untergang der Herrschaft der Sassaniden besang. Inzwischen hatte sich ein türkischer Emir, Namens Seldschuck, mit seinem Stamme von seinem Chan unabhängig gemacht und sich, nachdem er zum Islam übergetreten war, im Osten von Bochara niedergelassen. Muhammed Jemin ed daula räumte diesem Stamme Wohnsitze in Chorasan ein, um ihn für sich zu gewinnen; aber Seldschucks Enkel Togrul Beg empörte sich, unterwarf sich ganz Chorasan und machte sich im J. 1038 zum Beherrscher von Ostpersien. Er eroberte auch Bagdad und zwang den Kalifen, ihm selbst die Würde eines Emir al Omrah feierlich zu ertheilen (1058). Während das Ghasnavidenreich immer mehr verfiel, hob sich dagegen die Macht Togrul Begs außerordentlich. Sein Brudersohn Alp Arslan (der muthige Löwe), der ihm 1063 in der Herrschaft folgte, als er nach ruhmvoller Regierung in hohem Alter kinderlos gestorben war, kämpfte siegreich gegen den griechischen Kaiser und eroberte Armenien und Georgien; zum größten Glanze aber gelangte das Seldschuckenreich unter Alp Arslans Sohne Malek Schah (1072—1092), der nicht nur Syrien und Kleinasien eroberte und alles Land vom mittelländischen Meere bis nach China hin beherrschte, sondern auch Künste und Wissenschaften beschützte, zu Bagdad, Ispahan und Basra Schulen, zu Ispahan eine Sternwarte anlegte und dabei den Armen und Nothleidenden stets zu helfen bereit war, so daß man ihm mit Recht den ehrenvollen Beinamen Dschelal ed din (Ruhm des Glaubens) geben konnte. Schon nach seinem Tode aber begann der Verfall des Reiches. Seine Söhne und Brüder führten blutige Kriege um die Herrschaft, und endlich wurde das ganze Reich in fünf von einander unabhängige Theile getrennt. Syrien hatte Malek Schah bei der Eroberung seinem Bruder Tutusch überlassen; dieser aber trat die Stadt Jerusalem dem Anführer einer türkischen Horde, Namens Orthok, ab. Seitdem steigerten sich die Bedrückungen der einheimischen Christen, wie der fremden Pilger in's Unglaubliche. Die heiligen Orte wurden auf's schmählichste beschimpft und entweiht, die frommen Pilger auf's grausamste gemißhandelt, und sie brachten die Kunde von dem Entsetzlichen, was sie in Palästina hatten erdulden und mit ansehen müssen, nach Europa. Die Türken, erzählten sie, wären während des Gottesdienstes mit wüthendem Lärm in die Kirche gedrungen, hätten sich auf den Altar gesetzt, die Priester mit Schimpfworten und Schlägen überhäuft, den ehrwürdigen Patriarchen selbst bei den Haaren und dem Bart ergriffen und ihn so von seinem Sitze auf den Fußboden hinabgezogen; ja, sie entweihten die Kirchen durch Verübung der scheußlichsten Laster. Die ganze abendländische Christenheit wurde durch solche Schreckensberichte in die gewaltigste Aufregung versetzt, und immer

allgemeiner begeiſterte man ſich für den Plan, den chriſtlichen Brüdern im Orient Hülfe zu bringen und das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Den Päpſten konnte dieſe Stimmung der Völker nur erwünſcht ſein, und ſie beförderten dieſelbe auf alle Weiſe; konnten ſie doch mit Zuverſicht hoffen, daß ein ſolcher Eroberungszug nicht nur zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Ungläubigen beitragen würde, ſondern, was ihnen noch viel wichtiger war, daß die Völker durch die Begeiſterung für eine ſolche Idee in der Ergebenheit gegen die Kirche würden befeſtigt werden, und daß die Waffen der weltlichen Fürſten, die ihnen ſo oft im Streben nach Befeſtigung der geiſtlichen Macht hinderlich geweſen waren, nun ſelbſt der Kirche dienſtbar, ihnen nicht mehr gefährlich ſein könnten. Schon Sylveſter II hatte den Gedanken gefaßt, Paläſtina zu erobern, ohne daß er dazu gekommen wäre, ihn auszuführen. Gregor VII. nahm ihn wieder auf. Der griechiſche Kaiſer Michael Ducas hatte ihn ſelbſt um Unterſtützung gegen die Seldſchucken gebeten, und Gregor hoffte, es würde ihm vielleicht gleichzeitig gelingen, die ſchon ſeit dem neunten Jahrhundert beſtehende unſelige Spaltung zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche zu beſeitigen. Er ſandte Schreiben durch alle Länder und forderte die Gläubigen zur Theilnahme am Zuge auf. Auch an den Kaiſer Heinrich IV. wandte er ſich und bat ihn um Rath und Beiſtand; funfzigtauſend Streiter aus Italien und andern Ländern ſeien ſchon bereit, unter ſeiner eigenen Leitung in den Kampf zu ziehen Doch auch ihm gelang die Ausführung des großartigen Planes nicht. Seine Kämpfe mit Heinrich IV. nahmen bald ſeine ganze Zeit und Kraft in Anſpruch, und erſt dem Papſte Urban II. war es vorbehalten, zwanzig Jahre ſpäter das große Unternehmen in's Werk zu ſetzen. Den Anlaß dazu gab ein merkwürdiger Mann, Namens Peter, aus der Stadt Amiens.

Urſprünglich dem Kriegerſtande angehörig, hatte er, von frommer Schwärmerei ergriffen, ſich in die Einſamkeit zurückgezogen und als Einſiedler gelebt. Als ſolcher unternahm er im Jahre 1093 auch eine Wallfahrt nach Paläſtina, und da war er ſelbſt Zeuge der Gräuel, welche die Ungläubigen verübten. Der Patriarch Simeon von Jeruſalem, an den er ſich deshalb wandte, erklärte ihm, der griechiſche Kaiſer ſei zum Beiſtande zu ſchwach, nur aus Europa könne Hülfe kommen, und war auf Peters Bitte gern bereit, ihm Bittſchreiben an den Papſt und die chriſtlichen Fürſten des Abendlandes mit zu geben, die Peter ſämmtlich ſelbſt zu überbringen verſprach. In der Nacht vor ſeiner Abreiſe wanderte dieſer noch einmal nach dem heiligen Grabe; Stunden lang lag er daſelbſt in heißem, inbrünſtigem Gebet auf den Knieen, bis er, voll von dem Gedanken an die Befreiung des heiligen Landes, vom Schlummer überwältigt wurde. Da kam es im Traume ihm vor, als ob der Heiland ſelber zu ihm träte und ihm auftrüge, in die Heimath zu eilen, um

die ganze Chriſtenheit zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten; Allen, die ſeiner Aufforderung folgen würden, ſollten die Pforten des Paradieſes offen ſtehen. Er erwachte, und noch vor Tagesanbruch eilte er mit den Briefen des Patriarchen aus Jeruſalem. Er kam zu Urban, ſchilderte ihm in begeiſterten Worten die Drangſale der Chriſten in Jeruſalem, übergab ihm das Schreiben Simeons zur Beglaubigung ſeiner Erzählung und forderte den Papſt auf, ſeinen Plan zu unterſtützen. Urban nahm ihn mit dem freundlichſten Wohlwollen auf, ertheilte ihm ſeinen Segen und beauftragte ihn förmlich, Italien und Frankreich zu durchziehen und durch ſeine Verkündigung die Gemüther auf den Zug zur Befreiung des heiligen Landes vorzubereiten. Der Eindruck, den Peter überall hervorrief, war ein unbeſchreiblicher. Schon ſeine äußere Erſcheinung zog die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich. Eine kleine, unanſehnliche Geſtalt, abgezehrt durch Kaſteiungen und lange Ertragung von Beſchwerden aller Art, das dünne ſchwarze Haar um den Scheitel flatternd, gekleidet in eine Mönchskutte, die durch einen Strick zuſammengehalten wurde, und über welcher er einen wollenen Mantel trug, ein Crucifix in der Hand, das er hoch in die Höhe hob, ſobald ſich Menſchen ihm nahten, ſo durchzog er, barfuß, auf einem Mauleſel reitend, die Länder. Neugierig ſtrömte das Volk zuſammen, wo er ſich ſehen ließ, und das Feuer, das aus ſeinen dunklen, tief liegenden Augen blitzte, die Gewalt der Begeiſterung, welche ihm die reichſte Fülle der Worte verlieh, der tiefe Schmerz, mit dem er die Leiden der Chriſten in Paläſtina ſchilderte, die freudige Glaubenszuverſicht, mit der er von dem ihm durch Chriſtum gewordenen Auftrage und von dem Gelingen des glorreichen Unternehmens ſprach, dies Alles riß die Menge um ſo unwiderſtehlicher hin, in je größerem Gegenſatze es gegen ſeine äußere Erſcheinung ſtand. Man überhäufte ihn mit Geſchenken; er aber wandte dieſelben nur zu reichlichen Spenden an die Armen an. Seine Worte wurden wie Ausſprüche Gottes angeſehen, und er benutzte dies dazu, um durch ſeine Ermahnungen laſterhafte Menſchen auf den Weg der Tugend zurückzuführen und ſie wieder zu Ehren zu bringen, um Frieden zu ſtiften unter ſtreitenden Parteien. Man verehrte den merkwürdigen Mann wie einen Heiligen; man drängte ſich danach, irgend etwas als Reliquie von ihm zu haben, und wären es auch nur einige Haare ſeines Mauleſels geweſen. Alles aber war begeiſtert für den Zug gegen die Ungläubigen; ſelbſt Kinder übten den ſchwachen Arm, den Speer zu ſchwingen, und Greiſe ſuchten die längſt bei Seite geſtellten Waffen von Neuem hervor.

Mit Freuden benutzte Urban dieſe begeiſterte Stimmung der Menge. Er rief auf den März des Jahres 1095 eine Kirchenverſammlung nach Piacenza zuſammen. Eine ſo ungeheure Menſchenmenge ſtrömte zu derſelben herbei, daß keine Kirche dieſelbe zu faſſen vermochte, und die Ver-

sammlung mußte, was bisher nie geschehen war, auf freiem Felde gehalten werden. Urban führte Gesandte des griechischen Kaisers Alexius vor; er theilte ein Schreiben desselben mit und forderte zur Hülfe für die Christen im Morgenlande auf. Darauf schrieb er eine neue Kirchenversammlung auf den November desselben Jahres nach Clermont in Frankreich aus. Dort kam eine noch viel größere Zahl von Männern geistlichen und weltlichen Standes zusammen; man wußte ja, daß von der Angelegenheit gehandelt werden sollte, welche alle Gemüther bewegte. Die Versammlung mußte wieder unter freiem Himmel gehalten werden; Urban selbst erschien auf einer Erhöhung in der Mitte derselben im vollen Schmuck seiner hohen Würde, begleitet von Peter von Amiens. Dieser sprach zuerst zu der versammelten Menge, und die Gewalt des Augenblicks verlieh seiner begeisterten Rede noch größere Kraft, als sonst. Darauf redete Urban selbst. Mit feurigen Worten schilderte er die Wichtigkeit der heiligen Stadt für die Christenheit, die Beschimpfungen und Drangsale, welche die Gläubigen daselbst erleiden müßten. Er forderte die Versammelten auf, die Waffen, die sie bisher mit Christenblut befleckt hätten, jetzt im Eifer für die Ehre Gottes und aus Liebe zu dem Heilande gegen die Feinde des Kreuzes zu wenden. Die Zeit der Gnade sei gekommen. Für Raub, Mord und Sünden aller Art könnten sie Vergebung erlangen durch Theilnahme an dem heiligen Werke. Allen, die mitzögen in der Gesinnung wahrer Buße und Andacht, sicherte er vollkommenen Ablaß zu; Allen, die in Palästina den Tod fänden, verhieß er die ewige Seligkeit, und Alle, die Theil nähmen am Zuge, nahm er in seinen päpstlichen Schutz. Da blieb kein Auge thränenleer; Unzählige schlugen an ihre Brust in tiefer Zerknirschung, und tausendstimmig erscholl der begeisterte Ruf: Gott will es haben! Urban benutzte die Begeisterung des Augenblicks. Gottes Stimme, erklärte er, gebe sich in dieser Einmüthigkeit zu erkennen; Gottes Werk sei es, was sie begönnen; Gott selbst werde ihr Führer sein. Er forderte sie auf, sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu schmücken, als Symbol, daß sie bereit seien, das Kreuz Christi auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen. Den Streitern Christi solle es ein Band der Verbrüderung sein, den Feinden ein Schrecken. Viele folgten sogleich seiner Aufforderung und hefteten sich ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter. Der fromme, hochverehrte Bischof Adhemar von Puy war der Erste, der vor dem Papst niederkniete und ihn um Erlaubniß zur Theilnahme am Zuge bat. Urban ertheilte ihm dieselbe und ernannte ihn zu seinem Legaten, damit er an seiner Statt das geistliche Oberhaupt des Kreuzheeres sei. Die meisten der anwesenden Geistlichen folgten dem Beispiele Adhemars. Unter den weltlichen Herren war einer der ersten, die das Kreuz nahmen, Graf Roger von Foix, sodann der reiche und mächtige Graf Raimund von

Toulouse, Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, und sein Bruder Baldwin, Robert von Flandern und Robert von der Normandie und viele andre französische Herren; auch die normannischen Fürsten in Italien, Boëmund von Tarent und sein Schwestersohn Tancred, das Musterbild eines jugendlichen Ritters, den man den Achill unter den Kreuzfahrern genannt hat, erklärten sich zur Theilnahme bereit, sobald die Kunde von dem Unternehmen nach Italien kam. Ebenso strömten aus England, Schottland und Skandinavien Streiter herbei; die Spanier blieben nur deshalb zurück, weil ihnen der Papst die Theilnahme am Zuge untersagte, indem sie im eigenen Lande mit den Feinden des Kreuzes zu kämpfen hätten; nur die Deutschen nahmen weniger Theil, weil sie durch die inneren Kämpfe zu sehr in Anspruch genommen waren. Die Bewegung war eine allgemeine. Einer feuerte den Andern an; selbst Frauen munterten ihre Männer zur Theilnahme am Zuge auf, und Mönche verließen ihre einsamen Zellen, um mit in den Streit zu ziehen. Viele behaupteten, Zeichen und Wunder am Himmel gesehen zu haben. Männer und Weiber gaben vor, durch ein Wunder wäre ihnen das Zeichen des Kreuzes aufgeprägt worden. Ein französischer Abt brannte sich dasselbe auf die Stirn und sagte dann, ein Engel hätte es ihm aufgedrückt. Er hatte dadurch die ihm fehlenden Geldmittel zum Zuge erlangen wollen, und wirklich gelang ihm dies. Er wurde reich beschenkt, zog mit, und später wurde er zum Erzbischof von Cäsarea ernannt. Nun gestand er seinen Betrug; man verzieh ihm aber denselben um des guten Zweckes willen. Es wurde sogar behauptet, Karl der Große sei vom Tode auferstanden, um selber das Heer anzuführen.

Viele waren wohl durch frommen Eifer zur Theilnahme am Zuge bewogen worden; aber es läßt sich von vorn herein nicht erwarten, daß bei allen den vielen Tausenden, welche das Kreuz nahmen, dieser Eifer wirklich ein durchaus reiner und durch keinerlei Beimischung unlauterer Beweggründe getrübt gewesen sei. Viele wurden durch die Verheißung völliger Absolution und Sündenvergebung angelockt; Vielen, die, von Reue über ihre Sünden gefoltert, sonst im Kloster Ruhe für ihr geängstetes Gewissen würden gesucht haben, war es jetzt bequemer, dieselbe auf einem Wege zu erreichen, auf dem sie ihre bisherige Lebensweise beibehalten und ihren Neigungen folgen konnten. Andre wurden durch noch äußerlichere Beweggründe dem Heere zugeführt. Viele wollten der Sorge für die Bezahlung ihrer Schulden überhoben sein; denn bis zu ihrer Heimkehr brauchten sie weder Schulden noch Zinsen zu bezahlen; die niederen Vasallen und die Leibeigenen hatten die Aussicht, von dem schweren Drucke des Adels befreit zu werden; Viele wurden auch durch die bloße Sucht nach Abenteuern, oder durch das Trachten nach Ehre und Reichthum zur Theilnahme gereizt; Manche zogen mit, um sich nicht von

ihren Freunden zu trennen, Andere, weil es Mode war, und weil sie nicht für feige und träge gelten wollten. So war es denn nicht zu verwundern, daß die Theilnahme eine so ungeheure war, und daß Hunderttausende sich anschickten, das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen.

§. 30. Gottfried von Bouillon.

Gleich im Anfange des Jahres 1096 rüsteten sich die Fürsten zum Beginne des Zuges. Viele verkauften ihre Staaten und Besitzungen, um die Kosten desselben bestreiten zu können. Gottfried von Bouillon und Balduin verkauften das Herzogthum Bouillon an das Kapitel zu Lüttich und die Grafschaft Stenay an den Bischof von Verdun, Robert von der Normandie sein Herzogthum an den König von England; eben so machte es Graf Robert von Flandern, und viele Ritter und Gemeine folgten ihrem Beispiele. Weltliche Herrscher gelangten auf solche Weise durch Erwerbung von Gütern ihrer Vasallen zu größerer Macht; Kirchen und Klöster kamen in den Besitz ganzer Fürstenthümer und Grafschaften. Die Güter vieler Familien gingen in andere Hände über; fast alle politischen Verhältnisse in Europa wurden umgestaltet. Solche Vorbereitungen sowohl, wie die Rüstung zum Zuge selbst, erforderten natürlich viel Zeit, und Manche begannen ungeduldig zu werden. Schon im Frühling brach Peter von Amiens an der Spitze eines Heeres auf, das aber fast nur aus Leibeigenen und zusammengelaufenem Gesindel bestand, schlecht bewaffnet und fast ohne Reiterei. Mit ähnlichen Schaaren schloß sich ihm ein Ritter Walter von Pezejo an Schon in Köln trennte sich derselbe von ihm und zog durch Deutschland und Ungarn; aber Krankheiten und Ausschweifungen rafften schon auf dem Wege einen großen Theil dieser zügellosen Schaaren dahin, und als sie nun plündernd in das Land der Bulgaren eindrangen und Belgrad angriffen, da fielen die Bulgaren, die sich nicht ungestraft wollten mißhandeln lassen, über sie her und erschlugen eine große Zahl. Auch Walter von Pezejo fand auf dem Wege seinen Tod, und sein Neffe Walter, mit dem Beinamen Senzavoir (ohne Habe), führte die Besten aus der Schaar nach Constantinopel, die Uebrigen ihrem Schicksale überlassend. Peter, der mit vierzigtausend Mann nachkam, wurde schon in Ungarn, wo er Semlin erstürmt hatte, angegriffen und verlor alle seine Wagen und einen großen Theil seines Gepäcks. Viele aus seinem Heere kamen durch Hunger, Krankheiten und das Schwert um; mit dem Rest gelangte auch er nach Constantinopel, wo er sich mit Walter vereinigte. Der Kaiser Alexius gab ihnen Lebens-

mittel und Unterstützungen, rieth ihnen aber, die Ankunft eines größeren Heeres abzuwarten, ehe sie weiter zögen; weil sie allein zum Kampfe zu schwach wären; doch davon wollten sie nichts wissen, und endlich ließ sich Alexius durch ihre Bitten bewegen, ihnen Schiffe zu geben, auf denen sie nach Asien hinübersetzten. Jetzt geriethen sie aber selber in Zwist mit einander, und so fielen sie in die Hände der Türken, die sie sämmtlich niedermachten bis auf dreitausend Mann, welche sich nach Constantinopel retteten. Auch Walter hatte im Kampfe seinen Tod gefunden; Peter aber war schon vor den Uebrigen nach Constantinopel zurückgeeilt.

Eine Schaar von etwa funfzehntausend Deutschen und Lothringern unter Anführung eines Priesters Gottschalk ging fast ganz in Ungarn zu Grunde, an dessen Einwohnern sie noch schreiendere Grausamkeiten verübt hatten, als die Schaaren Peters und Walters. Ein dritter Haufen unter dem Grafen Emico von Leiningen fiel über die Juden am Rhein, am Main und an der Donau her, weil dieselben Feinde Christi wären, plünderte und mordete mit fanatischer Wuth, oder zwang sie, Christen zu werden, und viele der Unglücklichen tödteten sich selbst, um nicht den Glauben ihrer Väter verleugnen zu müssen. In Mainz wurden nicht weniger als neunzig Juden todtgeschlagen; auch Weiber und Kinder wurden nicht verschont, und der Erzbischof selbst, bei dem sie Hülfe suchten, ließ sie im Vorhofe seines Palastes niederhauen. Aber auch diese Schaaren fanden meistens schon in Ungarn ihren Untergang, und nicht besser erging es einer zügellosen Rotte, welche der Ritter Wilhelm der Zimmermann führte, und welche sogar einmal, als sie den Weg nicht wußte, einer Gans und einer Ziege als von Gott gesandten Führern nachlief. Solche Horden konnten natürlich der großen Sache in keiner Weise förderlich sein; vielmehr erfüllten sie die Völker mit Mißtrauen auch gegen das Hauptheer, das im August aufbrach. Und doch war dies in der That mit jenen in keiner Beziehung zu vergleichen. Achtzigtausend Mann, lauter kampfgeübte Krieger, unter ihnen zehntausend Reiter, sämmtlich aus Lothringen und Deutschland, zogen unter der Anführung Gottfrieds und Balduins durch Oberdeutschland und Ungarn nach Constantinopel. Graf Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, und Graf Raimund von Toulouse gingen nach Italien, um sich von da aus nach Constantinopel einzuschiffen, wo sich auch Robert von der Normandie mit den Seinigen einfand. Auch Boemund und Tancred brachen mit ihren Schaaren von Italien dorthin auf; denn Constantinopel sollte der gemeinsame Vereinigungspunkt aller Kreuzfahrer werden. Die Seele des ganzen Unternehmens aber wurde der edle Gottfried von Bouillon.

Gottfried war im Jahre 1061 auf einem Schlosse unweit Nivelle geboren, dessen Ruinen noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ge-

zeigt wurden. Sein Vater war der Graf Eustachius II. von Boulogne; seine Mutter Ida, deren Vater, Gottfried der Bärtige, Karl den Großen unter seine Ahnen zählte, war eine Schwester des Herzogs Gottfried des Buckligen von Niederlothringen. Dieser gewann den Jüngling, in dessen Geiste sich schon früh die herrlichsten Eigenschaften entwickelten, so lieb, daß er ihn, da er selbst kinderlos war, zu seinem Erben einsetzte. Freilich nahm der Kaiser Heinrich IV. das Herzogthum Niederlothringen für seinen eigenen, damals erst dreijährigen Sohn Konrad in Anspruch, und auch das übrige Erbe wurde Gottfried von dem Grafen von Namur streitig gemacht. Gottfried sah sich genöthigt, zur Vertheidigung desselben sich zu einem Zweikampf mit dem Grafen zu entschließen. Bei demselben hatte er das Unglück, daß ihm die Klinge seines Schwertes zersprang. Die Richter wollten deshalb den Kampf für beendigt erklären; aber Gottfried setzte ihn mit dem Stumpfe des Schwertes, den er in der Hand behalten hatte, muthig fort, und endlich gelang es ihm, mit demselben seinen Gegner so bedeutend am Schlafe zu verwunden, daß er für todt vom Kampfplatze getragen werden mußte. Gottfried selbst sprang hinzu, leistete dem Verwundeten Hülfe und sorgte für seine Pflege.

Dieselbe Tapferkeit bewies er auch in den Kriegen Heinrichs IV. Obgleich ihm der Kaiser sein Herzogthum entzogen hatte, so blieb er ihm doch mit unerschütterliche Treue zugethan, und wir haben bereits gesehen, wie er sich in der entscheidenden Schlacht bei Mölsen (1080) auszeichnete. Auch bei der drei Jahre später erfolgten Erstürmung Roms war er Allen voran; aber bald machte er sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er gegen den Papst, in welchem er den Statthalter Christi verehrte, das Schwert erhoben hatte, und er gelobte, um den vermeintlichen Frevel zu sühnen, eine Wallfahrt nach Palästina zu unternehmen, ein Gedanke, den der fromme Mann schon längst in der Seele getragen hatte. Mit der größten Freudigkeit ergriff er daher die durch den Beginn des Kreuzzuges ihm dargebotene Gelegenheit, sein Gelübde zu erfüllen.

In der größten Ordnung führte Gottfried sein Heer durch Deutschland und Ungarn. Er hielt die strengste Mannszucht, und Keiner durfte sich Gewaltthätigkeiten erlauben. So blieb er denn auch von den Landesbewohnern ungefährdet und kam glücklich nach Thracien. In Philippopel, dem heutigen Felibeh, erhielt er die Nachricht, daß Graf Hugo von Vermandois an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten habe, und daß der Kaiser Alexius denselben in Durazzo, wo er gelandet war, habe verhaften lassen. Alexius war nämlich erschreckt worden durch die große Anzahl von Bewaffneten, die von allen Seiten seiner Hauptstadt sich näherten. Er hatte allerdings die Hülfe der abendländischen Fürsten angerufen; aber er hatte ein Heer erwartet, das ganz seinen Befehlen gehorchen würde. Jetzt

aber, da die Fürsten und vornehmsten Ritter selber an der Spitze eines so großen Heeres erschienen, befürchtete er, sie würden den Kreuzzug nur zum Vorwand benutzen, um sich seines ganzen Reiches zu bemächtigen. Diese Befürchtung war um so natürlicher, da sich sein Feind Boemund unter den Heerführern befand, und dieser sowohl, wie Tancred, benahm sich auf dem Zuge durch Epirus so feindselig gegen die Griechen, daß der Argwohn des Kaisers dadurch noch bestärkt werden mußte. Wirklich machte auch Boemund Gottfried den Vorschlag, mit der Besitznahme Constantinopels das Unternehmen zu beginnen; aber der edle Gottfried wies diese Zumuthung mit Entschiedenheit zurück. Alexius suchte sich deshalb gegen mögliche Gefahren zu sichern, und das glaubte er nicht besser zu können, als wenn er sich von den Führern der Kreuzfahrer den Lehnseid leisten und sich versprechen ließ, daß sie alles Land für ihn erobern und ihm die Städte, welche er vor dem Eindringen der Türken besessen hatte, zurückgeben wollten. Hugo leistete den Eid, wurde aber dennoch gefangen gehalten. Gottfried verlangte seine Befreiung, und da er sie mit Güte nicht erreichen konnte, begann er das Land zu verheeren. Dadurch gerieth Alexius so in Furcht, daß er auf der Stelle die Hand zur Versöhnung bot, Hugo frei ließ und sogar seinen eigenen Sohn als Geißel zu Gottfried schickte. Nun erst ließ sich dieser bewegen, nach Constantinopel zu kommen und ebenfalls den verlangten Lehnseid zu leisten. Seinem Beispiele folgte selbst Boemund, durch Geschenke bewogen; nur Tancred verweigerte Anfangs den Eid und wußte sich durch Verkleidung demselben zu entziehen, indem er nur Christum als seinen Lehnsherrn anerkennen wollte; später aber wurde er dennoch durch Boemund bewogen, den verlangten Schwur abzulegen, und Graf Raimund von Toulouse war der Einzige, der ihn nie leistete, sondern nur gelobte, nichts gegen den Kaiser unternehmen zu wollen.

So erlangten nun endlich die Kreuzfahrer von dem mißtrauischen Alexius die gewünschte Unterstützung und Schiffe, auf denen sie nach Kleinasien hinübersetzten (1097). Zehntausend Reiter, meist dem Ritterstande angehörig, und dreißigtausend Mann zu Fuß fanden sich hier zusammen, und rechnet man die Mönche, Weiber und Kinder hinzu, welche in großer Menge das Heer begleiteten, so kann man es auf mindestens sechszigtausend Köpfe rechnen. Schlimm war es aber, daß es diesem großen Heere an gemeinsamer Leitung fehlte. Jeder führte die Mannen selbst, die er zusammengebracht hatte, und Keiner wollte sich dem Andern unterordnen. Dadurch wurde ein gemeinsames Zusammenwirken außerordentlich erschwert, und doch war ein solches für den gefährlichen Kampf mit den Türken durchaus nothwendig.

Zuerst griffen die Kreuzfahrer die feste Stadt Nicäa an, welche von Kilidsch Arslan (d. h. Schwertlöwe), dem Sultan von Iconium in

Kleinasien, in den vortrefflichsten Vertheidigungszustand gesetzt war. Kilidsch Arslan hatte gehofft, durch einen Ueberfall das Kreuzheer zu vernichten; aber er wurde vielmehr selbst geschlagen, und schon war nach achtwöchentlicher tapferer Vertheidigung Nicäa in Begriff, sich den Kreuzfahrern zu ergeben, als es ihnen auf hinterlistige Weise von den Griechen entzogen wurde. Diese hatten nämlich mit den Belagerten heimlich Unterhandlungen angeknüpft, und zu ihrem Erstaunen sahen die Kreuzfahrer plötzlich die Fahnen der Griechen von den Mauern der Stadt wehen. So sehr sie auch solche Hinterlist verdroß, war die Sache doch nicht ungeschehen zu machen, und Alexius wußte noch obenein die bedeutendsten Führer des christlichen Heeres durch reiche Geschenke zu begütigen, während dem Heere selbst sogar der ihm gebührende Beuteantheil vorenthalten wurde.

Um die für eine so große Menschenmenge nöthigen Lebensmittel leichter herbeischaffen zu können, theilte sich das Kreuzheer jetzt in zwei Theile, und so zog es weiter durch Kleinasien. Am ersten Juli stieß der eine Theil auf ein hundert und funfzigtausend Mann starkes türkisches Heer. Die Kreuzfahrer griffen an, und schon glaubten sie, gesiegt zu haben, weil die Türken plötzlich die Flucht ergriffen. Diese hatten aber, wie es einst die Parther mit den Römern machten, sie nur durch verstellte Flucht täuschen und ermüden wollen. Plötzlich kehrten sie wieder um, griffen die nichts ahnenden Christen mit erneuter Kraft an, und dieselben wären verloren gewesen, hätten nicht Gottfried, Raimund und Hugo mit dem anderen Theile des Heeres noch zur rechten Zeit Hülfe gebracht und die Türken in die Flucht geschlagen. Jedenfalls hatten durch diesen Kampf die Christen und Türken sich als tapfere Krieger gegenseitig achten gelernt. Bald hatten die Kreuzfahrer mit einem noch viel schlimmeren Feinde zu kämpfen. Die Seldschucken hatten das ganze Land verwüstet und in eine Einöde verwandelt. Das Getreide auf den Feldern war verbrannt, die Brunnen verschüttet, und bald machte sich der furchtbarste Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Die Kreuzfahrer litten entsetzlich vom Hunger und noch mehr vom Durst, der noch durch die sengende Sonnengluth eines südlichen Sommers erhöht wurde. Die Hunde liefen lechzend umher, vergebens nach Wasser suchend; die Pferde starben größtentheils, und die Ritter, welche sich nicht entschließen konnten, auf Ochsen zu reiten, mußten zu Fuß weiter ziehen. Das Gepäck wurde auf Hunde, Schafe und Schweine geladen, und auch von den Menschen verschmachteten Viele auf dem Marsch. Endlich fand man wieder Wasser, und nun fielen die Meisten so gierig darüber her, daß Viele davon den Tod fanden. Fast schlimmer noch war die unter den Kreuzfahrern entstehende Uneinigkeit. Tancred und Balduin geriethen in Streit um den Besitz der Stadt Tarsus, und der Zwist endete damit, daß Balduin, der

ſich durch ſeinen Stolz und ſeine Habgier viele Feinde gemacht hatte, ſich ganz von den Uebrigen trennte und nach dem Euphrat hinzog. Hier gelang es ihm, ſich in den Beſitz von Edeſſa in Meſopotamien zu ſetzen, und er gründete daſelbſt ein unabhängiges Fürſtenthum, das ſpäter als öſtliche Vormauer gegen die Ungläubigen von großer Wichtigkeit wurde.

Faſt hätten die Kreuzfahrer auf dem Zuge einen noch weit größeren Verluſt erlitten. Ein Pilger, welcher Holz ſuchte, war von einem gewaltigen Bären angefallen worden. Sein Hülferuf drang zu Gottfrieds Ohren, der ſich eben auf der Jagd befand. Schnell eilte derſelbe herbei und griff den Bären an; aber er traf ihn nicht, und wüthend ſtürzte das Thier, ſeine Beute verlaſſend, nun auf ihn los und riß ihn vom Pferde. Mühſam vertheidigte ſich Gottfried, und ſchon blutete er aus vielen Wunden, als noch zur rechten Zeit Hülfe kam und der Bär getödtet wurde. Gottfried war jedoch ſo erſchöpft von Anſtrengung und Angſt, daß er halbtodt in das Lager zurückgetragen werden mußte.

Endlich am 18. October erreichte das Kreuzheer, freilich ſehr zuſammengeſchmolzen, Antiochia am Orontes. An eine Erſtürmung der ſtark befeſtigten und wohlvertheidigten Stadt konnten die Kreuzfahrer nicht denken; ſie mußten ſich vielmehr mit einer Einſchließung derſelben begnügen, und ſelbſt dieſe konnte bei der Größe und der eigenthümlichen Lage der Stadt nur eine unvollſtändige ſein. Die Belagerung zog ſich in die Länge, und bald begann das Kreuzheer furchtbar zu leiden. Freilich bot die reiche Umgegend eine Fülle von Vorräthen aller Art; aber man vergeudete dieſelben mit ſo gränzenloſem Leichtſinn, daß nach kurzer Zeit der entſetzlichſte Mangel eintrat. Viele verſchlangen Leder, Baumrinde und andere ungenießbare Dinge, um den wüthenden Hunger zu ſtillen; Viele ſtarben aus Mangel an Nahrung, und um das Elend voll zu machen, brachen, befördert durch zügelloſe Ausſchweifungen und die naßkalte Herbſtwitterung, in dem Lager verheerende Seuchen aus, die zahlloſe Opfer forderten. Da entſank ſelbſt vielen der Tapferſten der Muth; an dem glücklichen Ausgange des Unternehmens verzweifelnd, entfloben ſie; ſelbſt Peter der Einſiedler ergriff die Flucht, wurde jedoch von Tancred wieder zur Rückkehr gezwungen. Dennoch wurde die Belagerung fortgeſetzt, und als mit dem Eintritt des Frühlings die Krankheiten nachließen und genueſiſche Schiffe neue Schaaren von Pilgern und Zufuhr von Lebensmitteln brachten, da kehrte den Belagerern auch der Muth zurück und wurde noch dadurch erhöht, daß ihnen der Sieg über eine Türkenſchaar gelang, die zum Entſatze der Stadt herbeigekommen war. Gottfried hatte ſich auch hier, wie überall, durch beſonnene Klugheit beim Angriff und Tapferkeit im Streit ausgezeichnet. Einen geharniſchten Türken, der ihn angriff, hieb er mitten durch, ſo daß der obere Theil des Körpers zu Boden ſtürzte, während das Pferd mit dem

unteren Theile zum Entsetzen Aller nach Antiochia lief. Freilich waren die Kreuzfahrer ihrem Ziele damit noch um nichts näher gekommen. Fast acht Monate lagen sie schon vor der Stadt, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und jetzt verbreitete sich noch dazu die Nachricht, Korboga, der Statthalter von Mosul, ziehe mit zweihunderttausend Mann herbei, um den Belagerten Hülfe zu bringen. Da kam es ihnen sehr erwünscht, daß Boemund ihnen eines Tages erklärte, er wolle die Stadt in ihre Hände bringen, und gerne bewilligten sie dem eigennützigen Manne deshalb auch eine Forderung, auf die sie sonst schwerlich eingegangen wären; sie sicherten ihm und seinen Nachkommen den ausschließlichen Besitz der Stadt zu. Einem Renegaten Namens Pyrrhus war die Vertheidigung eines der festesten Thürme der Stadt anvertraut, und Boemund hatte den Pyrrhus durch große Versprechungen dahin gebracht, daß er sich bereit erklärte, ihm den Thurm zu übergeben. Er befestigte an demselben in der Nacht eine Strickleiter, mit deren Hülfe Boemund mit einer Anzahl von Christen in den Thurm gelangte. Sie öffneten sogleich ein Thor, durch welches die Uebrigen hineindrangen; zehn Thürme wurden genommen, und am Morgen wehte schon überall auf der Mauer die blutrothe Christenfahne. Die erbitterten Pilger richteten ein furchtbares Blutbad an. Weder Greise, noch Weiber und Kinder wurden verschont, und mehr als zehntausend Einwohner sollen in dem erschrecklichen Gemetzel um's Leben gekommen sein (3. Juni 1098).

Die Christen jubelten; aber ihre Freude war nur von kurzer Dauer. Noch war die Burg von Antiochia in den Händen der Feinde, und schon am dritten Tage, nachdem die Stadt gefallen war, erschien Korboga an der Spitze eines gewaltigen Heeres, das nur darum nicht schnell genug zum Entsatz herbeigekommen war, weil es sich längere Zeit mit der Belagerung von Edessa aufgehalten hatte. Jetzt belagerte Korboga die in Antiochia eingeschlossenen Kreuzfahrer, und bald machte sich in der Stadt die furchtbarste Hungersnoth um so fühlbarer, je sorgloser und leichtfertiger man in den ersten Tagen mit den vorhandenen Vorräthen umgegangen war. Viele entflohen, indem sie sich an Stricken von der Mauer hinabließen, weshalb man sie zum Spott Stricklaufer nannte, und Manchem derselben gelang es, sich nach der Meeresküste zu retten; Andere liefen zu den Türken und nahmen den Islam an. Nur den edlen Gottfried verließ sein gläubiges Vertrauen nicht. Bereitwillig theilte er sein letztes Brot mit seinem Freunde Heinrich von Hache; feierlich schwor er, so lange er lebe, wolle er den Plan der Eroberung Jerusalems nicht aufgeben, und nur als Leiche werde er Antiochia räumen. Da trat ein provençalischer Priester, Pierre Barthelemy, mit einer Verkündigung auf, die den Bedrängten wieder neuen Muth einflößte. Der Apostel Andreas, erklärte er, sei ihm erschienen und habe

ihm befohlen, an einer Stelle unter dem Hauptaltar der Peterskirche nachzugraben, die er ihm genau bezeichnet hätte. Dort würde er die Lanze finden, mit welcher der Heiland am Kreuze in der Seite verwundet ward, und mit Hülfe dieser Lanze würde man den Sieg erlangen. Sogleich wurde an der von dem Priester angegebenen Stelle nachgegraben; er selbst stieg in die Oeffnung hinab, und endlich brachte er eine in Purpur gehüllte Lanze zum Vorschein, die der ängstlich harrenden Menge unter lautem Jubel als das von Gott gesandte Siegeszeichen gezeigt wurde. Voll Begeisterung beschloß man, das Heer Korboga's anzugreifen, der die Ohnmacht der halbverhungerten christlichen Streiter verlachte, welche nur noch dreihundert Pferde besaßen und sich selbst kaum mühsam fortzuschleppen im Stande waren. Er blieb ruhig beim Schachspiel sitzen, als ihm die noch in der Burg befindlichen Türken durch Aufstecken einer schwarzen Fahne verkündigten, daß die Christen gegen ihn auszögen. Diese aber rückten, vorbereitet durch dreitägiges Fasten und nach Abhaltung eines feierlichen Hochamtes, bei dem ihnen sämmtlich Vergebung ihrer Sünden ertheilt war, in sechs Heereshaufen aus der Stadt, die heilige Lanze in ihrer Mitte. Ihr Angriff war ein so unwiderstehlicher, daß die Türken überall die Flucht ergriffen; auch Korboga entfloh voll Bestürzung; den Siegern aber fiel sein ganzes Lager mit einem großen Ueberflusse an Lebensmitteln, Gold und Silber, Gewändern, Pferden und Kameelen in die Hände. Die Niederlage der Feinde war eine so furchtbare gewesen, daß das ganze Gefilde mit Leichen bedeckt war und in Blut schwamm. So war nun alle Gefahr vorüber; auch die türkische Besatzung in der Burg ergab sich und erhielt wegen ihrer Tapferkeit freien Abzug; Viele aber nahmen das Christenthum an, unter ihnen der Anführer selbst; denn auch die Türken hatten die Christen hochachten gelernt. Pierre Barthelemy wurde leider bald darauf das Opfer seiner frommen Begeisterung. In einem Streite, der sich zwischen Raimund von Toulouse und Boemund erhob, warf man den Provençalen vor, die Lanze sei unächt und die Auffindung derselben ein Betrug. Dies wollte Pierre Barthelemy nicht zugeben und erklärte sich bereit, die Aechtheit der Lanze durch die Feuerprobe zu erhärten. Im bloßen Hemde lief er zwischen zwei dicht neben einander errichteten brennenden Scheiterhaufen hindurch, und wirklich kam er zur großen Freude der Pilger lebend aus der Flamme; aber wenige Tage darauf starb er, wahrscheinlich an den Folgen der empfangenen Brandwunden.

Inzwischen hatte sich der fatimidische Kalif von Aegypten nach Vertreibung der Seldschucken Jerusalems wieder bemächtigt, und schon während der Belagerung von Antiochia hatte er den Kreuzfahrern durch Gesandte Freundschaft und Bündniß anbieten lassen und sie aufgefordert, nicht eher zu ruhen, als bis Antiochia, das dem griechischen Kaiser und

den Christen unrechtmäßig entrissen wäre, sich wieder in ihrer Gewalt befände; die Burg Davids und den Berg Zion wolle er den Christen zurückgeben. So hatte also die Fortführung des Krieges, der eigentlich nur gegen die Seldschucken gerichtet war, jetzt keinen rechten Zweck mehr. Dazu kam, daß der würdige Bischof Adhemar starb. Alle betrauerten auf's tiefste seinen Verlust; man erkannte jetzt erst recht, was man an ihm gehabt hatte. Gleich ausgezeichnet als Krieger wie als Stellvertreter des Papstes, hatte er die Liebe Aller besessen; er hatte den Eifer für die heilige Sache immer von Neuem wieder zu beleben gewußt; ein gemeinsames Handeln aber wurde jetzt um so schwieriger, da die Streitigkeiten unter den Heerführern durch Niemand mehr gehemmt wurden. Vier Monate vergingen in Unschlüssigkeit, und man wäre wohl noch nicht vorwärts gegangen, hätten nicht Gottfried, Tancred, Robert von Flandern und Robert von der Normandie durchaus das heilige Grab erobern wollen, und hätten nicht die ungeduldigen Schaaren der Kreuzfahrer gedroht, sich einen neuen Heerführer zu wählen, wenn man noch länger zögere, sie nach Jerusalem zu führen.

So brach man denn endlich auf, und nach mancher Noth gelangte man am 6. Juni 1099 über Ramla und Emmaus auf eine Anhöhe, von der aus man Jerusalem, das Ziel des Zuges, erblickte. Kaum der zehnte Theil Derer, die ausgezogen waren, hatte dies Ziel erreicht. Voll heiliger Begeisterung, fielen sie auf die Kniee, entblößten die Füße, küßten den Boden, und während sie Lobgesänge anstimmten, entstürzten Thränen heiliger Freude den Augen der abgezehrten Krieger. Das war ein erhabener Augenblick, ein Augenblick, der sie alle ausgestandenen Beschwerden und Mühseligkeiten vergessen ließ, und jubelnd rückten sie gegen Jerusalem vor. Aber die Eroberung der stark befestigten Stadt war für die Kreuzfahrer keine leichte Aufgabe; denn wo sie nicht durch ihre natürliche Lage gesichert war, da wurde sie durch eine doppelte starke Mauer geschützt, und eine Besatzung von vierzigtausend Mann schien jeden Angriff von Seiten des Kreuzheeres unmöglich zu machen, da dasselbe nur noch zwanzigtausend Mann zu Fuß und eintausend fünfhundert Reiter zählte und gar keine Belagerungswerkzeuge besaß. Dennoch wagten die Kreuzfahrer schon am fünften Tage einen Sturm, der aber natürlich erfolglos blieb. Sie schickten sich nun an, Belagerungsmaschinen und Sturmleitern zu bauen; aber es fehlte an Holz, und dasselbe mußte aus weiter Entfernung zusammengeholt werden; man fand es in einem Gehölz bei Bethlehem und ging sogleich rüstig an's Werk. Am schlimmsten aber war es, daß man in der sengenden Sommerhitze mit dem empfindlichsten Wassermangel zu kämpfen hatte. Die meisten Quellen waren verschüttet, und aus der Quelle Siloah bei Jerusalem mußte jeder Tropfen Wassers mit Blut erkämpft werden. Manche trau-

ken Blut vor Durſt; Andere vergruben ſich, um ſich vor der Hitze zu ſchützen, in die Erde; ſchaarenweiſe fielen die verſchmachteten Laſtthiere, und um das Elend voll zu machen, brachen noch verheerende Krankheiten aus, und die Lebensmittel begannen zu mangeln. Schon bemächtigte ſich Muthloſigkeit der Meiſten; da landete endlich im Hafen von Joppe eine genueſiſche Flotte und führte nicht nur neue Schaaren von Pilgern herbei, ſondern auch Lebensmittel, Werkzeuge und tüchtige Arbeiter zum Bau von Belagerungsmaſchinen, der nun trefflich von Statten ging. Namentlich baute man auch einige große hölzerne Belagerungsthürme, die auf Rädern fortbewegt werden konnten und aus drei Stockwerken beſtanden, von deren mittelſtem man auf die Mauer der Stadt eine Fallbrücke hinablaſſen konnte. So war man denn zum Angriffe beſſer vorbereitet. Man fing Boten auf, welche von dem Weſſir des ägyptiſchen Kalifen abgeſandt waren, um den Belagerten zu melden, daß er mit einem Heere zum Entſatze der Stadt herbeieile. Dies trieb zur größten Eile, und ein Sturm wurde beſchloſſen. In feierlicher Proceſſion zog man unter Geſang und Trompetenſchall mit fliegenden Fahnen um die Stadt herum nach dem Oelberge. Alle waren tief ergriffen; Raimund und Boemund, bisher in heftigem Streit, verſöhnten ſich mit einander; Viele umarmten ſich unter Thränen; der Hohn der Ungläubigen aber, welche von der Mauer herab die heiligen Gebräuche der Chriſten verſpotteten, den um die Stadt Ziehenden nachäfften und Steine und Pfeile unter ſie warfen, erhöhte noch die allgemeine Begeiſterung.

Einige Tage darauf, am 14. Juli, wagten die Kreuzfahrer den Sturm; aber obgleich ſie mit der größten Todesverachtung vordrangen, ſo wurden ſie dennoch zurückgeſchlagen. Am folgenden Tage wurde der Kampf erneuert, doch, wie es ſchien, mit nicht beſſerem Erfolg. Schon dachten Gottfried und Tancred an den Rückzug; da erblickte man plötzlich auf dem Gipfel des Oelberges einen Ritter in ſtrahlender Rüſtung, den glänzenden Schild hoch gegen die Stadt erhebend. „Seht, dort iſt der heilige Georg!“ ſo erſcholl es alsbald jubelnd durch die Reihen der Kämpfenden; „der heilige Georg und ſeine Hülfe!“ Alle Muthloſigkeit war verſchwunden; Jeder dachte nur an den Sieg. Ein kleines Thal wurde ausgefüllt, die Thürme näher an die Mauer gerückt; und daß das goldene Bild des Gekreuzigten, welches hoch auf Gottfrieds Thurme ſtrahlte, unbeſchädigt blieb, obgleich ſich fortwährend die Geſchoſſe der Feinde auf daſſelbe richteten, erſchien als Bürgſchaft des Gelingens. Endlich hatte man den Thurm glücklich bis an die Mauer vorgerückt; die Fallbrücke wurde hinabgelaſſen, und Gottfried mit den Seinigen ſtürzte auf die Mauer. Mit unwiderſtehlicher Tapferkeit drangen ſie auf die Vertheidiger derſelben ein, die von Furcht und Schrecken ergriffen wurden, und öffneten das Stephansthor, durch welches nun die Schaaren

der Kreuzfahrer unter dem lauten Rufe: „Gott hilft! Gott will es haben!“ in die Stadt ſtürmten. Die Ungläubigen flohen in Todesangſt durch die Straßen; die Kreuzfahrer drangen ihnen unaufhaltſam nach. Blutgierigen Raubthieren gleich, fielen ſie über die Unglücklichen her. Alles wurde niedergemetzelt; ſelbſt Weiber, Kinder und Greiſe fanden kein Erbarmen, und man ſcheute ſich nicht, die Ueberwundenen ſelbſt unter grauſamen Martern zu tödten. In die Moſchee Omars, welche an der Stelle des ehemaligen ſalomoniſchen Tempels erbaut war, hatten ſich Tauſende geflüchtet; aber auch dort fanden ſie keine Sicherheit. Die Kreuzfahrer drangen hinein und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Zehntauſend ſollen dort ermordet ſein, und das Blut floß in Strömen von der Treppe hinab. Die Juden wurden in ihre Synagoge getrieben und mit derſelben verbrannt. Alle Häuſer wurden erbrochen und rein ausgeplündert, und eine unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger. Es war am 15. Juli 1099, als Jeruſalem erobert wurde.

Ob Gottfried im Stande geweſen wäre, die fanatiſche Wuth der Kreuzfahrer, an der mißverſtandener Glaubenseifer und niedrige Raub- und Mordluſt gleichen Antheil hatten, zu zügeln, wer möchte es entſcheiden! Jedenfalls war er der Erſte, der ſich gedrungen fühlte, Gott für den errungenen Sieg zu danken. Barfuß und im wollenen Bußgewande begab er ſich mit drei Rittern nach der Auferſtehungskirche, die über dem vermeintlichen Grabe Chriſti erbaut war, und warf ſich in inbrünſtiger Andacht betend nieder vor dem Altar. Dorthin zogen nun, da nichts mehr zu rauben und zu morden war, auch die Uebrigen barfuß und mit entblößtem Haupte unter Lobgeſängen und in feierlicher Proceſſion. Mit Freudenthränen dankten ſie Gott für den Sieg, und die nämlichen Menſchen, die ſo eben noch von wilder Mordluſt erglüht waren, beugten ſich jetzt in tiefer Zerknirſchung vor dem Herrn der Heerſchaaren; die nämlichen Hände, welche noch ſo eben von dem Blute der Unglücklichen troffen, ſchlugen jetzt voll Reue an die Bruſt, und Alle gelobten Beſſerung ihres Lebens.

Es kam nun vor Allem darauf an, ſich den Beſitz der mit ſo vieler Mühe errungenen heiligen Stadt zu ſichern, und das war um ſo ſchwieriger, da man erwarten mußte, daß ſo wenig der ägyptiſche Kalif wie die Seldſchucken die Chriſten in demſelben würden ungeſtört laſſen. Daher beſchloß man, den Frommſten und Würdigſten unter den Fürſten zum Könige des neuen Staates zu wählen. Man zog Erkundigungen bei Denen ein, welche ihnen am nächſten ſtanden, und über Alle erfuhr man Nachtheiliges genug, nur über Gottfried nicht, man hätte ihm denn ſeine Frömmigkeit ſelbſt zum Vorwurf machen müſſen, und ſo wurde er einſtimmig gewählt und am heiligen Grabe zum Könige von Jeruſalem ausgerufen. Es widerſtrebte aber ſeinem frommen Sinne, da in der Königskrone zu prangen, wo der Heiland die Dornenkrone getragen

hatte; er lehnte deshalb den Königstitel ab, obgleich er die Macht eines Königs besaß, und nannte sich nur Herzog, Baron von Jerusalem und Beschützer des heiligen Grabes.

Kaum hatte Gottfried die Herrschaft übernommen, so erschien auch schon Afdal, der Wessir des ägyptischen Kalifen, an der Spitze eines Heeres, das nach den geringsten, freilich auch wohl noch übertriebenen Angaben zweihunderttausend Mann stark war. Ungeachtet seiner großen Zahl konnte aber dies Heer Gottfried kaum furchtbar erscheinen; denn es war aus Negern, Aegyptern und Beduinen zusammengerafft, während das seinige, wenn auch auf zwanzigtausend Mann zusammengeschmolzen, noch immer die Blüthe der europäischen Ritterschaft enthielt. Im August 1099 kam es zur Schlacht in der Ebene von Askalon. Mit freudigem Glaubensmuth kämpften die Christen, und sie erfochten einen glänzenden Sieg. Die Feinde ergriffen, ohne rechten Widerstand zu wagen, die Flucht; Viele suchten sich auf die Bäume zu retten, und die Christen schossen sie mit Pfeilen herunter. Das ganze feindliche Lager fiel in die Hände der Sieger und mit demselben eine reiche Beute, Lebensmittel aller Art, deren sie bedurften, Pferde, Maulthiere, Esel, Kameele und Rinder. Durch diesen Sieg war das neue Reich auf lange Zeit gegen feindliche Angriffe sicher gestellt; der größte Theil von Palästina wurde nach und nach unterworfen, und Gottfried konnte daran denken, auch die inneren Verhältnisse des Reiches fester zu gestalten. Ein Patriarch wurde in Jerusalem eingesetzt, ein Kloster im Thale Josaphat gegründet, und Gottfried ließ aus allen Ländern, aus welchen Kreuzfahrer bei ihm waren, die Gesetze und Gewohnheiten sammeln, um das Brauchbarste daraus zu wählen und so seinem Reiche eine bestimmte Verfassung zu geben. Leider gelang ihm die Vollendung seines Werkes nicht. Bereits im folgenden Jahre erkrankte er, sei es in Folge von Gift, das ihm in Cäsarea ein Sarazene beigebracht hatte, oder der vielen Anstrengungen und des ungewohnten Klimas. Als er fühlte, daß seine Krankheit sich verschlimmerte, ließ er sich nach Jerusalem bringen, und dort starb er im August 1100, noch nicht vierzig Jahre alt. Alle beweinten den frühen Tod des frommen Helden; sein Leichnam aber wurde in der Kirche des heiligen Grabes beigesetzt, und was er gethan und gewesen, das verkündete den kommenden Geschlechtern die einfache Grabschrift: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, der dieses ganze Land dem Christenthume gewonnen hat; seine Seele ruhe in Christo."

Sein Bruder, Graf Balduin von Edessa, wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Nachdem er seine Grafschaft Edessa seinem nächsten Verwandten, Balduin du Bourg, abgetreten hatte, wurde ihm am 11. November zu Bethlehem gehuldigt, und zu Weihnachten wurde ihm ebendaselbst vom Patriarchen die Krone als König von Jerusalem aufgesetzt.

Die Kämpfe mit den Ungläubigen dauerten indeſſen fort. Faſt wunderbar klingt es, daß Balduin mit 270 Reitern und 900 Mann zu Fuß ein mehr als dreißigtauſend Mann ſtarkes ägyptiſches Heer ſchlug. Aber ungeachtet ſolcher glänzenden Erfolge durfte er doch nicht hoffen, ſeine Herrſchaft gegen die fortwährenden Angriffe der Feinde zu behaupten, wenn er nicht neue Verſtärkungen aus Europa erhielt. Große Hoffnungen ſetzte er auf die Ankunft neuer Kriegerſchaaren, die im Jahre 1101 von Europa aufbrachen. Es waren drei Heere, zuſammen an dreihunderttauſend Mann ſtark. Der Zug, den der Erzbiſchof von Mailand, der Graf Wilhelm von Nevers, Wilhelm von Poitiers, Herzog von Aquitanien, Welf IV. von Baiern, und mehrere deutſche Fürſten unternahmen, hatte keinen geringeren Zweck, als Bagdad zu erobern und dadurch die Feinde des Chriſtenthums völlig zu überwältigen. Allein der Zug mißglückte gänzlich; ſchon in Kleinaſien fanden alle drei Heere ihren Untergang. Viele wurden getödtet oder in die Gefangenſchaft geſchleppt; das Letztere traf beſonders die Frauen und unter ihnen auch die ſchöne Markgräfin Ida von Oeſterreich, die ſich bei dem Heere Wilhelms von Poitiers befand. Man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Nur etwa zehntauſend Mann erreichten Antiochia, noch weniger kamen nach Jeruſalem. So konnten ſie Balduin nur geringe Hülfe gewähren; deſto eifriger aber unterſtützten ihn die italieniſchen Handelsſtaaten Genua, Piſa und Venedig, weil es für ihren Handel nach dem Morgenlande von der größten Wichtigkeit war, daß ſich feſte Punkte an der Küſte von Paläſtina in den Händen der Chriſten befänden. So gelang es, die wichtigen Hafenplätze Cäſarea, Acco (auch St. Jean d'Acre oder Ptolemais genannt), Tripolis, Beirut und Sidon zu erobern, und unter Balduins Nachfolger, dem alten Balduin von Bourg (Balduin II., ſeit 1118), kam auch Tyrus in die Hände der Chriſten.

Eine beſonders wichtige Stütze des chriſtlichen Reiches in Paläſtina war die Entſtehung der geiſtlichen Ritterorden der Johanniter und Templer.

Schon lange vor dem Beginne der Kreuzzüge (im Jahre 1048) hatten Kaufleute aus Amalfi in Italien zu Jeruſalem im Thale Joſaphat eine Kirche und ein Benedictinerkloſter angelegt, mit welchen ſie bald ein Hoſpital und eine dem heiligen Johann dem Barmherzigen, dem Patriarchen von Alexandria, geweihte Kapelle verbanden. Die Mönche hatten die Verpflichtung, arme und kranke Pilger zu verpflegen, und man nannte ſie Hoſpitalbrüder oder Johanniter. Zur Zeit des erſten Kreuzzuges war ihr Vorſteher ein frommer Mann aus der Provence Namens Gerhard, der ſich mit aufopfernder Liebe aller Kranken und Nothleidenden ohne Rückſicht auf ihre Religion annahm. Gottfried von Bouillon ſchenkte deshalb den Johannitern ſeine Herrſchaft Montboire

in Brabant und gestattete ihnen, auch unabhängig von jenem Kloster ihre menschenfreundliche Thätigkeit zu üben. Andre Fürsten folgten seinem Beispiele, und so gelangten die Johanniter bald zu großem Reichthum. Gerhard gab ihnen eine eigene Ordensverfassung, die vom Papste Paschalis II. im Jahre 1113 bestätigt wurde, mit der Erlaubniß, sich selbst ihren Vorsteher zu wählen. Sie wurden in Meister und Brüder eingetheilt und trugen einen schwarzen Mantel mit einem weißen achteckigen Kreuze auf der linken Seite. Gerhards Nachfolger Raimund von Puy verwandelte den Orden im Jahre 1118 in einen geistlichen Ritterorden, indem er zu den drei Mönchsgelübden der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit noch die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen hinzufügte; er selbst nahm den Titel eines Ordensmeisters an. Sämmtliche Mitglieder des Ordens wurden in drei Klassen eingetheilt, in Ritter, welche die Ungläubigen zu bekämpfen und die Pilger gegen sie zu beschützen hatten, Kapellane, welchen der geistliche Dienst oblag, besonders auch die Armen- und Krankenpflege, an der jedoch auch die Ritter Theil nahmen, und dienende Brüder, welche den Rittern und Kapellanen in Erfüllung ihrer Pflichten beistanden, selbst aber nie Ritter werden konnten. Eine Zeit lang blieb der Orden seiner schönen Bestimmung getreu. Fern von allem Prunk und der strengsten Sittlichkeit sich befleißigend, befolgten die Johanniter treu ihre Gelübde, und sie breiteten sich allmälig durch alle christlichen Länder aus. Aber die reichen Besitzungen, die ihnen aller Orten zu Theil wurden, die vielfachen Begünstigungen, welche sie von den Päpsten erhielten, denen sie zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke als Werkzeuge dienten, führten nur zu bald zu tiefer Entartung. Ausschweifendes, zügelloses Leben, Uebermuth gegen Andere, Streitigkeiten mit den Templern und den Geistlichen wurden unter ihnen herrschend, und dadurch trugen sie eben so sehr zum Verluste des gelobten Landes bei, wie sie vorher zur Erhaltung desselben mitgewirkt hatten. Als Jerusalem im Jahre 1187 wieder in die Hände der Ungläubigen gerieth, zogen sie sich nach Ptolemais zurück, und als auch dies im Jahre 1291 verloren ging, zogen sie nach Cypern, wo ihnen von dem Könige des Landes eine Stadt eingeräumt wurde. Schon im Jahre 1309 aber eroberten sie die Insel Rhodus, die nun ihr Hauptsitz wurde, und von der sie auch Rhodiserritter genannt wurden. Zwei Jahrhunderte lang behaupteten sie sich im Besitze der Insel und vertheidigten sie tapfer gegen die Angriffe der Türken; zuletzt aber sahen sie sich, da sie von keiner Seite Hülfe erhielten, doch genöthigt, im Jahre 1522 dieselbe dem türkischen Sultan Soliman II. zu übergeben, und sie hielten sich nun ohne festen Wohnsitz bald hier, bald dort auf, bis ihnen Kaiser Karl V. im Jahre 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino als kaiserliches Lehen überließ, unter der Bedingung der Rückgabe, wenn es

ihnen gelänge, Rhodus wieder zu gewinnen. Dafür verpflichteten sie sich zu beständigem Kampfe gegen die Ungläubigen und gegen die Seeräuber, und man nannte sie seitdem auch Malteserritter. In beständigem Kampfe mit den Türken behaupteten sie ihre Selbstständigkeit bis zur französischen Revolution. Damals verloren sie ihre Besitzungen in Frankreich, wie schon früher in England, Schweden und den Niederlanden. Auch Malta ergab sich im Jahre 1798 an Bonaparte; im Jahre 1800 aber kam es in die Gewalt der Engländer, die seitdem in dem Besitze der Insel geblieben sind. Auch in Baiern wurde der Orden aufgehoben, und dasselbe geschah im Jahre 1810 in Preußen, wo eben so, wie in den meisten andern Staaten, die Güter des Ordens eingezogen wurden. Seitdem fristete derselbe ein kümmerliches Dasein. Der Großmeister hatte seit dem Verluste Malta's seinen Sitz zu Catanea in Sicilien; im Jahre 1826 aber wurde das Ordenscapitel mit Bewilligung des Papstes nach Ferrara verlegt. Erst vor Kurzem hat sich die Lage des Ordens wieder etwas günstiger gestaltet, indem Oesterreich, um ihn mehr zu heben, die Besitzungen der Johanniter in dem lombardisch-venetianischen Königreiche wiederhergestellt hat. Auch in Preußen wurde der Orden im Jahre 1853 erneuert, mit der Absicht, ihn vornehmlich seinem ursprünglichsten Zwecke zurückzugeben, so weit es nach den gegenwärtigen Zeitverhältnissen möglich ist.

Fast gleichzeitig mit dem Orden der Johanniterritter entstand der der Tempelherren. Im Jahre 1118 vereinigten sich nämlich die beiden Ritter Gottfried von St. Omer und Hugo von Payens mit sieben andern gleichgesinnten Rittern zu einer Gesellschaft zur Ehre „der süßen Mutter Gottes", welche den Zweck hatte, die Pilger bei ihren Wallfahrten nach den heiligen Orten gegen die Sarazenen zu schützen. Sie legten vor dem Patriarchen von Jerusalem das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab, und wirklich waren sie anfangs so arm, daß ihrer zwei nur ein Pferd hatten, weshalb auch ihr Siegel zwei auf einem Pferde sitzende Ritter darstellte. Der König Balduin II., der wohl erkannte, wie wichtig ein solcher Orden für ihn werden konnte, räumte ihnen einen Theil seines Palastes ein, der dicht neben der Kirche des heiligen Grabes lag und der Tempel hieß, weil er an der Stelle des salomonischen Tempels erbaut sein sollte. Von diesem Wohnsitze nannten sie sich Templer, und auch an anderen Orten wurden ihre Ordenshäuser Tempel genannt. Papst Honorius II. bestätigte den Orden im Jahre 1127, besonders auf die eifrige Empfehlung des hochangesehenen Abtes Bernhard von Clairvaux, und ertheilte ihm eine Ordensregel, die aus der Regel des heiligen Benedict und den dieselbe noch verschärfenden Vorschriften Bernhards zusammengesetzt war (1128). Ihre Ordenstracht war ein weißer leinener Mantel mit blutrothem, achteckigem

Kreuze, ein Zeichen, daß sie dem Dienste der Kirche ihr Blut weihen wollten, und ihr schwarz-weißes Banner führte die Inschrift: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre!" — Die Ungläubigen zitterten vor diesem Panier, und lange Zeit waren die Templer wegen ihrer Tapferkeit den Sarazenen ein Schrecken. Bernhard von Clairvaux konnte von ihnen rühmen, daß sie, in der Schlacht besonnen und ohne Leidenschaft, ihre Schaaren mit Vorsicht und Klugheit ordneten und dann, ihre sonstige Sanftmuth vergessend, mit Ungestüm auf den Feind eindrängen, dessen Zahl und Wildheit ihnen nie Furcht einflößte; denn von der Stärke des Herrn hofften sie den Sieg, und Tausende wären darum schon vor Einem, Zehntausende vor Zweien von ihnen geflohen. Aber ihr Ruhm wurde ihr Verderben. Reiche Schenkungen und Vermächtnisse flossen ihnen in Asien wie in Europa zu, und der Reichthum verleitete sie zur Habsucht, der Ruf von ihrer Tapferkeit zum Hochmuth. Theils aus Neid gegen fremden Ruhm, theils um eigenen Vortheils willen traten sie in mannichfachen Verkehr mit den Sarazenen, hinderten oft die Unternehmungen der Christen und geriethen in blutigen Zwist mit ihren Nebenbuhlern, den Johannitern. Endlich wußten sie alle Macht in Syrien an sich zu reißen und sich der Lehnsherrlichkeit des Königs von Jerusalem zu entziehen; ja, durch die Erhebung des Grafen Veit von Joppe, der seiner Stellung durchaus nicht gewachsen war, auf den jerusalemitischen Königsthron waren sie Schuld, daß im Jahre 1187 die Macht dieses Königreichs durch die Ungläubigen für immer gebrochen wurde. Sie traten sogar späteren Unternehmungen der europäischen Christen zur Rettung des Reiches entschieden feindlich entgegen und suchten sich, den Orient immer mehr aufgebend, desto weiter im Abendlande auszubreiten. Zur Zeit seiner größten Blüthe, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, besaß der Orden an neuntausend Komthureien, und seine Einkünfte beliefen sich auf jährlich zwei Millionen Thaler, was für die damalige Zeit eine ungeheure Summe war, so daß die Templer selbst den Fürsten oft gegen Zinsen Capitalien zu leihen im Stande waren. Ihre meisten Besitzungen aber lagen in Frankreich, woher auch die meisten ihrer Ritter stammten, und wohin sie sich nach dem Verluste des heiligen Landes großentheils zurückzogen. Gerade diese Besitzungen sollten, wie später erzählt werden wird, bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ihren Untergang herbeiführen, den sie allerdings, wenigstens theilweise, durch inneren Hader, Ueppigkeit und Schwelgerei mitverschuldet hatten.

Auch sie theilten sich in Ritter, Geistliche und dienende Brüder. Den Kern des Ordens bildeten die Ritter, die bei ihrer Aufnahme eine Aussteuer zahlen, frei von körperlichen Gebrechen sein und bereits den Ritterschlag empfangen haben mußten, und die vornehmsten Grafen und

Ritter hielten es für eine Ehre, der Aufnahme würdig befunden zu werden; selbst unter den dienenden Brüdern befanden sich viele Gelehrte, Adlige und Beamte. Der Großmeister des Ordens hatte Fürstenrang und erließ seine Befehle im Namen Gottes. Zunächst unter ihm standen die Großpriore, welche die einzelnen Provinzen regierten, und auf diese folgten die Priore oder Komthure, auch Baillifs genannt. Die höchste Gewalt übte das Generalcapitel aus, welches aus den Oberen des Ordens und besonders dazu berufenen Rittern zusammengesetzt war; in gewöhnlichen Fällen aber vertrat die Stelle desselben das Capitel zu Jerusalem.

Wir haben die Schicksale der beiden großen Ritterorden, zu denen später noch der Orden der deutschen Ritter hinzukam (s. unten), bis zu ihrem Untergange kennen gelernt. So wenig sie in den Zeiten ihrer Entartung im Stande waren, zur Erhaltung des Reiches Jerusalem mitzuwirken, so große Hülfe gewährten sie demselben in der ersten Zeit, als sich die Ritter noch mit begeisterter Selbstverleugnung ganz der heiligen Sache hingaben, der sie ihr Leben geweiht hatten, und Balduin II. konnte mit ihrer Hülfe nicht nur Antiochia schützen, sondern auch einen Zug gegen Damaskus und Aegypten unternehmen. Sie waren für das Reich um so wichtiger, da um jene Zeit auch unter den Muhammedanern ein Orden entstanden war, der Orden der Assassinen, bestehend aus den wüthendsten Fanatikern, die jeder Zeit bereit waren, ihr Leben aufzuopfern, wenn es der Obere ihres Ordens forderte.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts nämlich hatte in Persien ein gewisser Abdallah eine geheime Gesellschaft gegründet, in welche eine Einweihung durch mehrere Grade Statt fand. Sie behauptete, daß nur Ali und seine Familie berechtigt wären, Nachfolger des Propheten zu sein. Solcher rechtmäßigen Nachfolger erkannte sie, Ali mitgerechnet, nur sieben an. Nach dem letzten dieser Imâms oder Vorsteher, dem Ismael, einem Urenkel Abubekrs, nannte sie sich Ismaeliten. In seiner Familie, lehrte sie, erbt sich der Geist Gottes auf geheimnißvolle Weise fort, indem er durch eine Wanderung von dem Einen zum Andern übergeht, bis der letzte Imâm erscheint, welcher sie von der Pflicht, das Gesetz zu beobachten, befreien wird. Bald gewann Abdallah großen Anhang, und die Ismaeliten verwüsteten von Arabien aus das Land, plünderten Balsora und Mekka und bedrohten sogar Bagdad. Auch in Afrika verbreitete sich die Secte, und als Mahadi Obeidallah, welcher sich rühmte, von jenem Ismael abzustammen, die Herrschaft der Fatimiden in Afrika gründete, gelangte sie daselbst zur größten Macht. Der Kalif Hakem, welcher von 1002—1021 Aegypten beherrschte, gründete in seiner Residenz Kahirah eine reich ausgestattete Akademie, mit welcher zugleich eine geheime Gesellschaft zur Verbreitung der ismaelitischen Lehre

verbunden wurde. Dieser geheime Orden hatte neun Grade. In den unteren wurde dem Geweihten gezeigt, daß die Vorstellungen des Koran unhaltbar seien; bereits im sechsten erfuhr er, daß die religiösen Gesetze denen der Philosophie weichen müßten; im folgenden wurde ihm eine mystische Religionsphilosophie gelehrt, und im höchsten endlich wurde erklärt, alle Religion sei eitel; man brauche nichts zu glauben; dagegen könne man thun, was man wolle, und Strafe oder Belohnung habe man weder auf Erden noch nach dem Tode zu erwarten. Einen Zweig dieser Secte der Ismaeliten bildeten auch die Assassinen.

Hassan ben Sabah el Homairi, der Stifter der letzteren, stammte aus Persien, und frühzeitig gewann die indische und persische Philosophie Einfluß auf seine religiöse Ueberzeugung. In Nischapur wurde er Schüler eines berühmten rechtgläubigen Gottesgelehrten; später aber wurde er, schon längst, wie sein Vater, im Geheimen ein Anhänger der ismaelitischen Lehre, durch ismaelitische Missionäre mit der Geheimlehre bekannt gemacht und selbst zum Daï oder Missionär geweiht. Er wurde alsbald von den Ismaeliten als Prophet verehrt, und er begab sich nun nach Kahirah, wo er auf Befehl des Kalifen auf's ehrenvollste empfangen wurde. Bald entzweite er sich jedoch mit dem Oberfeldherrn, und wie ein Verbrecher mußte er, um sein Leben zu retten, auf einem fremden Schiffe aus dem Lande fliehen. Er kam nach Syrien und reiste dann durch Persien, von seinen Feinden beständig verfolgt, von seinen Anhängern hoch verehrt, um daselbst einen geheimen Orden zu gründen nach dem Muster des ägyptischen und einen Staat, dessen Seele jener Orden wäre. Im Jahre 1091 bemächtigte er sich der Bergfestung Alamuth in der persischen Provinz Rudbar, dem alten Lande der Parther, und von hier aus behauptete er seine Macht gegen alle feindliche Angriffe. Selbst unermüdet thätig, so daß er seit der Eroberung von Alamuth sein Schloß nie mehr verließ und kaum zweimal während seines Lebens auf der Terrasse seiner Festung erschien, überwachte er mit Eifer die Erfüllung der Gebote der Secte; ja, seine beiden eigenen Söhne ließ er hinrichten, weil sie eins jener Gebote übertreten hatten. Durch Meuchelmord schüchterte er die Fürsten ein und hielt sie von Unternehmungen zurück, während er sich eines festen Schlosses nach dem andern bemächtigte. Was die innere Einrichtung dieses merkwürdigen Staates betrifft, so stand Hassan selbst an der Spitze desselben unter dem Titel Scheikh al Dschebel, d. h. der Fürst des Gebirges oder der Alte vom Berge. Unter ihm standen drei Dailkebirs, von denen jeder einer der drei Provinzen seines Reiches vorgesetzt war, ähnlich den Großprioren in den geistlichen Ritterorden der Christen. Darauf folgten die Dais oder Missionäre und Refiks, welche letztere jedoch nicht in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht waren, wie jene, und daher auch

nicht lehren durften. Von beſonderer Wichtigkeit für den Orden waren auch die Uneingeweihten, namentlich die Fedaïs, d. h. ſich Opfernde. Dieſe waren eine Schaar muthiger Jünglinge, die allezeit gehorſamen Diener des Alten vom Berge. Ehe er ſie ausſandte, berauſchte er ſie zuerſt durch einen Trank aus den Körnern des arabiſchen Hanfs, welcher Haſchiſchah hieß. Dieſer verſetzte ſie in eine ſolche Entzückung, daß ſie alle Freuden des Paradieſes zu genießen glaubten und freudig bereit waren, Alles zu thun und ſelbſt die ſchwerſten Martern zu ertragen, um ſich jene Freuden zu verdienen. Mit ihrer Hülfe konnte der Alte vom Berge jedem Feinde trotzen. Sultan Malekſchah und ſein Weſſir boten die ganze Macht der Seldſchucken gegen ihn auf; aber ein Fedaï ſtieß den Weſſir inmitten des Heeres nieder, und bald darauf ſtarb auch der Sultan ſelbſt. Vergebens griffen ſeine Nachfolger Haſſans Felſenburgen an; ſie waren ja überall von den Gliedern des geheimen Ordens umgeben, und dieſe hielten jeden Betrug im Intereſſe der nach ihrer Meinung guten Sache für rühmlich, jeden Mord für eine Heldenthat. Man nannte dieſe Fanatiker Haſchaſchin, woraus die Abendländer das Wort Aſſaſſinen machten, welches in mehrere europäiſche Sprachen als Bezeichnung eines Mörders übergegangen iſt. Außer dieſen fünf Klaſſen gehörten zum Orden noch als ſechste Klaſſe die Laſſik oder Novizen und als unterſte die Handwerker und das Landvolk, welche zu ſtrenger Erfüllung der Gebote des Koran angehalten wurden, während den Eingeweihten eben ſo wie den übrigen Ismaeliten jede Religion als eiteler Wahn erſchien. Haſſan ſtarb im Jahre 1124, ſiebenzig Jahre alt, ein Schrecken der Sarazenen wie der Chriſten; nur die Templer fürchteten ihn nicht. Nicht einem Gliede ſeiner Familie, ſondern dem älteſten und erfahrenſten ſeiner Dailkebirs hinterließ er ſeine Macht, und acht Herrſcher haben dieſelbe hintereinander beſeſſen. Auch nach Syrien dehnte ſie ſich aus und befeſtigte ſich daſelbſt, allen Verfolgungen trotzend, in eben ſo furchtbarer Weiſe, wie in Perſien. Erſt in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelang es dem Mongolenfürſten Hulagu, die Bergfeſten der Aſſaſſinen in Perſien zu zerſtören, und gegen Ende deſſelben Jahrhunderts unterlagen ſie auch in Syrien; aber Ueberreſte von ihnen erhielten ſich fort und fort, und noch jetzt beſtehen ſie als ketzeriſche Secte in Syrien wie in Perſien.

---

§. 31. Der zweite Kreuzzug.

Die Blüthe des Königreichs von Jeruſalem war nur von kurzer Dauer. Schnell hatte ſie ſich entfaltet; noch ſchneller wurde ſie vernichtet.

Balduin II. hinterließ bei ſeinem Tode im Auguſt 1131 das Reich in jeder Beziehung wohlgeordnet dem ſechszigjährigen Fulco von Anjou, dem Gemahl ſeiner Tochter Meliſende. Aber ſchon zeigte ſich im Innern der Beginn des furchtbarſten Sittenverfalles, und von außen her wurden die Gränzen bedrängt durch die Aſſaſſinen und durch Zenki, den Statthalter von Moſul. Dieſer hatte ſich daſelbſt zum unabhängigen Herrſcher gemacht, und wie er ſeine Unterthanen durch eine gerechte und weiſe Regierung beglückte, ſo machte er ſich ſeinen Feinden durch Tapferkeit und Schlauheit furchtbar. Er wußte alle kleineren türkiſchen Reiche vom Tigris bis Edeſſa unter ſeine Herrſchaft zu vereinigen, und als Fulco im Jahre 1143 ſtarb und nur einen dreizehnjährigen Sohn, Balduin III., als Nachfolger hinterließ, ſchien es ihm die günſtigſte Zeit, auch Edeſſa, dieſe wichtige Vormauer der chriſtlichen Beſitzungen, ſelbſt anzugreifen. Graf Joscelin von Edeſſa lebte inzwiſchen in Tellbaſcher jenſeit des Euphrat, wohin er ſeine Reſidenz verlegt hatte, ganz ſeinem Vergnügen, ohne ſich um die wachſende Macht und die Abſichten Zenki's zu kümmern. Im November 1144 erſchien dieſer vor Edeſſa; bereits im December war die Stadt in ſeinen Händen, und viele von den Einwohnern wurden ohne Rückſicht auf Stand, Alter und Geſchlecht niedergemetzelt Damit fielen alle Beſitzungen der Chriſten auf dem linken Ufer des Euphrat in die Gewalt des Siegers, und ſchon bedrohte derſelbe das Königreich Jeruſalem, als er plötzlich im Jahre 1146 von einem Sklaven in ſeinem Bette ermordet wurde. Die Chriſten jubelten, daß ſie von dem gefährlichen Feinde befreit waren, und leicht gelang es Joscelin, ſich wieder in den Beſitz von Edeſſa zu ſetzen; aber nur zu bald ſollten ſie erkennen, daß ſie an Zenki's Sohne und Nachfolger Nureddin einen noch gefährlicheren Feind erhalten hatten. Derſelbe war nach den übereinſtimmenden Berichten der Chriſten wie der Muhammedaner ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann. Er war von hoher majeſtätiſcher Geſtalt und blondem Haupthaar; einfach in ſeiner Kleidung, tapfer im Kriege und ein kluger Feldherr, wie ſein Vater, übertraf er denſelben noch an jeglicher anderen Tugend, an Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Er erbaute Moſcheen, Hoſpitäler, Armen- und Waiſenhäuſer, legte Schulen an und beförderte die Wiſſenſchaften. Mit großer Freigebigkeit ſorgte er für ſeine Krieger; deſto ſparſamer aber war er in ſeinem Hausweſen. Er trank niemals Wein, und ſeiner Gattin, die ſich beklagte, daß er ihr jährlich nur zwanzig Goldſtücke anwies, ſagte er: „Ich habe nichts, ſondern bin nur der Schatzmeiſter der Gläubigen, und ich werde ſie nicht deinetwegen betrügen und mir dadurch die ewige Verdammniß zuziehen.“ Sechs Tage, nachdem Joscelin ſich wieder in den Beſitz von Edeſſa geſetzt hatte, erſchien Nureddin vor der unglücklichen Stadt. Joscelin, ohne Hoffnung, ſich halten zu können,

Digitized by Google

versuchte, sich mit der Besatzung durchzuschlagen, und die von allem Schutze verlassenen Bewohner der Stadt suchten mit ihm zu entkommen. Aber dies gelang ihnen nicht. Sie wurden umringt, und wer nicht durch das Schwert fiel, gerieth in die traurigste Gefangenschaft; die Stadt aber wurde von Grund aus zerstört (1147).

Die Kunde von dem Falle Edessa's durch Zenki rief im ganzen Abendlande die größte Bestürzung hervor, und wie in den Zeiten Peters von Amiens, so erwachte auch jetzt in vielen Gemüthern der begeisterte Entschluß, nach dem Morgenlande hinzuziehen, und im Kampfe gegen die Ungläubigen dem Heiland sein Leben zu weihen. Diese Begeisterung wurde noch mehr angefacht durch einen höchst merkwürdigen Mann, den Abt Bernhard von Clairvaux.

Bernhard war im Jahre 1091 zu Fontaines unweit Dijon in Burgund geboren und gehörte einer altadligen Familie an. Seine fromme Mutter Aleth brachte ihre sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter, gleich nach der Geburt zum Altar, um sie Gott zu weihen. Bernhard war der dritte unter diesen Söhnen, und schon früh zeigte sich bei ihm ein ernster religiöser Sinn, den seine Mutter mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegte. Nach dem Tode derselben gerieth er zwar in leichtfertige Gesellschaften; aber die Eindrücke, welche er von seiner Mutter empfangen hatte, machten sich bald mit um so größerer Gewalt wieder geltend, und er beschloß, sich ganz von der Welt zurückzuziehen. Seine Brüder suchten ihn davon zurückzuhalten; aber sein Entschluß war nicht zu erschüttern, und noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, trat er in das Kloster Citeaux, welches in einer wilden Einöde bei Dijon lag, und das, obgleich schon im Jahre 1098 gegründet, doch erst wenige Mönche hatte, weil die außerordentliche Strenge der Regel des Cistercienserordens die Meisten zurückschreckte. Und er trat nicht allein in den Orden; fortgerissen durch die Glut seiner frommen Begeisterung und die Gewalt seiner Beredtsamkeit, folgte ihm eine große Zahl von Verwandten und Freunden, so wie alle seine Brüder außer dem jüngsten, der fast noch Kind war. Als diesem der älteste ankündigte, daß nun alle Familiengüter ihm gehörten, erwiederte er: „Euch also der Himmel und mir die Erde! Das ist nicht gleich getheilt". Mit dreißig Gefährten trat Bernhard in das Klosters Citeaux (§. 46) ein, und wie er sich in den strengsten Mönchsorden hatte aufnehmen lassen, so unterzog er sich allen Anforderungen der strengen Regel mit dem größten Eifer in körperlichen Arbeiten wie in geistlichen Uebungen. Freilich litt seine Gesundheit und seine Körperkraft dadurch außerordentlich; aber um so mächtiger trat im Gegensatz gegen die Schwäche und Hinfälligkeit seiner äußeren Erscheinung die gewaltige Kraft seines Geistes hervor, und es wurde ihm deshalb die allgemeinste Verehrung zu Theil. Schon nach dreijährigem Aufenthalt zu Citeaux wurde er selbst zum Abt

eines Cistercienserklosters gewählt, das in Clairvaux, einem öden, wilden Bergkessel im Bisthum Langres, neu gegründet war, und sein Beispiel wirkte mit solcher Gewalt, daß seitdem Männer aus allen Ständen, Ritter und Gelehrte, sich zu dem Cistercienserorden drängten, daß die Strenge, welche sonst Alle zurückgeschreckt hatte, jetzt nur ein neues Reizmittel für sie wurde, und daß siebenunddreißig Jahre nach der Gründung von Citeaux dem Abte desselben nicht weniger als siebenundsechszig Klöster untergeordnet waren. Durch rastlose Thätigkeit erwarben die Mönche von Clairvaux so viel, daß sie zur Zeit einer Hungersnoth mehrere Monate lang zweitausend Arme mit Nahrungsmitteln versorgen konnten, ungerechnet die vielen Almosen, welche sie sonst noch vertheilten, und so konnte es denn nicht fehlen, daß man dies Kloster bald als ein Muster betrachtete, und daß nach allen Ländern Europa's von dort aus Colonien verlangt wurden, um ähnliche Stiftungen zu gründen. Bei Bernhards Tode, der am 20. August des Jahres 1153 erfolgte, waren bereits hundert und sechszig solcher Klöster gestiftet worden, und alle betrachteten ihn als ihren Vater und Lehrer. Auf solche Weise gewann er überall den größten Einfluß; die Großen, Bischöfe, Fürsten und Päpste nahmen seine Hülfe in Anspruch, um Streitigkeiten zu schlichten, Unruhen beizulegen und ihnen Rath zu ertheilen. Er benutzte diesen großen Einfluß, um Unterdrückten und Unglücklichen beizustehen; er begeisterte Viele zu wohlthätigen Unternehmungen; er trat dem Schlechten überall, wo er es fand, ohne Scheu entgegen; selbst dem Papst Innocenz II. schrieb er, daß die Päpste sich durch den Mißbrauch ihrer Macht am meisten schadeten, und daß durch ihre Schuld die Gerechtigkeit in der Kirche zu Grunde gehe. Er war es auch, der, wie wir schon gesehen haben, dem Orden der Tempelherren Anerkennung verschaffte, weil er glaubte, derselbe biete ein Mittel dar, dem Soldatenstande und dem Ritterthum eine ernste christliche Richtung zu geben. Dabei war er fern von jeglicher Selbstüberhebung. In vielen großen Städten verlangte man ihn zum Bischof; aber er schlug es aus. Allgemein war der Glaube verbreitet, er thue Wunder, und er selbst war überzeugt, daß Gottes Gnade Großes durch ihn wirke; dennoch aber meinte er, man solle den Werth solcher Gaben nicht überschätzen, sondern vielmehr die christlichen Tugenden und vor Allem die Liebe zu erwerben suchen, als daß man viel nach solchen Dingen verlange, die zum Heil nicht nothwendig seien, und mit denen manche Gefahr verknüpft wäre. Deshalb trat er auch dem damals unter den Geistlichen herrschenden Dünkel auf Gelehrsamkeit entgegen. Das Wissen, sagte er, macht gelehrt, die Gesinnung macht weise; vor Allem aber legte er es seinen Mönchen an's Herz, nach der Liebe zu trachten, die erhaben sei über Furcht und Lohnsucht; denn sie sei die Seele der christlichen Vollkommen-

heit. Fromme Männer seiner Zeit nannten ihn deshalb den Mann der Liebe, und Luther sagt von ihm: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, als alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden."

Als die Briefe, in welchen der König und die Barone von Jerusalem die Bedrängnisse der Christen im Morgenlande schilderten, nach Europa kamen, erhielt Bernhard vom Papste den Auftrag, die Christen des Abendlandes zu ermahnen, daß sie zur Buße und zur Vergebung ihrer Sünden nach dem Orient zögen, um ihren bedrängten Brüdern zu helfen, oder für sie zu sterben. Viele, deren Gewissen von schwerer Sündenschuld belastet war, hatten ohnehin schon diese Absicht, namentlich König Ludwig VII. von Frankreich. Derselbe hatte im Kriege gegen den Grafen von Champagne und Blois die Stadt Vitry erobert, und bei dieser Gelegenheit war von seinen rohen Kriegern eine Kirche mit dreihundert Unglücklichen, die daselbst Zuflucht gesucht hatten, verbrannt worden. Er wandte sich an Bernhard, und dieser begab sich, als er vom Papste den Auftrag erhalten hatte, das Kreuz zu predigen, freudig nach Frankreich. Zu Vezelay wurde im März **1146** eine große Versammlung gehalten, auf welcher Ludwig nebst seiner Gemahlin, seinem Bruder und vielen Bischöfen, Rittern und Edlen das Kreuz nahm. Von Bernhards begeisterter Rede ergriffen, forderten Alle das Kreuz; er mußte die mitgebrachten Kreuze vielmehr ausstreuen, als vertheilen, und da sie nicht ausreichten, mußte er sogar noch sein eigenes Gewand zu Kreuzen zerschneiden.

Nun wandte er sich auch nach Deutschland. In dringenden Briefen forderte er die Deutschen auf, nicht hinter ihren Brüdern zurückzubleiben; er ermahnte sie, ihren Kriegen unter einander ein Ende zu machen, und in den heiligen Krieg zu ziehen, wo Siegen Ruhm, Sterben Gewinn sei. „Nimm das Zeichen des Kreuzes", sagte er, „und du wirst Vergebung aller Sünden erlangen, welche du mit zerknirschtem Herzen nie gebeichtet hast." Seine Körperschwäche vergessend, reiste er hier, wie in Frankreich, überall umher, und weit mehr noch, als sein Schreiben, wirkte seine Rede. Eine eigenthümliche Anmuth lag in dem Tone seiner Stimme, eine unwiderstehliche Gewalt in dem Feuer der Begeisterung, das sich in seinen Worten, in den Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes, in seiner ganzen äußeren Erscheinung aussprach. Selbst Solche, die seine Worte nicht verstanden, wurden so mächtig ergriffen, daß Thränen ihren Augen entströmten, und daß sie in reuiger Zerknirschung an ihre Brust schlugen, und von allen Seiten brachte man Kranke herbei, in der festen Zuversicht, daß sie durch den heiligen Mann Genesung erlangen müßten. Solche glänzende Erfolge ließen ihn aber nie die nöthige Besonnenheit vergessen.

So warnte er die Deutschen, sie sollten nicht, einzelnen Schwärmern folgend, die des Krieges unkundig wären, zu früh aufbrechen, und er hielt ihnen das Beispiel Peters von Amiens vor. Eben so wollte er es nicht zugeben, daß ein Abt mit seinen Mönchen mitzöge; denn dort seien mehr kämpfende Soldaten, als singende Mönche nöthig.

In den Rheingegenden war ein Mönch Namens Radulph als Kreuzprediger aufgetreten und hatte sich für einen Bevollmächtigen Bernhards und einen von Gott berufenen Propheten ausgegeben. Tausende aus dem niederen Volke schlossen sich ihm an, und er entflammte ihre Wuth zuerst gegen die Juden, die ja auch Feinde des Kreuzes Christi seien. In Masse wurden die Wehrlosen, oft unter den grausamsten Qualen, ermordet, und Radulph kehrte sich selbst daran nicht, daß seine geistlichen Oberen ihm solch unchristliches Treiben verboten. Der Erzbischof Heinrich von Mainz wandte sich deshalb, da er nichts ausrichten konnte, an Bernhard, der schon in dem erwähnten Briefe an die Deutschen sich nachdrücklich gegen die Ermordung der Juden erklärt hatte, die man nicht einmal aus dem Lande treiben solle. Wie könnte doch, sagte er, die Verheißung von ihrer einstigen Bekehrung erfüllt werden, wenn sie ganz vertilgt würden! In seiner Antwort an den Erzbischof sprach er sich nun auf's stärkste gegen Radulph aus, weil er sich unberufen zum Prediger aufwerfe, das Ansehen der Bischöfe verachte und den Mord billige. Das sei eine teuflische Lehre, und die Kirche siege in weit reicherem Maße über die Juden, indem sie dieselben täglich von ihren Irrthümern überführe und sie bekehre, als wenn sie dieselben alle auf einmal mit dem Schwerte vertilge. Er kam darauf selbst nach Deutschland und schickte Radulph in sein Kloster zurück. Freilich entging er dabei kaum der Steinigung, indem das Volk begeistert an Radulph hing; aber die Ehrfurcht vor dem heiligen Manne hielt es doch vor Unruhen zurück; ja noch mehr, Bernhard brachte es selbst durch seine Vorstellungen dahin, daß Radulph, mit dem er in Mainz zusammenkam, sein Unrecht einsah und im Kloster zu bleiben versprach. Zu Frankfurt suchte Bernhard nun auch den deutschen König Konrad III. für den Kreuzzug zu gewinnen; doch dieser, der schon früher in Palästina gewesen war, erklärte, er habe durchaus keine Neigung dazu, und Bernhard war klug genug, zu erwiedern, es zieme ihm nicht, ungestüm in den König zu dringen. Dagegen benutzte er eine große Feierlichkeit zu Speier, bei welcher er mit dem Könige zusammentraf, um ihm nach der Messe nochmals die Theilnahme am Kreuzzuge in eindringlichen Worten an's Herz zu legen. Er sprach von den großen Wohlthaten, die Gott dem Könige erwiesen; er solle nicht undankbar für dieselben sein, sonst werde dereinst am jüngsten Tage dafür Rechenschaft von ihm gefordert werden. Alle waren tief erschüttert; der König selbst, zu Thränen gerührt, rief aus: „Ja, ich erkenne

den Willen und die Gnade Gottes, und ich will nicht länger undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Demüthig empfing er am Altar aus Bernhards Händen das Kreuz und das Banner des heiligen Krieges, und als er die Kirche verließ, nahm er den heiligen Mann auf den Arm, damit das ungestüm herandrängende Volk ihn nicht erdrückte.

Im Frühling des Jahres 1147 brach Konrad mit einem zahlreichen Heere von Deutschland auf und nahm seinen Weg durch Ungarn. Auf demselben Wege folgte ihm Ludwig im Juni von Metz aus nach, und beide Heere kamen glücklich nach Constantinopel. Der damalige Kaiser Emanuel I., obgleich mit Konrad nahe verwandt, indem er mit der Schwester von Konrads Gemahlin vermählt war, wurde doch von Mißtrauen ergriffen, als das neunzigtausend Mann starke deutsche Heere vor Constantinopel rückte, und erst nachdem er sich hatte den Friedenseid schwören lassen, gab er Schiffe zur Ueberfahrt über die Donau. Dennoch kam es bald zu blutigen Streitigkeiten mit den Griechen, und Konrad war froh, als er endlich Asien erreicht hatte. Er nahm jetzt, sei es durch seine Kühnheit, oder durch treulose Rathschläge der Griechen verleitet, den kürzeren, aber gefahrvollen Weg durch das Gebiet des Sultans von Iconium. Sie kamen durch die öden Gegenden Phrygiens, und mit jedem Tage wuchs ihre Noth. Die Städte, bei denen sie vorüberkamen, verschlossen ihre Thore, verweigerten ihnen oft die Lebensmittel, oder vergifteten sie mit Kalk. Viele starben vor Hunger oder verschmachteten vor Durst. Plötzlich sahen sie sich inmitten einer wüsten Ebene von ihren treulosen Führern gänzlich verlassen, und von allen Seiten schwärmten die Reiterschaaren der Sarazenen herbei und griffen die Verschmachtenden an. Diese leisteten heldenmüthigen Widerstand; aber dennoch erlitten sie, wie einst das Heer des Crassus im Kriege gegen die Parther (Bd. I. S. 555), eine furchtbare Niederlage, und nur mit siebentausend Mann gelang es Konrad, nach Constantinopel zurückzukommen, wo er jetzt von seinem Schwager auf's freundschaftlichste aufgenommen und mit Geld und Geschenken überhäuft wurde.

Zu derselben Zeit, wo Konrads schönes Heer in Phrygien seinen Untergang fand, traf auch Ludwig mit 60,000 streitbaren Kriegern in Constantinopel ein, von wo er weiter nach Asien zog, nachdem er geschworen hatte, alle ehemals griechischen Orte, die er erobern würde, an den Kaiser zurückgeben zu wollen. In Asien erfuhr er das Schicksal des deutschen Heeres, dessen Reste sich mit ihm vereinigten. Er schlug den gefahrloseren Weg an der Seeküste ein; aber auch er mußte die Treulosigkeit der Griechen erfahren, welche die unglücklichen Kreuzfahrer in die Hände der Türken überlieferten und sie ausplünderten, so daß Viele lieber freiwillig sich in türkische Gefangenschaft begaben, um nur den

Griechen zu entgehen. Ludwig ſelbſt kam indeſſen mit ſeinen Edlen glücklich nach Antiochia und eilte von dort nach Jeruſalem, wo einige Tage vorher auch Konrad von Conſtantinopol her angekommen war. Andächtig beſuchten beide Könige die heiligen Orte und beriefen dann alle Fürſten und Edlen nach Acco, um zu beſchließen, was weiter geſchehen ſollte. Die Zahl der Kreuzfahrer hatte ſich inzwiſchen durch Neuangekommene wieder vermehrt, und man beſchloß, das wichtige Damascus anzugreifen. Konrad und ſeine Deutſchen bewieſen im Kampfe den größten Heldenmuth; er ſelbſt ſchlug einem Türken mit einem gewaltigen Hiebe den Kopf und die linke Schulter ab, ſo daß die Feinde erſchreckt in die Stadt zurückflohen und der bei derſelben vorüberfließende Fluß in die Gewalt der Chriſten kam. Schon ſannen die Belagerten auf Mittel zur Flucht; aber dennoch mißlang die Belagerung durch den Verrath der orientaliſchen Chriſten eben ſo wie der darauf unternommene Angriff auf Askalon, und erbittert über ſolche Treuloſigkeit, beſchloſſen Konrad und Ludwig, nach Europa umzukehren. Konrad ſchiffte ſich bereits im September 1148 von Acco nach Griechenland ein, wo er ſich ſeiner Geſundheit wegen noch einige Zeit bei dem Kaiſer Emanuel aufhielt, mit dem er ein Bündniß ſchloß. Dann begab er ſich nach Deutſchland; viele Deutſche aber litten auf der Rückreiſe Schiffbruch. Einige Zeit nach Konrad verließ auch Ludwig Paläſtina und kehrte nach Frankreich zurück.

So war alſo der ganze Kreuzzug, den zwei ſo mächtige Fürſten mit ſo bedeutenden Heeren unternommen hatten, völlig geſcheitert. Der Eifer für Unternehmungen gegen das Morgenland war dadurch vollſtändig erkaltet, und allgemein wurde der Unwille gegen den heiligen Bernhard laut, der durch ſeine zuverſichtlichen Verheißungen eines ſiegreichen Ausganges ſo viel zu dem Unternehmen beigetragen hatte. Man nannte ihn offen einen falſchen Propheten, der durch trügeriſche Wunder die Chriſten in's Verderben gelockt habe. Seine Freunde dagegen ſagten, er habe ja nicht eigenmächtig, ſondern nur dem Willen des Papſtes gehorchend, die Völker zum Kampfe aufgerufen, und er ſelbſt, ſo groß auch ſein Schmerz über das Mißlingen des Zuges war, ließ ſich dadurch doch in ſeinem Glauben nicht irre machen. In einer Schrift an den Papſt berief er ſich auf die Unbegreiflichkeit der göttlichen Fügungen. Auch Moſes, obgleich ſein Werk ſicher Gottes Werk war, habe doch die Juden nicht in das Land der Verheißung führen können. Wenn nun die Juden wegen ihrer Schlechtigkeit und Gottloſigkeit umgekommen wären, ſei es nicht zu verwundern, daß es den Kreuzfahrern, die nicht beſſer waren, als jene, eben ſo erging; und allerdings ſteht es nach den Berichten Solcher, die am Zuge Theil nahmen, feſt, daß Mangel an Vorſicht, Uebermuth und Zügelloſigkeit der Kreuzfahrer an dem unglücklichen

Ausgange des Unternehmens nicht geringere Schuld trugen, als der Verrath der Griechen und morgenländiſchen Chriſten.

---

§. 32. Untergang des Reiches Jeruſalem. — Saladin.

Die Lage des Reiches Jeruſalem wurde indeſſen eine immer mißlichere. Ueppigkeit und Sittenloſigkeit herrſchten unter den Chriſten in Paläſtina, und die Geiſtlichen gingen den Andern in jeglichem Laſter voran; Uneinigkeit war unter den Fürſten, und die Anmaßung und der Uebermuth der geiſtlichen Ritterorden überſchritten alle Gränzen. So reifte das Reich durch inneren Verfall mit ſchnellen Schritten ſeinem Untergange entgegen; von außen aber wurde es durch Nureddin bedroht, der ſeine Macht immer weiter ausdehnte. Dieſer griff zuerſt Antiochia an und drang ſiegreich bis zum Meere vor. Dann wandte er ſich gegen den jüngeren Joscelin von Edeſſa, nahm ihn gefangen und eroberte einen Theil ſeiner Beſitzungen. Erfolgreicher widerſtand ihm aber der junge König Balduin III. von Jeruſalem. Balduin war ein ſchöner Jüngling, ausgezeichnet durch Verſtand und vielſeitige Kenntniſſe, heiter und herablaſſend im Umgange mit Andern, aber doch nie über dem Vergnügen die Sorge für den Staat vergeſſend, dabei hervorragend durch Muth und ritterliche Tugend. Er unternahm einen kühnen Zug gegen Askalon, und nach neunmonatlicher Belagerung mußte die feſte Stadt, welche zweimal dem Angriffe der gewaltigen europäiſchen Kreuzheere getrotzt hatte, ſich ihm ergeben. Dadurch wurde der Muth ſeiner Ritter bedeutend erhöht, und obgleich Nureddin kurz darauf durch die Eroberung von Damascus den Gränzen des chriſtlichen Reiches noch näher rückte, ſo ſetzte doch Balduin den Kampf gegen ihn mit unerſchütterlichem Muthe bis an ſeinen Tod fort. Leider ſtarb er ſchon im dreiunddreißigſten Jahre ſeines Lebens, am 10. Februar 1162, nicht ohne Verdacht, daß man ihm Gift beigebracht habe. Die Trauer um ſeinen Verluſt war allgemein. Seine Leiche wurde von Berytus, wo er geſtorben war, nach Jeruſalem gebracht; überall wurde ſie von den Bewohnern der Orte, durch welche der Zug kam, mit den Zeichen des tiefſten Schmerzes empfangen; Viele kamen von fern her und ſchloſſen ſich trauernd dem Zuge an; ſelbſt Nureddin war tief ergriffen, und als man ihm rieth, die Verwirrung der Chriſten zu benutzen und ihnen in's Land zu fallen, gab er zur Antwort: „Man muß ſie bemitleiden und ihren gerechten Schmerz ehren, weil ſie einen Fürſten verloren haben, wie es keinen mehr auf Erden giebt.“

Es folgte auf Balduin ſein Bruder Amalrich, muthig und tapfer, wie er, mäßig in ſeiner Lebensweiſe, von keiner böſen Leidenſchaft beherrſcht, nur daß er zu ſehr am Gelde hing, nicht ſo herablaſſend war, wie

jener, und zu sehr seinen Beamten traute. Verwirrungen in Aegypten schienen ihm Gelegenheit zu bieten, auch dorthin seine Macht auszudehnen. Ein von dem ägyptischen Kalifen abgesetzter Wessir war nämlich zu Nureddin geflohen und hatte ihn um Hülfe angerufen. Nureddin sandte deshalb seinen Feldherrn Schirkuh, einen Kurden, mit einem Heere nach Aegypten; kaum aber merkte der Wessir, nachdem er wieder eingesetzt war, daß Schirkuh die Absicht habe, sich das Land zu unterwerfen, so begann er mit Hülfe Amalrichs einen Krieg gegen ihn. Auch Amalrich nicht trauend, warf sich nun der Kalif selbst dem Nureddin in die Arme; Schirkuh siegte und wurde Nureddins Statthalter von Aegypten. Nach seinem Tode trat sein Neffe Saladin, der ihn begleitet hatte, an seine Stelle, und als der fatimidische Kalif starb, beherrschte er das Land als Nureddins Wessir unter dem Titel eines Sultans. Im Besitze der Schätze des Kalifen und der Liebe der Aegypter, die er durch weise und milde Regierung sich erworben hatte, sann er bald darauf, sich von Nureddin unabhängig zu machen. Dieser brach deshalb mit einem großen Heere nach Aegypten auf, und sicher wäre der Kampf nicht zu vermeiden gewesen, wenn nicht Nureddin im Jahre 1174 gestorben wäre, kurz nachdem auch Amalrich gestorben war. Streitigkeiten um die Nachfolge zerrütteten jetzt das Reich Nureddins, und Saladin benutzte dieselben mit großer Klugheit, um einen Theil des Landes nach dem andern seiner Herrschaft zu unterwerfen. Gleich zu Anfange gelangte er in den Besitz von Damascus; zuletzt ergab sich ihm im Jahre 1183 Aleppo, und er beherrschte nun alles Land vom Nil bis zum Euphrat unter dem vom Kalifen zu Bagdad bestätigten Titel eines Sultans von Syrien und Aegypten. Dem christlichen Reiche in Palästina, welches von dem seinigen im Halbkreise umschlossen wurde, war er ein um so gefährlicherer Nachbar, je mehr er sich selber als Mensch wie als Herrscher durch jegliche Tugend auszeichnete.

Malek-Nasser Jussuf Salah ed din Ebn Eyub war im Jahre der Hedschra 532, d. i. im Jahre Christi 1137, zu Tagrit in Mesopotamien geboren. Sein Vater Eyub und sein Oheim Schirkuh, angesehene Kurden aus Turkestan, dienten längere Zeit mit Auszeichnung dem Kalifen von Bagdad. Als Schirkuh einst im Zorne einen Beamten des Kalifen erstach, begaben sich beide Brüder nach Mosul an den Hof Zenki's, bei dem, wie bei seinem Nachfolger Nureddin, sie bald zu hohem Ansehen gelangten. Der junge Saladin wurde theils in Baalbek, theils in Mosul erzogen, und schon früh zeigten sich bei ihm die glänzendsten Anlagen. Sobald er zur Herrschaft gelangt war, entwickelte er die größte Thätigkeit. Mit unbedingter Hingebung hing er an seiner Religion, und nicht nur beobachtete er selbst mit der größten Strenge alle Vorschriften des Islam, sondern er war auch von glühendem Eifer für die Verbreitung

deſſelben beſeelt. Dabei ging ihm Gerechtigkeit über Alles. Er ſelbſt wohnte zweimal wöchentlich den Gerichten bei, und man durfte ſich nicht ſcheuen, bei denſelben auch gegen die nächſten Verwandten des Sultans Klage zu erheben; ja, er verſchmähte ſogar nicht, ſich perſönlich zu ſtellen, wenn gegen ihn geklagt wurde, und unterwarf ſich unweigerlich dem Urtheile des Gerichtes. Eine Frau wollte ihm einſt eine Bitte vortragen, während er mit ſeinem Feldherrn ſich berieth. Er hieß ſie warten; ſie aber ſagte, warum er denn Sultan ſei, wenn er nicht Richter ſein wolle, und ohne über ſolche dreiſte Rede unwillig zu werden, gab er ihr auf der Stelle Gehör. Seiner Gerechtigkeit glich ſeine Milde, und ſelbſt Chriſten erfuhren dieſelbe. Eine Chriſtin, der ihre Tochter geraubt war, flehte ihn um Hülfe an. Er erforſchte, wer die Jungfrau gekauft habe, und gab ſie der geängſteten Mutter zurück. Seine Freigebigkeit kannte keine Gränzen, und ſeine Schatzmeiſter mußten oft einen Theil des Schatzes heimlich bei Seite ſchaffen, damit es nicht an Mitteln zur Beſtreitung der nothwendigſten Bedürfniſſe fehlte. In allen Lagen des Lebens wußte er ſich Ruhe und Beſonnenheit zu bewahren; auch Leiden vermochten die Heiterkeit ſeines Gemüthes nicht zu trüben, Krankheiten ſeine Ergebung in den göttlichen Willen nicht zu erſchüttern; nur Verleumdung, wo ſie ihm entgegentrat, war im Stande, ihn zum Zorn zu reizen, und Gotteslästerung beſtrafte er ungeachtet ſeiner Milde mit unerbittlicher Strenge. In ſeiner Lebensweiſe war er einfach und mäßig, und nie wurden in ſeiner Gegenwart zweideutige Reden gehört. Dagegen ließ er ſich gern etwas vorleſen, und die Erzählung großer Thaten, wie einfacher, rührender Begebenheiten, bewegte ihn oft zu Thränen. Gern beſchäftigte er ſich mit den Wiſſenſchaften; Gelehrte fanden bei ihm zu jeder Zeit Aufnahme, und keiner wurde unbeſchenkt von ihm entlaſſen.

Arge Verwirrung und traurige Zerwürfniſſe in dem Reiche Jeruſalem erleichterten ihm die Erreichung ſeiner Pläne gegen daſſelbe. Durch mancherlei Ränke und unter vielfachem Streit gelangte daſelbſt im Jahre 1186 der Graf Guido von Luſignan auf den Königsthron, ein Mann, der weder durch Geburt oder Macht, noch durch Reichthum oder Verſtand, ſondern einzig durch körperliche Schönheit ſich auszeichnete. Schon früher hatte Saladin, weil er anderweitig beſchäftigt war, mit den Chriſten einen Waffenſtillſtand geſchloſſen. Guido verlängerte denſelben; aber nur zu bald führte die Schändlichkeit eines chriſtlichen Ritters zu einem verderblichen Kriege.

Im Vertrauen auf den Waffenſtillſtand reiſte Saladins Mutter mit zahlreichem Gefolge von Aegypten nach Damascus; als ſie aber jenſeit des Jordans kam, ward ſie von dem Ritter Rainald von Chatillon treulos überfallen; ihre Begleiter wurden ermordet, ihre Schätze geraubt, und ſie ſelbſt entkam nur mit genauer Noth. Ebenſo überfiel Rainald

Karavanen, die nach Mekka zogen, machte Viele zu Gefangenen und hielt sie in hartem Gefängniß. Saladin war entrüstet über solche Schändlichkeit. Er forderte Zurückgabe des Geraubten und Bestrafung des Frevlers; zuletzt wollte er sich sogar mit der Auslieferung der Gefangenen begnügen; aber man würdigte ihn keiner Antwort, und er gelobte, den Schändlichen mit eigener Hand zu bestrafen. Mit einem achtzigtausend Mann starken Heere drang er in das christliche Gebiet ein und eroberte Tiberias. Guido ermannte sich und zog ihm mit vierzigtausend Mann entgegen. Bei Hittin, in der Nähe von Tiberias, kam es am 5. Juli 1187 zur Schlacht. Die Niederlage der Christen war eine vollständige, so tapfer sie auch großentheils kämpften. Die Tapfersten, unter ihnen 230 Templer, fielen in der Schlacht; Guido selbst gerieth in die Gefangenschaft, mit ihm Rainald von Chatillon, eben so der Großmeister der Templer und eine große Zahl von Grafen, Rittern und Kriegern. „Nicht unsre Macht, sondern ihre Frevel haben ihnen den Untergang bereitet", berichtete Saladin über den glänzenden Sieg nach Damascus. Den Urheber des Frevels, Rainald von Chatillon, tödtete er am folgenden Tage mit eigener Hand und ließ dann das abgeschlagene Haupt desselben in den Städten umhertragen, damit Jeder sähe, daß die gerechte Strafe vollzogen sei. Auch die Templer und mehrere Johanniter wurden hingerichtet, weil sie sich weigerten, das Christenthum zu verleugnen; den übrigen Rittern und Gefangenen geschah nichts.

Eine Stadt nach der andern fiel jetzt in die Hände des siegreichen Saladin, und noch in demselben Jahre mußte sich auch Jerusalem nach tapferer Vertheidigung ihm ergeben, und er bewilligte der auch ihm heiligen Stadt über Erwarten milde Bedingungen. Für freien Abzug mit Habe und Gut mußte der Mann zehn Goldstücke bezahlen, die Frau fünf und das Kind eins; für siebentausend Arme mußten zusammen 30,000 Byzantiner bezahlt werden, und die Lösungssumme mußte in vierzig Tagen entrichtet sein, widrigenfalls die Einwohner in Gefangenschaft kommen sollten. Das heilige Grab blieb unangetastet, und jeder Christ sollte es gegen Entrichtung einer Abgabe besuchen dürfen.

Am 3. October des Jahres 1187 hielt Saladin seinen Einzug in Jerusalem. Das vergoldete Kreuz auf der Spitze des Tempels wurde herabgestürzt, Alles, was den Christen heilig war, aus demselben entfernt, und nachdem er mit Ambra durchräuchert und mit Rosenwasser abgewaschen war, hielt der vornehmste muhammedanische Geistliche darin einen feierlichen Dankgottesdienst.

Während die übrigen Christen friedlich unter Saladins Herrschaft wohnen blieben, waren die römischkatholischen entschlossen, das Land zu verlassen; aber sie waren nicht im Stande, die Lösungssumme aufzubringen. Da erbat sich Saladins Bruder Adel von ihm tausend Gefangene

und gab sie ohne Lösegeld frei. Kaum hörte dies der großmüthige Sultan, so schenkte er Allen, welche bewiesen, daß sie das Lösegeld nicht bezahlen konnten, unentgeltlich die Freiheit, und gleichzeitig sorgte er für die Verpflegung der Kranken. Als endlich die Auswandernden vor ihm vorüberzogen, flehten ihn die Weiber und Kinder Derer, die in den Schlachten von ihm gefangen genommen waren, um Gnade an. Der edle Mann wurde von ihrem Jammer tief bewegt. Thränen entströmten seinen Augen, er schenkte allen Gefangenen die Freiheit; Denen aber, deren Männer und Väter den Tod gefunden hatten, ließ er Geldgeschenke geben, so daß ihm von der ganzen Lösungssumme von 220,000 Goldstücken, die er empfangen hatte, nichts übrig blieb. Wer vergleicht mit solchem Edelmuthe nicht unwillkürlich das Verfahren der Kreuzfahrer, als sie achtundachtzig Jahre früher in Jerusalem einzogen!

Das Beispiel Saladins wirkte auch auf seine Krieger. Er hatte den abziehenden Christen zur Bedeckung bewaffnete Sarazenen mitgegeben. Diese geleiteten dieselben sicher durch die Länder der Muhammedaner, setzten die Kranken und Ermatteten auf ihre Pferde und gingen selbst, dieselben vorsichtig am Zügel führend, zu Fuße nebenher. So kamen die Unglücklichen sicher bis in christliches Gebiet; aber die Christen in Tripolis schlossen die Thore vor ihnen zu und plünderten und mißhandelten sie. Ein anderer Theil war nach Alexandria gezogen, um sich von da nach Europa einzuschiffen. Der muhammedanische Statthalter nahm sich ihrer liebreich an und sorgte für ihre Verpflegung, und als die Pisaner, Venetianer und Genueser sich weigerten, sie unentgeltlich in ihre Schiffe aufzunehmen, bezahlte er selbst das geforderte Geld, indem er sagte, er wolle nicht, daß die durch die Liebllosigkeit ihrer Glaubensgenossen umkommen sollten, welche sein großer Fürst habe erretten wollen.

§. 33. Der dritte Kreuzzug.

a) Der Kreuzzug Friedrichs des Ersten.

Die Nachricht von dem Falle Jerusalems erfüllte die europäische Christenheit mit dem tiefsten Schmerz, und begierig folgte man überall der Aufforderung des Papstes zu einem neuen, allgemeinen Kreuzzuge. Wer zurückblieb, wurde als ein Feigling verspottet; Weiber beklagten es, daß sie nicht mitziehen könnten; Mütter feuerten ihre Söhne, Weiber ihre Männer selbst zur Theilnahme an. Zwistigkeiten und Kriege wurden beigelegt; selbst die einander bekämpfenden Könige von Frankreich und England versöhnten sich und gelobten, einen Zug zu unternehmen; von besonderer Wichtigkeit aber war es, daß auch der greise, fast siebenzig-

jährige Kaiser Friedrich I. von Deutschland auf dem Reichstage zu Mainz im Jahre 1188 gleichfalls das Kreuz nahm.

Friedrich verhehlte es sich nicht, daß ihn bei seinem hohen Alter leicht der Tod ereilen könnte, bevor er die Heimath wiedersähe. Ehe er daher den Zug begann, ordnete er mit großer Umsicht alle Verhältnisse in Deutschland, und erst im Mai des folgenden Jahres brach er aus der Gegend von Regensburg mit seinem Heere auf. Er zog durch Oesterreich nach Ungarn, wo er freundliche Aufnahme fand, und kam ungehindert in die von den Bulgaren bewohnten Länder im Süden der Donau. Diese zeigten sich zwar anfangs feindselig, wurden aber bald durch die Zerstörung einer ihrer Städte eingeschüchtert; überhaupt waren sie nur durch den griechischen Kaiser Isaak Angelus aufgereizt worden.

Der Kaiser Emanuel hatte bei seinem Tode (1180) das Reich seinem unmündigen Sohne Alexius II. hinterlassen. Diesen aber ließ sein Vetter Andronicus erdrosseln und schwang sich selbst auf den Thron. Andronicus war ein körperlich und geistig reich begabter Mensch, aber in Laster aller Art tief versunken. Durch blutige Grausamkeiten suchte er sich in der unrechtmäßig erlangten Herrschaft zu behaupten, und von Argwohn getrieben, wollte er auch seinen Verwandten Isaak Angelus verhaften und tödten lassen. Dieser aber entfloh in eine Kirche, sammelte das Volk um sich und wurde selbst zum Kaiser ausgerufen. Andronicus ergriff die Flucht, wurde aber ergriffen und unter den grausamsten Mißhandlungen zu Tode gemartert. Der neue Kaiser war nicht, besser als seine Vorgänger. Gegen Friedrich, von dem er befürchtete, derselbe wolle sein Reich erobern, zeigte er sich von Anfang zweideutig und treulos; die Gesandten, welche derselbe an ihn abgeschickt hatte, ließ er sogar in den Kerker werfen, und überall fanden die Kreuzfahrer Mangel an Lebensmitteln, absichtlich verderbte Wege und vermauerte Pässe. Erst als Friedrich sich in Philippopolis befand, wurden die Gesandten wieder entlassen; aber gleichzeitig erließ Isaak an den Kaiser ein Schreiben voll lächerlichen Hochmuths, und der Patriarch verkündigte in Constantinopel von der Kanzel herab: wer zehn Griechen ermordet habe, könne bei Gott Vergebung seiner Sünden erlangen, wenn er dafür hundert Kreuzfahrer erschlage. Erst als Friedrich in Adrianopel eingerückt war und sein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, mehrere feste Städte mit Gewalt erobert hatte, entschloß sich Isaak zu einem Vertrage, durch welchen er dafür zu sorgen versprach, daß überall die nöthigen Lebensmittel zum Kaufe vorhanden seien, und daß er bei Gallipoli eine hinlängliche Zahl von Schiffen zur Ueberfahrt über den Hellespont nach Asien stellen wolle.

Im März 1190 schiffte nun das mehr als achtzigtausend Mann

starke Heer nach Asien hinüber, und die Ueberfahrt währte sieben Tage. Der Sultan von Iconium, an welchen Friedrich ebenfalls vor Beginn des Zuges Gesandte geschickt hatte, versorgte die Kreuzfahrer anfangs reichlich mit Lebensmitteln; aber bald zeigte auch er sich treulos. Man kam in öde, wasserlose Gegenden, beständig von beuteluſtigen Türkenschwärmen angegriffen. Die Lebensmittel gingen aus; Viele stillten ihren Hunger mit Pferdefleisch und löschten ihren Durst mit Pferdeblut; Manche gingen sogar, an Rettung verzweifelnd, zu den Türken über; Friedrich aber verlor den Muth nicht. „Die Flucht jener Gottlosen", sagte er, „ist eine erwünschte Reinigung des Heeres. Wie hätte es uns in solcher Gesellschaft gut gehen können!" Bald darauf zeigte sich ein mindestens dreihunderttausend Mann starkes türkisches Heer, von Melech, dem Schwiegersohne des Sultans, selbst geführt. Gestärkt durch den Genuß des heiligen Abendmahls, griffen es die Christen an, und sie erfochten einen so glänzenden Sieg, daß zehntausend Türken in der Schlacht fielen, die übrigen mit dem Feldherrn nach Iconium flohen. Aber die Lage der Christen war dadurch um nichts gebessert, die Noth um Lebensmittel fürchterlich, so daß Melech es wagen konnte, von dem Kaiser für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück zu fordern, dann sollten sie ungehindert weiterziehen und Lebensmittel bekommen. Friedrich bot stolz für alle zusammen einen Byzantiner und sprach den verzagten Kreuzfahrern die zuversichtliche Hoffnung aus, morgen würden sie unter Gottes Beistand in den Gärten des Sultans ihr Lager aufschlagen und Lebensmittel in Ueberfluß finden.

Sein gläubiges Gottvertrauen hatte ihn nicht getäuscht. Sie erreichten Iconium, und es kam zu einer entscheidenden Schlacht. Schon begannen die Kreuzfahrer zu weichen, da rief der greise Kaiser mit jugendlicher Begeisterung aus: „Was zaudert ihr? Um den Himmel zu gewinnen, habt ihr die Heimath verlassen. Jetzt ist die rechte Zeit. Folgt mir! Christus siegt, Christus!" Allen voran, sprengte er mitten unter die Feinde; von neuem Muthe entflammt, folgten die Seinigen nach; Iconium ward erstürmt; zehntausend Türken fielen, die andern suchten ihr Heil in wilder Flucht. Große Schätze und reiche Vorräthe an Lebensmitteln fielen in die Hände der Sieger; auch der Sultan, der sich mit den Vornehmsten in die Burg geflüchtet hatte, ergab sich auf billige Bedingungen, und nachdem sich das Kreuzheer gestärkt und mit Vorräthen reichlich versehen hatte, brach es auf, um weiter nach Süden zu ziehen. Glücklich kam man nun in das Land des christlichen armenischen Fürsten Leo, der die Kreuzfahrer mit Lebensmitteln versorgte und den Kaiser durch Cilicien bis nach Seleucia am Saleph oder Kalykadnus begleitete. Friedrichs Ruhm war jetzt außerordentlich; selbst Saladin ließ durch Gesandte anbieten, der Kaiser und die Fürsten möchten entscheiden,

was er rechtmäßig besäße; aber dem greisen Helden war hier das Ziel seiner Laufbahn bestimmt. Das Heer brach von Seleucia auf; aber der Zug ging langsam, weil über den Saleph nur eine schmale Brücke führte. Herzog Friedrich von Schwaben eröffnete den Zug, und um ihn schneller zu erreichen, sprengte der Kaiser, der den Nachtrab führte, mit dem Pferde in den Fluß; er wurde aber von den Wogen fortgerissen, und als man ihm zu Hülfe kam, war er schon todt. Die Trauer und die Bestürzung, welche das ganze Heer ergriffen, war unbeschreiblich; man hatte an ihm Alles verloren. Zwar wurde Herzog Friedrich von Schwaben als Anführer anerkannt, und er führte das Heer nach Antiochia, wo die Eingeweide und das Gehirn des Kaisers beigesetzt wurden; seine Gebeine bestattete man später in Tyrus. Aber der Muth war geschwunden, und Viele eilten schon jetzt zu Schiffe in die Heimath zurück, oder verkauften aus Mangel an Geld ihre Waffen; Viele wurden durch ansteckende Krankheiten hingerafft; mit den Uebrigen zog Herzog Friedrich gegen Accon (Acre), das schon seit dem August des vorigen Jahres von dem seiner Gefangenschaft entlassenen König Guido und vielen zu Schiffe nachgekommenen Kreuzfahrern belagert wurde. Hier unterlag auch Herzog Friedrich. Er starb bereits im Januar des folgenden Jahres an einem hitzigen Fieber, und so endete der mit so großem Eifer und so großer Weisheit unternommene Kreuzzug ohne Erfolg. Nur eins blieb von demselben noch für spätere Jahrhunderte, der Orden der deutschen Ritter.

Schon im Jahre 1128 hatte ein Deutscher zu Jerusalem ein Hospital und ein Bethaus für hülflose und kranke deutsche Pilger gegründet, und bald hatten sich andere Deutsche zur Pflege der Kranken ihm angeschlossen. So entstand die Brüderschaft des St. Marien-Hospitals zu Jerusalem. Bei der Belagerung von Acre nun litten besonders die Deutschen unendlich, da sich Niemand ihrer annahm, während für die Franzosen die Templer, für die Italiener die Johanniter sorgten. Endlich erbarmten sich ihrer einige Bremer und Lübecker Bürger, die unter dem Grafen Adolph von Holstein nach dem gelobten Lande gezogen waren, errichteten, so gut es gehen wollte, ein Hospital für Deutsche, und jene schon bestehende Brüderschaft schloß sich an sie an. Herzog Friedrich wurde aufmerksam auf ihr schönes Streben, und er bildete nun im Jahre 1190 aus ihnen einen Ritterorden nach dem Muster der Johanniter und Templer zur Pflege armer erkrankter Pilger und zur Vertheidigung des heiligen Landes. Er suchte bei dem Papste Cölestin III. und dem Kaiser Heinrich VI. die Bestätigung desselben nach, und diese erfolgte auch bereits im folgenden Jahre; Herzog Friedrich erlebte sie jedoch nicht mehr. Der Papst räumte dem neuen deutschen Orden gleiche Rechte mit den Johannitern und Templern ein; die Mitglieder sollten deutsche Männer von freier, edler Abkunft sein, sich Brüder des

Hospitals der Deutschen nennen und als Ordenskleid einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze tragen. Der erste Sitz des Ordens wurde Acre. Vierzig Ritter legten sogleich ihr Gelübde in die Hände des Patriarchen und des Königs Guido ab und wählten sich einen Ritter aus den Rheinlanden, Heinrich Walpot von Bassenheim, zum Ordensmeister. Anfangs bestand der Orden nur aus zwei Klassen von Mitgliedern, den Rittern und den barmherzigen Brüdern; erst etwa dreißig Jahre später kamen zur Besorgung des Gottesdienstes auch Priester hinzu. Bald hob sich das Ansehen des Ordens durch Verleihung von Gütern und Vorrechten; besonders bedeutend aber wurde derselbe durch seinen vierten Ordens- oder Hochmeister Hermann von Salza (1210—1239). Derselbe war ein durch Weisheit und strenge Rechtschaffenheit so ausgezeichneter Mann, daß er bei dem Kaiser, wie bei dem Papste, die höchste Achtung genoß und von denselben oft als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten anerkannt wurde. Die Zahl der deutschen Ritter war zu seiner Zeit bereits auf zweitausend gestiegen, und der Kaiser erhob ihn für seine Person, wie für alle seine Nachfolger im Ordensmeisterthum, zum deutschen Reichsfürsten. Während seiner Verwaltung erhielt der Orden einen neuen bedeutenden Wirkungskreis, indem ihn der Herzog Konrad von Masovien im Jahre 1226 gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe rief. — Der erste Verkündiger des Christenthums in jenen Gegenden war der Erzbischof Adalbert von Prag gewesen. Derselbe hieß eigentlich Woytech (Heerestrost) und stammte aus einer der angesehensten böhmischen Familien, die mit dem herzoglichen Hause selbst verwandt war. Schon als Kind von den Eltern dem Dienste Gottes gelobt, wurde er in der Stiftsschule zu Magdeburg erzogen. Im Jahre 983 erwählte ihn Herzog Boleslaw zum Nachfolger Thietmars, des ersten Erzbischofs von Prag; aber da er nun mit Ernst Gehorsam gegen die Gebote der Kirche forderte und die bis dahin herrschenden Ausbrüche der Rohheit, die Vielweiberei, den Handel mit Christensklaven, der von Juden getrieben wurde, die Ehen der Priester nicht dulden wollte, gerieth er bald in die heftigsten Kämpfe. Er verließ deshalb Prag und suchte Ruhe in dem Kloster des heiligen Bonifacius und Alexius zu Rom. Zweimal kehrte er auf Befehl des Papstes in sein Bisthum zurück; aber dasselbe war ihm eine Bürde, und da ihn das letzte Mal die Böhmen nicht aufnahmen, begab er sich zum Herzog Boleslaw I. von Polen, um einen seinem Eifer für die Verkündigung des Evangeliums entsprechenden Wirkungskreis unter den Heiden zu suchen. Er ging zu den Preußen. Nachdem er in Danzig Viele getauft hatte, drang er, nur von seinem Halbbruder Gaudentius und einem Priester Benedict begleitet, weiter in das Land vor; aber am 23. April 997 wurde er von einer wüthenden Heidenschaar überfallen und ermordet. Kaiser Otto III. hatte den merk-

würdigen Mann auf seinem Römerzuge kennen gelernt; derselbe hatte ihn nach Deutschland begleitet, und das Zusammensein mit ihm hatte auf das Gemüth des jungen Fürsten einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; immer ehrte er ihn, wie einen väterlichen Freund. Otto's Hofkapellan Bruno, mit dem Beinamen Bonifacius, aus einem angesehenen, dem Königshause verwandten Geschlechte zu Querfurt stammend, versuchte Adalberts Werk fortzusetzen. Er trat in das Bonifaciuskloster, als jener dasselbe verließ, und im Jahre 1007 ging er mit achtzehn Gefährten nach Preußen; aber schon am 14. Februar 1008 fanden Alle den Märtyrertod. Zwei Jahrhunderte lang geschah nun für die Bekehrung der Preußen gar nichts. Den ersten Versuch dazu machte wieder im Jahre 1207 ein polnischer Abt Gottfried, und noch erfolgreicher wirkte einige Jahre später ein Cisterciensermönch Christian aus dem Kloster Oliva bei Danzig, der vom Papste Innocenz III. im Jahre 1215 zum Bischof geweiht wurde. Da aber die benachbarten polnischen und pommerschen Fürsten die Einführung des Christenthums als Mittel zur Unterdrückung der Preußen zu benutzen suchten, so erhob sich bald ein heftiger Sturm von Seiten der heidnischen Bevölkerung, und der ganzen Mission drohte der Untergang. Die christlichen Lehrer wurden vertrieben, und es entstand ein blutiger Krieg. In solcher Bedrängniß rief Herzog Konrad den Orden der deutschen Ritter zu Hülfe. Nachdem der Besitz alles eroberten Landes dem Orden zugesichert war und der Papst seine Genehmigung ertheilt hatte, sandte Hermann den Landmeister Hermann Balk mit einer Anzahl Ordensritter und Knappen nach Preußen, und dieselben begannen im Jahre 1230 den Kampf gegen die Bewohner dieses Landes. Sie vereinigten sich sieben Jahre später mit dem vom Bischof Albert, dem Erbauer von Riga, um das Jahr 1200 gestifteten Orden der Schwertbrüder*) in Livland, und im Jahre 1283 war die Unterwerfung der Preußen und ihre Bekehrung zum Christenthum vollendet. Darauf führte der Orden über ein Jahrhundert mit Lithauen Krieg, während dessen seine Macht und sein Ansehen fortwährend im Zunehmen begriffen waren. Bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verlegte die Ordensregierung ihren Sitz von Venedig, wo er seit dem Verluste des gelobten Landes war, nach Marienburg, und unter der Regierung Winrichs von Kniprode (1351—1382) erstreckten sich die Besitzungen der deutschen Ritter von der Oder bis zum finnischen Meerbusen. Winrich selbst war ein Freund der Wissenschaften; er umgab sich deshalb mit Gelehrten, ließ durch sie die Ordensbrüder unterrichten und

*) Dieselben hießen eigentlich „Brüder des Ritterdienstes Christi". Schwertbrüder wurden sie genannt, weil sie auf ihrem weißen Ordensmantel außer einem rothen Kreuze noch das Zeichen des Schwertes trugen.

gründete nicht nur in Marienburg und Königsberg gelehrte Schulen, ſondern ſorgte ſelbſt für die Bildung des Landmannes, indem er in jedem Dorfe, das ſechzig Bauern zählte, eine Schule ſtiftete. Auch Handel und Gewerbe förderte er auf jede Weiſe. Aber bereits ſeit dem funfzehnten Jahrhundert begann der Verfall des Ordens. Sittenloſigkeit, Schwelgerei, Luxus und nicht minder Spaltungen und Zwiſtigkeiten unter den Ordensbrüdern brachen ſeine Kraft. Auch äußeres Unglück kam dazu; in einer unglücklichen Schlacht gegen die Polen bei Tannenberg (1410) fielen vierzigtauſend Mann, darunter der Hochmeiſter und 600 Ritter; Weſtpreußen ging an Polen verloren, und der Orden mußte Polens Lehnshoheit anerkennen. Im Jahre 1525 verwandelte der Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg das noch dem Orden verbliebene Preußen in ein weltliches, in ſeiner Familie erbliches Herzogthum, und nun wurde der Sitz des Hochmeiſters nach Mergentheim in Schwaben verlegt. Am 24. April 1809 endlich wurde der Orden von Napoleon gänzlich aufgehoben, und die Beſitzungen deſſelben fielen den Fürſten zu, in deren Gebiet ſie lagen, obgleich auch ſeitdem noch immer ein öſterreichiſcher Prinz den Titel eines Großmeiſters des deutſchen Ordens führte.

---

b) Der Kreuzzug der Könige Philipp Auguſt und Richard Löwenherz.

Wie das Unternehmen des Kaiſers Friedrich I. gegen die Ungläubigen erfolglos endete, ſo waltete auch über dem Zuge der beiden Könige von Frankreich und England ein eigenes Mißgeſchick. Der junge König Philipp Auguſt von Frankreich und Heinrich II. von England hatten, wie bereits erzählt iſt, auf die Kunde vom Falle Jeruſalems ſofort ihre alten Fehden beendet und einen Kreuzzug gelobt; Heinrich II. ſtarb aber, ehe er ſein Gelübde erfüllen konnte, im Jahre 1189. Deſto eifriger zeigte ſich ſein Sohn Richard, der ihm in der Regierung folgte. Richard war damals dreiunddreißig Jahre alt, ein ſchöner, wohlgewachſener Mann von mittlerer Größe; ritterlicher Muth ſtrahlte aus ſeinen Augen und aus den edlen Zügen ſeines blaſſen, von hochblondem Haar umwallten Geſichtes. Aber ſein Muth artete oft in hochfahrenden Stolz und wilde Kühnheit aus; auch konnte man ihm vorwerfen, daß er zu ſehr das Geld liebe, und daß er es mit ſtrenger Sittlichkeit in ſeiner Lebensweiſe eben nicht genau nehme. Auch auf die Wohlfahrt ſeines Volkes wirkte ſeine Sucht nach Kampf und Abenteuern und die dadurch beförderte Ausbildung eines ſtolzen, in Galanterie und Abenteuer ſeinen Werth ſetzenden Ritterweſens nachtheilig ein; aber dennoch verehrte das Volk den kühnen Helden, und die verherrlichende Dichtung hat ſein Bild mit einem eigenthümlichen Zauber umgeben und ihn zu dem Ideale eines chriſtlichen Helden erhoben, wovon er doch in der Wirklichkeit ſehr fern

war. In einer Romanze läßt ihn der Dichter dem Sohne des Kaisers im Wettkampf mit der Faust den Kinnbacken einschlagen und dann einen hungrigen Löwen zerreißen, der auf ihn losgelassen wurde; davon gab man ihm den Beinamen Löwenherz, unter welchem er in der Geschichte bekannt ist.

Philipp August war damals fünfundzwanzig Jahre alt, schön, prachtliebend, gewandt und ehrgeizig, wie Richard, aber sonst ihm durchaus unähnlich. Richard war rasch im Handeln bis zur Unbesonnenheit, er dagegen ausgezeichnet durch Besonnenheit und Mäßigung, die aber nur zu oft in Schlauheit und Hinterlist ausartete, überall nur auf seinen Vortheil bedacht, und sollte er ihn auch durch die schlechtesten Mittel sich verschaffen. Bei so großer Verschiedenheit der Charaktere war es schwerlich zu erwarten, daß die anfängliche Eintracht beider Könige von langem Bestand hätte sein können, zumal da nur zu leicht die zwischen Engländern und Franzosen ohnedies bestehende Abneigung gegen einander störend einwirken konnte.

Nachdem die beiden Könige für die Verwaltung des Reiches während der Zeit ihrer Abwesenheit die nöthigen Anordnungen getroffen und das Geld, dessen sie zum Zuge bedurften, durch alle mögliche Mittel herbeigeschafft hatten, namentlich durch den sogenannten Saladinszehnten, den jeder, der nicht am Zuge Theil nahm, sogar die Geistlichen nicht ausgeschlossen, entrichten mußte, begab sich Philipp August am Johannistage 1190 in feierlicher Procession nach der Kirche des heiligen Dionysius, des Schutzheiligen von Frankreich, und empfing dort aus den Händen seines Oheims, des Erzbischofs von Rheims, Pilgerstab, Pilgertasche und, wie es alte Sitte heischte, auch die heilige Oriflamme, das Reichsbanner von Frankreich*). Vier Tage später kamen beide Könige an der Spitze ihrer Kriegerschaaren bei der Stadt Vezelay zusammen; es war ein unübersehbares Heer, die Franzosen an rothen, die Engländer an weißen, die Flanderer an grünen Kreuzen zu erkennen. Einträchtig zogen beide Könige zusammen die Rhone hinab bis Lyon, wo sie sich aus Mangel an Lebensmitteln trennten, und die Franzosen gingen nun weiter nach Genua, die Engländer nach Marseille. Philipp August wurde in Genua einige Zeit durch Krankheit aufgehalten; dann wurde er in der Straße von Messina von einem furchtbaren Sturme überfallen, so daß manche Schiffe scheiterten und Pferde, Waffen und Lebensmittel in der Angst über Bord geworfen wurden. Erst am 16. September, nach dreiwöchentlicher Fahrt, erreichten die Franzosen den Hafen von

*) Dieselbe war eigentlich die Fahne der Abtei St. Denys und bestand aus einem Stück feuerrothen Taffets, das an einer vergoldeten Stange befestigt war und nach unten in drei Spitzen auslief, von welchen grünseidene Quasten herabhingen.

Messina, wo sechs Tage später auch Richard anlangte. Schon hier kam es zu unangenehmen Zwistigkeiten zwischen Beiden, welche den Aufbruch von Sicilien verzögerten, so daß Philipp August schon allein absegeln wollte. Zwar kam wieder eine Versöhnung zu Stande; aber Richard zögerte noch immer, und so brach Philipp August endlich am 30. März 1191 auf und erreichte nach vierzehn Tagen glücklich Acre, das nächste Ziel seiner Fahrt. Richard erwartete indessen noch die Ankunft seiner Braut, der schönen Prinzessin Berengaria von Navarra, die er mit nach Palästina nehmen wollte, und am 10. April segelte auch er mit hundertundfunfzig großen Schiffen und dreiundfunfzig Galeeren aus dem Hafen von Messina ab. Unterweges wurde er von einem heftigen Sturme überfallen, der ihn nöthigte, an der Küste von Kandia anzulegen, und wegen Krankheit mußte er darauf noch an Rhodus landen. Einige von seinen Schiffen wurden nach Cypern verschlagen, und der dortige Fürst Isaak Komnenus, der es mit Saladin hielt, plünderte sie, ließ sie anzünden und behielt die Pilger, welche in seine Hände fielen, gefangen zurück. Mit seiner ganzen Macht segelte Richard deshalb nach Cypern, schlug das Heer Isaaks und schloß ihn in seiner Hauptstadt Nikosia ein. Hülfe suchend, kamen jetzt Guido von Lusignan, sein Bruder und mehrere Große aus Palästina zu ihm. Richard sagte dieselbe zu, feierte aber zuvor in ihrer Gegenwart seine Hochzeit mit Berengaria. Isaak bot jetzt erschreckt Genugthuung und Frieden an; da er aber kurz darauf in's Gebirge entfloh, so begann von Neuem der Krieg, und Richard eroberte nun die ganze Insel, bemächtigte sich der Schätze Isaaks, nahm ihn selbst und seine Tochter gefangen und übergab ihn, in silberne Fesseln geschmiedet, an Guido von Lusignan zur Bewachung.

Nun endlich brach Richard nach Acre auf, wo er am 8. Juni anlangte und mit Freuden empfangen wurde. So wenig auch ein gemeinsames Handeln Richards mit Philipp August zu Stande kam, so suchte wenigstens Einer den Andern an Anstrengung und Thätigkeit zu überbieten, und die Belagerung, welche schon zwei Jahre lang vergeblich gedauert hatte, nahm jetzt auf einmal einen glücklichen Fortgang. Die Christen schnitten den Belagerten alle Zufuhr von Lebensmitteln ab, so daß in der Stadt drückender Mangel entstand; Krankheiten griffen immer mehr um sich; die Befestigungen waren sehr beschädigt, und Saladin war nicht im Stande, der Stadt zu Hülfe zu kommen. So sahen sich denn die Belagerten genöthigt, sich zu ergeben. Sie erhielten freien Abzug, jedoch mit Zurücklassung aller ihrer Habe und ihrer Waffen. Saladin sollte überdies 2500 Christen freilassen, die türkischen Gefangenen mit 200,000 Byzantinern auslösen und das heilige Kreuz, welches bei der Eroberung Jerusalems in seine Hände gefallen war, zurückgeben. Am 12. Juli 1191 zogen die Christen in Acre ein; alsbald aber kam

es auch über die Theilung der Beute zum Streit. Die beiden Könige pflanzten allein ihre Fahnen auf und theilten unter ſich die Stadt, die Güter und die Gefangenen. Herzog Leopold von Oeſterreich aber, der bei der Belagerung ſehr thätig geweſen war, glaubte daſſelbe Recht zu haben und ließ ſeine Fahne auf einen Thurm pflanzen, den ſeine Leute in Beſitz genommen hatten. Als Richard dies ſah, befahl er zornig, die Fahne herabzureißen und in den Koth zu treten. Leopold hatte keine Macht, um dies zu verhindern; aber voll Erbitterung verließ er die Stadt und lagerte ſich vor den Thoren, entſchloſſen, den erlittenen Schimpf zu rächen, ſobald er es vermöchte. Auch die Spannung zwiſchen Richard und Philipp Auguſt wurde immer unerträglicher, und dieſer benutzte endlich eine Krankheit, von der er befallen wurde, um nach Frankreich zurückzukehren (29. Juli). Er ließ jedoch den Herzog von Burgund mit einem bedeutenden Theile ſeines Heeres zurück und gelobte feierlich, daß er während Richards Abweſenheit die Staaten deſſelben in keiner Weiſe beunruhigen, ſondern vielmehr gegen jeden feindlichen Angriff ſchützen wolle.

Gleich nach Philipps Abfahrt forderte Richard die Erfüllung der von Saladin bei der Uebergabe von Acre übernommenen Verpflichtungen, und da derſelbe zögerte, drohte er mit der Ermordung aller Gefangenen, wenn nicht in beſtimmter Friſt die Bedingungen erfüllt wären. Saladin bat um Verlängerung der Friſt, weil er das Geld noch nicht zuſammen habe; aber Richard war unmenſchlich genug, darauf keine Rückſicht zu nehmen, ſondern 2500 Gefangene im Angeſichte ſeines ganzen Heeres niedermetzeln zu laſſen; nur Wenige, die im Stande waren, recht großes Löſegeld zu bezahlen, wurden verſchont. Es iſt wohl nicht zu verwundern, daß ſeitdem auch mancher chriſtliche Gefangene von den Muhammedanern niedergeſäbelt wurde; aber doch war Saladin zu menſchlich, um aus Rache eine ähnliche Metzelei anzubefehlen.

Unter beſtändigem Kampfe drang Richard an der Küſte bis nach Askalon vor, er ſelbſt Allen an Muth und Tapferkeit voran, ſo daß ſein Name ein Wort des Schreckens wurde für die Ungläubigen und ſich als ſolches unter ihnen ſprüchwörtlich erhalten hat, indem noch lange nachher ſarazeniſche Mütter ihre Kinder mit den Worten zur Ruhe brachten: „König Richard kommt!“ Auch Saladin wurde von Beſorgniß vor dem furchtbaren Feinde ergriffen und knüpfte wiederholt Unterhandlungen mit ihm an. Schon war Richard bis zwei Meilen vor Jeruſalem vorgedrungen; er wurde aber durch die Unſchlüſſigkeit Vieler in ſeinem Heere, beſonders der Franzoſen, am Angriffe gehindert; dazu kamen ungünſtige Nachrichten, die er aus der Heimath erhielt, und er war ſchon im Begriff, ſich nach Europa einzuſchiffen und alle Macht dem Grafen Heinrich von Champagne zu übergeben, der zum Könige von Jeruſalem aus-

gerufen war, während man Guido mit Cypern abgefunden hatte, als die Nachricht eintraf, Saladin habe sich mit seiner ganzen Macht gegen Joppe gewandt. Nun dachte Richard nicht mehr an die Heimkehr; es kam ihm nur darauf an, die bedrängte Stadt zu retten. Er fand die Stadt selbst schon in den Händen Saladins, und die Christen hatten sich nach heldenmüthiger Vertheidigung in die Burg zurückgezogen. Im Augenblicke der größten Noth landete Richard, der durch widrige Winde war aufgehalten worden. Durch einen Priester, der von einem der hohen Burgthürme herabgesprungen und nach dem Strande geeilt war, erhielt er die Kunde von der Bedrängniß der Belagerten. Sogleich sprang er in's Meer, erreichte glücklich die Küste, drang mit Wenigen in die Stadt, griff die Türken an, die, von panischem Schrecken ergriffen, flohen, bemächtigte sich ihres Lagers und stellte die Mauern her, so gut es in der Eile gehen wollte. Kaum erfuhren die Türken, von einer wie kleinen Schaar sie so schmählich geschlagen waren, als sie beschlossen, die Christen zu überfallen. Richard hatte kaum Zeit, das Panzerhemd überzuwerfen; Viele waren nur halb bekleidet; aber dennoch verlor er den Muth nicht. Er hatte nur siebenzehn Ritter und tausend Mann zu Fuß; nach anderen Angaben waren es gar nur neun Ritter und dreihundert Soldaten. Er ließ die Fußgänger niederknieen, die Schilde vorstellen und die Lanzen gegen den Boden stemmen. Zwischen je zwei stellte sich dann ein Armbrustschütze mit einem Gehülfen, der das Geschoß spannen mußte. Sechsmal griffen die Feinde die kleine enggeschlossene Schaar an; sechsmal wurden sie zurückgeschlagen. „Herr", rief ein Türke dem zornig werdenden Saladin zu, „dieser König ist nicht wie ein anderer Mensch; seinen Streichen kann Keiner widerstehen." Schon war die Hand des Königs von der Anstrengung des Kampfes wund geworden, als er plötzlich hervorsprengte und einem türkischen Anführer mit einem einzigen Hiebe den ganzen Körper spaltete. Mit fünf Rittern sprengte er darauf in die Stadt, in welche die Feinde eingedrungen waren; diese flohen vor ihm her, wie die Thiere des Feldes vor dem hungrigen Löwen, und am Abend war der Sieg vollständig errungen.

Bösartige Krankheiten, von welchen die Pilger und zuletzt Richard selbst ergriffen wurden, hinderten weitere Unternehmungen; dazu erhielt der König immer ungünstigere Nachrichten aus Europa, und so schloß er denn endlich im September 1192 einen dreijährigen Waffenstillstand mit Saladin, durch welchen die Christen im Besitz der Seestädte von Tyrus bis Joppe und des Küstenstriches bis Ramla und Lydda blieben; auch sollten die Pilger ungehindert nach Jerusalem wallfahrten dürfen. Richard selbst hat Jerusalem nie betreten, weil ihn Krankheit daran hinderte. Es entstürzten ihm heiße Thränen, daß Gott ihn nicht gewürdigt habe, an heiliger Stätte anzubeten, und er flehte zu Gott, derselbe möge

ihm längeres Leben verleihen, damit er auf einem zweiten Zuge sein Gelübde vollständig erfüllen könne.

Am 9. October 1192 verließ Richard Palästina; fünf Monate später, am 4. März 1193, starb der edle Saladin, noch nicht siebenundfunfzig Jahre alt, zu Damaskus. Vor seinem Tode ließ er seinen Bannerträger zu sich kommen, übergab ihm sein Leichengewand und sprach: „Nimm dies Kleid, zeige es als Todtenfahne und verkünde, daß der Beherrscher des ganzen Morgenlandes stirbt und von aller seiner Pracht nichts mit sich in's Grab nimmt, als dies eine Kleid!" Zu seinem Sohne Malek Afdal sprach er sterbend: „Verehre den höchsten Gott und befolge seine Gebote; denn das ist die Wurzel alles Guten und wird dir Heil bringen! Hüte dich, Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht, sondern kommt über dein Haupt! Gewinne die Herzen deiner Unterthanen durch Liebe und Sorgfalt für ihre Wohlfahrt; denn sie sind dir von Gott anvertraut! Begünstige die Emire; denn nur durch Milde bin ich zur Herrschaft gelangt! Beleidige Niemand; denn Menschen pflegen sich erst nach vollbrachter Rache wieder zu versöhnen! Hasse Niemand; denn Allen steht der gleiche Tod bevor! Hast du gegen Gott gesündigt, so sei reuig; er ist barmherzig und verzeiht dem Reuigen!" Allen Christensklaven schenkte Saladin noch sterbend die Freiheit. Er hinterließ weder Haus, noch Garten, noch Landgut, und an baarem Gelde fand man in seinem Schatze bei seinem Tode nichts als siebenundvierzig Silbermünzen und ein tyrisches Goldstück. Er war nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Zeitgenossen der edelste und größte aller damaligen Herrscher des ganzen Morgenlandes gewesen.

Richard hatte inzwischen auf seiner Rückkehr mit den widrigsten Schicksalen zu kämpfen. Sechs Wochen lang wurde er von Stürmen hin und her geworfen, und als er endlich Land erblickte, erkannte er zu seinem Schrecken, daß er sich an der Küste Frankreichs befand. Dort wagte er nicht zu landen, weil er die Feindschaft des französischen Königs fürchtete. Er umschiffte deshalb Italien, überall den Nachstellungen seiner Feinde nur mit Mühe entgehend, und im adriatischen Meere litt er endlich zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch, so daß er kaum das Leben rettete. Er hoffte, nun weniger bemerkt weiter zu kommen; aber darin hatte er sich völlig getäuscht. Herzog Leopold von Oesterreich und viele andre Deutsche waren von ihm zu empfindlich gekränkt worden, als daß sie nicht auf jede Gelegenheit hätten achten sollen, ihm zu schaden. Seine Ankunft wurde entdeckt, seine wenigen Begleiter theils gefangen genommen, theils zerstreut; er selbst rettete sich nur dadurch, daß er sich verkleidete, und nur von einem Diener und von einem Knaben begleitet, der Deutsch konnte, irrte er fast ohne Nahrung mehrere Tage und Nächte in Wäldern und Bergen umher. So kam er bis in die Nähe von Wien.

Fast hätte ihn schon jetzt sein Diener ohne Absicht verrathen; denn als derselbe in die Stadt ging, fiel seine fremdartige Aussprache und nicht minder das viele Geld auf, welches er ausgab, und er zog sich nur dadurch aus der Verlegenheit, daß er vorgab, sein Herr sei ein fremder, reicher Kaufmann und werde bald selbst in die Stadt kommen. Inzwischen erhielt Leopold Kunde von der Anwesenheit Richards und ließ alle Fremden streng beobachten. Richard verrieth sich selbst dadurch, daß er einen kostbaren Ring am Finger trug, was zu der schlechten Kleidung, die er angelegt hatte, nicht paßte; auch sein Diener war so unvorsichtig, daß er Ritterhandschuhe sehen ließ. Derselbe wurde sogleich verhaftet, und ein Oesterreicher, der mit vor Acre gefochten hatte, erkannte dabei auch den König. Er machte sogleich dem Herzoge Anzeige, und dieser ließ ungesäumt das ganze Haus umzingeln, nahm den König gefangen und ließ ihn nach der Veste Dürrenstein bringen (21. December 1192).

Als Philipp August und der deutsche Kaiser Heinrich VI. die Gefangennehmung des Königs erfuhren, waren sie darüber sehr erfreut; Heinrich aber meinte, nur ihm komme es zu, einen König gefangen zu halten, und er zwang deshalb Leopold, ihm gegen das Versprechen von 60,000 Mark seinen Gefangenen auszuliefern. Um ein recht hohes Lösegeld zu erpressen, hielt er Richard über ein Jahr lang zuerst in Mainz, dann in Worms und endlich auf dem Schlosse Trifels gefangen, und vergebens verwendeten sich die englischen Reichsstände und selbst der Papst für seine Freilassung. Endlich im April 1193 stellte der Kaiser ihn vor eine Fürstenversammlung in Hagenau, welche über die ihm gemachten Beschuldigungen das Urtheil fällen sollte. Richard vertheidigte sich mit solcher Kühnheit und Unerschrockenheit, daß der Kaiser, der ihn noch nie gesehen hatte, ganz überrascht aufstand und ihn umarmte. Nach vielen vergeblichen Unterhandlungen erklärte sich Richard endlich bereit, ein Lösegeld von 150,000 Mark zu bezahlen, wovon zwei Drittel vor seiner Freilassung entrichtet werden sollten. Es machte freilich viel Mühe, dieselben herbeizuschaffen; die Abgaben mußten erhöht, selbst Kirchen und Särge mußten besteuert werden, und so verzögerte sich die Freilassung Richards bis zum Februar 1194, und erst im Mai kam er nach England zurück, von seinem Volke mit lautem Jubel und herzlicher Theilnahme empfangen.

Richards Gefangenschaft ist durch eine schöne Sage verherrlicht worden, die übrigens aller geschichtlichen Begründung entbehrt. Anfangs, so wird erzählt, war Richard spurlos verschwunden, und Niemand wußte, wo er gefangen gehalten wurde, ja ob er überhaupt noch am Leben sei. Da durchwanderte sein treuer Diener und Sangmeister Blondel de Nesle ganz Palästina und einen großen Theil von Deutschland, um ihn aufzusuchen. Endlich kam er auch nach Oesterreich in die Nähe von Dürren-

stein. Er hörte, daß man daselbst einen vornehmen Gefangenen bewache, und weil er es nicht für unmöglich hielt, daß derselbe sein geliebter Herr sein könne, trat er in Dienst bei dem Burgvogt, dessen Zutrauen er bald gewann. Vergeblich suchte er den Gefangenen zu sehen. Da stellte er sich eines Tages dem stark vergitterten Fenster des Thurmes gegenüber, in welchem sich der Gefangene befinden sollte, und stimmte ein provençalisches Lied an, welches seinem Herrn wohl bekannt war. Kaum hatte er die erste Strophe geendigt, so begann eine Stimme im Thurme die zweite Strophe; der treue Diener hatte seinen König gefunden und eilte voll Freude nach England, um die Befreiung desselben zu bewirken.

Ruhe fand übrigens Richard auch nach seiner Rückkehr in's Vaterland nicht. Sein jüngerer Bruder, Johann ohne Land, hatte sich mit Philipp August verbunden und ihm die Abtretung der Normandie versprochen, wenn er ihm zum Throne verhülfe. Philipp August hatte sich dazu sogleich bereit erklärt und wiederholte Einfälle in die Normandie gemacht, die jedoch wegen des tapferen Widerstandes, den er fand, ohne Erfolg blieben. Kaum war Richard wieder frei, so suchte er auch sogleich die nöthigen Geldmittel zu einem Kriege gegen den treulosen französischen König zusammenzubringen; dann ließ er sich zum zweiten Male zu Wincheſter zum Könige von England krönen und setzte mit seinem Heere nach Frankreich über. Sein Bruder Johann war feig genug, sich ihm gleich bei seiner Ankunft daselbst zu unterwerfen; mit Philipp August aber begann nun ein mörderischer Krieg, der erst im Jahre 1199 durch einen fünfjährigen Waffenstillstand beendigt wurde, zu welchem der Papst mit vieler Mühe die beiden feindlichen Könige bewog. Dennoch sollte Richard auf französischem Boden seinen Tod finden.

Sein Vasall, der Vicomte Vidomar von Limoges, hatte einen Schatz gefunden und lieferte ihm den dritten Theil desselben aus. Richard aber, der fortwährend Geld brauchte, war damit nicht zufrieden, sondern verlangte das Ganze. Da Vidomar sich dessen weigerte, begann der König, sein Schloß Chaluz zu belagern. Während er eines Tages die Mauern recognoscirte, traf ihn Bertrand Gourdon, einer der feindlichen Schützen, mit einem Pfeile und verwundete ihn an der Schulter. Von Zorn ergriffen, befahl Richard, sogleich zu stürmen, nahm das Schloß und ließ die ganze Besatzung mit Ausnahme Gourdons hängen. Die Wunde war an sich nicht gefährlich; aber durch die Ungeschicklichkeit, mit welcher der Wundarzt den Pfeil herauszog, entzündete sie sich, und nach acht Tagen starb Richard, am 6. April 1199. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er Gourdon vor sich kommen. „Was that ich dir", sprach er, „daß du so feindselig nach mir zieltest?" „Du hast mit eigener Hand meinen Vater und meine beiden Brüder getödtet", gab Gourdon zur Antwort, „und mich wolltest du aufhängen lassen; jetzt kannst du

dich an mir rächen, wie du willst; aber ich werde freudig jede Qual erdulden, da ich den Trost habe, daß durch mich die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit ist." — Richard befahl, ihn ungehindert ziehen zu lassen; aber der Anführer der brabançonischen Söldner des Königs ließ ihn heimlich wieder ergreifen, ihn lebendig schinden und dann aufhängen.

Richard war nur zweiundvierzig Jahre alt geworden, und sein Tod war gewesen wie sein Leben. Von seinen tapferen, aber grausamen Söldnern, deren Ideal er war, wurde sein Verlust tief beklagt; am meisten aber trauerten um ihn die Sänger, zu deren Zunft er selbst gehört hatte, und ihre Klagelieder um ihn gehören zu den schönsten Erzeugnissen ihrer Poesie.

§. 34. Der Kreuzzug gegen Constantinopel.

Ungeachtet der Streitigkeiten, die nach Saladins Tode unter den Söhnen desselben über die Theilung des Reiches entstanden und zu großer Verwirrung führten, gelang es den orientalischen Christen doch nicht, ihre Macht zu erweitern, da sie theils durch den noch nicht abgelaufenen Waffenstillstand an jedem Unternehmen gehindert wurden, theils aber ihnen auch die Krieger fehlten, mit denen sie etwas gegen die Sarazenen hätten ausrichten können. Auch ein auf Kaiser Heinrichs VI. Veranlassung nach Palästina im Jahre 1196 abgegangenes Kreuzheer gewann keinen irgend wie bedeutenden Erfolg, so glücklich es auch anfangs war, und auf die Kunde, Heinrich sei in Sicilien gestorben, kehrten die Meisten zurück. Viele litten noch unterweges Schiffbruch; Viele wurden an der griechischen Küste ausgeplündert; Andere wurden in Apulien ermordet, und nur Wenige sahen die Heimath wieder.

Mit großem Eifer suchte deshalb Papst Innocenz III. einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen; er gab mit seinen Cardinälen den zehnten Theil aller ihrer Einnahmen zur Bestreitung der Kosten her; selbst Geistliche und Klöster wurden zur Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel besteuert, und wirklich sammelte sich ein neues Kreuzheer unter dem Markgrafen von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern und mehreren französischen Fürsten. Die mächtigen Venetianer versprachen, Schiffe für 4500 Pferde, 9000 Schildträger, 4500 Ritter und 20,000 Fußgänger zu stellen; dafür sollten die Kreuzfahrer vor ihrer Abfahrt 85,000 Mark Silber bezahlen und alle innerhalb eines Jahres zu machenden Eroberungen mit ihnen theilen. In Venedig kamen die verschiedenen Schaaren der Kreuzfahrer zusammen. Der Doge Heinrich

Dandolo von Venedig, ein vierundneunzigjähriger erblindeter Greis, bestieg an einem Sonntage die Kanzel der Markuskirche und erklärte, so alt und schwach er sei, wolle er doch an dem glorreichen Zuge Theil nehmen auf Leben und Tod, und so hinfällig er sei, denke er sie doch besser führen zu können, als ein Anderer. Zu Thränen gerührt, riefen ihm Alle einstimmig zu, er möge in Gottes Namen ihr Führer sein, und er stieg herab von der Kanzel, kniete am Altare nieder und nahm das Kreuz.

Auf 480 reich geschmückten Schiffen segelten die Kreuzfahrer im October 1202 von Venedig ab. Sie fuhren zuerst nach Zara in Dalmatien, das von Venedig abgefallen war, eroberten es und gaben es den Venetianern zurück; das eigentliche Ziel des Zuges aber erreichten sie nicht.

In Constantinopel war nämlich Isaak Angelus von seinem Bruder Alexius nach zehnjähriger Regierung vom Throne gestürzt und geblendet worden. Seinem Sohne, der ebenso wie dieser Alexius hieß, gelang es, zu entfliehen. Als die Kreuzfahrer in Zara waren, kamen Gesandte von ihm und flehten sie um Hülfe an. Der eigentliche Zweck ihres Zuges werde ja dadurch nur befördert, und Alexius wolle den Venetianern hunderttausend Mark, eben so viel den Franken und Lebensmittel für die ganze Dauer des Zuges geben, außerdem 10,000 Mann auf ein Jahr nach Aegypten senden zur Eroberung des Landes, in Syrien aber, so lange er lebe, 500 Ritter unterhalten und sein Reich dem Papste unterwerfen. Alexius kam selbst und fand die ehrenvollste Aufnahme. Korfu unterwarf sich freiwillig; dann segelten die Kreuzfahrer nach Constantinopel, zerstörten die griechische Flotte, eroberten den Hafen und steckten einen Theil der Stadt in Brand. Da gab der Kaiser allen weiteren Widerstand auf und ergriff die Flucht; die Griechen aber holten den blinden Isaak wieder aus dem Gefängnisse und setzten ihn mit seinem Sohne Alexius auf den Thron. Der junge Alexius war aber nicht im Stande, seine den Kreuzfahrern gemachten Versprechungen zu erfüllen; ja, es kam zu einem Aufruhr in Constantinopel, bei welchem er erdrosselt wurde, und der alte Isaak starb vor Gram und Schreck.

Empört über solche Frevel und angefeuert von Dandolo, griffen nun die Kreuzfahrer im April 1204 Constantinopel an. Wiederholt stürmten sie gegen die stark befestigte Stadt; endlich gelang es ihnen, in dieselbe einzudringen, und die Griechen wurden von solchem Schrecken ergriffen, daß Tausende vor einem einzigen Ritter flohen. Eine große Feuersbrunst, die in der Nacht ausbrach, begünstigte die Sieger, die raubend und plündernd in Häuser und Paläste eindrangen und jeglichen Frevel verübten. Die herrlichsten Kunstwerke wurden eingeschmolzen und zertrümmert; nur die Venetianer retteten Manches, namentlich die vier herrlichen Pferde

von Bronze, angeblich ein Werk des Lysippus, welche nun eine Zierde ihrer Vaterstadt wurden. Selbst Heiliges schonte der frevelnde Uebermuth der Sieger nicht. Aus den Kelchen wurden die Hostien geworfen, in den heiligen Gefäßen Speisen gekocht; Packpferde wurden in die Sophienkirche gezogen, und ein freches Weib bestieg den Stuhl des Patriarchen und sang und tanzte darauf umher. Endlich schritt man zur Theilung der Beute, wobei die Venetianer und die Franken gleich viel erhielten, und obgleich Vieles verheimlicht wurde, so kamen doch auf die Franken nicht weniger als 400,000 Mark Silber, zehntausend Reitpferde und Lastthiere und viele andre werthvolle Gegenstände.

Der tapfere Graf Balduin von Flandern wurde jetzt von den Siegern einstimmig zum Kaiser des Reiches erwählt und am 23. Mai 1204 feierlich in der Sophienkirche gekrönt. Ein Viertheil des Reiches wurde demselben als Krongut zugetheilt; in die übrigen drei Viertel theilten sich die Franken und Venetianer, jedoch so, daß sie dem Kaiser lehnspflichtig blieben. Aber das neue lateinische Kaiserthum konnte nie zu rechter Festigkeit gelangen. Im westlichen Theile Kleinasiens gründete Theodor Laskaris, von den Griechen zum Kaiser gewählt, ein unabhängiges Reich, das von seiner Residenz das Kaiserthum Nicäa genannt wurde; in Pontus und Paphlagonien machte sich Alexius Komnenus, der Statthalter von Kolchis, zum unabhängigen Herrscher, und einer seiner nächsten Nachfolger nahm den Titel eines Kaisers von Trapezunt an. Balduin gerieth in die Gefangenschaft der Bulgaren, in welcher er im Jahre 1206 starb. Von 1217—1221 war das Reich ganz ohne Kaiser und verfiel dadurch immer mehr. Der letzte lateinische Kaiser war Balduin II. (1237—1261). Unter seiner Regierung unterwarf sich der Kaiser Johann Vatazes von Nicäa einen großen Theil des Reiches; die Mongolen drangen bis Adrianopel vor, und am 25. Juli 1261 eroberte endlich Kaiser Michael VIII. Paläologus von Nicäa mit Hülfe der Genueser Constantinopel und machte dadurch dem lateinischen Kaiserthume völlig ein Ende.

---

§. 35. Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs des Zweiten.

Ueber der Eroberung Constantinopels hatte man Palästina, das eigentliche Ziel des Kreuzzuges, ganz vergessen, und ungeachtet aller Bemühungen des Papstes geschah für die syrischen Christen von Europa aus nichts. Noch war freilich der Eifer für die Kreuzzüge nicht erkaltet, obgleich er zum Theil schon eine völlig verkehrte Richtung zu nehmen begann. Dies zeigte sich besonders in einer Erscheinung, die im Jahre 1212 von Frankreich und Deutschland ausging. Große Schaaren von

Kindern aus allen Ständen nahmen das Kreuz und erklärten allen Ernstes, Gott habe ihnen befohlen, das heilige Land zu erretten. Eine große Schaar von Männern, Weibern, Knaben und Mädchen kam über die Alpen nach Italien; die Meisten wurden rein ausgeplündert oder kamen vor Hunger und Durst um; am besten ging es noch denen, welche als Knechte und Mägde bei Italienern in Dienst traten; nur Wenige kamen, von Allem entblößt und laut verspottet, in ihre Heimath zurück. Etwa dreißigtausend kamen nach Marseille und fielen daselbst zwei Kaufleuten in die Hände, die ihnen versprachen, sie umsonst nach Palästina hinüberzuschiffen. Sie brachten aber die Unglücklichen auf sieben Schiffe, von denen zwei untergingen, und mit den übrigen segelten sie nach Afrika und verkauften Alle als Sklaven.

Auch ein Zug, den König Andreas II. von Ungarn im Jahre 1217 in Begleitung der Herzoge Leopold von Oestreich und Otto von Meran, des Erzbischofs von Salzburg und vieler, besonders deutscher Bischöfe und Großen unternahm, mißlang gänzlich. Er kam über Cypern nach Acre und drang, Alles verwüstend, bis zum galiläischen Meere vor; aber bald mußte er sich wegen Mangels an Lebensmittel nach Acre zurückziehen. Nach einigen räuberischen Streifzügen befestigte er noch einige Burgen; dann aber kehrte er wegen Krankheit und wegen schlechter Nachrichten aus der Heimath wieder in sein Reich zurück, das er erst nach manchen Unfällen erreichte.

Das erste bedeutendere Unternehmen zur Befreiung des gelobten Landes ging wieder von Deutschland aus. Der deutsche Kaiser Friedrich II. hatte schon im Juli 1215 bei seiner Krönung zu Aachen mit vielen Fürsten das Kreuz genommen; er verschob aber unter allerlei Vorwänden die Ausführung des Zuges von Jahr zu Jahr, so sehr auch Papst Honorius III., welcher auf Innocenz folgte, ihn deshalb drängte. Auf Anstiften des Papstes vermählte er sich im Jahre 1225 mit Jolantha, der Tochter des französischen Grafen Johann von Brienne, der dem Namen nach König von Jerusalem war und sich damals in Italien aufhielt, um die Hülfe der europäischen Christen nachzusuchen. Dadurch erhielt Friedrich Ansprüche auf das Königreich Jerusalem, und wirklich nahm er seit seiner Vermählung mit Jolantha den Titel eines Königs von Jerusalem an und gelobte gleichzeitig, nach zwei Jahren bestimmt den Kreuzzug anzutreten. In der That bestimmte er den Tag der Himmelfahrt Mariä im Jahre 1227 zum Aufbruch, und der neue Papst Gregor IX., welcher im März 1227 auf Honorius folgte, mahnte ihn dringend an die Erfüllung seines Versprechens. Im Sommer versammelten sich zahlreiche Schaaren von Kreuzfahrern, namentlich Deutsche und Engländer, in Apulien; aber bald erzeugte die ungewohnte Glut des süditalischen Sommers unter ihnen ansteckende Krankheiten. Gleichwohl wurden vierzig-

tausend Pilger vorläufig eingeschifft; auch Friedrich selbst, obgleich sich unwohl fühlend, folgte ihnen endlich nach, mit ihm sein Freund, der Landgraf Ludwig von Thüringen. Aber auf dem Meere verschlimmerte sich seine Krankheit; auch Ludwig wurde von der Seuche ergriffen und starb sogar daran, und Friedrich ließ sich deshalb schon am dritten Tage bei Otranto wieder an's Land setzen, um zunächst in den Bädern von Puzzuoli seine Gesundheit herzustellen. Dadurch wurden die Pilger völlig entmuthigt. Die, welche sich noch nicht eingeschifft hatten, zerstreuten sich nach allen Richtungen; auch die Vorausgeschickten kamen meistens zurück und gingen auseinander. Gregor war außer sich vor Zorn, als er dies erfuhr. Die Krankheit des Kaisers erklärte er für bloße Verstellung, und am Michaelistage hielt er von der Kanzel herab eine donnernde Predigt über die Worte: „Es muß ja Aergerniß kommen", und sprach über den Kaiser den Bann aus. In einem ausführlichen Schreiben an die Christenheit rechtfertigte er seinen Schritt und suchte nachzuweisen, daß Friedrich der Kirche, die ihn mit vielen Anstrengungen und Aufopferungen gehegt und erzogen, mit mehr Undank gelohnt habe, als ein Kind gegen seine Mutter bezeigen könne. Doch vertraue er der Gnade Gottes, die keines Menschen Verderben wolle, daß ihm die Augen des Geistes aufgehen würden, und dann solle der Reuige wieder Milde bei der Kirche finden; sofern er aber in seiner Verblendung beharrte, sollten ihn noch härtere Strafen treffen, damit er einsähe, daß Gottes Gesetz über die Willkür des Kaisers gehe. Noch heftigere Vorwürfe machte er dem Kaiser in einem an ihn selbst gerichteten Schreiben. Dieser schickte Gesandte an ihn, um sich zu rechtfertigen; allein Gregor hörte nicht auf sie, sondern bestätigte vielmehr im November und am Weihnachtsfeste nochmals den Bann. Jetzt erließ nun Friedrich ebenfalls ein Rechtfertigungsschreiben an die Christenheit, in welchem er das Verfahren des Papstes schonungslos angriff, und obgleich er sich im Banne befand und der Papst sogar den Geistlichen des sicilischen Reiches, welches Friedrich ebenfall gehörte, verbot, demselben das Geringste zu zahlen, oder ihm beizustehen, und am zweiten Ostertage 1228 selbst die Unterthanen des Kaisers vom Eide der Treue entband, so rüstete sich doch Friedrich gerade jetzt mit dem größten Eifer zum Zuge. Erfreut über die Nachricht vom Tode des Sultans von Damaskus, sandte er sogleich fünfhundert Ritter voraus, ordnete seine heimischen Angelegenheiten, und obgleich Jolantha gerade damals starb, schiffte er sich doch am 11. August 1228 ein und kam nach einer glücklichen Fahrt am 8. September nach Acre. Mit lautem Jubel wurde er empfangen; die Templer und Johanniter beugten sogar bei seinem Empfange das Knie vor ihm; aber bald änderte sich Alles. Der Papst sprach von Neuem den Bann über ihn aus und verbot dem Patriarchen, den Rittern, ja allen Christen, ihm zu gehorchen.

Friedrich ſuchte ſich zwar zu rechtfertigen; aber nur die Deutſchen, die Piſaner und die Genueſer kehrten ſich nicht an den Befehl des Papſtes; die Andern wollten meiſtentheils nichts mit dem Kaiſer zu thun haben, und die Templer traten ſogar in offener Feindſchaft gegen ihn auf. Friedrich fand jedoch einen Ausweg, indem er auf den Rath des Hochmeiſters Hermann von Salza alle Befehle nicht in ſeinem eigenen Namen erließ, ſondern im Namen Gottes und der Chriſtenheit, und ſo brachte er es endlich dahin, daß ihm Alle nach Joppe folgten, welches er befeſtigte. An einen Erfolg des Zuges war jedoch unter ſolchen Umſtänden kaum zu denken. Ungeachtet dieſer ungünſtigen Verhältniſſe erlangte indeſſen Friedrich mehr, als man hätte erwarten ſollen; ja, er erreichte ohne Schwertſtreich, was Andere vor ihm mit vielem Blutvergießen nicht hatten erringen können. Der Sultan Kamel ſchloß mit ihm am 18. Febr. 1229 einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre. In demſelben wurden Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth mit ihren Gebieten, ſowie alle Städte und Landſchaften, die auf dem Wege zwiſchen den Küſtenſtädten und Jeruſalem lagen, an die Chriſten abgetreten. Die Moſcheen aber ſollten unverletzt, die in den überlaſſenen Orten wohnenden Muhammedaner ungefährdet bleiben. Auch ſollte denſelben der Zutritt zum Tempel geſtattet ſein, den ſie eben ſo ſehr verehrten, als die Chriſten; nur müßten ſie unbewaffnet erſcheinen und außerhalb Jeruſalem wohnen.

Am 17. März 1229, einem Sonnabend, hielt Friedrich ſeinen feierlichen Einzug in Jeruſalem. Am folgenden Tage wohnte er zwar dem Gottesdienſte nicht bei, weil er noch im Banne war; aber doch begab er ſich im kaiſerlichen Schmucke in die Kirche des heiligen Grabes, nahm die Krone vom Altar und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf das Haupt. Hermann von Salza las darauf im Namen des Kaiſers eine Rede in deutſcher und franzöſiſcher Sprache an das verſammelte Volk vor, welche unbeſchreiblichen Jubel erregte; denn Friedrich ſprach ſich darin mit großer Mäßigung über das Verfahren des Papſtes aus, der gewiß eben ſo für ihn ſein würde, wenn er ſeine wahren Abſichten kennte, wie er jetzt gegen ihn wäre, und er werde Alles thun, um etwanige Verſehen gegen die Kirche wieder gut zu machen, damit die Feinde, wie die falſchen Freunde Chriſti, welche ſich über ſeine Zwietracht mit dem Papſte freuten, zu Schanden würden.

Nun aber geſchah das kaum Glaubliche. Der Erzbiſchof von Cäſarea erſchien am folgenden Tage und ſprach im Namen des Patriarchen über die Kirche des heiligen Grabes und alle heiligen Orte das Interdict, unterſagte allen Gottesdienſt und verbot allen Pilgern den Eintritt in Jeruſalem. Vergebens bot Friedrich jede Genugthuung, wenn er den Patriarchen unwiſſend beleidigt habe; man würdigte ihn keiner Antwort. Der ſtolze, eigenſinnige Menſch hatte es dem Kaiſer nicht verzeihen

können, daß er beim Abschluß des Friedens ihn nicht um Rath gefragt, sondern vielmehr erklärt hatte, in solchen Angelegenheiten bedürfe er keines geistlichen Rathes, und vergebens hatte ihn Friedrich nach erfolgtem Friedensschlusse auffordern lassen, mit nach Jerusalem zu kommen, damit er alles Nöthige unter seinem Beistande und nach seinem Rathe ordnen könne. Auch die Templer zeigten sich jetzt noch feindseliger, als zuvor, und drohten sogar, den Kaiser gefangen zu nehmen, als er eins ihrer Schlösser besetzen wollte. Ja, der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister der Templer und Johanniter gingen so weit in ihrem blinden Hasse gegen Friedrich, daß sie ihn dem Sultan Kamel von Aegypten verriethen, als er im Pilgergewande zu Fuß eine Wallfahrt nach dem Jordan machte. Doch Kamel, der längst die größte Hochachtung vor Friedrich hegte, übersandte ihm selbst den Brief, ohne aus demselben Vortheil zu ziehen. Entrüstet über solches Verfahren, gebot Friedrich, daß fortan kein Orden ein vom Könige unabhängiges Heer haben sollte; kein Templer durfte ohne seine Erlaubniß Jerusalem betreten; die ihn schmähenden Priester wurden aus den Kirchen getrieben; einige Bettelmönche, die dennoch mit ihren Schmähungen fortfuhren, sogar körperlich gezüchtigt. Nach wenigen Tagen verließ Friedrich Jerusalem und begab sich nach Joppe, nachdem er seinem Marschall die Verwaltung des Reiches übertragen hatte. Nach kurzem Aufenthalte in Ptolemais, welches der Patriarch ebenfalls mit dem Interdict belegte, eilte er zur Hülfe seiner bedrängten Staaten nach Europa zurück und erreichte glücklich bei Brundusium die Küste von Italien.

§. 36. Ludwig der Heilige und seine Kreuzzüge.

Kaum hatte Friedrich Palästina verlassen, so widersetzten sich alsbald die syrischen Barone den Anordnungen seines Statthalters; ja, als der Kaiser im Jahre 1230 einen neuen Statthalter nach Syrien schickte, kam es zwischen ihm und den Baronen zu einem förmlichen Kriege. Dazu kam, daß die Patriarchen, die großen Orden, die Barone sich auch unter einander befeindeten, Jeder nur auf seinen Vortheil bedacht war, und schon damals wäre das Morgenland für die Christen verloren gewesen, hätten nicht auch in der Familie Saladins fortwährend Zwistigkeiten geherrscht. Im März 1238 starb der Sultan Kamel von Aegypten, und sein jüngerer Sohn Malek el Saleh Nodschmeddin Eyub machte sich zum Herrscher von Aegypten, nachdem er seinen unfähigen älteren Bruder verdrängt hatte. Da derselbe bemerkte, daß sich die Christen immer enger an seinen Gegner, den Sultan Ismael von Damaskus,

anschlossen, rief er gegen Beide die türkischen Horden der Chowaresmier, die, von den Mongolen aus ihren Sitzen gedrängt, die Gegenden am Euphrat und Tigris plündernd durchschwärmten. Durch Geld und Versprechungen gewann er sie leicht für sich, und Alles verwüstend, drangen sie unaufhaltsam nach Jerusalem vor. Am 17. September 1244 eroberten sie die unglückliche Stadt, plünderten sie rein aus, zerstörten das heilige Grab, öffneten die Gräber der Könige und verbrannten ihre Gebeine, und alle Einwohner, die nicht zu Sklaven zu gebrauchen waren, hieben sie erbarmungslos nieder. Verbündet mit den Sultanen von Damascus und Emesa, zogen ihnen jetzt zwar die Christen entgegen, und am 18. October kam es bei Gaza zu einer mörderischen Schlacht; aber die Christen wurden völlig besiegt Die Großmeister der Johanniter und Templer, der Erzbischof von Tyrus, 312 Templer, 325 Johanniter und viele der ausgezeichnetsten Edlen fanden ihren Tod; ja, es sollen an 16,000 Christen und Muhammedaner in der Schlacht gefallen sein. Nur dreiunddreißig Templer, sechsundzwanzig Johanniter und drei deutsche Ritter entkamen, und bis auf Joppe, Tyrus, Sidon, Tripolis, Gaza und Ptolemais ging fast Alles in Syrien für die Christen verloren.

Als die Kunde von diesen traurigen Ereignissen nach Europa kam, erregte sie die allgemeinste Theilnahme; Keiner aber zeigte größeres Verlangen, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu retten, als König Ludwig IX. von Frankreich, der Enkel Philipp Augusts.

Ludwig war am 25. April 1215 zu Poissi geboren. Sein Vater Ludwig VIII. starb bereits im Jahre 1226, und seine Mutter Blanca von Castilien übernahm für ihn, da er erst eilf Jahre alt war, die Vormundschaft. Niemand wäre dazu besser geeignet gewesen, als sie; denn sie war nicht nur die schönste, sondern auch die verständigste Frau ihrer Zeit. Mit großer Kraft ergriff sie die Zügel der Regierung, die sie mit Weisheit und Gerechtigkeit führte, und drohende Verbindungen mehrerer französischen Großen, die mit einer solchen Regentschaft unzufrieden waren, wußte sie glücklich zu vereiten. Große Sorgfalt wandte sie auf die Erziehung des jungen Königs. In dem ganzen Wesen desselben lag etwas ungemein Mildes und Einnehmendes; Herzensgüte und Frömmigkeit spiegelten sich in den edlen Zügen seines Gesichtes, das ein Zeitgenosse ein wahres Engelsantlitz nennt; von Wuchs war er zart und schlank, so daß sein Körper zur Ertragung großer Beschwerden nicht geeignet schien; dennoch legte er sich aus Frömmigkeit mancherlei Kasteiungen auf; denn seine streng fromme Mutter hatte dafür Sorge getragen, daß sein Gemüth früh eine ernste, fromme Richtung erhielt, und es war natürlich, daß seine Frömmigkeit sich in der Weise seiner Zeit offenbarte. Lange Zeit trug er ein härenes Hemd; an gewissen Tagen enthielt er sich aller Fleischspeisen; Obst wollte er anfangs nur einmal im Jahre genießen,

und beständig trug er in einer elfenbeinernen Büchse ein eisernes Kettchen bei sich, mit welchem ihn sein Beichtvater in jeder Woche geißelte. Täglich hörte er zweimal und öfter die Messe und nahm außerdem noch an Andachtsübungen Theil, und wöchentlich genoß er das heilige Abendmahl. Gern und oft las er in einer lateinischen Bibel, und oft übersetzte er Stellen daraus seinen Dienern zur Erbauung. Täglich unterhielt er sich mit Gelehrten über Gott und göttliche Dinge, und die Schriften des heiligen Augustinus, die seine Lieblingslectüre waren, kannte er besser, als mancher Geistliche. Weltlichen Büchern konnte er dagegen keinen rechten Geschmack abgewinnen; eben so wenig liebte er weltliche Gesänge, Musik und Schauspiele, und obgleich er gern an heiterer Unterhaltung Theil nahm, so durften doch nie in seiner Gegenwart leichtfertige oder gar unsittliche Reden geführt werden. Kein Besserer konnte deshalb zum Schiedsrichter zwischen seinem Schwager, dem Könige Heinrich III. von England, und den Baronen desselben gewählt werden (im Jahre 1263), und er unterzog sich dem ehrenvollen Auftrage zur Zufriedenheit Aller. Heinrich verzichtete zugleich auf die Normandie, Anjou, Maine und Poitou und huldigte dem König persönlich zu Paris als Herzog von Guienne und Pair von Frankreich; dagegen trat ihm Ludwig einiges Andere auf seine billige Forderung ab. Seine Räthe sagten ihm, er solle das nicht thun, da Heinrich ja doch nicht die Macht habe, das Geforderte zu erobern; Ludwig aber erwiederte: „Unsere Weiber sind Schwestern, unsere Kinder Vettern; der Lehnseid verbindet uns zu wechselseitiger Liebe und Treue, und ich sollte Frieden und Billigkeit verschmähen, weil ich die größere Macht besitze? Das sei fern!“ Nie hörte man ihn fluchen oder schwören; nie ließ er sich eine Lüge zu Schulden kommen, sondern selbst gegen seine Feinde war er stets redlich und wahrhaft. Nie übermannte ihn der Zorn; selbst Schelten war ihm verhaßt, wie er z. B. einem Diener, der ihm ein brennendes Wachslicht auf den verwundeten Fuß fallen ließ, nur sagte: „Ihr solltet doch daran denken, daß mein Großvater Euch aus viel geringeren Ursachen fortgejagt hätte.“ Dabei hörte er gern fremden Rath, und selbst herbe Wahrheit nahm er willig an. Gegen Hohe wie Niedere war er gleich höflich, weshalb er sie auch nicht mit Du, sondern immer in der Mehrzahl anredete. Bei aller Milde fehlte es ihm jedoch keineswegs an dem nöthigen Ernst, wo es darauf ankam, frevelnde Beamte zu strafen, und eben so wenig mangelte ihm Festigkeit und Willenskraft, wo es galt, einen Entschluß zu fassen. Besonders schön offenbarte sich seine fromme Demuth in seiner rührenden Sorgfalt für Arme und Kranke. Oft lud er Arme bei sich zu Tische, bediente sie selbst, wusch ihnen die Füße und küßte sie. In den Krankenhäusern pflegte er oft selbst die Leidenden und scheute sich nicht, sogar Aussätzige zu bedienen. Aus der Richtung seiner Zeit erklärt sich seine übergroße Verehrung

heiliger Reliquien. Mehrere, namentlich einen Theil des Kreuzes, des Schwammes und der Krone Chriſti, hatte er von dem oſtrömiſchen Kaiſer Balduin für große Geldſummen gekauft, und an jedem Donnerstage ging er ſeitdem barfuß in die Kirche, rutſchte auf den Knieen zum heiligen Kreuze und küßte es, indem er ſich vor demſelben in Kreuzesform zu Boden warf. Eben daraus erklärt ſich ſeine große Vorliebe für das Mönchsweſen. Die Bettelmönche erſchienen ihm als die einzig wahren Nachfolger Chriſti, und er ſoll geſagt haben, er liebe ſie ſo ſehr, daß, wenn er ſich in zwei Theile theilen könnte, er jedem der beiden Orden (der Dominicaner und der Franciscaner) die Hälfte geben würde. Er wäre ſogar ſelbſt noch in ſpätem Alter gern Mönch geworden, hätte ihn nicht der Einſpruch ſeiner Gemahlin und die Erklärung ſeines Sohnes Philipp, er würde dann alle Mönche aus Frankreich jagen laſſen, von ſeinem Entſchluſſe zurückgebracht. Dabei war er aber doch weit entfernt, ſich zu einem willenloſen Werkzeuge der Geiſtlichen machen zu laſſen. Der Biſchof von Auxerre ſtellte an ihn einmal im Namen aller Prälaten die Forderung, er ſolle ſeinen Beamten befehlen, die Güter aller Derjenigen einzuziehen, die ſich nicht in Jahresfriſt von dem über ſie ausgeſprochenen Banne Losſprechung verſchafft hätten. Ludwig erklärte, er ſei gern bereit, dies an denen zu thun, von denen man beſtimmt bewieſe, daß ſie Unrecht hätten. Der Biſchof meinte, es ſtehe allein der Geiſtlichkeit zu, in Sachen zu entſcheiden, welche ſie beträfen. Da erklärte Ludwig: unter keinen Umſtänden würde er anders handeln; denn es würde gegen Gott und die Vernunft ſein, wenn er Leute, gegen welche die Geiſtlichen Unrecht hätten, und die mit ihrem guten Rechte nicht gehört worden wären, zwingen wollte, ſich losſprechen zu laſſen. — Eben ſo trat er übertriebenen Anmaßungen des Papſtes mit Entſchiedenheit entgegen. Im Jahre 1268 erließ er ein Geſetz, um die Rechte der Krone und ſeiner Vaſallen gegen päpſtliche Ungebühr und Habſucht zu ſchützen, die Prälaten und Patrone der Kirche gegen alle Eingriffe in ihre Rechte ſicher zu ſtellen und die Freiheit der Wahlen zu geiſtlichen Pfründen aufrecht zu erhalten. In dieſem Geſetze verbot er auch ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der vom päpſtlichen Hofe der franzöſiſchen Kirche auferlegten Geldabgaben, durch welche das Reich elendiglich verarmt ſei, ſofern Solches nicht aus vernünftigen, frommen und dringenden Urſachen und mit des Königs und der franzöſiſchen Kirche freier und ausdrücklicher Bewilligung geſchehe.

Seiner Mutter erwies er ſein Leben lang die höchſte Ehrerbietung, obgleich ſie wohl oft ihre Macht über ihn zu weit ausdehnte und weit entfernt war, auch als er mündig geworden, ihren Einfluß auf die Regierung und ſelbſt auf das Privatleben des Königs aufzugeben. Bereits im Jahre 1234 vermählte ſich der junge König mit Margarethe,

der schönen, tugendreichen Tochter des Grafen von Provence, und sein Familienleben gestaltete sich eben so schön und milde, wie das öffentliche. Er war ein zärtlicher Gatte und Familienvater. Als eine Hauptpflicht christlicher Eltern erschien es ihm, veredelnd auf die Sitten ihrer Kinder einzuwirken, und er selbst ging seinem Volke darin mit dem schönsten Beispiele voran. Abends, wenn ritterliche, wissenschaftliche und gottesdienstliche Uebungen beendigt waren, versammelte er seine Kinder um sich, ermahnte sie zum Guten, erzählte ihnen aus der Geschichte Beispiele von guten und schlechten Fürsten, und wie Gott die Tugend belohnt und das Laster bestraft. Besonders lag es ihm am Herzen, seinen ältesten Sohn zu einem gerechten und frommen Herrscher zu erziehen. „Lieber wollte ich", sagte er einmal zu ihm, „daß ein Schotte oder irgend ein anderer Fremder herkäme und das Reich gut regierte, als daß du es schlecht regieren solltest." Blanca fürchtete durch das innige Verhältniß ihres Sohnes zu seiner Gemahlin Margarethe zu sehr an Einfluß zu verlieren. Sie wollte es deshalb auch durchaus nicht dulden, daß er dieselbe während des Tages besuchte; nur die späten Abendstunden sollte er im Familienkreise zubringen, und oft wies sie ihn mit Vorwürfen von seiner Gemahlin weg. Er sah deshalb Margarethe bei Tage nur heimlich, und darum wohnte er gern in seinem Schlosse zu Pontoise, wo seine Zimmer von denen seiner Gemahlin nur durch eine Wendeltreppe getrennt waren. Da sahen sie sich nun häufig; wenn aber Blanca herannahte, mußten die Trabanten mit ihren Stäben ein verabredetes Geräusch machen, damit sich der König bei Zeiten entfernen könne. Nur einmal gehorchte er seiner Mutter nicht. Die Königin war schwer erkrankt, und Ludwig saß an ihrem Bette. Blanca kam dazu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Thüre hinaus, indem sie sagte: „Geht weg von hier, wo ihr nichts zu thun habt." „Ach", rief Margarethe schmerzlich aus, „wollt ihr denn, daß ich meinen Herrn weder im Leben noch im Tode sehe?" Sie fiel in eine so tiefe Ohnmacht, daß man sie wirklich für todt hielt. Da kehrte Ludwig voll zärtlicher Besorgniß zu ihr zurück, und mit vieler Mühe gelang es ihm, sie wieder in's Leben zu rufen; seiner Mutter aber machte er auch nicht den leisesten Vorwurf, wie er auch überhaupt es sonst gern vermied, von seiner Gemahlin und seinen Kindern zu sprechen, weil er wußte, daß es Blanca nicht gern sah.

Im December 1244, gerade damals, als die Schreckensnachrichten aus Syrien eintrafen, lag er gefährlich krank danieder. Schon glaubte man, sein Leben sei nicht mehr zu retten. Ganz Frankreich trauerte aufrichtig um den geliebten König, dessen Verlust unvermeidlich schien. Die Gebeine des heiligen Dionysius und andere Reliquien wurden öffentlich ausgestellt und in feierlicher Procession herumgetragen, und öffentliche Gebete wurden abgehalten, um die Gnade Gottes zu erlangen. Als

ſich einmal Blanca und Margaretha, von Schmerz erſchöpft, von dem Kranken entfernten, hielt ihn die Wärterin für todt und wollte ihn eben mit dem Leichentuche bedecken; da ſchlug er plötzlich die Augen auf und ſprach: „Das Licht des Orients hat ſich durch die Gnade des Herrn vom Himmel herab über mich verbreitet und mich von den Todten zurückgerufen.“ Sogleich ließ er den Biſchof von Paris kommen und verlangte, mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Vergebens mahnte ihn dieſer, an die Gefahren eines ſo ſchweren Gelübdes zu denken; vergebens beſchworen ihn Gattin, Mutter und Brüder, er möge doch wenigſtens ſeine völlige Geneſung abwarten; ſein Entſchluß war unerſchütterlich, und die Nachrichten aus dem Morgenlande, ſowie die Aufforderung des Concils zu Lyon zu einem allgemeinen Kreuzzuge beſtärkten ihn noch darin. Freilich war aber die Neigung zum Pilgern unter den abendländiſchen Chriſten gar nicht mehr ſo groß wie ſonſt, und ſelbſt im eigenen Lande fand Ludwigs Eifer wenig Anklang. Da nahm er zu einer Liſt ſeine Zuflucht. Es war Sitte, daß der König am Weihnachtsfeſte den verſammelten Rittern und Großen Pelzmäntel ſchenkte. Diesmal ließ er die Meſſe ſehr früh anſagen, und ſchon vor Sonnenaufgang ſetzte ſich der Zug aus dem Palaſte nach der Kirche in Bewegung. In dieſem Augenblicke empfing Jeder den für ihn beſtimmten Mantel. Erſt in der Kirche beim Scheine der Lichter ſahen Alle zu ihrer Verwunderung, daß goldene Kreuze darauf geſtickt waren. Manche erſchraken und waren erzürnt; Andere nannten den König ſcherzend einen Pilgerjäger und Menſchenfiſcher; noch Andere erkannten darin Gottes Finger; Alle aber ſchämten ſich, das Kreuz wieder abzulegen. Auf der Reichsverſammlung zu Paris im October des folgenden Jahres nahmen auch die Brüder des Königs und viele Herzöge, Grafen und andere Große, die Erzbiſchöfe von Rheims und Bourges und die Biſchöfe von Beauvais, Laon und Orleans das Kreuz. Die Vorbereitungen zum Zuge dauerten jedoch faſt noch drei Jahre. Die Verwaltung des Reiches während ſeiner Abweſenheit übertrug Ludwig ſeiner Mutter Blanca; ſeine Gemahlin Margarethe dagegen begleitete ihn, und endlich ſchiffte er ſich zu Aiguesmortes, ſeinem einzigen Seeplatz am Mittelmeere, am 25. Auguſt 1248 nach Cypern ein, wo er in der Mitte des September nach glücklicher Fahrt anlangte. Das Kreuzheer wurde von dem dortigen Könige Heinrich von Luſignan mit großer Pracht empfangen, und er ſelbſt, ſein Eidam und viele ſeiner Barone nahmen das Kreuz. Man beſchloß, den Winter hindurch in Cypern zu bleiben, weil noch nicht alle Pilger beiſammen waren, und weil es auch an Laſtſchiffen und Kriegswerkzeugen fehlte. Auch wurden Unterhandlungen mit dem Sultan Nodſchmeddin Eyub von Aegypten, dem Sohne Kamels, angeknüpft, der ſich nach der Eroberung Jeruſalems auch das Reich von Damaskus unterworfen hatte. Derſelbe erwiederte, der

Friede sei ihm erwünscht; aber er möge nichts ohne den Rath seines Freundes, des Kaisers Friedrich, thun, der auch schon seines Vaters Freund gewesen sei. Sobald er mit diesem die ihm gemachten Vorschläge geprüft habe, sollten weitere Unterhandlungen eingeleitet werden. Darauf wollte Ludwig nicht eingehen, sondern vielmehr beschloß er, den Sultan in Aegypten selbst zu bekämpfen.

Am 15. Mai 1249 segelte Ludwig mit achtzehnhundert größeren und kleineren Schiffen nach Aegypten ab. Man landete bei Damiette, und da die größeren Schiffe des flachen Wassers wegen nicht an die Küste heran konnten, so sprang Ludwig selber mit der ganzen Ritterschaft bis an die Brust in's Wasser. Die Aegypter, welche die Landung zu spät verhindern wollten, wurden zurückgeschlagen, und nach kurzem Widerstande räumten die ägyptischen Truppen zum großen Staunen der Franzosen die Stadt, obgleich dieselbe stark befestigt und mit Vorräthen reich versehen war; auch die Nilflotte des Sultans floh stromaufwärts. Von Dank gegen den Höchsten durchdrungen, zog Ludwig in Begleitung des Königs von Cypern und aller Fürsten, Prälaten und Pilger unter Anstimmung des ambrosianischen Lobgesanges barfuß in die Stadt und begab sich in die Hauptmoschee. Dieselbe wurde gereinigt und als christliche Kirche der Maria geweiht. Alle wohnten dort der Messe bei; Ludwig setzte auch Stiftsherren und Geistliche ein, und dann ließ er die reiche Beute vertheilen.

So glücklich dieser Anfang des Unternehmens war, so traurig endete dasselbe. Die eintretende Ueberschwemmung des Nil und der Entschluß, die Ankunft seines Bruders Alfons von Poitou abzuwarten, der Verstärkungen aus Frankreich bringen sollte und erst im October eintraf, bewogen Ludwig, in Damiette zu bleiben. Bald aber überließen sich viele Pilger zum großen Schmerze des frommen Königs einem üppigen, zügellosen Leben; dazu kam die Hitze des Sommers, und so entstanden viele gefährliche Krankheiten. Endlich traf Alfons mit den erwarteten Verstärkungen ein; Ludwig griff aber nun nicht zunächst Alexandria an, durch dessen Eroberung die ganze Nordküste Aegyptens in seine Gewalt gekommen sein würde, sondern wandte sich auf den Rath des Grafen von Artois, des Bruders des Königs, gegen Kahirah, dessen Statthalter mit den Christen in heimliche Unterhandlungen getreten war und Abfall versprach. Erschreckt über das Vordringen, der Christen bot der Sultan jetzt für Damiette und die türkischen Gefangenen Rückgabe Palästina's und aller gefangenen Christen an; aber seine Anträge wurden zurückgewiesen. Zum Unglück für die Christen wurde der Verrath des Statthalters von Kahirah entdeckt, und der Sultan ließ ihn gefangen nehmen. Nichts ahnend, rückte Ludwig vor, ermuthigt durch die Nachricht, daß der schon längst an empfangenem Gift todtkranke Sultan gestorben und sein Nachfolger

Moattam Turan-Schah noch in Asien sei, ging über den Nil, und die Feinde zogen sich nach Mansurah zurück. Dort griff sie der Graf von Artois mit den Templern und etwa einem Drittel des Heeres an; aber er wurde völlig geschlagen und kam selbst in der Schlacht um. Von allen Rittern retteten nur zwei Templer und ein Johanniter das Leben, und einige Soldaten, die durch den Nil schwammen, brachten dem übrigen Heere die Schreckensnachricht. Weinend erhob Ludwig die Hände zum Himmel und sprach: „Der Wille des Herrn ist geschehen; des Herrn Name sei gelobt!" Als man nach dem Schlachtfelde kam und die schrecklich verstümmelten Leichname erblickte, da stürzten die harten Krieger voll Schmerz zu Boden und zerrissen ihre Kleider; aber das Schrecklichste stand noch bevor. Es blieb nichts weiter übrig, als sich nach Damiette zurückzuziehen; aber kaum hatte man den Rückzug angetreten, so griffen auch schon die Feinde auf allen Seiten an, und dazu kamen Hungersnoth und ansteckende Krankheiten, die unter furchtbaren Leiden in wenigen Tagen dem Leben ein Ende machten. Aus solcher Noth war keine andere Rettung, als sich den Feinden zu ergeben. Ludwig, seine Brüder und die meisten der Ritter wurden gefangen genommen, Viele niedergehauen; nur Wenige entkamen. Die Sarazenen hatten gehofft, es würde ihnen gelingen, sich im ersten Schrecken auch Damiette's zu bemächtigen; doch der dortige Befehlshaber zeigte sich entschlossen, die Stadt auf's Aeußerste zu vertheidigen. Als die Königin die Nachricht von der Gefangennehmung ihres Gemahls erhielt, warf sie sich einem wackeren achtzigjährigen Ritter zu Füßen und flehte ihn um eine Gunst an. Als er ihr mit einem Schwur betheuerte, er wolle Alles für sie thun, bat sie ihn, wenn die Sarazenen die Stadt einnähmen, möchte er ihr den Kopf abschlagen, ehe sie in ihre Hände fiele. Er versprach es ihr und sagte, er habe selbst schon daran gedacht, dies zu thun, wenn die Sarazenen sich der Stadt bemächtigten. Drei Tage darauf gebar sie einen Sohn, der zum Andenken an die traurige Lage seiner Eltern den Namen Tristan erhielt. Der alte Ritter verließ sie nicht, faßte sie immer bei der Hand und tröstete sie, wenn sie im Schlafe auffuhr und voll Schrecken ausrief, das Zimmer sei voll Sarazenen.

Der Sultan Moattam schloß endlich mit Ludwig einen Vertrag, nach welchem auf zehn Jahre Waffenstillstand sein sollte. Die Christen sollten Alles behalten, was sie vor der Ankunft Ludwigs in Syrien besessen hatten; alle Gefangenen sollten ausgewechselt werden, und Ludwig sollte für seine Freilassung Damiette zurückgeben und achthunderttausend Byzantiner zahlen. Ursprünglich hatte der Sultan eine Million Byzantiner oder 500,000 Pfund verlangt; da aber Ludwig erklärte, er sei bereit, ihm das Geforderte zu geben — denn Dingen und Handeln schicke sich nicht für ihn, — wollte ihm Moattam nicht nachstehen und erließ freiwillig den

fünften Theil der geforderten Summe. Schon sollte der Vertrag vollzogen werden, als ein neues, furchtbares Ereigniß die Vollziehung fast ganz vereitelt hätte. Die Sultane hatten seit einiger Zeit einen großen Theil ihres Heeres aus kriegsgefangenen Knaben und erkauften Sklaven vom kaspischen und schwarzen Meere zusammengesetzt, die man Mamelucken nannte, und besonders bildeten sie die Leibwache. Sie hatten unter ihrem Anführer Bibars besonders zu dem Siege über die Christen beigetragen; nachher aber hatte sie Moattam durch Stolz und Zurücksetzung beleidigt, und sie fürchteten, nach völliger Beendigung des Krieges werde er sie ganz beseitigen. Dem wollten sie zuvorkommen, und sie beschlossen deshalb die Ermordung des Sultans im Einverständniß mit seiner eigenen Mutter. Bibars brachte ihm zuerst eine Wunde bei. Moattam floh in einen hölzernen Thurm; die Mamelucken aber legten Feuer an denselben und zwangen ihn dadurch, seinen Zufluchtsort zu verlassen. Er wollte sich, von den Pfeilen der Mamelucken verfolgt, durch Schwimmen retten; sie aber stürzten ihm nach in den Nil und tödteten ihn im Wasser. Das Alles geschah vor den Augen Ludwigs; ja, einer von den Mördern brachte ihm das blutige Herz des Ermordeten und fragte ihn: „Was giebst du mir dafür, daß ich deinen Feind getödtet habe, der dich gewiß würde umgebracht haben, wenn er länger gelebt hätte?“ Ludwig würdigte ihn keiner Anwort, und Jener sagte: „Schlage mich mit diesem Schwerte zum Ritter, so will ich dich aus allen Gefahren befreien.“ „Ja“, antwortete Ludwig, „wenn du ein Christ wirst, und dann will ich dich mitnehmen und dir Lehen geben.“ Durch dieses furchtbare Ereigniß endete die Herrschaft der Familie Saladins, und die Mamelucken erhoben nachher ihren Anführer Bibars unter dem Namen Malek al Moëz zum Sultan. Ludwig und die übrigen Gefangenen kamen dadurch in die größte Gefahr; denn vielfach machte sich unter den Empörern die Ansicht geltend, man solle sie Alle umbringen. Ludwig benahm sich aber mit solcher Ruhe und Standhaftigkeit, daß sie sich bereit erklärten, den Vertrag zu erfüllen; ja, Viele sollen den König so sehr bewundert haben, daß sie die Absicht hatten, ihn zu ihrem Sultan zu machen.

Damiette wurde also übergeben, und man begann auch mit der Zahlung des Lösegeldes, wobei Ludwig nicht zugab, daß die Mamelucken übervortheilt würden; er ließ sogar die Summe von zehntausend Pfund, um welche man sie betrogen hatte, ihnen nachzahlen, und da sein Geld nicht ausreichte, ließ er es von den Templern nehmen, die noch genug hatten.

Nun schiffte sich Ludwig nach Ptolemais ein, und die Abfahrt geschah mit solcher Eile, daß es vielfach sogar am Nöthigsten fehlte, wie denn Ludwig selbst z. B. nur zwei Kleider besaß, die ihm der Sultan

gegeben hatte. Als die erste Kunde von seinem traurigen Schicksal nach Europa kam, wollte sie kein Mensch glauben; ja, man bestrafte die Ueberbringer als boshafte Lügner. Um so größer war der Schmerz, als man nicht länger an der Wahrheit zweifeln konnte. Der Papst erließ ein Trostschreiben an den König; Blanca forderte ihn auf, nach Frankreich zurückzukehren, wo seine Anwesenheit nöthig sei; er blieb aber noch beinahe vier Jahre in Syrien, ohne daß er jedoch mehr hätte ausrichten können, als daß er einige Städte befestigte. Der Tod seiner Mutter, der am 1. December 1253 erfolgte, bewog ihn endlich zur Rückkehr. Am 25. April 1254 schiffte er sich in Acre ein. Während der Reise wurde auf seinem Schiffe täglich Messe gelesen und wöchentlich dreimal gepredigt. Den Matrosen wurden, so oft es möglich war, Vorträge über die Hauptlehren des Christenthums gehalten, und die Sterbenden bereitete der König selbst zum Tode vor. Eines Tages entschuldigte sich ein Matrose, der die Messe nicht besuchte, damit, daß er erst den Schiffsdienst besorgen müsse, und Ludwig erbot sich, seine Arbeit zu übernehmen. Manches rohe Gemüth wurde dadurch beschämt und erschüttert, und Viele beichteten, die es seit Jahren nicht gethan hatten. Nach zehnwöchentlicher Fahrt langte Ludwig endlich bei den hyerischen Inseln an; überall erregte seine Ankunft die größte Freude und Theilnahme, und endlich kam er über Aix glücklich nach seiner Hauptstadt zurück.

Die nächsten sechszehn Jahre widmete er ganz der Sorge für sein Reich. Wir haben schon gesehen, wie er nach außen hin den Streit mit Heinrich III. von England, der noch immer in feindlichem Verhältnisse zu ihm gestanden hatte, auf edle Weise endete; wir haben ebenso gesehen, wie er seine und seines Volkes Rechte gegen päpstliche Anmaßung schirmte. Der Sinn für Recht, der ihn hier ungeachtet seiner Frömmigkeit mit solcher Entschiedenheit auftreten ließ, und der sich auch in seiner sonstigen Handlungsweise überall offenbarte, gewann ihm das Vertrauen des ganzen Volkes. Die Vasallenunterthanen hatten schon immer die Befugniß gehabt, von dem Spruche ihres unmittelbaren Lehnsherrn an den König als Oberlehnsherrn und seine Gerichtshöfe zu appelliren; sie machten aber von diesem Rechte jetzt um so häufiger und um so lieber Gebrauch, da sie von der Gerechtigkeitsliebe Ludwigs einen unparteiischen Richterspruch erwarteten, und da sie wußten, daß er, der mächtigste Grundbesitzer im Lande, auch die Mittel in Händen hatte, seinen Ausspruch gegen Jedermann geltend zu machen. Ludwig selbst durchreiste oft sein Reich, um die Beamten zu beaufsichtigen, bestrafte ungerechte Richter an Leib und Gut, verbot ihnen, Geschenke anzunehmen, zu fluchen, Würfel zu spielen, Trinkhäuser zu besuchen. Ebenso verbot er den Verkauf von Richterstellen, damit dieselben nicht in die Hände unfähiger und unwürdiger Menschen kämen, und wies den Richtern Besoldungen an. So

erlangte Ludwig allmälig das Ansehen des höchsten Gesetzgebers und Richters im ganzen Reiche. Jeder wurde verpflichtet, vor dem königlichen Gericht zu erscheinen, und erst dann wurde festgestellt, ob der Angeklagte demselben unterworfen sei, oder nicht. Der gerichtliche Zweikampf, sonst ein bequemes Mittel, das man überall anwandte, wo man Recht oder Unrecht nicht gleich zu erkennen vermochte, wurde abgeschafft. Jetzt sollte das Urtheil überall nach genauer Untersuchung der Sache und strenger Prüfung der Zeugen und Urkunden gefällt werden. Dazu aber hatten die Vasallen des Königs weder Lust noch Fähigkeit, und so trat immer entschiedener das Bedürfniß gelehrter Richter hervor; welche die Rechtsgelehrsamkeit zu ihrem Lebensberuf gemacht hatten. In ähnlicher Weise wurde auch der höchste Gerichtshof des Königs umgestaltet, den man seit jener Zeit mit dem Namen des Parlaments zu bezeichnen anfing. Je häufiger die Appellationen von den Gerichten der Vasallen oder von den königlichen Beamten (den Baillis und Seneschalls) an das Parlament wurden, um so größer wurde das Ansehen desselben, und es wurde Sitte, die Beschlüsse und Entscheidungen des Parlaments aufzuschreiben und ihnen gesetzliches Ansehen beizulegen, wodurch allmälig das Parlament die gesetzgebende Gewalt selbst erhielt. Uebrigens wohnte Ludwig selbst häufig den Gerichtsverhandlungen bei; ja, er setzte sich oft mit inniger Freude in seinem Garten zu Paris oder im Gehölz von Vincennes auf einen Teppich, ließ Beschwerdeführende vor sich kommen und sprach ihnen selbst Recht. Gleichzeitig sorgte er für Sicherheit und Ordnung im ganzen Lande Paris wurde durch seinen Vogt oder Prevot, die Landstraßen durch die Maréchaussée von Dieben und Mördern gereinigt, und wie er zuerst unter Zustimmung der Barone den gerichtlichen Zweikampf in seinen Kronländern aufgehoben hatte, so verbot er nachher alle Fehde im ganzen Reiche.

Während Ludwig so für das Wohl seines Reiches unermüdet thätig war, gingen im Morgenlande die traurigsten Veränderungen vor. Das lateinische Kaiserthum wurde, wie oben (S. 246) erzählt ist, durch Michael Paläologus vernichtet; das Kalifat von Bagdad war von den Mongolen überwältigt worden, und der Sultan von Aegypten hatte sich Syrien unterworfen. Ludwig, der durch seinen ersten Kreuzzug noch nicht glaubte sein Gelübde gelöst zu haben, beschloß deshalb, obgleich er schon hochbejahrt und so schwach war, daß er nicht mehr ohne fremde Hülfe zu Pferde steigen, und daß er nicht mehr seine volle Rüstung tragen konnte, einen neuen Zug zu unternehmen. Auch seine drei Söhne nahmen das Kreuz, ebenso sein Bruder Alfons, Graf von Toulouse und Poitiers, Theobald, König von Navarra, Jacob von Aragonien, zwei englische Prinzen und viele andre Große. Zwei Jahre brachte der fromme König damit zu, die Angelegenheiten seines Reiches zu ordnen, dessen Ver-

waltung während seiner Abwesenheit er dem Abt von St. Denys und dem Ritter Simon von Nesle übertrug, und nachdem er sein Testament gemacht und von seiner Gemahlin herzlichen Abschied genommen hatte, schiffte er sich am 2. Juli 1270 zu Aiguesmortes ein. Man landete zuerst bei Cagliari auf Sardinien, und dort erfuhr das Kreuzheer zu seinem Schrecken, daß der Zug nicht unmittelbar nach Palästina, sondern zunächst nach Tunis gehen sollte. Daran war besonders Ludwigs Bruder, Karl von Anjou, Schuld, welcher König von Sicilien geworden war. Der Beherrscher von Tunis bezahlte ihm nämlich einen früher übernommenen Tribut nicht mehr; dafür dachte er ihn zu strafen und die frühere Herrschaft der Normannen über einen Theil von Afrika zu erneuern; auch hatte der König von Tunis Ludwig selbst Hoffnung gemacht, daß er Christ werden und mit ihm gemeinschaftlich gegen Aegypten ziehen würde. Man landete glücklich an der Küste von Afrika; aber jetzt mußte es selbst Ludwig klar werden, daß der König von Tunis an den Uebertritt zum Christenthum gar nicht denke, da er sich vielmehr zu entschlossener Vertheidigung rüstete. Anfangs waren die Pilger glücklich; sie eroberten das Schloß von Carthago, gingen aber nicht weiter gegen Tunis vor, weil Ludwig nichts ohne Karl von Anjou unternehmen wollte, der seine Theilnahme am Zuge zugesichert hatte, aber jetzt seine Ankunft auf die unverantwortlichste Weise verzögerte. Darüber ging die günstigste Zeit zum Angriff verloren; dazu kam, daß man nicht daran gewöhnt war, die ungesunde Luft zu ertragen, unter Zelten der glühenden Hitze des Tages und der empfindlichen Kälte der Nacht zu trotzen, daß man den Durst mit verdorbenem Wasser stillen mußte, und daß sich endlich noch empfindlicher Mangel einstellte. Da erzeugten sich in dem Heere ansteckende Krankheiten, an denen Tausende starben; auch Ludwigs dritter Sohn wurde ein Opfer derselben. Endlich erkrankte der König selbst, und sein Zustand wurde bald so bedenklich, das alle Hoffnung auf seine Genesung schwand. Als er sein Ende nahe fühlte, schrieb er noch mit zitternder Hand eine Ermahnung an seinen Sohn nnd Nachfolger Philipp, worin er ihm mit eindringlichen Worten seine Pflichten als Mensch, Christ und König an das Herz legte; darauf bereitete er sich durch Andachtsübungen zum Tode vor, und am 25. August 1270 entschlief er, fromm wie er gelebt hatte Er lag auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Augen gen Himmel gerichtet, die Hände über der Brust gekreuzt. „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen", das waren seine letzten Worte.

In dem Augenblick, wo der heilige Ludwig seine Seele aushauchte, war Karl von Anjou vor Carthago angekommen und rückte dann gegen Tunis vor. Die Pilger, so sehr sie sich auch nach der Rückkehr sehnten, wollten jetzt Tunis angreifen; allein der selbstsüchtige Mensch hinderte

es, weil er dann die Vortheile des Zuges mit den Uebrigen hätte theilen müſſen. Er brachte es dahin, daß man zuerſt einen Waffenſtillſtand einging und nachher einen Frieden ſchloß, deſſen Bedingungen faſt ihm allein Vortheil gewährten. Er bekam eine ungeheure Summe Geldes, und der König von Tunis mußte ihm doppelten Tribut zahlen.

So endete Ludwigs zweiter Kreuzzug, das letzte bedeutende Unternehmen der Chriſten gegen die Sarazenen. Die Mamelucken dehnten ihre Herrſchaft im Orient immer weiter aus, und am 18. Mai 1291 mußte ſich auch das feſte Ptolemais dem Sultan von Babylon nach heldenmüthigem Widerſtande übergeben. Tyrus, Sidon und Berytus räumten die Franken freiwillig, und damit ſchwand der letzte Reſt des chriſtlichen Reiches in Aſien.

§. 37. Folgen der Kreuzzüge.

Zweihundert Jahre lang hatten die Kämpfe um den Beſitz des heiligen Landes gedauert. Franzoſen, Deutſche, Engländer, Italiener, ja faſt alle chriſtlichen Nationen Europa's hatten nach und nach mehr oder weniger daran Theil genommen, und doch war am Ende das eigentliche Ziel derſelben nicht erreicht. Paläſtina war wieder in den Händen der Feinde des Kreuzes; ja, die Herrſchaft der Mamelucken laſtete noch drückender auf dem Lande, als früher die der Kalifen von Bagdad und der Sultane aus dem Hauſe Saladins. So möchten dem oberflächlichen Beurtheiler, der den Blick nicht von der unmittelbaren äußeren Erſcheinung loszumachen und über dieſelbe zu erheben vermag, ſo viele und ſo gewaltige Anſtrengungen unnütz verſchwendet, das Blut der Hunderttauſende, die in jenen Kämpfen ihren Tod fanden, vergeblich vergoſſen ſcheinen; und doch waren die Kreuzzüge ſicher das großartigſte und zugleich folgenreichſte Ereigniß des Mittelalters. Oder iſt es nichts Großartiges, daß ſo verſchiedene, durch Sitte, Sprache und äußere Intereſſen von einander getrennte Völker ſich vereinigten zur Erreichung *eines* Zweckes, daß ganze Nationen von glühender Begeiſterung ergriffen wurden für die Verwirklichung einer Idee, die wir immerhin als eine erhabene, eine göttliche anerkennen müſſen, wenn auch das rein Geiſtige dabei in die Aeußerlichkeit herabgezogen erſcheint? Jedenfalls wurde dadurch dem in das Weltliche verſunkenen Sinne der Menge eine höhere, edlere Richtung gegeben, und wenn es auch eine Verirrung war, daß man dem Gebete an heiliger Stätte eine beſondere Verdienſtlichkeit zuſchrieb, daß man den Tod im heiligen Lande für einen beſonders ſeligen hielt; tritt uns denn nicht wirklich das Bild theurer Menſchen an den Orten, wo

ſie gewandelt, und die ſie durch ihre Thätigkeit geweiht haben, klarer vor die Seele, und fühlen wir uns ihnen nicht dort näher und inniger verbunden? Mag es denn auch immerhin ſein, daß Viele, durch das Vertrauen auf die Verdienſtlichkeit der Pilgerfahrt verleitet, um ſo ungeſtörter ſich ihren Sünden hingaben; ſie würden auch in der Heimath nicht beſſer geworden ſein, und fanden ſie bei dem Zuge ihren Tod, ſo war jedenfalls an ihnen nichts verloren.

Zunächſt wurde durch die Kreuzzüge beſonders das Anſehen des Papſtthums befeſtigt. Ihr Anfang fällt in eine Zeit, wo die Hierarchie ihre höchſte Vollendung erreicht hatte, in die Zeit, wo es Gregor VII. gelungen war, die weltliche Macht unter die der Kirche zu beugen. Der Papſt rief die Unternehmungen gegen die Ungläubigen in's Leben; die Hunderttauſende, die nach Paläſtina zogen, waren dem Rufe der Kirche gefolgt; die Fürſten, welche das Kreuz nahmen, erkannten damit an, daß alle ihre Macht dem Dienſte des Herrn und ſeiner Kirche geweiht ſein müſſe, und wie der Papſt den erſten Anſtoß zu dem Unternehmen gegeben hatte, ſo war er es auch eigentlich, der den Fortgang deſſelben leitete. Zwar ſtellten ſich die Päpſte nicht ſelbſt an die Spitze der Kreuzheere; aber doch wirkten ſie beſtändig auf dieſelben ein durch ihre Legaten; ſie hatten überall die letzte Entſcheidung; ſie zogen die eroberten Länder in den Bereich ihrer Gewalt, beſetzten die Biſthümer daſelbſt, ſchlichteten die Streitigkeiten, nahmen die Güter der Kreuzfahrer unter ihren Schutz. Wenn dennoch am Schluſſe der Kreuzzüge die päpſtliche Macht keineswegs mehr befeſtigt erſcheint, als am Anfange derſelben, ſo erklärt ſich das daraus, daß durch den lebendigen Verkehr, in welchen durch ſie das Abendland mit dem Morgenlande trat, der geiſtige Geſichtskreis der Völker erweitert wurde, neue Ideen ſich Bahn zu brechen begannen, die durch keine Scheiterhaufen und Inquiſitionstribunale wieder zurückgedrängt werden konnten, ſondern dadurch nur in heftigeren Kampf gerathen mußten mit der geiſtlichen Uebermacht und den vielfachen Mängeln, die in dem Gebäude der Hierarchie um ſo ſichtlicher hervortraten, je vollendeter es wurde in ſeiner Art. Aeußerlich gewannen durch die Kreuzzüge am meiſten die einzelnen Kirchen und Klöſter, indem viele Pilger denſelben ihre Grundſtücke verkauften, verpfändeten, vermachten, auch wohl Manches, was ſie unrechtmäßig an ſich geriſſen hatten, zurückgaben, um nicht mit belaſtetem Gewiſſen nach dem heiligen Lande zu ziehen, und die Kirchen wußten in der Regel dieſe Verhältniſſe außerordentlich zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Nicht minder großen Einfluß übten die Kreuzzüge auf die Umgeſtaltung aller weltlichen Verhältniſſe aus In den meiſten chriſtlichen Ländern war am Schluſſe derſelben die königliche Gewalt mehr befeſtigt, als vorher, und beſonders in Frankreich wurden gleichzeitig während der-

ſelben die Kronländereien vergrößert, während die Macht der großen Barone ſank, indem viele, um am Zuge Theil nehmen und die Koſten deſſelben beſtreiten zu können, ihre Beſitzungen verkauften und ſo verarmten, viele auch in Paläſtina ſelbſt ihren Tod fanden.

Oft überließen ſie auch ihren kleineren Lehnsleuten und Unterthanen Land, und ſo entſtand eine größere Vertheilung des Grundeigenthums. Manche ſchenkten, wenn ſie das Kreuz nahmen, ihren Leibeigenen die Freiheit; andere Leibeigene erkauften ſich dieſelbe oder erwarben ſie ſich durch Theilnahme am Kreuzzuge. So bildete ſich neben den Leibeigenen allmälig ein freier Bauernſtand. Aber auch das Verhältniß der Herren zu den Leibeigenen ſelbſt geſtaltete ſich milder. Die gemeinſam getragenen Leiden, die gemeinſam beſtandene Gefahr hatte Herren und Knechte einander näher gebracht; ja, mancher harte Herr hatte in ſarazeniſcher Gefangenſchaft das Loos des Leibeigenen aus eigener Erfahrung kennen gelernt und wurde dadurch nachher zur Milde geneigt.

Vor Allem aber wuchs durch die Kreuzzüge die Macht der Städte. Man lernte den Luxus des Orients kennen und gewann ihn lieb; die dadurch herbeigeführte Steigerung und Vermehrung der verſchiedenartigſten Lebensbedürfniſſe mußte den Handel außerordentlich befördern, und namentlich wurde der Handel mit dem Morgenlande belebt. Zwar hatte derſelbe ſchon längſt beſtanden, zur Zeit der Araber wie der Seldſchucken, und die Kreuzzüge ſchienen ihn eher zu hemmen, als zu fördern, indem der Papſt für die Dauer der Kriege allen Handel nach ſarazeniſchen Ländern verbot. Jedoch ſchon Innocenz III. milderte dies Verbot auf die Beſchwerde der Venetianer, daß ſie ohne Handel nicht leben könnten, dahin, daß nur keine Waffen, Kriegsgeräth und Schiffe an die Sarazenen verkauft werden ſollten, und oft wurden Juden wegen Uebertretung auch dieſes Verbotes beſtraft. Jedenfalls mußte aber der engere Verkehr, in den die europäiſchen Völker unter einander und mit dem Morgenlande traten, den Handel immer mehr beleben, und bald dehnte ſich derſelbe, den großen natürlichen Handelsſtraßen des Mittelmeeres und der Donau folgend, über Europa, Aſien und Afrika aus. Zu beſonderer Blüthe gelangten die großen Handelsſtaaten Italiens. Amalfi trieb ſchon in früher Zeit ausgedehnten Handel, beſonders nach Syrien und Aegypten; derſelbe gerieth aber ſpäter in Verfall, als die Stadt in die Hände der Normannen kam. Piſa ſtand in lebhaftem Verkehr mit Spanien, Südfrankreich, Sicilien, Griechenland, Syrien und Afrika, und zu verſchiedenen Zeiten wurden den Piſanern daſelbſt große Handelsvorrechte eingeräumt. Beſonders begünſtigt aber waren ſchon durch ihre Lage Genua und Venedig. Große genueſiſche Handelsflotten gingen ſeit den Kreuzzügen nach Syrien und Aegypten; Genua, früher ſchon beſonders mächtig im weſtlichen Theile des Mittelmeeres, trat in Verbindung mit

dem byzantiniſchen Kaiſer, und nach dem Sturze des lateiniſchen Kaiſerthums, zu dem, wie wir geſehen haben, die Genueſer ſo viel beitrugen, wurden ihnen in mehreren griechiſchen Städten Niederlaſſungen und Gerichtsbarkeit, ſo wie Freiheit von allen Abgaben eingeräumt. Sie waren ſeitdem faſt im ausſchließlichen Beſitze des Handels auf dem ſchwarzen Meere; Smyrna, Pera, die Vorſtadt von Conſtantinopel, und ein Theil der Krim kamen in ihre Hände; Kaffa wurde der Stapelplatz für den Handel aus dem inneren Aſien. Venedig endlich war ſchon früh im Beſitze des Handels auf dem adriatiſchen Meere; auch mit dem byzantiniſchen Reiche ſtanden die Venetianer von Alters her in Verbindung, und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden ihnen in demſelben Niederlaſſungen und Abgabenfreiheit gewährt; ja, die Kaufleute von Amalfi mußten ſogar für alle Waaren, die ſie im griechiſchen Reiche verkauften, an Venedig eine Abgabe entrichten. Beſonders wuchs die Macht der Venetianer daſelbſt zu den Zeiten des lateiniſchen Kaiſerthums, und auch nach dem Sturze deſſelben wurden ihnen doch manche Vortheile gelaſſen. Dabei trieben ſie auch mit den Sarazenen ausgedehnten Handel, mit Aleppo, Iconium, Aegypten, Tunis, und in den meiſten Städten, wohin ſie Handel trieben, erhielten ſie Erlaubniß, Richter und Handelsaufſeher anzuſtellen. Durch ſolchen ausgebreiteten Handel, der ſich bis Indien hin erſtreckte, floſſen in jene italieniſchen Handelsſtaaten unermeßliche Reichthümer zuſammen, und blühende Colonien entſtanden in Candia, Corfu, Morea, am ſchwarzen und aſowſchen Meere.

Nicht minder gelangten in Deutſchland und den Niederlanden viele Städte durch den Handel zu großem Wohlſtande. Zu allen Zeiten beſtand ein bedeutender Handelsverkehr zwiſchen Deutſchland und Italien, nach Augsburg, Regensburg, Wien und von da weiter nach Böhmen, Franken, Erfurt, Magdeburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, oder durch die Schweiz den Rhein hinunter. Am unteren Rhein war Köln der bedeutendſte Handelsplatz. Ein anderer Handelsweg nach Deutſchland ging von Griechenland aus an der Donau entlang nach Wien und Regensburg, mit Seitenzweigen nach Krakau, Breslau und Prag. Auch mit dem Norden wurde bedeutender Handel getrieben; die Nord- und Oſtſee wurden befahren; eine Handelsſtraße führte von Danzig nach Stargard, eine andere ging von Schleswig die Küſte entlang bis Flandern und Frankreich; ſo finden wir im Norden die blühenden Handelsſtädte Danzig, Elbing, Königsberg; auch Lübeck, Hamburg und Bremen trieben ausgebreiteten Handel nach Norwegen, Schweden und beſonders nach Preußen und Livland; Flandern aber, durch Viehzucht, Fiſchfang und regen Gewerbfleiß eins der reichſten Länder Europa's, wurde Stapelplatz für den nördlichen und ſüdlichen Handel; Antwerpen, Brüſſel machten bedeutende

Geſchäfte, und in Brügge zumal kamen Waaren jeder Art aus allen Ländern zuſammen.

Je mehr dadurch der Reichthum der Städte wuchs, um ſo mehr gewannen ſie auch an Selbſtſtändigkeit und innerer Kraft. Wie mächtig die lombardiſchen Städte dem Kaiſer gegenüber auftraten, wie Friedrich II. vergebens Mailand zerſtörte, und wie ſie in Verbindung mit dem Papſte ihn zu einem äußerſt nachtheiligen Frieden zwangen, wird weiter unten erzählt werden. Durch Ertheilung vieler Bewilligungen und Freibriefe wurde die kaiſerliche Macht in denſelben immer mehr geſchwächt; das Anſehen der kaiſerlichen Beamten ſank immer tiefer; der Kaiſer verlor das Recht der Geſetzgebung, der Beſteuerung und der Truppenaushebung; den Städten wurde die Anſtellung der Richter überlaſſen, und nur als höchſter Richter wurde der Kaiſer noch längere Zeit anerkannt. Anfangs hatten ſich die Städte dem hohen Adel gegenüber mit dem niederen Adel verbündet; als aber jener an Macht verlor, traten ſie dieſem mit gleichen Anſprüchen zur Seite, die ſie in den darüber entſtandenen Fehden meiſt ſiegreich zu behaupten wußten, und manche Adlige nahmen deshalb freiwillig das Bürgerrecht; ſpäter wurden viele, und dann natürlich unter härteren Bedingungen, dazu gezwungen, ſo daß ſich nun in allen Städten eine demokratiſche und eine ariſtokratiſche Partei bildete, deren gegenſeitige Anſprüche vielfach zu Krieg und Verwirrung führten. Auch mit der Geiſtlichkeit geriethen die Städte mannichfach in Streit. Oft trachteten die Biſchöfe nach der Oberherrſchaft in ihrer Stadt, wenigſtens nach Vergrößerung ihrer Rechte; dies Streben gelang ihnen aber meiſtens ſo wenig, daß ſie vielmehr häufig ſich ſogar entſchließen mußten, ihre Beſitzungen der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Immer jedoch erneuerten ſich die Streitigkeiten wieder, namentlich über Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit der Geiſtlichen; es kam dabei zu den ärgerlichſten Auftritten; in Mantua hieb man ſogar einem Biſchofe die Hände ab und ermordete ihn mit vierzig Wunden. Sprach der Biſchof den geiſtlichen Bann über die Stadt aus, ſo antwortete dieſe mit dem weltlichen Banne oder der Acht; in Venedig ſetzte der Doge um das Jahr 1234 Geiſtliche ohne Weiteres ab und verbot ihnen ſogar, an den Papſt zu appelliren, und Aehnliches geſchah in Mailand, Verona und anderen lombardiſchen Städten; ja, nicht nur in den mächtigeren derſelben, ſondern auch in den kleineren wurden gegen die Geiſtlichkeit Frevel aller Art geübt.

Ein beſonders wichtiger Schritt zur Unabhängigkeit war für die Städte die Erlangung des Rechts, ihre Beamten frei zu wählen, eines Rechts, welches freilich nicht alle gleichzeitig und ohne Kampf erhielten. An ihrer Spitze ſtanden Conſuln, deren Zahl in den verſchiedenen Orten verſchieden war, und die auf ein Jahr gewählt wurden.

Dafür, daß ſie nicht willkürlich handeln konnten, war dadurch geſorgt, daß ſie in allen wichtigeren Dingen von dem großen Rathe, oder auch von der Volksverſammlung abhängig waren. Außerdem ſtand ihnen noch ein kleinerer Rath zur Seite, der Alles erſt vorberathen mußte, ehe es an den großen Rath kam, und über dem kleineren Rath ſtand noch ein geheimer Rath, die Credenza. Im dreizehnten Jahrhundert nahm endlich der große Rath völlig die Stelle der Volksverſammlungen ein; an ſeine Stelle trat der kleine, an die des kleinen die Credenza, über welche einige „Alte" geſetzt wurden, und ſtatt der Conſuln wählte man einen Podeſta, der nothwendig ein Fremder ſein mußte, weil man es unerträglich fand, ſich von ſeines Gleichen beherrſchen zu laſſen. Gewöhnlich war der Podeſta ein Adliger und Ritter; ja, ſelbſt Markgrafen ſuchten dieſe Stelle zu erhalten. Er wurde meiſtens auf ein Jahr gewählt, und am Schluſſe ſeiner Amtsführung mußte er vor dem großen Rath oder einem Ausſchuß ſtrenge Rechenſchaft ablegen; ja, er wurde auch wohl ſchon vor Ablauf ſeiner Amtszeit abgeſetzt, wenn man nicht mit ihm zufrieden war.

Obgleich nun aber die italieniſchen Städte zu immer größerer Selbſtſtändigkeit gelangten und durch Bündniſſe unter einander zum Widerſtand gegen kaiſerliche Tyrannei einen dauernden Frieden unter den Bundesgliedern zu begründen ſuchten, ſo konnten ſie doch dadurch nicht viel erreichen wegen der fortdauernden inneren Parteiungen und Kämpfe, und es konnte nicht fehlen, daß zuletzt aus der Maſſe gleichberechtigter Bürger Einzelne hervortraten, welche die unumſchränkteſte Alleinherrſchaft an ſich riſſen, wie denn wirklich ſchon während des Mittelalters die meiſten lombardiſchen Städte unter die Herrſchaft einzelner Familien kamen, wobei ihre republikaniſche Verfaſſung nach und nach verſchwand, obgleich ſie noch immer wohlhabend und blühend blieben.

Ganz anders war es in Deutſchland, wo der Unterſchied und die Eigenthümlichkeit des Adels, der Geiſtlichkeit, der Bürger und der Bauern erhalten blieb, kein Stand den andern ganz unterdrückte, auch das Verhältniß zu Kaiſer, Reich und Kirche nie ein durchaus feindſeliges wurde. Daher gediehen die deutſchen Städte, obgleich ſie nicht in ſo großem Glanze erſcheinen, wie die lombardiſchen, innerlich deſto herrlicher, und Sitte, Zucht, Ordnung und Eintracht fanden in ihren Mauern eine ſtille, heimiſche Stätte.

Wir haben (S. 124) geſehen, daß Heinrich I. keineswegs als Begründer des eigentlichen ſtädtiſchen Lebens betrachtet werden kann, und es iſt bereits (S. 191) gezeigt worden, was eigentlich die Selbſtſtändigkeit der Städte und die bürgerliche Freiheit herbeiführte. Beſonders wichtig aber wurde für dieſelben das Zunftweſen, in welchem der Bürger eine feſte Stütze gegen die Gewalt des Adels fand.

Schon unter den Römern hatten sich gewisse Klassen freier Handwerker oft zu Collegien vereinigt; aber diese waren doch sehr verschieden von den Zünften, die ein reines Erzeugniß des mittelalterlichen Städtelebens sind. Während jene nur politische und religiöse Genossenschaften waren, so standen die Zünfte von Anfang in besonderer Beziehung zum Betriebe des Gewerbes und zu der Erlernung desselben. Die erste Veranlassung zur Vereinigung der Handwerker in Corporationen gab freilich wohl die Nothwendigkeit, sich gegen die Uebergriffe der herrschenden Familien in den Städten, der Patricier, zu sichern, und trotz des Widerstandes derselben und auch der Kaiser gelangten diese Zünfte, die auch unter einander in Verbindung traten, zu immer größerer Bedeutung, so daß sie sich förmliche Anerkennung errangen, die Bestätigung ihrer Satzungen durchsetzten, ihre eigenen Anführer erhielten und die Befugniß zur Theilnahme an den Gerichten als Schöppen, sowie das Recht erlangten, in Handwerks- und Handelsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen, und daß man ihnen endlich nicht unbedeutenden Einfluß auf die Wahl der Magistrate und auf die innere Verwaltung der Städte überhaupt einräumen mußte. Um sich aber in ihrer Macht dem Adel und den Geschlechtern gegenüber zu behaupten, suchten sie sich vor Allem sittliche Tüchtigkeit zu bewahren; viele Bestimmungen in den alten Zunftartikeln sind deshalb darauf berechnet, Ehrbarkeit und Zucht unter den Innungsgenossen zu erhalten, und sie wachten über die Befolgung dieser Bestimmungen mit der größten Strenge. Nicht minder wichtig erschien von Anfang für die Erhaltung ihres Ansehens Tüchtigkeit im eigenen Gewerbe; darum enthielten die Zunftartikel auch genaue Bestimmungen über die regelmäßige Bildung der Handwerker als Lehrlinge, über das Wandern der Gesellen und über die Erfordernisse, die der Gesell zu erfüllen hatte, um Meister zu werden, nicht minder auch über die Rechte und Pflichten jeder dieser drei Stufen. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß sich auch manche Mängel an das Zunftwesen anschlossen, namentlich durch das Streben nach ausschließlichem Gewerbebetrieb. Daher die Verbote gegen alle Pfuscher, gegen Handwerksbetrieb auf dem Lande, gegen Einführung fremder Arbeiten, unbillige Ausschließung von Bewerbern durch Beschränkung der Innungen auf eine bestimmte Anzahl von Meistern, oder äußerste Erschwerung des Eintritts in die Zunft durch lästige Bedingungen beim Meisterwerden; daher der lästige Zunftzwang, durch welchen die Gebiete einzelner Handwerke genau, oft bis zum Lächerlichen, abgegränzt wurden, so daß dann auch Meister ganz verwandter Handwerke diese Gränze mit ihrer Thätigkeit nicht überschreiten durften. Jedenfalls aber hat in jener Zeit das Zunftwesen auf Zunahme der Betriebsamkeit und Geschicklichkeit, des Erwerbes und Ansehens des Handwerkerstandes in den Städten den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt.

Mit der Hebung und Kräftigung des Bürgerstandes wirkte gleichzeitig die Belebung des Handels so mächtig auf den Gewerbfleiß, daß fast in allen Ländern Europa's die Verbreitung der Landesproducte, der Kunstfleiß und der Erfindungsgeist einen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Eins der wichtigsten Gewerbe war in jener Zeit die Weberei. Aus Constantinopel kam die Seidenweberei nach Sicilien und dann nach Venedig, und bald verbreitete sich dieselbe auch nach anderen Städten Italiens; in Verona wurde sie sogar unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt, und man verstand schon, mehrfarbige Seidenzeuge zu weben und Muster, ja selbst Figuren von Pflanzen, Thieren, Menschen und sogar ganze Geschichten einzuwirken. Ebenso blühte die Wollenweberei in Italien, Deutschland, Flandern und England. Besondere Schaumeister waren eingesetzt, um darüber zu wachen, daß das Tuch die gehörige Breite, Länge, Güte und Feinheit hatte. Auch in Goldschmiedearbeiten hatte man es bereits zu nicht geringer Vollkommenheit gebracht.

Auch die wissenschaftlichen Bestrebungen in Europa erhielten durch die Kreuzzüge vielfache Anregung. Durch sie und durch die Ausdehnung der christlichen Reiche in Spanien kam das christliche Europa in mannichfache Berührung mit den Arabern. Diese besaßen aber große Kenntnisse in der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Arzneikunde. Sie kannten die Schriften des Aristoteles, sie beschäftigten sich vielfach mit der Astronomie, kannten den Gebrauch der Magnetnadel, verstanden eine dem Schießpulver ähnliche Mischung zu bereiten; sie besaßen berühmte Aerzte, welche die Schriften der großen hellenischen Aerzte studirt hatten, und mit empfänglichem Sinne eigneten sich die Europäer ungeachtet der Verschiedenheit des Glaubens Alles an, was sie von wissenschaftlichen Kenntnissen bei ihnen vorfanden. Eine Menge arabischer Bezeichnungen auf jenen Gebieten der Wissenschaft, wie Algebra, Chemie (abgekürzt aus Alchemie), Alkohol (Spiritus), arabische Namen auf unsern Sternkarten, zeugen noch jetzt davon, wie bedeutend dieser Einfluß gewesen ist. Zur Zeit Kaiser Friedrichs II. brachte ein Pisaner die arabischen Zahlzeichen und die erste Kenntniß der Algebra nach Italien; durch die Araber lernte man die Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen; auch die Kugelgestalt der Erde lernte man durch sie kennen, und ein deutscher Abt erfand eine Uhr, durch welche die Bewegungen der Himmelskörper dargestellt wurden. Die wissenschaftliche Arzneikunde war fast ganz zu Grunde gegangen, bis sich im eilften Jahrhundert ein Afrikaner Namens Constantin durch Studiren arabischer Schriftsteller darin große Kenntnisse erwarb. Er ließ sich in Italien nieder, und bald nachher entstand eine blühende medicinische Schule zu Salerno. Schon im zwölften Jahrhundert besoldeten mehrere italienische Städte einen Arzt, der die Armen unentgeltlich heilen und den Kriegern in's Feld folgen mußte, und Kaiser

Friedrich I. ließ ſich überall von einem Leibarzt begleiten. Freilich gingen von den Arabern aber auch manche verkehrte Beſtrebungen in der Wiſſenſchaft zu den Europäern über. Die Naturkunde artete bei den Arabern vielfach in einen förmlichen Verſuch der Zauberei aus. Man wollte die unedlen Stoffe in edle verwandeln, Gold und Edelſteine aus denſelben bereiten; namentlich aber bemühte man ſich, den edelſten aller Stoffe, den ſogenannten Stein der Weiſen, zu finden, welcher im Stande wäre, den aus irdiſchen Stoffen zuſammengeſetzten Leib vor dem Zerfallen dieſer Stoffe und alſo vor dem Tode zu bewahren. Selbſt die ausgezeichnetſten Gelehrten in Europa wurden von ſolchen Beſtrebungen mit fortgeriſſen; ſo ſelbſt der große engliſche Gelehrte Roger Baco (geboren 1214), der in der Theologie, Rechtsgelehrſamkeit und Arzeneikunde gleich gründliche Kenntniſſe beſaß, mehrere Sprachen verſtand und in der Geſchichte wohl unterrichtet war, vor Allem aber ſich durch ſeine Kenntniſſe in der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften auszeichnete. Er, der in vieler Hinſicht ſo hoch über ſeiner Zeit ſtand, daß ihn dieſelbe nicht zu verſtehen vermochte, war doch eben ſo wie Andre im Glauben an den Stein der Weiſen befangen. In gleicher Weiſe artete die Aſtronomie in Sterndeuterei aus; dieſe, ſo wie Wunderkuren und Aberglaube aller Art, ſchlichen ſich, wie bei den Arabern, ſo bei den Europäern, auch in die Arzneikunde ein, und man verwendete unſäglich viel Zeit und Mühe darauf, um aus dem Stande der Geſtirne (der Conſtellation) den Gang der Weltbegebenheiten und die Schickſale des einzelnen Menſchen zu leſen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Naturforſcher jener Zeit bei dem Volke wirklich in den Verdacht der Zauberei geriethen. Auch Roger Baco entging dieſem Schickſale nicht; er wurde ſogar deshalb von dem Franciscanerorden, welchem er angehörte, verurtheilt und mußte lange Zeit im Gefängniſſe ſchmachten.

Keine Wiſſenſchaft gewann durch die Kreuzzüge mehr, als die Geographie; denn das bis dahin faſt ganz unbekannte Morgenland wurde erſt jetzt zugänglicher, und theils wegen des Handels, der großen Gewinn verſchaffte, theils getrieben von dem Eifer, den Ungläubigen das Evangelium zu verkündigen, drangen kühne Reiſende bis zum fernſten Oſten vor. Keiner unter dieſen Reiſenden erlangte aber größere Berühmtheit, als der Venetianer Marco Polo.

Niccolo und Maffeo Polo, die Söhne eines venetianiſchen Patricier's, unternahmen im Jahre 1254 gemeinſchaftlich eine Reiſe nach Conſtantinopel. Dort erfuhren ſie, daß ſich an der Wolga ein mächtiges tatariſches Reich gebildet habe. Aus Handelsſpeculation reiſten ſie dort hin. Nach mancherlei Abenteuern kamen ſie nach Bochara, wo ſie ſich mehrere Jahre aufhielten und die Landesſprache lernten, und endlich zum Großkhan Kublai. Dieſer nahm ſie freundſchaftlich auf und behielt ſie bei

sich, ließ sich von ihnen viel über ihre Heimath erzählen und sandte sie endlich mit reichen Geschenken nach Europa zurück, nachdem er sie aufgefordert hatte, von dem Papste hundert gelehrte Männer und Geistliche für ihn zu erbitten. Im Jahre 1269 kehrten sie nach Italien zurück. Dort war Niccolo's Gattin gestorben; aber er fand einen Sohn, den sie während seiner Abwesenheit geboren hatte, und welcher damals funfzehn Jahre alt war und Marco hieß. Auch der Papst Clemens IV. war inzwischen gestorben, und die Wahl des neuen Papstes zog sich so in die Länge, daß die Brüder beschlossen, unverrichteter Sache nach Asien zurückzukehren; sie nahmen den jungen Marco mit. In Palästina erfuhren sie, daß Tebaldo Visconti (Gregor X.), der sich gerade dort aufhielt, zum Papste gewählt worden sei; von ihm erhielten sie auf ihren Wunsch einige Geistliche, und in Begleituug derselben setzten sie ihren Weg weiter fort. Die Geistlichen trennten sich jedoch aus Furcht schon in Armenien von ihnen, und so kamen sie denn nach dreijähriger beschwerlicher Reise allein zu Kublai, der sich im nördlichen China aufhielt und bei ihrer Ankunft große Freude bezeugte. Besonders gewann er den jungen Marco lieb, dem er wichtige Gesandtschaften und Reisen in die entferntesten Gegenden des Reiches auftrug, und den er endlich sogar zum Stadthalter der Provinz Kiang-Nan machte. Ueberall erkundigte sich der wißbegierige Marco sorgfältig nach den Sitten und Gewohnheiten der Völker und erforschte die Beschaffenheit und die Erzeugnisse des Landes. So verstrichen siebenzehn Jahre; da konnten die Polo endlich der Sehnsucht nach der Heimath nicht länger widerstehen. Ungern entließ sie Kublai, um eine seiner Töchter zu dem Schah von Persien zu begleiten, der um ihre Hand angehalten hatte, und da sie unterweges die Nachricht vom Tode Kublai's erhielten, kehrten sie vollends in die Heimath zurück. Nach vierundzwanzigjähriger Abwesenheit langten sie im Jahre 1295, mit Schätzen reich beladen, glücklich wieder in Italien an. Niemand erkannte sie wieder, als sie nach so langer Zeit in grober tatarischer Kleidung in Venedig erschienen, am wenigsten ihre Vettern, die sie längst für todt gehalten und ihren Palast in Besitz genommen hatten. Nun aber veranstalteten die Heimgekehrten ein glänzendes Mahl, zu welchem sie ihre stolzen Verwandten einluden. Sie erschienen dabei in reicher tatarischer Kleidung von carmoisinrothem Atlas, die sie zerschnitten und unter die Diener vertheilten. Dann kamen sie in noch prächtigerer Kleidung, mit der sie es eben so machten, und endlich kleideten sie sich in den kostbarsten Sammet. Nun holte Marco auch wieder die erste unscheinbare Kleidung herbei, trennte sie vor den Augen der staunenden Verwandten auf, und es fiel eine solche Menge der kostbarsten Edelsteine heraus, daß die ganze Tafel davon förmlich übersäet wurde. Jetzt drängten sich Alle um die drei Reisenden, und ganz Venedig bewarb sich um ihre Freundschaft.

Jeder wollte Marco's wundersamen Erzählungen zuhören, und weil er nur in Millionen den Reichthum und die Bevölkerung China's schildern konnte, nannte man ihn Messer Marco Millioni, und sein Palast hieß noch nach 250 Jahren il Corte del Millioni. Bald erhielt Marco auch ein obrigkeitliches Amt, und auch außerhalb Venedig stand er in hohem Ansehen. Er nahm an einem Kriege Theil, den Venedig gegen Genua führte, und in einem Seetreffen wurde er von den Genuesern gefangen genommen. Dieselben behandelten ihn aber sehr milde, und in dieser Gefangenschaft soll er, des unaufhörlichen Erzählens müde, seine Reisebeschreibung niedergeschrieben haben; in welcher Sprache, ist ungewiß. Nach seiner Freilassung kehrte er wieder nach Venedig zurück, wo er wahrscheinlich im Jahre 1323 starb, nachdem sein Vater Niccolo bereits im Jahre 1316 gestorben war.

Jedenfalls war Marco Polo ein außerordentlicher Mann. Er hat das große Verdienst, die Kenntniß des inneren Asiens den Europäern zu einer Zeit aufgeschlossen zu haben, wo man Reisen nach so fernen Ländern fast noch gar nicht unternahm, und wo Diejenigen, die solche zu unternehmen gewagt hatten, fast nur darauf bedacht waren, sich durch wundersame Erzählungen den Schein des Außerordentlichen zu geben, unbekümmert darum, daß die Kenntnisse ihrer Zeitgenossen durch dergleichen nicht bereichert, sondern vielmehr völlig verwirrt wurden. Das ist aber bei Marco Polo so ganz und gar nicht der Fall, daß er vielmehr Das, was er selbst gesehen hat und mit der größten Genauigkeit schildert, überall sorgfältig von Dem unterscheidet, was er nur durch Berichte Anderer erfahren hat. „Er gelangt bis in den fernsten Osten", sagt Goethe von ihm im westöstlichen Divan, „führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen. Er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läßt uns zuletzt über Eis und Schnee nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benamste Inseln, und doch läßt er uns überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn gleich Vieles märchenhaft erscheinen möchte." Zu dem Letzteren gehört namentlich Manches, was er durch fremde Berichte erfuhr; so wenn man ihm

von Schlangen mit Vorderfüßen erzählte, von dem Vogel Rokh, der im Stande sei, einen Elephanten im Schnabel fortzutragen, von Menschen mit Hundeschwänzen und dergl. Vieles aber in seinen Berichten, was man Jahrhunderte lang für Märchen hielt, hat gerade durch die neueren Forschungen volle Bestätigung gefunden. Und nicht bloß für die Kenntniß jener fernen Länder sind seine Reisen von großer Wichtigkeit gewesen. Er lernte in Asien viele Dinge kennen, von denen durch ihn die erste Kunde nach Europa kam, und nicht ohne Grund hat man von ihm behauptet, daß er durch seine Mittheilungen die erste Anregung zur Erfindung des Schießpulvers, des Compasses, der Buchdruckerkunst u. s. w. gegeben habe, zu jenen großen Erfindungen, die am Schlusse des Mittelalters so mächtig dazu mitwirkten, den Eintritt einer neuen Zeit vorzubereiten.

---

§. 38. Das Ritterthum.

Obgleich die Kreuzzüge dem Adel manchen äußeren Nachtheil brachten, so verschafften sie demselben doch auf der andern Seite den größten Gewinn, indem durch sie eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Mittelalters, das Ritterwesen, eine edlere Richtung erhielt und zur schönsten Vollendung gelangte.

Schon in uralter Zeit hatten sich die Franken im Ritterdienst ausgezeichnet, und seit der Heerbann aufgehört hatte, weil die Zahl der gemeinen Freien immer mehr schwand, bildeten diejenigen Freien, welche so viel Eigenthum besaßen oder so viel Gut zu Lehen hatten, daß sie im Stande waren, den Heeresdienst zu Rosse zu leisten, das eigentliche Kriegsvolk. Geübt durch den Kampf gegen Feinde, die besonders zu Rosse furchtbar waren, in Deutschland durch Heinrichs I. Kriege gegen die Ungarn (S. 124), in Spanien durch die Kämpfe gegen die Sarazenen, in Frankreich besonders von den Normannen gepflegt, war der Reiterdienst zu Anfang des eilften Jahrhunderts vollständig ausgebildet. Der dem Mittelalter eigenthümliche Gesellungstrieb machte sich bald auch hier geltend, und so schloß sich das Ritterthum zu einem besonderen adligen Stande ab, in welchen die Ritterbürtigen feierlich aufgenommen wurden, wenn sie gesetzmäßig vorbereitet waren und gelobt hatten, die Pflichten der Ritterschaft gewissenhaft zu erfüllen. Das gleichzeitig erwachende Gefühl bürgerlicher Freiheit in den Städten und die daraus hervorgehende Ausbildung des Bürgerthums trug wohl besonders zur Förderung solcher Abschließung bei.

Wer Ritter werden ſollte, mußte vor Allem einem freien Geſchlechte angehören, in welchem kriegeriſche Beſchäftigung und der Dienſt zu Roſſe herkömmlich waren. Von der früheſten Kindheit an aber war dann auch die Erziehung des Knaben darauf berechnet, ihn der Aufnahme in den Ritterſtand würdig zu machen. Die erſten ſechs Jahre blieb das Kind unter mütterlicher Aufſicht; ſobald aber der Knabe das ſiebente Lebensjahr erreicht hatte, kam er unter die Leitung der Männer. Er wurde an den Hof eines fremden Ritters, vorzüglich des Lehnsherrn, geſchickt, um bei demſelben und ſeiner Gemahlin als Edelknabe oder Bube zu dienen, und als ſolcher mußte er nun ſeine Gebieter auf der Jagd, auf Reiſen, auf Spaziergängen begleiten, ihnen bei Tiſche aufwarten, kurz alle Geſchäfte gewöhnlicher Dienenden verrichten. Hier wurde er in der Gottesfurcht und feiner Sitte unterwieſen und lernte die erſten ritterlichen Künſte kennen. Zu einer höheren Stufe gelangte der Edelknabe mit dem vierzehnten Lebensjahre. Es wurde ihm dann zum erſten Male unter feierlichen Gebräuchen ein Degen überreicht, und er wurde nun Junker oder Knappe. Er mußte jetzt beſonders die Pferde und Waffen ſeines Herrn warten, ihn zu Pferde begleiten, ihm ſein Streitroß nachführen, und in näherem Umgang mit demſelben hatte er ſtets ein Vorbild in aller ritterlichen Tugend. Ging die Ritterſchaar, in einer Reihe vorreitend, in den Kampf, ſo bildeten die Knappen die zweite Reihe, reichten ihrem Ritter friſche Waffen, halfen ihm, wenn er geſtürzt war, wieder auf das Streitroß, oder führten ihm ein anderes zu. Außerdem übten ſie ſich in der Führung der Lanze und des Schwertes. So vorbereitet, gelangte der Knappe mit dem einundzwanzigſten Jahre zur Ritterwürde. Bei der Ertheilung derſelben fanden große Feierlichkeiten Statt. Nachdem ſich der Knappe einem ſtrengen Faſten unterworfen hatte, brachte er die Nacht mit einem Prieſter und einem Pathen im Gebete zu. Darauf mußte er in einer Kapelle oder einer Kirche feierlich Buße thun und empfing aus den Händen des Prieſters, der ihm das Schwert um den Hals hängte, das heilige Abendmahl. Zum Zeichen der Reinheit mußte er weiße Kleidung anlegen. Dann trat er in die Kirche, nahm vor dem Altare das Schwert ab, welches an ſeinem Halſe hing und überreichte es dem Prieſter, der es feierlich einſegnete und ihm wieder umhängte. Mit gefalteten Händen begab er ſich wieder fort und kniete vor dem nieder, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen ſollte. Dieſer fragte ihn, in welcher Abſicht er in den Ritterſtand treten wolle; denn wenn er es thäte, um reich zu werden, oder um Ruhm und Anſehen zu erlangen, ohne dem Ritterſtande Ehre zu machen, ſo wäre er deſſelben unwürdig. Waren die Antworten befriedigend, ſo wurde ſeine Aufnahme bewilligt und ihm ein Eid abgenommen. Obgleich in der Form wohl verſchieden, war derſelbe doch dem Weſen nach im Allgemei-

nen derselbe. Der neue Ritter mußte geloben, Gott zu fürchten und zu verehren, täglich die Messe zu hören, für den christlichen Glauben zu streiten, die Kirche und ihre Diener gegen ihre Feinde zu schützen, Wittwen, Waisen und Unmündigen in jeder Noth beizustehen, ungerechte Kriege zu vermeiden, ungerechte Belohnungen abzuweisen, für die Befreiung eines jeden Unschuldigen zu kämpfen, kriegerische Uebungen nur zur Vervollkommnung der kriegerischen Kraft zu benutzen, dem römischen Kaiser oder seinem Stellvertreter (überhaupt seinem Landesherrn) treu zu gehorchen und für ihn und das Vaterland tapfer zu kämpfen, dem Staate keinen Schaden zuzufügen, die Lehnsgüter des Reiches auf keine Weise zu veräußern, nie einen Lohn oder eine Besoldung von fremden Fürsten anzunehmen, nie mehrere gegen einen zu kämpfen, nie sein Wort zu brechen und tadellos vor Gott und Menschen zu leben. Nachdem der neue Ritter das Gelübde abgelegt hatte, wurde er von einem oder mehreren andern Rittern, zuweilen auch von Frauen oder Jungfrauen, mit den äußeren Zeichen des Ritterstandes bekleidet. Er empfing die goldenen Sporen, das Panzerhemd, den Harnisch, die Armschienen und die Panzerhandschuhe, und man gürtete ihm das Schwert um. Darauf kniete er vor dem Altare nieder; Derjenige aber, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen sollte, erhob sich von seinem Sitze oder Throne und gab ihm den Ritterschlag, indem er ihn dreimal mit dem entblößten flachen Degen leise auf den Hals oder die Schulter schlug und sprach: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg (oft wurden auch andere Heilige angerufen) mache ich dich zum Ritter." Jetzt wurden dem neuen Ritter Helm, Schild und Lanze überreicht, und er schwang sich auf ein herbeigeführtes Roß. Meistentheils erhielten mehrere Knappen gleichzeitig die Ritterwürde, und nur wenn Fürsten oder Heerführer dieselbe in dem Augenblicke ertheilten, wo die Schlacht beginnen sollte, fanden dabei nicht solche Feierlichkeiten Statt. Sonst wählte man dazu gewöhnlich hohe Festtage, namentlich das Pfingstfest, oder den Tag der Kaiserkrönung, eines Friedensschlusses, eines großen Hoffestes und dergleichen. Auf den Ritterschlag folgte gewöhnlich ein Fest und Turnier, bei welchem die neuen Ritter zeigen konnten, daß sie ihrer neuen Ehre wohl würdig waren.

Ein solches Turnier war für die Ritter das größte Fest. Der volle Glanz des Ritterthums entfaltete sich bei demselben; die Pracht der Waffen und der Kleidung, die Anmuth der dabei versammelten Frauen machten die Turniere zu herrlichen Schauspielen; und weil es für die größte Ehre galt, in ihnen den Sieg zu erringen, so entflammten sie den Ehrgeiz und nährten die Tapferkeit; zugleich aber wirkten sie mächtig dazu mit, daß die Ritter sich der Uebung aller ritterlichen Tugenden und

Pflichten befleißigten, weil nur Diejenigen, welche in dieſer Beziehung makellos waren, zum Turnier zugelaſſen wurden.

Waffenſpiele hatte es allerdings ſchon bei den alten Germanen gegeben; der Waffentanz der germaniſchen Jünglinge iſt wenigſtens etwas Aehnliches; zur Zeit der Karolinger finden wir ſchon förmliche Kampfſpiele, und Heinrich I. fügte den früheren Kämpfen zu Fuß auch Reiterkämpfe hinzu. Ihre eigentliche Geſtalt und Einrichtung ſo wie ihre Geſetze erhielten jedoch die Turniere zuerſt von den Franzoſen, welche den bei ihnen gebräuchlichen Waffenübungen auch diejenigen hinzufügten, die ſie bei den Arabern in Spanien und bei den Normannen kennen lernten, und ſie allgemeinen Kampfgeſetzen unterwarfen. Bei ihnen finden wir wirkliche Turniere bereits im eilften Jahrhundert, und dieſelben dienten bei ihnen ſeit jener Zeit zur Verherrlichung jeder Feierlichkeit. Nicht nur bei Reichs- und Hoftagen, Vermählungen, Ritterſchlägen, Beſuchen fremder Großen, Belehnungen, ſondern ſelbſt bei Kirchenverſammlungen wurden ſie abgehalten. Von Frankreich aus kamen die Turniere dann auch nach England, Deutſchland und andern Ländern; in Deutſchland aber wurden die erſten im zwölften Jahrhundert unter Lothar II. abgehalten.

An den alten Kampfſpielen durfte jeder waffenfähige freie Mann Theil nehmen; ſeit aber der Adel ſich von den übrigen Freien geſondert hatte und ſpäter die Ritterwürde zum höchſten Range des Adels erhoben war, hatten nur adlige und ritterbürtige Perſonen zu den Turnieren Zutritt. Wer an denſelben Theil nehmen wollte, mußte daher zuvor durch die Ahnenprobe nachweiſen, daß er aus einem alten, ritterbürtigen Geſchlechte ſtamme und mindeſtens vier ebenbürtige Ahnen habe. Wer in eine Stadt zog und daſelbſt kaufmänniſche Geſchäfte trieb, eben ſo wer die Tochter eines Bürgers oder Bauers heirathete, hörte für ſich und ſeine Nachkommen auf, turnierfähig zu ſein. Da nun die Ritter durch die ſie gänzlich verhüllende Waffenrüſtung unkenntlich geworden waren, ſo brachten ſie an ihren Schilden und Helmen ein Zeichen an, wodurch ſie von ihren Knappen und Freunden erkannt werden konnten. Daraus entſtanden die Wappenſchilde und die Helmzeichen oder Kleinodien, die ſich vom Vater auf den Sohn forterbten und ſo öffentlich beglaubigte Unterſcheidungszeichen der adligen Geſchlechter wurden. Sie bildeten daher auch den beſten Beweis der Turnierfähigkeit. Vor Eröffnung des Turnieres wurde deshalb eine Wappenſchau gehalten. Zu dieſem Behuf mußte jeder Ritter, der an demſelben Theil nehmen wollte, ſeinen Schild und Helm mit den Kleinodien auf einem beſonders beſtimmten Platze aufſtellen laſſen, und beſonders dazu beſtimmte Männer hatten zu unterſuchen, ob er zur Führung derſelben berechtigt ſei. Oeffentlicher Aufruf durch den Herold, der ſie geprüft hatte, entſchied dann über die Unbe-

ſcholtenheit der Ritterwürde der Einzelnen; auch Frauen wurden zu dieſer Wappenſchau zugezogen. Der Platz, auf welchem die Turniere gehalten wurden, der Turnierhof, mußte ſorgfältig geebnet und mit Schranken umgeben werden. Rings um dieſe befanden ſich hölzerne, mit Tuch bekleidete Tribünen für die Zuſchauer, und namentlich wurden die, auf welchen Kaiſer, Könige und Fürſten Platz nahmen, vorzüglich aber die für die Frauen beſtimmten, mit weichen Teppichen und geſtickten Decken von Sammet und Seide geſchmückt. Wenn nun die Herolde die Geſetze für das Turnier vorgetragen und die Waffen der Kämpfenden unterſucht hatten, welche in einer Lanze ohne Metallſpitze und dem Schilde beſtanden, ritten die Paare der Fechter, nach dem Looſe oder dem Range beſtimmt, unter dem Schalle kriegeriſcher Muſik in die Schranken ein. Die einzelnen Paare wurden von einem Herolde mit Namen aufgerufen, wenn nicht etwa ein Ritter, der unbekannt zu bleiben wünſchte, mit geſchloſſenem Viſir einritt, in welchem Falle er ſich jedoch vor den Kampfrichtern über ſeine Turnierfähigkeit mußte ausgewieſen haben. Die Aufſicht über den Kampfplatz ſelbſt führten die innerhalb der Schranken haltenden Griewärtel, die darauf zu achten hatten, daß keiner der Kämpfenden die Turniergeſetze überträte, und wenn das Spiel in ernſtlichen Kampf auszuarten drohte, Frieden ſtiften, die Kämpfenden trennen und die, welche in Gefahr geriethen, ſchützen mußten. Deshalb führten ſie lange Stäbe, die ſie unter die Kämpfenden ſchleuderten, wenn dieſelben auf ihren Zuruf nicht achten wollten.

Die hauptſächlichſte Turnierübung war das Lanzenrennen, Tjoſt genannt. Die Lanze im rechten Arme haltend, ſo daß das Ende des Schaftes gegen die Seite gedrückt wurde und die Spitze über das linke Ohr des Pferdes hinausragte, ſprengten die Ritter in vollem Laufe gegen einander, und jeder ſuchte den Gegner auf die Mitte des Schildes zu treffen. Gelang dies, ſo wurde derſelbe durch die Heftigkeit des Stoßes gewöhnlich zu Boden geworfen oder, wie man es nannte, aus dem Sattel gehoben. Auch der galt als Sieger, welcher den Gegner, ohne ihn aus dem Sattel gehoben zu haben, ſo heftig mit der Lanze getroffen hatte, daß dieſelbe zerſplitterte, während jener gar nicht traf und alſo ſeine Lanze unverletzt blieb. Geſchickte Kämpfer wußten aber dem Stoße ſo gewandt auszuweichen, daß ſie gar nicht getroffen wurden. Eine Höflichkeit war es gegen den Gegner, wenn der Sieger, nachdem er ihn aus dem Sattel geworfen hatte, freiwillig ebenfalls zu Boden fiel. Oft gingen die Ritter, wenn ſie ihre Lanzen zerſplittert hatten, noch mit dem Schwerte auf einander los, und es wurde in dieſer Weiſe zu Fuß und zu Roß gefochten; jedoch durften die Schwerter nicht geſchliffen ſein, auch war es nicht erlaubt, zu ſtechen. Ferner ritt man häufig in ganzen Schaaren gegen einander, und zuweilen hielten nach

dem Turnier auch die Knappen noch ein sogenanntes Gesellenstechen zur Uebung.

Nach Beendigung des Kampfspiels wurde von den Grieswärteln und Herolden genauer Bericht erstattet, und die Kampfrichter erklärten Denjenigen, welcher die meisten Gegner aus dem Sattel gehoben, die meisten Lanzen gebrochen und in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen hatte, für den Sieger. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten riefen die Herolde seinen Namen öffentlich aus und führten ihn herbei, um aus den Händen der schönsten und vornehmsten Frau entweder gleich an den Schranken oder im Palaste unter dem Jubelgeschrei der versammelten Menge den Siegespreis zu empfangen. Dieser Siegespreis oder Dank bestand in kostbaren Waffen, einem Helm, Schwert, Wehrgehenk, einer gestickten Leibbinde, einer goldenen Hals- oder Armkette, einem Kranze, einem goldenen Ringe oder einem anderen reichen Geschenke. Gewöhnlich folgte auf das Turnier ein festliches Mahl. Wenn die Sieger in den Saal traten, nahmen die Frauen ihnen die Waffen ab, legten ihnen prächtige Kleider an und führten sie zu dem ihrer wartenden Fürsten. Dieser wies ihnen bei dem Mahle die höchsten Ehrenplätze neben den schönsten Frauen und Jungfrauen an, und oft wurden sie von den Frauen selbst bei Tische bedient. Den Schluß des Gastmahls bildete ein Tanz oder eine Mummerei, wobei der Fackeltanz aufgeführt wurde, indem den tanzenden Personen, welche in gemessenen Schritten durch den Saal zogen, andere mit Windlichtern oder Fackeln zur Seite und vorauf gingen.

In späterer Zeit arteten die Turniere vielfach aus. Das Streben, bei denselben zu glänzen, führte zu übermäßiger Verschwendung und Kleiderpracht, die von so nachtheiligen Folgen war, daß man sich genöthigt sah, durch Gesetze derselben Einhalt zu thun. Auch blieben blutige Auftritte ungeachtet aller gesetzlichen Bestimmungen bei den Turnieren nicht aus. Nicht selten kamen mehr oder weniger schwere Verwundungen vor; Viele wurden so heftig zu Boden geworfen, daß sie lange sinnlos liegen blieben; Andere trugen verrenkte und zerquetschte Glieder davon; ja, Viele mußten sogar mit dem Leben büßen, so daß aus dem Scherze oft bitterer Ernst wurde; so blieben z. B. im Jahre 1240 in einem Turniere nicht weniger als sechszig Ritter und Knappen todt auf dem Platze. Deshalb erfolgten nun Verbote gegen die Turniere von geistlichen und weltlichen Fürsten; namentlich boten die Päpste Alles auf, um den Adel davon abzuhalten, und drohten den Turnierkämpfern mit dem Banne. Ja, Papst Innocenz II. versagte sogar den im Turnier Gefallenen das kirchliche Begräbniß. Als im Jahre 1175 sechszehn Ritter in Sachsen im Turniere den Tod gefunden hatten, that der Erzbischof Wichmann von Magdeburg Alle in den Bann, die noch ein Turnier besuchen würden.

Konrad, der Sohn des Markgrafen Dietrich von Meißen, that es doch und verlor dabei das Leben. Da verweigerte ihm der Erzbischof das kirchliche Begräbniß und ließ sich nur durch die flehentlichen Bitten der Verwandten Konrads, die ihm zu Füßen fielen, bewegen, ihn vom Banne loszusprechen, nachdem der Vater und die Brüder des Gefallenen geschworen hatten, nie wieder einem Turniere beizuwohnen, noch ihren Vasallen die Theilnahme an einem solchen zu gestatten. Dennoch blieben die Turniere lange in großem Ansehen, und namentlich in Frankreich wurden sie auch von den Königen bald verboten, bald begünstigt. Erst als der französische König Heinrich II. an einer im Turniere erhaltenen Wunde starb, verlor sich dort das Gefallen an denselben, und endlich hörten sie mit dem Verfalle des Ritterthums gänzlich auf. Die Ritterwürde ward nicht mehr den Tapfersten und Tüchtigsten allein verliehen; auch der Adel selbst verweichlichte und fand kein Behagen mehr an so gefährlichen und mühevollen Uebungen; dazu kam, daß durch die Einführung stehender Heere das alte Vorrecht des Adels, ausschließlich die Reiterei im Kriege zu bilden, aufhörte, daß durch die Erfindung der Feuergewehre die Turnierrüstung beschwerlich und meistentheils unnütz wurde, und daß persönlicher Muth und ein tapferer Arm im Kampfe nicht mehr so zur Geltung kommen konnten. Da verschwanden die Turniere, und an ihre Stelle traten andere ritterlich scheinende Spiele, die gefahrlos waren und nicht Muth und Kraft, sondern nur Gewandtheit erforderten, das schon in alter Zeit üblich gewesene, aber seit dem Aufkommen der Turniere ganz verdrängte sogenannte Carrousel. Man suchte im Vorbeisprengen einen frei hängenden Ring abzustechen (Ringrennen), oder auf der Erde liegende Köpfe mit dem Schwerte aufzuheben (Kopfrennen) und dergleichen, und endlich verloren sich auch diese Spiele nach und nach fast gänzlich.

Wie der Ritterstand der herrschende im Lande war, so zeigte der Ritter auch durch die Wahl seiner Wohnung schon, wie hoch erhaben er sich fühle über das unfreie Volk und den nicht ritterbürtigen Stadtbewohner. Auf Felsgipfeln und fast unnahbaren Bergeshöhen gründete er seine Burg, oder wo solche nicht vorhanden waren, da wurde doch der Zugang durch einen breiten und tiefen Graben gehindert. Ursprünglich war eine solche Burg nur ein viereckiger, oft achtzig Fuß hoher Thurm, dessen Seiten dreißig bis vierzig Fuß Breite hatten. Die acht bis zehn Fuß dicken Mauern waren aus mächtigen, nur zum Theil behauenen Steinblöcken aufgeführt. Nur eine Thür, groß genug, um einen Mann einzulassen, führte in das Innere, und auch sie war nicht zu ebener Erde angebracht, sondern in einer Höhe von funfzehn bis vierzig Fuß, und eine hölzerne Treppe, die man leicht wegnehmen konnte, führte zu ihr hinauf. Im unteren Stockwerke befand sich die Küche, die zugleich den Mägden zum Aufenthalte diente; im zweiten Stockwerk war die

Wohnung des Ritters und seiner Familie, und der ganze obere Raum bildete den Saal zur Bewirthung der Gäste, geschmückt mit den an den Wänden hangenden Waffen und der Beute des Krieges und der Jagd. Länglich viereckige Löcher, die sich nach innen erweiterten, gewährten diesen Räumen Licht. In der ältesten Zeit führten nur hölzerne Treppen mit Fallthüren von einem Stockwerk in das andere. Bald wurde jedoch Alles behaglicher eingerichtet. Eckthürme schlossen sich an den eigentlichen Burgthurm; in einem derselben führte eine Wendeltreppe bis auf das Dach hinauf, die anderen dienten zu Gefängnissen. Vor der Burg wurde ein mit starken Mauern umschlossener Hof angelegt, oft auch mehrere hinter einander. Thore führten durch die Ringmauer, und an der Seite des äußeren Thores erhoben sich Thürme zum Schutz. Auch an anderen Stellen der Mauer wurden Thürme angebracht, und ein hoher Wartthum gewährte eine weite Umsicht in das Land. Stallungen, Scheunen, Vorrathshäuser befanden sich im Hofraume, und neben dem Schlosse wurde oft noch ein zweites Haus zur Aufnahme angesehener Gäste erbaut. Nach diesen Burgen nannten sich die Adligen, und so wurde der Name der Burg Familienname. Pracht, Reichthum und heiterer Lebensgenuß, Bankette, bei denen der Wein in Strömen floß und das Lied des Minnesängers erklang, herrschten in den Ritterburgen. In ihnen war der Ritter unumschränkter Gebieter; von ihnen aus befehdete er seine Nachbaren, und oft artete der Ritter, durch das Bewußtsein der Unabhängigkeit verleitet, zum Raubritter aus, der den vorüberziehenden Kaufleuten am Wege auflauerte.

Zu der Frömmigkeit und Tapferkeit, welche den Grundcharakter des mittelalterlichen Ritterthums bildete, kam noch als drittes Element das eigenthümliche Verhältniß desselben zum weiblichen Geschlechte, von welchem weiter unten die Rede sein wird, und alles dies zusammen verlieh ihm eben jenen unwiderstehlichen Reiz, jene romantische Färbung, durch welche es sich auszeichnet. Alles dies wurde noch gesteigert durch den romantischen Geist des Zeitalters, der die Ritter oft zu den abenteuerlichsten Unternehmungen trieb, zu deren Ausführung sie sich durch heilige Gelübde verpflichteten. Viele zogen als fahrende oder irrende Ritter in ferne Lande, um Abenteuer aufzusuchen, theils weil sie durch Thaten und Tapferkeit die Liebe und Bewunderung ihrer Dame zu erlangen strebten, theils auch um Beute zu gewinnen, theils endlich um überhaupt Ehre und Ruhm zu erwerben. In dem altdeutschen Gedichte „Iwein" sagt ein solcher fahrender Ritter zu einem Manne, dem er begegnet: „Ich suche Abenteuer." Auf die Frage, was das sei, antwortet er: „Siehe, wie ich gewappnet bin. Ich heiße ein Ritter und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet ist. Schlägt er mich, so wird er gepriesen;

beſiege ich ihn aber, ſo hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war."

Vor den Kreuzzügen hatte ſich der Geiſt des Ritterthums in den verſchiedenen Ländern nur ſehr einſeitig entwickelt. Der feine, gewandte franzöſiſche Ritter war ein ganz anderer, als der ernſte Spanier, der ſich leicht von der Gluth ſeiner Leidenſchaft zu maßloſer Eiferſucht und unerſättlichem Rachedurſt fortreißen ließ, und von beiden unterſchied ſich wieder der deutſche Ritter durch ſeine Derbheit, aus der jedoch überall die uralten germaniſchen Tugenden der Tapferkeit, Treue und Frömmigkeit hervorleuchteten. Durch die Kreuzzüge nun erhielt das Streben und Thun des Ritters ein höheres Ziel. Während er bis dahin in der Gerechtigkeit, Milde, Schonung gegen Schwache, Beſchützung Unterdrückter, beſonders der Frauen und Geiſtlichen, ſeinen höchſten Ruhm gefunden hatte, ſuchte er denſelben von nun an im Kampfe für Gott und die Kirche. Dieſer gemeinſame hohe Beruf verband nun die bisher durch Verſchiedenartigkeit der Individualität und des Volksgeiſtes Getrennten innig mit einander und verſchmolz die einzelnen Elemente zur ſchönſten Harmonie. Jeder bereicherte ſich durch die Vorzüge Aller, und auch die hohe Bildung und feine Sitte des Morgenlandes wirkte dazu mit, die rauhe Außenſeite, welche namentlich das deutſche Ritterthum bis dahin noch an ſich trug, zu glätten und feine, gefällige Sitte und Lebensart unter den Rittern heimiſch zu machen. Seine ſchönſte Blüthe erreichte das Ritterthum deshalb in den großen geiſtlichen Ritterorden (S. 212 flgd. 233), welche durch die innige Verbindung andächtigen Glaubenseifers nnd unerſchütterlicher Tapferkeit ein Muſter für das ganze abendländiſche Riterthum wurden, und es konnte nicht fehlen, daß auch im Abendlande, beſonders da, wo für den Glauben zu kämpfen war, wie in Spanien gegen die Muhammedaner, ſich ähnliche Vereine bildeten; ſo in Spanien der im Jahre 1118 geſtiftete Orden des Erlöſers, der Orden von Calatrava, in England im Jahre 1177 der Orden des heiligen Grabes, ferner der zum Loskaufe chriſtlicher Gefangenen aus ſarazeniſcher Haft im Jahre 1198 von Johann von Matha gegründete Orden der heiligen Dreieinigkeit (Mathuriner) und viele andere.

Wie bei allen hiſtoriſchen Erſcheinungen, ſo lagen jedoch auch bei dem Ritterthume eben in der höchſten Blüthe ſchon die Keime des Verfalls, und bereits bald nach den Kreuzzügen begann es zu ſinken. Vielleicht eben durch jene völlige Verſchmelzung der Eigenthümlichkeiten wurde mit der Grund gelegt zu der immer furchtbarer hervortretenden Plattheit und Gemeinheit in demſelben, ſo daß ein alter Schriftſteller klagt: „Die Ritter beſchweren ſich nicht mit Eiſen, ſondern mit Wein, nicht mit Lanzen, ſondern mit Speiſen, nicht mit Schwertern, ſondern

mit Schläuchen, nicht mit Speeren, ſondern mit Bratſpießen. Schlachten und Rittergefechte laſſen ſie auf Sättel und Schilde malen, damit ſich ihre Phantaſie an den Bildern von dem ergötze, was ſie weder zu ſehen noch zu thun wagen." Eine Haupturſache ſo ſchmählichen Verfalles lag in der gränzenloſen Vermehrung der Zahl der Ritter. Die ſich gegenſeitig befehdenden oder gegen den König ſich auflehnenden Großen verliehen einer großen Menge von Menſchen die Ritterwürde, um an ihnen Anhänger in ſolchen Fehden zu finden, und wenig kümmerten ſie ſich um die Sitten und den Wandel derſelben. Bald folgten die Herrſcher ihrem Beiſpiele nach. Kaiſer Friedrich I. ſchlug nicht nur geringe Soldaten, ſondern ſelbſt Handwerker auf dem Schlachtfelde zu Rittern, wenn ſie ſich nur durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatten, und das mochten die Verhältniſſe der Zeit entſchuldigen.. Später aber ertheilte Kaiſer Friedrich III. ihnen förmlich das Recht zur Erlangung der Ritterwürde; ja, man ging endlich ſo weit, ſogar Knaben, Gaukler und Poſſenreißer, überhaupt Leute des niedrigſten Standes, zu Rittern zu machen. Unter ſolchen Umſtänden war es nicht zu verwundern, daß die alten Ritter ſich von der Gemeinſchaft Solcher zurückzogen, und daß auch bei ihnen die Liebe zu ritterlichen Thaten immer mehr erkaltete. So war es natürlich, daß auch der Ritterſtand von dem damals mehr oder weniger alle Stände ergreifenden Sittenverderben nicht mehr frei blieb, ja daß es bei den in Reichthum, Glanz und Wohlleben ſchwelgenden Rittern noch mehr Eingang fand, als anderswo. Während ſo die Sittlichkeit des Ritterſtandes untergraben wurde, verſchwand auch die Ehrfurcht gegen die Geiſtlichkeit immer mehr. Die Klöſter hatten ſich während der Kreuzzüge vielfach mit den Gütern der Adligen bereichert, und die Geiſtlichen verpraßten dieſelben jetzt in trägem Wohlleben; mußten da nicht die Ritter mit Haß gegen Diejenigen erfüllt werden, welche ihnen als Räuber des väterlichen Erbes erſchienen? Mit der Ehrfurcht vor den Geiſtlichen ſchwand aber auch die Gottesfurcht ſelbſt, und Geringſchätzung und Verachtung des Göttlichen trat an ihre Stelle. Eben ſo erging es mit der Verehrung der Frauen. Schon die Bekanntſchaft, welche ſie mit den Frauen im Orient und mit dem Verhältniſſe derſelben zu ihren Männern gemacht hatten, mußte die reine Hochachtung der Ritter vor dem weiblichen Geſchlechte trüben, und die Frauen, verleitet durch das Beiſpiel der ausgearteten Ritter, wurden leider auch reiner Hochachtung immer mehr unwürdig. Nachdem ſo die beiden Grundpfeiler des Ritterthums, die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor den Frauen, vernichtet waren, bedurfte es nur noch einer äußeren Veranlaſſung, um auch das Letzte, was dem ſinkenden Ritterweſen noch Halt zu verleihen vermochte, das Anſehen perſönlicher Tapferkeit, zu erſchüttern. Dieſe Veranlaſſung gab die ſchon S. 279 angedeutete Einführung ſtehender

Heere und die Erfindung des Feuergewehres. In Frankreich führte bereits Karl VII. die Gensd'armerie ein, über funfzig Jahre später Kaiser Maximilian I. in Deutschland die Landsknechte. Solche Söldnerheere, die den Fürsten in unbedingtem Gehorsam folgten, mußten denselben bald erwünschter erscheinen, als die immerhin zweifelhafte Hülfe der Ritter, und so wurden stehende Heere in allen Ländern Europa's immer gewöhnlicher. Je mehr diese Söldner belohnt und begünstigt wurden, um so lebhafter suchten auch die Ritter in das stehende Heer aufgenommen zu werden, und theils erhielten sie Befehlshaberstellen, theils warben sie auch selbst Söldnerschaaren. Als nun endlich der immer allgemeiner werdende Gebrauch der Schußwaffen, besonders des groben Geschützes, die bisherige Bewaffnung der Ritter zu einer unnützen Last machte, da legten sie einen Theil der Rüstung nach dem andern ab, und gleichzeitig schwand auch die letzte Spur des alten Rittergeistes. Nur mühsam erhielt sich das Ritterthum noch einige Zeit als leere Form, aus der längst das Leben gewichen war; endlich verschwand es bis auf den Namen, und die alte ächte Ritterzeit erscheint fast wie ein wundersamer, phantastischer Traum. „Allerdings ist Ritterthum und Ritterschaft", sagt ein großer Geschichtsforscher, „in vielen Dingen eine Dichtung, eine niemals in allen Theilen wirklich und geschichtlich wahr gewesene Idee; aber es bleibt Thatsache, daß diese Idee sich bildete und entwickelte, während sie in anderen Zeiten nicht einmal angeregt ward, und daß damals von derselben mehr, als zu irgend einer andern Zeit, in die Wirklichkeit übergegangen ist."

Drittes Kapitel. Der Kampf der Guelfen und Ghibellinen.

---

§. 39. Kaiser Lothar der Sachse. (1125—1137.)

So viel auch die Kreuzzüge zur Hebung des Ansehens der Päpste beitrugen, so würde doch durch sie allein das Papstthum nicht zu solcher Macht haben erhoben werden können, hätten nicht gleichzeitig die Kämpfe zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, zwischen dem Papst und dem Kaiser, fortgedauert.

Mit Heinrichs V. Tode war im Jahre 1125 der Mannsstamm des salischen Kaiserhauses erloschen, und am sichersten schienen seine beiden Schwestersöhne, Herzog Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken aus dem Hause Hohenstaufen, auf die Nachfolge rechnen zu können.

Beide gehörten zu den mächtigſten deutſchen Fürſten; denn außer den großen Beſitzungen, die ſie bereits hatten, erhielten ſie durch das Vermächtniß des Kaiſers jetzt noch alle Güter, Burgen und Städte, welche dem fränkiſchen Hauſe gehört hatten. Dazu kam, daß ſie mächtige Verbündete beſaßen. Markgraf Leopold von Oeſterreich war der zweite Gemahl ihrer Mutter, Herzog Heinrich von Baiern der Schwiegervater des Herzogs Friedrich, der ſich auch durch perſönliche Tapferkeit ſo auszeichnete, daß man von ihm ſagte, er habe am Schweife ſeines Pferdes immer eine Burg. Dennoch wurde weder er, noch Konrad Heinrichs Nachfolger.

Der alte Zwieſpalt zwiſchen den Sachſen auf der einen, den Franken und Schwaben auf der andern Seite trat wieder hervor und machte ſich um ſo entſchiedener geltend, je gefährlicher Konrad und Friedrich durch ihre große Macht erſchienen; zu den weltlichen Gegnern der beiden Herzoge aber kamen noch die geiſtlichen, denen Alles daran gelegen ſein mußte, ein Haus vom Throne zu verdrängen, von dem ſich erwarten ließ, daß es die nämliche feindliche Stellung zur Hierarchie einnehmen würde, wie das erloſchene Kaiſerhaus, dem es ſo eng verbunden war.

An der Spitze der geiſtlichen Gegner beider Herzoge ſtand der Erzbiſchof Adalbert von Mainz, ein perſönlicher Feind des verſtorbenen Kaiſers, der mit großer Klugheit die Leitung der Wahl ganz in ſeine Hände zu bringen wußte. Bei Mainz verſammelten ſich am 24. Auguſt 1125 die Herzoge, Grafen, Edlen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte und Geiſtlichen, um den neuen Kaiſer zu wählen, ſo zahlreich, daß nicht weniger als ſechszigtauſend zuſammengekommen ſein ſollen.

Auf Adalberts Vorſchlag wurden nun aus jedem der vier Hauptvölker, den Sachſen, Franken, Baiern und Schwaben, je zehn Männer gewählt, welche Diejenigen bezeichnen ſollten, die der Krone am würdigſten wären. Sie nannten als Solche den Herzog Lothar von Sachſen, den Markgrafen Leopold von Oeſterreich und den Herzog Friedrich von Schwaben, und durch Mittel aller Art, freilich erſt nach großem Tumult, wußte es nun Adalbert dahin zu bringen, daß Lothar zum König ausgerufen wurde.

An Lothar hatten die Geiſtlichen ganz einen König, wie ſie ihn haben wollten. Wie er ihnen ſeine Erhebung auf den Thron verdankte, ſo drängten ſie ihm nun auch für ſich die größten Vortheile ab; namentlich verlor er allen Einfluß auf die Beſetzung der hohen geiſtlichen Aemter. Weder er noch ſein Bevollmächtigter durften bei den Wahlen zu denſelben zugegen ſein. Der Erwählte wurde ſodann geweiht und erhielt erſt nach der Weihe die Belehnung mit dem Scepter; auch ſollten Biſchöfe und Geiſtliche dem Könige fernerhin nicht mehr den Huldigungseid leiſten, ſondern nur den Lehnseid, und ihm nur Gehorſam geloben mit

Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse. So war denn durch Lothars Nachgiebigkeit mehr an die Kirche verloren, als seine Vorgänger durch langen Kampf ihr mühevoll abgerungen hatten; aber damit war auch der Grund gelegt zu künftigen neuen Kämpfen.

Auch mit Herzog Friedrich aber mußte es bald zum Kampfe kommen. Wohl hatte sich derselbe unterworfen, als Lothar zum König ausgerufen war; aber er trug Haß und Groll gegen ihn im Herzen, und Lothar selbst gab bald genug die Veranlassung zum Ausbruch des Streites. Er glaubte sich im Besitze des Thrones nur sicher, wenn es ihm gelänge, seine Feinde, die Hohenstaufen, zu schwächen, und forderte deshalb einen großen Theil ihrer ererbten Besitzungen als Eigenthum des Reiches zurück. Da Friedrich die Herausgabe verweigerte, ließ ihn der König mit Verletzung aller Rechtsformen verurtheilen, erklärte ihn in die Acht, und es wurde ein Reichszug gegen ihn beschlossen. So war der Kampf eröffnet; Lothar fühlte aber wohl, daß er allein demselben nicht gewachsen sei, und suchte sich deshalb durch Gewinnung mächtiger Bundesgenossen zu verstärken. Namentlich richtete er sein Augenmerk auf den Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, der im Jahre 1126 auf seinen Vater Heinrich den Schwarzen gefolgt war. Der alte Zwist zwischen den beiden Häusern der Baiern oder Welfen (Guelfen) und der Hohenstaufen oder Waiblingen (Ghibellinen) schien damals völlig beigelegt zu sein; Friedrich von Hohenstaufen war sogar mit Heinrichs des Schwarzen Tochter Judith vermählt; aber dennoch gelang es Lothar, Heinrich den Stolzen für sich zu gewinnen, indem er ihm die Hand seiner einzigen, damals noch sehr jungen Tochter Gertrud gab und ihn mit dem Herzogthume Sachsen belehnte. Gleichwohl wagten die Hohenstaufen zu widerstehen; ja, Friedrichs Bruder Konrad ging selbst so weit, den Königstitel anzunehmen. Er fand großen Anhang in Italien, wohin er sich begab; die lombardischen Städte erklärten sich für ihn; in Mailand wurde er freudig aufgenommen, und der dortige Erzbischof Anselm krönte ihn feierlich zum König. Aber der Papst Honorius II. that ihn und Anselm in den Bann, und die meisten lombardischen Städte fielen aus Neid und Haß gegen Mailand wieder von ihm ab, so daß er sich genöthigt sah, zu Ende des folgenden Jahres (1129) wieder nach Deutschland zurückzukehren, wo sich inzwischen die Dinge ebenfalls für die Hohenstaufen ungünstiger gestaltet hatten. Lothars Ansehen hatte sich in vielen Theilen des Reiches mehr als früher befestigt, und im Juli 1129 hatte er begonnen, das ungehorsame Speier zu belagern. Freilich war ihm die Unterwerfung der Stadt sehr schwer geworden; denn Herzog Friedrichs (zweite) Gemahlin Agnes hatte die Bürger zum heldenmüthigsten Widerstande begeistert, indem sie selbst alle Gefahren und Anstrengungen mit ihnen theilte und Hunger und Entbehrungen jeder Art gleich dem Geringsten ertrug. Erst als die Le-

bensmittel gänzlich ausgingen und alle Hoffnung auf Entsatz verschwand, ergab sich die Stadt im Jannar 1130; der Kaiser aber bestätigte ihr alle Rechte und Freiheiten und ließ auch die heldenmüthige Agnes frei. Auch Nürnberg, das Lothar im Anfange des Kampfes nicht hatte einnehmen können, fiel jetzt, und der Kampf mit den Hohenstaufen wäre wohl schon damals beendet worden, hätten nicht die in Italien herrschenden Verwirrungen den König dorthin gerufen.

Der Papst Honorius II. starb nämlich im Februar 1130, und nun wurden von verschiedenen Parteien gleichzeitig Innocenz II. und Anaclet II. zum Papste gewählt. Beide machten sich gegenseitig den päpstlichen Stuhl streitig, und Anaclet, gestützt auf den römischen Adel und Roger von Sicilien, dem er den Königstitel gab, zwang seinen Gegner, Italien zu verlassen. Innocenz ging nach Frankreich und wandte sich von da aus durch Gesandte auch an Lothar, der auf einer Zusammenkunft zu Lüttich ihn als rechtmäßigen Papst anerkannte und ihm bewaffnete Hülfe versprach. Aber in Deutschland dauerte der Kampf mit den Hohenstaufen noch fort, und Lothar konnte deshalb für seinen Römerzug nur funfzehnhundert Ritter um sich versammeln. So konnte auch der Zug keinen rechten Erfolg haben. Mailand und Verona wagte er gar nicht anzugreifen, und Innocenz, den er nach Rom führte, mußte ihn daselbst in der lateranischen Kirche zum Kaiser krönen, weil Anaclet im Besitze der Peterskirche wie überhaupt eines großen Theiles von Rom war, und Lothar ihn daraus nicht verdrängen konnte.

Lothar schloß nun nur noch mit dem Papste einen Vertrag über die Besitzungen der Markgräfin Mathilde, welche derselbe ihm und hierauf dem Herzog Heinrich von Baiern, jedoch nur für die Dauer ihres Lebens, gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark zum Lehen überließ. Bald darauf verließ der Kaiser, durch Hitze, Geldmangel und den Widerstand der Römer gezwungen, Italien, und auch Innocenz sah sich genöthigt, vor Anaclet aus Rom zu weichen.

Im Herbst 1133 kam Lothar nach Deutschland zurück, und mit aller Kraft setzte er jetzt den Kampf gegen die Hohenstaufen fort. Beide Parteien sahen endlich ein, daß eine Verlängerung desselben zu nichts führen würde, und Friedrich von Hohenstaufen suchte den Frieden nach. Besonders die Kaiserin Richenza, eine Frau von männlichem Charakter, die auch sonst großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten übte, war für das Zustandekommen desselben thätig, und da selbst Innocenz sich dafür erklärte, so wurde wirklich nach neunjährigem Kampfe die Versöhnung geschlossen. Friedrich selbst kam im März 1135 auf den Reichstag zu Bamberg und gelobte dem Kaiser knieend Gehorsam und Unterwerfung, wofür die früher über ihn ausgesprochene Acht aufgehoben und er in allen seinen früheren Besitzungen bestätigt wurde. Im Herbst kam auch Kon-

rad nach Mühlhausen, entsagte der Krone und erhielt ebenfalls Befreiung von Acht und Bann und seine Besitzungen als Lehen.

Beide Brüder versprachen, den Kaiser auf einem neuen Zuge nach Italien zu begleiten, wo Anaclet sich mit Hülfe der Normannen von Neuem vollständig in der Macht befestigt hatte; auch forderte der griechische Kaiser mit den Venetianern zur Hülfe gegen ihre Feinde, die Normannen, auf. Nachdem die Angelegenheiten in Deutschland geordnet waren und die deutschen Fürsten auf zehn Jahre den Landfrieden zu halten gelobt hatten, brach Lothar nach Italien auf (1136). Mailand nahm ihn freiwillig auf, ebenso Parma und, wiewohl ungern, auch Turin; Piacenza wurde erstürmt, das Gebiet von Cremona verwüstet; auch Pavia mußte sich unterwerfen, und auf den roncalischen Feldern hielt Lothar einen Reichstag und saß zu Gericht über die Klagen der Lehnsherren gegen ihre Vasallen. Siegreich drang er nach Apulien vor, bei welchem Zuge die Pisaner Amalfi zerstörten, so daß es sich seitdem nie wieder zu seinem alten Glanze erheben konnte, und Roger mußte nach Sicilien fliehen. Bald aber gerieth der Kaiser wegen der eroberten Länder in Zwist mit Innocenz, der die Oberlehnsherrlichkeit über Apulien in Anspruch nahm, und ein Aufstand seiner Krieger nöthigte ihn, den Rückzug anzutreten. Bei demselben führte er Innocenz abermals nach Rom zurück, und da auch die Normannen gedemüthigt waren, schien doch der Zweck des Zuges erreicht. Aber in Trident erkrankte Lothar; auf der Reise verschlimmerte sich seine Krankheit, und am 3. December 1137 starb er in einer elenden Alpenhütte des Dorfes Breitenwang bei Hohenschwangau. Der Graf Wittekind von Waldeck führte seinen Leichnam nach Deutschland zurück, und Richenza bestattete ihn daselbst feierlich im Kloster Lutter. — Lothar war ein wackerer und tapferer Mann gewesen; aber es fehlte ihm an Kraft, das erschütterte Ansehen des kaiserlichen Thrones wieder zu befestigen, und besonders schadete er demselben im Verhältniß zur geistlichen Macht, indem er nicht nur gleich im Anfange durch seine Nachgiebigkeit alle mühsam errungenen Vortheile verlor, sondern auch später durch seine Schwäche die ihm durch den Kampf der beiden Päpste wiederholt gebotene Gelegenheit zur Wiedererlangung derselben unbenutzt ließ.

Unter der Regierung Lothars war eine große Veränderung in Deutschland vorgegangen. Seinem Schwiegersohn zu Liebe gab er ein Gesetz, daß die größeren Lehen, die Herzogthümer und Grafschaften, wenn sie durch den Tod des Besitzers erledigt wären, nicht mehr, wie bisher, an den Kaiser zurückfallen, sondern erblich unter den Verwandten des Verstorbenen sein sollten. Dadurch wurde eines Theiles der Grund zu der Zersplitterung Deutschlands in eine Menge kleiner Staaten gelegt; anderntheils bildete sich dadurch ein höherer Adel, der unmittelbar unter

dem Kaiser stand, gegenüber dem niederen, der von den Herzogen und Grafen abhängig war. Viele aus dem höheren Adel traten förmlich in den Dienst des Kaisers als seine Marschälle, Kämmerer, Mundschenken u. s. w., und dasselbe thaten Viele aus dem niederen bei dem höheren Adel. Ebenso wurde es seit jener Zeit Sitte, daß die nun erblichen Besitzer der Lehen sich nach ihren Besitzungen nannten.

Besonders wichtig war die Bildung drei bedeutender erblicher Staaten im nördlichen Deutschland: der Landgrafschaft Thüringen und der Markgrafschaften Meißen und Brandenburg. Ludwig der Springer war im Jahre 1128 gestorben, und zwei Jahre später wurde sein Sohn Ludwig von Lothar zum Landgrafen ernannt. Nach seinem Tode blieb das Land im Besitze seiner Nachkommen, bis im Jahre 1247 sein Haus erlosch und das Land an das Haus Wettin überging, das sich bereits im Besitze von Meißen befand. Die Markgrafschaft Meißen nämlich, welche schon von dem Könige Heinrich I. begründet war, erhielt durch Lothar im Jahre 1127 Konrad von Wettin, der mit dessen Gemahlin Richenza nahe verwandt war und durch Erbschaft seine Besitzungen noch bedeutend vermehrte; namentlich ertheilte ihm Lothar im Jahre 1136 bei dem Tode des Markgrafen Heinrich auch die Nachfolge in dessen Erblanden und in der markgräflichen Würde in der Lausitz, und schon unter seinen nächsten Nachfolgern gelangte das Land zu großem Wohlstande.

Die ebenfalls bereits von Heinrich I. in der späteren Altmark begründete Mark Nordsachsen, welche auch die Mark Soltwedel genannt wurde, weil die Burg der Markgrafen sich in dem heutigen Salzwedel befand, hatte unter Markgrafen aus verschiedenen Häusern gestanden, bis Lothar dieselbe auf seinem Zuge nach Italien im Jahre 1133 an den ihm treu ergebenen Albrecht den Bären, Grafen von Ballenstädt, aus dem Hause Askanien, verlieh, dem er bereits acht Jahre früher die Lausitz als Lehen gegeben hatte. Als Sohn der älteren Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, des letzten Billungers, hätte er auch Ansprüche auf dieses Land gehabt; dasselbe erhielt jedoch, wie bereits erwähnt ist, Heinrich der Stolze von Baiern, und auch als es unter dem folgenden Könige dem Letzteren genommen und an Albrecht verliehen wurde, konnte sich dieser in der Herrschaft über dasselbe nicht behaupten. Dagegen setzte er sich in den Besitz der wendischen Staaten des Fürsten Pribislaw von Brandenburg, der zum Christenthume übergetreten war und in der Taufe den Namen Heinrich angenommen hatte, und so kamen die Mittelmark, die Priegnitz und die Ukermark an das Haus Askanien. Seit jener Zeit nannte sich Albrecht Markgraf von Brandenburg, und seine Nachfolger blieben bis zum Jahre 1320 im Besitze des Landes, das er als erbliches Lehen erhalten hatte. Zwar empörten sich die Wenden gegen ihn, und er mußte den Aufstand derselben mit so blutiger Strenge unter-

drücken, daß viele Gegenden des Landes verödeten; aber er wußte sie wieder zu bevölkern, indem er adlige deutsche Familien in das Land zog und Rheinländer und Niederländer bewog, sich daselbst niederzulassen. Unter seinem Enkel Albrecht II., im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, entstand wahrscheinlich aus einem wendischen Dorfe an der Spree die Stadt Berlin, obgleich die Zeit der Gründung derselben noch immer ungewiß ist. — In späterem Alter unternahm Albrecht der Bär mit seiner Gemahlin noch einen Zug nach Palästina, und nach seiner Rückkehr im Jahre 1159 ließ er sich besonders die Einführung des Christenthums und die Ausrottung der wendischen Religion und Sprache in seinem Lande angelegen sein. Er starb im Jahre 1170 zu Ballenstädt, wo er auch bestattet wurde. Die Geschichte nennt ihn mit Recht einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit.

---

§. 40. Konrad der Dritte. (1138—1152.)

Niemand schien bei Lothars Tode gegründetere Aussichten auf die Nachfolge in der Regierung zu haben, als sein Eidam Heinrich der Stolze von Baiern. Er befand sich im Besitze der Reichskleinodien und hatte die Ueberzeugung, daß die Fürsten gar keinen Andern zum König wählen könnten. Aber dennoch sah er sich bald getäuscht. Derselbe Grund, der früher die Fürsten bewogen hatte, Lothar mit Uebergehung der hohenstaufischen Brüder auf den Thron zu erheben, erfüllte jetzt viele mit Argwohn und Besorgniß gegen Heinrich. Seine Macht erstreckte sich von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, und der stolze, herrische Mann schien ganz dazu geeignet, dieselbe zur Unterdrückung der Selbstständigkeit der deutschen Fürsten zu benutzen. Nicht so gefährlich erschien dagegen der milde, weniger mächtige Konrad von Franken. Diesem wandte sich auch die Gunst des Papstes zu, gegen den er sich, während er mit dem Kaiser in Italien war, stets ehrerbietig gezeigt hatte, während Heinrich sein hochfahrendes Wesen auch dort nicht hatte verbergen können und überdies, da er im Besitz des reichen Erbes der Mathilde war, dem Papste als ein gefährlicher Nachbar erscheinen mußte. Deshalb trug auch Innocenz seinem Gesandten in Deutschland auf, für Konrads Erhebung zu wirken. Dies Alles war für Konrad außerordentlich günstig; dennoch aber fürchteten seine Freunde, Heinrich würde durch Hülfe seines noch immer sehr bedeutenden Anhanges gewählt werden, wenn Alles ordentlich zuginge. Sie warteten daher nicht den auf Pfingsten nach Mainz zur

Königswahl ausgeschriebenen Reichstag ab, sondern kamen in Koblenz zusammen, wo sie am 22. Februar 1138 Konrad zum Könige wählten, worauf ihn der päpstliche Gesandte am 6. März zu Aachen krönte. So kam das Haus Hohenstaufen auf den Thron und ist bis zum Jahre 1254 fast ununterbrochen im Besitze desselben geblieben.

Offenbar war es bei der Wahl Konrads nichtsweniger als ordnungsmäßig zugegangen; viele von den Fürsten waren dabei gar nicht zugegen gewesen; aber man berief sich darauf, daß es bei Lothars Wahl nicht besser gewesen sei. Immer mehr Fürsten und Prälaten schlossen sich an Konrad an, und als er, von den meisten Fürsten und Bischöfen begleitet, zu Pfingsten auf dem Reichstage zu Bamberg erschien, huldigten ihm auch die sächsischen und bairischen Fürsten; selbst Lothars Wittwe Richenza, die anfangs mit dem größten Eifer für ihren Schwiegersohn thätig gewesen war, unterwarf sich; nur Heinrich selbst blieb aus. Gleichwohl ließ er sich bewegen, die Reichskleinodien auszuliefern, da er wohl einsah, daß die Krone für ihn doch verloren sei, und da er sich dadurch wenigstens den Besitz seiner Länder zu sichern dachte; doch auch darin hatte er sich getäuscht. Konrad setzte einen neuen Reichstag zu Augsburg an, um mit Heinrich zu unterhandeln. Dieser erschien, aber seiner Sicherheit wegen mit einem zahlreichen bewaffneten Gefolge. Da erklärte der König, Heinrichs große Macht sei für die Ruhe des Reiches gefährlich; auch sei es gegen alten Brauch, daß zwei Herzogthümer im Besitze eines Einzigen sich befänden; Heinrich müsse deshalb eins abtreten, und auf Sachsen habe ohnedies Albrecht der Bär mindestens eben so große Ansprüche wie er. Wir sehen, er beobachtete gegen seinen mächtigen Gegner ganz dasselbe Verfahren, wie früher Lothar gegen die Hohenstaufen. Heinrich verweigerte natürlich jede Abtretung; aber nun hielt sich Konrad vor ihm in Augsburg nicht mehr sicher, entfloh mit wenigen Begleitern bei Nacht nach Würzburg, und dort sprach er über Heinrich die Acht aus und erklärte ihn seiner Lehen verlustig. Das Herzogthum Sachsen ertheilte er darauf an Albrecht den Bären; Baiern aber gab er seinem eigenen Stiefbruder Leopold von Oesterreich. So hatte der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen von Neuem begonnen. Allmälig griff derselbe immer weiter um sich, so daß zuletzt ganz Deutschland und Italien sich in zwei feindliche Parteien theilten; ja, noch lange nach dem Untergange der Hohenstaufen dauerten die blutigen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen fort, indem jene für die geistliche oder päpstliche, diese für die weltliche oder kaiserliche Macht stritten.

In kurzer Zeit war Heinrich der Stolze herabgestürzt von seiner Machthöhe. Die baierischen Großen fielen von ihm, dem sie wegen seines hochfahrenden Wesens nicht trauten, ab und wandten sich dem milden, durch Tüchtigkeit ausgezeichneten Leopold zu, der ohne Mühe

Regensburg eroberte und sich das ganze Land unterwarf, so daß dem noch vor Kurzem so mächtigen Heinrich nichts übrig blieb, als mit nur vier Begleitern nach Sachsen zu fliehen. Dort aber sammelten seine Getreuen sich wieder um ihn; Viele waren ihm in Pilgerkleidern gefolgt, und mit ihnen griff er Albrecht an, der sich inzwischen in den Besitz des Landes gesetzt hatte, jagte ihn wieder hinaus, verwüstete sogar mehrere seiner Erbgüter und zwang ihn, bei Konrad Hülfe zu suchen. Der König erschien alsbald mit Heeresmacht und drang bis Hersfeld an der Fulda vor, während Heinrich an der Werra lagerte. Der Kampf schien nicht mehr vermieden werden zu können; es gelang indessen dem Erzbischof Albero von Trier, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Heinrich blieb im Besitze Sachsens, und wohl mochte er denken, auch Baiern bald wieder zu erhalten, als er plötzlich zu Quedlinburg am 20. October 1139 starb. Schwerlich war Gift die Ursache seines unerwarteten Todes gewesen, wenigstens fehlen dafür alle Beweise; eher wohl war derselbe eine Folge des Schmerzes über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen. Er war nur sieben und dreißig Jahre alt geworden. Mit seinem Tode war aber der Kampf keineswegs beendigt. Er hinterließ einen erst zehnjährigen Sohn, der ebenfalls Heinrich hieß und nachmals den Beinamen des Löwen erhielt. Für diesen traten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza auf, und Beide, Frauen von männlichem Muth und männlicher Entschlossenheit, wußten die Ansprüche des Kindes auf Sachsen mit solchem Erfolge geltend zu machen, daß Albrecht, der das Land ohne Mühe in Besitz zu nehmen gedacht hatte, in die größte Gefahr gerieth und abermals bei dem Könige Hülfe suchen mußte. Auch in Baiern setzte Heinrichs des Stolzen Bruder Welf den Kampf gegen Leopold fort, gegen den er schon früher das Herzogthum zu behaupten gesucht hatte, das er nun als Erbe in Anspruch nahm. Sobald er konnte, zog Konrad seinem bedrängten Stiefbruder zu Hülfe, und in der Nähe des schwäbischen Städtchens Weinsberg im Neckarkreise, das der König belagerte, kam es zu einer entscheidenden Schlacht mit Welf, der zum Entsatz heranrückte. In dieser Schlacht hörte man zuerst von den beiden feindlichen Heeren den Ruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen*)!" der nachher weit über ein Jahrhundert hindurch, freilich zuletzt in anderer Bedeutung, ertönte. Welf wurde geschlagen, und Weinsberg mußte sich nach heldenmüthiger Vertheidigung ergeben. Erbittert über den hartnäckigen Widerstand, hatte Konrad beschlossen, daß alle männlichen Bewohner mit dem Leben büßen sollten; aber die Ausführung dieses Beschlusses wurde durch eine That treuer Liebe verhindert, welche durch die Sage mannichfach ausgeschmückt ist. Am einfach-

*) Waiblingen war der Name eines im Remsthale bei Stuttgart und Canstatt gelegenen Stammschlosses der Hohenstaufen.

ſten erzählt ſie eine alte Chronik folgendermaßen: Im Jahre des Herrn 1140 belagerte der König die Stadt des Herzogs Welf von Baiern, Winesburg genannt, und bekam ſie vermöge einer Uebereinkunft in ſeine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, gab er aus königlicher Milde die Erlaubniß, daß ſie ſollten forttragen dürfen, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die ſie ihren Männern ſchuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, ließen allen Hausrath dahinten und ſtiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun Herzog Friedrich (von Schwaben, der Neffe des Königs, der mit ihm gezogen war) Einſpruch that und Solches nicht wollte geſchehen laſſen, ſprach der König: „an einem Königsworte zieme ſich nicht zu rütteln.“ So gelang den treuen Frauen die Rettung ihrer Männer, und noch bis auf den heutigen Tag heißen die auf dem Berge über dem Städtchen liegenden Burgtrümmer „die Weibertreue.“ Auch die Kunſt hat die ſchöne That vielfach verherrlicht; Bürger hat ſie in einer Ballade „Die Weiber von Weinsberg“ beſungen; ein altes Gemälde in der Kirche zu Weinsberg ſtellt die aus dem Burgthore mit ihren Männern herabziehenden Frauen dar; eine Unterſchrift giebt eine kurze Erzählung der That; über dem Gemälde aber ſtanden ſonſt die Worte: „Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen“; auch neuere Künſtler haben den Vorgang zum Gegenſtand trefflicher Gemälde gemacht.

Mit der Eroberung von Weinsberg war indeſſen der Kampf in Baiern noch keineswegs beendigt. Konrad mußte das Land verlaſſen; Leopold ſtarb bereits im October ohne Erben, und der König ertheilte Baiern dem Bruder deſſelben, Heinrich, welcher von einer Betheurungsformel, die er ſtets im Munde führte, den Beinamen Jaſomirgott („Jochſamergott“) erhalten hat. Beiden war es erwünſcht, den Frieden herzuſtellen, und dies wurde um ſo leichter möglich, da Richenza inzwiſchen geſtorben war. Konrad trug nämlich der erſt ſechs und zwanzigjährigen Gertrud die Hand Heinrichs Jaſomirgott an, und dieſelbe ging um ſo bereitwilliger auf den Vorſchlag ein, da der König zugleich ihrem Sohne Heinrich Sachſen zuſicherte, während Albrecht der Bär durch Erweiterung ſeiner Markgraffſchaft Brandenburg abgefunden wurde. So wurde denn der Kampf beendigt, und zu Pfingſten 1142 feierte Konrad auf ſeine Koſten vierzehn Tage lang mit großer Pracht die Hochzeit Heinrichs mit Gertrud. Der langjährige Streit war für den Augenblick geſchlichtet, obgleich Welf den Kampf gegen Heinrich Jaſomirgott noch immer fortſetzte, und Konrad that nun Alles, um Ruhe und Ordnung im Reiche zu befeſtigen, verſammelte Reichstage und beſtätigte oder verbeſſerte nach dem Rathe der Fürſten, was zu beſtätigen oder zu verbeſſern war.

Je mehr ihm aber in Deutschland selbst zu thun blieb, um so weniger konnte er geneigt sein, die dort so nöthige Macht durch Unternehmungen nach dem Auslande zu zersplittern, und weise mischte er sich namentlich nicht in die Streitigkeiten, die damals Italien zerrütteten, so vielfache Aufforderungen auch deshalb an ihn ergingen. Dort war nämlich Anaklet gestorben (1138), und der als Victor IV. zu seinem Nachfolger erwählte Cardinal Gregor entsagte seiner Würde freiwillig. So war also Innocenz nun allgemein anerkannt; gleichzeitig aber dauerte der Kampf Rogers von Sicilien gegen ihn fort; Roger nahm ihn sogar sammt seinen Cardinälen gefangen, und der Kampf endete dadurch, daß Innocenz ihn und seine Nachkommen mit Kalabrien, Apulien und Kapua belehnte und ihn als König anerkannte. Auch in Rom hatte Innocenz jetzt entschieden die Oberhand, und er konnte daselbst im Jahre 1139 ein glänzendes Concil halten; aber gleichzeitig brach ein Sturm gegen die päpstliche Herrschaft los, der dieselbe auf's Gewaltigste erschütterte.

Schon längst hatte die Verweltlichung und Sittenlosigkeit der verderbten Geistlichkeit bei Laien wie bei ernsteren Geistlichen selbst Unwillen und Abscheu hervorgerufen. Nicht nur Mönche und Geistliche waren mit donnernden Strafpredigten gegen solche Schmach aufgetreten; selbst Päpste, wie Gregor VII., hatten sich ihnen angeschlossen und sogar das Volk gegen das Verderben der Kirche aufgeregt Gregor hatte, um die Uebel der Kirche zu heilen, die Geistlichkeit von aller Verbindung mit dem Staate losgerissen, damit die Kirche heilig und erhaben über die Welt dastände; aber die Sittenlosigkeit der Geistlichen war dadurch nicht geringer geworden. Um so lauter erhoben sich nun Stimmen, welche offen erklärten, der Grund alles Verderbens liege in dem weltlichen Besitz der Kirche, und wenn die Geistlichen vom Staate unabhängig sein wollten, so müßten sie vor Allem ihre Besitzungen aufgeben und sich, wie in der ersten Zeit der christlichen Kirche, mit dem Zehnten und den freien Gaben der Gemeinden begnügen.

Besonders trat in jener Zeit mit solcher Lehre ein junger Geistlicher aus Brescia, Namens Arnold, hervor. In Paris war er Schüler Abälards, eines der berühmtesten Lehrer der dortigen Universität, gewesen, den wir noch näher werden kennen lernen. Voll neuer Ideen über Religion und Kirche, kehrte er um 1126 von dort nach Italien zurück. Die in Ueppigkeit und Schwelgerei versunkenen Bischöfe und Priester, lehrte er, verdienten diesen Namen nicht mehr; die Kirche sei nicht mehr ein Haus Gottes. Von allem weltlichen Besitz müßten Bischöfe und Geistliche sich losmachen und zu der alten Armuth und Keuschheit der apostolischen Kirche zurückkehren. Solche Lehren, die er mit glühender Begeisterung und hinreißender Beredtsamkeit vortrug, mußten um so

mehr Eingang finden, da er selbst durch Einfachheit der Kleidung und Strenge in der Lebensweise als Muster dessen erschien, was er von allen Geistlichen forderte, und da die lombardischen Städte schon längst nach Vernichtung der bischöflichen Rechte getrachtet hatten; dazu mußte es bei ihrem Streben nach politischer Freiheit außerordentlichen Anklang bei ihnen finden, daß er ihnen die Einrichtungen der alten römischen Republik, deren Vortrefflichkeit durch die lange Dauer und die Macht des alten Rom bewährt erschien, als Ideal vorhielt.

Dem Papste erschien Arnolds Wirksamkeit so gefährlich, daß er ihm auf jener Synode im Jahre 1139 befahl, Italien zu verlassen und nicht ohne seine besondere Erlaubniß wdahin zurückzukehren. Arnold begab sich nach Frankreich, und auch von dort vertrieben, ging er nach der Schweiz, wo er in Zürich unerschrocken seine Lehre weiter verkündigte, die in die Gemüther der einfachen Schweizer leicht Eingang fand, so sehr auch der so einflußreiche Abt Bernhard von Clairvaux vor ihm warnte. Aber auch in Italien wirkte dieselbe trotz Arnolds Entfernung fort, und namentlich machte sie bei den Römern alle Träume von alter Freiheit und Weltherrschaft wieder rege. Sie setzten auf dem Capitol einen Senat ein, dem sie die Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten übertrugen, und verlangten von Innocenz, er solle sich auf die Ausübung der geistlichen Gewalt beschränken. Innocenz versuchte mit ihnen zu unterhandeln; aber er starb noch während der Unruhen am 24. September 1143. Sein Nachfolger, der sanfte Cölestin II., starb auch schon nach sechs Monaten, und dem folgenden Papste, Lucius II., kündigten die Römer förmlich allen Gehorsam in weltlichen Dingen auf. Vergebens suchte der bedrängte Papst bei Konrad Hülfe. Da beschloß er, selbst Alles zu wagen. Mit bewaffneter Macht stürmte er gegen das Capitol; aber das Volk schlug seinen Angriff zurück, und er selbst wurde dabei durch Steinwürfe so schwer verwundet, daß er wenige Tage darauf starb. Zu seinem Nachfolger wurde Eugen III., ein Schüler Bernhards von Clairvaux, erwählt; aber er mußte nach Frankreich fliehen, und Arnold, der nach Rom zurückgekehrt war, wurde der Führer des Volkes, das ihn wie einen Vater verehrte. Die alten römischen Einrichtungen sollten nun vollständig wieder hergestellt werden; zwei Consuln an der Spitze des aus hundert Mitgliedern bestehenden Senats sollten das Ganze leiten, ein Ritterstand sollte vermittelnd zwischen Senat und Volk stehen. Gleichzeitig schrieben die Römer an Konrad III.: die Päpste, die ärgsten Feinde des Kaisers, seien jetzt aus Rom vertrieben; er solle jetzt nach Rom kommen, um von der Hauptstadt der Welt aus besser und freier, als es seine Vorfahren vermocht hätten, die Welt zu beherrschen. Doch Konrad kannte den Wankelmuth des römischen Volkes zu gut, um einer solchen Aufforderung zu folgen, so viel Lockendes sie auch haben mochte.

Im Jahre 1149 konnte Eugen endlich mit Hülfe Rogers von Sicilien nach Rom zurückkehren; aber bis an seinen Tod (1153) hatte er fortwährend mit den von Arnolds Partei ausgehenden Unruhen zu kämpfen. Noch unter seinem zweiten Nachfolger Hadrian IV. dauerten dieselben fort, und während ein Theil der Römer damit umging, aus der Mitte des Volkes selbst einen Kaiser zu wählen, luden die Vornehmen Konrads Nachfolger Friedrich I. ein, nach Rom zu kommen, um in alter Weise vom römischen Senat und Volk die Kaiserkrone zu empfangen. Dem Papste Hadrian IV. gelang endlich die Unterdrückung der Unruhen. Ein Cardinal, der zu ihm ging, war von Arnolds Anhängern angegriffen und verwundet worden; deshalb belegte Hadrian die Stadt mit dem Interdict. Dies war die furchtbarste Art des Kirchenbannes. Keine kirchliche Handlung durfte vorgenommen werden außer der Taufe; aller Schmuck wurde aus den Kirchen entfernt oder wenigstens verhüllt; keine Glocke wurde geläutet, Keinem, selbst einem Sterbenden nicht, das Abendmahl gereicht. Dies Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Es war gerade die Charwoche, und vier Tage lang vom Beginn derselben las kein Geistlicher Messe in Rom. Dies konnten die Römer nicht ertragen; das Volk selbst nöthigte die Vornehmen, in die Verbannung Arnolds und seiner Freunde zu willigen; Hadrian hielt seinen feierlichen Einzug in Rom, und der Gottesdienst begann sofort wieder zur allgemeinen Freude. Auf der Flucht gerieth Arnold einem Cardinal in die Hände; jedoch bald wurde er von einigen campanischen Grafen wieder befreit und fand bei ihnen Schutz. In demselben Jahre aber (1155) kam Kaiser Friedrich I. nach Italien, und der Papst forderte ihn als Schirmherrn der Kirche auf, ihm gegen die Römer beizustehen und Arnolds Auslieferung zu bewirken. Friedrich, der auch schwerlich mit Arnolds politischen Grundsätzen übereinstimmte, war dazu sogleich bereit, nahm einen der Grafen, die Arnold befreit hatten, gefangen und erschreckte dadurch die andern so, daß sie ihren Schützling den Cardinälen auslieferten. Man eilte, sich von dem gefährlichen Gegner jetzt für immer zu befreien. Vor Tagesanbruch wurde er vor die Porta del Popolo zu Rom hinausgeführt und erhängt. Sein Leichnam wurde verbrannt und seine Asche ins Meer gestreut, damit das Volk nicht seine Ueberreste noch als heilige Reliquien verehren könnte. Vergebens strömte das Volk, als die Kunde von seiner Hinrichtung in der Stadt sich verbreitete, zu seiner Rettung herbei und vertrieb die päpstlichen Wachen; es war schon Alles vorüber. Die römische Curie fühlte selbst das Unwürdige dieses Verfahrens und suchte sich nachher damit zu entschuldigen, Alles sei ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen geschehen; der Präfect von Rom habe Arnold aus dem Gefängniß gerissen, und dessen Knechte hätten ihn getödtet aus Rache wegen des Schadens, den die Stadt durch Arnolds

Partei erlitten habe. — So hatte Arnold geendet, und mit ihm wurde auch sein Anhang unterdrückt; aber die Idee, für die er so muthig gestritten hatte und gestorben war, die Idee einer Reinigung der Kirche von allem weltlichen Wesen, wirkte auch nach seinem Tode in mannichfachen Gestalten fort in den Seelen, die in diesem und dem folgenden Jahrhunderte entstanden, und selbst Kaiser Friedrich, der ihn seinen Feinden preisgegeben hatte, wurde später, wenn auch nicht durch kirchliches, sondern durch politisches Interesse bewogen, sich solchen Bestrebungen anzuschließen. Bevor wir jedoch davon sprechen, müssen wir erst noch die letzte Zeit der Regierung Konrads kennen lernen.

Während derselbe allen Lockungen zum Zuge nach Italien widerstand, glaubte er sich den dringenden Aufforderungen zu einem Kreuzzuge nicht entziehen zu dürfen; wir haben indessen bereits gesehen, wie erfolglos derselbe endete (S. 217). Auch Welf hatte an dem Zuge Theil genommen: aber während des Unternehmens gegen Damaskus erkrankte er und kehrte über Apulien nach Deutschland zurück. Unterweges gelang es Roger von Sicilien, ihn durch Geschenke und Versprechungen zum Abfall von Konrad zu bewegen, und im Vertrauen auf Rogers Hülfe erneuerte er gleich nach seiner Rückkehr die Feindseligkeiten gegen den König. Konrads Sohn Heinrich, den dieser schon vor dem Beginn des Kreuzzuges im Jahre 1147 zu seinem Nachfolger hatte wählen lassen, zog ihm nach Schwaben entgegen, und Konrad, der inzwischen auch zurückgekehrt war, bot das ganze Reich gegen ihn auf. Ehe aber noch das Reichsheer zusammen kam, wurde Welf von Heinrich geschlagen und gefangen genommen, und nur durch die Vermittlung des jungen Herzogs Friedrich von Schwaben, der sein Schwestersohn war, erhielt er günstige Friedensbedingungen. Bald darauf hatte Konrad den Schmerz, seinen hoffnungsvollen Sohn Heinrich sterben zu sehen (1150), und wenige Zeit später, am 15. Februar 1152, ereilte auch ihn selbst zu Bamberg der Tod, vielleicht in Folge von Gift, das ihm Roger hatte beibringen lassen. Er war ein muthiger und weiser Fürst gewesen, ein Freund der Wissenschaften, wenn ihm auch eigentliche gelehrte Bildung fehlte; aber so gern er auch sein Reich beglückt hätte, so war es ihm doch nicht beschieden, dasselbe von den Uebeln, an denen es litt, gründlich zu heilen.

---

§. 41. Kaiser Friedrich der Erste (Barbarossa). (1152—1190.)

Als Konrad starb, war sein einziger, ihn überlebender Sohn Friedrich erst sieben Jahre alt; er übergab deshalb auf dem Sterbebette die

Reichskleinodien seinem Neffen, dem damals etwa dreißigjährigen Herzog Friedrich von Schwaben, und empfahl ihn dadurch den Fürsten zu seinem Nachfolger. Derselbe hatte sich bereits nicht nur in dem von Konrad unternommenen Kreuzzuge und auch sonst durch große persönliche Eigenschaften ausgezeichnet, sondern er erschien auch durch seine nahe Verwandtschaft mit den beiden feindlichen Häusern der Welfen und Hohenstaufen besonders geeignet, den unseligen Zwist völlig zu beendigen. Gern gingen daher die Fürsten auf Konrads Wunsch ein; schon am siebenzehnten Tage nach seinem Tode, am fünften März 1152, versammelten sie sich zu Frankfurt am Main und wählten Friedrich von Schwaben einstimmig zum deutschen König; das zahlreich herbeigeströmte Volk nahm die getroffene Wahl mit lautem Jubel auf, und fünf Tage später wurde der neue König vom Erzbischof Arnold von Köln zu Aachen feierlich gekrönt.

Friedrich war ein Mann von kräftigem Körperbau und mittlerer Größe, blondem, krausem Haar, das er kurz abgeschnitten trug, weißer Hautfarbe, rothen Wangen und fast rothem Bart, weshalb ihn die Italiener Barbarossa (Rothbart) nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen klaren, durchdringenden Blick, eine wohltönende Stimme, einen festen, würdevollen Gang. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas Freundliches und doch Majestätisches. Er liebte frohe Feste, war aber doch ein Feind aller Schwelgerei und alles übermäßigen Aufwandes. Auf der Jagd und in Leibesübungen stand er Keinem nach. Obgleich er keine gelehrten Kenntnisse besaß, so verstand er doch Latein, was allerdings in damaliger Zeit für einen Fürsten unentbehrlich war, und las gern die römischen Schriftsteller. Ebenso schätzte er die Gelehrten, vorzüglich die Geschichtschreiber. Seinen nahen Verwandten, den gelehrten Bischof Otto von Freisingen, ernannte er später zu seinem Geschichtschreiber und theilte ihm selbst Nachrichten über seine Thaten mit, wobei er mit rührender Bescheidenheit hinzufügte, im Vergleich mit dem, was die herrlichen Männer der Vorzeit gethan, seien es vielmehr Schatten, als Thaten. Von seiner Liebe zur Baukunst zeugen noch jetzt die Ruinen seiner Pfalz zu Gelnhausen in der Wetterau. Dabei besaß er ein bewundernswürdiges Gedächtniß, welches ihn fast nie im Stiche ließ. So groß er im Kriege war, so betrachtete er denselben doch nur als ein Mittel für den Frieden. Stets that er nur das, was nach seiner Ueberzeugung den Gesetzen gemäß war; denn als erste Pflicht eines Fürsten erschien es ihm, die Gesetze rücksichtslos zu vollziehen, als erste Pflicht eines Unterthanen, denselben zu gehorchen. Dabei hörte er gern auf fremden Rath, obgleich er die Entscheidung stets sich selbst vorbehielt. Gegen Widerstrebende furchtbar und streng, war er versöhnlich gegen Reuige, mild und herablassend gegen die Seinen; aber

nie ließ er sich von heftigen Gemüthsbewegungen so überwältigen, daß er seine Würde dadurch verletzt hätte. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit offenbarte sich in seiner Andacht beim Gebet und Gottesdienst, in seiner Hochachtung und Freigebigkeit gegen die Geistlichen, seiner Mildthätigkeit gegen die Armen, in der Reinheit seiner Sitten, seinem Gottvertrauen und seiner Standhaftigkeit, die sich im Glück wie im Unglück gleich blieb. So schildern ihn gleichzeitige Schriftsteller*). Besonders nahm er sich Karl den Großen zum Vorbilde. Wie dieser, hatte er eine hohe Idee vom Kaiserthume und suchte dieselbe durch seine Regierung zu verwirklichen. In der That ist er einer der größten Herrscher des Mittelalters gewesen; er hat die kaiserliche Gewalt sowohl in Deutschland als in Italien, gegen übermüthige Vasallen wie gegen den Papst, dessen Anmaßungen er ungeachtet seiner Frömmigkeit mit der größten Entschiedenheit entgegen trat, aufrecht zu erhalten gesucht.

Von Anfang richtete er sein Augenmerk auf Italien, wo er sich und seinem Hause eine unumschränkte Königsmacht gründen wollte, was in Deutschland nicht mehr möglich war. In der That war die Lage der Dinge in Italien eine solche, daß sie seinen Plan in jeglicher Weise zu begünstigen schien. Im Norden des Landes übte Mailand eine wahrhaft tyrannische Gewalt. Die Landbesitzer mußten, um Ruhe zu haben, sich in Mailand Häuser bauen und das Bürgerrecht erwerben; wagte eine Stadt, sich ihrem Bunde zu entziehen, wie Lodi und Como es thaten, so wurden sie gedemüthigt oder zerstört. In Rom dauerten die Kämpfe zwischen Papst und Volk fort, und bald rief die eine, bald die andere Partei den Kaiser nach Italien. In Unteritalien endlich war Roger in steter Feindseligkeit mit dem griechischen Kaiser, der schon Konrad dringend zu einem Römerzuge aufgefordert hatte. Dies Alles mußte Friedrich in seinem Vorhaben bestärken, und bereits im Jahre 1152 verpflichtete er die deutschen Fürsten auf einem Reichstage zu Würzburg, auf welchem die von Roger vertriebenen Reichsvasallen ihn um Hülfe anflehten, wirklich zu einem Römerzuge. Dennoch verzögerte sich die Ausführung des Planes bis 1154; denn Friedrich mußte vor Allem

*) Vorzüglich charakteristisch ist eine Stelle aus der Chronik des Abts von Ursperg, die wir nicht umhin können, hier wörtlich anzuführen: „Er was ein man strenger waffen, hoches gemütbes, des krieges erfaren, starckes leibs, fürsichtigs rats in volstreckung der geschefte, manlich, zusprechig, sanfftmütig, den hoffertigen widerstendig, subteiier vnunfft, hoch groß verstants, fürtrefflicher gedechtniß. Den welcher menschen angesicht oder person er eyniſt erkät oder sahe, die seiben er auch nach langer verlauffner zeit, so sie wider zu im kamen erkant, vnd als bald grüssel er die mit namen, gleich wie ein anderer Demoschenes, vnd als ob sie tegtich bei im gewonet hetten. Er was auch mittelmeissiger statut, doch mer lengin dan kurtzer, voller brust, gar eines schönen angesichts, rots barts vnd hares" .....

darauf bedacht sein, vor seinem Aufbruche die Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen, um die Hülfe der Sachsen und ihres mächtigen Herzogs zu gewinnen. Gleichzeitig bot sich ihm eine Gelegenheit dar, sein Ansehen auch nach Außen hin geltend zu machen, indem er einen Thronstreit zwischen den beiden dänischen Prinzen Sueno und Knut entschied. Beide erschienen Pfingsten 1152 auf dem Reichstage zu Merseburg; Sueno empfing von Friedrich die Krone und erhielt Dänemark von ihm als Lehen; Knut aber wurde durch Ueberlassung eines Länderantheils entschädigt.

Heinrich der Löwe hatte bei der Vermählung seiner Mutter mit Heinrich von Oesterreich seinen Ansprüchen auf Baiern entsagt, suchte sie aber nach dem Tode der Mutter auf alle Weise wieder geltend zu machen und wandte sich jetzt auch an Friedrich um Anerkennung derselben. Dieser forderte Heinrich von Oesterreich auf, sein Anrecht auf Baiern nachzuweisen; der aber erschien ungeachtet wiederholter Vorladungen weder in diesem noch im folgenden Jahre auf einem Reichstage, und Friedrich sprach ihm deshalb auf einem Reichstage zu Goslar wegen seines Ungehorsams das Herzogthum Baiern ab und erkannte die rechtlichen Ansprüche Heinrichs des Löwen auf dasselbe förmlich an.

Auch seine Rechte in kirchlichen Angelegenheiten war aber Friedrich keineswegs geneigt von irgend Jemand antasten zu lassen. Bei einer streitigen Erzbischofswahl für Magdeburg führte er die Entscheidung herbei und belehnte den Gewählten mit den weltlichen Besitzungen, ohne die Bestätigung von Seiten des Papstes abzuwarten. Nachher schloß er mit dem Papste einen Vergleich, worin dieser ihn zum Kaiser zu krönen versprach, wogegen Friedrich der Kirche seinen Schutz zusicherte. Als darauf zwei Cardinäle nach Deutschland kamen und einige Bischöfe theils wegen hohen Alters, theils wegen Vergehen absetzten, ließ er dies ruhig geschehen; da sie sich aber auch in die Magdeburger Erzbischofswahl mischen wollten, schickte er sie sofort nach Italien zurück, wohin er selbst ihnen bald mit einem bedeutenden Heere folgte.

Während er noch in Costnitz war, um sein Heer zu sammeln, erschienen vor ihm im Frühling des Jahres 1153 zwei Bürger der Stadt Lodi. Sie klagten, daß die Mailänder sie und ihre Mitbürger vertrieben, Weiber und Männer ausgeplündert, ihre Stadt gänzlich zerstört hätten und sie zwängen, einzeln und einsam zu wohnen. Friedrich war entrüstet darüber und sandte den Mailändern einen drohenden Brief, worin er ihnen befahl, das Unrecht wieder gut zu machen. Kaum aber hatten die Consuln denselben gelesen, so zerrissen sie ihn, warfen ihn auf die Erde und traten ihn mit Füßen. Solcher Hohn mußte Friedrich im höchsten Grade gegen die stolzen Mailänder erbittern und trieb ihn zur Beschleunigung seines Zuges. Fürsten und Heer sammelten sich im Oc-

tober 1154 zu Augsburg, und Friedrich zog mit ihnen über die Alpen. Auf der ronkalischen Ebene bei Piacenza hielt er Heerschau, und dann eröffnete er daselbst einen großen Reichstag. Auch die Abgeordneten von Mailand erschienen auf demselben und suchten sich demüthig zu entschuldigen. Zwei Städte, die gegen ihre Herren ungehorsam waren, wurden geplündert und zerstört.

Bald darauf erschienen Gesandte von Pavia im Lager Friedrichs und beklagten sich bitter über die Stadt Tortona, deren Bewohner immer in ihr Gebiet einfielen und es verwüsteten. Wiederholt forderte Friedrich die Angeklagten auf, vor ihm zu erscheinen; aber im Vertrauen auf Mailands Schutz leisteten sie keine Folge; deshalb erklärte er sie für Feinde des Reiches, zog gegen sie, eroberte die Stadt nach zweimonatlicher Belagerung und ließ sie zum abschreckenden Beispiel in Asche legen. Darauf zog Friedrich nach Pavia, wo er durch den Bischof der Stadt feierlich mit der lombardischen Krone gekrönt wurde, und eilte dann nach Rom, um daselbst die Kaiserkrönung zu empfangen. Hadrian IV., der vor Kurzem den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, traute jedoch dem Könige nicht, obgleich sich derselbe bei der Ergreifung Arnolds von Brescia ihm sehr dienstfertig erwies; erst als Friedrich einen Eid schwören ließ, er wolle weder dem Papste noch den Cardinälen an Leib und Gut schaden, noch Schaden zufügen lassen, sondern sie auf alle Weise schirmen und schützen, entschloß sich der Papst, ihn im Lager zu bewillkommnen. Friedrich ging ihm entgegen, hielt ihm jedoch nicht, wie es sonst wohl geschehen war, beim Absteigen vom Pferde den Steigbügel, sondern führte ihn nur bei der Hand in sein Zelt. Ueber eine solche Verletzung der Ehrfurcht gegen ihn war Hadrian so entrüstet, daß er, ohne dem Könige den Friedenskuß zu geben, das Lager verließ, und um der Ruhe und des Friedens willen mußte Friedrich sich entschließen, ihn zurück zu rufen und ihn durch Leistung des verlangten Dienstes zufrieden zu stellen. Kaum aber war der Papst beruhigt, so gerieth Friedrich in Streit mit den Römern. Diese schickten nämlich Gesandte an ihn, welche in hochtönenden Worten, im Namen der Weltbeherrscherin Rom, ihm die Kaiserkrone anboten; dafür solle er alle ihre alten und neuen Rechte anerkennen und eidlich zu schützen versprechen, den Consuln und dem Senat aber fünftausend Pfund Silber zahlen. Vieles wollten sie noch weiter reden; aber Friedrich sprang zornig auf und erklärte ihnen, sie priesen umsonst Roms alte Herrlichkeit, und er könne sich nicht wundern, daß ihre Reden so gar nichts von altrömischer Weisheit enthielten, sondern nur mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung angefüllt seien. Das komme daher, weil nicht bloß die Herrschaft, sondern auch die Tugenden von den Römern auf die Deutschen übergegangen seien. Darum würden sie von deutschen Königen beherrscht;

deutſche Fürſten hielten Rath für ſie, und deutſche Ritter kämpften für ſie. Nicht um etwas von ihnen zu empfangen, komme er zu ihnen, ſondern um ſie zu retten von innerem und äußerem Zwiſt, als ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängſteten. Seien ihre Forderungen gerecht, ſo werde er ſie erfüllen ohne Mahnung; ſeien ſie ungerecht, ſo werde er ſich durch keine Worte täuſchen laſſen. „Ihr fordert Beſtätigung eurer Geſetze und Freiheiten", fuhr er fort; „wo gäbe es aber Geſetze für euch, die nicht von den Deutſchen herrührten, und ſeit wann gäbe das Volk dem Fürſten Geſetze und nicht der Fürſt dem Volke? Ich ſoll mein Eigenthum erkaufen? Bin ich denn etwa euer Gefangener, daß ich mich mit Gelde löſe? Wollt ihr mich zwingen, zu zahlen, ſtatt freiwillig zu ſpenden? Ich pflege nur Die königlich zu belohnen, die ſich um mich verdient gemacht haben. In unbegreiflicher Thorheit fordert ihr, daß ich, der König, dem alle Eide geleiſtet werden, euch, den Unterthanen, eure Geſetze und Rechte beſchwören ſoll. Wahrlich, mein Wille iſt unwandelbarer, als eure Geſetze, und mein Wort gilt mehr, als eure Eide!"

Erſchreckt durch ſolche Rede, verließen die Geſandten das Lager; Friedrich aber, um weiteren Störungen durch die Römer zuvorzukommen, ſchickte bei Nacht im Einverſtändniſſe mit dem Papſte heimlich tauſend der Tapferſten voraus nach Rom, ließ die Peterskirche und die Tiberbrücke beſetzen, und mit Tagesanbruch zog er dann ſelbſt am 18. Juni 1155 in Begleitung des Papſtes, der Cardinäle und vieler Geiſtlichen in die Stadt ein. In der Peterskirche wurde ein feierliches Hochamt gehalten, dem Friedrich, umgeben von ſeinen Deutſchen, beiwohnte, und nach Beendigung deſſelben wurde er vom Papſte zum Kaiſer gekrönt, worauf er mit den Seinigen wieder in das Lager vor der Stadt zurück zog. Als die Römer den Vorgang erfuhren, waren ſie höchlich entrüſtet, verſammelten ſich auf dem Capitol, drangen über die Tiber und griffen die Deutſchen an. Bis Sonnenuntergang dauerte der für die letzteren gefährliche Kampf; endlich aber mußten die Römer trotz ihres Muthes weichen; tauſend waren gefallen oder in der Tiber ertrunken, zweihundert gefangen, unzählige verwundet worden; unter den Deutſchen hatte ſich beſonders Heinrich der Löwe ausgezeichnet. „So hätten wir denn auf deutſche Weiſe das Kaiſerthum erkauft", rief Friedrich aus. Nicht arabiſches Gold, ſondern deutſches Eiſen, ſagt ein alter Schriftſteller, iſt das Geld, welches dir, o Rom, dein Fürſt für deine Krone beut.

Die Sommerhitze und die dadurch herbeigeführten Fieber nöthigten Friedrich bald darauf, die Gegend von Rom zu verlaſſen und in das Gebirge zu ziehen. Darauf züchtigte er Spoleto, das den Zins verweigert hatte und einen kaiſerlichen Geſandten gefangen hielt; aber die

Hitze und die ungesunde Luft zwangen ihn, auch diese Gegend zu verlassen. Gern wäre er, den Aufforderungen der Griechen und der unzufriedenen Normannen folgend, noch nach Apulien vorgedrungen; aber die Fürsten drängten wegen des gefährlichen Klimas, das schon so Viele fortgerafft habe, zur Rückkehr, und die Richtigkeit ihrer Gründe anerkennend, mußte er sich entschließen, ihrem Verlangen zu folgen.

Auf dem Rückwege kam der Kaiser bei Verona noch in die größte Lebensgefahr. Die Veroneser dachten nämlich im Einverständnisse mit den Mailändern die Deutschen beim Uebergange über die Etsch zu vernichten. Sie hatten deshalb mit absichtlicher Nachläßigkeit eine Brücke über den Fluß bauen lassen und es so eingerichtet, daß sie durch heantreibende Flöße von starken Balken während des Ueberganges der Deutschen sollte zertrümmert werden. Das gelang ihnen jedoch nicht. Die Deutschen zogen schneller über die Brücke, und die Flöße wurden langsamer an dieselbe herangetrieben, als man gedacht hatte, und so ging sie erst in Trümmer, als jene schon hinüber waren. Nun aber umzingelten die Veroneser das weiter ziehende Heer in einer Gebirgsschlucht im Thale der Etsch, und Friedrich schien verloren. Die Zugänge waren von den Feinden besetzt, und oben auf dem Felsen in einer Burg, die das Thal beherrschte, war eine starke Besatzung unter Anführung Alberichs, eines verwegenen und beutelustigen Ritters aus Verona, welche die Deutschen mit Steinwürfen empfing. Nur durch die Kühnheit seines Bannerträgers Otto von Wittelsbach, des Pfalzgrafen von Baiern, wurde Friedrich aus der drohenden Gefahr errettet. Otto erkletterte nämlich mit zweihundert Bewaffneten eine der höchsten Spitzen des Gebirges, eine schroffe, unzugängliche Felswand, die jene Burg noch weit überragte. Auf großen Umwegen schlichen sich die Tapferen an dieselbe heran; Einer kletterte auf die Schultern des Andern; aus Lanzen wurden Leitern gebildet; Stufen wurden in die Felsen gehauen, und endlich erreichte man den Gipfel und pflanzte die kaiserliche Fahne daselbst auf. Das hatte die Besatzung der Burg nicht erwartet; von der Höhe und aus der Tiefe angegriffen, vermochte sie nicht zu widerstehen; fünfhundert wurden getödtet, viele gefangen genommen, unter ihnen Alberich mit eilf Edlen. Alle zwölf wurden als Empörer zum Tode verurtheilt; einem von ihnen jedoch, der sich als Franzose auswies und sich damit entschuldigte, er habe nicht gewußt, daß das Unternehmen gegen den Kaiser gerichtet sei, schenkte Friedrich Leben und Freiheit, aber nur unter der Bedingung, daß er Alberich und die Uebrigen mit eigener Hand erhängte. Ohne weitere Gefahr kam jetzt der Kaiser nach Deutschland zurück und entließ sein Heer.

Mit kräftiger Hand ergriff er hier die Zügel der Regierung. Viele hatten seine Abwesenheit zur Bedrückung Schwächerer benutzt; jetzt kehr-

ten Recht und Gerechtigkeit zurück, und selbst die Mächtigsten mußten des Kaisers starke Hand fühlen. Der rheinische Pfalzgraf Hermann und der Erzbischof Arnold von Mainz hatten sich unter einander blutig befehdet und das Land verwüstet. Friedrich verurtheilte sie und ihre Genossen auf einem Reichstage zu Worms zu der beschimpfenden, seit undenklichen Zeiten nicht mehr angewandten Strafe des Hundetragens. Zwar wurde dieselbe dem Erzbischofe mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seinen Stand nachher erlassen; aber der Pfalzgraf und zehn Grafen mußten wirlich eine Meile weit jeder einen Hund auf dem Rücken fortschleppen. Jener konnte den Schimpf nicht ertragen, ging in ein Kloster und starb bald darauf aus Gram über die erlittene Schmach; alle Fürsten aber wurden von gewaltiger Furcht vor dem Kaiser ergriffen, so daß sie hinfort nicht mehr wagten, sich eigenmächtig Recht zu schaffen mit Waffengewalt, sondern ihre Sache dem Urtheilsspruch des Kaisers unterwarfen. Dieser zog nun den Rhein hinauf, zerstörte alle Raubschlösser, bestrafte die Ritter, welche Raub und Mord übten, mit unerbittlicher Strenge, erneute den Bürgern ihre Privilegien, und auch die Künste erfreuten sich seines Schutzes, wie er denn selbst die Dichtkunst verstand und meisterhaft übte. Das Wichtigste aber, was er in Deutschland zu Stande brachte, war die endliche Versöhnung zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott, indem er den Letzteren, der noch immer wegen des Verlustes von Baiern grollte, dadurch befriedigte, daß er sein Besitzthum, die Markgrafschaft Oesterreich, zu einem selbstständigen Herzogthume erhob, so daß es nicht nur gegen damaligen Brauch auch in weiblicher Linie erblich sein sollte, sondern daß sogar beim gänzlichen Aussterben des Hauses der letzte Besitzer darüber frei sollte verfügen dürfen.

Auch nach außen hin zeigte sich Friedrich im Vollbesitze der Macht. Den Polenherzog Boleslaw zwang er mit Waffengewalt, das seinem Bruder Wladislaw geraubte Erbtheil zurück zu geben und den verweigerten Lehnseid zu leisten. Dem Herzog Wladislaw von Böhmen ertheilte er für den in diesem Kriege geleisteten Beistand die Königswürde. Gleichzeitig brachte er das kaiserliche Ansehen im burgundischen Reiche wieder zur Geltung, ließ sich zu Besançon von den burgundischen Großen huldigen und zu Arles im Jahre 1157 zum König krönen; ja, bis zur Provence hinab erstreckte sich sein Einfluß. So groß war das Ansehen des Kaisers, daß auch mächtige auswärtige Fürsten sich um seine Gunst bewarben. Der König von Dänemark suchte bei ihm Anerkennung und Belehnung nach; aus Frankreich, Spanien, England und Griechenland kamen Gesandte an ihn; ja, König Heinrich II. von England übersandte ihm reiche Geschenke und schrieb ihm dabei: „England und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar und vertrauen es

eurer Gewalt an, damit Alles nach eurem Wink eingerichtet werde und in Allem der Wille eures Reiches geschehe. Es sei also zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größeren der Befehl bleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Nur in Italien fand das kaiserliche Ansehen noch immer nicht die gebührende Anerkennung. Die Mailänder gingen sogar so weit, daß sie nicht nur Tortona wieder herstellten, sondern auch Lodi angriffen, die Einwohner verjagten und ausplünderten, und die Mauern der Stadt einrissen. Dies verlangte Züchtigung, und Friedrich beschloß deshalb einen neuen Zug nach Italien Dazu kamen noch heftige Zerwürfnisse mit dem Papste. In einem Briefe beklagte sich derselbe bei dem Kaiser darüber, daß ein Bischof von Lund in Schweden auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Rom von deutschen Rittern war geplündert und gefangen genommen worden, und daß der Kaiser dies nicht bestraft und sich des Bischofs nicht angenommen hatte. Er gedachte in diesem Schreiben der Ertheilung der Kaiserkrone als einer von ihm empfangenen Wohlthat und gebrauchte dabei ein Wort, welches so gedeutet werden konnte, als habe Friedrich von ihm die Krone nur als Lehen erhalten. Als das Schreiben auf dem Reichstage zu Besançon vorgelesen wurde, brachte es unter den Versammelten die heftigste Aufregung hervor; auf Friedrich aber machte es einen um so übleren Eindruck, weil er sich eines Gemäldes im päpstlichen Palaste erinnerte, welches den Kaiser Lothar II. vor dem Papste knieend darstellte, wie er ihn um die Krone bittet, mit einer darunter gesetzten lateinischen Inschrift des Inhalts:

Der König harrte vor dem Thor,
Bis er das Recht der Stadt beschwor;
Des Papstes Lehnsmann ward er drauf,
Wofür ihm der die Kron' setzt' auf.

Und dies Gemälde hatte der Papst nicht beseitigen lassen, obgleich er es dem Kaiser versprochen hatte. Die päpstlichen Legaten, die das Schreiben überbrachten, erhöhten die Mißstimmung durch ihren Uebermuth, und als einer derselben, der Cardinal Roland von Siena, der nachmalige Papst Alexander III., sagte: „Und von wem hat denn der Kaiser die Regierung erhalten, wenn nicht vom Papste?" geriethen Alle in den heftigsten Zorn; ja, Otto von Wittelsbach sprang wüthend auf, riß das Schwert aus der Scheide und würde den trotzigen Sprecher durchbohrt haben, wenn nicht Friedrich selbst ihn zurückgehalten hätte. Die Legaten wurden mit Schimpf entlassen, und es ward ihnen geboten, unverzüglich nach Rom zurückzureisen und unterweges keinen Abt oder Bischof zu besuchen, damit sie keine Gelegenheit fänden, Unruhen zu

stiften und Erpressungen auszuüben. Hadrian schrieb an die deutschen Bischöfe, sie sollten Genugthuung fordern; da aber diese sich entschieden auf die Seite des Kaisers stellten und den Papst ermahnten, denselben zu besänftigen, indem er erklärt habe, er wolle die Krone lieber niederlegen, als zugeben, daß sie so erniedrigt würde, so übersandte Hadrian ein neues Schreiben an Friedrich, worin er das zweideutige Wort zurücknahm, und so wurde für's Erste das gute Verhältniß zwischen Kaiser und Papst wieder hergestellt.

Im Juli 1158 begann nun Friedrich mit großer Heeresmacht den Zug nach Italien. In bedeutender Zahl fanden sich bei seiner Ankunft die italienischen Lehnsmannen bei ihm ein; auch Abgeordnete von Mailand erschienen auf seine Vorladung und versuchten, die Stadt zu rechtfertigen. Das gelang ihnen jedoch nicht; vielmehr wurde Mailand in die Acht erklärt, und mit mehr als hunderttausend Mann zog Friedrich gegen die Stadt, um die Acht zu vollstrecken. Mailand war aber stark befestigt, Friedrich mußte sich entschließen, sie zu belagern, und erst nach vierwöchentlicher muthvoller Vertheidigung wurden die Bürger durch eine entsetzliche Hungersnoth zur Uebergabe gezwungen. Sie mußten sich verpflichten, den Städten Lodi und Como ihre Freiheiten wieder zu geben, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten und ihre vom Volke gewählten Consuln von ihm bestätigen zu lassen; außerdem mußten sie 9000 Mark Silber als Steuer zahlen, und dreihundert der angesehensten Männer als Geißeln stellen. Der Erzbischof und die Geistlichkeit in vollem Schmucke an der Spitze, dann die zwölf Bürgermeister, der Rath und die Edlen, barfuß und bloße Schwerter am Nacken tragend, darauf das Volk mit Stricken um den Hals und in Lumpen gehüllt, so kamen die Mailänder bei der Uebergabe in das Lager der Deutschen und zogen vor dem auf einem Throne sitzenden Kaiser demüthig vorüber. „Wir haben gesündigt", sprach einer der Bürgermeister, „und wir bitten um Gnade; wir legen unsre Schwerter vor euch nieder und unser Leben in eure Hand." Friedrich erklärte, es würde viel Unglück verhütet sein, wenn sie von Anfang so gehandelt hätten, hob die Acht auf, drückte den Vornehmsten die Hand, küßte und tröstete sie; Alle aber, die es sahen, wurden von Mitgefühl ergriffen.

Darauf hielt Friedrich einen neuen, glänzenden Reichstag auf der ronkalischen Ebene. Wie eine Stadt erhob sich daselbst das Lager Friedrichs, in der Mitte das kaiserliche Zelt, einem Tempel gleich; auf der einen Seite des Po lagerten die Deutschen, auf der andern die Italiener, und den Künstlern und Kaufleuten, die sich in großer Menge eingefunden hatten, wurde ein besonderes Lager nahe bei dem Hauptlager angewiesen. Hier umgeben von Fürsten, Prälaten, Grafen, Baronen und Abgeordneten der Städte, ließ Friedrich durch vier, von der Univer-

ſität zu Bologna berufene, hochberühmte Rechtsgelehrte unter Mitwirkung von achtundzwanzig Abgeordneten aus vierzehn Städten die Rechte des Kaiſers, der Vaſallen und der Städte unterſuchen, und dann als Grundgeſetz feſtſtellen, welche Rechte dem Kaiſer künftig in Italien zuſtehen ſollten, und geſtützt auf die Grundſätze des juſtinianiſchen Rechtes (S. 36), ſetzten dieſelben namentlich feſt, daß alle Zölle und Einkünfte dem Kaiſer gehörten, daß er mit Beiſtimmung des Volkes in allen Städten die Statthalter (Podeſta), Conſuln und andere obrigkeitliche Perſonen zu beſtellen habe, welche die Ehre der Fürſten und die Rechte des Volkes aufrecht erhalten ſollten; alle eigenmächtigen Fehden ſollten von nun an aufhören und Jeder vor dem Richter ſein Recht ſuchen. Viele Städte wollten ſich dieſen Beſchlüſſen nicht unterwerfen. Genua rüſtete ſich zum hartnäckigſten Widerſtande, und Friedrich mußte ſich entſchließen, nachzugeben, ſo daß die Genueſer nur den Lehnseid leiſteten und 1200 Mark Silber zahlten, dafür aber im ungeſtörten Beſitze ihrer Rechte blieben. Mailand weigerte ſich, den vom Kaiſer ernannten Statthalter anzunehmen; die Menge drang ſogar in die Wohnung der Geſandten des Kaiſers ein, und dieſe mußten ſich durch die Flucht retten. Friedrich war entrüſtet; Mailand wurde in die Acht erklärt; er konnte jedoch gegen die ſtark befeſtigte Stadt nichts ausrichten und gerieth ſelbſt wiederholt in Gefahr, von Meuchelmördern getödtet zu werden. Dagegen wandte er ſich nun mit aller Macht gegen das eben ſo ungehorſame Crema, und nach ſiebenmonatlicher harter Belagerung mußte ſich die Stadt ergeben (Januar 1160). Den Bewohnern, die ſich auf's heldenmüthigſte vertheidigt hatten, wurde freier Abzug bewilligt, und Jeder durfte ſo viel an Gütern mitnehmen, als er forttragen konnte; Viele freilich konnten nichts als ihre Kranken und Kinder fortbringen, und den Kaiſer ſelbſt ſah man einen ermatteten Kranken aus dem engen Wege hinaustragen. Die Stadt erlitt das Schickſal Tortona's. Die Mauern wurden eingeriſſen, Alles rein ausgeplündert und zuletzt noch die Häuſer in Brand geſteckt.

Inzwiſchen war auch zwiſchen Kaiſer und Papſt wieder eine neue Spannung entſtanden, die einen unangenehmen Briefwechſel zur Folge hatte, und ſchon wollte Hadrian zu heftigeren Maaßregeln wider den Kaiſer ſchreiten, als er am erſten September 1159 ſtarb. Zwei Parteien ſtanden unter den Cardinälen einander gegenüber, die eine für, die andere wider den Kaiſer. Jene wählte den Cardinal Octavian als Victor IV., dieſe den Cardinal Roland als Alexander III. zum Papſt. Der Kaiſer übergab die Entſcheidung einer Kirchenverſammlung nach Pavia, vor welcher ſich Victor ſtellte, während Alexander ausblieb, indem er ſich für den allein rechtmäßigen Papſt hielt und es für eine unerhörte Anmaßung erklärte, daß ein Laie in einer ſolchen Sache ſich zum

Richter aufzuwerfen wage. Das Concil erkannte Victor als rechtmäßigen Papst an, und der Kaiser that Alles, um das Ansehen desselben zu befördern. Alexander mußte nach Frankreich fliehen, und von da aus that er Victor und Friedrich in den Bann.

Inzwischen hatte Friedrich in Deutschland ein neues Herr sammeln lassen, welches, 100,000 Mann stark, im Sommer 1161 über die Alpen kam. Sofort verließ er nun sein festes Lager bei Lodi und zog gegen Mailand, das, von Alexander aufgewiegelt, fortwährend den hartnäckigsten Widerstand leistete. Fast zwei Jahre lang belagerte er es; endlich mußte sich die stolze Stadt, durch Hunger gezwungen, ergeben (1162). Das Schicksal derselben war sehr hart; denn Friedrich hatte geschworen, er wolle nicht eher die Krone wieder auf's Haupt setzen, als bis er Mailand dem Boden gleich gemacht habe. Stricke um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuze in den Händen, mußten die stolzen Bürger vor dem auf einem Throne sitzenden Kaiser erscheinen; weinend fielen sie vor ihm auf die Kniee und flehten ihn um Gnade an; er aber blieb unbeweglich. Nach dem Spruche des Reichstages zu Pavia wurde die Stadt von Grund aus zerstört, und der Kaiser setzte sich jetzt bei einem Dankfeste zu Pavia die Krone wieder auf, weil er sein Wort gelöst hatte. Den Bewohnern Mailands wurde zwar das Leben geschenkt; aber sie mußten sich in vier offenen Marktflecken ihres Gebietes von Neuem ansiedeln. — Jetzt unterwarfen sich alle dem Kaiser bisher feindlichen Städte, leisteten ihm die Huldigung, rissen ihre Mauern ein und nahmen seine Vögte auf. So schien er nun am Ziele seiner Wünsche zu sein; Alles schien beruhigt, und nachdem er den strengen Erzbischof Rainald von Köln zum Reichsverweser von Italien eingesetzt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück.

Die Ruhe jedoch, welche in Italien jetzt allerdings herrschte, war keine Folge der Zufriedenheit, sondern nur der Erschöpfung und der Furcht der Lombarden. Sie erschienen immer als die Unterdrückten, ihrer Freiheit Beraubten, und die Art, wie die kaiserlichen Vögte ihr Amt verwalteten, war keineswegs geeignet, die Städte den Verlust ihrer Unabhängigkeit vergessen zu machen. Sie herrschten mit tyrannischer Willkür, schrieben fast unerschwingliche Steuern aus, um ihre Habsucht zu befriedigen, und zeigten sich überhaupt als wahre Peiniger des Landes. So wuchs denn täglich die Mißstimmung gegen die deutsche Herrschaft, und es half nicht viel, daß die Vögte, welche es am ärgsten gemacht hatten, abgesetzt wurden, da ihre Nachfolger oft noch schlimmer waren, als sie. Aehnliche Uebergriffe erlaubten sich die dem Kaiser von Anfang treu gebliebenen Städte gegen die übrigen, und Friedrich mußte sich endlich entschließen, selbst nach Italien zu kommen (diesmal erschien er ohne Heer), um allen Beschwerden abzuhelfen. Er konnte es jedoch kei-

nem Theile recht machen, und mit dem Papſt Alexander verdarb er es für immer dadurch, daß er, als Victor im Jahre 1164 ſtarb, ohne Rückſicht auf ihn einen neuen Papſt, Paſchalis III., wählen ließ und demſelben ſeine Beſtätigung ertheilte. Jetzt brach überall der lang verhaltene Groll gegen die Deutſchen los. In Bologna wurde der kaiſerliche Statthalter erſchlagen und ſein Leichnam zum Fenſter hinausgeworfen; in Mailand wurde ein angeſehener kaiſerlicher Beamter während der Mittagsruhe ermordet; an andern Orten mußten die Statthalter ſich durch die Flucht retten, oder wurden vertrieben; Venedig endlich erklärte ſich offen für Alexander und brachte ein Schutzbündniß zwiſchen Verona, Padua, Vicenza und Treviſo zu Stande. Friedrich zog gegen Verona, um den Bund zu vernichten; jedoch konnte er nichts Entſcheidendes unternehmen, da er ſich auch auf die bisher treu gebliebenen Städte nicht ſicher verlaſſen durfte, und er eilte deshalb nach Deutſchland, um dort ſchleunig ein Heer zu ſammeln. Schnell und mit kräftiger Hand endete er die daſelbſt faſt überall ausgebrochenen Fehden; aber in Italien geſtalteten ſich die Verhältniſſe inzwiſchen immer ungünſtiger. Im Vertrauen auf die Unterſtützung des griechiſchen Kaiſers und der Normannen, wie auf den Haß der Lombarden gegen Friedrich, kehrte Alexander aus Frankreich nach Italien zurück und ſuchte den Veroneſer Bund zu einem allgemeinen lombardiſchen zu erweitern; ſelbſt zwei der angeſehenſten Prälaten Deutſchlands, Konrad von Mainz und Konrad von Salzburg, erklärten ſich auf dem Reichstage zu Würzburg (1165) für Alexander.

Zu Ende des Jahres 1166 erſchien Friedrich endlich mit einem anſehnlichen Heere in Italien. In Lodi ſuchte er den ihm vorgebrachten Beſchwerden der Bedrückten abzuhelfen, was ihm freilich wenig gelang, und im Frühling des folgenden Jahres brach er mit ſeiner geſammten Heeresmacht nach Rom gegen den Papſt Alexander III. auf. Unterdeſſen aber ſtiegen die Beſorgniſſe der Lombarden immer höher. War auch Alexander erſt bezwungen, ſo ſchien keine Rettung vom tyranniſchen Joche der Deutſchen mehr möglich; die Strenge der kaiſerlichen Statthalter wurde immer unerträglicher, und ſo traten denn fünfzehn lombardiſche Städte, unter ihnen ſelbſt Cremona, zuſammen und ſchloſſen durch Geſandte in einem Kloſter zwiſchen Bergamo und Mailand heimlich einen Bund auf zwanzig Jahre zu gegenſeitiger Hülfe, ſobald ihnen der Kaiſer oder ſein Statthalter oder ein Anderer in ſeinem Namen von jetzt an neues Unrecht zufüge. Die kaiſerlichen Statthalter wurden vertrieben, die zerſtreut wohnenden Mailänder mit bewaffneter Macht in ihre Vaterſtadt zurückgeführt, die Gräben derſelben, die Mauern und Thürme wieder hergeſtellt, der erzbiſchöfliche Palaſt neu aufgebaut. Auch die Bewohner von Tortona kehrten freudig in ihre Stadt zurück, und endlich wurde ſelbſt Lodi gezwungen, dem Bunde beizutreten, jedoch „unbeſchadet der Treue gegen den Kaiſer."

Der Kaiser ließ sich indessen durch solche Bewegungen, die in seinem Rücken vorgingen, nicht aufhalten, sondern drang durch die Pässe der Apenninen, Alles vor sich niederwerfend, gegen Rom vor. Acht Tage lang vertheidigten die Römer und die Söldner des Papstes die befestigte Peterskirche gegen die Angriffe des kaiserlichen Heeres; als man aber Feuer an die naheliegende Kirche der heiligen Maria legte, und die Flamme auch die Vorhalle der Peterskirche ergriff, wurden sie durch Rauch und Hitze gezwungen, sich zu ergeben, und Alexander sah sich genöthigt, in Pilgerkleidung über Terracina und Gaëta heimlich nach Benevent zu entfliehen. Paschalis wurde jetzt in feierlichem Zuge nach Rom geholt, nahm von dem päpstlichen Stuhle Besitz und krönte am 1. August 1167 den Kaiser nebst seiner Gemahlin. Die Römer schwuren diesem Gehorsam und Beistand gegen alle Feinde, worauf er ihre Rechte bestätigte; auch Friedrich und Paschalis schwuren sich gegenseitig unverbrüchliche Treue.

Jetzt schien die Unterwerfung Siciliens und der Lombardei nicht mehr unmöglich zu sein, als plötzlich furchtbares Unglück über die Deutschen hereinbrach. Heftige Regengüsse und darauf folgende glühende Hitze hatten zur Folge, daß die in der Gegend Roms im Sommer stets herrschenden Sumpffieber diesmal mit ungewöhnlicher Wuth ausbrachen. Oft fielen diejenigen, welche eben zu Pferde steigen wollten, plötzlich todt nieder; die, welche Andere begruben, stürzten plötzlich entseelt mit in die Grube; Haufen von Leichen wurden in die Tiber geworfen, und doch blieben viele unbeerdigt und verpesteten die Luft noch mehr. Besonders wurden die Deutschen von der furchtbaren Seuche angegriffen. Die Blüthe der Ritterschaft, die sich um Friedrich versammelt hatte, wurde ein Opfer derselben. Rainald von Köln, des Kaisers Neffe Herzog Friedrich von Schwaben, ein junger Herzog Welf, acht Bischöfe, mehr als zweitausend Männer ritterlichen Geschlechts und im Ganzen an 25,000 Mann wurden dahingerafft. Alle lombardische Städte von den Thälern Piemonts bis zur Etsch erhoben sich auf die Kunde von diesem furchtbaren Unglück und griffen zu den Waffen; Pavia allein blieb treu. Doch der Muth des Kaisers blieb ungebrochen; er verließ Rom, eilte nach Pavia, ächtete daselbst, indem er den Fehdehandschuh in die Luft warf, alle lombardischen Städte außer Cremona und Lodi und unternahm von Pavia aus, an der Spitze der dortigen Bürgerschaft und seiner wenigen Begleiter, Streifzüge gegen die übrigen, besonders gegen Mailand. Die Verbündeten wurden jedoch dadurch nur zu neuer Thätigkeit angespornt, und zum Schutze gegen jene Streifzüge gründeten sie in der Nähe von Pavia eine neue Stadt, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten, und die bald über fünfzehntausend Bewaffnete in's Feld stellen konnte.

Jetzt konnte Friedrich nicht länger in Italien bleiben. Einem Flüchtling gleich eilte er mit wenigen Begleitern nach Deutschland zurück. Kaum erfuhren dies die Lombarden, als sie ihn verfolgten, und Friedrich konnte sich nur dadurch retten, daß er einige von den Geißeln, die er mit sich führte, am Wege aufknüpfen und verkünden ließ, wenn er noch weiter verfolgt würde, sollten alle dasselbe Schicksal haben. So erreichte er Susa, wo ihn die Bewohner zwingen wollten, die Geiseln zurück zu lassen. Darauf wollte Friedrich nicht eingehen, und man beschloß nun, ihn in der Nacht gefangen zu nehmen oder zu tödten. Glücklicherweise wurde jedoch der Anschlag verrathen, und Hermann von Siebeneichen, ein treuer Ritter aus dem Gefolge des Kaisers, der ihm an Gestalt glich, legte sich in das Bett desselben, während Friedrich in der Nacht mit nur fünf Begleitern verkleidet entfloh. Die Bürger von Susa entdeckten die Täuschung zu spät; sie ehrten jedoch die Treue des Ritters und thaten ihm nichts zu Leide.

So entkam Friedrich glücklich nach Deutschland. In Italien aber wurden nun alle deutschen Beamten und Besatzungen aus den Städten gejagt; fast ganz Italien trat dem großen Bündnisse bei, das auf fünfzig Jahre erneuert wurde; Mailand wurde befestigt und erblühte herrlicher, als je zuvor. Paschalis, der wie ein Gefangener in seinem Palaste gehalten wurde, starb im September (1168); aber dadurch wurde die Aussöhnung der feindlichen Parteien doch nicht befördert; denn die kaiserliche Partei erwählte sofort einen neuen Papst, Calixt III., der auch vom Kaiser bestätigt wurde.

Sechs Jahre lang blieb Friedrich in Deutschland; denn er sah wohl ein, daß er ohne bedeutende Streitkräfte jetzt in Italien nichts ausrichten könne, und er wollte daher vor Allem zunächst seine Macht in Deutschland sicher begründen. Auch war seine Anwesenheit daselbst sehr nöthig; denn Heinrich der Löwe stand in Fehde mit fast dem ganzen Norden des Landes. Heinrich war nächst Friedrich entschieden der größte Fürst seiner Zeit. Ein Mann von hoher, edler Gestalt, kühn und tapfer, der beste Soldat, dabei von seltener Klugheit; aber diese großen Eigenschaften verdunkelte er durch Stolz, Habgier und Treulosigkeit. Nach der Eroberung Mailands im Jahre 1162 war er nach Deutschland zurückgekehrt, und während der Abwesenheit des Kaisers hatte er durch glückliche Kriege gegen die wendischen Völker Mecklenburg und Pommern erobert; darauf hatte er holländische und flämische Colonisten in das Land gezogen und durch Anlegung von Burgen seine Herrschaft daselbst befestigt. Dies erweckte den Neid und die Besorgniß der benachbarten Fürsten; sie verbanden sich gegen ihn und griffen ihn auf allen Seiten an. Besonders feindlich waren ihm die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Hildesheim und Lübeck, Markgraf Albrecht der Bär von

Brandenburg, der Pfalzgraf Albrecht in Sachsen, der Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen und der Markgraf Otto von Meißen. Doch Heinrich bebte vor dem Kampfe mit so vielen mächtigen Feinden nicht zurück. Als Sinnbild seines Muthes ließ er auf dem Marktplatze seiner Residenz Braunschweig einen großen ehernen Löwen aufstellen, und dann griff er selber seine Feinde an. Da kam der Kaiser aus Italien zurück, beschied die Streitenden auf den Reichstag zu Bamberg (1168), gebot ihnen, Alles, was sie den Andern geraubt hatten, zurückzugeben, und stellte dadurch die Ruhe wieder her. Auf einem andern Reichstage zu Bamberg (1169) ließ Friedrich seinen erst fünfjährigen Sohn Heinrich zum römischen Könige wählen und darauf zu Aachen vom Erzbischofe von Köln krönen. Dann verschaffte er auch seinen übrigen vier Söhnen Landbesitz. Friedrich erhielt Schwaben, Konrad die Länder seines früh verstorbenen Neffen, des Erben Kaiser Konrads III., Otto die Grafschaft Burgund, das Erbgut der Gemahlin des Kaisers, und Philipp einige geistliche Güter. Auch die Welfischen Erbgüter und die Anrechte auf die Besitzungen der Mathilde in Italien erwarb Friedrich. Der alte Welf nämlich, der durch wüstes Leben in schwere Schulden gerathen war, hatte seine Güter, als sein Sohn in Italien von der Seuche war dahingerafft worden, für eine Geldsumme seinem Neffen Heinrich dem Löwen angeboten. Dieser aber lehnte das Anerbieten ab, weil er meinte, er könne das Geld sparen; denn er müsse die Güter ja doch einmal erben, und sie zu kaufen werde Keiner wagen. Das that aber Friedrich, und seit jener Zeit grollte ihm Heinrich, der ihm schon vorher ungeachtet aller empfangenen Begünstigungen nicht besonders zugethan gewesen, wie er denn auch der Einzige war, der dem jungen Sohne des Kaisers nicht seine Stimme zum römischen Könige gegeben hatte. Um dem Kaiser nicht auf dem Zuge nach Italien folgen zu müssen, zu welchem sich derselbe jetzt mit aller Macht rüstete, zog er nach Palästina und pilgerte nach Jerusalem; aber bei seiner Rückkehr fand er Friedrich noch in Deutschland, und nun konnte er sich seiner Lehnspflicht gegen ihn doch nicht entziehen.

Im September 1174 trat Friedrich nach großen Rüstungen seinen Zug nach Italien an. Schon drei Jahre zuvor hatte er ein Heer unter dem Erzbischof Christian von Mainz vorausgeschickt. Christian war ein höchst merkwürdiger Mann, zu politischen Unterhandlungen und zur Kriegsführung eben so geschickt, wie zu geistlichen Geschäften. Mit großer Würde las er Messe; lateinisch, griechisch, französisch, lombardisch, apulisch, brabantisch redete er so fertig, wie seine Muttersprache; dabei besaß er eine riesige Körperstärke, und furchtbar erschien er in den Schlachten, hoch zu Roß, über dem Panzer einen blauen Waffenrock tragend, auf dem Haupte einen vergoldeten Helm und in der Hand einen ungeheuren dreiseitigen

Streitkolben. Neun Menſchen erlegte er in einer Schlacht mit eigener Hand; achtunddreißig Lombarden ſchlug er eigenhändig die Zähne ein. Man ſagte, die krieggeübten Geiſtlichen und Weiber in ſeinem Heere hätten zwei feſte Schlöſſer erobert. Dabei machte er einen ungeheuern Aufwand, ſo daß ſeine Pferde ihm mehr gekoſtet haben ſollen, als dem Kaiſer ſein ganzer glänzender Hofhalt. Mit ſeinen Söldnern durchzog er die Lombardei und ſiegte in einem entſcheidenden Treffen bei Bologna; am Tage darauf aber hielt er vor der Stadt zum Dank für den Sieg eine ungewöhnlich-feierliche Meſſe, wobei er, ein merkwürdiges Zeichen jener Zeit, mit derſelben Hand, die am Tage zuvor Hunderte von Feinden verwundet hatte, die Hoſtie weihte. Ganz Toscana und die Romagna brachte er zum Gehorſam, und im Frühling des Jahres 1174 griff er auch Ancona an. Schon war die Hungersnoth in der bedrängten Stadt ſo hoch geſtiegen, daß Viele ſich von Mäuſen, Seegras und gekochtem Leder nährten, Säuglinge in den Armen ihrer Mütter ſtarben und manche Mutter ſich die Adern öffnete, um Speiſe für ihre Kinder zu bereiten. Da kam endlich Hülfe, und Chriſtian ſah ſich genöthigt, im October die Belagerung aufzuheben.

Nun zog der Kaiſer ſelbſt über den Mont Cenis nach Italien; Turin und viele andre Städte erklärten ſich freiwillig für ihn; Suſa wurde zur Strafe für ihren früheren Mordplan gegen den Kaiſer eingeäſchert, und Friedrich wandte ſich nun gegen Aleſſandria; aber vergebens verſuchte er, die Stadt zu erſtürmen, und mußte ſich endlich im Frühling des Jahres 1175 entſchließen, die Belagerung wieder aufzuheben. Zwar kam ein Waffenſtillſtand zu Stande, und der Kaiſer entließ den größten Theil ſeines Heeres; aber die Friedensunterhandlungen, welche nun angeknüpft wurden, zerſchlugen ſich bald wieder, und Friedrich ſah ſich genöthigt, eilig die Reichshülfe wieder aufzubieten. Doch gerade jetzt, im entſcheidenden Augenblicke, verweigerte ihm der mächtigſte deutſche Fürſt, Heinrich der Löwe, allen Beiſtand. Vielleicht, daß er dem Kaiſer noch wegen des Kaufes der welfiſchen Erbgüter zürnte, vielleicht, daß er meinte, er habe demſelben lange genug gedient und müſſe jetzt an die Vergrößerung ſeiner eigenen Macht denken. Zwar ſtellte er ſich auf dringendes Anmahnen des Kaiſers zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ihm zu Chiavenna am Comer See; aber auch hier beharrte er bei ſeiner Weigerung. Er ſchützte ſein Alter vor, obgleich er erſt ſechsundvierzig Jahre alt war; er ſagte, er ſcheue den Bann, obgleich er ſechszehn Jahre lang ſich aus demſelben nichts gemacht hatte. In ſeiner Noth warf ſich Friedrich vor ihm auf das Knie nieder und beſchwor ihn bei ihrer alten Freundſchaft, ihn nicht zu verlaſſen. Heinrich war beſtürzt bei dieſem Anblick und wollte den Kaiſer aufheben; aber doch beharrte er unbeweglich bei ſeinem Entſchluſſe, ſo daß endlich die Kaiſerin zu Friedrich ſprach: „Lieber Herr,

ſtehet auf! Ihr werdet einſt dieſes Tages gedenken, und Gott wird euch helfen!" So waren Beide auf immer entzweit, und die alte Feindſchaft zwiſchen den Hohenſtaufen und Welfen war von Neuem ausgebrochen.

Indeſſen führten die Erzbiſchöfe von Magdeburg und Köln bedeutende Heere dem Kaiſer zu Hülfe und vereinigten ſich mit ihm am Comer See, ſo daß er doch glaubte, den Kampf fortſetzen zu können. Auch die Bürgerſchaft von Como ſchloß ſich ihm an, und ſo zog er nun über den Ticino, um ſich auch mit den andern Getreuen zu vereinigen. Die verbündeten Städte boten Alles auf, um dieſe Vereinigung zu hindern, rückten mit einem weit überlegenen Heere gegen ihn an, und wider den Rath ſeiner Freunde lieferte ihnen Friedrich am 29. Mai 1176 eine Schlacht bei Legnano, welche ſein Schickſal entſchied. Mit gewohnter Tapferkeit ſtürmte der Kaiſer ſelbſt in das dichteſte Kampfgewühl vor, und ſchon gaben die Feinde die Schlacht ſo ganz verloren, daß Viele unaufhaltſam nach Mailand zurückflohen. Aber die mailändiſche „Schaar des Todes", die geſchworen hatte, nicht zu weichen, erneuerte, ſchon zurückgedrängt, mit wahrem Verzweiflungsmuth den Angriff; der Bannerträger des Kaiſers ſank tödtlich getroffen nieder; die Fahne wurde erobert, und der Kaiſer ſelbſt ſtürzte mit ſeinem durchbohrten Roſſe zu Boden. Als die Seinigen ihn nicht mehr ſahen, verließ ſie der Muth. Das Gerücht, der Kaiſer ſei gefallen, verbreitete ſich; Alle ſuchten ihr Heil in der Flucht; aber nur Wenige entkamen; denn was nicht durch das Schwert der Feinde fiel, fand in den Fluthen des Ticino ſeinen Tod. Das reiche kaiſerliche Lager, der Schild und die Lanze des Kaiſers fielen in die Hände der Sieger, und man war ſo feſt von ſeinem Tode überzeugt, daß ſchon die Kaiſerin in Como Trauerkleider anlegte. Um ſo größer war die Freude der Seinigen und das Schrecken der Lombarden, als er am vierten Tage nach der Schlacht unerwartet in Pavia erſchien.

Friedrich erkannte wohl, daß eine Fortſetzung des Kampfes jetzt, wo er von Deutſchland wenig Hülfe zu erwarten hatte, und ſeine Anhänger in Italien ſelbſt ſehr geſchwächt waren, für ihn unmöglich ſei, und er entſchloß ſich daher, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Doch nicht mit den aufrühreriſchen Lombarden, ſondern mit dem Papſte ſelbſt wollte er unterhandeln. Alexander ging bereitwillig darauf ein; mußte er doch befürchten, daß, wenn die kaiſerliche Macht ganz vernichtet würde, ihm die Macht der lombardiſchen Städte ſelbſt läſtig werden würde. So kam denn ein Vertrag zu Stande, vermöge deſſen der Kaiſer den Papſt als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannte, die mathildiſchen Güter nach funfzehn Jahren herauszugeben verſprach und mit dem Könige Wilhelm von Sicilien auf funfzehn Jahre, mit den lombardiſchen Städten aber auf ſechs Jahre einen Waffenſtillſtand ſchloß. Nachdem dieſe Friedensbeſtimmungen vorläufig feſtgeſtellt und vom Kaiſer beſchworen waren,

sprach Alexander ihn vom Banne frei, und Venedig wurde zum Orte der Friedensversammlung bestimmt. Am 24. Juni 1177 segelte der Kaiser mit allen Prälaten, Fürsten und Edlen auf reich geschmückten Schiffen in die Stadt. Der Doge und die Edlen Venedigs empfingen ihn am Ufer und führten ihn nach der Markuskirche, vor deren Eingang der Papst, die Cardinäle, die Geistlichkeit und eine unzählige Volksmenge ihn erwarteten. Sobald Friedrich den Papst erblickte, warf er seinen Mantel ab, ließ sich vor dem Papste auf's Knie nieder und küßte ihm die Füße; dieser aber hob ihn auf, gab ihm den Friedenskuß und führte ihn in die Kirche, wo er ihm nach einem feierlichen Tedeum vor dem Altare den Segen ertheilte. Am folgenden Tage las der Papst selbst die Messe, und als er nach Beendigung derselben wegreiten wollte, hielt ihm der Kaiser den Steigbügel. Am 1. August erfolgte im Palaste des Patriarchen von Venedig der förmliche Friedensschluß. Der Papst saß dabei auf einem erhöhten Stuhle, zu seiner Rechten der Kaiser, zu seiner Linken der Gesandte des Königs von Sicilien. Von vielen deutschen Fürsten, den sicilianischen Abgeordneten und den Consuln der bedeutenderen lombardischen Städte wurden die Friedensartikel auf Reliquien und auf das Evangelium beschworen.

War auch der Vortheil dieses Friedensschlusses scheinbar mehr auf Seiten des Kaisers, als des Papstes, so hatte doch dieser die Unabhängigkeit des römischen Stuhles von jeder weltlichen Macht erstritten; das Uebergewicht der kirchlichen Gewalt war dadurch vollständig anerkannt, „und nun erst fing das Papstthum an zu herrschen."

Im September verließ der Kaiser Venedig und begab sich mit seiner Gemahlin Beatrix und seinem Sohne Heinrich nach Toscana, dann nach Genua, überall mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Darauf ging er über die Alpen, ließ sich zu Arles im Juli des folgenden Jahres nebst seiner Gemahlin krönen, hielt einen Reichstag in Besançon und kehrte dann glücklich nach Deutschland zurück, ernstlich darauf bedacht, das durch Heinrichs des Löwen Ungehorsam daselbst geschwächte kaiserliche Ansehen wieder herzustellen.

Heinrich, der eben bei Demmin gegen die Slaven kämpfte, erschrak sehr, als ihm die Rückkehr des Kaisers und die Aussöhnung desselben mit dem Papste gemeldet wurde; dennoch aber verlor er den Muth nicht, sondern rüstete sich zum Kampfe. Der Kaiser lud ihn auf den Reichstag zu Worms, damit er sich wegen der wider ihn erhobenen Beschuldigungen rechtfertigte; doch er blieb aus. Auch auf einem zweiten Reichstage zu Magdeburg erschien er nicht; eben so wenig leistete er einer dritten Vorladung nach Goslar Folge. Da erklärten die Fürsten ihn für geächtet und seiner Lehen verlustig (1180), und seine Würden sollten Andern ertheilt werden. Noch zögerte Friedrich mit der Bestätigung dieses Urtheils,

das ihm für immer die Verſöhnung mit ſeinem alten langjährigen Freunde und Waffengefährten unmöglich machte, und zum vierten Male noch forderte er ihn auf, er möge ſich, wenn nicht in Perſon, wenigſtens durch einen Stellvertreter verantworten. Erſt da er auch dieſer Aufforderung nicht genügte, wurde die Acht über ihn ausgeſprochen, und ſein mächtiges Reich wurde unter mehrere deutſche Häuſer vertheilt. Was im Gebiete des Erzbisthums Köln und des Bisthums Paderborn lag, erhielt der Erzbiſchof von Köln mit allen herzoglichen Rechten; die ſächſiſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe nahmen die dem Herzog überlaſſenen Reichslehen zurück und erhielten noch Einzelnes dazu, und den übrigen Theil des Herzogthums Sachſen erhielt mit der Herzogswürde Bernhard von Askanien, der Sohn des Markgrafen Albrecht. Baiern bekam Otto von Wittelsbach für ſeine dem Kaiſer geleiſteten treuen Dienſte, jedoch auch nicht in ſeinem ganzen Umfange; denn Vieles erhielten die Biſchöfe und Städte, Anderes kam an die Grafen von Andechs, die ſich nun Herzoge von Meran nannten; die Markgrafen von Steier und Krain wurden von Baiern unabhängig; die wendiſchen Fürſten Caſimir und Boguslaw wurden Herzoge von Pommern; Lübeck wurde eine freie kaiſerliche Stadt.

Heinrich ſuchte ſich zwar mit Waffengewalt der Vollziehung des Spruches zu widerſetzen. Er belagerte Goslar, drang verwüſtend bis Nordhauſen vor, eroberte und verbrannte Halberſtadt, verbrannte darauf auch Nordhauſen und bekam den Biſchof von Halberſtadt und den Landgrafen von Thüringen in ſeine Gewalt. Aber auch der Kaiſer brach nun mit einem mächtigen Heere nach Sachſen auf, bezwang die meiſten Schlöſſer und Burgen in wenigen Tagen und ſetzte dann Heinrichs Vaſallen eine Friſt, binnen welcher ſie den Reichsfeind verlaſſen ſollten. Die meiſten unterwarfen ſich freiwillig, ſo groß war damals noch die Ehrfurcht vor den Geſetzen und vor der perſönlichen Größe des Kaiſers. Nur die größeren Städte leiſteten hartnäckigen Widerſtand; Lübeck mußte belagert werden und verharrte in der Treue gegen Heinrich, und erſt als dieſer es der bedrängten Stadt, die er nicht zu entſetzen vermochte, ſelbſt geſtattete, ergab ſie ſich dem Kaiſer. So zog ſich der Krieg doch in die Länge; aber gleichwohl mußte ſich Heinrich endlich unterwerfen, um nicht auch den letzten Reſt ſeiner Erblande zu verlieren. Im November 1181 erſchien er auf dem Reichstage zu Erfurt. Hier warf er ſich demüthig dem Kaiſer zu Füßen, umfaßte ſeine Kniee und flehte um Gnade. Friedrich war tief erſchüttert bei dem Anblicke des einſt ſo mächtigen und jetzt ſo tief gebeugten Gegners; er gedachte, wie er einſt zu Chiavenna ſelbſt zu Heinrichs Füßen gelegen, und der gewaltige Wechſel des Schickſals ergriff ihn ſo, daß Thränen ſeinen Augen entſtürzten. Er hob ihn auf vom Boden und umarmte ihn mit den Worten: „Du biſt das eigene

Werkzeug deines Unglücks." So groß aber auch Friedrichs Mitgefühl war, so konnte er doch nicht, einer augenblicklichen Rührung folgend, den tief Gebeugten wieder zur alten Ehre erheben und dadurch von Neuem das Wohl des Reiches auf's Spiel setzen. Heinrich blieb vielmehr seiner Reichslehen verlustig; nur seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg verblieben ihm. Zugleich forderte der Kaiser, daß er zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung auf sieben Jahre das Reich verließe. Durch die Verwendung des Papstes und der Könige von Frankreich und England wurde diese Zeit nachher auf drei Jahre herabgesetzt; aber die Fürsten und Prälaten, besorgt, daß Heinrich doch noch wieder zu seinen alten Ehren könnte erhoben werden, nöthigten nun den Kaiser, eidlich zu geloben, daß er in seiner Milde ohne ihre Zustimmung nicht noch weiter gehen wolle.

Hülflos wanderte der einst so Mächtige im Frühling des Jahres 1182 mit Frau und Kindern aus dem Vaterlande, bei seinem Schwiegervater, dem Könige Heinrich II. von England, Zuflucht suchend. So tief war er von seiner Machthöhe herabgestürzt, daß er nicht einmal bei Allen, die früher unter seiner Herrschaft gestanden hatten, jetzt im Unglück Mitleiden fand; ja, die Bewohner der Stadt Bardewyk, die ihm gehört hatte, verschlossen ihm nicht nur die Thore, als er um Nachtlager bat, sondern verhöhnten ihn auch noch von der Mauer herab auf die schmählichste Weise. Nur an seiner Gemahlin, der milden, frommen Mathilde, fand er eine treue Gefährtin und eine Trösterin im Elend, obgleich er sich eigentlich nur ihrer großen Reichthümer wegen mit ihr vermählt hatte, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Clementia, der Tochter des Herzogs von Zähringen, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft hatte scheiden lassen.

So war nun die gefährliche Macht der Welfen in Deutschland für immer gebrochen; auch in Italien blieb es seitdem ruhig. Der Papst Alexander starb am 30. August 1181, einer der größten Männer, die je den päpstlichen Stuhl in Besitz hatten. Wie ihn im Kampfe gegen den Kaiser nicht persönlicher Haß geleitet hatte, sondern wie er denselben nur als eine Pflicht betrachtete, die sein Amt ihm auferlegte, so ließ er sich auch im Glücke nicht zum Uebermuthe verleiten; selbst seinen Gegenpapst Calixt nahm er gnädig auf, als sich derselbe ihm unterwarf, zog ihn an seine Tafel und gab ihm eine einträgliche geistliche Stelle in Benevent. Auf einer glänzenden Kirchenversammlung zu Rom, zu welcher sich im März 1179 drei Patriarchen und an dreihundert Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte versammelten, und wo viele weise Beschlüsse über Kirchenverfassung und Kirchenzucht festgestellt wurden, traf er auch eine Veranstaltung, wodurch für die Zukunft zwistige Papstwahlen vermieden werden sollten. Es wurde nämlich festgesetzt, daß jeder von zwei Dritteln der

Cardinäle zum Papſt Gewählte als rechtmäßig anerkannt ſein ſolle, ohne daß die andern widerſprechen dürften; weniger als zwei Drittel aber dürften keine Wahl vornehmen. Wie er übrigens dem Kaiſer gegenüber die päpſtliche Macht geltend gemacht hatte, ſo zeigte ſich dieſelbe noch ſtärker in einem anderen Kampfe der weltlichen Macht mit der Kirche in England. König Heinrich II. wollte nämlich die unter dem vorigen Könige vom Staate faſt ganz unabhängig gewordene Geiſtlichkeit wieder in ihre früheren Schranken zurückführen, und zu dieſem Zwecke dachte er ſich eines Mannes zu bedienen, der bei ihm in hohem Anſehen ſtand. Dieſer Mann war Thomas Becket, der als Archidiakonus an den Hof des Königs gekommen war und ſich bei ihm ſo in Gunſt zu ſetzen wußte, daß er ihn zu ſeinem Kanzler machte. Ihn ernannte Heinrich im Jahre 1162 zum Erzbiſchof von Canterbury und zum Primas der engliſchen Kirche, während er ihn zugleich als Kanzler behielt. Er hatte erwartet, der ihm bisher ſo unbedingt ergebene Mann würde Alles thun, um ihm ſeine Abſichten erreichen zu helfen. Aber er hatte ſich getäuſcht. Becket legte die Kanzlerwürde nieder und diente jetzt mit noch größerem Eifer dem Intereſſe der geiſtlichen Macht, wie früher dem Könige. Der König rief eine Verſammlung der geiſtlichen und weltlichen Stände nach Clarendon, wo feſtgeſetzt wurde, daß die Wahl der Prälaten nach dem Rathe des Königs erfolgen ſolle, daß ſie in allen weltlichen Dingen unter der Gerichtsbarkeit des Königs ſtänden, und daß ohne ſeinen Willen kein Proceß in's Ausland gehen, kein Geiſtlicher England verlaſſen, und über keinen der hohen Beamten des Königs der Bann ausgeſprochen werden dürfe. Von der allgemeinen Stimmung fortgeriſſen, beſchwor auch Becket dieſe Beſchlüſſe; aber bald machte er ſich darüber Vorwürfe, that Buße und wollte ſogar ſein Erzbisthum niederlegen. Er erſtattete dem Papſte Bericht, und dieſer ſprach ihn von dem geleiſteten Eide frei, ermahnte ihn aber, das Erzbisthum zu behalten. Darüber kam es zu einem Kampfe zwiſchen ihm und dem Könige; Becket floh nach Frankreich und brachte daſelbſt ſieben Jahre zu. Endlich kam zwar durch den Papſt, an den der König ſich ebenfalls gewandt hatte, eine Verſöhnung zu Stande, und Becket kehrte nach England zurück, ſeine früheren Grundſätze mit der größten Strenge weiter verfolgend. So war denn die Ausſöhnung natürlich ohne Beſtand; vier Ritter betrachteten einige Worte, die dem Könige in der Aufwallung des Zornes entſchlüpft waren, als eine Aufforderung, ihn an dem Erzbiſchofe zu rächen, und ermordeten denſelben in ſeiner Kirche am Altare (29. December 1170). Nichts hätte der Sache des Königs mehr ſchaden können. Becket erſchien jetzt als ein Märtyrer für die Sache Gottes. Schaarenweiſe ſtrömte das Volk nach ſeinem Grabe wie nach dem eines Heiligen; Erzählungen von vielfachen Wunderheilungen, die daſelbſt erfolgt ſein ſollten, verbreiteten ſich und fanden bei Männern aus

allen Ständen Glauben und Bestätigung. Man fand darin göttliche Zeugnisse für die Sache des Papstes, für die er gekämpft hatte. Die Geistlichkeit beschuldigte jetzt den König offen, daß er den Mord veranlaßt habe, und er verlor dadurch das Vertrauen seines Volkes. So mußte er sich nun zu Allem entschließen. Er that Buße darüber, daß seine Worte, wenn auch ohne seine Absicht, die Veranlassung zu einer solchen That gegeben hatten. Er bot Alles auf, um sich vor dem Papste Alexander zu rechtfertigen und von ihm Absolution zu erhalten; ja, er wallfahrtete sogar nach dem Willen desselben zum Grabe Beckets und unterzog sich daselbst harten Bußübungen.

Der Kaiser Friedrich blieb mit Alexander bis an den Tod desselben im besten Vernehmen und eben so auch mit dessen Nachfolgern Lucius III. und Urban III., und im Jahre 1183 schloß er mit den lombardischen Städten zu Constanz einen neuen Versöhnungs- und Friedensvertrag, durch welchen ihnen das Recht zugestanden wurde, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen und Bündnisse zu schließen; dagegen wurde auch die Oberherrschaft des Kaisers anerkannt, sowie das Recht desselben, den Städten gewisse Steuern aufzuerlegen.

Der endliche Abschluß dieses Friedens erregte allenthalben die größte Freude. Nachdem auch in Deutschland alle Streitigkeiten beigelegt waren, hielt Friedrich zu Pfingsten 1184 einen Reichstag zu Mainz mit nie gesehenem Glanze. Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle erschienen daselbst; aus Frankreich, England, Italien, selbst aus Spanien und andern fernen Ländern strömten Fremde herbei. An vierzigtausend Ritter kamen zusammen, nach anderen Angaben sogar an siebenzigtausend, und unzählbar war die Menge des Volkes. Die Stadt war nicht im Stande, die Menge zu fassen, und man baute deshalb in der Eile auf einer Ebene am Rhein ein Lustschloß für den Kaiser und daneben eine Kapelle; daran schlossen sich die prächtigen Wohnungen der Fürsten; darauf folgten die Zelte der Uebrigen, durch die ganze Ebene hin verbreitet. Auch Künstler und Dichter waren herbeigekommen, um das schöne Fest zu verherrlichen. Der Kaiser ließ Alle auf seine Kosten bewirthen, und Könige, Herzoge und Markgrafen dienten ihm als Mundschenken, Truchsesse, Kämmerer und Marschälle. Alles war Freude und Lust. Am Turnier nahm der Kaiser selbst Theil, und seine Söhne Heinrich und Friedrich wurden, nachdem sie ihre Tüchtigkeit in allen ritterlichen Uebungen bewährt hatten, feierlich zu Rittern geschlagen.

Im Herbste zog nun Friedrich wieder nach Italien. Es war das sechste Mal, daß er die Alpen überschritt; aber diesmal that er es ohne Heer und zum ersten Male nicht in feindlicher Absicht, sondern um seinen Sohn Heinrich vom Papste krönen zu lassen und ihn mit Constanzia, der einzigen Tochter des normannischen Königs Roger und Erbin

Wilhelms von Apulien und Sicilien, zu vermählen. Ueberall wurde er von den lombardischen Städten mit der größten Ehrfurcht und mit lauten Freudenbezeugungen empfangen. Zwar krönte der Papst den jungen Heinrich nicht, weil er Mißtrauen gegen den Kaiser hegte und ihm seine enge Verbindung mit Sicilien zu gefährlich erschien. Dagegen fand die Hochzeit im Jahre 1186 mit der größten Feierlichkeit und dem höchsten Glanze Statt, und Friedrich war darüber um so mehr erfreut, je begründetere Aussicht er dadurch auf bedeutende Verstärkung der Macht seines Hauses in Italien und auf die Herrschaft über das ganze Land erlangte, welche der Hauptplan seines ganzen Lebens gewesen war.

Kurz darauf kam die Schreckensnachricht von dem Falle Jerusalems nach Europa, und wir haben bereits gesehen, wie der greise Kaiser selbst das Kreuz nahm und auf dem Kreuzzuge im Saleph seinen Tod fand (S. 233). Lange wollte man in Deutschland an seinen Tod nicht glauben, und auch, als man an demselben nicht länger zweifeln konnte, lebte der edle, große Kaiser noch im Munde und im Andenken des Volkes fort. Mit ihm schien des Reiches Herrlichkeit verschwunden, und als später die Macht der Kaiser immer tiefer sank, da erzeugte die Hoffnung, daß es einst wieder besser sein werde, die Sage, der mächtige Kaiser sei nicht todt für immer; im Untersberge bei Salzburg halte er Hof, und dort höre man bald fromme Gesänge, wie bei dem Gottesdienste, bald Waffengeklirr. Andere aber sagten, Friedrich sitze in den tiefen Klüften des Kyffhäuserberges schlafend an einem steinernen Tische, durch welchen ihm der Bart gewachsen sei. Von Zeit zu Zeit erwache er und frage die den Berg umkreisenden Raben, ob es Zeit sei, hervorzukommen, und wenn die rechte Stunde erschienen sei, dann werde er wieder hervortreten an's Licht, — dann werde er in nie geahnter Macht und Herrlichkeit das deutsche Reich wieder aufrichten und goldene Zeiten herbeiführen für Deutschland.

---

§. 42. Kaiser Heinrich der Sechste. (1190—1197.)

Auf den großen Kaiser Friedrich Barbarossa folgte sein Sohn Heinrich VI, ein Jüngling, wenig seinem greisen Vater ähnlich. Er war von schlankem, fast schwächlichem Körper, wußte aber denselben durch Jagd und ritterliche Uebungen abzuhärten. Dabei benutzte er gewissenhaft die ihm reichlich gebotene Gelegenheit zur Ausbildung seines Geistes. Er besaß große Beredtsamkeit, sprach fertig lateinisch und hatte sich eine genaue Kenntniß der weltlichen und kirchlichen Gesetze angeeignet. Mit

großer Menſchenkenntniß wußte er die Leute, auch Gelehrte und Dichter, richtig zu würdigen und für ſeine Zwecke auszuwählen. Er hatte großartige Pläne, großartigere vielleicht noch, als ſein Vater, und Alles berechnete er mit kluger Ueberlegung auf die Erreichung derſelben; aber dieſe verſtändige Beſonnenheit artete bei ihm oft in berechnende Schlauheit aus, die auch vor der Anwendung ſchlechter und gemeiner Mittel nicht zurückbebte; milde war er nur gegen Demüthige, freigebig nur gegen Solche, von denen er Nutzen für ſich erwartete, gegen Widerſpenſtige grauſam, unerbittlich gegen Feinde und Verräther und überall beherrſcht von unerſättlicher Geldgier. So zeigte er ſich in ſeinem Verhalten gegen Richard Löwenherz, ſo in allen Fällen. Er hatte von ſeinem Vater wohl das Beſtreben nach Machtvergrößerung, nicht aber ſeine Tugenden geerbt.

Schon als Reichsverweſer während des Kreuzzuges ſeines Vaters hatte er mit Heinrich dem Löwen zu kämpfen. Kaum hatte nämlich dieſer Friedrichs Abzug erfahren, als er von England herbeieilte, um ſeine Macht in Deutſchland wieder herzuſtellen. Der Erzbiſchof von Bremen, die Holſteiner und viele ſächſiſche Große traten auf ſeine Seite; Hamburg ergab ſich ohne Widerſtand; die Stadt Bardewyk, welche ſich weigerte, den Herzog aufzunehmen, wurde erobert, und zur Strafe für ihre Weigerung und den früher angethanen Schimpf wurden die Männer getödtet, Weiber und Kinder fortgeſchickt, die Stadt geplündert und dann in Aſche gelegt. Auch Lübeck unterwarf ſich jetzt, durch das Schickſal Bardewyks erſchreckt. Dagegen konnte Heinrich das ſtark befeſtigte Siegberg nicht erobern; auch fingen die Holſteiner ſchon an, ihren Abfall zu ihm zu bereuen, und der König rückte mit einem mächtigen Heere in's Feld. So entſchloß ſich denn der alte Löwe, durch Vermittlung der Erzbiſchöfe von Mainz und Köln einen Vergleich mit dem Kaiſer zu ſchließen, wodurch feſtgeſetzt wurde, er ſolle wieder zu Gnaden angenommen werden und die Hälfte Lübecks als kaiſerliches Geſchenk behalten, die andre aber an den Grafen von Holſtein abtreten; endlich ſollten die Mauern von Braunſchweig und Lüneburg niedergeriſſen werden.

Zur Beeilung der friedlichen Ausgleichung mit Heinrich dem Löwen war der König vorzüglich durch die Nachricht von dem am 1. November 1189 erfolgten Tode Wilhelms II. von Neapel und Sicilien getrieben worden. Da Wilhelm keine Kinder hinterlaſſen hatte, ſo beſaß Heinrich durch ſeine Gemahlin Conſtanzia jetzt das nächſte Anrecht auf den Beſitz des Reiches. Welche Ausſichten eröffneten ſich dem ruhmbegierigen Könige, wenn ſeine Herrſchaft ſich von der Nordſee und dem baltiſchen Meere bis zur Südſpitze Europa's erſtreckte! Das Gebiet des widerſtrebenden Papſtes war dann von ſeinem Reiche umſchloſſen; das Morgenland lag offen da für ſeinen kühnen Unternehmungsgeiſt. Darum eilte er, das herrliche Erbe

in Besitz zu nehmen; als er aber eben nach Italien aufbrechen wollte, traf im November 1190 die Nachricht von dem traurigen Ende des Kaisers ein. Die dadurch verursachte Verzögerung wußten Heinrichs Gegner in Apulien und Sicilien trefflich zu benutzen. Den Baronen wie dem Volke war der Gedanke, unter einem deutschen Herrscher zu stehen, unerträglich, und man sandte Boten an den Grafen Tancred von Lecce, einen natürlichen Sohn Rogers, des erstgebornen, aber schon vor dem Vater gestorbenen Sohnes des Königs Roger von Sicilien, berief ihn nach Palermo und bot ihm die Königskrone an. Tancred war für Heinrich ein sehr gefährlicher Gegner. Nicht nur in seiner äußeren Erscheinung lag etwas Hohes und Gewinnendes; er war ein schöner Mann, mit ausdrucksvollem Gesicht, kühn gebogener Nase und schönen Augen. Noch mehr war er ausgezeichnet durch Gewandtheit, Klugheit und Tapferkeit und nicht minder durch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, wie er denn selbst in der Musik, Mathematik und Astronomie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. Im Januar 1190 wurde Tancred zu Palermo gekrönt; der Papst Clemens III. ertheilte ihm die Belehnung, und bald gelangte er auch in den Besitz Apuliens.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen eilte Heinrich nach Italien. Durch kluges Benehmen gelang es ihm schnell, die lombardischen Städte auf seine Seite zu bringen, die er in heftiger Fehde gegen einander begriffen fand. Um diese Zeit (am 25. März 1191) starb der Papst Clemens III., und der hochbejahrte Cölestin III., der an seine Stelle trat, suchte aus Furcht vor den Anmaßungen Heinrichs die von demselben gewünschte Krönung zum römischen Kaiser so lange zu verzögern, bis er von ihm genügende Sicherheit erhalten hätte. Heinrich wußte aber die Römer für sich zu gewinnen, indem er denselben die ihnen verhaßte Nachbarstadt Tusculum Preis gab, obgleich diese den Kaisern stets treu gewesen war, ihnen oft gegen die Römer und den Papst beigestanden und auch jetzt willig kaiserliche Besatzung in ihre Mauern aufgenommen hatte. Nun drangen die Römer selbst bei dem Papste auf die Krönung des Königs, so daß sich Cölestin dem Verlangen desselben nicht länger entziehen konnte, und am zweiten Ostertage, dem 14. April 1191, empfing Heinrich mit seiner Gemahlin in der Peterskirche knieend aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone, nachdem er eidlich gelobt hatte, die Kirche zu schirmen und zu ehren.

Das Schicksal Tusculums war entsetzlich. Kaum hatte es die deutsche Besatzung verlassen, so fielen die Römer über die unglückliche Stadt her, rissen die Mauern und Thürme ein, brannten die Häuser nieder und mordeten, blendeten oder verstümmelten alle Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, auf die grausamste Weise. Die Wenigen, welche entkamen, mußten anfangs in Hütten von Zweigen (frasche) wohnen,

wovon die Stadt, welche nachher auf den Trümmern von Tusculum entstand, den Namen Frascati erhielt.

Heinrich drang nun in das apulische Reich vor, und Alles unterwarf sich ihm bis auf die Stadt Neapel, welche von dem Grafen Richard von Acerra tapfer vertheidigt wurde. Der Kaiser mußte sich entschließen, sie zu belagern; aber zuletzt würde sie doch wohl ungeachtet der heldenmüthigsten Vertheidigung in seine Gewalt gerathen sein, wären nicht in Folge der Sommerhitze furchtbar verheerende Krankheiten in dem kaiserlichen Heere ausgebrochen, so daß sich Heinrich, selbst schwer krank darnieder liegend, nach dreimonatlicher vergeblicher Belagerung entschließen mußte, nach Deutschland zurückzukehren, um nur einen Theil seines Heeres zu retten. Um das Unglück voll zu machen, entfloh Heinrich von Braunschweig, der Sohn Heinrichs des Löwen, heimlich nach Deutschland, und die Kaiserin Constanzia gerieth in die Gefangenschaft Tancreds, ohne daß Heinrich im Stande gewesen wäre, sie zu befreien. So verließ er denn im September 1191 Apulien und eilte nach Deutschland zurück; Tancred aber unterwarf sich ohne Mühe wieder fast das ganze Reich.

Günstig war es für den Kaiser, daß gerade damals der alte Herzog Welf VI. gestorben war, dessen reiche Erbschaft er nun in Besitz nahm; gleichzeitig verstärkte er seine Macht dadurch, daß er das durch den Tod des Herzogs Friedrich erledigte Herzogthum Schwaben seinem Bruder Konrad verlieh, und nun erneuerte er den Kampf gegen Heinrich den Löwen, der die bei dem Friedensschlusse übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt hatte. Bald mußte derselbe sich überzeugen, daß er mit Gewalt gegen den Kaiser nichts auszurichten vermöge, und daß nur eine vollständige Versöhnung mit diesem ihm Vortheil bringen könne. Für das Zustandekommen derselben wirkte ein unerwarteter Umstand besonders günstig. Der Pfalzgraf Konrad bei Rhein, ein Bruder des Kaisers Friedrich I., hatte eine einzige Tochter Agnes, die schon in frühester Jugend mit dem jungen Heinrich, dem Sohne Heinrichs des Löwen, verlobt war. Die Fehden Heinrichs des Löwen mit dem Kaiser zerrissen aber später diese Verbindung, und nun warb König Philipp August von Frankreich um die Hand der schönen Agnes. Die Jungfrau aber verschmähte die Hand des königlichen Bewerbers und bewahrte ihrem Verlobten unwandelbare Treue. Die wilden Fehden der Männer, erklärte sie ihrer Mutter Irmengard, kümmerten sie nichts; er allein, dessen Braut sie schon in frühester Kindheit geheißen, und dessen Schönheit, Muth und Tugend jetzt alle Stimmen priesen, sei in der Stille der Freund ihres Herzens gewesen; er allein solle ihr Herr und Gemahl sein. Als Irmengard dies vernahm, sandte sie sichere Boten in das kaiserliche Hoflager mit geheimen Briefen an den jungen Heinrich, beschied ihn zu sich auf ihr Schloß Stahleck bei Bacharach und vermählte ihn

noch an demselben Abend mit der treuen Agnes. Der Pfalzgraf war nicht im Schlosse gewesen. Als er am andern Morgen zurückkam, ging ihm Irmengard entgegen, sagte ihm, sie habe einen herrlichen Falken gefangen und bei sich behalten, der gestern über's Feld zu ihr geflogen sei, und führte ihn, ehe er über den Sinn dieser Worte weiter nachdenken konnte, in ein Zimmer, wo Heinrich und Agnes traulich beim Schachspiel saßen. Herr, sagte Irmengard, das ist der Sohn des Herzogs von Braunschweig, dem habe ich unsre Tochter zum Weibe gegeben; möge es euch lieb und genehm sein! Konrad erschrak. „Es ist ohne mein Wissen geschehen", sagte er, „das möge mich entschuldigen beim Kaiser." In der That war der Kaiser anfangs höchlich entrüstet, zumal er selbst für Philipp August geworben hatte, beruhigte sich jedoch bald, und der junge Heinrich beredete nun seinen Vater, sich dem Spruche des Kaisers und der Fürsten auf einem Reichstage zu Saalfeld zu stellen. Unterweges verletzte sich jedoch Heinrich der Löwe den Fuß durch einen Sturz vom Pferde, und deshalb wurde die Zusammenkunft ihm bequemer nach Tilleda am Kyffhäuser Berge verlegt. Dort versöhnte er sich völlig mit dem Kaiser; ihm wurde der Friede zugesichert und seinem Sohne die Belehnung mit der wichtigen, seinem Schwiegervater gehörigen Pfalzgrafschaft am Rhein.

Der alte Löwe hatte diese Versöhnung dringend gewünscht, um sein Leben in Ruhe beschließen zu können. — Einsam und von seinen Söhnen getrennt, brachte er seine letzten Tage in seiner Residenz Braunschweig zu. Er beschäftigte sich mit der Sorge für das neu erblühende Wohl seiner Erbländer; gleichzeitig aber ließ er die alten Chroniken sammeln und ordnen, und so sehr ergötzte er sich an denselben, daß er sich oft ganze Nächte hindurch aus ihnen etwas vorlesen ließ. Vor Allem aber suchte er Ruhe und Trost in der Religion. Eine Krankheit warf ihn schwer darnieder, und als er fühlte, daß sein Ende nahe sei, berief er seinen aus Italien zurückgekehrten Sohn Heinrich und den Bischof von Ratzeburg zu sich, daß sie bei ihm blieben. Da brach ein furchtbares Gewitter aus, und der Blitz schlug zündend in das Schloß. Alle waren von Angst ergriffen; er allein blieb ruhig, bis das Feuer gelöscht war, wie man überhaupt während seiner ganzen Krankheit nie einen Laut der Klage von ihm vernahm. Mit den Worten: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig!" gab er den Geist auf (1195). Er war sechsundsechszig Jahre alt geworden. Seine sterbliche Hülle wurde in dem von ihm erbauten Dome zu Braunschweig neben der seiner Gemahlin beigesetzt, und noch jetzt ist daselbst sein Denkmal vorhanden. Mag man auch mit Recht seinen Starrsinn und seine Leidenschaftlichkeit tadeln, so wird man doch nicht leugnen können, daß er ein frommer, tapferer, großmüthiger Fürst war, und sich nie von seinem harten Ge-

schick überwältigen ließ; vor Allem aber überragte er seine Zeit durch das Bestreben, Handel, Gewerbfleiß und Bürgerglück, sowie Kunst und Wissenschaft in seinen Ländern zu befördern.

Der endliche Abschluß des Friedens mit Heinrich dem Löwen war auch dem Kaiser sehr erwünscht, weil er durch Beilegung des alten Zwistes freie Hand für Italien bekam, wo sich inzwischen Manches zu seinen Gunsten geändert hatte.

Tancred war, nachdem er in Apulien und Campanien seine Macht völlig befestigt und die Ruhe allenthalben hergestellt hatte, nach Sicilien zurückgekehrt; aber dort wartete seiner ein harter Schlag des Schicksals. Sein erstgeborner hoffnungsvoller Sohn Roger starb gleich nach seiner Ankunft, und er wurde durch diesen unerwarteten Verlust so erschüttert, daß er kaum die Krönung seines zweiten Sohnes Wilhelm anzuordnen vermochte Gleich darauf erkrankte er selbst vor Gram und starb am 20. Februar 1194. Seine Wittwe Sibylla aber übernahm die Regierung für ihren unmündigen Sohn Wilhelm. Diese günstigen Umstände reizten den Kaiser, einen neuen Zug zu unternehmen; die Mittel dazu aber boten ihm die 150,000 Mark, die er als Lösegeld für Richard Löwenherz erpreßt hatte (S. 242). So überschritt er denn die Alpen und drang nach Apulien vor. Neapel öffnete ihm freiwillig die Thore, Salerno wurde erstürmt; auch Sicilien unterwarf sich, und bereits am 30. November 1194 hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Palermo. Sibylla hatte sich mit ihrer Familie in ein festes Schloß gerettet; da sie aber nun doch nicht mehr hoffen durfte, daß es ihr gelingen würde, ihre Macht wieder völlig herzustellen, schloß sie einen Vertrag mit dem Kaiser, worin sie und Wilhelm auf die Krone Siciliens Verzicht leisteten, wogegen diesem die Grafschaft Leece und das Fürstenthum Tarent bleiben sollten. Wilhelm legte selbst seine Krone zu den Füßen des Kaisers nieder, und dieser ließ sich im Dome zu Palermo feierlich krönen. Anfangs schien es, als wollte Heinrich nur Milde und Gnade walten lassen; aber nur zu bald wurden die unglücklichen Besiegten enttäuscht. Heinrich gab vor, durch einen Mönch seien ihm die Beweise einer Verschwörung gegen sein Leben geliefert worden, und viele Bischöfe, Grafen und Edle, ja selbst die königliche Familie seien in dieselbe verwickelt. Er ließ Gericht halten über die Angeklagten und verfuhr gegen sie mit der entsetzlichsten Grausamkeit. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle wurden als Verräther gehängt, gespießt, geblendet, in die Erde vergraben oder verbrannt, Sibylla mit ihren drei kleinen Töchtern Albina, Constanciä und Manfredonia verhaftet und nach dem Kloster Hohenburg im Elsaß geschleppt, der unglückliche Wilhelm geblendet und verstümmelt; ja, selbst der Todten schonte man nicht; die Gräber Tancreds und Rogers wurden erbrochen, ihre Leichname gemißhandelt und ihnen die Kronen vom Haupte gerissen.

Am zweiten Weihnachtstage 1194 wurden diese Gräuel verübt, und an demselben Tage wurde dem Kaiser zu Jesi in der Mark Ancona von seiner Gemahlin Constanzia ein Sohn geboren, Friedrich Roger, der nachmalige Kaiser Friedrich II.

Solche blutige Gewaltthätigkeiten mußten natürlich alle Gemüther in Sicilien mit Haß und Erbitterung gegen den Tyrannen erfüllen. Der Papst schleuderte den Bannstrahl gegen ihn; aber er kümmerte sich nicht darum, und die Furcht vor seiner Grausamkeit auf der einen, die reichen Belohnungen, die er an seine Anhänger verschwendete, auf der andern Seite, sicherten seine Herrschaft in Italien so, daß er ohne Besorgniß nach Deutschland zurückkehren konnte.

Nach seiner Rückkunft trat er auf den Reichstagen zu Worms und zu Würzburg mit dem großen Plane hervor, die Kaiserwürde in seiner Familie erblich zu machen. Dafür wollte er Apulien und Sicilien für immer mit dem Reiche vereinigen, die Erblichkeit aller Lehen anerkennen und allen bisherigen Ansprüchen auf den Nachlaß der Bischöfe und Geistlichen entsagen. Wäre dieser Plan durchgegangen, so würde er von unberechenbaren Folgen gewesen sein, nicht nur für das Hohenstaufische Haus, das dadurch außerordentlich an Machtfülle gewonnen hätte, sondern auch für ganz Deutschland, dessen Einheit und Kraft durch nichts mehr erschüttert wurde, als durch die unseligen Kämpfe um den Thron, die mehr, als alles Andere, die Auflösung des Reiches befördert haben. Schon hatten zweiundfunfzig Fürsten für den Plan des Kaisers gestimmt, als er an dem Widerspruche der geistlichen Fürsten, denen auch der Papst beitrat, scheiterte, und so konnte Heinrich nur durchsetzen, daß sein zweijähriger Sohn Friedrich zum deutschen Könige gewählt wurde.

Gleichzeitig rüstete sich der Kaiser zu einem neuen Kreuzzuge und sandte einen Theil der Kreuzfahrer durch Ungarn nach Constantinopel, den andern über die Alpen nach Italien, von wo derselbe nach Acre eingeschifft wurde. Die Apulier hatten gefürchtet, daß der Kreuzzug eigentlich gegen sie gerichtet sei; wenn dies nun aber auch nicht der Fall war, so wurden sie doch nach wie vor mit der größten Härte behandelt. Auf kaiserlichen Befehl wurden die Mauern von Capua und Neapel niedergerissen. Im December kam er selbst nach Capua und verfuhr daselbst gegen alle Anhänger der normannischen Königsfamilie mit der größten Grausamkeit. Tancreds Schwager, den Grafen von Acerra, ließ er an den Schweif eines Pferdes binden, so durch die Straßen der Stadt schleifen und dann nach zweitägiger Marter tödten. Darauf begab sich der Kaiser nach Sicilien, wo er mit der nämlichen Strenge waltete, also daß auch der letzte Rest von Zuneigung zu ihm in den Gemüthern des Volkes zerstört wurde. Dabei verfolgte er gleichzeitig wieder einen großartigen Plan zur Vergrößerung seiner Macht. Er zwang den griechischen

Kaiser Alexius zur Zahlung eines bedeutenden Tributs und dachte auf nichts Geringeres, als auf die Unterwerfung des ganzen griechischen Reiches. Durch diese Eroberung wollte er die Hoheit des deutschen Reiches über den ganzen Orient ausdehnen, die Einheit der Kirche wiederherstellen und den Kreuzzügen erst einen sicheren Halt verschaffen. Doch vor der Ausführung dieses großartigen Planes ereilte ihn unerwartet der Tod. Als er am sechsten August 1197 erhitzt von der Jagd zurückkehrte, trank er unvorsichtig kaltes Wasser und setzte sich noch dazu der kühlen Nachtluft aus. Davon erkrankte er so schwer, daß er sich mußte nach Messina bringen lassen, wo er am 28. September im zweiunddreißigsten Jahre seines Lebens starb. Nachdem der Papst den über ihn gesprochenen Bann aufgehoben hatte, wurde er zu Palermo feierlich bestattet. Man hat vermuthet, er sei vergiftet worden; daß dies aber nicht geschehen war, erhellt am sichersten daraus, daß der Leichnam, als man nach sechshundert Jahren die Gruft öffnete, noch ganz wohl erhalten war, und man noch deutlich die finsteren und trotzigen Züge seines Gesichtes erkennen konnte.

---

§. 43. Papst Innocenz der Dritte. — Philipp von Schwaben und Otto der Vierte. (1198—1218.)

Nie hatte die geistliche Macht der kaiserlichen gegenüber sich in einer ungünstigeren Lage befunden, als während der Regierung Heinrichs VI.; der schwerste und ungleichste Kampf schien der Gewalt des Papstes zu drohen. Mit seinem Tode wurde das auf einmal ganz anders. Wenige Monate nach dem mächtigen, thatkräftigen Kaiser starb nämlich auch der altersschwache, mehr als achtzigjährige Papst Cölestin III. am 8. Januar 1198, und durch die Cardinäle wurde einstimmig der erst siebenunddreißig Jahre alte Cardinal Lothar aus Anagni, ein geborner Graf von Signia, zu seinem Nachfolger gewählt, welcher den Namen Innocenz III. annahm, einer der ausgezeichnetsten Männer, welche je in dem Besitze des päpstlichen Stuhles waren. Er hatte auf der Universität zu Paris studirt und besaß eine umfassende Gelehrsamkeit nicht minder in den Rechtswissenschaften als in der Theologie, wobei ihm sein ausgezeichnetes Gedächtniß sehr zu Statten kam. Ein Mann von kleiner Gestalt, aber würdevoller Haltung und ausdrucksvollen Gesichtszügen, mild und freundlich im Umgange mit Andern und ihnen gern anständige Freude gönnend, wie er z. B. es nicht verschmähte, an Volksfesten als heiterer Zuschauer Theil zu nehmen, aber streng und entschieden gegen Widerstrebende, streng vor Allem auch gegen sich selbst, ein Freund der Künste,

besonders der Baukunst und der Musik, wie er denn auch selbst ein trefflicher Chorsänger war, gleich fern von Geiz und Verschwendung, so daß ihm Sparsamkeit in einzelnen Zweigen der Verwaltung nur dazu diente, ihm die Mittel zur Spendung reicher Almosen und zur Ausführung von Bauwerken zu verschaffen. Vor Allem aber war er groß durch seine ruhige Besonnenheit, durch seine klare Einsicht in die Verhältnisse seiner Zeit, durch die Umsicht und Gewandtheit, mit der er dieselben zu benutzen wußte, und durch die Charakterfestigkeit, mit der er das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen strebte. Dies Ziel aber war kein anderes, als die Erhebung der geistlichen, d. h. der päpstlichen Gewalt über alle Macht auf Erden. Er war tief durchdrungen von dem Bewußtsein der Nichtigkeit alles Irdischen, der Haltungslosigkeit aller menschlichen Bestrebungen, von dem Gefühle des Elendes, von welchem die Gott entfremdete, sündige Menschheit ergriffen ist. Das Christenthum erkannte er als das Einzige, was Licht in die Finsterniß, Einheit in die Verwirrung bringen, Trost in allem Jammer und allem Elend zu verleihen vermag, und daß es alle Verhältnisse des Lebens, im Großen wie im Kleinen, durchdringe, dazu mitzuwirken schien ihm die herrlichste Aufgabe seines hohen Berufes. Aber Geistliches und Weltliches war damals in der äußeren Erscheinung der Kirche schon zu sehr mit einander vermischt, so daß auch für ihn beides zusammenfloß. Das Christenthum lebt, so erschien es ihm, in der Kirche; sie ist die Bewahrerin der reinen Ueberlieferung, durch welche der Glaube in den Christen lebendig erhalten wird; das sichtbare Haupt der Kirche aber ist der Papst, der Statthalter Christi auf Erden. Er hat darüber zu wachen, daß christlicher Sinn walte in allen Verhältnissen des Lebens, daß Jeder seine Pflicht als Christ erfülle. So ist seine Macht erhaben über alles Irdische, daß sie den Bösen ein Schrecken sei, daß die Bedrängten Hülfe und Trost suchend, zu ihr hinauf blicken können. Auch über alle weltliche Macht ist sie darum erhaben; diese hat in ihr den einzig untrüglichen Führer durch alle Verirrungen anzuerkennen, und auch Fürsten kann der Papst in politischen Angelegenheiten vor seinen Richterstuhl ziehen, sofern sie nach religiösen oder sittlichen Grundsätzen zu entscheiden sind. Mit rastloser Thätigkeit war er bemüht, die Idee einer päpstlichen Weltherrschaft, die seine ganze Seele erfüllte, zu verwirklichen und mit großer Kraft und Klugheit wußte er die sich ihm dazu darbietenden günstigen Umstände zu benutzen. Aufmerksam auf Alles, was in Kirche und Staat vorging, wollte er durch seine Legaten überall selbst gegenwärtig sein und Gehorsam erzwingen, und über Fürsten wie über Bischöfe wußte er seine oberrichterliche Gewalt mit großer Festigkeit und Entschiedenheit geltend zu machen. Daß es bei der Ausführung seines Planes nicht ganz an Mißgriffen fehlte, die um so verderblicher sein

mußten, je höher der Standpunkt war, auf den sich Innocenz stellte, ist leicht erklärlich; eben so wenig konnte es fehlen, daß er zur Erreichung seiner Zwecke zuweilen zu verwerflichen Mitteln griff.

Zunächst war er bemüht, sich eine größere weltliche Macht zu verschaffen. Gleich nach seiner Wahl gewann er die Bevölkerung Roms durch reiche Geschenke für sich und zwang dann, auf ihren Beistand gestützt, den kaiserlichen Stadtpräfecten, ihm den Lehnseid zu leisten. Die Bewohner der Mark Ancona ließ er durch seine Bevollmächtigten von dem Eide gegen den von Heinrich VI. eingesetzten Fürsten Markwald von Anweiler freisprechen, und die Städte unterwarfen sich ihm als ihrem Landesherren Ein anderer deutscher Fürst, Konrad von Lutzelinhart, Herzog von Spoleto, entband seine Vasallen selbst ihres Eides und kehrte nach Deutschland zurück, und die Städte des Herzogthums erkannten bald sämmtlich die Herrschaft des Papstes an. So hatte er den Grund zu einem unabhängigen Kirchenstaate gelegt, und er würde auch das Exarchat von Ravenna noch dazu gezogen haben, wäre ihm der Erzbischof dieser Stadt nicht auf's entschiedenste entgegen getreten.

Auch die Lage des sicilischen Reiches begünstigte die Bestrebungen des Papstes außerordentlich. Die Kaiserin Constanzia ließ ihr erst dreijähriges Söhnlein Friedrich, für welches sie die Vormundschaft übernahm, im Frühling des Jahres 1198 in Palermo feierlich zum König krönen und verwies die den Eingebornen so verhaßten Deutschen aus ihrem Reiche. Bald aber mußte sie erkennen, daß sie ohne Hülfe des Papstes nicht hoffen dürfe, ihrem Sohne die Herrschaft zu erhalten; sie willigte daher ein, sammt ihrem Sohne Friedrich dem Papste den Lehnseid zu leisten, auf alle von früheren Päpsten den Normannenkönigen bewilligten Vorrechte in kirchlichen Angelegenheiten zu verzichten und einen jährlichen Zins von tausend Goldstücken zu bezahlen; ja, als sie bald darauf (im November 1198) starb, ernannte sie in ihrem Testament den Papst als Oberlehnsherrn zum Vormund des jungen Königs. Aber die traurige Verwirrung im Lande nahm damit kein Ende. Die apulischen Großen und die deutschen Heerführer geriethen in blutigen Kampf mit einander, nur auf den eigenen Vortheil bedacht und nach gänzlicher Unabhängigkeit trachtend. Furchtbar wurde das arme Land zerrüttet; Rauben, Morden und Brennen war an der Tagesordnung; selbst die Gräber blieben nicht verschont, und um das Unheil voll zu machen, brachen noch saracenische Schaaren aus den Gebirgsschluchten, Alles verheerend, hervor. Die einzige Stütze fand der junge König an dem Papste, der alle Kraft aufbot, um die königlichen Rechte ungeschmälert zu erhalten, so sehr er auch auf der andern Seite darauf bedacht war, die Rechte des Vormunds und Oberlehnsherrn selbst im vollsten Maaße auszuüben.

Wie Innocenz hier mit Kraft die Rechte seines Mündels schützte,

ſo wußte er auch in andern Ländern ſein Anſehen zur entſchiedenſten Geltung zu bringen. König Sancho I. von Portugal verweigerte den von ſeinem Vater ſchon dem Papſte Lucius II. verſprochenen Zins und nöthigte den Biſchof von Porto und mehrere hohe Geiſtliche, nachdem er ihre Güter eingezogen hatte, zur Flucht; doch Innocenz zwang ihn, nicht nur den Zins zu bezahlen, ſondern auch ſein Reich unter den Schutz des Papſtes zu ſtellen, die vertriebenen Geiſtlichen wieder in ihren Würden herzuſtellen und ſie für die erlittenen Verluſte zu entſchädigen. König Peter von Aragonien mußte (1204), um vom Papſte gekrönt zu werden, ſein Reich demſelben zinsbar machen und ſchwören, ihm und ſeinen Nachfolgern ſtets treu zu ſein, die Kirche zu ſchützen und Friede und Ordnung in ſeinem Lande zu erhalten. Auch Johann, der Fürſt der Bulgaren und Walachen, empfing die Königskrone aus den Händen des Papſtes. In Ungarn ſchlichtete Innocenz die Streitigkeiten zwiſchen zwei königlichen Brüdern; ebenſo entſchied er in Norwegen zwiſchen zwei Thronbewerbern. Nicht minder machte er ſeinen Einfluß in Polen geltend. Ueber Alfons IX. von Leon und ſein Reich ſprach er den Bann, weil ſich derſelbe mit Berengaria von Kaſtilien vermählt hatte, die ihm zu nahe verwandt ſei, — denn ihr Großvater und der Vater des Königs waren Brüder geweſen, — und dem Könige blieb nichts übrig, als ſich von ſeiner Gattin, die er innig liebte, zu trennen, und er mußte noch froh ſein, daß der Papſt wenigſtens ihre Kinder als rechtmäßige anerkannte. Der König Philipp Auguſt von Frankreich hatte ſich 1193 mit Ingeburgis, der durch Schönheit und Tugend gleich ausgezeichneten Tochter des Königs von Dänemark, vermählt, hatte aber bald einen ſolchen Widerwillen gegen ſie gefaßt, daß er die Ehe durch den Erzbiſchof von Rheims eigenmächtig trennen und ſeine Gemahlin in ein Kloſter ſperren ließ, um ſie zu zwingen, daß ſie eine Nonne würde. Darauf vermählte er ſich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meran. Ingeburg berief ſich auf den Papſt, und ſobald Innocenz zur Regierung gelangt war, nahm er ſich der Sache ernſtlich an. Philipp Auguſt wollte nicht gehorchen, und nun traf ihn und ſein Reich der Bann. Zwar vertrieb er, entrüſtet darüber, die Geiſtlichen und zog ihre Güter ein; aber der Unwille des Adels und des Volkes zwang ihn zuletzt doch, nachzugeben; er mußte ſich entſchließen, ſeine verſtoßene Gemahlin wieder aufzunehmen, und um den Streit ganz zu beendigen, erklärte der Papſt die Kinder der Agnes, die bald darauf ſtarb, für ebenbürtig.

Eben ſo kräftig griff Innocenz in die Verhältniſſe Englands ein. Nach Richards Tode (1199) hatte ſein Neffe, der zwölfjährige Herzog Arthur von Bretagne, ein Sohn ſeines älteren, bereits geſtorbenen Bruders Gottfried, König von England werden ſollen; aber mit Uebergehung deſſelben ernannte Richard ſeinen Bruder Johann ohne Land zum Thron-

folger, und derselbe wurde auch als König anerkannt. Johann war ein Mensch ohne allen religiösen und sittlichen Halt, ohne Einsicht und Tapferkeit, gewohnt, allen Lüsten und Leidenschaften ohne Rückhalt sich hinzugeben, treulos und grausam, stolz und übermüthig im Glück, verzagt im Unglück. Einem solchen Menschen war Englands alter Feind Philipp August von Frankreich in jeder Beziehung überlegen, und derselbe eröffnete ungesäumt den Kampf gegen ihn, bei dem er noch den großen Vortheil hatte, daß er als Vertheidiger der gekränkten Rechte des jungen Arthur auftrat. Der Krieg war jedoch nicht von langer Dauer, indem sich Philipp August durch die Abtretung der Grafschaft Evreux zum Frieden bewegen ließ und sogar Arthur nöthigte, seinem Oheim wegen des Herzogthums Bretagne den Lehnseid zu leisten. Als aber Johann, von seiner Leidenschaft fortgerissen, bald darauf die schöne Isabella von Angouleme, die Braut des Grafen de la Marche, raubte und sich mit ihr vermählte, da erhoben sich alle Vasallen an der Loire einmüthig gegen ihn; der junge Arthur trat an ihre Spitze, und Philipp, an den sie sich als ihren Landesherren wandten, fiel in die Normandie ein. Arthur gerieth unglücklicher Weise vor dem Schlosse Mirabel in Johanns Gewalt, und derselbe ließ ihn in einen Thurm zu Rouen sperren. Da verschwand der Jüngling kurz darauf; entweder tödtete ihn der erbitterte König mit eigener Hand, oder er ließ ihn durch einen Meuchelmörder umbringen. Das traurige Ende Arthurs regte die ganze Bretagne auf, und die Großen des Landes verklagten den blutdürstigen König vor dem Richterstuhle Philipp Augusts, der ja auch sein Lehnsherr war. Da Johann nicht erschien, wurde er des Hochverraths schuldig und seiner Lehen in Frankreich verlustig erklärt; Philipp aber unterwarf sich nun die ganze Normandie, während Johann nach England ging und daselbst mit seiner Gemahlin ein schwelgerisches Leben führte, wozu er sich das Geld durch die drückendsten Erpressungen verschaffte. Auch Anjou, Maine, Touraine und den größten Theil von Poitou nahm Philipp in Besitz, und nun erst ließ er sich durch die dringende Verwendung des Papstes bewegen, mit Johann einen zehnjährigen Waffenstillstand zu schließen (1206). Doch jetzt zerfiel Johann mit dem Papste selbst. Der Erzbischof von Canterbury war gestorben, und über die Wiederbesetzung dieser wichtigen Stelle gerieth der König mit den Geistlichen in Streit. Innocenz, der denselben entscheiden sollte, bestimmte einen Engländer, den Cardinal Stephan Langton, für das Amt. Der König weigerte sich jedoch trotz aller Drohungen des Papstes, denselben als Erzbischof anzuerkennen, ließ das Capitel zu Canterbury auseinander jagen und die Güter desselben einziehen. Nun belegte der Papst im Jahre 1208 ganz England mit dem Interdict, der furchtbarsten Art des Bannes, die man erst damals anzuwenden begann. Ohne Gebet und ohne Zuziehung von Geist-

lichen wurden die Leichen an ungeweihter Stätte verscharrt; die Heirathen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen, aller Gottesdienst eingestellt; Keiner durfte den Bart scheeren, Keiner den Andern grüßen; kein Gastmahl oder sonstiges Vergnügen durfte stattfinden; selbst der Genuß des Fleisches ward verboten, und kein Sacrament außer den Sterbesacramenten, der Taufe und der Beichte wurde verwaltet. Alles sollte andeuten, daß das Land dem furchtbarsten Fluch verfallen sei. Die Gemüther des ganzen Volkes wurden dadurch in die größte Unruhe versetzt; nur Johann widerstand mit starrsinnigem Trotz, jagte die Geistlichen von ihren Aemtern, zog ihre Güter ein und verscherzte sich vollends die Zuneigung seines Volkes durch neue Bedrückungen und Handlungen der zügellosesten Willkür. Doch Innocenz ging nun noch weiter. Er sprach den Bann über den König und über Jeden, der mit demselben Gemeinschaft hielte, entband seine Lehnsleute vom Eide der Treue, erklärte den König im Jahre 1212 für abgesetzt, brachte einen förmlichen Kreuzzug gegen ihn zu Stande und forderte namentlich Philipp August auf, das Urtheil an ihm zu vollstrecken und England zu erobern. So trotzig Johann bis dahin gewesen war, so verzagt war er jetzt, da er sah, daß Alle wider ihn waren. Demüthig unterwarf er sich dem Papste, erkannte ihn als seinen Lehnsherrn an, entsagte seinem Reiche zu Gunsten desselben und empfing nun aus seiner Hand gegen einen jährlichen Tribut von siebenhundert Mark für England und dreihundert für Irland die Krone zurück, schwor ihm Unterwürfigkeit als sein Vasall und verpflichtete sich zur Theilnahme an einem Kreuzzuge, für dessen Veranstaltung Innocenz mit großem Eifer thätig war. Jetzt wurde der Papst selbst sein Beschützer und nahm sich seiner als eines reuigen Sünders an.

So wußte Innocenz überall sein Ansehen auch in weltlichen Dingen geltend zu machen; alle Fürsten mußten sich vor ihm beugen, und er benutzte nun allenthalben seine Macht dazu, um den Königen den bisher geübten Einfluß auf die Wahl der Bischöfe und ihr Recht auf die Hinterlassenschaft derselben zu entziehen.

In gleicher Weise brachte Innocenz seine Macht und sein Ansehen den Prälaten gegenüber zur Geltung. Er schlichtete verwickelte Streitigkeiten zwischen den Bischöfen, zwang solche, die ohne seine Genehmigung sich Versetzung in reichere Bisthümer zu verschaffen gewußt hatten, ihre Aemter niederzulegen, und gab sie ihnen erst zurück, nachdem sie sich demüthig unterworfen hatten. Mißbräuche aller Art, die am päpstlichen Hofe eingerissen waren, stellte er ab; viele entbehrliche Beamte wurden abgeschafft; Erpressungen wurden unmöglich gemacht; Unterdrückte fanden an ihm einen Beschützer, und Bittende hatten jeder Zeit bei ihm ungehinderten Zutritt. Wöchentlich dreimal mußten sich die Cardinäle, und wen von den Geistlichen er sonst berief, in Rom zum großen Kirchen-

rathe verſammeln. Da prüfte er ſelbſt mit der größten Sorgfalt jede Eingabe, ſetzte die für und wider ſprechenden Gründe ſcharfſinnig und unparteiiſch aus einander, und noch jetzt können ſeine Entſcheidungen ſtreitiger Sachen in vieler Hinſicht als Muſter gelten. Dabei ermahnte er die Geiſtlichen unausgeſetzt zu treuer Pflichterfüllung, und er ſelbſt ging ihnen darin überall als leuchtendes Vorbild voran.

Beſonders günſtig für die Hebung der päpſtlichen Macht geſtalteten ſich nach Heinrichs des VI. Tode die Verhältniſſe in Deutſchland, ſo daß auch hier Innocenz als Schiedsrichter auftreten konnte. Als Heinrichs Bruder, Herzog Philipp von Schwaben, zu Viterbo die Nachricht vom Tode des Kaiſers erhielt, beabſichtigte er, Friedrich II. zur Krönung nach Deutſchland zu führen; aber die kräftigen Maßregeln, welche Innocenz ergriff, namentlich ein furchtbarer Bund der Städte Tusciens, den derſelbe zu Stande brachte, zwangen ihn, dieſen Plan aufzugeben, und während er Friedrich in Sicilien zurückließ, nach Deutſchland zu eilen. Dort trafen die den Hohenſtaufen feindlich geſinnten Erzbiſchöfe von Köln und Trier die Einleitungen zu einer neuen Königswahl; denn ſie behaupteten, dazu wären ſie berechtigt, weil ſich der Erzbiſchof von Mainz im Morgenlande befand. Sie kamen mit mehreren Fürſten und Biſchöfen überein, daß die Wahl am 1. März 1198 zu Köln ſtattfinden ſollte. Philipp ſuchte indeſſen die Wahl des jungen Friedrich aufrecht zu erhalten, und er kam deshalb mit den Anhängern des hohenſtaufiſchen Hauſes, zu denen auch die Herzoge von Sachſen und Baiern und die Markgrafen der öſtlichen Marken gehörten, in Mühlhauſen zuſammen, um zu berathen, was zu thun ſei. Inzwiſchen eröffneten die Erzbiſchöfe von Köln und Trier ihre Wahlverſammlung, und auf derſelben wurde die Krone dem geizigen Herzoge Berthold von Zähringen angetragen. Dieſer nahm anfangs den Antrag an; weil er aber ſah, daß die Kaiſerwürde mit Ausgaben verbunden war, ſo trat er ſeine Anſprüche für eilftauſend Mark an Philipp ab. Deshalb wählten ſie nun Heinrichs des Löwen jüngeren Sohn, Otto, der als Statthalter ſeines Oheims, des Königs Richard, ſich in Poitou aufhielt. Philipp ſah jetzt ein, daß er ſeinen Neffen nicht länger halten könne, da ein dreijähriges Kind ſich den Feinden der Hohenſtaufen nicht entgegen ſtellen ließ, und auf Andringen ſeiner Freunde nahm er jetzt ſelbſt den Königstitel an. Der ganze Süden und Oſten Deutſchlands ſchloß ſich ihm ſofort an; in Weſtfalen und am Niederrhein behauptete ſich ſein Gegner. Die Waffen mußten zwiſchen beiden entſcheiden, und ſo entbrannte denn von Neuem der alte Kampf zwiſchen den Welfen und Hohenſtaufen.

Für Otto erklärte ſich König Richard von England, für Philipp Richards alter Gegner Philipp Auguſt, nicht minder der Herzog Ottokar von Böhmen, dem er dafür die Königskrone ertheilte, welche erſt ſeit

jener Zeit auch den folgenden Herrſchern Böhmens blieb. Er zog den Rhein hinunter, ließ ſich im Auguſt in Mainz krönen, während Otto bereits einen Monat zuvor in Aachen gekrönt war, erzwang bei Koblenz den Uebergang über die Moſel und unterwarf ſich die Länder ſeiner Feinde bis in die Gegend von Köln. So begann der unſelige Bürgerkrieg, der zehn Jahre lang Deutſchland zerrüttete und von Anfang mit entſetzlicher Grauſamkeit geführt wurde. Gleich im erſten Jahre wurden Bonn, Andernach und mehrere andere Orte eingeäſchert, und die rohen Söldner verübten die abſcheulichſten Schandthaten und ſchonten dabei weder Alter, noch Stand und Geſchlecht. Beiden Parteien kam es darauf an, den Papſt für ſich zu gewinnen; Innocenz aber gab ausweichende Antworten, obgleich er es ſchon jetzt beſonders hervorhob, man hätte ſich ſchon längſt an ihn wenden ſollen, weil die geiſtliche Macht über die weltliche unendlich erhaben ſei. Er ermahnte endlich Fürſten und Prälaten, den Zwiſt zu beſeitigen, der Reich und Kirche zerſtöre, ſonſt würde er, um größeres Unheil zu verhüten, ſich für den erklären müſſen, deſſen Verdienſte und Eifer ihm am größten erſchienen. Erſt im Jahre 1201, da alle Vermittlungsverſuche fehlſchlugen, trat Innocenz mit dem beſtimmten Befehle hervor, daß alle Stände bei Strafe des Bannes Otto als König anerkennen ſollten. Dennoch blieben die meiſten weltlichen Fürſten auf Philipps Seite; ſelbſt Otto's Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, erklärte ſich zuletzt für ihn, und ebenſo der Erzbiſchof von Köln, ſo daß Philipp es wagen konnte, ſeine Krone niederzulegen, ſich von Neuem wählen und vom Erzbiſchofe von Köln krönen zu laſſen. Sogar der Papſt knüpfte am Ende Unterhandlungen mit ihm an, und ſeine Geſandten gaben ſich alle erdenkliche Mühe, Otto zur Niederlegung der Krone zu bewegen. Philipp ſelbſt machte dieſem die vortheilhafteſten Anerbietungen; er bot ihm eine ſeiner Töchter als Gemahlin an; eine andre ſoll er dem Neffen des Papſtes verſprochen haben; zur Entſchädigung für die Königskrone aber bot er Otto das Herzogthum Schwaben und viele andre Güter. Obgleich er indeſſen Otto entſchieden überlegen war, ſo wies doch dieſer Alles ſtolz zurück; ja, er machte Philipp noch größere Anerbietungen und erklärte, nur mit dem Tode werde er die Krone niederlegen. Im Vertrauen auf engliſche und däniſche Hülfe wollte er nach Ablauf des einjährigen Waffenſtillſtandes, den Philipp mit ihm geſchloſſen hatte, den Kampf fortſetzen, und auch dieſer ſammelte, des Sieges gewiß, ſeine Truppen zu Bamberg, als ſeine Ermordung der ganzen Sache unerwartet eine andere Wendung gab.

Dem bairiſchen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, einem Neffen des ſchon genannten Baiernherzogs dieſes Namens, hatte Philipp früher ſeine Tochter Kunigunde zur Gemahlin verſprochen; aber Otto war ein roher Menſch und ermordete im Jähzorne heimtückiſch einen Edelmann. Dies

bewog Philipp, unter dem Vorwande naher Verwandtschaft sein Versprechen zurückzunehmen und Kunigunde mit dem Könige von Böhmen zu verloben. In der Folge wollte sich Otto um Gertrud, die Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien, bewerben und bat den König um seine Fürsprache. Philipp sagte ihm dieselbe zu und gab ihm ein Schreiben an den Herzog mit. Neugierig und argwöhnisch öffnete Otto dasselbe, und er fand darin statt einer Empfehlung vielmehr eine Warnung vor ihm. Seitdem sann er auf Rache an Philipp. Dieser feierte am 21. Juni 1208 zu Bamberg die Vermählung der schönen Beatrix, der einzigen Tochter seines verstorbenen Bruders Otto von Burgund mit dem Herzoge Otto von Meran. Er führte selbst die Braut in höchster Pracht zum Altare und begab sich darauf zur Erholung nach der nahe gelegenen Altenburg. Nur der Bischof von Speier und der Truchseß Heinrich von Waldburg befanden sich bei dem Könige in seinem Zimmer. Da kam Otto von Wittelsbach, von dem Markgrafen Heinrich von Istrien (einem Bruder Otto's von Meran) und sechszehn Bewaffneten begleitet, in das Schloß. Unangemeldet trat er in das Zimmer des Königs, das bloße Schwert schwingend. „Stecke Dein Schwert ein!" rief ihm Philipp zu, dem sein wilder, scheuer Blick auffiel; „hier ist kein Ort zum Fechterspiel." „Dazu nicht", schrie Otto, „aber zur Bestrafung des Verraths", und damit sprang er wüthend auf den König zu und hieb ihn in den Hals. Tödtlich getroffen, wankte Philipp noch einige Schritte vorwärts und stürzte dann, in seinem Blute schwimmend, leblos zusammen. Der Truchseß wollte ihm zu Hülfe eilen; aber auch er wurde verwundet. Otto stürmte hinaus, warf sich mit seinen Genossen auf's Pferd und eilte davon. So endete Philipp in seinem vierunddreißigsten Lebensjahre, gerade zu der Zeit, wo er der Erreichung aller seiner Wünsche nahe zu sein schien. Als seine Gattin Irene, eine Tochter des griechischen Kaisers Isaak II., die Schreckensnachricht erhielt, floh sie nach dem Hohenstaufen, wo sie sich sicherer glaubte; aber kurz darauf starb sie vor Schmerz und Gram. Doch auch den Mörder ereilte das verdiente Strafgericht. König Otto wurde auf einem Reichstage zu Frankfurt im November 1208 einstimmig und auf's neue zum König gewählt. Dort erschien auch der Bischof von Speier, der sich der beiden jüngeren, sonst von Allen verlassenen Töchter Philipps väterlich angenommen hatte. Beatrix, die achtjährige Tochter des Ermordeten, an der Hand, forderte er Gerechtigkeit und Strafe für den verübten Frevel. Alle waren tief bewegt, und nach einstimmigem Beschluß sprach der König die Acht aus über den Mörder und alle seine Genossen; ihre Güter wurden eingezogen, ihre Würden Andern verliehen. Markgraf Heinrich irrte in fremden Ländern umher und suchte namentlich in Palästina Ruhe für sein geängstetes Gewissen; erst nach siebenzehn Jahren erhielt er

vom Kaiser Friedrich II. die Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren. Otto von Wittelsbach fand nirgends Ruhe, nirgends Aufnahme, nirgends Schutz vor seinen Verfolgern. Von Allen geflohen, mußte er sehen, wie seine Güter verwüstet, sein Stammschloß zerstört wurde; endlich fanden ihn der Sohn eines Edlen, den er früher ermordet hatte, und der Marschall Philipps in der Scheune eines Klosters bei Regensburg, tödteten ihn und warfen sein Haupt in die vorüberfließende Donau; der Leichnam aber blieb zum Abscheu für Alle liegen, bis ihn nach Jahren die Mönche begruben.

Von dem mächtigen Geschlechte der Hohenstaufen war nach Philipps Ermordung nur noch ein Sprößling übrig, Kaiser Heinrichs junger Sohn Friedrich, der König von Sicilien. Von ihm hatte Otto, wie es schien, nichts zu fürchten; er war im unbestrittenen Besitze der Macht, und um den alten Zwist zwischen den Welfen und Hohenstaufen völlig zu enden und die Gemüther in Deutschland dauernd zu versöhnen, verlobte er sich im Jahre 1209 mit Philipps Tochter Beatrix, die er mit ihrer jüngeren Schwester nach Braunschweig sandte, damit sie dort bis zu ihrer Vermählung erzogen würde. Darauf trat er seinen Zug nach Italien an, um die Kaiserkrönung zu empfangen. Von vielen Fürsten und Prälaten begleitet, zog er über die Alpen. In Mailand, das ihm als einem Feinde der Hohenstaufen stets geneigt gewesen war, wurde er festlich empfangen und erhielt aus den Händen des Erzbischofs in der Kirche des heiligen Ambrosius die lombardische Krone. Innocenz ging ihm bis Viterbo entgegen und zog mit ihm gemeinschaftlich nach Rom; Otto aber stellte dem Papste eine Urkunde aus, worin er ihm nicht nur gelobte, die römische Kirche in allen ihren Besitzungen, Ehren und Rechten mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu schützen, sondern auch den alten kaiserlichen Rechten über die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Güter der Mathilde, das Exarchat von Ravenna, die Pentapolis und die Grafschaft Bertinoro zu Gunsten des heiligen Stuhles entsagte und zugleich versprach, die Kirche ungestört im Besitze dessen zu lassen, was sie davon schon hätte, und ihr zur Wiedererlangung des Uebrigen nach besten Kräften behülflich zu sein. Am 27. September 1209 wurde Otto feierlich vom Papste zum Kaiser gekrönt; aber kaum hatte er die Krone empfangen, so zeigte es sich auch, daß Kaiser und Papst nicht dauernden Frieden mit einander haben könnten, und da Otto nun, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, sich entschlossen zeigte, auch die kaiserlichen Rechte gegen Innocenz aufrecht zu erhalten, gerieth er alsbald mit ihm in Streit. Er zögerte mit der Rückgabe der mathildischen Güter, verfuhr feindlich gegen Viterbo und andere Orte des Kirchenstaates, ertheilte Belehnungen in den Ländern, die der Papst in Besitz genommen hatte, und rüstete sich zu einem Angriffe auf das apulische Reich. In-

nocenz warf ihm Eidbrüchigkeit vor und drohte mit dem Banne; aber Otto kehrte sich nicht daran, rückte nach Unteritalien vor und eroberte in kurzer Zeit fast ganz Apulien; selbst Neapel kam in seinen Besitz. Da sprach Innocenz im November 1210 den Bann über ihn aus und entband seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide. Dies wirkte mächtig. Otto hatte sich durch Stolz und Härte, die nach der Regierung des milden, freigebigen Philipp um so fühlbarer war, bei Manchem in Deutschland unbeliebt gemacht; jetzt, wo der Bann ihn traf, erhoben sich daselbst alle Anhänger des hohenstaufischen Hauses gegen ihn, die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den Landgrafen von Thüringen und den König von Böhmen an der Spitze, und sandten zwei treue Lehnsmänner an den jungen König Friedrich nach Palermo, um ihn zu eiligem Aufbruche nach Deutschland aufzufordern. Auch der König Philipp August von Frankreich erklärte sich gegen Otto. So sah sich dieser genöthigt, seine Siegeslaufbahn in Apulien zu verlassen und nach Deutschland zurückzueilen. Dort wußte er den Herzog von Baiern und die Markgrafen von Meißen und Brandenburg für sich zu gewinnen, trat mit großer Kraft auf, und um die Anhänger des hohenstaufischen Hauses völlig zu versöhnen, vermählte er sich am 7. August 1212 zu Nordhausen mit Beatrix. Zu seinem Unglücke starb dieselbe aber schon vier Tage nach der Vermählung. Mit ihrem Tode war das einzige Band zerrissen, welches die Anhänger der Hohenstaufen an ihn knüpfen konnte; die Baiern und Schwaben verließen feindlich das kaiserliche Heer, und alle hohenstaufisch Gesinnte richteten ihre Blicke um so entschiedener auf den jungen Friedrich, mit dessen Erhebung sich auch Innocenz einverstanden erklärte, so abgeneigt er auch früher einer Vereinigung der Krone Siciliens mit Deutschland gewesen war Die Beistimmung des Papstes ließ Friedrich alle Bedenklichkeiten überwinden, und er folgte dem an ihn ergangenen Rufe, ernannte seine Gemahlin Constanzia, die Tochter des Königs Peter von Aragonien, mit der er sich bereits im Jahre 1209 vermählt hatte, zur Regentin seines sicilischen Reiches, ließ sein Söhnlein Heinrich als Thronerben krönen und segelte am Palmsonntage 1212 von Palermo ab. In Rom wurde er von Papst, Geistlichkeit und Volk ehrenvoll empfangen; aber Mailand und der größte Theil der Lombardei blieben aus altem Haß gegen die Hohenstaufen Otto treu. Die Mailänder bereiteten Friedrich überall Nachstellungen und suchten ihn gefangen zu nehmen; aber mit Hülfe der Markgrafen Azzo von Este und Bonifacius von Montferrat entging er glücklich allen Gefahren und kam über die Alpen nach Chur, von wo der Abt von St. Gallen ihn mit bewaffneter Begleitung nach Constanz führte. Von da eilte er den Rhein hinab nach Basel und dann nach dem Elsaß. Sein Anhang wuchs mit reißender Schnelligkeit; Fürsten, Ritter, Geistliche und Volk schlossen sich ihm an; auch der

König von Frankreich schloß mit ihm ein Bündniß, und Otto wurde bis nach Braunschweig zurückgedrängt. Noch immer aber wäre dieser für Friedrich ein gefährlicher Gegner gewesen, hätte er sich mit aller Kraft gegen ihn gewendet. Doch zu seinem Unglück begann er einen Krieg gegen den ihm persönlich verhaßten König von Frankreich, um Friedrich dieses seines wichtigsten Verbündeten zu berauben. Bei Bouvines in Flandern wurde er am 27. Juli 1214 von Philipp August gänzlich geschlagen, und damit war sein Schicksal auch in Deutschland entschieden. Fast hülflos kam er nach Köln und eilte von da aus nach Braunschweig; Friedrich aber zog ohne Widerstand den Rhein hinab und wurde am 25. Juli 1215 vom Erzbischofe von Aachen, in Gegenwart der meisten Fürsten und Prälaten, feierlich zum Kaiser gekrönt. Seitdem blieb Otto, von den meisten Ständen verlassen, ganz auf seine braunschweigischen Erblande beschränkt und starb am 19. Mai 1218 auf der Harzburg, dreiundvierzig Jahre alt. Schon früher hatte Innocenz geendet. Er hatte alle seine Wünsche erreicht. Noch im Jahre 1215 hielt er zu Rom eine glänzende Kirchenversammlung, umgeben von 412 Bischöfen, an 800 Aebten, den Patriarchen von Jerusalem und Constantinopel und von den Gesandten fast aller christlichen Könige; dort genehmigte er auch die von den Fürsten zu Aachen getroffene Wahl Friedrichs, und im Juli 1216 starb er zu Perugia.

§. 44. Kaiser Friedrich der Zweite. (1215—1250.)

Nach dem Tode Otto's war Friedrich im unbestrittenen Besitze der Macht; in der That aber vereinigte sich in ihm auch Alles, was dazu beitragen konnte, ihm die Gemüther zu gewinnen. Er war nicht groß, aber doch von schönem, kräftigem Wuchs; blonde Locken umwallten sein Haupt; an die schöne Stirn schloß sich eine fast antik gebildete Nase; der Mund war fein und wohlgestaltet, das Kinn sanft gerundet; freundliche Heiterkeit und scharfer Verstand leuchteten aus den schönen, blauen Augen, wie aus allen Zügen des frischen, blühenden Gesichtes. Mit solchen körperlichen Vorzügen vereinte er nicht minder große Eigenschaften des Geistes. Von hohem Sinne, kühn, tapfer, duldsam und freisinnig gegen Andersdenkende, freigebig ohne Verschwendung, ein Freund heiteren Lebensgenusses und doch stets mit Festigkeit und Ernst die große Aufgabe seines Lebens im Auge behaltend, besaß er zugleich die glänzendsten Geistesanlagen, und wie er in jeglicher Art ritterlicher Uebungen wohlerfahren war, so war er auch im Besitze der herrlichsten Kenntnisse. Er verstand sämmtliche Sprachen seiner Unterthanen, Griechisch, Lateinisch,

Italieniſch, Deutſch, Franzöſiſch und Arabiſch; in der italieniſchen Sprache, die durch ihn erſt zur Schriftſprache erhoben wurde, dichtete er die zarteſten Lieder der Liebe; er war ein gründlicher Kenner der Naturgeſchichte, für deren Förderung er zuerſt fremde Thiere aus dem Morgenlande kommen ließ; auch ſchrieb er ſelbſt ein ſehr gründliches Werk über die Natur und Pflege der Vögel. Ueberhaupt liebte und pflegte er Kunſt und Wiſſenſchaft in jeder Weiſe. Er ſelbſt beſaß große Kenntniſſe in der Baukunſt. In den ſchönſten Gegenden ſeines ſiciliſchen Reiches ließ er prächtige Paläſte aufführen, und er ſelbſt entwarf häufig die Pläne dazu; verwüſtete Städte wurden hergeſtellt, andere neu erbaut, und ſeine Unterthanen folgten bald ſeinem Beiſpiele. Gleich nachdem er zum Kaiſer gekrönt war, nahm er den großen piſaniſchen Künſtler Nicola mit in ſein Reich, wo derſelbe als Bildhauer und Baumeiſter mit anderen Künſtlern thätig war. Gleichzeitig legte Friedrich in Capua und Neapel die erſten Kunſtſammlungen an; Bildſäulen, Reliefs, koſtbare Gefäße und dergl. wurden theils angekauft, theils durch Ausgrabungen gefunden, theils durch Kriegsrecht gewonnen. Auch die Muſik fand, wie jede das Gemüth erheiternde und erhebende Kunſt, an Friedrichs Hofe beſondere Pflege, und obgleich uns nähere Nachrichten darüber fehlen, ſo wiſſen wir wenigſtens, daß er mehrere gute Sänger in ſeiner Kapelle anſtellte.

Geſtützt auf ſeine Macht in Deutſchland und Sicilien, hatte er den großen Plan, ſich des ganzen Italiens zu bemächtigen, die lombardiſchen Städte zu demüthigen und die Uebermacht des Papſtes gänzlich zu vernichten. Dennoch ſtand er mit Innocenz bis an den Tod deſſelben fortwährend in gutem Vernehmen, und auch ſein Verhältniß zu deſſen Nachfolger, dem milden Honorius III., war anfänglich ein durchaus friedfertiges. Nach dem Tode Otto's trachtete er, um der Erreichung ſeines Zieles näher zu kommen, vor Allem danach, die Kaiſerkrone zu erlangen, die Erhebung ſeines jungen Sohnes Heinrich, den er mit Conſtanzia hatte nach Deutſchland kommen laſſen, zum römiſchen Könige zu bewirken, und ihm ſo die Nachfolge im deutſchen Reiche zu ſichern. Honorius drang dagegen jetzt in ihn, das ſchon bei ſeiner Krönung in Aachen gethane Gelübde eines Kreuzzuges zu erfüllen. Friedrich entſchuldigte ſich damit, daß er bisher nur durch Mangel an gutem Willen von Seiten der Fürſten von der Erfüllung ſeines Gelübdes zurückgehalten ſei, und forderte den Papſt auf, ſie durch Androhung des Bannes zu größerer Eile anzutreiben. Honorius that dies wirklich und bewilligte zugleich dem Könige wiederholt neue Friſten für die nothwendigen Vorbereitungen zur Eröffnung des Zuges. Wirklich ſetzte es Friedrich nun durch, daß im Jahre 1220 ſein Sohn Heinrich zum römiſchen Könige gewählt wurde; freilich mußte er den Prälaten, um auch ihre Zuſtimmung zu erhalten,

wichtige Zugeſtändniſſe machen; namentlich leiſtete er Verzicht auf die Hinterlaſſenſchaften der Geiſtlichen; in den Ländern geiſtlicher Fürſten ſollten keine Burgen angelegt werden, kein königlicher Beamter daſelbſt Gerichtsbarkeit ausüben, und wen der kirchliche Bann träfe, der ſollte, wenn er ſich nicht binnen ſechs Wochen davon befreite, auch in die Reichsacht verfallen. Um den üblen Eindruck zu beſeitigen, den dieſe Wahl in Rom machen mußte, ſchrieb er an den Papſt in Ausdrücken der größten Ergebenheit gegen die Kirche und wiederholte zugleich die ſchon früher gegebene Zuſicherung, daß die Krone Siciliens nie mit dem deutſchen Reiche vereinigt werden ſollte. Um die von ihm ſehnlich gewünſchte Eröffnung des Kreuzzuges nicht zu vereiteln, widerſprach Honorius der Wahl Heinrichs nicht, ſo unangenehm ſie ihm auch war, und Friedrich zog nun mit einem deutſchen Heere im September des Jahres 1220 über die Alpen, um die Kaiſerkrone zu empfangen, nachdem er zuvor den Erzbiſchof Engelbert von Köln zum Reichsverweſer in Deutſchland ernannt hatte. Obgleich der Papſt ſelbſt die lombardiſchen Städte aufforderte, dem Könige den Eid der Treue zu leiſten, zeigte ſich Mailand doch Friedrich ſo abgeneigt, daß er die Stadt vermied und auf die Krönung mit der lombardiſchen Krone für jetzt Verzicht leiſtete. Er eilte nach Rom, und dort empfing er am 22. November 1220 in der Peterskirche unter unglaublichem Jubel des Volkes mit ſeiner Gemahlin die Kaiſerkrönung. Zugleich nahm er nochmals das Kreuz, verſprach, im März des folgengenden Jahres einen Theil ſeines Heeres nach Paläſtina vorauszuſchicken und im Auguſt ſelbſt nachzufolgen. Wenige Tage nach der Kaiſerkrönung verließ er Rom und brach nach Neapel auf, um die inneren Angelegenheiten in ſeinen italieniſchen Erblanden feſt zu ordnen; denn nur von dort aus konnte er hoffen, daß ihm die Unterwerfung des ganzen Italiens gelingen werde. Er unterzog alle Verleihungen und Schenkungen, die während ſeiner Minderjährigkeit gemacht waren, einer ſtrengen Prüfung, zog Barone und Prälaten zur Rechenſchaft, ordnete Landtage an, regelte die Steuern, gab Geſetze zum Schutze des Handels und der Gewerbe, ſo wie zur Herſtellung der guten Sitten; den Papſt aber, der fortwährend wegen des Kreuzzuges in ihn drang, hielt er durch Verſprechungen hin und ſuchte ihn dadurch zu beſchwichtigen, daß er von Zeit zu Zeit die paläſtiniſchen Chriſten durch Flotten und Geldſendungen unterſtützte. Um ſeinen ſicilſchen Erblanden eine gleichmäßige Geſetzgebung zu verſchaffen, ließ er ein allgemeines Geſetzbuch für dieſelben von einer Commiſſion von Rechtsgelehrten ausarbeiten, die unter der Leitung ſeines Kanzlers Pietro delle Vigne (gewöhnlich Petrus de Vineis genannt) ſtand. Petrus de Vineis war einer der größten Staatsmänner und Rechtsgelehrten ſeiner Zeit. In Capua geboren, von geringer Herkunft, war es ihm durch die Unterſtützung reicher Gönner möglich geworden, in Bologna die Rechte

zu ſtudiren. Zufällig lernte ihn der Kaiſer kennen, und alsbald erkannte derſelbe mit ſcharfem Blicke die großen Eigenſchaften des Mannes. Er nahm ihn in ſeine Dienſte und ernannte ihn kurz nach einander zum Notar, Rath und Kanzler. In dem letzteren Amte genoß Petrus de Vineis das unbedingteſte Vertrauen des Kaiſers, der ihn zu allen wichtigen Geſandtſchaften brauchte und bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog; ja, Friedrich ordnete oft ſeine eigne Meinung der ſeines Kanzlers unter, den er auch als Ritter und Dichter, als erſte Zierde des Kaiſerhofes neben ſich ſtellte. Wie das unter der Leitung dieſes Mannes entworfene Geſetzbuch die rechtliche Ordnung im ſicilischen Reiche befeſtigen ſollte, ſo ſorgte Friedrich auch für die wiſſenſchaftlichen Intereſſen ſeines Landes, indem er nicht nur die mediciniſche Schule zu Salerno wieder zu heben ſuchte, ſondern auch im Jahre 1224 die erſte vollſtändige Univerſität zu Neapel gründete. Inzwiſchen war die Kaiſerin Conſtantia geſtorben (1222), und dies gab dem Papſte, der immer den Kreuzzug im Auge behielt, Gelegenheit, eine Vermählung Friedrichs mit Jolantha, der Tochter Johanns von Brienne, des Titularkönigs von Jeruſalem, zu Stande zu bringen. Friedrich nahm gleich bei der Vermählung den Titel eines Königs von Jeruſalem an; aber dennoch verzögerte ſich die Eröffnung des Kreuzzuges abermals, da der Kaiſer noch ſeine ganze Kraft gegen die lombardiſchen Städte in Italien gebrauchte. Er ſchrieb einen großen Reichstag nach Cremona aus, theils um den Kreuzzug zu beſchleunigen, theils um ſeine Macht in der Lombardei zu befeſtigen. Die Mailänder aber achteten gar nicht darauf, ſondern erneuerten vielmehr im Jahre 1226 den alten lombardiſchen Bund. Gleichzeitig beſetzten ſie die Gebirgspäſſe an der Etſch und machten es dadurch dem Könige Heinrich, der mit einem nicht unbedeutenden Heere von Deutſchland kam, unmöglich, ſich mit dem Kaiſer zu vereinigen. Friedrich war entrüſtet darüber. Er ſprach über die Ungehorſamen die Acht aus, und ſchon rüſtete er ſich, dieſelbe zu vollziehen, als der Papſt Honorius, von beiden Parteien zum Schiedsrichter aufgefordert, entſchied: der Kaiſer ſolle den verbündeten Lombarden verzeihen, und dieſe ſollten vierhundert Reiter zum Kreuzzuge ſchicken, zu deſſen Ausführung Honorius abermals auf's dringendſte mahnte. Ehe jedoch irgend etwas geſchah, ſtarb der Papſt am 18. März 1227, und an ſeiner Stelle wurde ſofort einſtimmig der Cardinal Hugolinus (ein geborener Graf von Signia und ein Brudersſohn Innocenz des Dritten) zum Papſte gewählt, ein Greis von bereits ſiebenundſiebenzig Jahren, aber voll geiſtiger Kraft und feſt entſchloſſen, die päpſtliche Macht unter allen Umſtänden zur Geltung zu bringen. Ja, ſeine Feſtigkeit artete ſogar oft in Starrſinn und Härte aus, und er hielt es ſtets für Pflicht, das, was er als gut erkannt hatte, ohne alle Rückſicht auf Hinderniſſe, auf gute oder böſe Folgen durchzuſetzen. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht ausbleiben, daß Gregor IX.—

so nannte sich der neue Papst — mit dem Kaiser bald in heftigen Kampf gerieth. Gleich nachdem er den päpstlichen Stuhl in Besitz genommen hatte, erließ er Schreiben in alle christliche Länder, worin er den Kreuzzug als heilige Pflicht den Fürsten an's Herz legte; besonders dringend war seine Mahnung an Friedrich, dem er zugleich noch ein Privatschreiben übersandte, worin er ihn wegen seines leichtfertigen, genußliebenden Lebens tadelte und ihn daran erinnerte, je herrlichere Anlagen und Kenntnisse ihm von Gott verliehen seien, je größer seine Macht und der Glanz seiner äußeren Stellung sei, um so mehr sei es seine Pflicht, alles dies auf eine Gott wohlgefällige Weise anzuwenden und sich zu hüten, daß er den Geist und die Liebe, welche er mit den Engeln gemein habe, nicht zu dem wende, was den Menschen mit den Thieren und Pflanzen gemein ist, zu der Sinnlichkeit und der Nahrung; wie könne er sonst Andern den Weg des Heiles zeigen? Ein solche Sprache konnte dem Kaiser schwerlich angenehm sein; dennoch aber wollte er jetzt mit dem Papste keinen Streit beginnen, sondern betrieb ernstlich den Beginn des Kreuzzuges. Ein bedeutendes Heer sammelte sich im Sommer 1227 in Italien; der Kaiser sorgte selbst nach Kräften für Pferde, Lebensmittel und Obdach, und die Einschiffung begann. Selbst als verheerende Krankheiten ausbrachen und den Landgrafen Ludwig von Thüringen, mehrere Bischöfe und viele von den Pilgern dahin rafften, ließ er sich nicht abhalten, sich selbst einzuschiffen, und erst, als auch er auf dem Schiffe erkrankte, kehrte er nothgedrungen an das Land zurück, und die versammelten Pilger zerstreuten sich entmuthigt nach allen Seiten.

Es ist bereits (S. 248) erwähnt worden, wie Gregor, die Krankheit des Kaisers nur für Verstellung erklärend, ihn in den Bann that, Friedrich aber den Kreuzzug nun dennoch unternahm und ruhmgekrönt aus Palästina zurückkehrte, nachdem er sich am heiligen Grabe selbst die Krone als König von Jerusalem aufgesetzt hatte

Seine Anwesenheit in Italien war allerdings dringend nöthig. Um den Kirchenstaat gegen die Angriffe des Herzogs Rainald von Spoleto sicher zu stellen, den der Kaiser als Statthalter in Italien zurückgelassen hatte, verband sich der Papst gleich nach dem Beginn des Kreuzzuges wieder mit den Lombarden, suchte die deutschen Fürsten zum Abfall vom Kaiser zu bewegen, über dessen Leben im Orient, seinen Umgang mit den Saracenen und mit muhammedanischen Sängerinnen und Tänzerinnen er die ärgerlichsten Beschuldigungen verbreitete, und rief die Könige von Spanien, England und Frankreich dringend zu Hülfe; zugleich forderte er unter großen Versprechungen zum Kriege gegen Neapel auf und ließ die angeworbenen Söldner als Streiter für den heiligen Stuhl mit dem Schlüssel Petri bezeichnen. Zwei Heere brachte er zusammen, das eine gegen Rainald, der in den Kirchenstaat eingefallen war, das andere gegen

Apulien; das letztere unterwarf sich alles Land bis an den Volturno; ja, es drang bis Benevent vor und bedrohte Capua, während das erstere den Herzog von Spoleto siegreich aus dem Kirchenstaate hinausdrängte.

Da erschien Friedrich, und alsbald gewann die Lage der Dinge eine andere Gestalt. Ein großer Theil der päpstlichen Schlüsselsoldaten lief gleich bei der Nachricht von seiner Landung, von Schrecken ergriffen, davon; die andern wurden leicht zurückgedrängt, und in wenigen Wochen war Friedrich wieder in vollem Besitze seines Reiches. Siegreich stand er an der Gränze des Kirchenstaates; aber er kannte den Geist seiner Zeit zu gut, um die Sache auf's Aeußerste zu treiben, und ließ deshalb dem Papste Friedensanträge machen. Dieser erkannte sehr wohl, daß er mit den Waffen jetzt nichts ausrichten könne, und so kam nach langen Verhandlungen im Jahre 1230 der Friede zu San Germano zu Stande; der Kaiser wurde mit seinen Anhängern in Gegenwart der Fürsten und einer großen Volksmenge vom Banne freigesprochen.

In diesem Frieden ertheilte der Kaiser Allen, die gegen ihn gekämpft hatten, Verzeihung, erließ ihnen Acht und Strafe und versprach, den Kirchenstaat nicht anzugreifen. Zugleich leistete er auf jede Einmischung in die geistlichen Wahlen Verzicht und versprach, Geistliche weder vor ein weltliches Gericht zu ziehen, noch sie mit außerordentlichen Steuern zu belegen. Einer freundlichen Einladung Gregors folgend, hatte Friedrich darauf mit demselben noch eine persönliche Zusammenkunft zu Anagni, bei der nur der edle Hermann von Salza, der Großmeister der deutschen Ritter, zugegen sein durfte, welcher das Vertrauen und die Achtung Beider besaß, und völlig befriedigt schieden sie von einander; aber dessenungeachtet konnte der Friede nicht von langer Dauer sein, da Beide ihren Grundsätzen treu blieben.

Die Ruhe, welche der Friede dem Kaiser verschaffte, benutzte er zur Vollendung der Gesetzgebung für seine sicilischen Erbländer, und bereits im Jahre 1231 wurde das von Peter de Vineis geordnete Gesetzbuch bestätigt und in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache öffentlich bekannt gemacht. Merkwürdig ist darin besonders die Ausbildung der ständischen Verfassung, indem zu den Reichstagen, welche bisher bloß aus den Prälaten und Baronen bestanden hatten, jetzt auch Abgeordnete der Städte hinzugezogen wurden, so daß das ganze Volk auf denselben vertreten war. Für Handel, Polizei und Medicinalwesen wurden zweckmäßige Anordnungen getroffen; die Willkür und Unabhängigkeit der Barone und Geistlichen wurde eingeschränkt, auch den Untervasallen die Befugniß ertheilt, sich auf die Reichsgerichte zu berufen, allen Behörden ihr strengbestimmter Wirkungskreis angewiesen, die Verschiedenheit der Volksrechte, die bis dahin bestanden hatte, abgeschafft. Eben so thätig war Friedrich für die Förderung der Kunst und Wissenschaft,

und ſein Hof zu Palermo bot eine überreiche Fülle äußerer und geiſtiger Genüſſe dar, welche das Morgenland wie das Abendland in gleicher Weiſe ſpendeten. Der Sultan von Aegypten ſchenkte ihm einſt ein prächtiges Zelt, in welchem durch künſtliche Vorrichtungen Sonne und Mond auf- und untergingen und durch ihre Bewegung die Stunden anzeigten. Die Geſandten, welche es überbrachten, ſpeiſten mit vielen Biſchöfen und edlen Deutſchen an der Tafel des Kaiſers; eine Schaar Mohren zog in prächtiger Kleidung vorüber und blies auf ſilbernen Trompeten, Poſaunen und andern Inſtrumenten; junge Männer unterredeten ſich mit den orientaliſchen Geſandten fertig in ihrer Mutterſprache, und auch der Kaiſer nahm an dem Geſpräche Theil; ſaraceniſche Tänzer und Tänzerinnen traten auf, und beſondere Bewunderung erregten zwei ſchöne Mädchen, die, zu fröhlichem Geſange die Handpauken ſchlagend, in einem plattgetäfelten Zimmer einen Tanz auf Kugeln ausführten. Auch Taſchenſpieler, Springer, Sänger und Spaßmacher aller Art fehlten an dem Hofe des Kaiſers nicht, und er duldete von ihnen manchen derben Scherz; aber er verſammelte auch um ſich Gelehrte, Künſtler und Dichter, und die Werke derſelben wurden unter ſeinem Vorſitze dargeſtellt, vorgeleſen und geprüft, und der Sieger mit Kränzen belohnt. Der Kaiſer ſelbſt war, wie ſchon erwähnt iſt, Dichter; er erfand mehrere künſtlich verſchlungene Versmaße und ſang vielleicht auch ſeine Lieder ſelbſt. Ebenſo ließen auch ſeine Söhne Lieder erklingen, und ſein Kanzler Petrus de Vineis dichtete das älteſte Sonett, das wir in italieniſcher Sprache beſitzen. Wie eifrig ſich Friedrich mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigte, iſt bereits erwähnt worden. Er ließ zahlreiche naturwiſſenſchaftliche Verſuche anſtellen. Um den Meeresgrund zu erforſchen, veranlaßte er einen kühnen ſiciliſchen Taucher Namens Nicola, der ſo gern ſich im Waſſer aufhielt, daß man ihn den Fiſch nannte, ſich in die Tiefe zu ſtürzen. Vom Leuchtthurm zu Meſſina warf er einen ſilbernen Becher hinab, und Nicola holte ihn glücklich vom Grunde des Meeres wieder. Aber die ſchroffen Felsſpitzen, Korallenriffe, Strudel und Meerungeheuer hatten ihn ſo erſchreckt, daß er keinen zweiten Verſuch wagen wollte. Doch die Verheißung einer noch größeren Belohnung überwog endlich ſeine Furcht; er ſtürzte ſich in die Fluth; aber er kam nicht wieder zum Vorſchein. Dieſer Vorfall hat Schiller den Stoff zu ſeiner Ballade: „Der Taucher" geliefert.

Während Friedrich ſo Zeit und Kraft Neapel und Sicilien zuwandte, herrſchte Zwietracht und Hader in der Lombardei. Eine Stadt befehdete die andre; ja, ſelbſt im Innern der einzelnen Städte wüthete blutiger Kampf unter den feindlichen Parteien. Mit Schmerz ſah dies der Kaiſer, und es erſchien ihm als heilige Pflicht, auch in dieſem Theile ſeines Reiches Ruhe und Ordnung herzuſtellen. Er berief deshalb auf den November

1231 eine Versammlung nach Ravenna, auf der sowohl die Abgeordneten aller Städte, als auch König Heinrich und die deutschen Fürsten erscheinen sollten. Die Lombarden aber meinten, dem Kaiser sei nicht zu trauen, erneuten ihren Städtebund und erschienen nicht zu Ravenna; ja, sie sammelten sogar ein Heer und besetzten die Alpenpässe, so daß Heinrich wieder umkehren mußte und nur wenige Deutsche sich verkleidet zu dem Kaiser durchschleichen konnten. Friedrich war entrüstet darüber, und da er durch Vorstellungen nichts ausrichten konnte, sprach er im Januar 1232 die Acht über die ungehorsamen Städte aus. Indessen vermochte er doch für jetzt ihr Widerstreben noch nicht zu bestrafen, da ihn ein Aufstand nach Sicilien rief. Gleichzeitig erneuerte sich die Widersetzlichkeit der Römer gegen den Papst auf eine für diesen höchst bedenkliche Weise; sie zwangen ihn sogar, nach Perugia zu fliehen, und versuchten, einen Bund der Städte von Mittelitalien zu Stande zu bringen. Auch den Kaiser suchten sie für sich zu gewinnen; aber dieser erkannte sehr wohl, daß eine Verbindung mit ihnen ihm nur gefährlich werden konnte, daß er dagegen der Vermittlung des Papstes überall dringend bedürfe. Er kam daher selbst zu dem Papste nach Rieti, sicherte ihm allen Beistand gegen die Abtrünnigen zu und übertrug ihm die Vermittlung der lombardischen Angelegenheiten, indem er ihm versprach, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen, und zugleich darauf hinwies, daß er ihn viel wirksamer würde unterstützen können, wenn die Lombarden nicht mehr das Herbeiziehen deutscher Heere hinderten. Wirklich ermahnte nun Gregor die Lombarden, seine Vermittlung anzunehmen, mit dem Kaiser Frieden zu halten und die aus Deutschland kommenden Heere weder auf dem Hin- noch auf dem Rückwege zu hindern, und zugleich zog der Kaiser mit einem Heere dem Papste aus Apulien zu Hülfe, mußte jedoch bald wieder dorthin zurückkehren. Nach wiederholten dringenden Aufforderungen von Seiten des Papstes erklärten endlich die Lombarden, daß sie seine Vermittlung auf die verlangte Weise annähmen; aber schon hatten sie treulos im Geheimen Unterhandlungen mit dem Könige Heinrich angeknüpft, der im Begriff war, sich gegen seinen Vater zu empören, und wenige Wochen später schlossen sie mit ihm einen förmlichen Vertrag, worin sie sich verpflichteten, ihn anzuerkennen.

Friedrich hatte seinen Sohn als Knaben in Deutschland zurückgelassen, und Niemand dachte daran, denselben unter eine ordentliche Zucht zu bringen, deren er bedurft hätte. Jagd und Falkenzucht wurden bald seine Lieblingsbeschäftigungen, und Jäger, Falkner, Sänger, Sängerinnen und Gaukler wurden bald seine liebste Gesellschaft, und diese und andere schlechte Rathgeber hatten ihn ganz in ihrer Gewalt. Besonders traten diese Uebelstände hervor, seit er mündig geworden war und selbst die Verwaltung des Reiches übernahm. Vergebens waren die

Warnungen und Ermahnungen seines Vaters. Unwillig nahm er sie auf, und bereitwillig gab er denen Gehör, die ihm vorspiegelten, er müsse sich zum unabhängigen Herrscher von Deutschland machen, da das Land durch die Abwesenheit des Kaisers leide, und da ohnedies Friedrich nach dem Ausspruche des Papstes nicht beide Reiche, das deutsche und das sicilische, unter seiner Herrschaft vereinigen dürfe. Man rieth ihm, sich zuvörderst in Deutschland beliebt zu machen; er suchte deshalb Fürsten, Prälaten und Städte durch Verleihung ausgedehnterer Freiheiten für sich zu gewinnen, und da ihm dies wenig gelang, schloß er einen Bund mit den Lombarden. Gewiß hatte man das gespannte Verhältniß des Kaisers zum Papste mit benutzt, um Heinrich zur Empörung aufzumuntern; Gregor selbst aber hat sicher nichts dazu beigetragen; vielmehr erließ er sofort an alle Fürsten und Prälaten Deutschlands ein Schreiben, worin er sie beschwor, zu bedenken, wie schändlich es sei, wenn ein Sohn sich gegen den Vater auflehne; sie seien durch ihre tadelnswerthe Nachsicht Schuld daran, daß der König Heinrich, uneingedenk göttlichen Rechtes und alle menschliche Anhänglichkeit vergessend, zu einer so verabscheuenswürdigen und verdammlichen Verkehrtheit gekommen sei; sie sollten ihn daher in seinem schändlichen Vorhaben weder mit Rath noch That unterstützen, sondern ihn ohne Verzug auf den rechten Weg zurückzubringen suchen. Ja, er drohte Jedem mit dem Banne, der ihm nicht gehorchen würde.

Unterstützt von mehreren niederen Vasallen und einigen rheinischen Städten, erhob Heinrich wirklich den Aufstand; die größeren Vasallen aber und die meisten Städte blieben dem Kaiser treu. Ohne Heer, allein im Vertrauen auf sein Recht und die Treue der Deutschen, eilte dieser nach Deutschland. Von dem Herzoge Otto von Baiern, mit dessen Tochter Elisabeth er seinen jüngeren Sohn Konrad verlobte, wurde er mit der größten Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen. Alle fielen ihm zu, und in Regensburg, wohin er sich nun begab, erklärten siebenzig Fürsten und Prälaten Heinrich für schuldig, entsetzten ihn der königlichen Würde und führten dem Kaiser ein so starkes Heer zu, daß er gleichzeitig zehn Burgen Heinrichs belagern konnte. Von Allen verlassen, sah sich der aufrührerische Sohn gezwungen, sich zu unterwerfen, und der Hochmeister Hermann von Salza bewog ihn, persönlich die Gnade des Kaisers anzuflehen. Der schwer gekränkte Vater war zur Versöhnung bereit. Heinrich sollte nur alle Burgen übergeben und eidlich allen strafbaren Unternehmungen entsagen. Auf einem Reichstage zu Worms wurde er unter diesen billigen Bedingungen zu Gnaden angenommen. Aber Heinrich war schon zu weit gegangen, um noch auf den rechten Weg zurückkehren zu können. Er zögerte mit der Uebergabe der Feste Trifels, in welcher seit Friedrichs I. Zeit die kaiserlichen Schätze aufbewahrt wurden;

er sann auf neue Empörung, und man beschuldigte ihn sogar, er habe den Kaiser vergiften wollen. Da ließ ihn Friedrich verhaften und übergab ihn der Aufsicht des Herzogs Otto von Baiern. Zuerst im Schlosse Heidelberg, dann zu Altenheim in Graubündten in strenger Haft gehalten, wurde er später mit seiner Gemahlin und seinen zwei Söhnen nach dem festen Schlosse S. Feliee in Apulien gebracht. Von da führte man ihn nach Neocastro in Calabrien und endlich nach Martorano, wo er am 12. Februar 1242 starb. Sein Leichnam wurde in Cosenza bestattet; Friedrich aber betrauerte tief und aufrichtig den Sohn, der sich so schwer an ihm vergangen hatte. „Der väterliche Schmerz über den Tod meines erstgebornen Sohnes Heinrich", schrieb er an die Prälaten, Barone und Städte des sicilischen Reiches, „überwiegt das Urtheil des strengen Richters und treibt eine Thränenfluth aus dem Innersten hervor, welche das Andenken erlittener Beleidigungen und der Ernst der Gerechtigkeit bisher zurückhielt." — „Ich gestehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber mich tief bewegte, und ich bin weder der Erste noch der Letzte, der von ungehorsamen Söhnen Schaden erduldete und doch an ihrem Grabe weinte." Er befahl, daß in seinem ganzen Reiche für Heinrich Todtenmessen gelesen und alle heiligen Trauergebräuche beobachtet werden sollten, und sprach die Erwartung aus, daß seine getreuen Unterthanen ihm ihre herzliche Theilnahme an seinem Schmerze nicht versagen würden.

Gleich nach der Unterwerfung Heinrichs schritt Friedrich zu einem fröhlicheren Geschäft. Bereits vor dem Beginne des Kreuzzuges war seine Gemahlin Jolantha gestorben, und er sann darauf, sich auf's Neue zu vermählen. Die Empfehlung des Papstes richtete seine Blicke auf Isabella, die schöne und geistreiche einundzwanzigjährige Schwester des Königs Heinrich III. von England, und er ließ durch Peter de Vineis und andere angesehene Personen um ihre Hand werben. Ohne Zögern kam der Heirathsvertrag zu Stande, und Friedrich ließ durch den Erzbischof von Köln und den Herzog von Brabant mit zahlreicher Begleitung seine Braut abholen. Ueberall wurde sie in Deutschland festlich empfangen, besonders in Köln, wo ihr an zehntausend Bürger und Jünglinge in Festkleidern und mit Blumen geschmückt entgegen kamen, und am 20. Juli 1235 wurde zu Worms die Vermählung vollzogen. Vier Tage lang dauerten die Festlichkeiten, bei welchen die größte Pracht aufgeboten wurde, und vier Könige, eilf Herzoge, dreißig Markgrafen und Grafen und eben so viele Erzbischöfe und Bischöfe verherrlichten dieselben durch ihre Gegenwart.

Bald nach der Vermählung hielt der Kaiser einen Reichstag zu Mainz mit seltenem Glanze. Siebenzig Fürsten und Prälaten, zwölftausend Edle und eine zahllose Volksmenge erschienen auf demselben.

Heinrich wurde hier nochmals seiner Würden, deren er sich unwerth gemacht, für entsetzt erklärt. Auch der Streit mit den Welfen wurde beigelegt. Otto von Lüneburg, der Enkel Heinrichs des Löwen, übergab dem Kaiser auf dem Reichstage zu Mainz Braunschweig, Lüneburg, so wie sein gesammtes Eigenthum, und empfing es sofort aus dessen Händen als Herzogthum und Reichslehen zurück, mit dem Rechte, es in männlicher und weiblicher Linie zu vererben; dagegen entsagte Otto nochmals allen Ansprüchen auf das Herzogthum Sachsen. Auf demselben Reichstage wurden mehrere schon früher erlassene Gesetze zu Gunsten der Fürsten und Prälaten bestätigt, eben so andere, die darauf berechnet waren, die Freiheiten der Städte zu beschränken, weil er befürchtete, dieselben könnten sich in Deutschland in einer für ihn eben so gefährlichen Gestalt entwickeln, wie in der Lombardei; namentlich sollten alle von den Bischöfen nicht gebilligten Zünfte und Genossenschaften aufgehoben, alle früher zum Schaden des Reiches gewährten Freiheiten und Gerechtsame abgeschafft werden. Zur Verhütung von Empörungen wurde endlich der Landfriede auf's Neue beschworen; sodann wurde zum Schlusse des Reichstages ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten, und nach demselben gab der Kaiser unter freiem Himmel ein großes Fest, bei dem er selbst im kaiserlichen Schmucke mit der Krone auf dem Haupte erschien.

Noch lag ihm in Deutschland ein unangenehmes Geschäft ob. Der Herzog von Oesterreich, von jeher Friedrichs Feind, war nicht nur der Theilnahme an der Empörung Heinrichs, sondern auch der Bedrückung seiner Städte und der Störung seiner Nachbaren angeklagt. Da er auf wiederholte Berufungen nicht erschien, sah sich Friedrich genöthigt, ihn in die Reichsacht zu erklären, und mit der Vollziehung derselben beauftragte er den König von Böhmen und den Herzog von Baiern.

Nachdem so alle Verhältnisse in Deutschland geordnet waren, sammelte Friedrich zu Augsburg ein Heer, um auch bei den noch immer widerspenstigen Lombarden sein Ansehen mit aller Macht zur Geltung zu bringen. Freilich zählte dies Heer nur funfzehnhundert Ritter, und schwerlich wäre Friedrich im Stande gewesen, mit demselben allein den Kampf gegen die Lombarden zu bestehen; aber er bekam einen treuen Beistand an dem mächtigen Ezzelino da Romano, dem Podesta von Verona, welcher das Haupt der Ghibellinen in Italien war. Ezzelino stammte aus einem ursprünglich deutschen Rittergeschlechte, dem der Kaiser Konrad II. zum Lohn für seine Treue die Burgen Onara und Romano geschenkt hatte, und das schnell zu großem Ansehen und Reichthum gelangt war, so daß schon Ezzelins Vater, Ezzelin III., in dem Kampfe gegen Friedrich I. von dem lombardischen Bunde zum Feldhauptmann erwählt wurde. Dabei lag Ezzelin in beständiger Fehde mit dem Hause Este, bis er, des weltlichen Treibens überdrüssig, in ein Kloster ging

und Mönch wurde; seine Besitzungen aber theilte er unter seine Söhne Ezzelino und Alberich. Jenen zeichnete Verstand, Muth, stolzer Sinn und unermüdete Thätigkeit aus; aber später verdunkelte er diese großen Eigenschaften durch Laster und Leidenschaften aller Art, namentlich durch die unmenschlichste Grausamkeit, so daß man ihn den Tyrannen nannte. Schon in frühester Jugend hatte er sich in den Fehden seiner Familie mit dem Hause Este und anderen Familien ausgezeichnet, und während der Markgraf Azzo von Este, Podesta von Vicenza, welcher welfischen Stammes war, es entschieden mit dem Papste hielt, schloß er selbst sich eben so entschieden an den Kaiser an. Als Friedrich im Jahre 1236 nach Italien kam, zog ihm Ezzelino mit seinem Bruder Alberich nach Trident entgegen und nahm ihn mit den größten Ehrenbezeugungen in Verona auf, wo auch die Adelsfamilie der Montecchi an der Spitze der ghibellinischen Partei stand. Große Schaaren aus den ghibellinisch gesinnten Städten Parma, Cremona, Reggio und Modena verbanden sich hier mit dem Kaiser, der ungehindert nach Cremona vorrückte, während Azzo von Este mit Schaaren aus Padua, Vicenza und Camino gegen Verona aufbrach. Mit Blitzesschnelle zog Friedrich gegen ihn, zerstreute das feindliche Heer, erstürmte Vicenza, wo er Alberich zum Podesta einsetzte, und bedrängte bereits Treviso, als ihn neue Unruhen in Deutschland mitten im Winter 1236 unerwartet von seiner Siegeslaufbahn abriefen.

Der geächtete Herzog Friedrich von Oesterreich hatte nämlich das gegen ihn ausgesandte Reichsheer geschlagen und drohte über die Gränzen seines Landes vorzudringen. Auf die Kunde davon eilte Friedrich über die Alpen, und von den deutschen Fürsten kräftig unterstützt, unterwarf er sich in kurzer Zeit ganz Oesterreich; selbst die Stadt Wien öffnete ihm die Thore, wofür er sie zur freien Reichsstadt erhob. Nach solchen glänzenden Erfolgen gewann Friedrich leicht die Stimmen aller in Wien anwesenden Fürsten für die Wahl seines Sohnes Konrad zum Könige, und diese Wahl wurde im Jahre 1237 auf dem Reichstage zu Speier feierlich bestätigt.

Nun kehrte Friedrich nach Italien zurück, wo Ezzelino inzwischen Padua und Treviso unterworfen hatte. Von allen Seiten strömten ihm die Ghibellinen zu, so daß sein Heer außerordentlich wuchs; auch vereinigten sich mit demselben zehntausend Sarazenen, die aus Sicilien herbeigezogen. Er drang rasch vor, eroberte mehrere feste Schlösser, und auch Mantua mußte sich ihm ergeben. Die Lombarden, die Mailänder an der Spitze, suchten einen entscheidenden Kampf zu vermeiden, und bis spät in den November standen sie dem Kaiser in einem festen Lager am Oglio gegenüber. Da verbreitete sich die Nachricht, das kaiserliche Heer ziehe theils nach Deutschland, theils zur Ueberwinterung nach Cremona. Die Lombarden meinten nun, der Kaiser werde nicht mehr angreifen,

und verließen ebenfalls ihr Lager, um nach Hause zurückzukehren. Aber Friedrich folgte ihnen, holte sie ein und brachte ihnen bei Cortenuova am Oglio eine furchtbare Niederlage bei, so daß nur Wenige entrannen; auch der Carroccio, der mit Eisen beschlagene Wagen, auf dem sich das heilige Panier Mailands, ein beweglicher Mast mit einem goldenen Kreuze und dem Bildnisse des heiligen Ambrosius, befand, fiel, wenn auch zertrümmert von den verzweifelnden Mailändern, die ihn nicht länger zu vertheidigen vermochten, in die Hände des Siegers. Tausende von den Lombarden waren in der Schlacht gefallen, Tausende geriethen in Gefangenschaft, und alle lombardischen Städte, außer Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia, unterwarfen sich jetzt und überließen sich der Gnade des Kaisers. Auch jene waren sogar bereit, sich unter der Bedingung der Verzeihung zu unterwerfen; Mailand selbst erklärte sich dazu willig, wenn er die Stadt unverletzt erhalte und ihr verzeihe, ihn nicht nur als Herrn anzuerkennen, sondern ihm auch alle Fahnen, alles Gold und Silber auszuliefern und zehntausend Mann zum Kreuzzuge zu stellen; aber Friedrich verlangte unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Da geriethen die Mailänder in Verzweiflung. Lieber wollten sie mit dem Schwerte in der Hand sterben, als ihre Stadt vernichtet und sich selbst dem Elende, dem Gefängnisse oder gar dem Tode durch Henkershand preisgegeben sehen, und so rüsteten sie sich zu neuem hartnäckigen Widerstande.

Dieser Schritt war entscheidend für Friedrichs fernere Geschicke. Er mußte sich entschließen, Brescia zu belagern, welches sich mit so großem Glücke vertheidigte, daß er sich nach drei Monaten genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Dadurch gewannen die Lombarden wieder an Muth, und auch der Papst trat jetzt offen auf ihre Seite. Schwerlich konnte demselben damit gedient sein, daß der Kaiser auch in Oberitalien seine Macht fester gründe; noch dazu aber dehnte Friedrich dieselbe in jener Zeit auch noch nach einer andern Seite hin aus. Sein durch Geistesgaben und Schönheit gleich ausgezeichneter, natürlicher junger Sohn Enzio, der schon als zwölfjähriger Knabe bei Cortenuova mitgekämpft hatte, vermählte sich jetzt, funfzehn Jahre alt, mit Adelasia, der Erbin von Sardinien, und wurde von Friedrich zum Könige von Sardinien erhoben. Darüber war der Papst um so mehr aufgebracht, weil der römische Stuhl selbst schon seit langer Zeit nicht ganz unbegründete Ansprüche auf den Besitz dieser Insel gemacht hatte. Er drohte dem Kaiser, er werde die härtesten Maßregeln gegen ihn ergreifen, wenn Friedrich nicht die Entscheidung der lombardischen Angelegenheiten seinem Schiedsspruche überlasse, und da dieser davon nichts wissen wollte, schloß Gregor einen Bund mit Venedig, Genua und den Lombarden, sprach am Palmsonntage 1239 zum zweiten Male über den Kaiser den Bann, übergab seinen Leib dem Teufel,

damit seine Seele errettet werde, sprach alle Unterthanen des Kaisers von ihrem Eide los, drohte allen Geistlichen, die in seiner Gegenwart Gottesdienst hielten oder mit ihm in Verbindung blieben, mit Absetzung und sprach über jeden Ort, wo er sich aufhielte, den Bann. Als Grund führte er an, daß Friedrich der Kirche mehrere ihrer Besitzungen entrissen und sich vielfache Bedrückungen gegen sie erlaubt habe, die Rettung des heiligen Landes hindere und die päpstliche Vermittelung im Streite mit den Lombarden verschmähe; auch sei er durch Worte und Handlungen, welche der ganzen Welt bekannt wären, dringend verdächtig, nicht recht vom katholischen Glauben zu denken, und der Papst behalte sich vor, darüber zu seiner Zeit gegen ihn zu verfahren.

Als der Kaiser, welcher sich zu Padua aufhielt, erfuhr, was geschehen war, erließ er ein Schreiben an die christlichen Fürsten und Cardinäle, worin er Gregor seines Amtes für unwürdig erklärte, ihn beschuldigte, daß er nur aus Eigennutz so gegen ihn verführe, und an ein allgemeines Concil appellirte. Nun trat auch Gregor mit seinen Beschuldigungen offener hervor. In einem heftigen Schreiben verglich er den Kaiser mit dem Thiere in der Offenbarung Johannis, das aus dem Meere aufsteige voll Namen der Lästerung, gleich einem Pardel, mit den Füßen eines Bären und dem Rachen eines Löwen; es öffne seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richte giftige Pfeile wider das Zelt des Himmels und die dort wohnenden Heiligen (vgl. Offb. C. 13). In den schwärzesten Farben schilderte er den Unglauben des Kaisers und sagte, dieser König der Pestilenz habe behauptet, die ganze Welt sei durch drei Betrüger, Moses, Muhammed und Christus, getäuscht worden, von denen zwei in Ehren gestorben wären, der dritte aber am Holz hangend; man dürfe nichts glauben, was nicht aus Gründen der Vernunft erkannt und aus Kräften der Natur erklärt werden könne; es sei eine Thorheit, zu glauben, Gott wäre von einer Jungfrau geboren worden. Gewiß dürfen wir nicht solche Beschuldigungen auf das bloße Zeugniß des leidenschaftlich gegen den Kaiser eingenommenen Papstes glauben, und wir müssen wohl mit einem alten Geschichtschreiber sagen: Ob seine Ankläger sündigten oder nicht, ist nur dem Allwissenden bekannt, dem nichts verborgen ist. Auffallend aber ist es allerdings, daß Friedrich auch bei den Muhammedanern im Orient den Eindruck zurückließ, daß er kein rechtgläubiger Christ sei, und wohl konnte er durch den unablässigen Kampf mit den Päpsten, durch den Gegensatz gegen das in der Kirche herrschende Verderben, durch den Widerspruch, in welchem Manches von der herrschenden Kirchenlehre mit seinem hellen Verstande war, dazu geführt werden, Alles in derselben zu verwerfen, weil ihm der Sinn fehlte, das Ursprüngliche in der Religion von den fremdartigen Beimischungen zu sondern, und der vertraute Umgang mit muhammedanischen Gelehrten konnte ihn

in ſolcher Richtung leicht beſtärken. Ein rechtgläubiger Chriſt im Sinne des Papſtes war er gewiß nicht; aber gleichwohl mußte es ihm leicht werden, jene Beſchuldigungen des Papſtes zu widerlegen. Er antwortete auf dieſelben in eben ſo heftigem Tone. Er nannte den Papſt einen auf dem Stuhle der verkehrten Lehre ſitzenden, mit dem Oele der Schelmerei geſalbten Phariſäer, der bloß dem Namen nach Papſt ſei; er verglich ihn mit dem Thiere, das Offb. Joh. 6, 4 genannt wird, bezeichnete ihn als den großen Drachen, der die Welt verführt habe, den Antichriſt, den zweiten Bileam. Ausführlich entwickelte er ſeine Rechtgläubigkeit und gab dem Papſte den Vorwurf der Ketzerei zurück.

Es entſtand zwiſchen Kaiſer und Papſt ein Kampf auf Leben und Tod. Auch weltliche Waffen bot der alte Gregor wider ſeinen Gegner auf. Er erpreßte überall Geld für den Krieg gegen Friedrich. Er forderte die deutſchen Fürſten auf, ſich einen neuen Kaiſer zu wählen; aber ſie antworteten ihm, es ſtehe ihm gar nicht zu, eine Kaiſerwahl anzuordnen. Er ſchrieb Ludwig dem Heiligen von Frankreich, er habe den Kaiſer wegen ſeiner allbekannten Verbrechen abgeſetzt und Ludwigs Bruder, den Grafen von Artois, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt; er bekam aber zur Antwort, nicht dem Papſte, ſondern nur einer allgemeinen Kirchenverſammlung könne es zuſtehen, einen ſo mächtigen Fürſten, dem keiner in der Chriſtenheit auch nur gleich ſtehe, abzuſetzen. Friedrich habe ſich dem Könige immer als ein guter Nachbar gezeigt und durch ſeine Kämpfe gegen die Ungläubigen mehr Chriſtenthum und Religion bewieſen, als der Papſt.

Der Kaiſer hinderte indeſſen die Bekanntmachung der päpſtlichen Bullen in ſeinen Staaten; er ſetzte es durch, daß der päpſtliche Bann nicht beachtet und auch zu Piſa in ſeiner Gegenwart Meſſe geleſen wurde; die Geiſtlichen und Mönche, welche keinen Gottesdienſt halten wollten, wurden aus ſeinen Staaten entfernt. Auch ſeine Waffen waren glücklich. Enzio eroberte die Mark Ancona; Friedrich ſelbſt drang in den Kirchenſtaat vor, bemächtigte ſich mehrerer Städte, und auch die Römer zeigten ſich geneigt, ſich ihm zu unterwerfen.

Jetzt griff Gregor wieder zu geiſtlichen Waffen. Friedrich ſelbſt hatte früher wiederholt eine allgemeine Kirchenverſammlung verlangt; eine ſolche rief der Papſt nun auf Oſtern 1241 nach Rom zuſammen und bot dem Kaiſer zur Beförderung derſelben einen Waffenſtillſtand an. Friedrich aber erkannte wohl, daß Gregor ſich dieſer Verſammlung nur als eines Werkzeuges gegen ihn bedienen wolle, und daß dieſelbe ihn nur in der Verfolgung ſeiner Pläne hindern werde. Er erklärte deshalb, er könne den Waffenſtillſtand nur unter der Bedingung annehmen, daß die dem Papſte verbündeten Lombarden davon ausgeſchloſſen blieben, und daß kein Concil verſammelt würde. Darauf ging Gregor nicht ein; aber das

Concil versammelte er doch, und eine genuesische Flotte sollte die zu demselben herbeikommenden Prälaten schützen und sie nach Rom führen. Friedrich eilte jedoch mit Enzio den schon auf dem Wege befindlichen Cardinälen nach, schlug die genuesische Flotte, und der größte Theil derselben mit allen darauf befindlichen Geistlichen fiel in seine Gewalt. Darauf drang er wieder siegreich in den Kirchenstaat vor; selbst die Verwandten des Papstes fielen in seine Hände, und Rom wurde auf allen Seiten eingeschlossen. Aber Gregor blieb ungebeugt und verlangte von dem Kaiser nach wie vor unbedingte Unterwerfung. Doch seine Körperkraft war der geistigen nicht gleich. Gegen seine Gewohnheit war er gezwungen, während der glühenden Sommerhitze in Rom zu bleiben, und bald erlag er den Einflüssen des Klima's mehr als dem Kummer über das Mißglücken seiner Pläne. Er starb am 21. August 1241, fast hundert Jahre alt.

Mit solcher Leidenschaftlichkeit war der Kampf zwischen Kaiser und Papst geführt worden, daß Beide darüber die ungeheure Gefahr gar nicht beachteten, von welcher gerade damals Deutschland, ja ganz Europa, durch die Mongolen bedroht wurde. — Die ursprüngliche Heimath der Mongolen war die traurige, einförmige, fast dreihundert Meilen lange und funfzig bis hundert Meilen breite Hochebene im Süden von Sibirien, ein wahres Meer von Sand und Steingeröll, ohne Baum und Strauch, ohne menschliche Wohnung, fast das ganze Jahr hindurch von scharfen Nordwinden durchweht und so trocken, daß man nicht einmal Schnee, noch weniger Regen daselbst kennt. Dort wohnte ein häßlicher, mißgestalteter Menschenschlag, mit breitgedrückter Nase, dicken Lippen, schräg liegenden kleinen Augen, stark hervortretenden Backenknochen, fast ohne Bartwuchs, mit übermäßig langem und starkem Oberleibe und kurzen, schmächtigen, krummen Beinen. Ein ächtes Reitervolk, lebten die Mongolen fast nur auf ihren mageren, aber schnellen Pferden; doch hatten sie auch Zelte von Filz, die sammt dem Hausgeräth bei ihren Wanderungen auf zweirädrige Karren gestellt wurden. Ihre Lieblingsnahrung war Pferdefleisch; doch verzehrten sie auch Katzen, Hunde, ja selbst Ratten, Mäuse und anderes Ungeziefer; Brot war ihnen dagegen ganz unbekannt. Unempfindlich gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst, überließen sie sich doch auch, wenn sich Gelegenheit dazu darbot, dem unmäßigsten Genusse. Große Uebung besaßen sie im Gebrauche ihrer Waffen, besonders des Bogens, und auch die Weiber standen den Männern an Geschicklichkeit darin nicht nach. Uebrigens befanden sich die Weiber, wie es sich bei einem so rohen Volke nicht anders erwarten läßt, in einer durchaus untergeordneten Stellung. Jeder Mann konnte so viele Weiber kaufen, wie er wollte, konnte sie verstoßen, wenn sie kinderlos blieben, und tödten, wenn sie ihm nicht treu waren. Es war Sitte, die Frau des gestorbenen Bruders zu heirathen; ja, der Sohn erbte alle Frauen seines

Vaters außer ſeiner eigenen Mutter eben ſo gut, wie die Heerden deſſelben. Nicht beſſer waren die religiöſen Begriffe der Mongolen. Sie glaubten eigentlich an gar nichts, obgleich ſie eine Ahnung von einem höchſten Gotte ſollen gehabt haben. Sie verehrten zwar Sonne, Mond und andere Naturgegenſtände und opferten ihren Schutz- und Hausgöttern; aber im Grunde war ihnen jede Religion gleichgültig, und ſie hinderten daher auch andre Völker nicht in der Uebung der ihrigen.

Unter dieſem Volke trat um das Jahr 1200 Dſchingis-Chan als Gründer eines gewaltigen Reiches auf. Er war der Sohn Yeſoukai's, eines mongoliſchen Hordenanführers, der nur über dreißig bis vierzig Familien gebot und den Chans der öſtlichen Tatarei zinsbar war, und hieß eigentlich Temudſchin. Er war noch nicht zwölf Jahre alt, als ſein Vater ſtarb, und alsbald ſuchten ſich viele der demſelben unterworfenen Stämme ſeiner Herrſchaft zu entziehen. Dem Kampfe mit ihnen nicht gewachſen, floh er zu Ung-Chan, dem Beherrſcher des tatariſchen Volkes der Karaiten, deſſen Hauptſtadt Karakorum ſüdlich vom Baikalſee lag. Ung-Chan gewann ihn bald ſo lieb, daß er ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab. Darüber brach ein Krieg gegen einen zurückgeſetzten Nebenbuhler aus, den aber Ung-Chan mit Temudſchins Hülfe glücklich beendigte Bald entſtand jedoch durch feindliche Einflüſterungen Zwietracht zwiſchen Beiden; die meiſten Hordenführer trennten ſich von Ung-Chan; derſelbe wurde von Temudſchin beſiegt und fand auf der Flucht ſeinen Tod; ſein Sohn floh nach Tübet und wurde daſelbſt ermordet. Bald dehnte ſich Temudſchins Herrſchaft über einen großen Theil der Mongolei aus, und im Jahre 1206 konnte er einen Reichstag halten, auf welchem Abgeordnete aller ihm unterworfenen Stämme erſchienen. Sie ſetzten ihm die Krone auf und riefen ihn zum Großchan aus; zugleich trat ein Schamane oder Prophet auf und verkündete, es ſei ihm eine göttliche Offenbarung zu Theil geworden, daß Temudſchin zum Herrn der Welt berufen ſei, und daß man ihn fortan Dſchingis-Chan, d. h. den größten Chan, nennen ſolle. Er veranſtaltete nun eine religiöſe und bürgerliche Geſetzgebung, aus der ein Geſetzbuch hervorging, welches noch jetzt unter dem Namen Yaſſa Dſchingis-Chany im Morgenlande bekannt iſt, und dann führte er ſeine durch jene Prophezeiung begeiſterten Truppen zu neuen Unternehmungen. Gezwungen oder freiwillig unterwarfen ſich ihm die meiſten Tatarenſtämme, und nun überſtieg er die große Mauer an der Nordweſtgränze von China, erſtürmte und zerſtörte nach dreijähriger Belagerung die Hauptſtadt Peking und vollendete damit die Eroberung des ganzen nördlichen China. Darauf wandte er ſich nach Weſten. Der Kalif von Bagdad rief ihn ſelbſt gegen den mächtigen Sultan Muhammed von Chowaresmien, der vom kaſpiſchen Meere bis nach Indien hin herrſchte Dſchingis-Chan folgte zwar dieſer Aufforderung nicht; aber

als ein Statthalter Muhammeds einige Geſandte Dſchingis-Chans, die er für Kundſchafter hielt, hinrichten ließ, da brach er mit ſeinen Horden in das Land ein (1218) und eroberte, plünderte und verbrannte die großen Städte Bochara, Samarkand, Chowaresm, Balkh u. a. Es iſt unglaublich, mit welcher Wuth der rohe Sieger überall hauſte. Bei der Eroberung von Chowaresm allein kamen hunderttauſend Menſchen um's Leben; in Samarkand verfuhr er beſonders gelinde, und doch wurden dreißigtauſend Menſchen erſchlagen, dreißigtauſend zu Sklaven gemacht. In Bochara wurde die große Bibliothek, welche die herrlichſten Schätze muhammedaniſcher Wiſſenſchaft und Dichtkunſt enthielt, völlig vernichtet, und aus den Bücherſälen machte man Ställe. Nichts blieb von allen jenen herrlichen Städten übrig; ja, der grauſame Sieger verbot ſogar ſeinem milder verfahrenden Sohne, je ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl wieder milde zu ſein. Mitleid ſei das Zeichen eines ſchwächlichen Gemüthes, und Strenge allein erhalte die Menſchen bei ihrer Pflicht. Von einem Orte zum andern gedrängt, floh der Sultan Muhammed endlich nach einer wüſten Inſel im kaſpiſchen Meere, wo er vor Kummer ſtarb; ſein Sohn aber wurde trotz des tapferſten Widerſtandes bis über den Indus zurückgetrieben. Schon ſiebenzig Jahre alt, wollte der furchtbare Eroberer noch einen Zug gegen den noch nicht unterworfenen Theil von China unternehmen, da wurde er im Jahre 1227 vom Tode ereilt. Als er ſich ſeinem Ende nahe fühlte, verſammelte er ſeine vier Söhne, empfahl ihnen, einträchtig unter einander zu ſein, theilte das Reich unter ſie und ernannte ſeinen älteſten Sohn Oktai zu ihrem Haupte. Auf einem Gipfel der Gebirgskette Burkhan Kaldu, den er ſelbſt dazu ausgewählt hatte, unter einem weitſchattenden Baume, wurde ſein Leichnam beſtattet. Blutig war ſeine Laufbahn geweſen; fünf bis ſechs Millionen Menſchen fanden in ſeinen Eroberungskriegen ihren Tod; blühende Städte und eine Menge herrlicher Denkmäler der Kunſt wurden durch ihn von der Erde vertilgt.

Seine Söhne ſetzten die Eroberungszüge fort. Einer derſelben, Tſchutſchi, hatte ſchon früher die Länder im Norden des ſchwarzen Meeres unterworfen und zwei ruſſiſche Fürſten gefangen genommen. Deſſen Sohn Batu eroberte nach neuen Siegen Moskau und Kiew und vollendete die Unterwerfung des Landes, und verſtärkt durch die unterworfenen Völker, überſchwemmte nun das zahlloſe mongoliſche Heer, von dem man ſagte, es bedecke zwanzig Tagereiſen in der Länge und funfzehn in der Breite, Alles verwüſtend, die Ebenen Polens. Aller Widerſtand war vergeblich. Eine Horde drang über die Oder vor, verbrannte Breslau und wandte ſich dann nach Liegnitz, wo Herzog Heinrich der Fromme von Niederſchleſien ſich den Barbaren muthig entgegenſtellte. Am 9. April 1241 kam es auf der Ebene von Wahlſtatt zu einer Schlacht. Das kleine

Christenheer focht mit heldenmüthiger Tapferkeit; aber dennoch mußte es endlich der Uebermacht erliegen, und Herzog Heinrich selbst fand in der Schlacht seinen Tod. Die Mongolen steckten sein abgeschlagenes Haupt auf eine Lanze und forderten die Burg von Liegnitz zur Uebergabe auf; aber Heinrichs heldenmüthige Gattin, die Herzogin Anna, die sich mit ihren vier Kindern dort befand, erklärte, noch seien vier fürstliche Kinder am Leben, und die Besatzung sei bereit, Gut und Blut für dieselben aufzuopfern. Obgleich die Mongolen gesiegt hatten, war doch ihr Verlust so bedeutend gewesen, daß sie sich entschlossen, Schlesien zu räumen, und Deutschland war aus der furchtbarsten Gefahr gerettet, von der es vielleicht je bedroht gewesen ist. Desto schrecklicher hausten sie in Ungarn; Mord, Plünderung und Brand bezeichnete ihren Weg; die Männer wurden, oft unter den ausgesuchtesten Martern, getödtet, von den Frauen und Jungfrauen die schönen durch die mongolischen Weiber ermordet, die häßlichen verstümmelt und zu Sklaven gemacht, die Kinder von den mongolischen Knaben erschlagen, und erst als eine schreckliche Hungersnoth ausbrach und fast das ganze blühende Land in die furchtbarste Einöde verwandelt war, zogen die Mongolen, durch Oktai's Tod veranlaßt, nach Asien zurück. Hier, in der Heimath, aber dehnte sich ihre Herrschaft immer weiter aus. Dschingis-Chans Enkel Hulagu eroberte im Jahre 1258 Bagdad und machte dem Kalifat ein Ende. Sieben Tage lang wurde die Stadt ausgeplündert, und dann wurden Wälle, Thürme und Thore dem Erdboden gleich gemacht; auch die herrlichen Werke arabischer Dichtkunst und Wissenschaft, welche seit einem halben Jahrtausend hier aufgesammelt waren, wurden ein Raub der Flammen. Darauf drangen die Mongolenhorden nach Westen vor, unterwarfen die Sultane von Aleppo, Emesa, Damaskus und ganz Syrien, und eben so wurden im Osten Tübet und das südliche China unterjocht. Doch schon nach kurzer Zeit zerfiel das ungeheure Reich, und es entstanden aus demselben die vier noch immer mächtigen Reiche von China, Iran, Dschagatai oder der Bucharei, und Kaptschak, welches die Länder nördlich vom kaspischen Meere zwischen dem Jaik und der Wolga umfaßte.

Wir kehren jetzt zu Friedrich II. zurück. Gleich nach dem Tode Gregors sandte er Enzio mit viertausend Mann gegen die Mongolen, die nach der Schlacht bei Wahlstatt sich nach der Donau gewendet hatten, um in Süddeutschland einzudringen. Enzio vereinigte sich mit dem Könige Konrad, der bereits ein Heer gesammelt hatte, und Beide besiegten an einem Nebenflusse der Donau die Mongolen, denen im folgenden Jahre, wo sie den Einfall erneuerten, der Herzog von Oesterreich mit seinen Verbündeten eben so kräftig entgegentrat. Dem Kaiser aber lag die neue Papstwahl besonders am Herzen. Er stellte alle Feindseligkeiten gegen den Kirchenstaat ein, ging nach Apulien zurück und ließ die ge-

fangenen Cardinäle frei. Der am 23. September 1241 neu gewählte Papst Cölestin IV. starb jedoch schon nach sechszehn Tagen, und nun blieb der päpstliche Stuhl durch Schuld der Cardinäle fast zwei Jahre lang unbesetzt. Mit den Römern zerfallen, waren sie aus Rom geflohen, und theils gönnte keiner von ihnen dem andern die päpstliche Würde, nach der jeder selbst trachtete, theils dachten sie auch die aus so langer Verzögerung der Wahl in der Kirche entstandene Verwirrung dem Kaiser Schuld zu geben. Dieser drang endlich selbst mit der größten Entschiedenheit auf Beschleunigung der Wahl und erließ ein drohendes Schreiben an die Cardinäle. Er nannte sie in demselben Kinder Belials, Schafe der Zerstreuung, Thiere ohne Haupt. „Jeder glaubt", schrieb er, „daß nicht Jesus Christus, der Erlöser, der Friedensbringer, zu euch aus dem Himmel herniedersteigt, sondern daß der Satan in eurer Mitte sitzt, dieser Vater der Lügen und Zwietracht, welcher euch dahin bringt, daß ihr weder an euer Heil, noch an das Heil der Welt denkt, und nicht nach dem Himmlischen hinauf seht, sondern wie die Schlange mit gebücktem Haupte nur nach dem Irdischen trachtet." Auch Ludwig IX. von Frankreich machte ihnen die heftigsten Vorwürfe über ihren Eigennutz und ihre Uneinigkeit und drohte mit der Trennung Frankreichs von der katholischen Kirche. Da wählten sie endlich zu Anagni am 24. Juni 1243 den Cardinal Sinibald Fiesco, Grafen von Lavagna aus Genua, zum Papst, einen der ausgezeichnetsten Kenner des Rechts und Freund und Gönner der Gelehrten. Er hatte bis dahin zu dem Kaiser in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden; was er aber als Papst für eine Richtung einzuschlagen gedenke, bezeichnete er gleich dadurch, daß er sich Innocenz IV. nannte, worin deutlich genug lag, daß er Innocenz dem dritten ähnlich zu werden trachte. Der Kaiser durchschaute dies von Anfang. „Ich fürchte", sagte er, „daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe und einen feindlichen Papst wieder finde. Kein Papst kann ein Ghibelline sein!" Doch that er Alles, um mit dem neuen Papste Frieden zu halten. Er leitete einen Vergleich mit demselben ein, worin er versprach, der Kirche und ihren Anhängern Alles zurück zu geben, was sie zur Zeit des über ihn ausgesprochenen Bannes besessen hätten, und allen Schaden zu ersetzen, sich wegen der Verachtung des Bannes Kirchenstrafen zu unterziehen und den Papst als Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten in geistlichen Dingen anzuerkennen. Dafür sollte er vom Banne losgesprochen werden und im Besitze aller seiner Ehren, Rechte und Länder bleiben. Als aber zur Vollziehung des Vergleiches geschritten werden sollte, traute keiner dem Andern. Friedrich verlangte vor Allem Aufhebung des Bannes; Innocenz aber fürchtete, dann werde der Kaiser die Friedensbedingungen nicht erfüllen, und er beschloß deshalb, sich ganz aus der Sache zu ziehen. Während die Ver-

handlungen noch fortdauerten, floh er verkleidet bei Nacht nach Civita Vecchia; dort erwartete ihn eine genuesische Flotte, die ihn nach Genua brachte und ihn von da nach der fast unabhängigen Stadt Lyon führte. Als Friedrich zu Pisa die Nachricht von der Flucht des Papstes erhielt, rief er erschreckt aus: „Der Gottlose ist entronnen, und Niemand verfolgt ihn.“ „Wenn ich sonst mit dem Papste Schach spielte“, sagte er, „machte ich ihn gewöhnlich matt, oder gewann ihm doch einen Thurm ab; jetzt aber haben die Genueser ihre Hände auf's Schachbrett gelegt und machen, daß ich das Spiel verliere.“ Am zweiten December 1244 kam Innocenz in Lyon an, und schon am 30. Januar 1245 erließ er Einladungen an alle Könige, Fürsten und Prälaten auf das nächste Johannisfest zu einer Versammlung, wo über die Lage des heiligen Landes, des lateinischen Kaiserthums, die Mongolen und den Streit mit dem Kaiser entschieden werden sollte; auch Friedrich wurde aufgefordert, sich persönlich oder durch Abgeordnete daselbst zu vertheidigen. Schon jetzt aber erneuerte Innocenz gegen den Kaiser den Bann. Wie dieser Schritt aufgenommen wurde, davon wird uns ein merkwürdiges Beispiel erzählt. An alle Priester war der Befehl ergangen, den Bann öffentlich bekannt zu machen. Ein Priester in Paris erklärte, indem er dem erhaltenen Befehle Folge leistete, er habe den Auftrag empfangen, mit brennenden Kerzen und Glockengeläute den Bann über den Kaiser Friedrich anzukündigen. Er kenne den heftigen Streit und den unauslöschlichen Haß zwischen Jenem und dem Papste; was aber die Ursache sei, wisse er nicht. Er wisse auch, daß Einer von Beiden dem Andern Unrecht thue, aber wer, das sei ihm nicht bekannt. Ueber Den also, wer es auch sei, welcher dem Andern Unrecht thue, spreche er den Bann aus, und Denjenigen, der das Unrecht erleide, das für die ganze Christenheit so verderblich sei, spreche er frei.“ Solche Stimmen waren keineswegs vereinzelt; aber Innocenz ließ sich dadurch nicht irre machen.

Zu der Kirchenversammlung in Lyon fanden sich die Patriarchen von Constantinopel, Antiochia und Aquileja ein, der Kaiser Balduin aus Constantinopel, die Grafen von Provence und Toulouse, die Gesandten der meisten weltlichen Mächte und einhundertundvierzig Erzbischöfe und Bischöfe; auch eine kaiserliche Gesandtschaft war erschienen, an ihrer Spitze Thaddäus von Suessa, der Großrichter von Sicilien, ein Mann von großer Beredtsamkeit, scharfem Verstande und festem Willen und wegen seiner Gerechtigkeit so hoch geschätzt, daß selbst seine Feinde ihm freiwillig die Untersuchung und Schlichtung ihrer Streitigkeiten übertrugen. Am Tage nach Johannis wurde die Versammlung in der Kirche des heiligen Johannes feierlich eröffnet. Thaddäus von Suessa bot im Namen des Kaisers, dessen Vollmacht er vorzeigte, Frieden und Freundschaft, Herstellung des lateinischen Kaiserthums, Befreiung des heiligen

Landes, Hülfe gegen die Mongolen, Zurückgabe der kirchlichen Beſitzungen und Genugthuung für etwaige Beleidigungen. Als Bürgen für die Erfüllung dieſer Verſprechungen ſchlug er die Könige von Frankreich und England vor. Dieſe Bürgen wollte jedoch der Papſt nicht annehmen, und in der vier Tage darauf gehaltenen Sitzung des Concils trat er nach beendigtem Gottesdienſte auf, begann bitterlich zu weinen und ſprach: „O ihr, die ihr vorübergehet, gebet Acht und ſehet, ob ein Schmerz gleich ſei dem meinigen!*) Wie Chriſtus mit fünf Wunden durchbohrt wurde, ſo bin ich von fünffachem Schmerze ergriffen: erſtens, daß die Mongolen mit unmenſchlicher Grauſamkeit chriſtliche Länder verwüſten, zweitens, daß die Griechen den Schooß der Mutterkirche verſchmähen, drittens, daß die Ketzer, beſonders in den lombardiſchen Städten, überhand nehmen, viertens, daß die gottloſen Horden der Chowaresmier die heiligen Stätten beſitzen, und fünftens endlich, daß der Kaiſer, das Haupt aller weltlichen Macht und der angebliche Beſchützer der Kirche, ihr heftigſter Widerſacher und ein offenbarer Feind aller Diener Chriſti geworden iſt.“ Er nannte Friedrich einen Meineidigen, einen Friedensbrecher, einen Kirchenräuber, einen Heiligthumsſchänder, einen Ketzer, einen heimlichen Muhammedaner, der mit dem Sultan von Aegypten ein Bündniß geſchloſſen, muhammedaniſche Städte gegründet, Saracenen in ſein Heer aufgenommen habe, muhammedaniſche Sitten und Gebräuche liebe und mit Muhammedanern in vertrautem Umgang ſtehe. Würdevoll und mit entſchloſſener Feſtigkeit trat Thaddäus von Sueſſa nach beendigter Rede des Papſtes auf. Mit Entſchiedenheit wies er die ſeinem Herrn gemachten ſchweren Beſchuldigungen zurück; ja, er ließ es nicht an ſatyriſchen Anſpielungen auf den römiſchen Hof fehlen, wie er unter Anderm äußerte, wenigſtens das ſpreche zum Vortheile des Kaiſers, daß er in ſeinem Reiche keinen Wucherer dulde, während der römiſche Hof an dieſem Uebel ſehr arg leide, und daß er die ketzeriſchen Lombarden nicht beſchütze, wie es zum allgemeinen Anſtoße der Papſt thue. Er forderte endlich eine genügende Friſt, damit der Kaiſer ihn über alle dieſe Vorwürfe mit Vollmacht und Anweiſung verſehen, oder ſelbſt zu ſeiner Rechtfertigung auf dem Concil erſcheinen könne. Wirklich bewilligte Innocenz zum Schein eine Friſt, aber nur von zwölf Tagen, die kaum hinreichten, um dem Kaiſer Bericht zu erſtatten und ſeine Antwort einzuholen. Friedrich hielt es unter ſeiner Würde, vor einem Concil zu erſcheinen, das der Papſt aus offenbarer Feindſchaft gegen ihn zuſammenberufen habe; er ſchickte aber den Biſchof von Freiſingen, den Großmeiſter des deutſchen Ordens und ſeinen Kanzler Petrus de Vineis mit Vollmacht als Geſandte ab. Ehe dieſe jedoch eintrafen, hielt Innocenz, der indeſſen faſt alle Prälaten auf ſeine Seite gebracht hatte, nach Ablauf der bewilligten Friſt am 17. Juli 1245 die

*) Klagelieder Jeremiä I, 12.

dritte Sitzung, ohne auf die Bitte des Thaddäus von Sueſſa um Verlängerung derſelben wenigſtens auf drei Tage Rückſicht zu nehmen. Da rief Thaddäus laut: „Ich appellire von dieſer Kirchenverſammlung, auf der ſo viele Prälaten und weltliche Abgeordnete fehlen, an eine allgemeinere, unparteiiſche Verſammlung, von dieſem, meinem Herrn feindlich geſinnten Papſt an den künftigen, milder und chriſtlicher geſinnten Papſt.“ Dieſer aber zählte alle die bekannten Klagepunkte gegen den Kaiſer auf und fuhr dann fort: „Um dieſer und vieler anderen verabſcheuungs- und fluchwürdigen Frevel und Miſſethaten willen haben wir nach ſorgfältiger Berathung mit den Cardinälen und der heiligen Kirchenverſammlung und vermöge der uns von Chriſto unſerm Herrn ertheilten Macht jenen Fürſten, der ſich des Kaiſerthums und der Königreiche, der ſich aller Würden und Ehren unwerth gezeigt hat, der ſeiner Gottloſigkeit und ſeiner Verbrechen wegen von Gott verworfen iſt, aller ſeiner Ehren beraubt und entſetzt, entbinden Alle des ihm geleiſteten Eides der Treue und gebieten, daß künftig Niemand mehr ihm als König oder Kaiſer gehorche. Wer ihm noch irgendwie gehorcht oder mit Rath und That beiſteht, iſt dadurch in den Kirchenbann verfallen. In Deutſchland mögen die dazu berechtigten Fürſten einen neuen König wählen; über das ſiciliſche Reich werden wir mit dem Rathe unſerer Brüder, der Cardinäle, das Nöthige beſtimmen.“ Die meiſten der Anweſenden wurden bei dieſen Worten von Schrecken ergriffen; die kaiſerlichen Geſandten ſchlugen ſich voll Schmerz vor Haupt und Bruſt, und Thaddäus rief laut: „Dies iſt der Tag des Zorns, des Unheils und des Verderbens! Nun werden die Ketzer ſich freuen, die Chowaresmier herrſchen und die Mongolen hereinbrechen!“ Der Papſt aber fuhr fort: „Ich habe das Meinige gethan; das Weitere möge Gott nach ſeinem Willen lenken!“ Darauf ſtimmte er das Tedeum („Herr Gott, dich loben wir“) an; die ihm Gleichgeſinnten ſtimmten ein, und nach Beendigung des Geſanges ſenkten er und die Prälaten ihre brennenden Fackeln zur Erde, bis ſie erloſchen; wie dieſe, ſollte auch des Kaiſers Glanz und Glück auf Erden erlöſchen.

Der Kaiſer wurde von Zorn ergriffen, als man ihm die Nachricht von ſeiner Abſetzung überbrachte. „Mich hat der Papſt und ſeine Verſammlung abgeſetzt?“ rief er aus. „Bringt mir her meine Kronen, damit ich ſehe, ob ich ſie wirklich verloren habe!“ Und als man ſie ihm brachte, ſetzte er ſich eine derſelben auf's Haupt und rief laut: „Noch halte ich ſie, und kein Papſt, kein Concil ſoll ſie ohne blutigen Kampf mir rauben.“ Er erließ ein Schreiben an alle Fürſten, worin er ſich in der ſtärkſten Weiſe gegen das Verfahren des Papſtes ausſprach und ſie aufforderte, ſich mit ihm zu vereinigen, um den Geiſtlichen die Fülle der irdiſchen Güter, welche ihnen ſelbſt und der Kirche zum Verderben gereiche, zu entreißen. Der Papſt blieb die Antwort nicht ſchuldig und bot

Alles auf, um seine Aussprüche in Vollziehung zu setzen. Eine von ihm angestiftete Verschwörung apulischer Barone zur Ermordung des Kaisers wurde noch glücklich zur rechten Zeit entdeckt und überwältigt, und die Schuldigen traf die verdiente Strafe. In Deutschland fanden die Aufreizungen des Papstes bei den weltlichen Fürsten keinen Eingang; dagegen wählte endlich eine Anzahl geistlicher Fürsten den Landgrafen Heinrich von Thüringen mit dem Beinamen Raspe (d. h. der Raube) zum Kaiser. Dieser ließ sich auch bewegen, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten", die zweifelhafte Würde anzunehmen, und wurde im Jahre 1246 zu Aachen gekrönt. Aber die weltlichen Fürsten erkannten ihn nicht an; sie nannten ihn zum Spott den Pfaffenkönig. Desto eifriger unterstützte ihn Innocenz. Er sandte ihm zur Bestechung der weltlichen Fürsten und zur Ausrüstung eines Heeres große Geldsummen, die er durch seine Legaten in Spanien, Frankreich und England hatte erpressen lassen, ließ das Kreuz gegen Friedrich predigen nnd versprach Allen, die gegen denselben kämpfen würden, vollkommnen Ablaß für ihre Sünden. So brachte Heinrich ein bedeutendes Heer zusammen, und durch den Verrath zweier schwäbischen Grafen gelang es ihm, den König Konrad, der ihn am 24. Juli bei Frankfurt am Main angriff, völlig in die Flucht zu schlagen. Bald sammelte jedoch Konrad neue Streitkräfte, und besonders fand er treue Verbündete an den Städten. Vergebens belagerte Heinrich längere Zeit Reutlingen und Ulm. Bei der letzteren Stadt wurde er von Konrad gänzlich geschlagen, und verwundet zog er sich auf die Wartburg zurück, wo er bereits am 17. Februar 1247 machtlos und ohne Nachkommen starb.

Nach seinem Tode wurde von der päpstlichen Partei Graf Wilhelm von Holland zum deutschen Könige gewählt, nachdem dem Grafen von Geldern, dem Grafen von Cornwall, dem Könige von Norwegen, dem Herzoge von Brabant und selbst dem Könige Konrad die Krone vergeblich angeboten war. Aber Wilhelm konnte noch weniger zu Ansehen kommen, als sein Vorgänger; die Fürsten blieben fast alle Friedrich treu; von den Reichsstädten konnte er nur sehr wenige gewinnen, und Aachen verschloß ihm sogar die Thore. Erst nachdem der Papst gegen die ungehorsame Stadt das Kreuz hatte predigen lassen, erst als Hungersnoth nach mehr als ein Jahr langer harter Belagerung in der Stadt den furchtbarsten Grad erreicht hatte und noch dazu die täuschende Nachricht vom Tode Friedrichs sich verbreitete, ergaben sich die treuen Aachener, und nun wurde Wilhelm in der alten Krönungsstadt am 1. November 1248 feierlich vom Erzbischof von Mainz gesalbt und vom Erzbischof von Trier eingesegnet.

Inzwiſchen aber hatten die Dinge in Italien eine für Friedrich durchaus unglückliche Wendung genommen. Bereits im Jahre 1247 war es durch Verrath den aus Parma vertriebenen Verwandten des Papſtes gelungen, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen, und während Enzio mit Ezzelin und ſeinen Freunden herbeieilte, um ſie wieder zu erobern, eilten auch die Guelfen aus Piacenza und Mailand zu Hülfe, und der Kaiſer, der eben im Begriff war, mit einem aus ſeinen Erbſtaaten zuſammengezogenen Heere über Piſa nach Turin zu ziehen, um den Papſt in Lyon zu ängſtigen, ſah ſich nun genöthigt, eilig gen Parma umzukehren. Die Bürger dieſer Stadt vertheidigten ſich mit großer Entſchloſſenheit, und ſo konnte der Kaiſer die weder durch ſtarke Mauern, noch durch tiefe Gräben geſchützte Stadt nicht gleich erobern, wie er erwartet hatte, ſondern mußte ſich zu einer langwierigen Belagerung entſchließen. Auf die Dauer freilich ſchienen die Belagerten nicht widerſtehen zu können, und ihnen zum Hohn und als ein Zeichen ſeines feſten Entſchluſſes, Parma zu bezwingen, ließ er dicht vor derſelben eine neue Stadt mit Mauern und dichten Gräben erbauen, die er Vittoria nannte. Doch das Unerwartete geſchah. Als der Kaiſer am 18. Februar 1248 nach langer Krankheit zum erſten Male auf die Falkenjagd gegangen war, wurden die nichts ahnenden Bewohner von Vittoria plötzlich von den Parmenſern angegriffen, und als der Kaiſer von der Jagd zurückkam, fand er die Stadt eingeäſchert und ſein Heer geſchlagen. An fünfzehnhundert Mann ſollen getödtet, die doppelte Anzahl in die Gefangenſchaft gerathen ſein; ſogar die kaiſerliche Stirnbinde, das Reichsſiegel, das Scepter und die goldene, mit Edelſteinen beſetzte und mit herrlichen, getriebenen, halberhabenen Kunſtarbeiten geſchmückte Krone fiel in die Hände der Sieger. Auch der edle Thaddäus von Sueſſa gerieth, ſchwer verwundet, in die Gewalt der Feinde und wurde von ihnen in Stücke gehauen.

Friedrichs Schmerz war unermeßlich; eben ſo groß aber war die Freude des Papſtes, der die Lombarden zu erneuter Thätigkeit trieb und durch die Bettelmönche Apulien und Sicilien aufwiegelte. Noch tieferer Schmerz war dem Kaiſer vorbehalten. Die Bologneſer bedrängten das ihm verbündete Modena. Enzio eilte den Modeneſern zu Hülfe, und in der Nähe der Stadt kam es im Mai 1249 zu einer Schlacht bei Foſſalta. Enzio's Pferd wurde getödtet; er ſtürzte zu Boden; die Modeneſer ergriffen die Flucht, und Enzio ſelbſt wurde von den Bologneſern gefangen genommen. Der Rath von Bologna faßte den Beſchluß, daß der herrliche, erſt vierundzwanzigjährige Jüngling bis an ſeinen Tod im Gefängniſſe bleiben ſollte, und wirklich behielten ihn die Bologneſer, alle Anerbietungen des tief bekümmerten Vaters verſchmähend, bis an ſein Ende, zweiundzwanzig Jahre lang in Gewahrſam.

Eben ſo ſchmerzlich mußte den Kaiſer ein anderes Ereigniß treffen. Er hatte ſeinem Kanzler Peter de Vineis, den er vom niedrigſten Stande zu den höchſten Ehren erhoben, das unbegränzteſte Vertrauen geſchenkt. Schon ſeit längerer Zeit aber war die Treue deſſelben verdächtig geworden. Der Kaiſer erkrankte, und Peters geſchickter Arzt bereitete ihm eine Arzenei. Der Kaiſer, argwöhniſch geworden, forderte den Arzt auf, zuerſt die eine Hälfte zu trinken, der aber that, als ſtolpere er, fiel nieder und verſchüttete den Trank. Noch der übrig gebliebene geringe Reſt war hinreichend, Verbrecher zu tödten, denen man ihn zu trinken gab. So war der Verrath klar geworden, und der Kaiſer, der bisher im herbſten Mißgeſchick unerſchüttert geblieben war, brach in Thränen aus und rief, die Hände ringend: „Wehe mir! Wenn die Nächſten gegen mich wüthen, wem darf ich dann noch trauen? Wie kann ich irgendwo ſicher, wie jemals wieder froh ſein?“ Ob und wie viel Peter an jenem Vergiftungsverſuche Schuld hatte, wird ſchwerlich je auszumitteln ſein; jedenfalls hatte er ſich ſonſt Manches zu Schulden kommen laſſen. Er wurde verhaftet und tödtete ſich wahrſcheinlich ſelbſt im Gefängniſſe.

Solche Leiden erſchütterten die ohnehin durch Alter, Anſtrengung und Unglück angegriffene Geſundheit des Kaiſers völlig, und er verfiel in eine Krankheit, die ihn längere Zeit zur Unthätigkeit nöthigte. Kaum aber war er wieder hergeſtellt, ſo ermannte er ſich noch einmal zur Fortſetzung des Kampfes. Noch hatte er im Kirchenſtaate und in Toskana die Oberhand; noch war er im Beſitze ſeiner blühenden ſiciliſchen Erbſtaaten; noch war ihm in der Lombardei Cremona treu, und ſtatt des abgefallenen Parma trat Piacenza auf ſeine Seite. Auch fing man in Lyon an, des Papſtes überdrüßig zu werden, und die Könige von Frankreich und England, bei denen er deshalb ſeinen Aufenthalt zu nehmen wünſchte, verbaten ſich ſeinen Beſuch, und vielleicht würde der Kaiſer jetzt doch noch im Kampfe mit Innocenz obgeſiegt haben, wenn nicht ihn ſelbſt der Tod ereilt hätte.

Am 29. November 1250 erkrankte er in Firenzuola. Als ſein Zuſtand ſich verſchlimmerte, machte er am 7. December ſein Teſtament, beichtete ſeine Sünden, wurde von dem Erzbiſchofe von Palermo wieder in die chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen und nach Empfang des Abendmahls vom Banne losgeſprochen. Wenige Tage darauf, am 13. December, verſchied er in den Armen ſeines jüngſten und geliebteſten Sohnes Manfred, noch nicht ſechsundfünfzig Jahre alt. Der Leichnam wurde nach Montreal in Sicilien gebracht und in Palermo beſtattet. Sechs Schaaren Reiter, die ſaraceniſche Leibwache, die Edlen und Beamten aller Gegenden und eine große Volksmenge folgten dem Zuge. Man ſetzte ihm eine doppelte Grabſchrift. Die eine lautete:

Wenn ein erhab'nes Gemüth, der Güter und Tugenden Fülle,
Ruhm und Glanz des Geschlechts die Macht des Todes bezwängen,
Friedrich schlummerte nicht in dem Grab hier, das ihn umschließet.

Die andre ist:

Stolze Paläste, was sind sie? was irdische Hoheit und Würde?
Hat vor dem Tode mich doch keines zu schützen vermocht.

Selbst im Grabe gönnte man dem Kaiser keine Ruhe; denn als man 1783 die königlichen Gräber in Palermo öffnete, fand man in Friedrichs Sarge seinen Leichnam noch wohl erhalten und im kaiserlichen Gewande, aber außer demselben in dem nämlichen Sarge noch zwei andre Leichname, von denen man den einen für Peter III. von Aragonien (S. 379) hielt, während der andre ganz unbekannt blieb.

So endete ein Mann, der unstreitig den größten Helden der Weltgeschichte beizuzählen ist. Keinen Fürsten hat das Mittelalter aufzuweisen, dessen Leben reicher gewesen wäre an Wechsel aller Schicksale, reicher an großartigen Bestrebungen, als das seinige. Zu keiner Zeit wurde die Idee des Kaiserthums, zu keiner Zeit die Idee von der durch das Papstthum vermittelten Macht des Christenthums großartiger aufgefaßt, als von Friedrich und seinen Gegnern. Auf beiden Seiten faßte man die Aufgabe der kämpfenden Parteien gleich klar und scharf in's Auge; auf beiden Seiten wurde der Kampf mit Aufbietung aller Kraft geführt, und war es auch Friedrich nicht beschieden, das Ende desselben zu schauen und das Ziel desselben zu erreichen, gelangte vielmehr durch den Kampf selbst die päpstliche Gewalt auf den Höhepunkt der Macht, so wurde doch gleichzeitig durch denselben das Eintreten einer neuen Zeit vorbereitet. Ein freier Bürgerstand trat hervor, in Italien durch den Papst, in Deutschland durch den Kaiser begünstigt; die gewaltige geistige Erregung, welche durch den großartigen Kampf erzeugt war, wirkte in den Völkern fort und fort, und durch die von Friedrich gestifteten Universitäten zu Neapel und zu Wien (1236) wurde der Grund zu dem nachmals erwachenden Geiste freier Prüfung und wissenschaftlicher Forschung gelegt, welche dem sich immer entschiedener auf die Güter dieser Welt gründenden Gebäude der Hierarchie den endlichen Sturz bereiteten.

§. 45. Untergang der Hohenstaufen.

Gränzenlos war die Freude des Papstes, als er die Nachricht vom Tode Friedrichs erhielt. „Freuen sollen sich die Himmel", schrieb er nach Sicilien, „und die Erde soll hüpfen, daß der Sturm des schrecklichen Ungewitters, womit der wunderbare und furchtbare Gott während

ausgedehnter Zeiträume euch gar heftig betrüben ließ, jetzt durch ſeine unausſprechliche Barmherzigkeit in einen ſanften Thauwind verwandelt ſcheint, nachdem Derjenige hinweggenommen iſt, welcher aus der Zahl der Gläubigen vorzüglich euch mit dem Hammer der Verfolgung zermalmt hat." Unter Androhung der härteſten Kirchenſtrafen forderte er Alle zum Abfall vom Könige Konrad auf, und Bettelmönche wurden ausgeſandt, um überall das Kreuz gegen denſelben zu predigen; ja, der Biſchof von Regensburg wollte ſogar den König meuchleriſch ermorden laſſen. Die Mörder drangen in das Haus, in welchem Konrad ſchlief, ſtießen den erſten Diener nieder, der ihnen entgegentrat, und der Mord des Königs wäre ihnen gelungen, hätte ſich nicht der treue Ritter Friedrich von Evesheim in das Bett deſſelben gelegt und wäre für ihn den Opfertod geſtorben, während der König ſelbſt unter einer Treppe den Mördern verborgen blieb. Bei Oppenheim von Wilhelm geſchlagen, richtete Konrad alle ſeine Hoffnungen auf Italien; ehe er aber dahin gelangte, war ihm Innocenz ſchon zuvorgekommen. Derſelbe verließ Lyon im April 1251, und in der Mitte des Juni erreichte er Genua, wo er die ehrenvollſte Aufnahme fand. Eben ſo ehrenvoll empfingen ihn die lombardiſchen Städte, namentlich Mailand; doch traten ſie gleichzeitig mit bedeutenden Entſchädigungsforderungen für die zum Beſten des Papſtes gebrachten Opfer hervor, und überhaupt mußte Innocenz erkennen, daß er auf die Städte nur ſo weit rechnen könne, als ihr Vortheil mit dem ſeinigen zuſammen ſtimme. Er eilte deshalb, größeren Forderungen zu entgehen. Auch die Aufforderung der Römer, in ihren Mauern ſeinen Aufenthalt zu nehmen, lehnte er ab, da er erfuhr, daß ſie große Geldſummen von ihm erpreſſen wollten, aber durchaus nicht geneigt wären, ihre republikaniſchen Einrichtungen aufzugeben. Er hielt ſich deshalb, abwechſelnd in Perugia und Anagni auf, von wo aus er am beſten auf Apulien und Sicilien wirken konnte, das ſeine Thätigkeit jetzt beſonders in Anſpruch nahm. Er erklärte alle Geſetze und Einrichtungen Friedrichs, welche dem Kirchenrechte widerſprächen, für aufgehoben, verlangte die Verwaltung des erledigten Reiches, bis er ſelbſt einen König für daſſelbe ernannt haben würde, und ſandte den Cardinal Capoccio nebſt Schaaren von Bettelmönchen aus, um Jeden zu bannen, der den Hohenſtaufen treu bleiben, Jeden zu belohnen, der von ihnen abfallen würde.

Da trat ihnen der junge Manfred mit großer Klugheit entgegen. Manfred, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, war ausgezeichnet durch Schönheit, Verſtand, Muth und Geiſtesgegenwart, wohlthätig gegen Nothleidende, freigebig in Belohnung des Verdienſtes, leutſelig gegen Jedermann, ſtets heiter und liebenswürdig, ein Freund und gründlicher Kenner der Künſte und Wiſſenſchaften, in jeder Beziehung, freilich auch

in ſeinen Fehlern, ein treues Ebenbild ſeines großen Vaters, der ihn deshalb auch zärtlicher liebte, als alle ſeine übrigen Kinder. Durch das Teſtament Friedrichs erhielt er das Fürſtenthum Tarent, war aber zugleich während der jedesmaligen Abweſenheit Konrads zum Statthalter Italiens, namentlich des ſiciliſchen Reiches, beſtimmt. Anfangs wußte er durch ſein kluges Benehmen Alles in Ruhe und Ordnung zu halten; als aber der Papſt jene aufregenden Erklärungen erließ, da kündigten Neapel, Capua und bald auch mehrere andere Städte und viele Barone den Hohenſtaufen den Gehorſam auf. In dieſer gefährlichen Lage knüpfte Manfred Unterhandlungen mit dem Papſte an, forderte Alle zur Treue gegen ihren rechtmäßigen König Konrad auf und lud dieſen ehrerbietig ein, nach Apulien zu kommen, vor Allem aber die den Städten und Baronen von Friedrich ertheilten Freiheiten zu beſtätigen. Dennoch kam es zu offener Fehde; aber durch den Einfluß der Milde, die er gegen die Beſiegten zeigte, und der perſönlichen Tapferkeit, die er im Kampfe bewies, gelang es ihm, ganz Apulien außer Capua und Neapel zum Gehorſam zurückzuführen, und auch dieſe beiden Städte mußten ſich dem nun aus Deutſchland herbeieilenden Konrad unterwerfen. Inzwiſchen dauerte der Hader mit dem Papſte fort, und ſchon im Mai 1254 erlag Konrad, noch nicht ſechsundzwanzig Jahre alt, einem hartnäckigen Fieber, das ihn bereits im Herbſte des Jahres 1253 befallen hatte. Schon vor ihm war Friedrichs II. dritter Sohn Heinrich geſtorben, den ihm Iſabella von England geboren hatte.

Gleich nach Konrads Tode erklärte der Papſt, die Herrſchaft gebühre ihm; dem Kinde jedoch (dem jungen Sohne Konrads, welcher ebenfalls Konrad hieß, aber von den Italienern Conradino genannt wurde) wolle er Jeruſalem und das Herzogthum Schwaben laſſen, und die, welche der Kirche Treue ſchwören würden, ſollten hinzuſetzen dürfen: unbeſchadet der Rechte Conradins. Manfred mußte bald erkennen, daß es ihm an Kraft und Mitteln fehle, ſich dem Papſte dauernd zu widerſetzen. Um daher wenigſtens nicht Alles zu verlieren, lenkte er ein, ging dem Papſte, der ſelbſt nach Neapel kam, bis an die Gränze des Reiches entgegen, führte deſſen Pferd bis an die Brücke über den Garigliano, und Innocenz ernannte ihn zu ſeinem Statthalter in dem Lande dieſſeit der ſiciliſchen Meerenge. Die Verſöhnung war indeſſen nicht von langer Dauer. Bald mußte Manfred zu der Ueberzeugung gelangen, daß ſeine Nachgiebigkeit weder ihm, noch Conradin großen Nutzen bringen würde. Seine alten Gegner gewannen größere Rechte und größeren Einfluß bei dem Papſte, als er ſelbſt, und gleichzeitig erneuerte dieſer die Unterhandlungen mit dem Könige Heinrich von England wegen Uebertragung des apuliſchen Reiches an deſſen Sohn Edmund. Da Manfred endlich ſeine perſönliche Sicherheit bedroht ſah, beſchloß er, ſich größerer Gefahr

durch die Flucht zu entziehen. Nach mannichfachen Gefahren kam er glücklich nach Luceria, wo er bei den Saracenen freudige Aufnahme fand. Mit ihnen und einer Abtheilung Deutſcher, die zu ihm überging, jagte er das unter dem Cardinal Wilhelm Fiesko, einem Neffen des Papſtes, gegen ihn herbeiziehende Heer in die Flucht; auch die Stadt Foggia und andere kamen in ſeinen Beſitz.

Auf Innocenz, der ſchon geglaubt hatte, das Ziel ſeiner Wünſche erreicht zu haben, machte die Kunde von Manfreds Siegen den erſchütterndſten Eindruck. Er erkrankte vor Schreck, und das Uebel nahm bald eine ſchlimme Wendung. Wohl mochte er nicht mit Seelenruhe auf das Leben zurückblicken können, das hinter ihm lag. Er hatte ſich nie geſcheut, auch zu niedrigen, unwürdigen Mitteln zu greifen, wo er durch beſſere ſeine Zwecke nicht glaubte erreichen zu können, und wenn man ihn auch damit entſchuldigen mag, daß er überzeugt war, die Hierarchie könne ohne die Vernichtung der Hohenſtaufen nicht beſtehen, ſo wurden doch auf ſeinem Sterbebette, und als das Mißgeſchick über ihn hereinbrach, Zweifel und Vorwürfe aller Art in ſeiner Seele rege, und er ſoll ſeufzend ausgerufen haben: „Herr, um meiner Ungerechtigkeit willen haſt du mich alſo gezüchtigt.“ Es erſcheint faſt als eine beſondere göttliche Schickung, daß er gerade am 13. December 1254 ſtarb, an demſelben Tage, an welchem Friedrich vier Jahre früher geendet hatte.

Die Cardinäle wählten nun den Cardinalbiſchof Rainald aus der Familie der Grafen von Signia, einen Neffen Gregors IX., zum Papſte, und was derſelbe für Abſichten habe, gab er hinreichend dadurch zu erkennen, daß er ſich Alexander IV. nannte. Er ſetzte den Kampf gegen Manfred fort; doch dieſer machte ſo glückliche Fortſchritte, daß ihm bald ganz Apulien gehorchte und auch die größten Städte, wie Neapel und Capua, ſich unterwarfen. Bereits im Jahre 1257 herrſchte er unumſchränkt im ganzen Reiche, und da nun das Gerücht ſich verbreitete, Conradin ſei in Deutſchland geſtorben, ſo baten die Prälaten, Barone und Abgeordneten der größeren Städte Manfred einſtimmig, ſelbſt die Krone anzunehmen. Wenn auch Manfred dem Gerüchte von Conradins Tode nicht glauben mochte, wenn er auch vielleicht gar ſelbſt, wie Einige behaupten, daſſelbe veranlaßt hatte, ſo meinte er doch wohl, daß zur Erhaltung des Reiches gegen die fortdauernde Feindſchaft des Papſtes die perſönliche Uebernahme der Herrſchaft für ihn nöthig ſei, und daß er ſich ſo leichter behaupten könne, als wenn er das Reich für ein entferntes, in der eigenen Heimath ſchutzloſes Kind verwalte. So nahm er die ihm angetragene Würde an und ließ ſich am 11. Auguſt 1258 in der Hauptkirche zu Palermo feierlich zum König krönen. Fort und fort wuchs Manfreds Macht und Anſehen. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Beatrix vermählte er ſich mit Helena, der ſiebenzehnjährigen Tochter des Be-

herrſchers von Aetolien und Epirus, die durch Schönheit, Anmuth und huldvolle Herablaſſung Aller Herzen gewann. Der heitere, glänzende Hof des neuen Königs wurde jetzt der Sammelplatz für Sänger und Dichter, Tänzer und Muſiker, und es entwickelte ſich daſelbſt ein eben ſo herrliches, an allen Genüſſen reiches Leben, wie einſt am Hofe Friedrichs. Dabei entzog ſich Manfred keineswegs ernſterer Thätigkeit; der Hafenbau von Salerno, die Gründung der Stadt Manfredonia, die Anlegung vieler Schulen, beweiſen, wie ſehr ihm die Sorge für das Wohl ſeines Reiches am Herzen lag. Im Jahre 1262 warb Peter, der Sohn des Königs Jakob von Aragonien, um Manfreds Tochter Conſtanzia, und ungeachtet der dringendſten Abmahnungen des Papſtes kam die Vermählung zu Stande.

Zwei Jahre zuvor hatte der furchtbare Ezzelino da Romano ſein Ende gefunden. Er hatte ſich allmälig das ganze nordöſtliche Italien außer Venedig unterworfen, und nach Friedrichs Tode behandelte er die Bürger mit ſolcher tyranniſchen Grauſamkeit, daß unzählige Verſchwörungen gegen ihn entſtanden. Dies machte ihn aber nur grauſamer, als zuvor. Heimliche Aufpaſſer lauſchten auf jedes unzufriedene Wort, und jede bedenkliche Aeußerung wurde mit dem Tode beſtraft; auch Solche, die ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen hofften, fanden kein beſſeres Schickſal; er wüthete gegen Alle, weil er die Menſchen haßte und verachtete. Wer eines ſchnellen und einfachen Todes ſtarb, galt noch für glücklich; denn der Tyrann ließ Viele unter den furchtbarſten Martern tödten, und er ſelbſt war theilnahmlos Zeuge ihrer Qual und ordnete perſönlich die unmenſchlichſten Martern an. Ja, ſchon die Leiden in den Gefängniſſen waren ſo entſetzlich, daß man nur mit Schaudern davon hören kann, und daß Viele denſelben erlagen. Vergebens waren die Vorwürfe des Papſtes, vergebens der endlich 1252 über den Unmenſchen ausgeſprochene Bannfluch. Er plünderte jetzt die Kirchen, verjagte die Geiſtlichen und wollte das Chriſtenthum ganz von der Erde vertilgen. Unter Genehmigung des Papſtes ſchloſſen deshalb mehrere lombardiſche Städte und Markgraf Azzo von Eſte einen Bund gegen ihn, und als er im Jahre 1256 Mantua hart bedrängte, ſchloß ſich auch Venedig dem Bunde an. Ein bedeutendes Heer wurde gegen ihn zuſammengebracht, und nachdem das Kriegsglück lange geſchwankt hatte, gelang es endlich, im Jahre 1259 den ſchwer am Kopfe verwundeten Ezzelino bei Caſſano an der Adda gefangen zu nehmen. Den Mönchen, die ihn im Gefängniſſe zur Buße ermahnten, antwortete er: „Ich habe keine Sünde zu bereuen, als daß ich an meinen Feinden nicht genug Rache nahm, mein Heer ſchlecht anführte und mich betrügen ließ. Dadurch und dafür bin ich in die Haft gerathen.“ Schweigend und finſter zur Erde blickend, ſaß er da. Er verſchmähte Arzenei und Nahrung, um ſich ſo zu tödten,

und da ihm dies zu lange währte, riß er sich selbst die Binden von seinen Wunden. Am Morgen des 27. Septembers 1259, am eilften Tage nach seiner Gefangennehmung, fand man ihn todt in seinem Kerker. Drei Päpste hatten den Bannfluch gegen ihn geschleudert; mehr als fünfzigtausend Menschen waren auf seinen Befehl durch Henkershand oder im Gefängnisse gestorben; aus Padua allein hatte er einst eilftausend Unschuldige in einem schrecklichen Kerker lebendig vermodern lassen; kein Alter, kein Geschlecht hatte der Barbar geschont, der sich „eine Geißel Gottes" zu nennen wagte.

Ein Jahr nach seinem Tode mußte sich auch sein Bruder Alberich, gegen den sich Verona, Vicenza, Padua, Mantua und mehrere andre Städte verbündeten, durch Hunger gezwungen ergeben und wurde, nachdem er die härteste Schmach erduldet hatte, seine sechs Söhne vor seinen Augen hingerichtet, seine Gattin und seine blühenden Töchter nach der ärgsten Beschimpfung lebendig verbrannt waren, an den Schweif eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift. So endete das mächtige Geschlecht der Romano.

Als die Lombarden den erwähnten Bund gegen Ezzelino schlossen, hatten sie auch Manfred gegen Stellung von Hülfstruppen als Freund aufgenommen und ihm versprochen, seine Aussöhnung mit der Kirche zu befördern. In der That wünschte Manfred aufrichtig, sich mit dem Papste zu versöhnen; aber die Unterhandlungen, die er mit Alexander IV. und nach dessen im Jahre 1261 erfolgtem Tode mit seinem Nachfolger Urban IV. anknüpfte, blieben ohne Erfolg. Alexander sprach sogar nochmals über ihn den Bann, und Urban knüpfte von Neuem Unterhandlungen mit Karl von Anjou, Grafen von der Provence und Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich, an, um die Hohenstaufen völlig zu vernichten.

Selten sind wohl zwei Brüder einander körperlich und geistig unähnlicher gewesen, als Karl und der edle Ludwig. Während Zeitgenossen das milde, sanfte Antlitz des frommen Ludwig ein Engelsantlitz nennen, schildern sie Karl als ein wahres Schreckbild. Finsterer Ernst lag auf seiner Stirn, in seinem strengen, wilden Blicke, in allen Zügen seines Antlitzes, das durch eine große gebogene Nase und die Olivenfarbe seiner Haut noch abschreckender wurde. Und daß diese Schilderung die Wahrheit enthalte, bezeugt noch jetzt die Bildsäule, welche ihm die Römer auf dem Capitol errichteten. Hinter einem solchen Gesicht konnte kein heiterer Sinn, kein sanftes Gemüth wohnen, und so war es wirklich. Dichter, Sänger und Tonkünstler, zumal in der Provence damals sehr hochgeschätzt, waren ihm zuwider; selbst die Jagd verursachte ihm Langeweile. Er sprach wenig und immer ernst; nie sah man ihn heiter scherzen. Im Essen und Trinken war er höchst einfach; in der Kleidung

unterſchied er ſich faſt nicht von den gewöhnlichen Soldaten, aber nur, weil ſein finſteres Gemüth jeder Freude und jedem Genuſſe unzugänglich war. Ueberall zeigte er große Thätigkeit; ja, er ſchlief ſogar wenig, weil er meinte, daß man im Schlafe Zeit verliere; er war muthig und beſaß großen Verſtand; aber auch dieſe guten Eigenſchaften dienten ihm nur als Mittel zur Befriedigung ſeiner Habſucht und ſeiner Ländergier. Keine edle Regung fand in ſeinem menſchenfeindlichen Gemüthe Raum, und ſelbſt was den Schein der Tugend in ſeiner Handlungsweiſe haben könnte, war nur aus dem finſtern Grunde des Laſters hervorgegangen. So möchte man, um nur eins anzuführen, ſeine Strenge gegen Uebelthäter und Störer der geſetzlichen Ordnung für Gerechtigkeitsliebe halten, bewieſe nicht das ganz gleiche Verfahren gegen durchaus Unſchuldige, daß er auch bei jenen nur ſeine Grauſamkeit befriedigen wollte. So ſchildern ihn uns nicht etwa die Freunde der Hohenſtaufen, ſondern guelfiſche Geſchichtſchreiber, denen wir gewiß nicht zutrauen dürfen, daß ſie ein zu ſchwarzes Bild von dem Manne entworfen haben, den der Papſt zur Rettung der Kirche auserwählt hatte. Seine Gemahlin Beatrix, die Tochter des letzten Grafen von der Provence, hatte er nur um ihres reichen Erbes willen zur Ehe genommen; denn Jugend und Schönheit machten auf ſein kaltes Herz nicht den geringſten Eindruck. Aber ſie paßte zu ihm. Bei einer feierlichen Gelegenheit hatte ſie eine Stelle tiefer ſitzen müſſen, als ihre Schweſtern, von denen die eine mit dem Könige von Frankreich, die andere mit dem Könige von England und die dritte mit Richard von Cornwallis, dem damaligen Könige von Deutſchland, vermählt war. Seitdem ging ihr ganzes Sinnen und Trachten nach einer Königskrone, und Karl ſagte ihr: „Seid ruhig, Gräfin, ich werde Euch bald zu einer größeren Königin machen, als alle Eure Schweſtern ſind!“

Begierig ging daher Karl auf die Unterhandlungen ein, welche der Papſt wegen Ueberlaſſung des apuliſchen Reiches mit ihm anknüpfte. Urban erklärte Manfred, der inzwiſchen immer größere Fortſchritte auch in Oberitalien gemacht und dem ſich ganz Tuscien angeſchloſſen hatte, für abgeſetzt und übertrug das Reich feierlich auf Karl von Anjou. Ehe aber dieſer nach Italien kam, ſtarb Urban am 2. Oct. 1264 zu Perugia, wohin er ſich begeben hatte, weil er ſich in Rom vor den unzufriedenen Bürgern und vor Manfred nicht ſicher glaubte.

An Urbans Stelle wurde am fünften Februar 1265 Clemens IV., ein geborner Provençale, zum Papſt gewählt Er war ein gründlicher Kenner des geiſtlichen und weltlichen Rechts und ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit; aber ſo wenig auch die von Urban in der ſiciliſchen Angelegenheit getroffenen Maßregeln mit ſeinem Rechtsgefühl übereinſtimmen mochten, ſo war doch Alles ſchon zu weit gediehen, als daß er

ohne Beschämung für die Kirche jetzt hätte einen andern Weg einschlagen können. Er schloß sich deshalb noch enger an Karl von Anjou an, der jetzt mit einem Heere zur See nach Italien kam und am 21. Mai 1265 glücklich Rom erreichte. Im Juni zog ein französisches Heer über den Col di Tenda nach Piemont, eroberte Vercelli, drang, durch Verrath begünstigt, über den Ticino, vereinigte sich in der Lombardei mit den Guelfen, drängte die Ghibellinen nach Cremona zurück und erreichte zu Weihnachten Rom. Am sechsten Januar 1266 ließ nun der Papst durch fünf dazu bevollmächtigte Cardinäle Karl feierlich zum Könige von Neapel krönen, und nachdem derselbe von den Cardinälen sich hatte Vergebung seiner Sünden ertheilen lassen, brach er gegen Neapel auf. Manfred, dessen Friedensvorschläge Karl mit schnöden Worten zurückwies, rüstete sich zu entschlossenem Widerstande. Mit kluger Vorsicht besetzte er die Gebirgspässe bei Tagliacozzo und Ceperano, die einzigen Punkte, an welchen die Franzosen aus dem Kirchenstaate in das neapolitanische Gebiet eindringen konnten, und berief seine Lehnsmannen und die deutschen Söldner nach Benevent. Schwerlich hätten die Feinde etwas gegen ihn auszurichten vermocht, wäre es nicht dem Papste gelungen, durch große Versprechungen viele sicilische Edle zur Treulosigkeit zu verleiten; selbst Graf Richard von Caserta, dessen Gemahlin Violante Manfreds Schwester war, wurde zum Verräther an ihm. Er gab den Paß bei Ceperano, dessen Bewachung ihm übertragen war, den Franzosen Preis, und so drangen diese über den Garigliano nach Benevent vor, wo es am 12. Februar 1266 zu einer entscheidenden Schlacht kam. In Manfreds Heer zeigte sich vor derselben große Unschlüssigkeit; Viele dachten nur auf ihren Vortheil; Manche sannen auf Verrath, und es fehlte nicht an Solchen, die ihm den Rath gaben, zu fliehen und seine Sache ganz aufzugeben. Da rief er schmerzlich ergriffen aus: „Lieber will ich heute hier als König sterben, denn fliehend und bettelnd als ein Elender in der Fremde umherirren.“ Die Schlacht begann; Manfreds Krieger fochten mit großer Tapferkeit; als er aber sah, wie ganze Schaaren der Seinen verrätherisch zum Feinde übergingen, andere in der Flucht ihr Heil suchten, da stürzte er sich in das dichteste Schlachtgewühl und fand den Tod, den er gesucht hatte. Karls Sieg war vollständig; dreitausend Reiter, Fußgänger und Söldner waren gefallen, eine große Zahl Edler in die Gefangenschaft des Siegers gerathen. Erst nach zwei Tagen fand man den Leichnam Manfreds völlig ausgeplündert und mit Wunden bedeckt; selbst die französischen Großen baten für ihn um ein ehrenvolles Begräbniß; aber Karl versagte es herzlos unter dem Vorwande, ein Gebannter dürfe nicht in geweihter Erde liegen. So wurde er denn in aller Stille bei der Brücke von Benevent begraben; allein das Volk und selbst die Franzosen ehrten ihn, indem sie jeder einen Stein zu seinem Grabe trugen

und ihm so ein Denkmal aufhäuften; die Stätte nannte man in schöner Deutung „Fels der Rosen." Auch diese Ruhestätte gönnte ihm indessen kirchlicher Haß nicht. Der Erzbischof von Cosenza erklärte, der Ort sei kirchliches Eigenthum; überhaupt verdiene der gebannte Ketzer kein Grab in seinem ehemaligen Reiche; er ließ ihn deshalb ausgraben und nach der Gränze von Abruzzo und Picenum bringen. Dort, in einem entlegenen düsteren Felsthale, wo sich das Flüßchen Verde mit dem Tronto vereinigt, wurde der Leichnam wieder eingescharrt.

Manfreds Wittwe Helena erlag fast ihrem Schmerze, als sie in Luceria die Kunde von dem Tode des geliebten Gatten erhielt. Von Allen verlassen, wollte sie mit ihren vier Kindern nach Epirus fliehen; ehe ihr aber dies gelang, wurde sie von einem treulosen Burgvogt mit ihren Kindern und vielen Schätzen den Reitern Karls ausgeliefert. Schon nach wenigen Jahren erlag sie der harten Behandlung und ihrem Schmerze. Ihre Tochter Beatrix schmachtete fünfzehn Jahre lang in der Gefangenschaft, bis sie Karl im Jahre 1281 frei ließ, um dafür seinen in aragonische Haft gerathenen Sohn auszulösen. Manfreds drei Söhne, bei seinem Tode noch kleine Kinder, wurden einunddreißig Jahre lang gefesselt in strenger Haft gehalten; ja, es wurde ihnen nicht einmal so reichliche und gute Kost gegeben, wie den übrigen Gefangenen. Keinem Menschen war der Zutritt zu ihnen gestattet; erst im Jahre 1297 ließ ihnen Karl die Fesseln abnehmen und erlaubte, daß ein Geistlicher und ein Arzt die Unglücklichen besuchten, von denen der älteste, Heinrich, im Kerker erblindet war. Wann der Tod sie von ihren Leiden erlöste, wissen wir nicht; aber das weiß man mit Bestimmtheit, daß Heinrich nach der Schlacht bei Benevent noch dreiundvierzig Jahre lang im Gefängnisse lebte.

Nicht besser verfuhr der grausame Karl mit seinen neuen Unterthanen. Das mußte gleich nach dem Siege über Manfred das der Kirche zugehörige und ihr stets so treue Benevent erfahren. Weder geistliches noch weltliches Gut wurde geschont, selbst Kirchen und Klöster rein ausgeplündert. Man achtete weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht; Raub und Mord und die entsetzlichsten Frevel aller Art wurden acht Tage lang in der unglücklichen Stadt verübt. Der Papst machte Karl die bittersten Vorwürfe, forderte Ersatz und strenge Bestrafung der Frevler; aber es geschah nichts.

Erschreckt öffnete Capua dem Könige die Thore, und in Neapel hielt er einen feierlichen Einzug. Alle Richter und alle Beamte Manfreds wurden abgesetzt, und meistentheils habsüchtige Franzosen oder Solche, die an den Hohenstaufen zu Verrätbern geworden waren, traten an ihre Stelle; auch Sicilien mußte sich unterwerfen; Karl war im Besitze des ganzen Reiches. Auch die Guelfen in Oberitalien schlossen sich

ihm an. Mailand und mehrere andere Städte der Lombardei machten unter einander einen Bund für ihn und gegen alle seine Feinde und traten ihm so die obere Leitung aller lombardischen Angelegenheiten ab, und der Papst sah sich genöthigt, ihn auf drei Jahre zum Erhalter des Friedens in Toscana zu ernennen. In seinem Reiche war er nun vor Allem bemüht, alles von den Hohenstaufen Herrührende zu entfernen. Alle Gesetze Friedrichs wurden aufgehoben, die Urkunden vernichtet, die Münzen umgeprägt. Die Güter der zahlreich Ausgewanderten wurden eingezogen, und aus diesen und denjenigen, welche den Einwohnern gewaltsam entrissen waren, schuf er neue Baronien, die er den mit ihm eingewanderten provençalischen Adligen ertheilte. Zugleich gab er ihnen Hoheitsrechte, so ausgedehnt, wie sie die frühern Barone über ihre Mitbürger niemals ausgeübt hatten. Das Steuersystem wurde drückender, als es je gewesen war; ein Heer von Beamten tyrannisirten einer den andern und alle zusammen das Volk; und doch war der König beständig in Schulden, und nachdem er vielen neapolitanischen Edlen zwangsweise große Summen abgeliehen oder von einzelnen Städten beigetrieben hatte, fiel er doch Wucherern in die Hände und mußte verkaufen, verpachten und versetzen, was er nur konnte. Dabei verfuhr er überall mit der größten Grausamkeit. Mehrere in der Schlacht bei Benevent gefangene Edle hatte er nach Frankreich geschickt. Sie entflohen ihren scheußlichen Gefängnissen, wurden aber wieder ergriffen, und er ließ sie nun so grausam verstümmeln, daß sie, um ihren Qualen ein Ende zu machen, sich zu Tode hungerten. In Toscana, wo er Friedensstifter sein sollte, wurde furchtbar gehaust. Bei Einnahme einer Stadt wurden Junge und Alte, Männer und Weiber, Priester und Laien ohne Unterschied gemartert und ermordet, und er hinderte es weder, noch bestrafte er die Uebelthäter. Der Papst machte ihm über seine Grausamkeit die bittersten Vorwürfe, schrieb ihm, er solle sich, wenn auch als Sieger, doch nicht als Rächer zeigen, und mehr dafür sorgen, daß er geliebt, als daß er gefürchtet werde. „Es gebührt sich", sagte er, „daß du überall mit Ordnung verfahrest, damit du nicht, wider alles Recht, bei deinen Unterthanen suchest, was sie bei dir selbst nicht finden. Man sagt, du seiest unmenschlich und für Freundschaft ohne alles Gefühl. Männer, welche freiwillig und deiner Gnade vertrauend zu dir zurückkehrten, wurden gefangen gesetzt, Unschuldige statt Schuldiger bestraft, unbillige Beweise von denen verlangt, welche du für gut fandest verdächtig zu nennen. Das Alles schickt sich nicht für einen Fürsten, der Jeden durch Milde gewinnen und mit sich versöhnen sollte. Selbst deine getreusten Anhänger betrügst du um ihren verdienten Lohn. Mit Unrecht verachtest du deine neuen Unterthanen, verzögerst die Rechtspflege, hörst Niemandes Beschwerden, wie sich's gebührt, sondern entweder gleichgültig,

oder ohne Geduld und unter lautem Schelten. Du legst Steuern aller Art auf ohne Rath und Beistimmung der Prälaten, Barone und Gemeinen. Mache dem Gräuel dieser furchtbaren Erpressungen ein Ende! Wir wundern uns, daß nicht zu deinen Ohren dringt, wie groß das Geschrei und Wehklagen der Betrübten sei, wie bitter die Beschwerden der Kirchen und Geistlichen, wie viel Gewalt geschehe selbst den Weibern und Jungfrauen, wie viel Raub an Armen, Willkür an Reichen, Unrecht an Jedem! Daher bist du Allen verhaßt; Alle verfluchen dich, und Schande bricht über dich herein."

Karls hartes Gemüth war unempfindlich gegen solche ernste Ermahnungen, wie gegen den Jammer seiner Unterthanen. Bald wurde sein Joch Allen unerträglich, und Viele wandten ihre Blicke hoffend auf den einzigen, noch übrig gebliebenen ächten Sprößling des hohenstaufischen Hauses. Die Ghibellinen in Toscana schickten hunderttausend Goldstücke nach Deutschland und luden Conradin ein, nach Italien zu kommen; die Neapolitaner versprachen ihm den Besitz seines väterlichen Reiches, wenn er sich nur daselbst zeigen würde.

Als Konrad IV. starb, war Conradin erst zwei Jahre und zwei Monate alt. Seine Erziehung blieb seiner Mutter Elisabeth überlassen; die Vormundschaft aber übernahm ihr Bruder, Herzog Ludwig von Baiern. Da mochten sie nun wohl sehr freudlose Tage verleben; denn Ludwig war ein roher, jähzorniger Mann, der, durch einen gänzlich unbegründeten Argwohn zur Wuth gereizt, seine schöne und tugendhafte Gemahlin Marie, eine Enkelin des von dem Wittelsbacher ermordeten Königs Philipp, vor den Augen der Königin Elisabeth von einem Wächter enthaupten ließ. Elisabeth vermählte sich in der Folge mit dem Grafen von Görz; Conradin aber blieb an dem Hofe seines Oheims und wurde mit großer Sorgfalt erzogen. So redete er z. B. mit großer Fertigkeit Latein. Obgleich er noch Herzog von Schwaben und Franken hieß, waren ihm doch fast alle seine väterlichen Güter entrissen worden; aber der hohe Geist seiner Ahnen war nicht von ihm gewichen, und mit tiefem Schmerze gedachte er oft des harten, auf dem hohenstaufischen Geschlechte lastenden Geschickes. Auf der andern Seite machte die reiche, blühende Natur an den lachenden Ufern des Bodensee's, wo er fern von seiner Stammburg weilte, auf sein empfängliches Gemüth den tiefsten Eindruck, und in zarten, bald heitern, bald trüben Liedern sprach er seine Liebe und seine Sehnsucht aus. Vor Allem aber hatte er mitten in seiner Armuth einen köstlichen Schatz gefunden, einen treuen Freund, den nur drei Jahre älteren Prinzen Friedrich von Baden. Wie Conradin, im sechsten Gliede von Heinrichs IV. Tochter Agnes abstammend, und, wie er, seines väterlichen Erbes beraubt, unter gleichen Leiden und zu gleichen Hoffnungen erzogen, hatte

ſich ihm derſelbe angeſchloſſen mit der ganzen Gluth der Jugend und ſich mit ihm vereint auf Leben und Tod.

Als die Aufforderungen aus Italien an Conradin ergingen, war er ſechszehn Jahre alt. Da ergriff ihn mächtig der Gedanke, den alten Glanz ſeines Hauſes wieder zu erringen, und vergebens warnte ihn die zärtlich beſorgte Mutter vor dem trügeriſchen Zauberboden Italiens, das die Hohenſtaufen zu jeder Zeit tückiſch angelockt habe, um ihnen ſicheres Verderben zu bereiten. Er wollte ſeiner Ahnen würdig entweder ſiegen oder untergehen. Er verkaufte oder verpfändete den letzten Reſt ſeines deutſchen Erbes; Viele ſchloſſen ſich ihm an; auch ſein Oheim Ludwig von Baiern und ſein Stiefvater, der Graf Meinhard von Görz, nahmen am Zuge Theil, und ſo überſchritt er, begleitet von ſeinem treuen Friedrich, im Herbſte 1267 mit zehntauſend Mann die Alpen. In Verona wurde er feierlich empfangen; Geſandte aus den ghibelliniſch geſinnten Städten erſchienen, um ihn zu bewillkommnen, und Alles verhieß den glücklichſten Erfolg. Aber bald machte ſich Geldmangel fühlbar; Viele kehrten um, ſelbſt ſein Oheim und ſein Stiefvater, und die Zahl ſeiner Streiter ſchmolz in kurzer Zeit auf dreitauſend zuſammen. Dennoch gingen ſeine erſten Unternehmungen glücklich von Statten. Außer den oberitaliſchen Städten trat auch Karls ehemaliger Bundesgenoſſe Heinrich von Caſtilien auf ſeine Seite, und eine Empörung, die zu ſeinen Gunſten in Sicilien ausbrach, verbreitete ſich mit unglaublicher Schnelligkeit. Auch die Schlacht gegen die Franzoſen bei Ponte di Valle am Arno wurde gewonnen, und Conradin zog nach Rom, wo er mit lautem Jubel aufgenommen wurde; von da wollte er weiter nach Apulien vordringen. Karl erſchrak; der Papſt aber ſprach, während Alle verzagten: „Des Knaben Größe wird verſchwinden wie ein Rauch; er zieht gen Apulien wie zur Schlachtbank!“ Nur zu ſchnell ſollte ſich die unheilvolle Weiſſagung erfüllen.

Am 18. Auguſt 1268 brach Conradin von Rom auf; er zog aber nicht auf der gewöhnlichen Straße nach dem ſtark beſetzten Paß von Ceperano, ſondern wandte ſich gegen Alba, nach einer Gegend, wohin ihm der Weg nicht verlegt war, und wo er von vielen ihm heimlich verbündeten Edlen und von den treuen Sarazenen Beiſtand erwarten konnte. Auch Karl eilte dorthin, und am 23. Auguſt kam es am Salto zwiſchen Tagliacozzo und Scurcola zu einer entſcheidenden Schlacht. Schon hatten die Deutſchen geſiegt; Heinrich von Caſtilien hatte das franzöſiſche Lager eingenommen, und die Deutſchen überließen ſich der Erholung nach dem heißen Kampfe. Da ſtürzten plötzlich achthundert franzöſiſche Ritter aus einem Hinterhalt auf die nichts Ahnenden, ſtießen Alles nieder, nahmen das deutſche Lager, und auch Heinrich, der herbeieilte, um die Schlacht wieder herzuſtellen, wurde geſchlagen, ſeine Schaar aufgerieben; er ſelbſt entkam nach Monte Caſſino, wurde aber von dem

dortigen Abte an Karl ausgeliefert; Conradin, Friedrich und viele seiner Anhänger flohen nach Rom. Bald aber mußten sie erkennen, daß sie bei den wankelmüthigen Römern keine Sicherheit zu hoffen hatten; heimlich eilten sie daher weiter südlich nach Astura zum Meere. Conradin hoffte, Sicilien zu erreichen und von da aus den Kampf zu erneuern. Schon hatte er ein Schiffchen gemiethet, das ihn und seine Freunde nach Pisa bringen sollte; schon waren die Anker gelichtet, als Johann Frangipani, der Herr von Astura, Nachricht davon erhielt und durch Sprache, Kleidung, Kostbarkeiten, namentlich einen Ring, den Conradin als Bezahlung gegeben hatte, auf die Vermuthung kam, die Eingeschifften seien angesehene deutsche Flüchtlinge. Er ließ ihnen nachsetzen, sie wurden eingeholt, und Conradin mußte sich ihm zu erkennen geben. Die Frangipani waren von Kaiser Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden, Johann Frangipani war von ihm selbst zum Ritter geschlagen; aber dennoch war er schändlich genug, die Gefangenen an Karl auszuliefern. Was für ein Schicksal sie von diesem zu erwarten hatten, konnte nicht zweifelhaft sein.

Mit teuflischer Grausamkeit wüthete Karl gegen alle Anhänger Conradins; selbst wer nur einen Wunsch für ihn ausgesprochen, einen Zweifel über den Ausgang geäußert, oder mit einem von Conradins Freunden gesprochen hatte, wurde verfolgt und mit Einziehung der Güter, oft sogar am Leben gestraft. Einer Anzahl von Römern, die unter Conradin gefochten hatten, ließ Karl die Füße abhauen, sie dann in ein Gebäude zusammenschleppen und mit demselben verbrennen. Die Stadt Alba wurde wegen der Theilnahme, die sie während der Schlacht für Conradin gezeigt hatte, von Grund aus zerstört. Aehnlich ging es überall, in Apulien wie in Sicilien, und wie der Herr, so waren auch seine Diener. Die heftigen Vorwürfe des Papstes, die dringenden Mahnungen zur Milde und Besserung fruchteten nichts; höchstens bewirkten sie, daß Karl seinen Schandthaten den Schein des Rechtes zu geben suchte. So sollte über das Schicksal der Gefangenen von Astura durch den Spruch von Rechtsgelehrten entschieden werden, die deshalb aus verschiedenen Theilen des Reiches nach Neapel berufen wurden. Wider Karls Erwarten sprachen Alle, bis auf den elenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, Conradin und seine Gefährten von aller Schuld frei; aber Karl war nicht der Mann, sich dadurch irre machen zu lassen. Unbekümmert um den Spruch der Richter, folgte er jener einen Stimme und sprach aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil über alle Gefangenen.

Conradin saß gerade beim Schachspiel, als ihm das unerwartete Urtheil verkündigt wurde. Mit Fassung hörte er es an, nur um seinen Freund klagend, und benutzte die wenige Zeit, die ihm noch blieb, um

sein Testament zu machen und sich durch Beichte und Gebet auf sein Ende vorzubereiten. Am 29. October wurden die Verurtheilten zu dem Richtplatze dicht vor der Stadt geführt, wo der Henker bereits auf dem Blutgerüste wartete. Man schien boshaft gerade diesen Ort ausgewählt zu haben, von wo aus man das weite Meer und die ganze paradiesische Küste des Golfs von Neapel überschauen konnte, um dem Unglücklichen in dem Augenblicke, wo sein junges Leben verbluten sollte, sein schönes Reich noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Karl nahm an dem Fenster einer benachbarten Burg einen sogenannten Ehrenplatz ein, von wo er mit teuflischer Freude der Hinrichtung zuschaute. Der elende Robert von Bari verkündete das Todesurtheil über Conradin und seine Freunde als „Räuber, Empörer, Aufwiegler und Verräther." Ueberrascht vernahmen die, welche zugegen waren, seine Worte, und es entstand ein dumpfes Gemurmel; Graf Robert von Flandern aber, des Königs eigener Schwiegersohn, sprang zornig hervor, schrie Robert von Bari zu: „Du, frecher, ungerechter Schurke! Wie darfst du einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und schlug dabei so gewaltig mit dem Schwerte nach ihm, daß der Elende für todt hinweggetragen werden mußte. Karl mußte seinen Zorn über diese Handlung unterdrücken, da er sah, daß die französischen Grafen dem edlen Robert von Flandern beistimmten; aber das Urtheil änderte er nicht.

„Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient", sprach hierauf Conradin, zum Volke gewandt, „hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam bestrafen, die, keinem Andern verpflichtet, mir in rühmlicher Treue anhingen!" Alle waren tief ergriffen von der Rede, der Jugend und der Schönheit des unglücklichen Fürsten; aber wie betäubt standen sie da, und keine Hand regte sich zu seiner Rettung. Spätere Schriftsteller berichten, Conradin habe noch seinen Handschuh unter das Volk geworfen als ein Rache forderndes Pfand, und Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg habe ihn aufgehoben und ihn, den letzten Willen seines Herrn erfüllend, an Peter von Aragonien überbracht, als ein Zeichen, daß ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertragen seien. Conradin umarmte noch seinen treuen Genossen Friedrich, legte dann selbst sein Oberkleid ab und rief, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Creatur, König der Ehren! Soll dieser Kelch nicht vor mir vorübergehn, so befehle ich meinen Geist in deine Hände." Dann kniete er nieder; noch einmal aber ergriff ihn schmerzlich der Gedanke an seine Mutter. „O Mutter!" rief er, sich emporrichtend, „welches

Leiden bereite ich dir!" Gleich darauf empfing er den Todesstreich. Friedrich schrie laut auf in namenlosem Jammer, als er das Haupt des theuren Freundes fallen sah; Alle zerflossen in Thränen; aber auch sein Haupt fiel, eben so das seiner Gefährten, und auch dann noch nahm das Morden kein Ende; über tausend wurden nach und nach getödtet. Den Leichen der Hingerichteten gönnte man nicht einmal eine Stätte in geweihter Erde; sie wurden am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Judenkirchhofe verscharrt. Eine Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle bezeichneten Jahrhunderte lang den Schreckensort, bis in unsern Tagen die Säule weggeschafft, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle eine Weinschenke errichtet wurde.

Noch lebten zwei Nebensprossen des hohenstaufischen Hauses, Friedrichs Tochter Margarethe und der gefangene König Enzio; aber auch diese Beiden entgingen nicht dem tragischen Geschicke des einst so mächtigen Stammes. Margarethe war mit Albrecht dem Entarteten, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, vermählt. Dieser aber wollte gern ein Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, heirathen, mit der er in unerlaubtem Umgang stand, und Margarethe mußte von ihm die übelste Behandlung erdulden. Endlich bestach er einen Diener, daß er, als Teufel verkleidet, in der Nacht sich zu Margarethe schleichen und sie erdrosseln sollte. Aber voll heftiger Gewissensunruhe zögerte derselbe mit der Ausführung des Planes, und als er endlich, von Albrecht gedrängt, sich zu der Fürstin schlich, flehte er sie um Gnade an und machte sie mit der drohenden Gefahr bekannt. Sie erschrak; aber sie erkannte auch zugleich, daß nur die schleunigste Flucht sie retten könne. Noch einmal ging sie zu ihren kleinen Söhnen Friedrich, Heinrich und Diezmann, und der Schmerz der Trennung übermannte sie so, daß sie den ersteren heftig in die Wange biß, wovon er zeitlebens den Namen Friedrich mit der gebissenen Wange führte. An Stricken ließ sich die Fürstentochter mit jenem Diener, der sie nicht verlassen wollte, und zwei getreuen Frauen von der Wartburg hinab und durchirrte hülflos das Land, bis der Abt von Fulda sie nach Frankfurt bringen ließ. Dort fand sie ehrenvolle Aufnahme; aber schon in demselben Jahre, am achten August 1270, erlag sie ihrem Gram.

Noch nicht zwei Jahre später starb auch Enzio. Mit dem Tode Friedrichs II. war jede Hoffnung auf Befreiung für ihn verschwunden, und mancherlei kam zusammen, um ihm seine Gefangenschaft noch drückender zu machen, als sie schon an sich war. Vierzehn Jahre lang war er mit einem Grafen von Solimburg, einem unerträglichen, albernen Menschen, in ein Zimmer zusammengesperrt. Seine Gemahlin Adelasia kümmerte sich in seinem Unglück gar nicht um ihn und vermählte sich sogar später mit dem Sardinier Michele Zanchi, den der große Dichter

Dante zu den ärgſten Betrügern auf Erden rechnet. Aber in allen dieſen Leiden verlor Enzio dennoch nicht die Ruhe und Heiterkeit des Gemüths. Er ſammelte Alles, was er nur an Sagen, Romanzen und Liedern bekommen konnte, und durch Dichtkunſt, Geſang und Muſik ſchuf er ſich in ſeinen engen Kerkermauern eine reiche, ſchöne Welt. Auch Freundſchaft und Liebe folgten ihm in dahin. Pietro Aſinelli, ein heiterer, geiſtreicher Jüngling, wurde ihm ein trauter Herzensfreund, und Lucia Viadagola, die ſchönſte unter den Töchtern Bologna's, feſſelten die Bande der zarteſten Neigung an ihn. So ward dem unglücklichen Enzio ſeine traurige Haft verſüßt, und wenig empfand er die Härte derſelben. Zwanzig Jahre lang war er bereits ſeiner Freiheit beraubt, als er den Tod Conradins erfuhr. Da erwachte noch einmal in ihm der Gedanke, als der einzige Sohn des Kaiſers Friedrich den alten Glanz des hohenſtaufiſchen Hauſes wieder herzuſtellen, aus Bologna zu fliehen und alle Unzufriedenen um ſich zu ſammeln. Sein treuer Freund Pietro Aſinelli gewann einen ihm bekannten Küfer Filippo. Dieſer brachte von Zeit zu Zeit ein großes Faß voll Wein zu dem Gefangenen und trug dann das leere auf der Schulter wieder fort. Endlich trug der ſtarke Mann in einem ſolchen Faſſe den König Enzio ſo leicht auf ſeinen Schultern fort, daß er durch alle Wachen und Thore hindurch kam, ohne Verdacht zu erregen. Da bemerkte zufällig ein Soldat, daß eine blonde Locke aus dem Spundloche hervorbange, welches man offen gelaſſen hatte, damit Enzio Athem ſchöpfen könne. So ſchöne Locken, meinte er, habe nur König Enzio, und der müſſe im Faſſe ſein. Mehrere eilten hinzu, und die Flucht war vereitelt. Aſinelli entkam, verlor aber Habe und Gut; Filippo und Rainerio di Gonſalonieri, ein Freund des Königs, der mit den zur Flucht beſtellten Pferden gewartet hatte, wurden ergriffen und hingerichtet; Enzio aber wurde ſeitdem in ſtrenger, einſamer Haft gehalten, wenn es auch nicht wahr iſt, daß man ihn in einen eiſernen Käfig geſperrt habe. Das brach ſeine Kraft. Als er ſein Ende nahe fühlte, machte er ſein Teſtament. Er bat in demſelben, ſeinen Leichnam nicht an ungeweihter Stätte zu begraben, verzieh den Bologneſern alle Schuld und dankte ihnen ſogar dafür, daß ſie ſeine Aerzte beſoldet hatten. Am 15. März 1272 erlöſte ihn der Tod von ſeinen Leiden. Er war noch nicht ſechsundvierzig Jahre alt, und mehr als die Hälfte ſeines Lebens hatte er im Kerker zugebracht. Sei es, daß die Bologneſer jetzt ſelbſt von Reue darüber ergriffen wurden, ſei es, daß ſie ſeiner noch im Tode ſpotten wollten, ſie ließen den Leichnam einbalſamiren, mit Scharlach kleiden, ihm eine reiche Krone auf das Haupt ſetzen und ein Scepter in die Hand geben. Der Sarg ſtand auf einer mit Sammet und Scharlach bedeckten Erhöhung und wurde in feierlicher Proceſſion nach der Kirche des heiligen Dominicus gebracht, wo noch jetzt eine ge-

krönte Bildſäule von Marmor und eine Inſchrift ſeine Grabſtätte bezeichnen.

So erloſch ein, noch wenige Menſchenalter zuvor reich blühendes Fürſtengeſchlecht; ſeine Beſitzungen wurden unter Baiern, Baden und Würtemberg getheilt; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf. Auch die alte Stammburg des untergegangenen Geſchlechtes iſt faſt ſpurlos verſchwunden. Noch ſteht der Berg,

— der hoch und ſchlank
Sich aufſchwingt, aller ſchwäb'ſchen Berge ſchönſter,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenſtaufen alte Stammburg trug.
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen ſchimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdluſtig Waldgebirg! — — —

aber die Burg, welche ſeinen Gipfel krönte, iſt nicht mehr.

Als im Jahre 1525 die Stürme des Bauernkrieges die deutſchen Gauen durchtobten, da bemächtigte ſich eine wüthende Schaar auch der hohenſtaufiſchen Stammburg, plünderte ſie rein aus und brannte ſie nieder. Mit den Trümmern bauten ſpäter die Herzoge von Würtemberg ihr Schloß zu Göppingen; ein kaum ſichtbares, bereits in Staub zerfallendes Mauerſtück iſt der einzige Reſt der alten Herrlichkeit, und öde und kahl ſteht der Felskegel da, wie in uralter Zeit. Auch das Streben der Hohenſtaufen ſchien bei ihrem Untergange ein vergebliches geweſen zu ſein; vergeblich ſchienen ſie mit aller Kraft geſtritten zu haben gegen kirchliche Uebermacht; denn während der ſinkenden Hoheit des Kaiſerthums gegenüber die fürſtliche Macht ſich hob, war auch der Glanz des Papſtthums durch den langen Kampf noch erhöht worden. Aber dennoch hatten ſie nicht erfolglos gerungen. Aus der weiteren Darſtellung wird erhellen, wie die gerade im Augenblicke des höchſten Triumphes hereinbrechende Abhängigkeit und zunehmende Ausartung der Kirche dazu führte, daß das Ziel, welches den Hohenſtaufen vorſchwebte, in noch ſchönerer Weiſe erreicht wurde, als ſie es zu ahnen vermochten; und auch von dem wirkt noch Vieles bildend fort bis auf den heutigen Tag, was durch ſie Herrliches geſchaffen wurde auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens.

Der ſchändliche Karl entging der Strafe für ſeinen Frevel nicht. Nach dem Tode Conradins ſann er nur auf Mehrung ſeiner Macht. Daß Ludwig nicht nach Paläſtina, ſondern nach Tunis zog, war, wie wir bereits geſehen haben, vornehmlich ſein Werk. Auch aus dem verunglückten Unternehmen wußte er doch für ſich großen Vortheil zu ziehen, und als ſeine, mit den reichen von Tunis erpreßten Schätzen beladene Flotte größtentheils durch den Sturm vernichtet wurde, hielt er ſich dadurch ſchadlos, daß er alles geſtrandete Gut, ſelbſt das ſeiner Freunde,

seiner Verbündeten und Unterthanen in Beschlag nahm. Dennoch war er in solcher Geldverlegenheit, daß er von seinem Neffen Philipp dreizehntausend Unzen Goldes borgen und dafür alle seine Kostbarkeiten verpfänden mußte. Gleichzeitig trachtete er nach der griechischen Kaiserkrone, und er kaufte nicht nur der Maria von Antiochien, einer Enkelin Johanns von Brienne, ihre Ansprüche auf das griechische Reich ab, sondern sandte auch Truppen gegen den neuen Kaiser Michael Paläologus. In seinem Reiche herrschte er mit eisernem Scepter. Er benutzte die Bewegungen, die durch Conradins Unternehmen veranlaßt waren, dazu, um die alten Familien gänzlich auszurotten, wobei er mit unmenschlicher Grausamkeit verfuhr; die Saracenen in Lucceria waren vernichtet, und ihre Stelle ersetzte Karl durch eine in dieser Gegend gegründete bedeutende Colonie von Provençalen; die großen Güter der Anhänger des hohenstaufischen Hauses wurden provençalischen Rittern ertheilt, und alle Schenkungen, welche seit dem Lyoner Concil von Friedrich II., Manfred und Konrad gemacht waren, wurden widerrufen. In ganz Italien machte Karl sein Ansehen geltend, und der Papst sah sich deshalb genöthigt, sich wieder an Deutschland anzuschließen, um die immer gefährlicher werdende Macht des Königs zu brechen. Clemens IV. war bald nach Conradins Hinrichtung gestorben. Fast zwei Jahre lang blieb der päpstliche Stuhl unbesetzt, und mit dem endlich gewählten Papste Gregor X. zerfiel Karl von Anfang. Derselbe forderte ihn nämlich dringend auf, die königliche Würde nicht durch unkönigliche Thaten zu entstellen und den Klagen seiner gemißhandelten Unterthanen Gehör zu geben. Karl kehrte sich an diese Ermahnungen nicht, und als ihm der Papst deshalb schrieb, es werde ein Tag kommen, wo wegen solcher Tyrannei über ihn und seine Erben unerwartet das göttliche Strafgericht hereinbrechen würde, erwiederte er ihm mit höhnischem Trotze: „Ich weiß nicht, was ein Tyrann ist; wohl aber weiß ich, daß Gott, der bisher meine Schritte geleitet hat, mir auch künftig beistehen wird.“ Wirklich schien es längere Zeit, als ob den Frevler die Strafe hienieden nicht erreichen sollte. Gregor starb bald, ebenso die drei folgenden Päpste, und erst der vierte Nachfolger Gregors, Nicolaus III., zeigte sich wieder entschlossen, Karls Macht zu beschränken. Durch seinen Einfluß erhoben sich in der Lombardei die Ghibellinen wieder, und in Mailand herrschte Otto Visconti, der an ihrer Spitze durch die Macht des Adels die Guelfen besiegt hatte, als Erzbischof mit geistlicher und weltlicher Macht. Karl mußte auf die Reichsstatthalterschaft in Toscana verzichten, und die Provence vom deutschen Kaiser als Lehen empfangen. Doch er ließ sich dadurch nicht irre machen, und es gelang ihm, solchen Einfluß auf die Papstwahl zu erzwingen, daß nur seine Werkzeuge auf den päpstlichen Stuhl gelangten. So wurde nach Nicolaus' Tode Martinus IV. Papst, ein geborner Franzose, der

ihn auf alle Weise begünstigte und ihn sogar zu seinem senatorischen Vicar in Rom ernannte; aber dennoch war das Strafgericht dem Tyrannen nahe.

In keinem Theile seines Reiches war die Unzufriedenheit und die Gährung in den Gemüthern größer als in dem von Friedrich so bevorzugten, von Karl auf jede Weise hintangesetzten Sicilien. Um die Empörung zum offenen Ausbruch zu bringen, bedurfte es nur eines Mannes, der Muth und Kraft genug hatte, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen, und ein solcher fand sich in Johann von Procida, einem Edelmanne aus Salerno. Derselbe war ein Mann von großem Scharfblick und hoher Bildung. Er hatte sowohl bei Friedrich II. als bei Manfred in Gunst gestanden; bei dem Letzteren war er nach einander Geheimschreiber, Leibarzt und Finanzminister gewesen. Als einen Anhänger der Hohenstaufen hatte ihn Karl aus dem Lande verbannt und seine Güter eingezogen; er aber begab sich zu Peter von Aragonien, der mit Manfreds Tochter Constantia vermählt war, und diese bewog ihren Gemahl, daß er dem Verbannten seinen Verlust durch Lehen in Aragonien ersetzte. Fortwährend drang Johann in Peter, das hohenstaufische Erbe in Sicilien in Besitz zu nehmen und den Unterdrückten Hülfe zu bringen. Peter zeigte sich seinen Plänen nicht abgeneigt; aber es fehlten ihm die Mittel zu einem solchen Unternehmen. Glühend von Haß gegen die Franzosen, übernahm es Johann, die Mittel herbeizuschaffen. Er reiste heimlich nach Sicilien, und da er dort die Gemüther für seinen Plan empfänglich fand, begab er sich in Mönchskleidung zu dem griechischen Kaiser nach Constantinopel. Er stellte demselben dringend die Gefahr vor, die ihm von Seiten Karls drohte, und bewog ihn, Hülfsgelder zu zahlen und den sicilischen Baronen Waffen zu versprechen. Sogar an den Papst Nicolaus wandte er sich, den er ebenfalls seinen Plänen nicht abgeneigt fand. Auch Peter faßte jetzt Muth. Um bei Karl keinen Argwohn zu erregen, rüstete er eine Flotte, angeblich gegen die Ungläubigen in Afrika. Der König von Frankreich und, wie erzählt wird, selbst Karl unterstützten ihn dazu mit Geld, und Peter stellte sich nun mit der Flotte Sicilien gegenüber auf. Ehe er jedoch irgend etwas unternahm, und während er noch abwartete, ob die Sicilier, wie sie versprochen hatten, sich erheben würden, war der Aufstand in Sicilien schon ohne sein Zuthun zum Ausbruch gekommen.

Am Nachmittage des Ostermontags (30. April) 1282 zogen die Bewohner von Palermo in großen Schaaren nach der etwas entfernt von der Stadt gelegenen Kirche S. Spirito, um daselbst die Messe zu hören; auch die Franzosen nahmen an dem Feste Theil. Sonst war es Gebrauch gewesen, sich nach Beendigung des Gottesdienstes in den Waffen zu üben; diesmal aber hatten die Franzosen das Tragen derselben

unterſagt. Manche mochten wohl ſchon unterſucht haben, ob nicht doch einzelne von den Palermitanern Waffen bei ſich führten, als ein übermüthiger Franzoſe unter dem Vorwande, nach verborgenen Waffen zu ſuchen, ſich gegen eine vornehme junge Sicilianerin arge Ungebührlichkeiten erlaubte. Das erſchreckte Mädchen ſchrie um Hülfe; ihr Bräutigam eilte herbei, riß dem Franzoſen das Schwert von der Seite und ſtieß ihn nieder. Alsbald ſtrömten die Sicilianer in großen Schaaren zuſammen, Tauſende bisher verborgen gehaltener Dolche ſchwingend; die Franzoſen wurden von allen Seiten angegriffen, und es begann ein furchtbares Blutbad, das unter dem Namen der ſicilianiſchen Veſper bekannt iſt. Kein Franzoſe in Palermo blieb am Leben; auch Weiber und Kinder, ja ſelbſt die an Franzoſen verheiratheten Sicilianerinnen wurden nicht verſchont. Von Palermo aus verbreitete ſich der Aufſtand durch die ganze Inſel. Ueberall wurden die Franzoſen ermordet, und um ſie zu erkennen, ließ man ſie ſchwere italieniſche Wörter, namentlich das Wort Ciceri, ausſprechen, was ſie nicht konnten. In Catanea allein ſollen achttauſend Franzoſen ermordet ſein; eben ſo ging es in Taormina, und noch vor Ablauf des April erhob ſich auch Meſſina, wo dreitauſend Franzoſen erſchlagen wurden. Von allen Franzoſen in Sicilien ſollen nur zwei Edelleute am Leben geblieben ſein, und vergebens ſchleuderte der Papſt den Bannfluch gegen ganz Sicilien und gegen Peter von Aragonien. Als Karl, der ſich gerade in Orvieto bei dem Papſte befand, die Nachricht von dem Aufſtande erhielt, ſoll er vor Wuth in ſeinen Stockknopf gebiſſen und blutige Rache geſchworen haben. Er eilte nach Neapel, und im Juli erſchien er mit ſeiner ganzen Heeresmacht vor Meſſina. Die Stadt würde ſich ihm ergeben haben, hätte er billige Bedingungen geſtellt; da er aber unbedingte Unterwerfung forderte, rüſteten ſich die Meſſineſer zu verzweifeltem Widerſtand; ſelbſt Weiber und Kinder waren raſtlos thätig für die Vertheidigung der bedrängten Stadt, und alle Anſtrengungen des Königs, dieſelbe zu erobern, waren vergeblich. Jetzt landete auch Peter mit einem bedeutenden Heere und wurde zu Palermo vom Volke zum König ausgerufen. Karl verließ Meſſina, noch ehe ſich Peter der Stadt nahte, und eilte mit Hinterlaſſung vieles Kriegsgeräthes über die Meerenge nach Italien; noch bei der Ueberfahrt erlitt ſeine Flotte einen bedeutenden Verluſt durch Peters Admiral, den tapferen Ruggieri di Loria. Am zweiten October zog Peter in Meſſina ein und wurde mit lautem Jubel empfangen; im folgenden Jahre kam auch ſeine Gemahlin Conſtantia mit ihren Kindern nach Sicilien und wurde vom Volke als rechtmäßige Beſitzerin der Inſel anerkannt. Der Krieg dauerte inzwiſchen fort, und Karl bot Alles auf, um wieder in den Beſitz der Inſel zu gelangen, aber vergeblich. Am 23. Juni 1284 ſchlug Loria ſeine Flotte gänzlich und nahm ſogar ſeinen Sohn Karl

gefangen. Dem jungen Prinzen drohte von den Rache dürstenden Siciliern die größte Gefahr; ja, er wurde zum Tode verurtheilt; aber großmüthig rettete ihn Constanzia, Böses mit Gutem vergeltend. So viel Unglück brach den starren Sinn des Königs. Er wurde von Trübsinn ergriffen und starb am siebenten Januar 1285. Auch seinen Gegner Peter ereilte noch in demselben Jahre der Tod, ebenso den Papst Martinus; aber der Kampf dauerte ununterbrochen fort, bis endlich im Jahre 1302 ein Friede zu Stande kam, in welchem Karls Sohn Karl II. an Peters Sohn Friedrich Sicilien abtrat und ihm seine Tochter Eleonore zur Gemahlin gab.

Viertes Kapitel. Innere Verhältnisse der christlichen Kirche im Abendlande.

§. 46. Die Bettelmönche.

Während das Papstthum im Kampfe mit der weltlichen Macht den Sieg errang, hatte es auch im Innern der Kirche eine mächtige Stütze gefunden an den seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts entstandenen Mönchsorden.

Das Mönchsthum hatte sich im Abendlande in den ersten Zeiten seiner Ausbreitung durch strenges, Gott geweihtes Leben der verderbten Geistlichkeit gegenüber ausgezeichnet. Im Laufe der Jahrhunderte wurde es jedoch auch von dem allgemeinen Verderben ergriffen; die immer mehr überhand nehmenden Reichthümer der Klöster führten zur traurigsten Entartung des Lebens in denselben; die strengen Mönchstugenden, die sich durch Armuth und Mangel entwickelt hatten, gingen in Ueppigkeit und Wohlleben zu Grunde. Dazu kam, daß jene Reichthümer vielen vornehmen Laien eine Lockung wurden, sich in Abtstellen einzudrängen, so daß im neunten Jahrhundert die meisten Klöster im fränkischen Reiche unter Laienäbten standen und selbst Fürstinnen Abteien zur Mitgift erhielten. Doch gerade diese Entartung des Mönchsthums rief auch bei ernsteren Männern das Streben hervor, es von solchen Mängeln zu reinigen und die alte Strenge in demselben zu erneuern. So trat bereits unter Ludwig dem Frommen der Abt Benedict von Aniane in Languedoc als Reformator des Mönchslebens auf. Er faßte den Entschluß, die alte Regel Benedicts von Nursia wieder zu voller Geltung zu bringen. Immer Mehrere schlossen sich, von seiner Begeisterung für das alte Mönchsthum mit ergriffen, ihm an, und er führte seine Mönche wie-

der zur Arbeitsamkeit und zum Wohlthun zurück. Ludwig der Fromme übergab seiner Leitung eine größere Anzahl von Klöstern, und so finden wir hier das erste Beispiel einer Mönchscongregation, d. h. einer Vereinigung mehrerer Klöster unter einem gemeinsamen Oberhaupte. Aber dies Beispiel stand noch zu vereinzelt da, um auf die Dauer der Verweltlichung des Klosterlebens Einhalt thun zu können. Der Verfall desselben wurde immer größer; immer dringender erschien eine durchgreifende Reform.

Eine solche ging von Berno, dem Sohne eines burgundischen Grafen, aus, welcher die Congregation der Cluniacenser begründete. Herzog Wilhelm der Fromme von Aquitanien nämlich erbaute im Jahre 910 auf seinem Grund und Boden zu Clugny (Cluny) in Burgund ein Kloster, das er schon in der Stiftungsurkunde ausdrücklich jeder Abhängigkeit von einer geistlichen oder weltlichen Aufsichtsbehörde entzog und unmittelbar unter den Papst stellte, gewissermaßen als Eigenthum des päpstlichen Stubles. Der erste Abt dieses Klosters wurde Berno, und empört über die Zügellosigkeit des Mönchlebens, in das er sich zurückgezogen hatte, suchte dieser nun in demselben die alte Strenge wieder herzustellen. Sein Streben war so erfolgreich und fand so große Anerkennung, daß sich auch andere Klöster ihm freiwillig unterordneten, und daß er bei seinem Tode bereits an der Spitze von sieben Klöstern stand, die in enge Gemeinschaft mit einander traten. Noch weit Bedeutenderes wirkte sein Nachfolger, der Abt Odo. Derselbe war der Sohn eines angesehenen Mannes, der ihn schon in früher Kindheit zur Frömmigkeit und zu wissenschaftlichen Beschäftigungen angehalten hatte. Später wurde er zwar von dem Strudel des Hoflebens mit fortgerissen; aber unauslöschlich blieben doch die Eindrücke in seinem Gemüthe, die er in der Kindheit empfangen hatte. Neunzehn Jahre alt, trat er in den geistlichen Stand, und Vielen wurde schon damals der ernste, fromme Jüngling ein Führer zur Frömmigkeit und Tugend. Er zog sich in das Kloster Clugny zurück, und durch Berno's Testament wurde ihm nach dem Tode desselben die Aufsicht über jenes Kloster und über den größten Theil der anderen von Berno gestifteten oder reformirten Klöster übertragen. Seine Strenge und sein frommer Eifer verschafften ihm bald so großes Ansehen, daß der Papst ihn sogar nach Rom berief, um durch ihn zwischen Fürsten Frieden zu vermitteln, und daß er häufig zur Reformation von Klöstern aufgefordert wurde. Seine Nachfolger wirkten in seinem Geiste fort und erwarben sich durch aufopfernde Thätigkeit für das geistige und leibliche Wohl der Menschen, namentlich auch für die Bildung der Jugend, ebenso wie durch ihre Strenge so großes Ansehen, daß die Zahl der zu dieser Cluniacenser-Congregation gehörigen Mönche und Klöster unglaublich wuchs. Im Jahre 1126 zählte das Stamm-

kloſter Clugny nicht weniger als 460 Mönche, und zweitauſend Klöſter waren von demſelben abhängig. Von Anfang war das Kloſter Clugny nur den Päpſten unterworfen, und der jedesmalige Abt deſſelben ſtand an der Spitze der ganzen Congregation. Er wurde ſelbſt von den Mönchen jenes Kloſters gewählt, und aus dieſen wählte er dann wieder die Prioren der meiſten anderen Klöſter. Sie verſammelten ſich alljährlich zu Clugny zu einem Generalkapitel, welches die Oberaufſicht und die Geſetzgebung für die ganze Congregation in Händen hatte.

Es erhellt, daß durch eine ſolche Vereinigung ſowohl der Eifer für das Mönchsleben neu belebt, als auch eine größere Unabhängigkeit der Klöſter von den Biſchöfen vorbereitet werden mußte. Allmälig entfernten ſich jedoch die Cluniacenſer von ihrer urſprünglichen Strenge. Sie gehörten zu den gebildetſten unter den Mönchen, und mit der Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft vereinigte ſich allmälig auch Neigung zu Pracht und Ueppigkeit, ſo daß man ihnen vorwarf, ſtatt gottſelige Uebungen zu treiben, ſchrieben ſie Werke alter heidniſcher Schriftſteller ab; unnütze, ſtörende Pracht herrſche in ihren Kirchen, und über dem angeblich Schönen vernachläſſigten ſie das Heilige. Daher entſtand ein neuer Verſuch, die alte Strenge im vollſten Maße wieder herzuſtellen.

Robert, ein aus adeliger Familie in der Champagne ſtammender Mönch, zog ſich mit Mehreren, denen gleich ihm das damalige Mönchsleben nicht ſtrenge genug erſchien, in einen Wald zurück, um daſelbſt als Einſiedler zu leben. Dem Vereine wurde bald die größte Verehrung zu Theil; reiche Schenkungen floſſen ihm zu, und da dieſelben Verweichlichung unter den Einſiedlern zu Folge hatten, ſo verließ Robert mit dreißig der Strengſten die Uebrigen und gründete mit ihnen im Jahre 1098 in furchtbarer Waldeinſamkeit, fünf Meilen von Dijon, das Kloſter Citeaux oder Ciſtercium, deſſen Regel, die nach dem Muſter der alten Benedictinerregel entworfen, aber vielfach verſchärft war, vom Papſt Paſchalis II. beſtätigt wurde. Die übertriebene Strenge dieſes neuen Ciſtercienſerordens ſchreckte anfänglich die Meiſten zurück, und nur Wenige entſchloſſen ſich zum Eintritt in denſelben, bis er durch den Abt Bernhard von Clairvaux (S. 220) außerordentliches Anſehen erhielt.

Neben dieſen Mönchscongregationen wurden durch den Gegenſatz gegen das in der Kirche herrſchende Verderben auch Einſiedlerverbindungen hervorgerufen. Viele flohen aus der verderbten Welt, um in düſteren Wäldern ein Leben ſtrenger Entſagung zu führen. Bald gelangten ſolche Männer zu großer Verehrung; zahlreiche Schüler ſchloſſen ſich ihnen an, und ſelbſt übermüthige Größe ſcheuten ihr ſtrafendes Wort. Zu dieſen Männern gehörte namentlich der heilige Nilus, ein Mönch griechiſcher Abkunft. Er war bald nach dem Anfange des zehnten Jahrhunderts zu Roſſano in Calabrien geboren. Seine frommen Eltern

hatten ihn gleich nach ſeiner Geburt dem Dienſte Gottes geweiht, und in ſeinem dreißigſten Jahre trat er in ſeiner Heimath in ein Kloſter. Inmitten eines verderbten Geſchlechtes gab er das Beiſpiel großer Sittenſtrenge und eines ganz der chriſtlichen Liebe geweihten Lebens; dadurch gelangte er bei Hohen und Niedrigen zu großem Anſehen. Man wollte ihn zum Biſchof von Roſſano machen; er aber verließ Calabrien und ging mit einigen Gefährten zu den Mönchen von Monte Caſſino, die ihn mit der größten Verehrung aufnahmen. Faſt funfzehn Jahre lebte er in ihrer Nähe mit ſeinen Genoſſen in dem kleinen Michaelskloſter zu Valleluce, das ihm übergeben wurde, als Einſiedler; dann aber ließ er ſich in dem Gebiete von Gaeta nieder. Viele rief er mit ernſter Mahnung zur Buße, und auch den Mächtigen der Erde trat er unerſchrocken entgegen, freimüthig überall das Schlechte ſtrafend. Selbſt Otto III. mußte von ihm die Stimme der Wahrheit vernehmen, und der Kaiſer nahm mit Thränen ſeine Krone vom Haupte und bat den Mann Gottes, ihm ſeinen Segen zu ertheilen. Durch ſeine Verwendung wurde der ſchlichte Mönch Retter ganzer Städte; oft unternahm er, wo es galt, einem Verfolgten beizuſtehen, weite Wege zu Fuß, und auch das furchtbarſte Wetter hielt ihn dann nicht zurück. Wohl legte er auch auf Faſten und Bußübungen Werth; aber weit wichtiger erſchien ihm doch die Demüthigung des Herzens vor Gott, und er benutzte jede Gelegenheit, um vor falſchem Vertrauen auf todten Glauben und äußerliche Werke zu warnen. Seine letzten Tage verlebte er in einem kleinen Kloſter der heiligen Agathe zu Frascati, wo er im Jahre 1005 ſanft und ſelig entſchlief. Schon zwei Tage vor ſeinem Tode hatte er wie ſchlafend da gelegen, nur daß er die Lippen bewegte und mit der Hand wiederholt das Zeichen des Kreuzes machte. Ein Mönch, der das Ohr an ſeinen Mund legte, hörte ihn ſagen: „Dann werde ich nicht zu Schanden werden, wenn ich auf alle deine Gebote hinblicke.“ Zöglinge und Schüler des frommen Mannes wirkten auch nach ſeinem Tode in jenen Gegenden in ſeinem Sinne fort; in Norditalien aber trat um die nämliche Zeit ein ihm geiſtesverwandter Mann auf, Romuald, der aus dem Geſchlechte der Herzoge von Ravenna ſtammte und ſelbſt bei dem Kaiſer Otto III. in hohem Anſehen ſtand. Er gründete mehrere Einſiedlervereine; der berühmteſte unter denſelben aber wurde der von ihm zu Camaldoli im florentiniſchen Gebiete unweit Arezzo um das Jahr 1020 gegründete Verein, von welchem die ganze Verbindung den Namen der Camaldulenſer erhielt. Eine ähnliche Congregation von Einſiedlern entſtand um das Jahr 1050 in dem Apenninenthale Vallombroſa, eine halbe Tagereiſe von Florenz; die berühmteſte Eremitenverbindung aber wurde der Karthäuſerorden. Stifter deſſelben war Bruno, ein frommer, wiſſenſchaftlich gebildeter Geiſtlicher aus Köln. Derſelbe war Vorſteher der

Domschule zu Rheims geworden; der Erzbischof Manasse von Rheims war aber ein durchaus weltlich gesinnter, in Pracht und Ueppigkeit lebender Mann, welcher meinte, das Erzbisthum von Rheims wäre eine recht schöne Sache, wenn man nur nicht, um es zu besitzen, Messe lesen müßte. Von Abscheu über die Ausschweifungen desselben ergriffen, beschloß Bruno mit mehreren Gleichgesinnten, in die Einsamkeit zu fliehen. Vier Stunden von Grenoble windet sich ein schmaler Weg durch ein rings von Waldströmen durchrauschtes und vielfach zerrissenes Felsenthal. Der Pfad wird zuletzt so eng, daß man nur zu Fuße fortkommen kann; zu beiden Seiten erheben sich schroffe, mit düsteren Tannenwäldern bedeckte Felsgebirge, deren Gipfel bis in die Wolken ragen; es ist eine furchtbare, schauerliche Einöde. Eine schmale Felsschlucht führt endlich in ein enges Thal, la Chartreuse genannt; noch höher und schroffer erheben sich rings um dasselbe die Felsen, von dichten Tannenwäldern, die kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermag, bedeckt. Immer höher führt den Wanderer der Weg, und tief unter ihm braust ein wilder Bergstrom dahin. Endlich hört der Wald auf; das Thal erweitert sich. Dies war der Ort, wohin sich im Jahre 1084 Bruno mit zwölf Andern zurückzog. Sie erbauten zwar ein Kloster, in welchem sie ihre Zusammenkünfte hielten; aber sie wohnten nicht in demselben, sondern in abgesonderten Zellen, die sie daneben erbauten, und in denen jeder für sich den ganzen Tag schweigend, mit Andachtsübungen, geistlichen Studien, Abschreiben von Büchern und körperlicher Arbeit beschäftigt, zubrachte. Sie lebten in großer Armuth, trugen grobe Kutten und genossen nur Pflanzenspeisen und Kleienbrod. Sogar beim Gottesdienst verschmähten sie alle Pracht; nur der Abendmahlskelch durfte von Silber sein, und selbst als ihr Ansehen wuchs und ihre Klöster prächtiger ausgestattet wurden, änderte sich in der strengen Enthaltsamkeit ihrer Lebensweise nichts. Auch die schärfsten Sittenrichter vermochten ihnen nicht, wie anderen Orden, Scheinheiligkeit und Verweichlichung zum Vorwurf zu machen, und obgleich Viele durch die große Strenge vom Eintritt in diese Verbindung abgeschreckt wurden, zählte sie doch um das Jahr 1300 nicht weniger als 211 Mönchs- und Nonnenklöster. Man nannte diese Mönche nach ihrem Stammsitze Karthäuser und ihre Klöster Karthausen.

Zu den strengsten Orden gehörte noch der von dem heiligen Norbert gestiftete der Prämonstratenser. Norbert stammte aus einem angesehenen Geschlechte und war zu Xanten im Herzogthum Cleve geboren. Anfangs lebte er ganz nach Art der gewöhnlichen Weltgeistlichen am Hofe des Erzbischofs von Köln und des Kaisers Heinrich V. Im Jahre 1114 aber wurde er einst auf einem Lustritte vom Gewitter überrascht; der Blitz schlug dicht neben ihm ein, und er stürzte betäubt zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, war eine gänzliche Umwandlung mit

ihm vorgegangen; das Gefühl der Todesnähe hatte ihn tief erſchüttert. Er verkaufte ſein Erbe, gab den Erlös den Armen, vertauſchte ſeine prächtigen Gewänder mit armſeliger Tracht und begann als Bußprediger Deutſchland und Frankreich zu durchreiſen. Durch ſeine donnernden Strafreden brachte er zwar die verweltlichte Geiſtlichkeit gegen ſich auf; aber der Papſt nahm ſich ſeiner an und ertheilte ihm die Vollmacht, zu predigen, wo er wollte. Ueberall empfing man ihn mit der größten Verehrung. Wo er in eine Stadt kam, wurden die Glocken geläutet; Jung und Alt, Männer und Weiber ſtrömten in die Kirche, um ihn zu hören; Jeder beeiferte ſich, ihn bei ſich zu beherbergen. Im Jahre 1119 ſuchte er den Papſt Calixt II. in Rheims auf, und dieſer empfahl ihn der Fürſorge des Biſchofs von Laon. In dem Kirchenſprengel deſſelben, in dem wilden Thale Prémontré bei Coucy ließ er ſich nieder, und dort ſtiftete er den neuen geiſtlichen Verein der Prämonſtratenſer, welcher Predigt und Seelſorge mit dem Mönchsleben verbinden ſollte. Buße predigend, zog er von hier aus in Frankreich, Flandern und Deutſchland umher, von Geiſtlichen, Gemeinden und Großen gerufen. Endlich wurde er Erzbiſchof von Magdeburg, und als ſolcher ſtarb er im Jahre 1134.

In dem Orden der Prämonſtratenſer herrſchte die größte Strenge. Geſunde aßen nie Fleiſch, und die Armuth war anfänglich ſo groß, daß man in Prémontré kaum Brot hatte; dennoch wuchs der Orden, an deſſen Spitze der Abt von Prémontré unter dem Titel eines Generals ſtand, mit außerordentlicher Schnelligkeit, und es entſtanden auch mehrere Nonnenklöſter nach derſelben ſtrengen Regel. Vor der Reformation betrug die Zahl derſelben an 500, die der Prämonſtratenſerklöſter überhaupt gegen zweitauſend, meiſtentheils in Deutſchland, Frankreich, den Niederlanden, England und den nordiſchen Reichen; jetzt beſteht der Orden nur noch in wenigen polniſchen und öſterreichiſchen Klöſtern; eins der ſchönſten und reichſten derſelben befindet ſich zu Prag. Auch der Karthäuſerorden iſt faſt ganz eingegangen; nur in Sicilien haben ſich noch Karthauſen erhalten.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert hatte ſich die Zahl der Mönchsorden ſo vermehrt, daß Papſt Innocenz III. im Jahre 1215 ein Geſetz erließ, durch welches er beſtimmte: „weil die zu große Verſchiedenheit derſelben Verwirrung erzeuge, ſolle in Zukunft Keiner einen neuen Orden ſtiften, ſondern wer Mönch werden wolle, habe ſich einer bereits vorhandenen Mönchsregel anzuſchließen.“ Dennoch bot er ſelbſt nachher noch die Hand zur Stiftung zwei großer Mönchsorden, die einflußreicher geworden ſind, als alle früheren, der beiden Bettelmönchsorden der Dominicaner und Franciscaner.

Domingo (Dominicus) de Guzman, der Stifter des Dominicaner-

ordens, wurde im Jahre 1170 zu Calarugna, einem Flecken im Kirchensprengel von Osma in Altkastilien, geboren. Er stammte sowohl durch seinen Vater Felix de Guzman, wie durch seine Mutter Johanna von Aza aus edlem Geschlechte; von dem Hause der Guzmans leiten noch jetzt die Herzoge von Medina Sidonia ihre Herkunft ab. Schon in seinem siebenten Jahre nahm ihn sein Oheim mütterlicher Seite, welcher ein Geistlicher war, in strenge Aufsicht, und im vierzehnten bezog er die Universität zu Palenza, wo er mit großem Eifer zuerst Grammatik und die freien Künste und sodann Theologie studirte. Schon damals zeichnete er sich durch aufopfernde christliche Liebe aus. Bei einer Hungersnoth verkaufte er alle seine Bücher und Geräthschaften, und Viele wurden durch sein Beispiel zur Nacheiferung gereizt. In seinem vierundzwanzigsten Jahre wurde er Chorherr zu Osma. Fleißig forschte er auch jetzt in der heiligen Schrift; die übrige Zeit brachte er in Gebet und Andachtsübungen zu; sein heißester Wunsch aber war, den rechten Weg zum Himmelreiche zu finden und Andern ein Führer auf demselben zu werden. Dabei führte er ein Leben der strengsten Enthaltsamkeit, so daß seine Gesundheit endlich darunter litt und sein Bischof ihm befehlen mußte, zur Stärkung derselben Wein zu genießen, den er sich zehn Jahre lang beharrlich versagt hatte. Ueberhaupt war er ein Mann von schwachem Körperbau, mit röthlichem Haar und Bart, aber freier Stirn, schwarzen Augen, kühn gebogener Nase; ungeachtet seines tiefen Ernstes ruhte doch stets die ungetrübteste Heiterkeit auf seinen Zügen, und eine starke, aber doch angenehme, klangvolle Stimme verlieh seiner Rede einen eigenthümlichen Reiz. Gleichheit der Gesinnung knüpfte ein enges Band zwischen ihm und seinem Bischofe Diego von Azebes, einem Manne von großer Sittenstrenge und warmem Eifer für das Beste der Kirche, der rastlos bemüht war, die Strenge der alten Regel unter seinen Chorherren wieder herzustellen. — In seinem dreißigsten Lebensjahre begann Dominicus öffentlich zu lehren, und fünfunddreißig Jahre alt, unternahm er im Dienste seines Königs mit Diego eine Reise nach dem südlichen Frankreich. Dort hatte er Gelegenheit, die große Gefahr kennen zu lernen, welche der Kirche durch die immer mehr um sich greifenden Secten drohte; zugleich aber erkannte er auch die Wahrheit der Klagen, welche die Ketzer über die Prunksucht und die weltlichen Sitten der Geistlichkeit erhoben. Im Jahre 1208 kam er mit Diego zum zweiten Male in diese Gegenden, und gleichzeitig wurde ein päpstlicher Legat mit zwölf Cistercienser-Aebten zur Bekämpfung der Ketzer dorthin geschickt. Da Dominicus sah, daß der Legat in großem Prunke erschien, forderte er ihn auf, aller Pracht zu entsagen; durch Demuth und Dürftigkeit würden sie mehr wirken, als durch Worte. Sein Rath wurde befolgt; der Bischof Diego erhielt die Leitung über Alle, und barfuß, in frei-

williger Armuth, zogen sie predigend im Lande umher. Nach zweijähriger Wirksamkeit starb Diego auf der Rückreise nach Spanien; die Fortsetzung seiner Thätigkeit im südlichen Frankreich aber hatte er dem Dominicus überlassen, der sich derselben mit großem Eifer annahm, aber leider auch die nun beginnenden blutigen Gewaltthätigkeiten zur Unterdrückung der Ketzer, von denen weiter unten die Rede sein wird, billigte und beförderte. Zehn Jahre lang wirkte Dominicus in diesen Gegenden, und da sich mehrere Gleichgesinnte ihm anschlossen, so entstand in ihm der Gedanke zur Stiftung eines neuen geistlichen Ordens, welcher der Verwaltung des Predigtamtes sich widmen sollte. Im Jahre 1215 reiste er nach Rom, um die Bestätigung desselben bei dem Papste Innocenz III. auszuwirken. Innocenz genehmigte den Orden und stellte nur die Bedingung, daß er sich einer bereits bestehenden Mönchsregel anschlösse. Dominicus wählte die sogenannte Regel des Augustinus, nur daß er noch größere Strenge in derselben einführte. Der Orden sollte keine Besitzungen annehmen, sondern nur die Einkünfte von ihnen, um nicht durch die Sorge für die Verwaltung des Weltlichen von seinem geistlichen Berufe abgezogen zu werden. Im folgenden Jahre bestätigte der neue Papst Honorius III. die Stiftung des Ordens, der von seinem Hauptberufe „der Predigerorden" genannt wurde. Im Jahre 1219 nahm derselbe eine, der Kartbäusertracht ähnliche, weiße Kleidung an, und das erste Kapitel, welches im folgenden Jahre gehalten wurde, setzte fest, daß derselbe weder Besitzungen noch Einkünfte haben solle. Um die Ausbreitung seines Ordens zu befördern, durchreiste Dominicus Frankreich, Spanien und Italien. Endlich ließ er sich in Bologna nieder, wo er, in der Strenge geistlicher Uebungen alles Maß überbietend, bis an seinen Tod lebte. Wie sehr er dabei das Aeußerliche überschätzte, sieht man unter Anderm daraus, daß er neun besondere Arten erfann, um außer den Kirchenstunden zu beten: krumm stehend, auf der Erde liegend, abwechselnd niederknieend und schnell wieder sich erhebend, die Arme in Kreuzesform ausgestreckt u. s. w. Er starb am sechsten August 1221. In härenem Gewande und mit einer eisernen Kette umgürtet, auf der Erde in Asche liegend, erwartete er ruhig und ergeben den Tod. „Weinet nicht", sprach er zu Denen, die trauernd um ihn her standen, „in jener Welt werde ich euch nützlicher sein, als hier."

Stifter des Franciscanerordens war der heilige Franciscus von Assisi. Er war im Jahre 1182 zu Assisi in Spoleto geboren und hieß eigentlich Giovanni Bernardone; den Namen Franciscus empfing er erst später von seiner Fertigkeit in der französischen Sprache. Sein Vater Pietro Bernardone war ein angesehener, reicher Kaufmann, und er wuchs unter den Genüssen und Freuden eines rein weltlichen Lebens auf, denen er sich ganz hingab, obgleich er sich schon in seiner Jugend durch Empfäng-

lichkeit für religiöse Eindrücke und durch Wohlthätigkeit auszeichnete. Er wurde ebenfalls Kaufmann. Einmal verwandte er den größten Theil des Geldes, welches er für seine Waaren gelöst hatte, zu frommen Zwecken; sein Vater aber nahm dies so übel auf, daß er ihn dafür körperlich züchtigte und einsperrte. Etwa vierundzwanzig Jahre alt, wurde er von einer schweren Krankheit befallen; dieselbe brachte einen gewaltigen Eindruck auf ihn hervor, und nach seiner Genesung fühlte er sich immer mehr zu einem Gott geweihten Leben hingezogen. Träume und Visionen bestärkten ihn noch in dieser Richtung. Einst träumte ihm, er sähe einen ganzen Palast voll Waffen, die mit dem Kreuze bezeichnet waren. Er fragte, wem sie gehörten, und erhielt zur Antwort: „Dir und Deinen Soldaten." Schon wollte er deshalb als Ritter in den Dienst eines angesehenen Grafen treten, als er durch einen anderen Traum davon zurückgehalten wurde. Ein andermal trat er in eine alte baufällige Kirche, um zu beten, und als er vor einem Crucifixe niederfiel, war es ihm, als vernähme er von demselben her eine Stimme, die ihm zurief: „Gehe hin und stelle mein Haus wieder her, denn du siehst, daß es ganz zu Grunde geht." Er faßte dies ganz äußerlich auf, und suchte Geld für die Wiederherstellung der verfallenen Kirche zusammen zu bringen, wie er auch für den Wiederaufbau anderer verfallener Kirchen Collecten veranstaltete. Viele hielten ihn mit seinem sonderbaren Treiben für wahnsinnig und spotteten über ihn; er aber ließ sich durch nichts in seiner Lebensrichtung irre machen, und durch seine wahrhaft große Beharrlichkeit gewann er doch manche ernster Gesinnte für sich. Einmal hörte er im Jahe 1208 in der Kirche das Evangelium von der Aussendung der Jünger ohne Gold und Silber, ohne Stab und Tasche*) vorlesen. Darin glaubte er eine an ihn selbst gerichtete göttliche Aufforderung zu erkennen; die Idee, welche ihm bisher dunkel vorgeschwebt hatte, war ihm nun plötzlich klar geworden. Er legte die ärmlichste Kleidung an und bettelte sein Brot. Selbst sein eigener Bruder stimmte in die Spöttereien Solcher ein, die ihn für einen Narren hielten; sein Vater fluchte ihm; er aber nahm einen Bettler zum Vater an und ließ sich von demselben so oft segnen, als sein wahrer Vater ihn verfluchte. Buße predigend, zog er umher, und der kleine, schwächliche Mann mit schwarzen Augen, niedriger Stirn, abgezehrtem Gesicht, buschigen, überhängenden Augenbrauen, dunklem, ungekämmtem Haar und Bart, in schmutziger, dürftiger Kleidung, machte gerade durch das Auffallende seiner Erscheinung einen um so gewaltigeren Eindruck, und zuerst schlossen sich sieben gleichgesinnte Männer als Genossen ihm an. Er entwarf nach seinen Grundsätzen eine Ordensregel und begab sich im Jahre 1210 nach Rom, um vom Papste Innocenz III. die Bestätigung derselben zu erbitten. Die Aufnahme, welche er dort fand, war nichts weniger, als

*) Matth. Cap. 10. V. 9. 10.

ermuthigend. Innocenz würdigte ihn, wie erzählt wird, in Gedanken versunken umherwandelnd, gar keiner Aufmerksamkeit und wies ihn endlich verächtlich ab. Was aber auch an dieser Erzählung Wahres sein mag, jedenfalls konnte doch einem Manne von so großem Scharfblicke, wie Innocenz, es nicht entgehen, wie viel eine solche Begeisterung im Dienste der von den Secten bedrängten Kirche zu wirken im Stande sei, und wenn er auch den Orden noch nicht bestätigte, so gab er doch dem Franciscus eine so günstige Antwort, daß derselbe in seinen Bestrebungen noch mehr bestärkt wurde. In seiner Lebensweise überbot er jetzt noch seine frühere Strenge. In jeder Nacht geißelte er sich dreimal mit einer eisernen Kette; er trug ein härenes Gewand auf bloßem Leibe; er wachte, betete und fastete beinahe über menschliche Kraft; indessen legte er doch später auf solche Kasteiungen an sich keinen Werth, sondern betrachtete sie nur als ein Mittel, die sinnlichen Begierden zu unterdrücken und die Reinheit des Herzens zu befördern, wie er einmal in späterer Zeit zu seinen Mönchen sagte: „Meine Brüder, nicht das Essen, sondern die Liebe diene euch zum Beispiele!“ Ohne Scheu predigte er vor dem Papste und den Cardinälen, und sein Wort war wie ein glühendes Feuer, welches das Innerste der Herzen durchdrang. Einst wurde er im Jahre 1217 genöthigt, vor dem Papste Honorius und den Cardinälen zu predigen; er arbeitete die Predigt fleißig aus und lernte sie mühsam auswendig. Als er aber nun anfangen sollte, zu reden, hatte er Alles wieder vergessen. Er gestand dies offen ein, rief den Beistand des heiligen Geistes an und hielt nun, seiner Begeisterung frei folgend, eine so kraftvolle Rede, daß sie auf Alle den gewaltigsten Eindruck machte. Sein Eifer für Verkündigung des Evangeliums trieb ihn auch nach fernen Ländern. Er reiste nach Frankreich, Spanien und Portugal; nur durch Krankheit wurde er verhindert, nach Marokko zu gehen; ja, er begab sich im Jahre 1219 sogar nach Aegypten, wo ein christliches Heer damals die Stadt Damiette belagerte. Sein Glaubenseifer trieb ihn zu dem muhammedanischen Heere, das zum Entsatze der Stadt herbeizog. Als Gefangener wurde er vor den Sultan geschleppt; doch dieser nahm ihn ehrerbietig auf, ließ ihn mehrere Tage vor sich und den Seinigen predigen, sandte ihn darauf ehrenvoll in das christliche Lager zurück und sprach zu ihm: „Bete für mich, daß Gott mich erleuchte und mich bei der Religion beharren lasse, welche ihm die wohlgefälligste ist!“

Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich täglich, und er begann, sie in alle Welt auszusenden. „Gehet hin“, sprach er zu ihnen, „je zwei und zwei, und lobet Gott schweigend in eurem Herzen bis zur dritten Stunde; dann erst möget ihr reden. Euer Gebet aber sei gemäßigt, demüthig und stets von der Art, daß der Hörende dadurch veranlaßt werde, Gott zu ehren und zu preisen. Allen verkündigt den Frieden;

bewahret ihn aber auch selbst in eurem Herzen. Keiner lasse sich verführen zu Haß und Zorn; denn wir Alle sind berufen, Irrende auf den rechten Weg zu führen, Verwundete zu heilen und Gebeugte aufzurichten." Die Verehrung, welche Franciscus genoß, wuchs unglaublich; von keinem Heiligen der katholischen Kirche sind so viele Wunder erzählt und geglaubt worden, als von ihm. Man bildete die Erzählungen von seinem Leben völlig dem Leben des Heilandes nach; man sagte von ihm, er habe vierzig Tage gefastet, Teufel ausgetrieben, Todte auferweckt, Essig in Wein verwandelt; ja, zwei Jahre vor seinem Tode sei ihm Christus erschienen und habe ihm selbst seine fünf Wundenmaale eingedrückt, ohne daß er schmerzliche Folgen davon empfunden habe. Wodurch aber Franciscus auch Männer von großer Gelehrsamkeit und tiefem Gemüth an sich zu fesseln vermochte, das war seine Glaubensinnigkeit und daß er immer die Richtung der Gesinnung auf Gott als Dasjenige hervorhob, was allein allen Handlungen ihre wahre Bedeutung gebe. „Fasten, beten, weinen und seinen Leib kasteien", sagte er, „kann der Sünder auch; aber seinem Herrn treu sein, das allein kann er nicht. Das allein ist also unser wahrer Ruhm, wenn wir dem Herrn seinen Ruhm geben, wenn wir ihm treu dienen und Alles, was er uns verleiht, ihm zuschreiben." Der von ihm gestiftete Orden erhielt endlich vom Papst Honorius III. im Jahre 1223 förmliche Bestätigung. Die Mitglieder desselben nannten sich nach dem Willen des Franciscus, jeden hohen Namen verschmähend, „geringe Brüder" oder Minoriten. Nach überstandenem Probejahr mußte Jeder, wer in den Orden trat, die Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und völliger Armuth ablegen, so daß er allem Besitze für immer entsagte; selbst seine Kleidung, Bücher u. s. w. gehörten nicht ihm, sondern dem Orden; aber auch dieser sollte nur das Nothwendigste besitzen, keine Geld- oder Güterschenkungen annehmen; die Kirchen sollten klein und ohne allen Schmuck sein, und die Mönche sich von Almosen nähren. An der Spitze jedes Klosters stand ein Aufseher oder Guardian, an der Spitze aller Klöster einer Landschaft ein Provincial, und an der Spitze des ganzen Ordens der Großmeister oder General. Beschützer des Ordens war ein Cardinal oder der Papst selbst. Der General, welcher seinen Sitz stets in Rom hatte, berief die allgemeine Versammlung der Provinciale, Guardiane und Abgeordneten der Klöster, in welcher allgemeine Ordensgesetze beschlossen wurden, und er ernannte nicht nur die Provinciale und konnte jeden Bruder zu sich berufen, sondern hatte auch das Recht, mit Ausnahme weniger Fälle, die dem Papste vorbehalten waren, für schwere Vergehen die kirchliche Absolution zu ertheilen. Neben den Minoriten bildete sich seit 1212 der weibliche Orden der Clarissinnen, so genannt nach seiner Stifterin Clara, einer Jungfrau aus Assisi. Sie war im Jahre 1193 geboren und fromm erzogen worden. Ihre Mutter

zeichnete ſich durch den Eifer aus, mit dem ſie Wallfahrten unternahm; dieſelbe hatte ſogar eine Reiſe nach dem gelobten Lande unternommen und dort das Grab Chriſti und alle übrigen heiligen Stätten beſucht. Die durch ihre Erziehung der Jungfrau früh mitgetheilte verwandte Richtung des Gemüthes führte ſie dem Franciscus zu, auf deſſen Antrieb ſie gegen den Willen ihres Vaters zu Aſſiſi ein Nonnenkloſter gründete, in welchem ſie faſt vierzig Jahre unter den größten Kaſteiungen lebte. In großer Zahl ſchloſſen ſich gleichgeſinnte Jungfrauen an ſie an, und im Jahre 1224 ertheilte ihnen Franciscus eine Regel, die in den Grundzügen mit der Regel der Minoriten übereinſtimmte; doch ſollten die Clariſſinnen neben dem Beten auch für ihren Orden arbeiten und ſich des Umherſchweifens im Lande enthalten. Der Franciscanergeneral war anfangs ihr höchſter und alleiniger Oberer, und nur vorübergehend erhielten ſie im Jahre 1263 einen eignen Protector. Das erſte Clariſſinnenkloſter in Deutſchland wurde im Jahre 1231 zu Prag geſtiftet, und der Orden verbreitete ſich ſo ſehr, daß er zur Zeit ſeiner Blüthe zweitauſend Klöſter zählte.

Im Jahre 1221 ſtiftete Franciscus noch einen dritten Orden, den der Tertiarier oder Bußbrüder, welcher frommen Laien, die dem Familienleben nicht entſagen konnten oder wollten, Gelegenheit gab, in einer gewiſſen geiſtlichen Verbindung nach einer Regel und unter einem Vorgeſetzten zuſammen zu leben. Aehnlich ſtiftete auch Dominicus „die Ritterſchaft Chriſti“, urſprünglich ein Verein von Rittern und Adligen zur Bekämpfung der Ketzer, der aber nach dem Tode des Dominicus in einen Büßerorden für beide Geſchlechter verwandelt und ebenfalls der Orden der Tertiarier genannt wurde. Auch dieſe hatten, ohne Gelübde abzulegen, für die Beobachtung gewiſſer Faſten und Gebete die Zuſicherung großer geiſtlicher Vortheile und blieben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen. Nur einige Vereine von Dominicanerinnen dieſes Tertiarierordens verbanden ſich zu einem förmlichen Kloſterleben als wirkliche Nonnen, und unter ihnen wurde am berühmteſten Katharina von Siena, geboren 1347. Sie war die Tochter eines dortigen Färbers, eine anſpruchsloſe, ſchlichte Jungfrau. Schon als Kind gelobte ſie ewige Keuſchheit, und ſeit ihrem zwanzigſten Jahre lebte ſie bloß von Brot und Kräutern, ſpäter nur vom Genuſſe des Abendmahles. Sie rühmte ſich eines unmittelbaren Umganges mit Chriſto, der ſein Herz mit dem ihrigen vertauſcht und ihr ſeine Wundenmaale aufgeprägt haben ſollte. In Entſagung und Kaſteiungen that ſie ſich nie genug; dabei aber war ſie auch wohlthätig gegen Arme und pflegte die ekelerregendſten Kranken. Oft war ſie die Beratherin der Päpſte, und Urban VI. berief ſie 1378 nach Rom, wo ſie im Jahre 1380 ſtarb.

In der letzten Zeit ſeines Lebens zog ſich Franciscus auf einen

Berg in den Apenninen zurück; dann begab er ſich wieder nach Aſſiſi, wo er im Jahre 1226 nackt und auf bloßer Erde liegend ſtarb.

Zu den beiden Hauptorden der Bettelmönche kamen in der Folge noch zwei andere, der Karmeliter- und der Auguſtinerorden. Der erſtere war ein urſprünglich im Morgenlande gegründeter Eremitenverein, welcher aber nachher nach dem Abendlande verſetzt wurde und ſeit 1247 eine, im Ganzen mit der der Franciscaner und Dominicaner übereinſtimmende, Lebensweiſe annahm. Der zweite entſtand dadurch, daß mehrere, bis dahin zerſtreut lebende, italieniſche Einſiedlergeſellſchaften ſich im dreizehnten Jahrhundert zum Kloſterleben nach einer mit Unrecht vom heiligen Auguſtinus abgeleiteten Regel vereinigten.

Bald gewannen die Orden der Bettelmönche die allgemeinſte Verbreitung und den größten Einfluß. Es bedurfte ja zu ihrer Niederlaſſung keiner reichen Stiftungen, und ſie waren mit der dürftigſten Koſt zufrieden. Mit aufopfernder Liebe ſorgten ſie für die geiſtlichen Bedürfniſſe der ſo ſehr vernachläſſigten ärmeren Volksklaſſen; mit Begeiſterung unterzogen ſie ſich dabei den größten Aufopferungen und Entbehrungen; auch Schmach und Spott ſchreckte ſie nicht zurück. Solche unermüdete und uneigennützige Thätigkeit, ſowie ihr ſtrenges, entbehrungsvolles Leben, gewann ihnen um ſo größere Liebe und Verehrung, je mehr ſie ſich dadurch vor den übrigen entarteten und verweltlichten Mönchen auszeichneten. Fromme Biſchöfe riefen ſie herbei, um in der Verwaltung des Predigtamtes und der Seelſorge die Stelle der ſchlechten und unwiſſenden Geiſtlichen zu vertreten. Beſonders wirkten ſie durch Leben und Predigt auf jugendliche Gemüther; Jünglinge aller Stände traten ihnen oft gegen den Willen ihrer Familie bei, und da aus ihrer Mitte Männer von großer Gelehrſamkeit und großem Scharf- und Tiefſinne hervorgingen, ſo gewannen ſie auch als Lehrer auf Univerſitäten den größten Einfluß. Ebenſo wußten ſie in den Familien der Fürſten und Großen als Beichtväter und Seelſorger, als Räthe und Unterhändler ſich geltend zu machen. Beſonders begünſtigt aber wurden ſie von den Päpſten, mit denen ſie durch ihre Ordensgenerale in Rom immer in der engſten Verbindung ſtanden. Die Päpſte erkannten ſehr wohl, wie wichtig für ſie eine ſo bedeutende, ihnen allein unmittelbar und unbedingt untergeordnete, im Innern ſtreng geregelte Verbindung begeiſterter Männer ſei, und ſie ertheilten ihnen deshalb die außerordentlichſten Vorrechte. Sie ſchenkten ihnen völlige Befreiung von der weltlichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit, erlaubten ihnen, von Jedem Almoſen zu fordern, überall zu predigen, Beichte zu hören und Meſſe zu leſen, befahlen allen Biſchöfen und Prälaten, ſie zu unterſtützen, übertrugen ihnen die Prüfung des Zuſtandes von Kirchen und Klöſtern, ſelbſt Unterſuchungen gegen einzelne Biſchöfe. Sogar während eines Interdicts

durften sie stille Messe lesen und unter ihre Diener das Abendmahl austheilen, und kein Bischof durfte sie in der Vertheilung päpstlichen Ablasses hindern. Oft wählten die Päpste aus ihnen ihre Secretaire. Für so große Begünstigungen erwiesen sie sich allerdings auch den Päpsten dankbar; sie waren ihre eifrigsten Vertheidiger, ihre treuesten Anhänger, leider oft auch im Schlechten; denn nur zu oft ließen sie sich, als bei der großen Ausbreitung der Orden auch unwissende und schlechte Menschen sich in dieselben hinein drängten, von den Päpsten als blinde Werkzeuge für Erpressungen und andere unwürdige Zwecke gebrauchen.

Natürlich zogen ihnen die großen ihnen ertheilten Vorrechte manche Angriffe von Seiten der Geistlichen und Universitäten zu; namentlich wurden sie von der mächtigen Pariser Universität, welche ihre Freiheit durch sie bedroht sah, heftig bekämpft; aber geschützt durch die Päpste, brauchten sie sich um solche Angriffe wenig zu kümmern. Gefährlicher wurden ihnen Streigkeiten, die unter den Orden selbst entstanden. Die Dominicaner verlangten, als die früher vom Papste Bestätigten, den Vorzug vor den Franciscanern, und ungeachtet päpstlicher Verbote verleumdeten sich beide gegenseitig. Noch nachtheiliger wurde ein heftiger Streit, der unter den Franciscanern selbst entstand. Schon vor dem Tod des Franciscus bildeten sich im Orden zwei Parteien, von denen die eine die Ordensregel in Betreff der sogenannten evangelischen Armuth buchstäblich beobachtet wissen wollte, während die andere nur den Schein derselben beibehielt und in der Pracht der Klöster und Kirchen, so wie in anderen Dingen sich mannichfache Abweichungen von der ursprünglichen Strenge erlaubte. An der Spitze der letzteren Partei stand der Bruder Elias, ein Schüler des Franciscus. Bedeutende Männer traten gegen ihn auf, und der Kampf wurde mit der größten Heftigkeit geführt. Zweimal wurde Elias Ordensgeneral, zweimal wurde er gestürzt und endlich ganz aus dem Orden gestoßen; so starb er als Laie am Hofe Friedrichs II. Der Kampf zwischen beiden Parteien dauerte aber auch nach seinem Tode noch fort. Um mit der evangelischen Armuth den Besitz von Gütern vereinigen zu können, half man sich dadurch, daß man bestimmte, die Franciscaner sollten nichts als Eigenthum besitzen, sondern das Eigenthumsrecht über alle von denselben verwalteten Güter sollte dem Papste zustehen. Die Päpste bestätigten diese Unterscheidung zwischen Eigenthumsrecht und bloßem Gebrauche fremden Eigenthums und begünstigten die mildere Partei; dadurch wurde aber die strengere der sogenannten Spiritualen um so mehr zu schwärmerischem Eifer angereizt und selbst zum Kampfe gegen die herrschende Kirche getrieben. Sie betrachteten die ganze bisherige Entwickelung der christlichen Kirche als etwas Untergeordnetes; sie fanden sich in der Offenbarung Johannis geweissagt; durch sie sollte nach ihrer Ueberzeugung der höchste Stand-

punkt geiſtlicher Vollkommenheit, das Zeitalter des heiligen Geiſtes, vorbereitet werden. Ihr Gegenſatz gegen das Papſtthum wurde ſo heftig, daß ſie deshalb zum Theil aus der Kirche geſtoßen wurden. Ihre Ueberreſte fanden beſonders in der 1363 in Italien geſtifteten Brüderſchaft der Soccolanti (Sandalenträger) oder Barfüßer eine Vereinigung, und dieſe Brüderſchaft wurde im Jahre 1415 von dem Concil zu Coſtnitz unter dem Namen der Obſervanten im Gegenſatz gegen die milderen Franciscaner oder Conventualen förmlich beſtätigt. Aus den ſtrengen Franciscanern ging ſpäter der noch ſtrengere Orden der Franciscaner-Eremiten oder Minimi (mindeſte Brüder) hervor. Ihr Stifter Franciscus von Paula, 1416 im Städtchen Paula in Calabrien geboren, war von ſeinem Vater, weil er ihm erſt ſpät geſchenkt war, für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Schon in ſeinem zwölften Jahre kam er deshalb in ein Franciscanerkloſter. Er unterwarf ſich den ſchwerſten Kaſteiungen; ſeine Eltern wünſchten ihn zwar ſpäter wieder zu ſich zu nehmen; aber er ging auf ihren Wunſch nicht ein, ſondern wanderte nach Aſſiſi und wallfahrtete dann nach Rom zu den Gräbern des Petrus und Paulus. Als er in ſeinem vierzehnten Jahre in die Heimath zurückkam, entſagte er dem väterlichen Erbe und zog ſich in eine Felsgrotte zurück, wo er als Einſiedler lebte. Seine Frömmigkeit verſchaffte ihm bald große Verehrung, und Viele erbauten ſich, von ſeinem Beiſpiele fortgeriſſen, Zellen in der Nähe ſeiner Grotte. Der Erzbiſchof von Coſenza geſtattete ihnen, ſich ein Kloſter und eine Kirche zu bauen, und im Jahre 1436 war bereits der Bau beendigt. Im Jahre 1474 erhielt der Orden die päpſtliche Beſtätigung. Den gewöhnlichen Mönchsgelübden der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams fügte er noch ein viertes hinzu, nämlich das, ſich das ganze Jahr hindurch nur von Pflanzenſpeiſen und Brot zu nähren und ſich des Fleiſches, der Eier und aller Milchſpeiſen außer in Krankheitsfällen gänzlich zu enthalten. Dem Franciscus ſelbſt war ſogar dieſe Lebensweiſe noch nicht ſtreng genug. Durch ſeine Frömmigkeit kam er in den Ruf eines Wunderthäters, und namentlich ſchrieb man ihm viele wunderbare Heilungen gefährlicher Krankheiten zu. Dadurch wurde der kranke franzöſiſche König Ludwig XI. bewogen, ihn zu ſich zu berufen. Anfangs wollt er dieſem Rufe nicht folgen, und erſt auf den Befehl des Papſtes Sixtus IV. entſchloß er ſich, nach Frankreich zu gehen, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Zwar vermochte er das Leben des Königs nicht zu verlängern; aber er erleichterte ihm wenigſtens durch ſeinen geiſtlichen Zuſpruch den Tod. Ludwigs Nachfolger Karl VIII. behielt den ehrwürdigen Mann bei ſich und bediente ſich in wichtigen Angelegenheiten oft ſeines Rathes; er ließ ihm auch zwei Klöſter erbauen, das eine im Parke des Schloſſes Pleſſis les Tours, das andere zu Amboiſe. Auch Karls Nachfolger

Ludwig XII. behielt ihn in ſeiner Nähe, und hochgeehrt von Allen, ſtarb der hochbetagte Greis im Jahre 1507 zu Pleſſis les Tours.

Die Streitigkeiten zwiſchen den ſtrengen und milderen Franciscanern dauerten inzwiſchen bis 1517 fort, wo die Obſervanten durch die Entſcheidung Leo's X. für immer über die Conventualen die Oberhand erhielten, und ſeitdem iſt der Generalmagiſter der Conventualen dem Obſervantengeneral als dem Generalminiſter des ganzen Ordens beigegeben; die Obſervanten aber theilten ſich nun ſelbſt wieder nach der Strenge ihrer Regel in regulirte, ſtrenge und ſtrengſte Obſervanten. Den ſtrengen Obſervanten ganz ähnlich iſt der im Jahre 1528 in Italien geſtiftete Orden der Kapuziner; nur äußerlich unterſcheiden ſich dieſe von jenen durch einen langen Bart und eine lange, ſpitze Kapuze. Mit Einſchluß derſelben belief ſich die Geſammtzahl der Franciscaner noch im achtzehnten Jahrhundert auf 111,500 Mönche in 7000 Klöſtern.

Jedenfalls iſt das Mönchsthum als eine der bedeutendſten Erſcheinungen des Mittelalters zu betrachten, und die außerordentliche Verbreitung und der große Einfluß, den es erlangte, iſt keineswegs etwas Zufälliges, ſondern in der Eigenthümlichkeit jener Zeit tief begründet. Der Anfang des zwölften Jahrhunderts war für die chriſtlichen Völker des Abendlandes eine Zeit beginnender religiöſer Erweckung. Die Beſtrebungen Gregors VII. zur Reinigung der Kirche, die Verkündigung der Kreuzzüge, die Einwirkung frommer Männer, welche als Bußprediger die Länder durchzogen, dies Alles regte das religiöſe Leben gewaltig an und weckte mächtig das religiöſe Gefühl gegenüber der wilden Macht ungezähmter Sinnlichkeit, zügelloſer Leidenſchaften und Begierden, welche ſich in rohen Ausbrüchen des Laſters kund gab; aber zu dem Gedanken einer Durchdringung und Heiligung des Weltlichen durch das Göttliche vermochte ſich jene Zeit noch nicht zu erheben. Vielmehr kamen gegenüber der großen Maſſe Derer, welche meinten, durch äußerliche Religionshandlungen, Kirchenbeſuch, Herſagung beſtimmter Gebetsformeln, Schenkungen an Kirchen und Klöſter, Almoſengeben den Anforderungen des Chriſtenthums Genüge geleiſtet zu haben und ſich dabei allen ihren Lüſten hingeben zu können, ernſter Geſinnte zu einer falſchen Entweltlichung. Die Welt und das Leben in derſelben erſchien ihnen als ein durchaus ſündliches; völlige Abtödtung und Entſagung wurde ihr Ideal. Solche Menſchen nun führte der in jener Zeit wie in allen ſchöpferiſchen Zeiten ſo mächtig hervortretende Trieb zur Bildung von Gemeinſchaften näher zuſammen. So gingen aus der Mitte der Laien ſelbſt Vereine frommer Männer, Frauen und Jungfrauen hervor zu einem beſchaulichen geiſtlichen Leben oder zu wohlthätigen Zwecken, bald der Kirche ſich anſchließend, bald im Gegenſatz gegen dieſelbe; ſo die Begharden, die Pietiſten des Mittelalters. In ähnlicher Weiſe ſtellte ſich dem wilden Ritterleben

und dem Verderben der entarteten Geiſtlichkeit das Mönchsthum entgegen. Der Geiſt der Zerknirſchung und Buße hatte die Völker ergriffen. Politiſche Stürme zerrütteten das Innere der Staaten; geiſtliche und weltliche Macht ſtanden in unſeligem Kampfe einander gegenüber. Da wurden die Klöſter Vielen eine Zufluchtsſtätte für ihr chriſtliches Leben; Männer der höchſten Stände, ergriffen von dem Gefühle der Eitelkeit aller weltlichen Dinge, drängten ſich in dieſelben und verrichteten freudig unter den Mönchen die niedrigſten Dienſte. Andere trieb Krankheit, Armuth, Gefangenſchaft, Scham über irgend eine Schuld, Lebensgefahr in das Mönchsleben, noch Andere die Macht der Eindrücke, die ſie in früher Kindheit durch fromme Mütter empfangen hatten, die in ihrer ſtillen, tiefen Frömmigkeit als ein um ſo leuchtenderes Muſter chriſtlicher häuslicher Tugenden erſchienen, in je ſchärferem Gegenſatze ihr Leben gegen das rein weltliche Treiben der Männer im Ritterthum und Hofleben ſtand; und gerade aus Solchen gingen nachher die großen Männer des Mönchsthums hervor.

Daß das Mönchsthum zu jener Zeit in vieler Hinſicht wohlthätig wirkte, iſt unverkennbar. In allen Kreiſen konnten verehrte Mönche und Einſiedler durch Rath und Ermahnung auf die wichtigſten Angelegenheiten Einfluß üben. Sie vertraten bei dem Volke die Stelle der Geiſtlichen und nahmen ſich der vernachläſſigten Seelſorge an, ſtifteten Frieden zwiſchen den Streitenden, verſöhnten erbitterte Feinde mit einander, nahmen ſich durch Sammlungen der Armen an und retteten Tauſende vom Hungertode. Um die Bußprediger ſammelten ſich oft große Schaaren, die, durch den Eindruck ihrer Worte und ihres Lebens zur Buße erweckt, ihre Sünde in tiefer Zerknirſchung bekannten und ſich bereit erklärten, dem ihnen ertheilten Rathe zur Beſſerung ihres laſterhaften Lebens zu folgen; mancher Verbrecher, deſſen Begnadigung fromme Mönche ſich erbeten hatten, wurde unter der Leitung eines weiſen Abtes durch ſtrenge klöſterliche Zucht auf den Weg des Guten zurückgeführt; manches ſchwankende Gemüth, das in dem Strudel des wild wogenden Weltlebens würde zu Grunde gegangen ſein, fand in ſtillen Kloſtermauern einen rettenden Port. Dabei waren die Klöſter der Sitz mannichfacher Gewerbe; auch Künſte und Wiſſenſchaften fanden in ihnen eine heimiſche Stätte, und eine arge Verkennung wäre es, wollte man in der klöſterlichen Einſamkeit nichts als trägen Müßiggang, ſchlaue Betrügerei und Laſter aller Art ſuchen, wie es von den Feinden des Mönchsthums oft geſchehen iſt. Aber freilich es läßt ſich auch nicht leugnen, daß das Mönchsweſen den Keim mannichfacher Verirrungen in ſich trug. Denen, welche aus den Verſuchungen der äußeren Welt in das Kloſter- oder Einſiedlerleben ſich geflüchtet hatten, drohten auch dort gefährliche Verſuchungen anderer Art, wenn der erſte glühende Eifer ſie zu übermäßigen Ka-

steiungen trieb. Es traten andere Gemüthsstimmungen bei ihnen ein; sie fühlten eine Leere in ihrem Innern, die sie zur Verzweiflung, ja zum Selbstmorde treiben konnte, wenn weise, fromme Aebte sich ihrer nicht annahmen; Andere wurden, wenn die anfängliche Begeisterung nachließ, in Zweifel und Unglauben gestürzt; noch Andere kamen zu hochmüthiger Selbstüberschätzung und zu dem eitlen Wahn, ihre Lebensweise für die allein christliche zu halten. Es konnte auch nicht fehlen, daß Viele das Klosterleben nur benutzten, um bei trägem Leben zu Ansehen und Ueberfluß zu gelangen, und so segensreich die Wirksamkeit frommer Mönche war, so nachtheilig wirkten solche ungebildete und scheinheilige Mönche auf die Volksmenge ein, und Aberglaube aller Art und eine selbst mit Unsittlichem sich vermischende Schwärmerei wurde durch sie befördert. Je mehr das Mönchsthum sich verbreitete, um so entschiedener mußten auch solche Verirrungen desselben hervortreten, um so mehr mußte der Heiligenschein schwinden, der es umgab, und als es nun endlich durch die Reformation den Völkern lebendiger zum Bewußtsein kam, daß sich das Göttliche auch das Weltliche aneignen und es läuternd und heiligend durchdringen solle, da mußte das Mönchsthum seine äußere und innere Bedeutsamkeit völlig verlieren.

---

§. 47. Die Ketzer und die Inquisition.

Seit den Zeiten Gregors VII. hatte sich das Papstthum zu einer nie geahnten Macht erhoben, und sein Verhältniß zu der übrigen Kirche war ein ganz anderes geworden. Der Papst galt nicht mehr bloß als Stellvertreter des Apostels Petrus, sondern vielmehr als sichtbarer Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden, und als solcher herrschte er über die ganze christliche Kirche mit unumschränkter monarchischer Gewalt; alle andere Kirchengewalt war nur sein Werkzeug und galt nur so viel, als er sie eben wollte gelten lassen. Selbst durch die alten Kirchengesetze war er nicht mehr gebunden; denn es stand bei ihm, dieselben durch Erläuterungen, Dispensationen oder Erlassung neuer Gesetze zu entkräften. Alles hing von seiner Entscheidung ab, und man fing schon an, dieselbe für untrüglich zu halten; er selbst dagegen konnte vor keinem menschlichen Richterstuhle belangt werden.

Aus dieser Stellung des Papstes folgte, daß er von jetzt an allein das Recht hatte, Kirchenversammlungen zu berufen, und daß die Beschlüsse derselben nur durch die päpstliche Bestätigung Gültigkeit erlangten, so daß die Concilien nur noch eine berathende Stimme hatten und zu

bloßen Werkzeugen des Papstes herabsanken. Die Bischöfe waren nichts weiter als seine Vicarien, und er hatte das Recht, sie abzusetzen oder ihnen andere Stellen zu geben. Seit Gregor VII. mußten zuerst die italienischen Bischöfe, wenn sie das Pallium, das Zeichen ihrer Würde, erhielten, dem Papste einen Eid schwören, durch den sie sich verpflichteten, alle ihnen vom Papste mitgetheilten Nachrichten geheim zu halten, seine Gesandten ehrerbietig aufzunehmen, auf jeder Synode zu erscheinen, wohin er sie berufen würde, und nöthigenfalls die römische Kirche mit den Waffen zu vertheidigen. Durch diesen Eid wurden sie förmliche Vasallen des Papstes, und bald mußten auch alle außeritalischen Erzbischöfe und Bischöfe den nämlichen Eid leisten. Seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts begannen die Päpste, Männer für erledigte geistliche Stellen vorzuschlagen; bereits im dreizehnten Jahrhundert ernannten sie dieselben ohne Weiteres, besetzten hohe und niedrige geistliche Stellen mit ihren Günstlingen und befahlen die Anerkennung derselben bei Strafe des Bannes. In allen Fällen und von jedem Gerichte konnte man an die Entscheidung des Papstes als des höchsten, untrüglichen Richters appelliren; er konnte Jedem die Absolution ertheilen, Jeden von der Befolgung kirchlicher Gesetze dispensiren; ihm allein stand die Befugniß zu, fromme Männer heilig zu sprechen. Endlich hatte er das Recht, die Kirchen willkürlich zu besteuern und über alle ihre Besitzungen zu verfügen. Bedeutende Männer, wie der Abt Bernhard von Clairvaux, traten als Vertheidiger dieser päpstlichen Allgewalt auf, und aus dem Streben, sie auch äußerlich festzustellen, entstand um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ein eigenes päpstliches Kirchenrecht (das kanonische Recht genannt im Gegensatz zu dem römischen), indem man die alten Kirchengesetze und die päpstlichen Entscheidungen (Decretalen) sammelte. Gregor IX. ließ endlich im Jahre 1234 von einem Dominicaner ein förmlich geordnetes und öffentlich anerkanntes päpstliches Gesetzbuch anfertigen.

Die Päpste mußten aber auch darauf bedacht sein, ihre Gewalt überall zu voller Geltung zu bringen. Persönlich konnten sie nicht an allen Orten zugegen sein, um den Zustand der einzelnen Völker und Kirchen kennen zu lernen, eingerissene Mißbräuche zu beseitigen und ihren Gesetzen Kraft zu verschaffen. Deshalb sandten sie in alle Länder Cardinäle oder andere Geistliche als ihre Stellvertreter unter dem Namen von Legaten mit unumschränkter Vollmacht. In einzelnen Fällen und zu besonderen Zwecken waren solche Legaten schon früher ausgesandt; in solcher Allgemeinheit und mit solcher Macht ausgerüstet geschah es aber erst seit Gregor VII. Sie hatten alle Befugnisse in den Ländern, wohin sie gesandt wurden, wie der Papst selbst. Sie beriefen Concilien, auf denen Bischöfe und Erzbischöfe bei Strafe erscheinen mußten, führten auf

denselben den Vorsitz, zogen vor ihren Richterstuhl, wen und was sie wollten, erhoben Steuern, wie und wo es ihnen beliebte.

Natürlich war die Vereinigung einer so großen Macht, wie die päpstliche, in der Hand eines Einzelnen etwas sehr Gefährliches und der Mißbrauch derselben fast unvermeidlich, und durch das Vorherrschen weltlicher Bestrebungen, welches sich schon im zwölften Jahrhundert am päpstlichen Hofe kund gab, wurde die Gefahr noch vergrößert. Alles Verderben, welches sonst an den Höfen der Fürsten geherrscht hatte, nahm jetzt in Rom überhand, und die Klagen über Bestechlichkeit der päpstlichen Beamten wurden immer lauter; die Simonie, welche, so lange sie von Fürsten und Bischöfen ausgeübt wurde, so heftig bekämpft war, wurde jetzt von Rom aus in noch größerer Ausdehnung geübt, als je zuvor an andern Orten, und wer eine schlechte Sache gewinnen wollte, brauchte nur die päpstlichen Hofbeamten zu bestechen, die dann das Urtheil des Papstes irre zu leiten suchten. Da genügte es nicht mehr, daß der Papst selbst ein Muster strenger Rechtlichkeit war; er hätte auch die Kraft haben müssen, über seine schlechte Umgebung zu herrschen, und die Klugheit, sich durch keinen Trug täuschen zu lassen, alle Ränke zu durchschauen. Schon Bernhard von Clairvaux rief deshalb klagend aus: „Was nützt die gute Gesinnung des Einzelnen, wenn doch die schlechte Gesinnung Anderer vorherrscht!"

Wie in Rom, so ging es überall. Die päpstlichen Legaten entwürdigten sich durch die entsetzlichste Willkür und die gräulichsten Erpressungen, und in vielen Gegenden suchte man sie durch Geldsummen abzufinden, damit sie nur nicht kämen. „Ist es nicht, als ob man etwas aus einer andern Welt höre", sagt Bernhard, „wenn man erfährt, daß ein Legat ohne Gold aus dem Lande des Goldes zurückkommt?" An den Papst Eugen III. schrieb er: „sein Legat habe vom Fuße der Alpen bis an die Pyrenäen alle französischen Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären in's Land gefallen." Ein anderer Schriftsteller jener Zeit sagt: „wenn ein römischer Legat in eine Provinz käme, sei es, als ob der Teufel Hiobs von dem Herrn ausginge, um das Land zu verwüsten." Ja, Kaiser Friedrich I. führte sogar Beispiele an, daß die Legaten kirchliche Altäre beraubt, die heiligen Gefäße mitgenommen und die Edelsteine, mit welchen die Crucifixe geschmückt waren, gestohlen hätten. Und doch waren es die Legaten nicht allein, die solche Erpressungen ausübten; oft gingen eben so arge Bedrückungen der Kirchen von den Päpsten selbst aus, und namentlich suchte Innocenz IV. mit der größten Schamlosigkeit das Geld aufzubringen, dessen er für den Vertilgungkampf gegen die Hohenstaufen bedurfte.

Das Ansehen der Bischöfe war durch die Hebung der Gewalt des Papstes und der Legaten völlig untergraben. Einzelne Klöster und ganze

Mönchsorden wurden der bischöflichen Gerichtsbarkeit entzogen; eben so wurden auch Stifter und Kapitel, ja selbst einzelne Personen von derselben eximirt Nicht minder wußten sich einzelne Geistliche dadurch der bischöflichen Aufsicht zu entziehen, daß sie sich unter den Schutz weltlicher Fürsten stellten und in großer Zahl an den Höfen derselben als Hofkaplane, oder auf den Ritterburgen als Burgpriester sich von ihren Herren zu den verschiedensten Diensten brauchen ließen. Dazu kam, daß die Bischöfe nicht mehr bloß, wie ehemals, Priester für bestimmte Stellen weihten, sondern ihnen die Weihe nur überhaupt für den Dienst der Kirche ertheilten. Dadurch kam es dahin, daß sich eine zahllose Menge von Menschen oft der unwürdigsten Art in den Priesterstand drängte, um in demselben ein behagliches Auskommen zu finden; leicht entzogen auch sie sich der Aufsicht des Bischofs, da sie an keinen bestimmten Aufenthaltsort gebunden waren, und schaarenweise zogen sie bettelnd durch das Land. Nicht minder nachtheilig war es, daß adlige Familien häufig die Aufnahme ihrer jüngeren Söhne in die Domstifter selbst mit Gewalt erzwangen, um sie durch reiche Pfründen zu versorgen, was nothwendig zu völliger Verweltlichung der Kapitel führte. Nehmen wir nun dazu, daß durch die strenge Durchführung des Cölibats der Geistlichen die Sittlichkeit unter denselben keineswegs gefördert wurde, daß man vielmehr unerlaubte Verbindungen derselben förmlich duldete, daß endlich die meisten Bischöfe, noch tiefer in Sünde und Laster versunken, als die übrigen Geistlichen, auch alle persönliche Achtung bei denselben einbüßten, so ist es nicht zu verwundern, daß die Geistlichen im zwölften Jahrhundert bereits so tief und allgemein in rohe Sittenlosigkeit versunken, so fühllos gegen Zucht, Ordnung und Anstand geworden waren, daß sie auch vor den ärgsten Freveln nicht zurückbebten. Wie weit es gekommen war, erhellt schon aus dem einen Beispiel, daß in England unter dem Könige Heinrich II. in den ersten zwölf Jahren seit seiner Thronbesteigung nicht weniger als hundert Mordthaten erweislich von Geistlichen waren verübt worden; und in Deutschland war es mit dem sittlichen Leben der Geistlichkeit nicht besser, als anderswo.

Das furchtbare Verderben in der Kirche mußte endlich ernstere Christen antreiben, sich demselben entgegen zu stellen. Die Unzufriedenheit mit der Sittenlosigkeit der Geistlichen wurde immer allgemeiner, die Klagen über dieselbe immer lauter. Selbst in den Gesängender Troubadours (s. u.) giebt sich die Mißstimmung darüber deutlich zu erkennen. Kühn und heftig greifen sie den Ablaßkram, die Herrschsucht und Habgier des römischen Hofes und der Geistlichkeit an. Die Kirche, klagen sie, verkaufe die Vergebung aller Laster um geringen Preis; die Priester suchen mit allen Händen nur zu nehmen, was auch für Unheil daraus entstehen möge; die Einen verführten sie mit Gott, die Andern mit dem Teufel;

Rom verachte Gott und die Heiligen, und alle Liſt und Treuloſigkeit vereinige und verberge ſich daſelbſt. So mußten immer allgemeiner die Beſtrebungen hervortreten, die tief geſunkene Kirche nach dem Muſter der apoſtoliſchen Kirche zu erneuern; der Gegenſatz gegen das Verderben im Leben übertrug ſich auch auf das Verderben in der Lehre, und dieſes Streben, welches, als die Zeit erfüllet war, in der Reformation ſeine volle Befriedigung finden ſollte, rief ſchon jetzt eine Menge ſogenannter ketzeriſcher Secten hervor, die ſich von der herrſchenden Kirche trennten, die man vergeblich zu unterdrücken ſuchte, und unter denen die Secte der Waldenſer die wichtigſte war.

Petrus Waldus, ein reicher, obwohl ungelehrter Bürger von Lyon, befand ſich einſt in einer Verſammlung angeſehener Bürger der Stadt, als einer derſelben plötzlich todt neben ihm niederfiel. Dies erſchütterte ihn tief, und lebhaft ergriff ihn der Gedanke, daß ihm in jedem Augenblicke Aehnliches widerfahren könne. Er beſchloß, alles Andere aufzugeben und ſich nur um das Heil ſeiner Seele zu kümmern. Vor Allem drängte es ihn, das Wort des Heils aus der Quelle ſelbſt ſchöpfen zu können, und er gab deshalb zwei Geiſtlichen eine Summe Geldes, wofür ſie ihm die Evangelien und viele andere bibliſche Bücher, auch eine Sammlung von Ausſprüchen der Kirchenlehrer über Glaubens- und Sittenlehre in die Landesſprache überſetzten. Darin ſtudirte er nun eifrig, und je mehr er las, deſto mehr wurde er in der religiöſen Richtung befeſtigt, welche durch jenen Vorfall in ihm angeregt war. Er fragte einen Geiſtlichen, welcher Weg der ſicherſte und beſte ſei, um zur Seligkeit zu gelangen, und Jener antwortete ihm mit den Worten der Schrift (Matth. 19, 21): „Gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben." Da beſchloß er, dem Beiſpiele der Apoſtel in evangeliſcher Armuth nachzufolgen. Er vertheilte alle ſeine Güter unter die Armen, und als er am folgenden Tage aus der Kirche kam, bat er einen alten Bekannten um ein Almoſen. Als ſeine Frau dies bemerkte, rief ſie ihm laut weinend zu: „Mann, wie kannſt du Andere um Hülfe anſprechen! Iſt es nicht beſſer, daß ich meine Sünden durch Almoſen tilge, die ich dir gebe, als daß es ein Fremder thue?" Sie ging mit ihrer Klage endlich bis vor den Erzbiſchof, und dieſer gebot, Petrus ſollte von Niemandem Speiſe nehmen, als von ſeinem Weibe; auch ſollte er als ungelehrter Laie ſeine Lehre nicht durch Predigten ausbreiten. Petrus hatte nämlich begonnen, unter dem armen Volke in Stadt und Land einen Verein zur Verbreitung der evangeliſchen Erkenntniß in Lehre und Leben zu bilden. Dazu benutzte er die Bibelüberſetzung, die er ſich hatte machen laſſen. Er ließ ſie nach und nach über die ganze Bibel ausdehnen und durch Abſchriften vervielfältigen Natürlich kehrten ſich Petrus und ſeine Anhänger an das Verbot

des Erzbischofes nicht; sie erklärten ihm vielmehr, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen, schickten aber doch einige Männer aus ihrer Mitte als Abgeordnete an den Papst, um ihn um die Bestätigung ihres Vereines zu bitten. Der damalige Papst Alexander III. setzte eine Commission nieder, um ihre Religionskenntnisse und ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Ein englischer Franciscaner, der an der Spitze jener Commission stand, unterredete sich mit zweien von ihnen; da aber die ungelehrten Leute die in den theologischen Schulen damals gebräuchlichen Formeln nicht verstanden, schilderte er sie dem Papste als ganz unwissende und verächtliche Menschen, und dieser versagte ihrem Vereine die Bestätigung. Im Grunde hielt sie aber jener Franciscaner wohl doch für so unbedeutend nicht; denn er sagte: „Sie fangen jetzt auf die demüthigste Weise an, weil sie noch nicht festen Fuß fassen können; wenn wir sie aber Eingang gewinnen lassen, werden wir selbst von ihnen hinaus getrieben werden. Sie haben keine bestimmten Wohnsitze", sagte er von ihnen, „zwei und zwei gehen sie herum, barfuß, in wollenen Kleidern, indem sie nichts besitzen und wie die Apostel Alles unter einander gemein haben; arm folgen sie dem armen Christus." Da ihnen Alexander das Predigen und Bibelerklären verbot, mußten sie sich nun entscheiden, ob sie gehorchen, oder in offenen Gegensatz gegen die Kirche treten wollten. Nach ihrer Ueberzeugung von der Göttlichkeit ihrer Sache konnten sie nur das Letztere thun, und Alexanders Nachfolger Lucius III. sprach deshalb im Jahre 1184 über sie als Ketzer unter dem Namen der Armen von Lyon den Bann aus. Dies diente indessen nur zu größerer Verbreitung der Secte, die im südlichen Frankreich und in Italien bald zahlreiche Anhänger gewann und namentlich in den Gebirgen von Piemont bleibende Sitze erlangte, wo sie sich mitten unter Verfolgungen fortpflanzte und bis auf unsere Zeit erhielt. Unter Innocenz III. fanden die Waldenser auch in den Rheingegenden Eingang, und es bildeten sich daselbst Vereine von Laien, in denen man die Bibel las und sich daraus erbaute; ihr Hauptsitz aber blieb das südliche Frankreich. Petrus Waldus selbst mußte aus Frankreich fliehen und fand eine Zufluchtsstätte in Böhmen, wo er im Jahre 1197 starb. Frei von aller Rücksicht gegen die Kirche, bildeten die Waldenser nun, nachdem sie vom Papste verdammt waren, ihre Lehre zu immer größerer Reinheit aus. Als alleinige Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens galt ihnen die heilige Schrift, und sie verwarfen Alles, was sich nicht klar und deutlich daraus ableiten ließ; so namentlich die Lehre vom Meßopfer, von der Heiligenverehrung, vom Fegefeuer, vom Ablaß. Sie erklärten, alle Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Aebte zusammen hätten nicht die Macht, auch nur eine einzige Sünde zu vergeben; das könne nur Gott selbst; den Priestern komme nur zu, dem Volke zu predigen, für dasselbe zu beten und die Leute zur Buße

zu ermahnen. Durch buchstäbliche Auffassung biblischer Aussprüche kamen sie freilich auch dazu, den Eid, das Blutvergießen, den Kriegsdienst und die Todesstrafe zu verwerfen. Durch ihre vertraute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift beschämten sie fast die ganze katholische Geistlichkeit. Selbst ihre Gegner bezeugen, daß Männer und Frauen unter ihnen das ganze neue Testament auswendig wüßten, während man selten einen katholischen Geistlichen fände, der auch nur drei Capitel der Bibel herzusagen im Stande sei; ja, es kam vor, daß unwissende Priester im südlichen Frankreich selbst die Waldenser zu Hülfe riefen, um mit den übrigen Secten zu disputiren, mit denen sie selbst aus Mangel an Kenntniß der heiligen Schrift nicht fertig werden konnten. Dabei mußte ihnen ihr strenges, von Schwärmerei und Weltlichkeit gleich weit entferntes Leben die Achtung Vieler erwerben. „Sie sind ordentlich und bescheiden in ihren Sitten", sagt einer ihrer Gegner; „sie tragen weder kostbare, noch ganz armselige Kleider. Sie leben nur von ihrer Hände Arbeit als Handwerker; auch Schuster sind unter ihnen Lehrer. Sie sammeln keine Reichthümer, sondern sind mit dem Nothwendigen zufrieden. Sie sind auch keusch, besuchen keine Schenken, keine Tänze und nehmen an keinem anderen eitlen Vergnügen Theil. Sie enthalten sich des Zorns; sie arbeiten immer, lernen oder lehren."

Zu spät erkannte Innocenz III. den Fehler, welchen Lucius dadurch begangen hatte, daß er die Waldenser nöthigte, sich von der Kirche loszureißen. Er suchte sie deshalb in einen Verein „katholischer Armen" umzubilden, dessen Geistliche unter Aufsicht der Kirche predigen, die Schrift erklären und zur Erbauung des Volkes Versammlungen halten sollten, während die Laien sich mit der Sorge für Kranke und Waisen beschäftigten. Aber die Waldenser waren schon zu weit in der Erkenntniß der reinen Lehre vorgeschritten, als daß ein solcher Verein hätte großen Anklang finden und sich lange erhalten können. Glaubensmuthig und selbst durch Verfolgungen ungebeugt, verkündeten sie fort und fort die reine Lehre, so weit sie dieselbe erkannt hatten, und wie groß namentlich in Südfrankreich ihr Ansehen war, erkennen wir aus den Worten eines angesehenen Ritters aus jener Gegend, der einem Bischof auf die Frage, warum die Adeligen die Waldenser nicht aus ihrem Gebiete vertrieben, zur Antwort gab: „Wir können es nicht; denn wir sind mit ihnen aufgewachsen und haben Verwandte unter ihnen; auch sehen wir sie ein ehrsames Leben führen." Ungeachtet der mannigfachsten Bedrückungen haben sich die Waldenser bis auf den heutigen Tag erhalten. Im sechszehnten Jahrhundert verbanden sie sich mit den Reformirten, und deshalb wurden sie mit diesen zugleich aus Frankreich vertrieben. Auch in Piemont wurden die Verfolgungen gegen sie immer drückender, und selbst als man ihnen im Jahre 1654 dort von Neuem Duldung

zusicherte, wurden sie von Mönchen und Soldaten treulos angegriffen und zum Theil unter grausamen Mißhandlungen ermordet. Auch nachher dauerten die Kämpfe fort, und Tausende wanderten nach protestantischen Ländern aus. Erst im Jahre 1725 hörten die argen Bedrückungen in Piemont auf preußische Fürsprache auf, und seit dem Jahre 1815 haben sich England und Preußen ihrer mit noch größerer Entschiedenheit angenommen, so daß ihre religiösen und politischen Rechte wieder hergestellt wurden und sie seitdem in den Thälern von Piemont, namentlich denen von Lucerna, Perosa, Clusone und St. Martin, wenn auch noch immer vielfach gedrückt, doch gegen willkürliche Angriffe gesichert leben.

Im zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich die Zahl der ketzerischen Secten im Abendlande so vergrößert, daß die Päpste glaubten, alle Kraft zu ihrer Unterdrückung aufbieten zu müssen. Am gefährlichsten erschienen die Secten im südlichen Frankreich, in der Languedoc, der nämlichen Gegend, wo später der Protestantismus ebenfalls große Verbreitung fand. Das gebirgige Land gewährte ihnen hinreichende Sicherheit; auch fanden sie Schutz bei mächtigen Großen, namentlich bei den Grafen Raimund VI. und VII. von Toulouse. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnete man sie nach der Stadt Albi in Südfrankreich mit dem gemeinschaftlichen Namen der Albigenser. Die Meisten von ihnen scheinen zu der, aus dem Morgenlande herstammenden Secte der Katharer, welche mit den alten Manichäern (Bd. I. S. 689) verwandt war, und aus deren Namen das Wort „Ketzer" entstanden ist, gehört zu haben. Innocenz III. erklärte sich gleich, nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, gegen die Scorpionen, welche mit dem Stachel der Verdammniß verwunden, die Heuschrecken Joels, die Leute, welche Schlangengift im goldenen Kelche Babels darbieten, Füchse von verschiedenem Ansehen, aber zusammengebundenen Schwänzen, die den Weinberg des Herrn durchwühlen. Doch war auch er noch Anfangs gegen Gewaltmaßregeln und drang vielmehr auf Widerlegung der Ketzer durch Belehrung; denn Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Bereits im Jahre 1198 sandte er deshalb zwei Cistereienser mit unbeschränkter Vollmacht nach Languedoc und gebot ihnen, daß sie die Ketzer durch Gründe von ihrem Irrthum sollten abzubringen suchen; gelänge ihnen dies aber nicht, so sollten sie die Hartnäckigen in den Bann thun. Die weltliche Obrigkeit sollte dann die Güter derselben einziehen und sie selbst aus dem Lande jagen. Wer sie zu schützen wagte, sollte von gleicher Strafe getroffen werden; wer sie aber eifrig bekämpfte, sollte denselben Ablaß erhalten, als wäre er zum Grabe des Petrus gewallfahrtet. Wie bereits erzählt ist, schlossen sich auch der Bischof Diego von Osma und der heilige Dominicus den päpstlichen Abgeordneten an, und es wurden

vielfache Unterredungen mit den Häuptern der Ketzer gehalten, um sie von ihrer Ketzerei zu überführen. Natürlich richtete man dadurch nicht viel aus, und ein Vorfall, der im Jahre 1208 eintrat, gab nun den erwünschten Vorwand zu härteren Maßregeln. In jenem Jahre nämlich wurde der päpstliche Legat Peter von Chateauneuf in Frankreich von einem beleidigten Edelmanne ermordet, und ohne allen Grund beschuldigte man den Grafen Raimund von Toulouse des Mordes. Um den Mord zu rächen, forderte Innocenz den König von Frankreich und alle Großen und Einwohner des Landes zu einem Kreuzzuge gegen die Albigenser auf und verhieß Allen, die daran Theil nehmen würden, vollständige Vergebung ihrer Sünden. Der Abt Arnold von Citeaux predigte als päpstlicher Legat den Kreuzzug mit dem größten Eifer, und so begann im Jahre 1209 ein fürchterlicher Krieg, der zwanzig Jahre lang mit fanatischer Wuth geführt wurde. Weiber und Kinder, Männer und Greise wurden zu Tausenden unter teuflischen Martern hingemordet und das ganze blühende Land in eine traurige Einöde verwandelt. Besonders thätig zeigte sich von Anfang zur Vertilgung der Ketzer der Graf Simon von Montfort, dem es nur darum zu thun war, sich selbst in den Besitz des Landes zu setzen. Graf Raimund von Toulouse wurde durch das, auf 50,000 Mann angewachsene Kreuzheer bald so bedrängt, daß er sich entschließen mußte, der römischen Kirche sieben Burgen als Unterpfand seiner Treue abzutreten, und zu versprechen, daß er Kirchen und Geistliche entschädigen und alle Ketzer verfolgen wolle; ja, er mußte sich von dem päpstlichen Legaten eine Schnur um den Hals legen und sich an derselben unter Geißelhieben zur Kirche führen lassen. Dennoch dauerte der Kampf mit gleicher Wuth fort. Im Juli 1209 erstürmten die Kreuzfahrer die Stadt Beziers und hausten daselbst auf die unmenschlichste Weise. Siebentausend Menschen wurden bei der Erstürmung in einer Kirche verbrannt, an 20,000 erschlagen. Es schien unmöglich, die Rechtgläubigen von den Ketzern zu unterscheiden, aber der Abt Arnold von Citeaux rief den Stürmenden zu: „Schlagt sie todt; der Herr kennt die Seinen!“ Die Stadt Carcassonne ergab sich; aber dennoch mußten die Einwohner mit Zurücklassung aller Güter im bloßen Hemde die Stadt verlassen. Alles dessen, was erobert wurde, bemächtigte sich der habgierige Simon von Montfort; dem Papste aber versprach er einen jährlichen Zins dafür zu bezahlen. Raimund wandte sich nun an Innocenz selbst, und dieser verhieß ihm die Zurückgabe aller ihm entrissenen Güter, wenn er sich vom Verdachte der Ketzerei und der Theilnahme am Morde Peters von Chateauneuf reinigte. Damit waren indessen Simon von Montfort und die päpstlichen Legaten wenig zufrieden, und da ihnen der Papst die Untersuchung übertragen hatte, so verlangten sie von Raimund vor allen Dingen Entlassung seiner

Krieger und Entſchädigung der Kirche, Schleifung aller Burgen, Vertreibung der Ketzer und eine Wallfahrt nach Jeruſalem, von der er erſt zurückkommen dürfte, wenn ſie es ihm erlaubten. Dann ſollten ihm der Legat und Simon die entriſſenen Güter zurückgeben, ſofern es ihnen gefiele. Vor Zorn und Schmerz fing Raimund an laut zu weinen, als ihm dieſe Bedingungen mitgetheilt wurden; ſein Volk aber war entſchloſſen, lieber auf's äußerſte zu kämpfen, als ſich einem ſo ungerechten Feinde zu ergeben. Von Neuem entbrannte der Krieg mit noch größerer Wuth, als zuvor. Innocenz ſelbſt war mit dem Verfahren ſeiner Legaten durchaus nicht einverſtanden; er ermahnte ſie zur Milde, damit die Ruhe im Lande baldigſt hergeſtellt würde und Alle gemeinſam gegen die Saracenen in Spanien Krieg führen könnten. Raimunds Schwager, der König Peter von Aragonien, trat endlich im Jahre 1213 mit der Forderung hervor, der Papſt ſolle den Grafen Raimund nebſt ſeinen Anhängern gegen Kirchenbuße, Schadenerſatz und das Verſprechen eines Kreuzzuges vom Banne freiſprechen und in ſeine Beſitzungen wieder einſetzen. Man ging nicht darauf ein, und nun ſammelte der König von Aragonien ein mächtiges Heer. Es kam zu einem Kampf zwiſchen ihm und Simon von Montfort; Peter wurde ungeachtet der großen Tapferkeit, mit der ſeine Krieger kämpften, in der Schlacht getödtet, und ſo hatten ſeine Feinde vollſtändig geſiegt. Raimund mußte ſich jetzt mit ſeinem Sohne ergeben, und ſie lebten ſeitdem als einfache Bürger in Toulouſe. Ein Concil, welches Innocenz im Jahre 1215 zu Rom hielt, ſprach das Land großentheils dem Simon von Montfort als Eigenthum zu. Nicht lange ſollte dieſer indeſſen die Früchte ſeiner Ränke genießen. Der Krieg brach von Neuem aus, und Simon fiel bei der Belagerung von Toulouſe. Endlich im Jahre 1229 war die Unterwerfung aller Ketzer in Südfrankreich als vollendet zu betrachten; aber es kam nun darauf an, die Erneuerung ketzeriſcher Lehren für immer zu verhindern. Schon auf jenem Concil im Jahre 1215 hatte Innocenz feſtgeſetzt, wenn die weltliche Obrigkeit der Aufforderung zur Beſtrafung und Vertilgung von Ketzern nicht nachkomme, ſolle ſie in den Bann gethan werden, und werde dann nicht innerhalb eines Jahres Genugthuung geleiſtet, ſo ſei ein förmlicher Kreuzzug gegen die Widerſpenſtigen zu veranſtalten, alle ihre Vaſallen und Unterthanen ſeien vom Eide der Treue freizuſprechen, ihre Güter und Beſitzungen dem erſten rechtgläubigen Eroberer, der ſie ihnen entreißen würde, zuzutheilen. Noch mehr aber kam darauf an, daß auch kein Ketzer unentdeckt bliebe. Daher wurde feſtgeſetzt: wen irgendwie der Verdacht der Ketzerei träfe, der ſolle mit dem Banne belegt und von der Gemeinſchaft mit allen Rechtgläubigen getrennt werden, bis er ſich von allem Verdachte befreit hätte. Gelänge ihm dies nicht in Jahresfriſt, ſo ſei er als überwieſener Ketzer zu behandeln. Verdächtige Gegenden

ſollten die Biſchöfe entweder perſönlich wenigſtens einmal jährlich bereiſen, oder ſie ſollten Commiſſarien dahin abſchicken und ſich von den Einwohnern ſchwören laſſen, daß ſie alle Ketzer gewiſſenhaft anzeigen wollten. Wer dieſen Eid verweigere, ſolle ſelbſt als Ketzer angeſehen werden; gegen die Angezeigten aber ſei ſofort der Proceß einzuleiten. Alle dieſe Maßregeln wurden noch vervollſtändigt und für die Dauer befeſtigt durch eine Synode zu Toulouſe, welche im Jahre 1229 den entſetzlichen Kreuzzug gegen die Albigenſer auf eine ſeiner würdige Weiſe beendigte. Durch die Beſchlüſſe dieſer Synode wurde eine beſtändige Inquiſition (Nachforſchung) gegen die Ketzer angeordnet. Jeder Biſchof ſollte in allen Gemeinden einen oder mehrere Prieſter, wenn es nöthig wäre, auch Laien, anſtellen und eidlich verpflichten, daß ſie ſorgfältig den Ketzern nachſpüren, die verdächtigen Häuſer und Schlupfwinkel durchforſchen und die aufgefundenen Ketzer und ihre Beſchützer, nachdem ſie alle Vorſichtsmaßregeln angewandt hätten, um die Flucht derſelben zu verhindern, dem Erzbiſchof, dem Biſchof, oder der weltlichen Obrigkeit unverweilt anzeigen wollten, damit die verdiente Strafe über ſie verhängt werden könne. Jeder Fürſt, Gutsherr, Biſchof oder Richter, der einen Ketzer verſchone, ſolle ſein Land, Gut oder Amt verlieren; jedes Haus, in welchem man einen Ketzer antreffe, ſolle dem Boden gleich gemacht werden. Alle zwei Jahre ſollten in jeder Gemeinde alle Perſonen männlichen Geſchlechtes von vierzehn Jahren an und darüber, weiblichen Geſchlechtes von zwölf Jahren an alle ketzeriſchen Lehren abſchwören und eidlich geloben, daß ſie dem Glauben der römiſchen Kirche treu ſein und nach Kräften die Ketzer verfolgen und ſie gewiſſenhaft anzeigen wollten. Wer in der Zeit der Eidesleiſtung abweſend ſei und den Eid nicht vierzehn Tage nach ſeiner Rückkehr abgelegt habe, ſolle als der Ketzerei verdächtig betrachtet werden, ebenſo Jeder, der nicht alljährlich zu Oſtern, Pfingſten und Weihnachten am Abendmahle Theil nehme. Wer als Ketzer bekannt oder auch nur der Ketzerei verdächtig ſei, zu dem ſolle auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt gelaſſen werden. Selbſt wer aufrichtige Reue zeige, ſolle doch nicht in ſeiner verdächtigen Heimath bleiben dürfen, ſondern nach einem von Ketzerei frei gebliebenen Orte gebracht werden. Damit ihn Jeder erkennen könne, müſſe er ein doppeltes Kreuz von verſchiedenen Farben tragen; weſſen Bekehrung aber noch zweifelhaft ſei, der ſei vom Biſchofe in engem Gewahrſam zu halten. Nur der Papſt könne die ihre Ketzerei aufrichtig Bereuenden frei ſprechen, und bis dahin ſollten ſie aller öffentlichen Rechte verluſtig ſein. Papſt Gregor IX. bemerkte bald, daß die Biſchöfe ſich noch nicht eifrig genug bei der Vollziehung jener Verordnungen zeigten, und während nach den Beſtimmungen des Papſtes Innocenz und der Synode zu Toulouſe jeder Biſchof eigene Commiſſarien für die Aufſuchung der Ketzer in ſeinem Sprengel ernennen

ſollte, ernannte er daher die Dominicaner zu beſtändigen Inquiſitoren, ſo daß ihre Erkenntniſſe gar keine Beſtätigung von Seiten der Biſchöfe bedürften. Die Inquiſitionstribunale hatten die ausgedehnteſten Vollmachten. Gegen Jeden, welcher der Ketzerei verdächtigt wurde, konnten ſie die Anklage annehmen und die Unterſuchung einleiten, und ſie waren dabei gar nicht einmal gehalten, dem Angeklagten den Grund der Klage anzugeben, oder ihm den Kläger und die gegen ihn auftretenden Zeugen zu nennen. Es ſtand ihnen frei, jeden Verdächtigen ſo lange gefangen zu halten, als es ihnen nöthig ſchien, und ihn durch die Qualen der Folter und durch Marter aller Art zum Geſtändniſſe zu zwingen. Wer widerrief, den konnten ſie nach ihrem Ermeſſen zu einer Buße verurtheilen, die meiſtens hart genug war und oft in lebenslänglicher ſtrenger Gefangenſchaft beſtand. Wer auf ſeinem Irrthum beharrte, wurde für unverbeſſerlich erklärt und der weltlichen Macht zur Vollziehung des Todesurtheils auf dem Scheiterhaufen übergeben; denn man wollte wenigſtens den Schein vermeiden, als ob die Kirche ſelbſt nach Blut dürſte. Die beiden mächtigſten der damaligen Fürſten waren auch ohne Weiteres bereit, ſolchem Verlangen zu willfahren. Ludwig IX. von Frankreich war in ſeinem frommen Eifer ſelbſt davon überzeugt, es könne keinen ſtrafwürdigeren Menſchen geben, als einen Ketzer; Kaiſer Friedrich II. aber glaubte ſich von dem Verdachte der Ketzerei, der ihn ſelbſt getroffen hatte, nicht beſſer reinigen zu können, als wenn er zur Verfolgung und Ausrottung der Ketzer ſelbſt die Hand böte. Beide erließen daher noch eigene Ketzeredicte, in denen ſie die bürgerliche Obrigkeit anwieſen, ſich genau nach den Beſtimmungen der Kirche zu richten; ſie räumten der Kirche die volle Befugniß ein, die Unterſuchung wegen dieſer Verbrechen allein zu leiten; der weltlichen Macht liege nur die Vollziehung der von der Kirche gefällten Erkenntniſſe ob. Auch Raimund VII. von Toulouſe ſah ſich genöthigt, um ſeines Rufes willen dem Beiſpiele Ludwigs zu folgen. So wurde die Inquiſition in dem ſüdlichen Frankreich und in den Provinzen von Deutſchland und Italien eingeführt, wo ſich die Ketzerei bis dahin am verbreitetſten und am dauerndſten gezeigt hatte, und Volksaufſtände, die deshalb in Südfrankreich ausbrachen, vermochten nichts dagegen auszurichten. In Deutſchland jedoch konnte die Inquiſition wegen des Widerſtandes von Seiten des Volkes und der Biſchöfe nie recht feſten Fuß faſſen. Dorthin ſandte Gregor, um die Ketzer, die beſonders in den Rheingegenden zahlreich verbreitet waren, zu bekehren und, wenn ihm das nicht gelänge, ſie zu beſtrafen und das Kreuz gegen ſie zu predigen, den Dominicaner Konrad von Marburg, einen ſcheinheiligen, finſteren und grauſamen Prieſter. Mit großen Vollmachten ausgerüſtet, erſchien derſelbe in Deutſchland, und wohin er kam, verbreitete er Schrecken vor ſich her. Nicht bloß Die, welche mit Recht der Ver-

dacht der Ketzerei traf, ſelbſt ganz Unſchuldige waren vor ſeiner Verfolgungsſucht nicht ſicher, und rückſichtslos ließ er Hohe wie Niedrige ſeine Gewalt fühlen. Allen Anklagen ſchenkte er unbedingt Glauben, und wer einmal angeklagt war, konnte ſein Leben nur dadurch retten, daß er ſich für ſchuldig und Alles für wahr erklärte, was abenteuerliche Gerüchte von den Verſammlungen der Ketzer und den in denſelben verübten unnatürlichen Verbrechen erzählten; dann kam er wohl noch mit ſchwerer Buße davon; wer aber nicht bekennen wollte und ſeine Unſchuld beſchwor, wurde doch für ſchuldig erklärt und lebendig verbrannt. Wer ſich für einen Angeklagten verwandte, wurde ſelbſt als Mitſchuldiger behandelt; Vertheidigung wurde nie erlaubt, das Urtheil meiſt am Tage der Anklage gefällt. Ein herumſchweifendes, ſittenloſes Weib aus Crefeld klagte zuerſt ſeine Verwandten an, die es nicht zur Erbin einſetzen wollten. Dieſelben wurden verbrannt, und daſſelbe Schickſal erlitten viele ganz Unſchuldige in Erfurt und anderen Städten. Anfangs hatte man nur geringe Leute angeklagt; bald wagte man ſich auch an ehrſame Bürger, an Geiſtliche, ja endlich ſelbſt an Grafen und Gräfinnen. Weiber klagten ihre Männer, Brüder ihre Schweſtern, Knechte ihre Herren an; nur Lügen und Beſtechungen retteten das Leben, Wahrheit brachte den Tod. Die Zerrüttung und das Unweſen, welche dadurch in Deutſchland entſtanden, wurden am Ende ſo groß, daß die Erzbiſchöfe von Trier und Köln und ſelbſt ein Dominicaner Bernhard es am Ende für nöthig hielten, dem alten, leichtgläubigen Papſte über den Mißbrauch, den Konrad von der ihm übertragenen Gewalt machte, die Augen zu öffnen; aber der ſtolze, fanatiſche Prieſter kehrte ſich wenig daran, und ſein blinder, leichtgläubiger Eifer zog auch über eine andere Gegend Deutſchlands Krieg und Verwüſtung herbei.

Im Oldenburgiſchen, von der Hunte abwärts bis zum Meere, wohnten die Stedinger, ein frieſiſcher Volksſtamm, welcher ſich noch die alten, freien deutſchen Einrichtungen zu bewahren gewußt hatte. Sie konnten ſich weder in die Lehensabhängigkeit, noch in die Geſetze über die Zahlung der Zehnten und anderer Abgaben an die Kirche finden. Der Graf von Oldenburg legte deshalb in ihrem Lande feſte Schlöſſer an, und die Beſatzung derſelben verübte gegen Jedermann, beſonders gegen wehrloſe Frauen und Jungfrauen, die ärgſte Unbill. Darüber entrüſtet, erhoben ſich die Stedinger, vertrieben die Beſatzungen, zerſtörten die Burgen und ſuchten ſich gegen feindliche Angriffe dadurch zu ſchützen, daß ſie den ſchmalen Eingang zu ihrem Lande, das ohnehin durch Flüſſe und Moräſte geſichert war, durch Dämme und Gräben faſt unzugänglich machten. Zum Unglück für ſie ſteigerte ſich gleichzeitig der Zwiſt mit der Geiſtlichkeit; ein Geiſtlicher, der ſich beſonders verhaßt gemacht hatte, wurde erſchlagen; die Boten des Erzbiſchofs von Bremen, welche den Zehnten ein-

fordern ſollten, wurden verſpottet und beſchimpft. Deshalb wurden nun die Stedinger von den Erzbiſchöfen von Bremen als Ketzer verfolgt; Gregor IX. verhängte im Jahre 1232 das Interdict über ſie, und da Konrad von Marburg ihnen die ärgſten Ketzereien andichtete, ließ er im Jahre 1233 einen Kreuzzug gegen ſie predigen. Ein mehr als vierzigtauſend Mann ſtarkes Heer wurde gegen ſie geführt, und zwar vertheidigten ſie ſich mit dem größten Heldenmuth, aber dennoch mußten ſie der Uebermacht unterliegen. Tauſende fanden im Kampfe ihren Tod; die Gefangenen wurden verbrannt, ihre Wohnſitze mittelſt Durchſtechung der Dämme überſchwemmt, oder durch Brand und Raub verwüſtet. Der Reſt floh theils zu den Frieſen, theils unterwarf er ſich im Jahre 1235, leiſtete der Kirche die vom Papſte vorgeſchriebene Genugthuung, erkannte Lehnsobere an und verlor dadurch ſeine frühere Freiheit und Selbſtſtändigkeit.

Inzwiſchen hatte Konrad von Marburg bereits durch den allgemeinen Haß ſeinen Tod gefunden. Er hatte ſich auch an den Grafen von Sayn gewagt und ihm wegen angeblicher Ketzerei zum Schimpfe das Haar glatt vom Kopfe ſcheeren laſſen. Auf die Anklage deſſelben wurde Konrad vor ein außerordentliches Gericht geladen, welches der König Heinrich nach Mainz berief; die Ankläger des Grafen, theils Betrogene, theils elende Menſchen, mußten beſchämt ſchweigen; Konrad wurde mit empfindlichen Verweiſen entlaſſen, und man forderte in einem Berichte den Papſt auf, den Ketzerrichter und die ungerechten Ankläger zu beſtrafen. Ohne ſich darum zu kümmern, kehrte Konrad nach Marburg zurück; aber auf dem Wege wurde er von den Leuten des Herrn von Dernbach und Andern, die unſchuldig angeklagt oder über den Tod ihrer Freunde und Verwandten entrüſtet waren, am 30. Juli 1233 erſchlagen. Gregor IX. ſprach ihn als Märtyrer heilig und verurtheilte die Mörder, mit einem Strick um den Hals und Ruthen in den Händen nach Paläſtina zu wallfahrten, vor jedem Prieſter zu beichten und ſich von demſelben öffentlich geißeln zu laſſen; Viele aber meinten, Konrad habe nur den verdienten Lohn für ſeine Frevelthaten empfangen. Keiner mochte ſein Nachfolger werden, und durch einen Reichsſchluß wurde jedem wegen Ketzerei Angeklagten billige Behandlung nach rechtlichen Formen zugeſichert. So brachte Konrads maßloſe Wuth Deutſchland den unberechenbaren Gewinn, daß es von der Einführung der Inquiſitionstribunale fortan verſchont blieb.

Deſto mehr Eingang fand die Inquiſition in der Folge in Spanien, wo ſie durch den Beſchluß des Reichstages von Toledo im Jahre 1480 förmlich eingeführt wurde, und zwölf Jahre ſpäter war die Einführung im ganzen Lande bereits vollendet. Ueber 17,000 Perſonen gaben ſich der Inquiſition ſelbſt an; 2000 wurden in den erſten Jahren verbrannt,

noch weit mehr retteten sich durch die Flucht in benachbarte Länder. Im Jahre 1492 allein wanderten nicht weniger als 200,000 Juden aus. Der erste Generalinquisitor Torquemada hatte 200 Inquisitionsdiener unter sich und zu seinem Schutze eine Wache von funfzig Reitern. Papst Sixtus IV. forderte ihn zwar anfangs nach Rom, erkannte ihn aber doch im Jahre 1483 an und ertheilte ihm sogar die Macht, die bisherigen Inquisitoren abzusetzen und neue zu ernennen. In allen Provinzen wurden nun Inquisitionsgerichte errichtet, die sämmtlich unter dem Großinquisitor standen. Niemand war vor ihnen sicher; die unbegründetste Anklage reichte zur Verdammung hin, und selbst wer als reuig begnadigt wurde, blieb ehrlos, durfte kein öffentliches Amt verwalten, kein Gold, Silber oder Edelsteine tragen, weder reiten noch Waffen führen; selbst die Gebeine längst Verstorbener wurden wieder ausgescharrt und ihre Güter eingezogen, und die vornehmsten Leute erniedrigten sich zu Aufsehern und Häschern der Inquisition, um nur ihres Lebens sicher zu sein. Solcher Häscher gab es in Spanien nicht weniger als zwanzigtausend. Bis zum achtzehnten Jahrhundert wüthete dort die Inquisition ohne alle Beschränkung, und zahllos sind die Opfer ihrer Verfolgung. Im Jahre 1770 wurde ihr zuerst verboten, einen königlichen Unterthan zu verhaften, ehe die Beschuldigung gegen ihn erwiesen sei; noch mehr Beschränkungen ihrer Macht traten in der Folge ein, und im Jahre 1808 wurde sie von Napoleon gänzlich aufgehoben. Zwar hatte sein Sturz auch ihre Wiedereinführung zur Folge; aber im Jahre 1820 wurde sie bereits wieder abgeschafft, und ein späterer Versuch, sie wieder herzustellen, ist nicht gelungen. Vom Jahre 1481 bis 1808 sind nach angestellten Berechnungen durch dies furchtbare Glaubensgericht in Spanien 31,912 Menschen wirklich, 17,659 im Bildnisse verbrannt, und 291,456 zu schweren Strafen verurtheilt worden. Grauenhaft ist es in der That, daß man den martervollen Tod der Unglücklichen zu Schauspielen für die Volksmenge benutzte, die in Schaaren herbeiströmte, weil schon das bloße Zuschauen für ein verdienstliches, Gott wohlgefälliges Werk galt. Solche Schauspiele, Auto's da fé genannt, fanden in Spanien und Portugal bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts statt. Man wählte zu denselben meistentheils einen Sonntag zwischen Pfingsten und der Adventszeit, besonders häufig auch das Allerheiligenfest. So wie der Tag anbrach, gab die große Glocke der Hauptkirche das Zeichen zum Beginne des gräßlichen Schauspiels. In feierlicher Procession bewegte sich dann ein fast endloser Zug durch die Hauptstraßen der Stadt. An der Spitze zogen die Dominicaner mit der Fahne der Inquisition; auf sie folgten die Reuigen, die zu Bußen verurtheilt waren. Hinter diesen gingen in besonderer Kleidung, barfuß und eine spitze mit Teufeln bemalte Mütze auf dem Kopfe, die zum Tode Verurtheilten, denen ein großes Kreuz

voraus getragen wurde. Hinter denſelben wurden die Bildniſſe Derer getragen, denen es gelungen war, ſich durch die Flucht der ſchrecklichen Strafe zu entziehen, dann die Gebeine der vor der Hinrichtung Geſtorbenen in ſchwarzen, mit Flammen und hölliſchen Sinnbildern bemalten Särgen. Eine zahlloſe Menge von Geiſtlichen und Mönchen endlich ſchloß den Zug, der zunächſt in die Kirche ging, wo eine Glaubenspredigt gehalten und nach Beendigung derſelben das Urtheil verkündigt wurde. Die Verurtheilten mußten während deſſen, eine ausgelöſchte Kerze in der Hand haltend, vor einem Crucifix ſtehen. Nach Bekanntmachung des Urtheils gab ein Beamter der Inquiſition jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Bruſt, zum Zeichen, daß derſelbe der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung übergeben ſei. Nachdem dies geſchehen war, wurden die Unglücklichen von weltlichen Beamten gefeſſelt und in das Gefängniß geführt. Wenige Stunden ſpäter ſchleppte man ſie auf den Richtplatz. Die ſich dann noch zum katholiſchen Glauben bekannten, wurden erdroſſelt, ehe man den Scheiterhaufen anzündete; die Andern wurden lebendig verbrannt, und mit ihnen auch die Bildniſſe der Entflohenen und die Gebeine der Verſtorbenen. Meiſtentheils mußte der König mit ſeinem ganzen Hofe dem gräßlichen Schauſpiele beiwohnen, um die Feierlichkeit dieſes ſogenannten Glaubensactes zu erhöhen. Schon früher zeigten die ſpaniſchen Könige großen Eifer bei der Beſtrafung der Ketzer. Ferdinand III. der Heilige, ſeit 1217 König von Caſtilien, ergriff ſelbſt die brennende Fackel, um eigenhändig einen Scheiterhaufen zur Verbrennung von Ketzern anzuzünden.

Durch ſolche Mittel gelang es der Kirche allerdings, die ſich gegen das Uebermaß ihrer Macht erhebenden Secten für den Augenblick zu unterdrücken und das weitere Umſichgreifen ketzeriſcher Lehren zu hemmen; aber abgeſehen davon, daß ſie ihres veredelnden Einfluſſes auf die Sittlichkeit der Völker ſich auf ſolche Weiſe ſelbſt beraubte, und Rohheit und Blutgier durch ihre Schuld immer allgemeiner ſich verbreitete, abgeſehen davon, daß Glaubensinnigkeit und ächte Frömmigkeit immer mehr verdrängt wurde, weil die Kirche nichts als äußere Werkheiligkeit und leeres Formenweſen forderte, gedankenloſe Theilnahme an gottesdienſtlichen Handlungen, die große Zahl der nach dem Roſenkranze gebeteten Ave Maria, Uebernahme äußerlicher Bußübungen und dergleichen Dinge als das Weſen wahren Chriſtenthums dargeſtellt wurden, ſo erreichte die Kirche auch ihren nächſten Zweck durch ſolche grauſamen Ketzerverfolgungen doch keineswegs. Ob man auch in Strömen Ketzerblut vergoß, ob immer zahlreicher die Scheiterhaufen loderten, die Irrthümer, die man als ſolche bezeichnete und ausrotten wollte, behielten doch fortwährend ihre heimlichen Anhänger, und dieſe wurden um ſo ſchwärmeriſcher dafür begeiſtert, je gewaltſamer man ſie davon losreißen wollte.

Der Widerstand, auf einer Seite unterdrückt, brach auf der andern immer wieder desto heftiger hervor; ja, selbst Solche, die von aller Ketzerei fern waren, wurden am Ende durch die Grausamkeit, mit welcher die Kirche Irrgläubige verfolgte, mit Unwillen und Entsetzen erfüllt und wandten sich von derselben ab, und als endlich im sechszehnten Jahrhundert die mit so unnatürlicher Gewalt unter der Asche verborgen gehaltene Glut dennoch zu heller Flamme ausbrach, mußte das ganze Gebäude der Hierarchie um so mächtiger dadurch erschüttert werden. Schon jetzt aber begann gegen das Papstthum ein neuer Kampf, der ihm den empfindlichsten Stoß versetzte, der Kampf mit den seit den Kreuzzügen überall neu aufblühenden Wissenschaften.

Fünftes Kapitel. Wissenschaft, Kunst und Sitte bis zum Untergange der Hohenstaufen.

§. 48. Die Wissenschaft und die Universitäten.

Bis auf die Zeit der Hohenstaufen war wissenschaftliche Bildung fast nur unter den Geistlichen zu finden; fast sie allein waren auch thätig für Gründung und Erhaltung von Schulen, und daraus folgt von selbst, daß diese Schulen auch vorzugsweise auf die Bildung der Geistlichen berechnet waren (vergl. §. 21.). Es ist bereits erwähnt worden, in welchem Maße Karl der Große seine Sorgfalt auch den Kloster- und Stiftsschulen zuwandte, und es entstand im Laufe der Zeit eine große Zahl derselben in Deutschland, namentlich die zu Fulda, Reichenau, Corvei, Bremen, Hildesheim, Lüttich, Augsburg und Freisingen. Nicht minder finden wir Schulen in vielen Städten Italiens; so zu Parma und Ravenna; in Mailand gab es schon gegen Ende des eilften Jahrhunderts Lehrer der Philosophie, der freien Künste, der weltlichen und geistlichen Wissenschaften; in London waren schon unter Heinrich II. drei öffentliche Schulen. Auch Bibliotheken wurden fast bei jedem Kloster oder Stifte angelegt, und häufig war es, daß Laien und Geistliche an Klöster und Schulen Bücher vermachten, wie ja auch die Mönche selbst sich vielfach mit dem Abschreiben wissenschaftlicher Werke beschäftigten. Freilich blieb indessen die Bildung, welche man auf den Schulen zu erlangen vermochte, immer eine höchst mangelhafte; nach und nach aber traten an einigen Orten Lehrer auf, die in neuen Wissenschaften Unterricht ertheilten. Angelockt durch den Reiz der Neuheit, schaarten sich in großer Zahl wißbegierige Schüler um sie, und so bildeten sich die ersten von den Kloster-

und Stiftsschulen gesonderten Lehranstalten. Schon im zwölften Jahrhundert finden wir in Paris mehrere ausgezeichnete Lehrer, welche Vorträge über Philosophie, Beredtsamkeit und Theologie hielten. Aus fernen Ländern sogar strömten wißbegierige Jünglinge in Menge herbei, bildeten mit ihren Lehrern eine Corporation und gaben sich eine besondere Verfassung. So entstand hier die erste Universität, welcher Name ursprünglich nichts als eine Corporation oder Genossenschaft von Lehrern und Lernenden bezeichnete. König Philipp August befreite sie von der königlichen Gerichtsbarkeit. — Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war der Diener eines deutschen Studenten gemißhandelt worden. Die Studenten schlugen deshalb den Thäter so, daß sich das Volk zusammenrottete und die Wohnung der deutschen Theologen erstürmte. Einige Studenten kamen dabei um's Leben; die übrigen aber forderten deshalb die Bestrafung des Vorstehers von Paris, der das Volk angeführt hatte. Um der Strafe zu entgehen, versuchte dieser aus dem Gefängnisse zu entfliehen, fand aber dabei seinen Tod. Im Jahre 1229 erzeugte eine den Studenten zugefügte Beleidigung so große Erbitterung unter ihnen, daß sie größtentheils mit ihren Lehrern Paris verließen und nach andern Städten Frankreichs, ja selbst nach England, Italien und Spanien zogen. Der Hof suchte die Vermittelung des Papstes Gregor IX. nach, um sie zur Rückkehr zu bewegen, und so wurden ihnen nun nicht nur ihre alten Rechte sämmtlich bestätigt, sondern auch neue hinzugefügt. Besonders wichtig wurde die Pariser Universität für das Studium der Theologie; gleichzeitig mit ihr aber gelangte die Universität zu Bologna zu eben so großer Bedeutung für die Rechtswissenschaften. Schon Kaiser Friedrich I. sicherte derselben auf dem ronkalischen Reichstage im Jahre 1158 unabhängige Gerichtsbarkeit zu. Er bestimmte daselbst, daß die Lehrer und Studenten überall sollten sicher wohnen und reisen können; alle Obrigkeiten sollten bei Strafe dafür sorgen, daß jeder ihnen zugefügte Schaden vierfach ersetzt werde. Im Fall einer Klage aber sollten die Studenten wählen können, ob sie ihre Lehrer oder den Bischof der Stadt zum Richter haben wollten. In Betreff der Lehrer erklärte er: „Wir halten es billig, da alle guten Menschen unser Lob und unsern Schutz verdienen, daß Diejenigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird, und die ihre Schüler zum Gehorsam gegen Gott und uns, seine Diener, bilden, mit besonderer Sorgfalt gegen alle Beleidigungen vertheidigt und geschützt werden." Außer diesen beiden großen Universitäten entstanden in jener Zeit noch viele andere; so in Frankreich die zu Montpellier (1180), Toulouse (1229), Orleans (1234) und Lyon; in Italien die zu Salerno, welche schon in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts die berühmteste medicinische Schule wurde, zu Padua (1222 gegründet durch Lehrer und Schüler, die von Bologna dahin

auswanderten), zu Neapel (1224), zu Rom (1250) und schon früher zu Vicenza, Pisa, Arezzo; in Spanien zu Valencia (1209) und Salamanca (1250); in England zu Oxford (1200) und Cambridge. In Deutschland entstanden zwar damals noch keine Universitäten; aber wenigstens wurden die Stifts- und Klosterschulen daselbst durch die Hohenstaufen vermehrt.

Die Zahl der Lehrenden und Lernenden wuchs namentlich zu Paris und Bologna unglaublich; in Bologna z. B. waren im Jahre 1260 nicht weniger als zehntausend Studenten. Dadurch wurde zur Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung eine bestimmte Gliederung nothwendig, die sich freilich an beiden Orten sehr verschieden gestaltete. In Bologna nämlich wählten die Studenten aus ihrer Mitte den Rector, den Rath, den Syndikus, welcher ihr Bevollmächtigter bei Verhandlungen mit fremden Universitäten war, und den Kassirer. Diese Einrichtung erscheint allerdings auf den ersten Anblick auffallend; sie verliert indessen ihr Befremdendes, wenn man bedenkt, daß die Studenten jener Zeit nicht, wie die jetzigen, im ersten Jünglingsalter standen, sondern meistentheils Männer von gereifterem Alter waren. In Paris dagegen waren allein die versammelten Lehrer im Besitze der Herrschaft, ohne daß die Schüler Antheil daran hatten. Schon seit alter Zeit bestand hier eine Eintheilung der Lehrer und Schüler nach vier Nationen, der englisch-deutschen, picardischen, normannischen und französischen. Als sich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Bettelmönche in die Universität Eingang zu verschaffen wußten, vereinigten sie sich im Jahre 1259 mit den Weltgeistlichen zu einer besonderen Facultät als Lehrer der Theologie und schlossen sich den Nationen an; schon ein Jahr später ahmten zuerst die Mediciner, dann auch die Rechtsgelehrten ihr Beispiel nach, und nun bildeten die Nationen die vierte Facultät, die der freien Künste, welche aber schon darum die bedeutendste blieb, weil aus ihr allein der Rector gewählt wurde. Je weniger übrigens die Ausbildung auf den Schulen eine genügende Vorbereitung für das Universitätsstudium gewährte, um so länger studirte man damals auf den Universitäten, oft z. B. fünf Jahre lang Philosophie und dann noch vier Jahre lang Theologie, und eine Kirchenversammlung zu Tours beschloß, daß Niemand sollte Richter oder Sachwalter sein können, der nicht fünf Jahre lang die Rechte studirt hätte.

Der Einfluß, den die Universitäten auf die Gestaltung des geistlichen Lebens ausübten, war ein außerordentlicher. Durch die Freiheit ihrer Einrichtungen, durch die Begeisterung für die Wissenschaften, die sie in der Zeit des Aberglaubens und der Unwissenheit in den Gemüthern vieler Tausende neu entflammten, trieben sie den Geist der Völker in neue Bahnen, und mächtig wirkten sie mit zur Erringung der geistigen Freiheit durch die Reformation.

§. 49. Peter Abaelard.

Zu den größten Lehrern der Theologie und Philoſophie, nicht nur ſeiner Zeit, gehörte Peter Abaelard. Er hieß eigentlich Abailard oder Abeillard und war im Jahre 1079 zu Palais, einem Flecken in der Bretagne unweit Nantes, geboren. Sein Vater Berenger war ein Krieger von altem Adel und nicht ohne Bildung. Derſelbe liebte ihn, ſeinen Erſtgebornen, nicht nur wegen ſeiner Schönheit, ſondern mehr noch wegen ſeiner glänzenden Geiſtesanlagen, für deren Ausbildung durch die vorzüglichſten Lehrer er Sorge trug. Der Knabe lohnte ſeinem Vater durch unermüdlichen, raſtloſen Eifer, und ſchon in ſeinem ſechszehnten Jahre hatte er es ſo weit gebracht, daß er ſeinen Lehrern in der Kenntniß der lateiniſchen Claſſiker und der Philoſophie gleich ſtand. Von begeiſterter Liebe zu den Wiſſenſchaften ergriffen, leiſtete er Verzicht auf eine glänzende kriegeriſche Laufbahn, die ſich ihm eröffnete; ja, er überließ ſogar ſeinen Brüdern das ihm nach dem Rechte der Erſtgeburt gebührende Erbe und durchzog mehrere Städte und Provinzen des Landes, um ſeine Kenntniſſe zu bereichern. So kam er auch nach Paris. Unter den ausgezeichneten Lehrern, die dort einen großen Kreis wißbegieriger Schüler um ſich ſammelten, zog ihn keiner ſo mächtig an, wie der berühmte Philoſoph Wilhelm von Champeaux. Er wurde deſſen Schüler; bald aber genügte ihm die Lehre ſeines Lehrers nicht mehr; er gewann die Ueberzeugung, daß weder Jener noch die Gegner deſſelben das Rechte vollſtändig erkannt hätten, und ſuchte deshalb die Anſichten beider Theile zu vereinigen. In häufigen Disputationen ſuchte er ſeine eigene Anſicht zu vertheidigen; aber je mehr man ſeinen Scharfſinn bewunderte, um ſo mehr zog er ſich den Neid ſeiner Gegner zu, und es traf ihn ſelbſt der Haß ſeines Lehrers. Er verließ deshalb Paris und begab ſich nach Melun, wo ſich damals der königliche Hof einige Monate im Jahre aufzuhalten pflegte. Dort errichtete er, wie ſpäter in Corbeil, näher bei Paris, ſelbſt eine Schule, und der Kampf mit ſeinen Gegnern wurde immer heftiger. Nur eine Reiſe, welche er ſeiner Geſundheit wegen nach der Bretagne unternahm, unterbrach den Streit auf einige Zeit. Nach zweijähriger Abweſenheit kehrte er nach Paris zurück, und hier wurde er abermals Schüler Wilhelms von Champeaux, der damals Vorleſungen über die Beredtſamkeit hielt. Bald erneuerte ſich jedoch der Streit mit demſelben, und Wilhelm mußte endlich ſeinem Schüler den Sieg zugeſtehen. Abaelard begab ſich darauf nach Laon, um unter Anleitung eines damals berühmten Lehrers, des Anſelmus, Theologie zu ſtudiren. Bald befriedigten ihn jedoch die Vorträge deſſelben nicht mehr; er wagte es, ſelbſt als Lehrer aufzutreten und mit ſeinem Meiſter zu wetteifern. Er hielt Vorleſungen über den Propheten Heſekiel; aber aus Neid ver-

bot ſie Anſelmus, und Abaelard verließ deshalb die Stadt. Er kehrte nach Paris zurück, wo er durch ſeine theologiſchen und philoſophiſchen Vorträge bald großes Aufſehen erregte. Der Andrang zu denſelben war ungeheuer. Von allen Theilen Italiens, Frankreichs, den Niederlanden und Deutſchland ſtrömten Jünglinge herbei, um ihn zu hören. Sein Ruhm wuchs täglich und in gleicher Weiſe ſeine Einnahme. Aber die glänzende Anerkennung, welche ſeine Talente fanden, wurde für ihn die Quelle vielfacher Leiden. Schon in früher Jugend war er ſich ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben zu ſehr bewußt geweſen; ſein Ruhm nährte dies zu große Selbſtgefühl noch mehr und verleitete ihn zu keckem Uebermuthe. Er vergaß es, über ſich ſelbſt zu wachen, und überließ ſich ganz der Glut zügelloſer Leidenſchaft. Der Kanonikus Fulbert nahm den damals acht und dreißigjährigen Mann als Lehrer ſeiner Nichte Heloiſe in ſein Haus. Heloiſe war ſiebenzehn Jahre alt, eine Jungfrau von eben ſo großer Schönheit als trefflichen Anlagen des Geiſtes und Gemüthes. Abaelard fühlte ſich unwiderſtehlich von ihr angezogen, und bald geſtaltete ſich zwiſchen Beiden das traulichſte Verhältniß. Fulbert entfernte ihn aus ſeinem Hauſe; aber heimlich brachte Abaelard Heloiſe zu ſeiner Schweſter nach der Bretagne und vermählte ſich in der Stille mit ihr, wozu Fulbert ſeine Einwilligung gab. Heloiſe kehrte nun in das Haus ihres Oheims zurück, leugnete aber, daß ſie mit Abaelard vermählt ſei, um denſelben nicht an der Erlangung kirchlicher Würden zu hindern. Darüber gerieth Fulbert ſo in Zorn, daß er an Abaelard ſchreckliche Rache zu nehmen beſchloß. Er ließ ihn in ſeinem Schlafzimmer überfallen und in einer ſo ſchimpflichen Weiſe mißhandeln, daß er nach den Geſetzen dadurch zur Erlangung jeder kirchlichen Ehrenſtelle unfähig wurde. Tief gebeugt durch den ihm angethanen Schimpf, zog ſich Abaelard in das Kloſter St. Denis bei Paris zurück, um dort, abgeſchieden von der Welt, ſeine Tage zuzubringen; Heloiſe aber bewog er, in dem Kloſter zu Argenteuil, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, den Schleier zu nehmen. Sein Streben, verborgen zu bleiben, war indeſſen vergeblich geweſen. Seine ehemaligen Schüler entdeckten ſeinen Zufluchtsort und baten ihn, wie er früher Vorträge gehalten habe, um Ruhm und Geld zu gewinnen, ſo möge er jetzt in einem neuen Geiſte zur Ehre Gottes ſeine Thätigkeit wieder beginnen. Die Mönche ſelbſt drangen in ihn, dieſem Rufe zu folgen, um von dem ſtrengen Sittenrichter befreit zu werden, der ihre Zügelloſigkeit mit rückhaltloſem Ernſte ſtrafte, und es wurde ihm eine zu dem Kloſter gehörige Priorei zu dieſem Zwecke eingeräumt. Alsbald ſtrömten von allen Ländern wieder Schaaren von Jünglingen herbei, und ihre Zahl wurde ſo groß, daß Wohnungen und Lebensmittel nicht ausreichten. Auf ihre Bitten hielt er jetzt auch theologiſche Vorleſungen und legte ſeine Lehren in einem Werke nieder,

welches er „Einleitung in die Theologie" nannte. Dies zog ihm neue Verfolgungen zu; besonders beschuldigte man ihn der Ketzerei wegen seiner Lehre von der Dreieinigkeit. Im Jahre 1121 wurde eine Synode zu Soissons gehalten, und dort verdammte man ihn ungehört, vermuthlich, weil man fürchtete, ihn nicht widerlegen zu können. In Gegenwart eines päpstlichen Legaten mußte er sein Buch selbst in's Feuer werfen, und außerdem wurde er als Ketzer zur Gefangenschaft in einem Kloster verurtheilt, wo er Buße thun sollte. Aber die Art, wie man ihn unterdrückt hatte, ohne seine Vertheidigung zu hören, mußte bei seinen Anhängern nur um so lebhaftere Theilnahme für seine Sache hervorrufen; der Legat mochte wohl selbst das Ungerechte des Verfahrens fühlen, und erlaubte Abaelard schon wenige Tage später, nach St. Denis zurückzukehren. Doch Ruhe fand er dort nicht. Durch seine Strafpredigten erbitterte er die Mönche gegen sich und reizte sie zu neuen Verfolgungen. Endlich wurde ihm gestattet, das Kloster zu verlassen, und von nur einem Gefährten begleitet, flüchtete er sich in ein einsames, anmuthiges Waldthal unweit Nogent an der Seine. Hier baute er sich eine Einsiedlerhütte aus Baumästen, Schilf und Rohr, und er weihte dieselbe dem heiligen Geiste, als dem Tröster (Parakletus), der ihn aus den Stürmen des Lebens hier endlich hatte Ruhe finden lassen. Auch hier blieb er nicht lange verborgen. Seine Schüler suchten ihn auch in seiner Einsamkeit auf, und jetzt zeigte es sich recht, mit welcher glühenden Begeisterung sie ihm anhingen. Jene Jünglinge, oft in Pracht und Ueppigkeit erzogen, folgten ihm in die Einöde, bauten sich Hütten von Schilf und nährten sich von Wurzeln und Kräutern, um nur aus seinem Munde Lehren der Weisheit vernehmen zu können. Mit ihrer Hände Arbeit und ihrem Vermögen sorgten sie für die Befriedigung seiner Bedürfnisse und erbauten mit dem von ihnen zusammengeschossenen Gelde seine Kapelle von Neuem aus Stein. Das Gerücht von der Begeisterung, mit der seine Schüler ihm anhingen, erregte ihm bald neue Verfolgungen, und gern folgte er daher dem Rufe der Mönche eines Klosters zu Ruits in der Bretagne, die ihn im Jahre 1128 zu ihrem Abte erwählten. Heloise hatte indessen fortwährend an seinem harten Geschicke den innigsten Antheil genommen, und da das Kloster zu Argenteuil, in welchem sie lebte, gerade damals durch den Abt von St. Denis aufgehoben wurde, so übergab ihr Abaelard bei seinem Scheiden die von ihm gegründete Abtei Paraklet und weihte sie selbst zur Aebtissin derselben. Sein neues Amt wurde ihm jedoch bald unerträglich; die Rohheit der Mönche verbitterte ihm das Leben, und durch die Freimüthigkeit, mit der er ihre verwilderten Sitten strafte, gerieth er oft in große Gefahr. Nach acht Jahren legte er deshalb sein Amt nieder und hielt wieder Vorlesungen zu Paris. Seine durch ganz Frankreich verbreiteten Schüler

und seine Schriften erregten überall das größte Aufsehen, und bald erneuerte sich der Kampf gegen ihn. Manches in seinen Schriften erschien allerdings für seine Zeiten anstößig genug, um ihn abermals der Ketzerei zu beschuldigen, und an die Spitze seiner Gegner trat jetzt der einflußreiche Abt Bernhard von Clairvaux. In seinen Schriften führte Abaelard die Idee aus, daß die alten Philosophen dem Christenthume näher ständen, als das Judenthum. Eine Liebe zu Gott, die einen Lohn suche, lehrte er, sei gar keine eigentliche Liebe. Furcht und Hoffnung des Lohnes seien nur die erste Stufe der Frömmigkeit, die Furcht Gottes nur der Anfang der Weisheit, die Vollendung aber die reine Liebe zu Gott um seiner selbst willen. In einer Schrift, die den Titel führte: „Erkenne dich selbst", erklärte er, jede Handlung an sich sei gleichgültig, nur die Gesinnung gebe ihr den sittlichen Werth. Das konnte freilich leicht zu dem Irrthum führen, daß auch eine an sich schlechte Handlung gerechtfertigt sei, wenn man sie nur in guter Gesinnung und Absicht vollbringe; indessen war er doch von solcher Folgerung fern, da eine Handlung nur gut sein könne, wenn sie von guter Gesinnung ausgehe, eine an sich schlechte Handlung aber niemals auf gute Gesinnung zurückzuführen sei, und er bemerkte ausdrücklich: „das von der guten Gesinnung Gesagte gelte keineswegs von Allem, was Einer in guter Gesinnung zu thun *glaube*, wenn diese Gesinnung selbst eine irrthümliche sei. Nur Gott, dem die Gesinnung des Menschen offenbar ist, könne daher wahrhaft über die Handlungen desselben richten; jedes menschliche Gericht sei ein unvollkommenes, der Täuschung unterworfenes. Eben daher sei aber auch eine rechte Buße nur die, welche von der Liebe zu Gott ausgehe und von dem Schmerze, ihn beleidigt zu haben, nicht von der Furcht vor Strafen; und mit rücksichtloser Heftigkeit griff Abaelard deshalb das Bußwesen seiner Zeit an, das mit diesen Anforderungen so sehr im Widerspruch stand Er gab eine besondere Schrift heraus, in welcher er die Widersprüche der alten berühmten Kirchenlehrer über die wichtigsten Fragen aus der Glaubens- und Sittenlehre einander gegenüberstellte. Die Propheten und Apostel selbst, sagt er in der Vorrede, seien nicht überall vom Irrthume frei gewesen; wie können wir uns wundern, daß bei so vielen Schriften der Kirchenlehrer auch manches Irrthümliche vorkomme! Entschieden war es seine Absicht, dadurch, daß er zeigte, wie leicht man selbst bei den verehrtesten Kirchenvätern Anstößiges nachweisen könne, vor Verketzerungssucht zu warnen. Aber dies sowohl wie manches Andere in seinen Lehren mußte Vielen als höchst gefährlich für die Kirche erscheinen. Im Jahre 1140 wurde eine Synode zu Sens gehalten. Viele Bischöfe und Große erschienen; der König selbst war gegenwärtig; auch Bernhard war der an ihn ergangenen Einladung gefolgt. Derselbe spielte hierbei leider eine sehr unwürdige Rolle. Unter

dem Scheine christlicher Liebe, welche nur das Heil des Verirrten sucht, war er bemüht, Abaelard überall verhaßt zu machen. In seinen Predigten forderte er das Volk auf, für Abaelards Bekehrung zu beten, und dadurch gerade erregte er die Wuth des Volkes gegen ihn als einen verabscheuungswürdigen Ketzer. Er legte dem Concil mehrere Lehrsätze Abaelards vor, und dieselben wurden verdammt, ehe man einmal Abaelard darüber gehört hatte, ob sie wirklich seine Lehren enthielten, und ob er sie vertheidigen wolle. Abaelard appellirte deshalb an den Papst. Dasselbe that das Concil und suchte die päpstliche Bestätigung seines Verdammungsurtheils nach; auch Bernhard schrieb in gleichem Sinne an den Papst und die Cardinäle. Innocenz II. bestätigte wirklich das Urtheil der Synode, verdammte Abaelards Lehren, legte ihm ewiges Schweigen auf und that alle seine Anhänger in den Bann. Alle seine Schriften sollten verbrannt, er selbst in ein Kloster gesperrt werden. Abaelard erhielt die Nachricht von dieser Entscheidung, als er auf der Reise nach Rom in der Gegend von Lyon angelangt war. Doch der von Allen Verlassene fand eine Zufluchtsstätte in dem Kloster Clugny. Peter, der Abt dieses Klosters, ein Mann von ächt christlicher Milde und Frömmigkeit, dem man mit Recht den Beinamen des „Ehrwürdigen" gegeben hat, nahm sich seiner an. Er achtete den Eifer Abaelards für die Wissenschaft und seinen so vielfach verkannten, redlich frommen Sinn, und wünschte von den ausgezeichneten Talenten desselben für seine Mönche Nutzen zu ziehen. Es gelang ihm, eine Versöhnung Abaelards mit Bernhard zu Stande zu bringen, die päpstliche Absolution für ihn auszuwirken, und dann nahm er ihn in die Zahl der Mönche seines Klosters auf. So hatte der schwergeprüfte Mann endlich nach den Stürmen seines vielbewegten Lebens einen sichern Hafen gefunden. In frommer Andacht, ein Muster klösterlicher Strenge, mit Studiren und Lehren beschäftigt, brachte er hier seine letzten Jahre zu, bis durch eine schwere Krankheit seine Thätigkeit gehemmt wurde. Peter, der ihn durch persönlichen Umgang immer mehr lieb gewonnen hatte, ließ ihn auf den Rath der Aerzte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach der Priorei St. Marcel bei Chalons an der Saone bringen; doch weder die gesunde Luft noch die sorgsamste Pflege vermochten sein Leben länger zu erhalten; er starb am 21. April 1142. In einem Briefe erstattete Peter der Aebtissin Heloise Bericht von dem ächt christlichen Wandel seiner letzten Jahre und von der gläubigen Andacht, mit der er gestorben war. In einer Grabschrift, die er ihm setzte, nannte er ihn „den Sokrates Frankreichs, den Plato Hesperiens, unsern Aristoteles, Alles besiegend durch die Gewalt der Vernunft und die Kunst der Rede." Dem Wunsche des Dahingeschiedenen gemäß erbat sich Heloise seinen Leichnam und bestattete ihn im Paraklet. Hochgeliebt und geachtet

folgte ſie ihrem Freunde am 17. März 1163. Im Jahre 1808 wurden die Ueberreſte Beider in das Muſeum franzöſiſcher Denkmäler zu Paris gebracht; neun Jahre ſpäter kamen ſie in eine beſondere Kapelle zu Monamy, und im Jahre 1828 endlich wurden ſie in einem dazu erbauten Grabmale auf dem Kirchhofe des Père la Chaiſe zu Paris beigeſetzt. Abaelards feurige Lieder auf Heloiſe lebten noch lange nach ſeinem Tode im Munde des Volkes; aber auch ſein Streben, das Verſtändniß der Wahrheiten des kirchlichen Glaubens durch die Vernunft zu vermitteln, erhielt ſich fort und fort; es war viel zu ſehr mit der ganzen Richtung des Geiſtes jener Zeit verwachſen, als daß es durch Machtſprüche hätte unterdrückt werden können.

Wie Abaelard in ſeinem Leben mit unabläſſigen Verfolgungen zu kämpfen hatte, ſo hat er auch nach ſeinem Tode vielfach die härteſte Beurtheilung erfahren. Jedenfalls aber hat er die Verirrungen ſeiner Jugend durch lange Leiden ſchwer gebüßt, und läßt ſich auch nicht leugnen, daß er im Eifer für das, was er als Wahrheit erkannt zu haben glaubte, ſich oft zur Leidenſchaftlichkeit fortreißen ließ, ſo iſt doch überall nicht zu verkennen, daß er durch ernſtes Ringen nach der Wahrheit geleitet wurde. Jedenfalls war er der größte und bedeutendſte Philoſoph und Theolog ſeiner Zeit, und er hat in vieler Hinſicht dem neuerwachenden philoſophiſchen Geiſte ſeine Bahnen angewieſen.

---

§. 50. Die Kunſt bis zum Ende des Zeitalters der Hohenſtaufen.

In jener geiſtig ſo vielfach angeregten Zeit erreichte auch die Kunſt eine ſchöne Blüthe. Die Kreuzzüge hatten die höchſten und edelſten Gefühle in der europäiſchen Chriſtenheit geweckt; das Abendland war angeweht worden von dem zauberiſchen Reize des phantaſtiſchen Geiſtes des Orients; das Ritterthum hatte in den Kämpfen gegen die Ungläubigen ſeine heilige Weihe erhalten; das ganze Leben war von einem ungewöhnlichen poetiſchen Schwunge ergriffen, und vornehmlich in dem Ritterſtande ſelbſt, in welchem die Poeſie des Lebens jener Zeit vor Allem eine Geſtalt gewonnen hatte, brach die Liebe zur Dichtkunſt mit mächtiger Gewalt hervor. Vorzugsweiſe wurde dieſelbe gepflegt im ſüdlichen Frankreich. Ein milder, heiterer Himmel, große Fruchtbarkeit des Bodens, eine ungemein günſtige geographiſche Lage hatte dieſem glücklichen Lande ſchon früher, als den übrigen Gegenden des weſtlichen Mitteleuropa's, griechiſche Colonien und damit die Keime früherer Bildung

zugeführt. Durch die Römer waren dieselben gepflegt worden, und in blühenden Handelsstädten hatte römische Sitte und römisches Wesen, alle Stürme barbarischer Eroberungszüge überdauernd, sich fort und fort erhalten. Hier fand deshalb das neu erwachende geistige Leben vielfache Anschließungspunkte; Alle wurden von dichterischer Begeisterung fortgerissen. In lyrischen Gedichten erklang das Lob der Frauen; die Ritter vertauschten die Waffen mit der Laute und hauchten in zarten Liedern die Glut ihrer Liebe aus, verherrlichten den Preis des Ritterthums, besangen die Schönheiten der überreichen Natur ihres Landes, die Reize des Frühlings, den Duft und die Farbenpracht der Blumen, den lieblichen Gesang der Vögel. Und wie dieser Schwung dichterischer Begeisterung aus dem Ritterthume hervorgegangen war, so gelangte sie auch mit demselben gleichzeitig zur höchsten Blüthe. Besonders im zwölften Jahrhundert an den glänzenden Höfen prachtliebender Fürsten und Großen, namentlich der Grafen von Toulouse, Provence und Barcellona, wurde sie gepflegt. Jene Grafen und andere Fürsten verschmähten es nicht, persönlich die Dichtkunst zu üben; auch über die Gränzen Frankreichs hinaus verbreitete sie sich, nach dem östlichen Spanien, wie nach dem oberen Italien; die Könige von Aragonien und Kastilien begünstigten sie; Richard Löwenherz war selbst als Sänger berühmt; ebenso war Markgraf Azzo von Este ein Gönner der Dichtkunst. Kaiser Friedrich II., sein Kanzler Peter de Vineis, sein Sohn Manfred waren nicht bloß Beschützer der Dichter, sie dichteten selbst, und namentlich ergötzte sich Manfred in schönen Nächten oft am Meeresufer, von Musikern und Sängern begleitet, an Gesang und Musik, obgleich diese nicht in provençalischer, sondern in italienischer Sprache dichteten. Die Herren, Fürsten und Könige, die in keines Anderen Dienst standen, sondern bloß zu ihrem Vergnügen die edle höfische Kunst der Poesie übten, nannte man Troubadours (Erfinder). Oft trugen sie ihre Gedichte selbst vor; es galt aber nicht für anständig, sie selbst auch musikalisch zu begleiten, und zu diesem Zwecke hielten sich die vornehmeren unter ihnen einen oder mehrere Spielleute, die man Jongleurs nannte, und denen sie auch häufig den Vortrag der Lieder überließen. Bald lernte man große Kunst und Mannichfaltigkeit in der Form der Dichtungen anwenden; aber obgleich dies Uebung und Studium erforderte, schlossen sich doch die Troubadours nie zunftmäßig ab, sondern der Anfänger lernte von dem Geübteren; dagegen wählte sich jeder Troubadour eine Dame, die er als Gebieterin seines Herzens verehrte, an die er seine Minnelieder (Cansôs) richtete, deren Grausamkeit oder Tod er in Klageliedern (Planks) beseufzte, deren ihm zu Theil gewordene Gunst er in Tageliedern (Albas) besang; oft widmete er sich auch dem Hofdienst eines Fürsten, den er in Dienstliedern (Sirventes) bald pries, bald tadelte, und Fürsten wie Damen waren

eben ſo ſtolz auf den Dienſt und das Lob der Troubadours, die als eine Zierde der Geſellſchaft am Hofe galten, wie ſie ihre Rüge und ihren Tadel fürchteten. Oft fanden ſich bei großen Hoffeſten mehrere Troubadours zuſammen, und dann begannen ſie auch wohl poetiſche Wettkämpfe, die man Tenſons nannte. Der älteſte bekannte Troubadour war Graf Wilhelm IX. von Poitiers (1087—1127), gleich liebenswürdig, aber auch gleich leichtfertig im Leben, wie in ſeinen Dichtungen. So zart übrigens auch im Allgemeinen die Minnelieder der Troubadours waren, ſo fehlte es ihnen doch nur zu oft an wahrer Würde; das Zartſinnige und Weiche erſcheint in ihnen oft in auffälliger Weiſe mit dem Rauhen und Harten verbunden; nicht das ſchüchterne, zarte Sehnen, das zu der Geliebten faſt wie zu einer Heiligen aufblickt und kaum ihren Namen zu nennen wagt, offenbart ſich in ihnen, ſondern die ſtürmiſche, trotzige Glut der Leidenſchaft, die durch jedes Mittel ihren Zweck zu erreichen ſucht; nicht das ſtille häusliche Glück, nicht die reine, unſchuldsvolle Treue und Hingebung iſt es, was ſie verherrlichen, ſondern nur zu oft arten ſie in künſtlich verfeinerte Empfindelei aus, mit welcher ſich häufig eine Sittenloſigkeit der Gefühle paart, die bis zur Beſchönigung, ja Verherrlichung der Untreue und des Verraths ſich erniedrigt So entartete die Poeſie der Troubadours wie das Ritterthum, und wie ſie mit demſelben herrlich erblüht war, ſo mußte ſie auch mit dem Erlöſchen ächten Rittergeiſtes ihre Lebenskraft verlieren. Dazu kamen die furchtbaren politiſchen Stürme, welche über das ſüdliche Frankreich im dreizehnten Jahrhundert hereinbrachen; die Albigenſerkreuzzüge verödeten das Land; die Tyrannei des finſteren Karl von Anjou, der merkwürdigerweiſe ſelbſt Lieder der Liebe dichtete, die unſäglichen Bedrückungen, die er über das Land brachte, vollendeten das Werk der Zerſtörung, und ſo ging die provençaliche Dichtkunſt für immer zu Grunde. Vergebens ſuchte man ihr durch äußere Mittel wieder aufzuhelfen. Im Jahre 1323 vereinigten ſich ſieben Bürger von Toulouſe unter dem Namen der sept trobadors de Tolosa zu einer poetiſchen Geſellſchaft und erließen ein Ausſchreiben, wodurch ſie alle Freunde der fröhlichen Kunſt oder Wiſſenſchaft (gaya ciencia, gay saber) auf den erſten Mai 1324 zu einem poetiſchen Wettſtreit nach Toulouſe einluden; der Siegespreis beſtand in einem goldenen Veilchen. Bald ſtrömten ſo viele Dichter aus allen Gegenden Frankreichs herbei, daß man ſich genöthigt ſah, die Preiſe zu vermehren; man ertheilte für das beſte Sirventes eine wilde Roſe, für das beſte Tanzlied eine Ringelblume und für das beſte kleinere Lied eine Nelke, alle drei von Silber. Auf den Wunſch des Königs Johann I. von Aragonien gründeten Dichter aus Toulouſe im Jahre 1388 zu Barcellona ein ähnliches Inſtitut, dem beſtimmte Geſetze, Privilegien und Einkünfte ertheilt wurden. Doch der Ungunſt der Zeiten ſchien endlich die Geſell-

schaft zu Toulouse zu erliegen, und im Jahre 1484 mußte sie das Fest ganz einstellen. Indessen nahm sich Clémence Isaure, eine reiche Bürgerin von Toulouse, ihrer an. Schon in ihrem fünften Jahre hatte sie ihren Vater verloren, der im Kampfe fiel. Von ihrer Mutter war sie für das Klosterleben bestimmt worden, für das sie aber keine Neigung fühlte; dagegen entwickelte sich schon früh in ihr außerordentliche Vorliebe für Musik, Dichtkunst und Blumen. Die zarteste Neigung knüpfte sie an den Troubadour Raoul, einen Sohn des Grafen Raimund von Toulouse; Beide fielen im Kampfe gegen den Kaiser Maximilian I., und freudig entsagte sie nun der Welt und ging in das Kloster. Aber das Andenken an den dahingeschiedenen Sänger blieb stets lebendig in ihrer Seele, und um dasselbe zu verewigen, erneuerte sie das seit lange nicht mehr gefeierte Sängerfest unter dem Namen der jeux floraux. Das Veilchen, die Lilie, die Amaranthe, die wilde Rose und die Ringelblume, die ihre Minnesprache gebildet hatten, bestimmte sie in Gold und Silber gebildet zu Dichterpreisen, und durch ein reiches Vermächtniß sicherte sie den Fortbestand der Gesellschaft. Sie selbst dichtete zur ersten Preisvertheilung eine Frühlingsode, die ihr den Namen der Sappho von Toulouse verschaffte, und zum dankbaren Andenken wurde ihr in jener Stadt eine Marmorstatue errichtet. Ludwig XIV. gestaltete die Gesellschaft im Jahre 1695 in eine Académie des jeux floraux um, unter welchem Namen sie noch besteht; aber der Zweck, zu welchem die Gesellschaft ursprünglich gegründet war, die Wiederbelebung und Erhaltung der provençalischen Poesie, wurde weder durch dieses, noch durch andere äußere Mittel erreicht.

Wir kennen über zweihundert Namen von Troubadours, die für ausgezeichnet galten, und wir haben bereits gesehen, daß auch König Richard Löwenherz von England zu ihnen gehörte Hier nennen wir nur noch Bertrand de Born (1180—1195), der als Krieger eben so berühmt war, wie als Dichter, und in den Kriegen Heinrichs II. von England mit seinen Söhnen eine bedeutende Rolle spielte. Seine Lieder, meistens politischen Inhalts athmen glühende Kampfeslust und Vaterlandsliebe; durch seine Sirventes setzte er ganz Frankreich von der Garonne bis zur Seine in Bewegung; er reizte durch sie Heinrichs Söhne gegen den Vater, ein Land gegen das andere auf, und wenn ihm das gelungen war, „eilte er jubelnd und jauchzend zum Kampfe, wie zu einer Hochzeit." Eins seiner Lieder möge in der Uebersetzung von Diez als Probe der Poesie der Troubadours hier eine Stelle finden.

Mich freut des ſüßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entſpringt;
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erſchallet in den Wäldern;
Mich freut es, ſeh' ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereiht;
Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet ſtehen und bereit.
Mich freut es, wenn die Plänkler nah'n
Und furchtſam Menſch und Heerde weicht;
Mich freut's, wenn ſich auf ihrer Bahn
Ein rauſchend Heer von Kriegern zeigt.
Es iſt mir Augenweide,
Wenn man ein feſtes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und ſpringt,
Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben ſeh' umringt,
Um das ſich ſtarkes Pfahlwerk ſchlingt.
Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe ſprengt voran
Auf ſeinem Schlachtroß ritterlich;
Denn ſo ſpornt er die Seinen an
Mit kühner Heldenſitte.
Und wenn er angreift, iſt es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuverſicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte.
Denn Jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.
Manch farb'ger Helm und Schwert und Speer
Und Schilde, ſchadhaft und zerhau'n,
Und fechtend der Vaſallen Heer
Iſt im Beginn der Schlacht zu ſchau'n.
Es ſchweifen irre Roſſe
Gefallner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held —
Wenn er ein edler Sproſſe —
Nur, wie er Arm' und Köpfe ſpellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.
Nicht ſolche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speiſ' und Trank, als wenn es ſchallt
Von beiden Seiten: drauf! hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein ſchon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und Mancher liegt dahin geſtreckt,
Dem noch der Schaft im Buſen ſteckt.

Während ſich im ſüdlichen Frankreich die lyriſche Dichtkunſt entwickelte, bildete ſich in Nordfrankreich, das auch ſprachlich von dem Süden geſchieden war*), und von da ſich nach England verbreitend, vorzugsweiſe die epiſche Dichtkunſt in Rittergedichten oder Romanen aus. Die nordfranzöſiſchen Kunſtdichter, die Trouvères, waren daher auch urſprünglich nicht, wie die provençaliſchen, höfiſche Minneſänger, ſondern ritterliche Mönche und gelehrte Meiſter. Auch ſie hatten als muſikaliſche Begleiter meiſtentheils Jongleurs in ihrem Dienſte; jedoch zeichneten ſich die nordfranzöſiſchen Jongleurs vor den provençaliſchen dadurch aus, daß ſie nicht, wie jene, ſich zu Poſſenreißern, Seiltänzern, Gauklern und Taſchenſpielern erniedrigten Auch Könige und Große hielten an ihren Höfen ſolche Spielleute, und diejenigen unter denſelben, welche zugleich ſelbſt Dichter waren, nannte man in Rückſicht auf ihr Verhältniß als Hofdienſtleute oder Miniſterialen in Nordfrankreich Ménéſtrels (Ménétriers), in England Minſtrels. Die eigentlichen Trouvères aber nannten ſolche Ménéſtrels, die ſich durch eigene Dichtungen ihnen gleich zu ſtellen ſuchten, unächte Trouvères (Troveor bastart) oder Reimverfälſcher (Contrerimoieurs).

Bis zu den Zeiten Philipp Auguſts hatte man in lateiniſcher Sprache gedichtet; erſt damals hatte die nordfranzöſiſche Sprache ſich ſo weit ausgebildet, daß man ſich ihrer bedienen konnte. Den Stoff zu ihren Dichtungen lieferten den Dichtern zunächſt nationale Sagen, vor allen die Sagen von Karl dem Großen, wie ſie ſich in Volksliedern und Ueberlieferungen erhalten hatten, die von Geiſtlichen in lateiniſcher Sprache zuſammengeſtellt waren, und vorzüglich jene Zuſammenſtellung, die man fälſchlich Karls Zeitgenoſſen, dem Erzbiſchofe Turpin von Rheims, zuſchrieb. Aber nicht der geſchichtliche Karl iſt es, der uns in dieſen Dichtungen entgegentritt. Es war damals die Zeit der erſten Kreuzzüge; im Kampfe gegen die Ungläubigen, im Dienſte des Chriſtenthums hatte das Ritterthum ſeinen geiſtigen Höhepunkt gefunden; dieſe Stimmung wurde auch in die alten Sagen hineingetragen, und nicht Nationalhelden ſind es, welche uns in denſelben vorgeführt werden, ſondern Glaubenshelden, bereit, ſich als Märtyrer zu opfern; Karl der Große, der mäch-

*) Man nannte deshalb den ſüdlich von der Loire gelegenen Theil des Landes langue d'oc, den nördlichen langue d'oïl. Die Römer hatten den unterworfenen Galliern auch ihre Sprache gebracht, und ſeit dem fünften Jahrhundert war dieſelbe im Lande faſt allein herrſchend geworden. Außer dieſer gewöhnlichen römiſchen Umgangsſprache bildeten ſich nun in Frankreich jene beiden romaniſchen Mundarten, indem ſich das Romaniſche in Südfrankreich reiner erhielt, während ſich in Nordfrankreich bedeutende germaniſche Elemente demſelben beimiſchten. Das nordfranzöſiſche Epos aber nannte man, als das geſchätzteſte Erzeugniß der neuen Volksſprache, im Gegenſatz gegen die lateiniſche Schriftſprache, „Roman".

tige, ſieghafte römiſche Kaiſer und Frankenkönig, erſcheint als der Hauptſchützer der Chriſtenheit; alle feindlichen Völker concentriren ſich in dem Hauptfeinde des chriſtlichen Glaubens, den Saracenen; ſogar ein Zug nach Conſtantinopel und Jeruſalem wird dem Kaiſer angedichtet, und in den Vordergrund tritt ſein Kampf gegen die Mauren in Spanien, vielfach mit den wunderbarſten Sagen ausgeſchmückt, als der Sieg des Chriſtenthums über den Unglauben, die legendenartig ausgeſchmückte Sage von dem Heldentode Rolands und ſeiner Gefährten im Thale Ronceval (S. 195) als „ein Abbild der zeitlich unterliegenden und dennoch in ewiger Herrlichkeit triumphirenden Gemeine der Heiligen."

Ein anderer Sagenkreis bildete ſich um den alten britiſchen König Artus oder Arthur († 537). Derſelbe war ein chriſtlicher König der kelſiſchen Briten geweſen und durch ſeine Kämpfe gegen die eindringenden heidniſchen Sachſen Nationalheld ſeines Volkes geworden. Seine einfache Geſchichte wurde durch die Sage wunderſam ausgeſchmückt. Zu Kaerlleon in Wales hält er Hof mit ſeiner ſchönen Gemahlin Ginevra; viele hundert Ritter und Frauen bilden ſeinen glänzenden Hofſtaat, als leuchtende Vorbilder ritterlicher Zucht und Tugend, die Ritter ausgezeichnet durch Tapferkeit und Frauendienſt, die Frauen durch Anmuth und feine Sitte. Den Mittelpunkt dieſes ſtrahlenden Kreiſes aber bilden zwölf vor allen durch Tapferkeit und ritterlichen Sinn hervorragende Ritter, welche um eine runde Tafel ſitzen. Von ſeinem Hofe ziehen Ritter aus, um Abenteuer aufzuſuchen, Frauen zu ſchützen, Rieſen und Zwerge zu bändigen, Verzauberte aus ihrem Zauber zu löſen, und zahlreiche Rittergedichte beſingen dieſe Abenteuer und verherrlichen den König Artus und die Helden ſeiner Tafelrunde (Romans d'aventure de la table ronde), in ihnen das Ideal des feinen Hoflebens, der Chevalerie und Galanterie darſtellend.

Mit dieſen Sagen wurde die tief-myſtiſche vom heiligen Gral verknüpft, eine Sage, „die ſo ganz dem tiefen Sinnen und dem heiteren Spiel, dem ernſten Glauben wie der fröhlichen Weltfreude jener Zeit entſprach." Orientaliſche und chriſtliche Elemente haben ſich in derſelben wunderſam mit den großen Ereigniſſen jener Zeit, den Kämpfen gegen die Ungläubigen und der Stiftung des Templerordens, vermiſcht und zu einem Ganzen verſchmolzen. Als die Sünde dem Menſchen das Paradies verſchloß, blieb ihm doch die Sehnſucht nach dem Verlornen im Herzen zurück, und zu keiner Zeit ging den Völkern die Ahnung eines früheren ſeligen Zuſtandes ganz verloren; ja, was das ſchuldbeladene Bewußtſein als ein Entriſſenes beklagte, das geſtaltete ſich der hoffenden Sehnſucht zu einem lebensvollen Bilde. Im Geiſt ſchaute ſie das noch als auf Erden vorhanden, was dem leiblichen Auge für immer entſchwunden war. So kennt der Hindu den ſtillen Hain Cridavana im unnahbaren Sitanta-

gebirge. Dort tönt der Gesang der Vögel lieblicher; denn dort ist die Heimath des Friedens, dort sind alle Wünsche erfüllt, alles Sehnen ist befriedigt, und alle Schätze der Weisheit sind dem Glücklichen erschlossen, der dorthin gelangt. Auch dem gefallenen Menschen blieb das Bewußtsein, daß das göttliche Ebenbild in der Menschennatur wohl verdunkelt, aber nie ganz vertilgt werden könne, und daran schloß sich die Sage, aus dem entschwundenen Paradiese sei ein köstlicher Edelstein, mit wunderſamen Kräften ausgestattet, zurückgeblieben auf Erden, eine Schaale, aus der sich alle Himmelsgaben noch jetzt in reicher Fülle ergössen, wie ehemals. Diese Sage durchdrang tief das christliche Bewußtsein, daß das verlorne Paradies nur durch den Versöhnungstod Christi und sein für uns vergossenes Blut wieder zu gewinnen sei. Ein köstlicher Edelstein von wunderſamem Glanze, so lautet die christliche Sage, wurde zu einer Schüssel verarbeitet, in deren Besitz Joseph von Arimathia kam, derselbe, in dessen Grab der Heiland gelegt wurde, und den die Legende zu einem der siebenzig Jünger Christi und zum ersten Verkündiger des Evangeliums in England macht. Aus dieser Schüssel habe der Heiland bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls gespeist und den Jüngern seinen Leib gereicht; in ihr sei sein zur Erlösung der Welt am Kreuze vergossenes Blut aufgefangen worden. Dadurch war jene Schüssel selbst geweiht und mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet. Heil widerfährt dem Orte, wo sie verwahrt wird; wer sie auch nur einen Tag lang anschaut, kann in derselben Woche nicht sterben, und wäre er auch siech bis zum Tode; wer sie aber unverwandt anblickt, dem versiegt nicht die Lebenskraft, dem bleicht nicht Farbe noch Haupthaar, und währte es zweihundert Jahre lang. Alljährlich am Charfreitage kommt eine weiße Taube vom Himmel hernieder und legt die Hostie in die Schüssel, um dadurch die Kräfte derselben zu erneuern. Ihr Hüter zu sein, ist die höchste Ehre und das größte Erdenglück; aber nur einem in Demuth sich selbst verläugnenden Volke wird diese Ehre zu Theil, und König desselben kann nur der sein, welcher der treueste, demüthigste, keuscheste und reinste Mann ist. Diese Schüssel war es, die man den heiligen Gral (San gréal) nannte. Das altfranzösische Wort graalz, gréal, grasal bezeichnet nämlich ein schüsselartiges Gefäß. Andere meinen, aber wohl mit Unrecht, man müsse nicht san gréal, sondern sang réal abtheilen, und es bedeute „königliches oder wesentliches Blut", weil das Blut des Herrn darin aufgefangen sein sollte. Als Joseph, so fährt die Sage fort, den Gral nach dem Abendlande brachte, war lange Zeit keiner würdig, das Heiligthum zu besitzen, und Engel trugen es daher schwebend in der Luft, bis Titurel, der Sohn eines sagenhaften Königs von Frankreich, nach Salvaterre in Biscaya geführt wurde. Auf dem unnahbaren Onyxberge Montsalvage erbaute er einen Tempel für den heiligen Gral. Die Fläche

des Berges wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wieder Mond. Der Tempel selbst war rund, hundert Klafter im Durchmesser und war mit zwei und siebenzig achteckigen Chören oder Kapellen betrifft. Auf je zwei derselben erhob sich ein Thurm von sechs Stockwerken, in der Mitte aber ein Thurm, der noch einmal so hoch war, als die übrigen. Auf eherne Säulen war der Bau gegründet; die Gewölberippen waren mit Bildwerken von Gold und Perlen geschmückt, die Gewölbe von blauem Saphir, und in der Mitte derselben befand sich eine Scheibe von Smaragd mit dem Lamm und der Kreuzesfahne. Die Altarsteine waren von blauem Saphir und über sie gebreitet Decken von grünem Sammet. Säulen und Wände prangten im reichsten Schmuck edler Steine; Sonne und Mond glänzten am Gewölbe der Tempelkuppel, von Diamanten und Topasen gebildet; die Fenster waren von Krystall, Beryll und anderem farbigen Edelstein und mit Gemälden geschmückt, der Fußboden von wasserhellem Krystall, und darunter erschienen aus Onyx alle Thiere des Meeres, als ob sie lebten. Die Thürme waren von edlem Gestein, mit Gold ausgelegt, die Dächer von rothem Gold mit Verzierungen von kleinem Schmelzwerk, auf jedem Thurme ein krystallenes Kreuz und auf diesem ein Adler von rothem Golde mit ausgebreiteten Schwingen; von der Spitze des Hauptthurmes leuchtete ein riesiger Karfunkel weit in das Waldesdunkel hinein. Im Inneren aber, gerade unter dem Kuppelgewölbe, war der ganze Bau im Kleinen noch einmal nachgebildet und umschloß den heiligen Gral. So schildern spätere (deutsche) Dichtungen das wundersame Heiligthum. Eine Burg mit Mauern und zahllosen Thürmen und ein Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern umschloß dasselbe. Niemand durchdringt den Wald, der nicht gerufen wird, und auch dem Berufenen erschließt sich das Geheimniß nur, wenn er danach fragt; wer stumm und stumpf an dem Wunder vorübergeht, wird aus der Zahl der Hüter des Gral, der Templer (Templeisen), die in Demuth, Herzensreinheit, Tapferkeit und Treue dem Herrn des Tempels dienen, für immer ausgeschlossen. So gelangen nur Diejenigen zum Heilande, an welche der Ruf der Gnade ergeht; aber auch unter den Berufenen sind nur Wenige auserwählt. Nur wessen Herz nach dem verlornen Heile sich sehnt, wird Befriedigung seiner Sehnsucht finden. Jahrhunderte lang stand der Graltempel im Abendlande, bis die Christenheit immer mehr entartete und sich des herrlichen Besitzes unwerth machte. Da trugen die Engel den heiligen Gral wieder zum Himmel empor; spätere Sagen aber setzen hinzu, sie hätten ihn sammt dem Tempel nach dem fernen Morgenlande zu dem Priesterkönige Johannes hingebracht, und die edelsten Ritter der Tafelrunde seien ausgezogen, um ihn wieder zu finden.

Während in diesen Sagen die tiefsten Geheimnisse des Christenthums in die Ritterdichtung verwebt wurden, bemächtigte sich dieselbe auch

der Sagen des Alterthums, namentlich der von der Zerſtörung Troja's, Alexander dem Großen, von Aeneas, wobei denn jene Helden der Vorzeit mit allen Zierden des mittelalterlichen Ritterthums ausgeſtattet wurden. In jenen Alexandergedichten bediente man ſich wohl zuerſt der zwölfſylbigen, zweitheiligen, dem antiken Hexameter nachgebildeten Langzeilen, die deshalb Alexandriner genannt wurden.

Später bildete ſich auch in Nordfrankreich eine höfiſche Kunſtlyrik nach dem Muſter der provençaliſchen Troubadourpoeſie aus, und ſelbſt Fürſten und Könige miſchten ſich in die Reihen der Trouvères, wie Thibaud von Champagne, König von Navarra, Johann von Brienne, Karl von Anjou und viele hohe Adlige und Ritter. Die Zahl der Trouvères wuchs daher außerordentlich, und ihre Kunſt wurde nicht nur an den Höfen der Könige von Frankreich und England, der Herzoge von Brabant, der Grafen von Champagne und Flandern gepflegt, ſondern durch die Könige von Neapel aus dem Hauſe Anjou wurde ſie auch nach dem ſüdlichen Italien und durch Heinrich von Burgund nach Portugal verpflanzt. Noch kennen wir die Namen und Werke von mehr als 150 Trouvères; einer der berühmteſten unter ihnen aber war der Caſtellan von Coucy, der wahrſcheinlich zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte. Von ſeinen Lebensſchickſalen wiſſen wir nur, daß er gezwungen wurde, ſich von der Dame ſeines Herzens, wahrſcheinlich einer Dame von Fael, zu trennen, und daß er dann einen Kreuzzug mitmachte. Nach einer Sage hätte der Gemahl jener Dame ihn tödten und ſein Herz derſelben zur Speiſe vorſetzen laſſen, was indeſſen Andere von dem provençaliſchen Troubadour Guillem von Cabestaing erzählen, ein charakteriſtiſcher Zug zum Beweiſe der entſetzlichen Rohheit, welche in jener Zeit einer überfeinen Zartheit zur Seite ſtand. Der Caſtellan von Coucy und ſeine Dame wurden bald ſprüchwörtlich als Vorbilder treuer, aber unglücklicher Herzensneigung, und ein franzöſiſcher Roman d'aventure aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erzählt bereits umſtändlich ihre Geſchichte.

Neben den für den Geſang beſtimmten Dichtungen entſtanden auch ſolche, die bloß geſprochen wurden. Dahin gehören die Contes, kleinere Erzählungen, die ihren Stoff theils aus Sagen und Volksliedern, theils aus den Marien- und Heiligenlegenden entlehnten. Ferner ſind dahin zu rechnen die Fabliaux, ebenfalls kleinere Erzählungen, welche das Geſpräch (fable) und die Neuigkeiten des alltäglichen Lebens zum Gegenſtande hatten, bald in tragiſcher, bald in komiſcher Weiſe mit keckem Witz und Spott die Abenteuer und Erlebniſſe von Rittern, Bürgern und Geiſtlichen erzählend. Den, welcher ſolche bloß zum Sagen beſtimmte Erzählungen vortrug, nannte man Conteor und Fableor zum Unterſchied vom Chanteor.

Wohl wirkten auch auf die nordfranzöſiſche Poeſie die ſpäteren Zeitereigniſſe unverkennbar ein; aber ſie war aus dem Volksthume hervorgegangen und nicht, wie die Poeſie der Troubadours, ein bloßes Erzeugniß des Ritterthums. Daher ging ſie auch nicht, wie jene, mit dieſem zu Grunde, ſondern als der Süden des Landes von dem Norden unterworfen und mit demſelben vereinigt war, als die königliche Gewalt in Frankreich in vollem Glanze und unbedingter Unumſchränktheit die Uebermacht der Kirche und die Anmaßungen des Lehnsadels beſiegt hatte, da ging auch von dem Königshofe zu Paris eine neue, ſchöne Blüthe der Poeſie aus.

Vor Allem konnte nicht die große Zeit der Hohenſtaufen ohne den mächtigſten Einfluß auf die deutſche Dichtkunſt bleiben. — Sicher liebten die Germanen ſchon in uralter Zeit Dichtung und Geſang. Mit kriegeriſchem Geſange zogen ſie, wie Tacitus berichtet, in die Schlacht; Lieder erſchallten bei fröhlichen Gelagen; man beſang den Gott Tuisco und deſſen Sohn Mannus als die Stammväter des Volkes; durch Lieder wurden die Thaten Armins und anderer Helden gefeiert. Nicht, daß es einen beſonderen Sängerſtand bei den Germanen gegeben hätte, wie die Skalden bei den Skandinaviern, die Barden bei den Kelten waren; jene Lieder, wie ſie nicht Erfundenes, ſondern gemeinſam Erlebtes beſangen, entſtanden im Volke und wurden das Eigenthum Aller. Erhalten hat ſich von dieſer älteſten deutſchen Volkspoeſie nichts. Vieles ging in den Stürmen der Völkerwanderung unter mit dem Stamme, dem es angehörte; neue Sagen entſtanden, andere wurden umgeſtaltet und zu umfaſſenden Sagenkreiſen vereinigt. Beſonders traten hervor die gothiſche Sage von Hermanrich und Dietrich von Bern (Theoderich d. Gr.), die fränkiſche von Siegfried und die burgundiſche von König Günther, welche ſich ſpäter ſämmtlich im Nibelungenliede (ſ. u.) vereinigt finden. Aber auch aus jener Zeit iſt uns nichts in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten worden. Anfänglich ſuchten die chriſtlichen Bekehrer die heidniſchen Lieder und Volksſagen, von denen ſie einen dem Chriſtenthume nachtheiligen Einfluß auf das Volk befürchteten, zu unterdrücken; ſchon Karl der Große aber ließ die alten Heldenlieder ſammeln, und nun ſuchten ſich die Geiſtlichen derſelben zu bemächtigen, indem ſie entweder die alten Sagen in lateiniſche Verſe brachten und ſo dem Volke entzogen, oder in deutſcher Sprache chriſtliche Stoffe darſtellten. In den Kloſterſchulen zu St. Gallen und zu Fulda wurde auch die deutſche Dichtkunſt gepflegt, und namentlich erwarb ſich der gelehrte Hrabanus Maurus (776—856), welcher Abt zu Fulda und dann Erzbiſchof von Mainz war, großes Verdienſt um dieſelbe. Das älteſte, leider nur in Bruchſtücken auf uns gekommene Denkmal deutſcher Dichtkunſt iſt das dem Sagenkreiſe Dietrichs von Bern angehörende Hildebrandslied, welches ſich in einer Handſchrift aus

dem achten Jahrhundert erhalten hat, aber ſicher weit älter iſt. In demſelben iſt noch die ſpäter durch den Reim verdrängte Form der Alliteration, d. h. die am ſtärkſten betonten Wörter beginnen mit dem gleichen Laute. Dieſelbe Form finden wir auch in den älteſten uns erhaltenen geiſtlichen Dichtungen, dem Weſſobrunner Gebet (aus dem Ende des achten Jahrhunderts) und einem um die Mitte des neunten Jahrhunderts verfaßten Gedichte: Muspilli (das Weltende), von welchem wir noch Bruchſtücke beſitzen. Auch die altſächſiſche Evangelienharmonie Heliand (d. i. Heiland), welche auf Veranlaſſung Ludwigs des Frommen von einem unbekannten ſächſiſchen Dichter, nach der vielleicht nicht unbegründeten Sage von einem Bauer, verfaßt wurde, iſt alliterirend. Dagegen iſt die in althochdeutſcher Sprache von dem Mönch Otfried, einem Schüler des Hrabanus Maurus, im Benedictinerkloſter Weißenburg im Elſaß geſchriebene Evangelienharmonie „Krist“, welche im Jahre 868 vollendet wurde, gereimt. Dieſelbe war Ludwig dem Deutſchen zugeeignet, und, wie die lateiniſche Vorrede angiebt, ausdrücklich zu dem Zwecke geſchrieben, um ſie den Volksdichtungen entgegen zu ſtellen, die dem Verfaſſer wegen ihres heidniſchen Inhaltes ein Gräuel waren. Daher iſt das Werk deutſch nur der Sprache und rhythmiſchen Form nach, während es im Uebrigen den Dichtungen des claſſiſchen Alterthums nachgebildet iſt; es fehlt ihm die lebendige, objective Darſtellung, die rein epiſche Haltung des Heliand; es fehlt die dichteriſche Begeiſterung; didaktiſche Betrachtungen unterbrechen häufig die Darſtellung der Ereigniſſe; das Ganze trägt einen überwiegend lyriſchen Charakter. Ein Beiſpiel davon, wie die Geiſtlichen ſich die deutſche Sprache und die volksthümliche Form anzueignen wußten, um darin chriſtliche Stoffe darzuſtellen, giebt das „Ludwigslied“, ein Gedicht zur Verherrlichung des Sieges, den König Ludwig III. von Auſtraſien und Neuſtrien im J. 881 bei Saucourt an der Schelde über die Normannen erfocht, vielleicht von dem als Dichter und Tonkünſtler berühmten Mönch Hucbald verfaßt, der zu jener Zeit in dem Kloſter St. Amand lebte, wo man die Handſchrift des Gedichtes gefunden hat, und der mit Ludwig in vertrautem Verhältniſſe ſtand. Zur Zeit der Ottone fand in Deutſchland mit der klaſſiſchen Literatur auch die lateiniſche Sprache immer mehr Eingang und wurde auch für die Dichtung angeeignet. Die gelehrte Nonne Hroswitha (Helena von Roſſow) beſang auf den Wunſch Otto's II. und ſeiner Nichte, der Aebtiſſin Gerberge, die Thaten Otto's des Großen in lateiniſchen Verſen und dichtete religiöſe Dramen in lateiniſcher Sprache, um die Komödien des Terentius zu verdrängen. Auch volksthümliche Stoffe begann man in lateiniſche Verſe zu bringen. So entſtand das Gedicht Waltharius von Aquitanien, welches von den Mönchen Gerald und Eckehard in St. Gallen um das Jahr 950 aus einem deutſchen Gedichte in lateiniſche Hexa-

meter übertragen wurde. Daſſelbe gehört dem burgundiſchen Sagenkreiſe an und beſingt die Kämpfe des vom Hofe Attila's zurückkehrenden Walther mit dem burgundiſchen Könige Günther und Hagen. — Von Proſawerken beſitzen wir aus der älteſten Zeit nur die Bibelüberſetzung des Ulfilas (Bd. 1 S. 718), die ſeit dem neunten Jahrhundert ganz verſchollen war, und erſt zu Ende des 16. Jahrhunderts in der Abtei Verden, dann im Jahre 1818 im Kloſter Bobbio theilweiſe wieder aufgefunden iſt. Aus dem zehnten Jahrhundert haben wir noch eine umſchreibende Ueberſetzung der Pſalmen von dem Mönch Notker Labeo zu St. Gallen († 1022) und aus dem eilften Jahrhundert eine Erklärung des hohen Liedes von dem Abt Williram zu Ebersberg in Baiern († 1085).

Auch im zwölften Jahrhundert wurde die Dichtkunſt beſonders von den Geiſtlichen gepflegt, in deren Dichtungen namentlich die Jungfrau Maria verherrlicht wurde. Legenden und Wundergeſchichten wurden in den Bereich der Dichtungen gezogen und in poetiſche Bearbeitungen der bibliſchen und weltlichen Geſchichte eingefügt. So iſt in der aus dem zwölften Jahrhundert ſtammenden Kaiſerchronik die römiſche Geſchichte von Pompejus und Cäſar an, darauf die Geſchichte der römiſchen und deutſchen Kaiſer bis auf Konrad III., Alles übrigens mit der vollſtändigſten Verwirrung aller hiſtoriſchen Verhältniſſe erzählt, nur der Rahmen für eine Menge von Märchen und Legenden. In vielen Stellen ſtimmt die Kaiſerchronik wörtlich mit dem Lobgeſange auf den heiligen Anno (Erzbiſchof von Cöln, † 1075, heilig geſprochen 1183) überein, von dem ſie aber an dichteriſchem Werth weit übertroffen wird. Unſtreitig gehört das Annolied zu den ſchönſten Erzeugniſſen der altdeutſchen Dichtkunſt, an Tiefe und Innigkeit alles Frühere übertreffend, durch und durch deutſch. Der Dichter hatte ſich an den herrlichen Volksdichtungen gebildet; mehrere Stellen ſeines Gedichtes erinnern geradezu an das Nibelungenlied. So gleich der Anfang:

Wir hörten je dicke (vielfach) ſingen
von allen dingen,
wi ſnelle helide vûhten (fochten),
wi ſie veſte burge brâchen
wi ſich lieben winiſcefte (Freundſchaften) ſchieden
wi riche künige al zegiengen,
nû iſt zit daz wir denken,
wi wir ſelbe ſûlin enden.

Der Erzählung von dem Leben und den Thaten des heiligen Anno geht als Einleitung die Schilderung einzelner Hauptmomente der bibliſchen und weltlichen Geſchichte voran, und der Dichter beginnt mit der Schöpfung. Das Ganze zeichnet ſich durch Reichthum an glücklichen, oft kühnen Bildern, durch große Lebhaftigkeit der Darſtellung aus und iſt

oft wahrhaft volksthümlich. Wahrhaft ergreifend klagt er in der dritten Strophe, daß unter allen Werken Gottes der Mensch allein sich verführen ließ. Er sagt:

Duo fich Luzifer duo ze ubile gevieng,
und Adām diu Godis wort ubirgieng,
duo balch fichis Got deſti mēr,
daz her andere ſini werch ſah rehte gēn:
den mānen unden ſunnen,
die gebin ire lieht mit wunnen;
die ſterrin bihaltent ire vart,
ſie geberent vroſt unde hitze ſō ſtarc;
daz fuir hvalt ūfwert ſinen zug,
dunnir unde wint irin vlug,
die wolken dragint den reginzug,
nidir wendint wazzer irin vluz.
mit blumin zierint ſich diu lant,
mit loube deckit ſich der walt;
daz wilt habit den ſinin gang,
ſcōne iſt der vogilſang.
Ein jewelich ding die ē (das Geſetz) noch havit,
dieme Got van ērift virgab,
newāre die zwei geſcephte,
die her geſcuph diu bezziſte;
die verkēhrten ſich in die Dobeheit (Raſerei)
dannin huobin (erhoben) ſich diu leit.

Wahrhaft poetiſch und volksmäßig iſt die Schilderung der Schlacht bei Pharſalus (Strophe 26 und 27).

Wer mohte gezelin al die menige,
die Cēſari iltin in genige,
van ōſtrit (oſtwārts) allinthalbin
alſi der ſnē vellit ūffin alvin (Alpen)
mit ſcarin unti mit volkin,
alſi der Hagil verit van den wolkin. — — — —

Oy, wie die wāfini (Waffen) klungin,
da die marih (Roſſe) ziſamine ſprungin!
Herehorn duzzin (Heerhörner toſten)
beche blūtis vluzzin,
derte dir untini dūniti (die Erde drunten donnerte)
die helli in gegine glūnti (die Hölle entgegen glühte),
da die hēriſtin (Hehrſten) in der werilte (Welt)
fūhtin ſich mit fuertin.
Duo gelach dir manig breit ſcari (da lag manche breite Schaar)
mit blūte birunnin (beronnen) gari.
Dā mohte man ſin douwen (ſehen ſterben)
durch helme virhouwin (zerhauen)
des richin Pompējis man,
da Cēſar den ſige nam.

Nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Dichtkunst konnten die Kreuzzüge bleiben Die religiöse Begeisterung und der kriegerische Thatendurst, der alle Gemüther ergriff, und die nähere Kenntniß Orients eröffnete der Phantasie ein neues weites Gebiet; Interesse gewährte nur, was mit jener gewaltigen Begebenheit in irgend welcher Verbindung stand. So verherrlichte auch die Dichtkunst den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum; deshalb wurden die Sagen von Karl dem Großen, auf den der Beginn des Kampfes zurückgeführt wurde, und seinen zwölf Pairs im zwölften Jahrhundert in Frankreich mehrfach dichterisch bearbeitet und gingen dann auch nach Deutschland über. Das älteste deutsche Gedicht aus diesem Sagenkreise ist „Ruolandesliet", welches der Pfaffe Konrad zwischen 1173 und 1177 im Auftrage Heinrichs des Löwen auf den Wunsch der Gemahlin desselben, Mathilde, Tochter Heinrichs II. von England, aus einem französischen Originale übertrug, und welches die Kriegszüge Karls in Spanien, die Heldenthaten Rolands, dessen Kampf gegen den König Marsilie von Sarraguz, seinen Tod im Thale von Ronceval, der durch seinen bösen Stiefvater Genelun herbeigeführt wurde, und die endliche Vernichtung der Heiden durch Karl besingt. – Auch alte deutsche Volkssagen wurden von den Geistlichen erweitert und mit dem Morgenlande in Verbindung gebracht. Besonders deutlich tritt dies hervor im Gedichte von Herzog Ernst (wahrscheinlich ist der Stiefsohn Konrads des Saliers gemeint). Der erste Theil erzählt Ernsts Kämpfe mit seinem Stiefvater, der hier Otto genannt wird, der zweite seine wunderbaren Abenteuer auf seiner Pilgerfahrt. Die antiken Sagen von den Pygmäen, Kyklopen, Arimaspen, von einem Kranichvolke sind hier mit den orientalischen Märchen von Riesen, vom Magneberge, von Greifen u. dergl. vermischt. Aehnlich ist im Gedicht vom „König Rother" aus der letzten Zeit des zwölften Jahrhunderts, welches die durch Kampf und List zu einem glücklichen Ende geführte Werbung desselben um die Tochter Constantins zum Gegenstande hat, eine alte Volkssage mit Constantinopel und dem Morgenlande in Verbindung gebracht.

Auch antike Stoffe wurden von Geistlichen bearbeitet. Dahin gehört namentlich das Alexanderlied, welches im zwölften Jahrhundert von einem Pfaffen Lamprecht, nach einem wälschen Original, der Dichtung eines gewissen Aubry von Besançon (Alberich von Bisenzûn), geschrieben wurde. Nicht der geschichtliche Alexander der Große ist Gegenstand des Gedichtes, sondern der sagenhafte, wie er in Mythen und Traditionen lebt. Alles, was die Phantasie der Kreuzfahrer erfüllte, alle erlebten oder geträumten Wunder des Orients wurden mit den Sagen von den Thaten des Ueberwinders des Morgenlandes verknüpft. Bezeichnend ist es und charakteristisch für den Einfluß des christlichen Princips, daß Alexander, eben weil er nur als Vertreter weltlicher Tapferkeit und Thatenlust erscheint, das Pa-

radies nicht erobern kann; denn nur durch Demuth kann daſſelbe gewonnen werden, und er muß deshalb am Thore des Paradieſes wieder umkehren. Das Gedicht iſt in unvollkommen gereimten Reimpaaren, in einer aus Hoch- und Niederdeutſch gemiſchten Sprache geſchrieben; in vielen Zügen nähert es ſich dem alten volksmäßigen deutſchen Heldenepos; Alles weiſt darauf hin, daß es einer Uebergangszeit angehört, und in der That begann damals für die deutſche Dichtkunſt eine Zeit der ſchönſten Blüthe, die etwa mit dem Jahre 1170 anfängt. Im Inneren des Reiches war Ordnung und Ruhe wiedergekehrt; nach Außen ſtand die Macht deſſelben wieder ehrfurchtgebietend da. Die wunderſame Verſchmelzung weltlichen Heldenthums und chriſtlichen Glaubensmuthes ergriff mit beſonderer Gewalt das tief innige deutſche Gemüth, ein lebendiger Verkehr mit Italien und Frankreich war eingetreten, und die Dichtkunſt, ſonſt nur von Geiſtlichen und Volksſängern gepflegt, fand an den Höfen des Kaiſers, der Fürſten und Ritter Schutz und Förderung. Die Hohenſtaufen waren nicht bloß Verehrer, ſie waren ſelbſt Kenner der deutſchen, der provençaliſchen und toskaniſchen Dichtkunſt. Friedrich I. zog Troubadours an ſeinen Hof und dichtete ſelbſt in provençaliſcher Sprache; viele deutſche Fürſten folgten ſeinem Beiſpiele, und Könige und Fürſten rangen in poetiſchen Wettkämpfen um den Dichterpreis. Natürlich war es, daß in dieſen Dichtungen der weiche, ausgebildete ſchwäbiſche Dialekt, der von dem Kaiſerhofe ausging und ſich bald auch an den Höfen anderer Fürſten verbreitete, der faſt allgemein herrſchende wurde; war ja doch überhaupt das ſüdliche Deutſchland die eigentliche Heimath dieſer Poeſie. Die Volkspoeſie und die Kunſtpoeſie entwickelten ſich gleich herrlich neben einander, jene durch fahrende Sänger, die, im Lande umherziehend, bei Hof- und Volksfeſten die Thaten der alten Heldenkönige und ihrer Mannen verherrlichten, dieſe, die eigentlich höfiſche Poeſie, vom hohen und niederen Adel geübt. Die Hauptform der Volkspoeſie iſt die epiſche, und auch in der Kunſtpoeſie jener Zeit nimmt das Epos eine bedeutende Stelle ein. Bemerkenswerth aber und ein auffallender Beweis von dem Einfluſſe, den die romaniſche Dichtkunſt auf ſie übte, iſt es, daß dieſe ritterlichen Kunſtdichter den Stoff zu ihren Dichtungen nicht aus vaterländiſchen Sagen nahmen, ſondern ihn theils aus antiken theils aus romaniſchen Sagenkreiſen entlehnten.

Der antiken Sage gehört z. B. das Hauptwerk des älteſten jener Dichter, Heinrichs von Veldeke oder Veldekin, an, welcher vermuthlich aus Weſtfalen gebürtig war. Daſſelbe führt den Namen Eneit, d. h. Aeneide, behandelt aber nicht die Aeneasſage, wie ſie ſich im Virgil findet, ſondern wie ſie ſpäter ſich ausgebildet hat. Das Gedicht wurde am Hofe zu Kleve begonnen, und im Jahre 1188 an dem des geſangliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen vollendet. Auch die Alexanderſage fand

vielfache Bearbeitungen, und ebenſo die Sage vom trojaniſchen Kriege, die beſonders zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von Herbort von Fritzlar, und zwiſchen 1240 und 1250 von Konrad von Würzburg behandelt wurde.

Andere Dichtungen gehören dem Sagenkreiſe Karls des Großen an; ſo außer dem Rolandsliede ein Gedicht von der Jugendzeit Karls des Großen; dahin iſt auch die Sage von den Haimonskindern zu rechnen, welche den Kampf Karls mit ſeinen Vaſallen ſchildert, die wir aber nur in der geiſtloſen, von einem heſſiſchen Singmeiſter um das Jahr 1470 herrührenden Ueberſetzung eines niederländiſchen Gedichtes beſitzen. Aus der Blüthezeit der mittelhochdeutſchen Dichtkunſt haben wir kein dem Sagenkreiſe Karls des Großen eigentlich angehörendes Gedicht; dagegen hat Wolfram von Eſchenbach den Stoff zu ſeinem der Form nach vollendetſten Gedichte „Wilhelm von Oranſe" aus dem Zeitalter Ludwigs des Frommen entlehnt. Wolfram war nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus einem adeligen Geſchlechte geboren, das von dem Städtchen Eſchenbach bei Anſpach den Namen führte. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er auf Ritterzügen zu, wobei er von ſeinem Dichtertalent und von der Freigebigkeit der Fürſten lebte. Er war Ritter mit Leib und Seele und legte auf ſeine Dichtungen wenig Werth. Im Jahre 1204 kam er an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen; nach dem Tode deſſelben zog er ſich jedoch von dort wieder zurück. Er ſtarb zwiſchen 1219 und 1225 und wurde in der Kirche Unſrer lieben Frauen zu Eſchenbach begraben. Er dichtete meiſtens nach provençaliſchen und franzöſiſchen Muſtern; aber er war ein Meiſter in der Sprache und dem Versbau, ausgezeichnet durch Neuheit und Gewandtheit in der Darſtellung wie durch tiefen Sinn und reiche Phantaſie. Seine beiden dem Inhalte nach bedeutendſten Dichtungen, der „Parcival" und der „Titurel", von welchem letzteren wir nur ein Bruchſtück von 170 vierzeiligen Strophen beſitzen, gehören den Sagen von den heiligen Gral und dem Könige Artus an. Der Hauptgedanke, den der Dichter im Parcival durchführt, der als ein Sohn Gamurets aus dem königlichen Geſchlechte von Anjou und der aus dem Königsſtamme der Gralshüter entſproſſenen Herzeloide erſcheint und endlich ſelbſt Gralskönig wird, iſt der, wie ein Ritter, der ſich von ſeinem eigenen Innern zu dem edelſten Berufe des Ritterthums getrieben fühlt, zuerſt das ihm beſtimmte Glück durch ſeine Jugendthorheiten verfehlt, wie er mit Bruder, Verwandten und Freunden in Streit geräth, hierüber tiefe Reue empfindet und endlich, weil er in Treue gegen Gott und ſeine Gattin verharrt, das ihm beſtimmte Glück erlangt. Auch Titurel iſt ein Hüter des Gral. Nicht zu verwechſeln iſt mit dem Bruchſtück, das wir unter dieſem Namen von Wolfram beſitzen, ein umfangreiches gleichnamiges Gedicht, das von dem

gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebenden Albrecht von Scharfenberg herrührt und in jeder Beziehung tief unter den Gedichten Wolframs von Eſchenbach ſteht. Vom Parcival und Titurel beſitzen wir eine, ſo weit es möglich erſcheint, gelungene Ueberſetzung von K. Simrock.

Ohne Einmiſchung der Gralsſage nahmen aus der Artusſage allein den Stoff zu ihren Dichtungen die beiden andern großen Epiker jener Zeit, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg. Der Erſtere war ein wahrſcheinlich unbegüterter Ritter im Dienſte eines Herrn von Aue, deſſen Namen er annahm, und nach deſſen Tode er den Kreuzzug unter Friedrich Barbaroſſa mitmachte. Gottfried von Straßburg redet in ſeinem um 1207 gedichteten Triſtan von ihm als einem noch Lebenden; dagegen beklagt der Dichter Heinrich von dem Türlein um 1220 ſeinen Tod. Beſonders zeichnete er ſich durch Gewandtheit und Anmuth in der Darſtellung und Erzählung und durch freie natürliche Bewegung der Rede aus, Vorzüge, die ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen rühmend anerkannt wurden. Der Artusſage gehört ſein bedeutendſtes Werk „Iwein, der Ritter mit dem Löwen", an. Der Stoff zu demſelben iſt freilich nichts weniger als großartig, läßt ſogar meiſtentheils völlig gleichgültig; dennoch weiß der Dichter durch die Kunſt ſeiner Darſtellung nnd durch edle, würdevolle Behandlung bis an das Ende zu feſſeln. Er beginnt ſein Gedicht mit den ſchönen Worten:

Swer an rehte güete
wendet ſin gemüete,
dem volget ſälde [Glück] unde êre.

Ebenfalls der Artusſage angehörig iſt Hartmanns Gedicht Erec und Enite, das noch ſeiner Jugendzeit angehört, und dem, wie dem Iwein, ein franzöſiſches Original zum Grunde liegt. Außerdem haben wir von ihm mehrere zarte und anmuthige Minnelieder. Endlich bearbeitete er auch die heilige Legende. Aus ihr entlehnte er den Stoff zu ſeinem Gregorius vom Stein. Die Sage hat große Aehnlichkeit mit der vom Oedipus (Bd. I. S. 167). Gregor heirathet nämlich ſeine Mutter, die er nicht kennt; als er aber erfährt, welche Sünde er begangen, läßt er ſich, um den furchtbaren Frevel zu büßen, an einen öden Felſen im Meere anſchmieden, auf dem er ſiebenzehn Jahre bleibt. Nach dieſer Zeit wurde der päpſtliche Stuhl erledigt, und einer göttlichen Offenbarung folgend, holte man den durch die lange, aufrichtige Buße von ſeiner unfreiwilligen Sünde gereinigten Gregor nach Rom. Er wurde Papſt, und auch ſein Vater, ſeine Mutter und ſeine zwei Geſchwiſter erlangten Vergebung ihrer Sünden. An die aus Heiligenlegenden entſtandenen Erzählungen ſchließen ſich dem Stoffe nach die Erzählungen moraliſchen Inhalts, und auch unter dieſen gehört die lieblichſte dem Hartmann von Aue an. Es iſt „der arme Heinrich", eine Familienſage der Aue's von

einem Ausſätzigen, der durch die für die Heilung ihres kranken Dienſtherrn in reiner, uneigennütziger Hingebung ſich freiwillig aufopfernde Liebe eines frommen zwölfjährigen Mädchens gerettet wird.

Von den Lebensverhältniſſen des dritten großen epiſchen Dichters jener Zeit, Gottfried von Straßburg, iſt uns ſo wenig bekannt, daß man nicht einmal genau weiß, wann er gedichtet habe; doch blühte er vermuthlich vor 1230. Sein Hauptwerk iſt das Epos Triſtan und Iſolde, das ſich ebenfalls an die Artusſage lehnt. Die Sprache in demſelben iſt zugleich wohllautend, correct und kunſtvoll, ohne gekünſtelt zu ſein, und in dieſer Beziehung iſt es das Vollendetſte, was die mittelalterliche Poeſie aufzuweiſen hat; dabei feſſelt es durch pſychologiſche Wahrheit und Tiefe; aber deſto mehr fehlt ihm ſittlicher Ernſt, wie es ſich ſchon in der Wahl des Stoffes (der Verherrlichung irdiſcher Liebe mit Verleugnung von Sitte, Zucht, Ehre und Treue) und in der demſelben entſprechenden Behandlung zu erkennen giebt. Und je einſchmeichelnder die Form war, je mehr Gottfried durch ſanfte Weichheit der Empfindung, durch lebensvolle, nicht ſelten bis zu übermüthiger Laune ſich ſteigernde Friſche und Heiterkeit zu feſſeln und zu beſtechen wußte, um ſo nachtheiliger mußten die ſittlichen Wirkungen dieſes Gedichtes ſein, und gewiß hat es nicht wenig zu dem wachſenden Sittenverderben der folgenden Zeiten beigetragen. Gottfried hat übrigens ſein Gedicht nicht vollendet; er ſtarb, nachdem er über zwei Drittel der Sage in faſt zwanzigtauſend Verſen erzählt hatte. Um 1240 wurde das Gedicht von dem ſchwäbiſchen Dichter Ulrich von Türheim fortgeſetzt, der indeſſen nur auf die trockenſte Weiſe die Geſchichte zu Ende brachte; dagegen gelang es einem zweiten Fortſetzer, dem ſächſiſchen Dichter Heinrich von Freiberg, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts beſſer, ſich dem Style und der Darſtellungsweiſe Gottfrieds zu nähern. —

Als Nachfolger Hartmanns iſt noch zu erwähnen Wirnt von Grafenberg, der um 1212 am Hofe Bertholds IV. von Meran lebte und zuletzt das Kreuz nahm. Er verfaßte das Gedicht Wigalois oder der Ritter mit dem Rade, deſſen Stoff ebenfalls der Artusſage angehört.

In einer religiös ſo vielfach angeregten Zeit war es natürlich, daß neben der weltlichen Heldenſage auch die geiſtliche Legende zahlreiche Bearbeiter fand, und wir haben unter denſelben bereits Hartmann von Aue kennen gelernt. Eine der älteſten dieſer dem heiligen Sagenkreiſe angehörenden Dichtungen iſt das Leben der Maria vom Mönch Wernher zu Tegernſee aus dem Jahre 1173, wovon ſich noch ein Theil in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, eigenhändig vom Dichter geſchrieben, erhalten hat. Ueberhaupt erklärt es ſich aus der durch das Rittertbum begünſtigten hohen Verehrung des weiblichen Geſchlechtes, daß gerade Maria, die als Ideal reiner Weiblichkeit erſchien, durch viel-

fache Dichtungen gefeiert wurde. Wir nennen unter denſelben nur noch die goldene Schmiede, ein Lobgedicht auf die heilige Jungfrau von allegoriſchem Charakter. Der Verfaſſer deſſelben, Konrad von Würzburg, welcher im Jahre 1287 ſtarb, war einer der letzten Dichter aus jener Blüthezeit der Poeſie, und wir haben von ihm viele Epen und poetiſche Erzählungen, namentlich auch eine Bearbeitung der Sage vom trojaniſchen Kriege (S. 440). Seine „goldene Schmiede" aber iſt eine der ſchönſten ſeiner Dichtungen und wurde Jahrhunderte lang allgemein bewundert. — Eine der tiefſten religiöſen Dichtungen iſt Barlaam und Joſaphat, welche die Sage von der Erziehung und Bekehrung des indiſchen Königsſohnes Joſaphat durch den frommen Einſiedler Barlaam erzählt, der im dritten oder vierten Jahrhundert gelebt haben ſoll. Der Verfaſſer dieſer ſchönen Dichtung, Rudolph von Ems, Dienſtmann zu Montfort, lebte in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und hatte ſich Gottfried von Straßburg zum Muſter genommen. Von demſelben beſitzen wir unter mehreren anderen Dichtungen namentlich auch noch eine Erzählung, die von ähnlicher Tendenz iſt, wie Hartmanns „armer Heinrich." Dies iſt „der gute Gerhard." Die Hauptperſon der Erzählung iſt ein reicher kölniſcher Kaufherr, der dem Kaiſer Otto auf deſſen Verlangen ſeine Geſchichte erzählt, und in der Perſon des demüthigen und doch thatkräftigen, großherzigen Mannes, der Gutes thut überall, aber nur um Gottes, nie um des Ruhmes willen, entwirft uns der Dichter ein liebliches Bild anſpruchsloſer Beſcheidenheit. Eine Ueberſetzung des Gedichtes lieferte Simrock.

Rudolph von Ems dichtete auch für den Kaiſer Konrad IV. die Geſchichte des alten Teſtaments bis auf Salomo, verband aber damit auch die Geſchichte der heidniſchen Völker, weshalb man dies Werk die „Weltchronik" zu nennen pflegt. Einen ähnlichen Charakter hat die bereits oben genannte, von einem unbekannten Dichter etwa ſiebenzig Jahre früher verfaßte Kaiſerchronik, ein merkwürdiges Gemiſch geiſtlicher und weltlicher Sagen. Das Ganze iſt in gutem poetiſchen Style erzählt; aber die Unwiſſenheit in der Geſchichte geht in's Fabelhafte. Andere Erzählungen waren rein weltlichen Inhalts; ſo die Sage von Kaiſer Otto mit dem Barte*), von Konrad von Würzburg verfaßt; ferner das ſchon erwähnte Gedicht vom Herzog Ernſt, einem Stiefſohne deſſelben Otto, das in ſeiner älteſten Geſtalt ſchon vor 1180 vorhanden war; wir haben es jedoch außer geringen Fragmenten nur noch in einer ſpäteren Bearbeitung aus dem dreizehnten Jahrhundert, die man früher fälſchlich Heinrich von Veldeke zugeſchrieben hat.

*) So wurde Otto II. genannt; die Sage wird aber eigentlich von Otto dem Großen erzählt.

Manche dieſer Erzählungen waren ſcherzhaften Inhalts. Unter denſelben iſt beſonders zu nennen Salomon und Morolf, worin erzählt wird, wie Morolf, ein liſtiger Diener Salomons, zweimal demſelben die durch Liſt geraubte Gattin durch noch größere Liſt wieder gewinnt. In Geſprächen mit dem weiſen Könige verkehrt dabei der ſchlaue Diener jeden Ausſpruch deſſelben in eine Narrheit. Eben dahin gehört der „Pfaffe Amis" von einem Dichter, welcher der Stricker genannt wird und zwiſchen 1230 und 1240 blühte, eine äußerſt launige und witzige Erzählung von Schelmenſtreichen und Schwänken, die im Munde des Volkes lebten und auf die erdichtete Perſon eines lügenhaften, trügeriſchen, gewinnſüchtigen Pfaffen übertragen wurden in der Art des ſpäteren Eulenſpiegels.

Unverkennbar übten die epiſchen Kunſtdichter auch auf die epiſche Volkspoeſie jener Zeit Einfluß. Schon ſeit langer Zeit hatten ſich einzelne, verſchiedenen Sagenkreiſen angehörende Lieder im Munde des Volkes fortgepflanzt. Jetzt wurden dieſelben zu einem Ganzen vereinigt; dieſer wurde überarbeitet; die Lücken wurden durch Einſchiebungen ausgefüllt und ſo ein dem Kunſtepos ähnliches Ganze hergeſtellt. Auf dieſe Weiſe entſtand das Nibelungenlied in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, das großartigſte und herrlichſte Denkmal der mittelhochdeutſchen Volkspoeſie.

Verſchiedene Sagenkreiſe ſind in demſelben zuſammengefloſſen, namentlich der urſprünglich mythologiſche niederrheiniſche von Siegfried, der burgundiſche vom Untergang des burgundiſchen Königshauſes, der oſtgothiſche von Dieterich (Theoderich d. Gr.) von Bern (Verona) und der vom Hunnenkönig Etzel (Attila). Die Nibelungen gehören nach den wenigen, dunkeln Nachrichten, welche das Lied ſelbſt darüber giebt, dem hohen Norden an. Zunächſt ſind es die Söhne des Königs Nibelung, deſſen Land hundert Raſte weit von Island in Norwegen liegt. Derſelbe hat in einem hohlen Berge unter dem Schutze des Zwerges Alberich (Oberon) einen Hort (Schatz) vergraben, der nach ſeinem Tode getheilt werden ſoll. Bei der Theilung kommt der niederländiſche Held Siegfried dazu. Die Nibelungen überlaſſen ihm dieſelbe; es kommt aber dabei zum Streit, und Siegfried, der durch das Blut des Drachen Faſnir, welcher das Gold bewachte, und den er getödtet hatte, unverwundbar geworden war, tödtet mit ſeinem Schwerte Balmung die beiden Könige und zwölf Rieſen und bändigt 700 Recken, worauf ihm Land und Leute unterthan ſind. Auch mit dem Zwerge kämpft er und nimmt ihm die Tarn- oder Nebelkappe (eine Art Mantel), durch die er den Schatz erhält, übermäßig ſtark wird, ſich unſichtbar machen und eine andere Geſtalt annehmen kann. Nun heißen auch ſeine und der erſchlagenen Könige Mannen Nibelungen. Durch den Schatz und zumal den bei demſelben befindlichen Ring wurde Siegfried unermeßlich reich; aber zugleich gerieth

er durch den Besitz des Goldes in die Knechtschaft der Nibelungen und war dem Verderben geweiht. Er verlobt sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild; aber sein Herr, der Nibelungenkönig Gundahari (Günther), will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Günthers Gestalt reitet deshalb Siegfried durch die Flamme, die ihre Wohnung umlodert, giebt ihr, ohne von ihr erkannt zu werden, den Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in Günthers Gewalt. Er selbst wird dagegen mit Kriemhild, der Schwester Günthers, vermählt. Kriemhild ist glücklich im Besitze ihres Gemahls, und da Brunhild rühmt, Günther sei tapferer und würdiger, so entdeckt ihr Kriemhild, durch solche Rede gereizt, den Betrug: der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhort; nicht Günther, sondern Siegfried habe sie gewonnen. Brunhild erkennt den Betrug, und da Siegfried in offenem Kampfe nicht besiegt werden kann, läßt sie ihn durch ihren Dienstmann Hagano (Hagen) meuchlerisch tödten, worauf sie selbst sich gleichfalls das Leben nimmt. Nachdem Alle, die an dem Schatze Theil hatten, ihren Untergang gefunden haben, fällt derselbe an seine ursprünglichen Besitzer, drei Götter, die das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt hatten, wieder zurück, und sie versenken ihn in den Rhein. Dies sind nach den neuesten Forschungen die Grundzüge der alten Heldensage; aber ihre älteste Gestalt ist auch dies nicht; vielmehr war die Sage von Siegfried ursprünglich eine Göttersage, Siegfried selbst ein herrlicher leuchtender Gott (Baldr oder Freyr, s. Bd. I, S. 709), ein Gott, der durch den Sieg zum Frieden führt, und die Sage stellt dar, wie er selbst nicht ungestraft die geheimnißvollen Wächter im nördlichen Todtenreiche (Niflheim) morden und das Gold der nächtlichen Götter dem Drachen rauben darf. Zwar Reichthum und wunderbare Kraft erlangt er durch den Raub; aber er geräth auch in die Gewalt der finsteren Götter. Er muß ihr Bundesbruder werden, sich mit ihrer Schwester vermählen, für den König des Nebelreiches die umstrahlte Walkyrie (Brunhild) aus den Flammen holen und in des Königs Gestalt sie besiegen. Durch den Ring aus dem geraubten Schatze vermählt er sich mit ihr; aber sie wird nicht seine, sondern seines Herrn Braut. Er stirbt, erstochen vom Todesdorn (Hagan), dem Sohne des Schreckens, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt. In dieser einfachen Gestalt finden wir die Sage in der altnordischen Edda; aber ohne Zweifel ist sie aus Deutschland, vielleicht gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, erst nach dem Norden gekommen. In Deutschland selbst erscheint sie als Heldensage etwa im siebenten Jahrhundert unter den Franken am Niederrhein, und mit ihr verschmolz schon vor dem Anfange des neunten Jahrhunderts die Sage vom Untergange des burgundischen Königs Günther durch Attila, womit sich auch die ostgothische Sage von Dietrich anschloß und zugleich die

fränkiſchen Nibelungen auf die burgundiſchen Könige übertragen wurden. Alle dieſe Sagen wurden nun zu Ende des zwölften Jahrhunderts in dem Nibelungenliede („der Nibelunge Nôt") vereinigt. Daſſelbe beſteht aus neun und dreißig Abenteuern in zwei Theilen. Der erſte Theil erzählt, wie Siegfried, durch den Ruf von Kriemhildens Schönheit angereizt, nach Worms zieht, wo ihr Bruder Günther, der König der Burgunden, mit ſeinen beiden Brüdern Gernot und Giſelher Hof hält, wie er ſich die Hand derſelben erwirbt durch einen Sieg über die Dänen und Sachſen, ſowie durch den Beiſtand, den er Günther geleiſtet bei der Bewerbung um Brunhild, die Königin von Iſenland, die Jungfrau von männlichem, kriegeriſchem Muthe, die nur ihrem Sieger folgen wollte. Weiter wird erzählt, wie Brunhild von der gekränkten Kriemhild den Betrug erfährt, wie auf ihr Anſtiften ihr Dienſtmann Hagene von Troneje den Siegfried auf der Jagd meuchleriſch tödtet, wie Kriemhild den Tod des Helden beweint und dann den Hort holen läßt, den ihr aber Hagene raubt und in den Rhein verſenkt, wo er entweder noch liegt, oder ſich in den köſtlichen Wein verwandelt hat. Hiermit ſchließt der erſte Theil. Der zweite führt den Titel „Kriemhildens Rache." Dreizehn Jahre trägt ſie Leid um das zwiefache Unglück, das ſie getroffen. Dann reicht ſie, ſchon voll Rachegedanken, dem Heiden, dem Hunnenkönig Etzel, ihre Hand. Sie ladet alle Burgunden und Nibelungen ein, zur Feier eines Feſtes nach Hunnenland zu kommen. Die Eingeladenen erſcheinen, und nun entſteht bei dem Feſte ein Handgemenge, in welchem Alle untergehen. Gernot, Giſelher, Günther fallen mit ihren Mannen in Etzels Palaſt, nachdem ſie viele Mannen deſſelben, ſo wie die Helden Dietrichs von Bern, der bei Etzel weilt, erſchlagen haben. Hagen fällt zuletzt von Kriemhilds eigener Hand, die ihm, weil er das Geheimniß des Hortes nicht verrathen will, mit Siegfrieds Schwerte das Haupt abſchlägt. Darüber ergrimmt Dietrichs Dienſtmann, der alte Hildebrand, und tödtet auch ſie.

Die da ſterben ſollten, lagen all umher;
Zu Stücken lag verhauen die Königstochter hehr.
Dieterich und Etzel huben zu weinen an
Und jämmerlich zu klagen manchen Freund und Unterthan.

Da waren auch die Stolzeſten erlegen vor dem Tod;
Es hallen alle Leute Jammer und Herzensnoth.
Mit Leide war beendet des Königs Luſtbarkeit,
Wie die Liebe Leiden ſtets am letzten Ende beut.

Ich kann euch nicht beſcheiden, was ſeither geſchah,
Als daß man Frau'n und Ritter immer weinen ſah.
Dazu die edlen Knechte um lieber Freunde Tod.
Hie hat die Mär ein Ende; das iſt der Nibelungen Noth.

Mit dieſen Worten endet das Gedicht, das den herrlichſten epiſchen Dichtungen der Völker des klaſſiſchen Alterthums würdig zur Seite ſteht.

Von dem höchsten Fest der Freude wollte das Lied singen, und von Weinen und Klagen; singen wollte es, wie Liebe zuletzt mit Leid lohnt, wie Leid aus Freude geboren wird. So klingt der Ton tiefer Wehmuth durch das ganze Lied hindurch, und in demselben Tone verhallen seine letzten Klänge. Das ist der Grundton im Volksliede überhaupt, in welchem sich die Gemüthsstimmung der Nationen am reinsten ausspricht; das ist namentlich der Grundton in dem Gemüthe der germanischen Völker. Und so enthüllt uns das Gedicht ein seelenvolles Gemälde des altgermanischen Charakters mit seiner todesmuthigen Tapferkeit und seiner glühenden Kampfeslust, mit seiner unwandelbaren Treue, die mit Freudigkeit das herbste Leid geduldig trägt, doch auch bereit ist zu blutiger Rache, mit all' seiner Innigkeit und Tiefe, aber auch all' seinem Stolz und Trotz. Aber noch ist das Gefühl der Vergänglichkeit und Nichtigkeit in allem Schönen und Herrlichen, was die Menschenbrust erfreut, allein vorherrschend; mitten durch das Vollgefühl heiteren frischen Lebens zittert bange Todesahnung; das höchste Entzücken wandelt sich zum tiefsten Leide; blutige Rache erzeugt sich aus der zarten Minne. Die Versöhnung aller dieser herben Gegensätze, welche über alles Todesgrauen durch die Gewißheit unvergänglichen Lebens erhebt, jene Versöhnung, die allein das Christenthum zu geben vermag, in welchem alles Dunkel verklärt wird und aller feindliche Gegensatz aufgehoben in der Einheit der Liebe, finden wir in dem Gedichte nicht, das schon damit auf seine Entstehung in vorchristlicher Zeit hinweist. In der meisterhaften Durchführung jenes Grundtons liegt die innere Wahrheit des Nibelungenliedes; an äußere historische Wahrheit der in demselben geschilderten Ereignisse dürfen wir natürlich nicht denken. Die geschichtliche Einkleidung bildet nur die Folie für die Darstellung der Idee, und selbst da, wo wirkliche geschichtliche Personen vorkommen, sind sie doch aus einander fern liegenden Zeiten zusammengerückt, wie z. B. Attila natürlich gar nicht mit dem weit später lebenden Theoderich zusammenkommen konnte.

Früher hat man viel über den Verfasser des Gedichtes gestritten; man hat dabei auf Personen gerathen, die, wie Klinsor, selbst der Sage allein angehören. Nach dem Bemerkten kann von einem eigentlichen Verfasser gar nicht die Rede sein, sondern nur von dem, der die Sagen zusammengestellt, überarbeitet und zu einem Ganzen verschmolzen hat. Aber auch diese Frage ist eine vergebliche. Der große Dichter, der dem Ganzen seine letzte Gestalt gab, tritt, wie Homer, ganz hinter sein Gedichte zurück. Er verschweigt seinen Namen; keine Spur verräth sein Vaterland, keine die Zeit, in der er lebte; selbst die Kreuzzüge, die in jener Zeit überall vorkommen, werden hier nicht erwähnt.

Was noch die äußere Form des Gedichtes betrifft, so besteht es aus vierzeiligen Strophen, deren Zeilen paarweise gereimt sind. Die

Reime sind durchweg männlich; wo sie weiblich zu sein scheinen, muß man die Endsylben zusammenziehen. Die Zeilen zerfallen durch Cäsur in Halbzeilen, die zuweilen auch, und zwar weiblich, gereimt sind, wie z. B. gleich in der ersten Strophe:

Uns ist in alten mären wunders vil geseit,
von helden lobebären, von grözer kuonheit,
von vröuden höchgeziten, von weinen und von klagen,
von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.

Solche Strophen sind aber spätere Einschaltungen. — Treffliche Uebersetzungen des Nibelungenliedes besitzen wir von Simrock und G. Pfizer.

An das Nibelungenlied schließt sich ein Gedicht in kurzen, gereimten Zeilen, welches „die Klage" heißt und erzählt, wie die Todten unter den Klagen Etzels, Dietrichs und Hildebrands aus dem Saale geschafft und begraben wurden, wie man die Waffen der Gefallenen mit der Trauerkunde von ihrem Untergange den Angehörigen zurücksandte, und wie Günthers Sohn König wird. Es ist das Werk eines höfischen Kunstdichters, welches derselbe aus einer Geschichte dieses Zuges der Nibelungen genommen haben will, die der Bischof Pilgrim von Passau, welcher 991 starb, soll in lateinischer Sprache haben niederschreiben lassen.

Dem Nibelungenliede steht noch ein zweites Volksepos, die Gudrun (Kûtrûn), würdig zur Seite, das einzige, das sich aus dem Sagenkreise der Nordsee erhalten hat. Es besteht dem Inhalte nach aus zwei von einander gänzlich geschiedenen Theilen. In dem ersten wird die abenteuerliche Jugendgeschichte des Königs Hagen von Irland erzählt, sodann die Entführung seiner Tochter Hilde durch die Mannen des Königs Hettel von Hegelingen, woran sich die Vermählung Hettels mit Hilde schießt. Im zweiten Theile tritt nun ihre Tochter Gudrun in den Vordergrund. Hartmut, der Sohn des Normannenkönigs Ludwig, wirbt um ihre Hand; aber wegen alter Feindschaft zwischen den Geschlechtern wird seine Werbung abgewiesen; dagegen erkämpft sich der König Herwig von Seeland Gudruns Liebe. Kurz nachdem sie aber mit ihm verlobt ist, zieht er mit ihrem Vater in den Krieg, und während dessen wird sie von Hartmut und Ludwig entführt. Hettel und Herwig setzen ihnen indessen mit ihren Helden nach, holen sie auf einer Insel der Nordsee ein, und es kommt zu einer blutigen Schlacht, in der Hettel von Ludwig erschlagen wird. Bis die Dunkelheit hereinbricht, wüthet der Kampf fort; aber begünstigt durch die Nacht, entfliehen die Normannen mit der Königstochter und ihren Jungfrauen. Der alte Ludwig redet der trauernden Gudrun freundlich zu; alles Land sei ihr zu Dienst, wenn sie Hartmut ihre Hand gebe. Da sie sich dessen aber standhaft weigert, ergrimmt der alte König, daß er sie über Bord in's Meer schleudert. Sie wäre eine Beute der Wogen geworden, wäre nicht Hartmut ihr nachgestürzt

und hätte sie noch glücklich bei ihren langen blonden Zöpfen ergriffen und so in das Schiff zurückgebracht. Aber ihr Herz wendet ihm auch das nicht zu. Auch seine Mutter Gerlinde empfängt sie freundlich; als dieselbe aber ebenfalls ihre Treue gegen Herwig nicht zu erschüttern vermag, zwingt sie bei harter Behandlung die gefangene Königstochter zu den niedrigsten Magddiensten. Geduldig und treu harrt Gudrun viele Jahre aus, geduldig und treu erträgt sie alle Mißhandlungen und Demüthigungen, und endlich schlägt die Stunde der Erlösung. Ihr Bruder Ortwin und ihr Verlobter Herwig landen mit Heeresmacht; sie eilen in einer Barke an's Gestade, um Kundschaft einzuziehen. Dort treffen sie Gudrun barfuß, im tiefen Schnee, bebend vor Frost in der mit Eis strömenden Meerfluth, mit den übrigen Mägden auf Befehl der harten Gerlinde Leinwand waschend. Sie erkennen die Jungfrau nicht in ihrer schmachvollen Niedrigkeit, fragen sie über das Land aus und forschen endlich auch nach Gudrun. Gudrun sagt, sie sei auch eine von den Geraubten, und da sich Herwig durch den goldenen Verlobungsring zu erkennen giebt, so vermag auch sie sich nicht länger zu verbergen. Als Herwig hört, daß sie um ihrer Treue willen so harte Schmach erdulde, will er sie sogleich mit sich nehmen; doch Ortwin hindert ihn. Nur im offenen Kampfe will er die theure Schwester wieder erringen, die ihm durch den Krieg entrissen ist. Sie eilen zu ihrer Flotte zurück, und alsbald beginnt der Kampf. König Ludwig fällt von Herwigs Hand; Hartmut wird gefangen, die Burg erstürmt; Gerlinde wird erschlagen, und vergebens sucht Gudrun sie zu retten; es gelingt ihr nur die Rettung von Hartmuts Schwester Ortrun, der Einzigen, die durch liebevolle Theilnahme sie getröstet hatte in der Zeit harter Schmach. Nun kehren sie in die Heimath zurück; Herwig vermählt sich mit Gudrun, Hartmut mit Gudruns Gefährtin Hildburg und Ortwin mit Ortrun. Als Ortwin Bedenken trägt, ob Ortrun bei ihm auch ohne Seufzen als Gattin weilen werde, wenn sie an Vater und Mutter gedenke, erwiedert ihm Gudrun: „Das eben soll dein Dienst bei ihr sein, zu sorgen, daß sie nicht seufzen dürfe." So ist der alte Stammeshaß gesühnt, die ererbte Feindschaft beendet, der Friede den Völkern wieder gewonnen, und damit schließt das Gedicht auf die schönste und würdigste Weise. Was ihm aber den höchsten Reiz verleiht, ist weniger das Gemälde des eigenthümlichen Lebens selbst, das es vor uns aufrollt, die See mit ihren Wogen und Stürmen, die Seekönige mit ihren Fahrten, als vielmehr die zarte, liebliche Schilderung des edelsten Frauencharakters in der Person der Gudrun. „In sofern bildet das Lied von Gudrun den versöhnenden Gegensatz zu dem Nibelungenliede, als dort zwar der vollste Zauber, aber auch der vollste Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemüthes — hier die strengste Treue, das demüthige Dulden und der niemals entwürdigte Adel einer

deutſchen Frauenſeele zur Erſcheinung kommt." — Nur in einer einzigen Handſchrift, die Kaiſer Maximilian I. um 1517 anfertigen ließ, hat ſich das herrliche Gedicht erhalten, und Jahrhunderte lang hat man ſich wenig um daſſelbe bekümmert; jetzt aber beſitzen wir von ihm auch treffliche Ueberſetzungen, unter denen die von Simrock (Stuttg. 1843) die vorzüglichſte iſt.

Dem Epos ſchließt ſich ein dem deutſchen Volksgeiſte durchaus eigenthümlicher Zweig der Dichtung an, die Thierſage. Ihr Held iſt Reinhart (Reineke) der Fuchs, reich an Rathſchlag (ragin) und Tücke. Zu ihm geſellt ſich Bruno (Braun) der Bär und der Wolf Iſangrim (Eiſengrimm, mit Anſpielung auf ſein ſcharfes, zermalmendes Gebiß), rein deutſche Namen, und in der That konnte die Thierſage auch nur bei einem Volke ſich bilden, das wie das deutſche in alter Zeit in innigem Zuſammenhange, ich möchte ſagen in traulichem Verkehr mit der Natur lebte. Dem klaſſiſchen Alterthum mußte die Thierſage fremd bleiben, weil ihm jenes Naturleben fehlte. Von Deutſchland wurde ſie nach Frankreich übertragen; von dort gelangte ſie im zwölften Jahrhundert nach Deutſchland zurück; eine ähnliche Erſcheinung wie bei den Gedichten aus dem karolingiſchen Sagenkreiſe, nur daß die Thierſage, bis auf einzelne Namen, der Umſtand und daß an die Stelle des Bären Nobel der Löwe als König trat, ohne alle fremde Einmiſchung blieb.

Die früheſte uns bekannte ſchriftliche Abfaſſung von Stücken, die der Thierſage angehören, fällt in das zwölfte Jahrhundert. Zu Anfang deſſelben erzählte ein Geiſtlicher in Südflandern zwei Geſchichten vom Wolf unter dem Titel „Iſengrimus" in lateiniſchen Diſtichen, und etwa funfzig Jahre ſpäter behandelte der Magiſter Nivardus, wahrſcheinlich ein nordflandriſcher Benedictiner, dieſelben Geſchichten und noch zehn andere ebenfalls lateiniſch in ſeinem „Reinardus"; er trägt aber ſchon der Thierſage urſprünglich ganz fremde ſatiriſche Nebenbeziehungen in dieſelbe hinein, namentlich auf den Papſt, die Ciſtercienſer und ihren Stifter, den heiligen Bernhard. Ungefähr gleichzeitig iſt die erſte deutſche Bearbeitung der Sage durch Heinrich den Glichesäre (d. h. den „Gleißner", ſei es, daß es ein wirklicher oder angenommener Name iſt). Der Dichter lebte im Elſaß und dichtete nach einem verloren gegangenen franzöſiſchen Gedichte ſeinen „Reinhart Fuchs." Es umfaßte zehn Erzählungen vom Wolf und Fuchs und trägt noch durchaus nicht den ſatiriſchen Charakter der ſpäteren Bearbeitungen. Es gehört dem Stoffe nach noch ganz der Zeit an, wo die Menſchen den Thieren noch näher ſtanden; „es iſt Waldgeruch darin", ſagt treffend ein neuerer Forſcher. Wir beſitzen nur noch etwa ein Drittel jenes Gedichtes; dagegen hat ſich eine aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrührende Umarbeitung, die übrigens den Stoff ganz unberührt läßt und auch die Form nur ſehr ſchonend än-

derte, um sie der kunstmäßigeren Weise jener Zeit anzupassen, fast vollständig erhalten. Seit jener Zeit wurde nun die Thiersage auch von Franzosen vielfach bearbeitet, und um 1250 schrieb der Niederländer Willem, gewöhnlich de Matoc genannt, sein in Anlage und Ausführung gleich gelungenes Gedicht „Reinaert de vos." Etwa hundert Jahre später wurde das Gedicht Willems von einem Ungenannten überarbeitet und fortgesetzt; dieser hatte aber bei Weitem weniger Geschick dazu und trug wieder starke satirische Anspielungen auf Leben und Treiben geistlicher und weltlicher Großen hinein. Aus dieser Ueberarbeitung entstand später wieder eine andere und zwar in Prosa, aus der ein niederländisches Volksbuch wurde. Das niederländische Gedicht aber wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Nikolaus Baumann, einem in Lübeck und Rostock lebenden Westfalen, in's Niederdeutsche übertragen und erhielt von ihm den plattdeutschen Namen Reinecke Vos. Auf die erste Ausgabe, welche im Jahre 1498 zu Lübeck erschien und nur noch in einem Exemplare zu Wolfenbüttel vorhanden ist, folgte im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Menge andrer, in denen der Text immer schlechter wurde. Man betrachtete das Gedicht als einen satirischen Spiegel des Lebens und Treibens der Welt, besonders am Hofe. Dies sagte der Richtung jener Zeit zu; es fand daher begierige Aufnahme und wurde zum Volksbuche. Auch in schlechter hochdeutscher Uebersetzung und in lateinischer Bearbeitung wurde es vielfach verbreitet. Einem weiten Leserkreise wurde es dadurch wieder zugeführt, daß es Goethe 1794 in hochdeutsche Hexameter übertrug. Uebersetzungen im Versmaße des Originals lieferten Soltau und Simrock.

Wenn ein Volk frühzeitig aufhört, mit der Natur in vertrautem Verkehr zu stehen, so entsteht bei ihm an der Stelle des Thierepos die Fabel. Die Kunstpoesie bemächtigt sich der vereinzelten Stoffe der Thiersage. Man sucht und findet in dem Thierleben nur Gleichnisse für die Zustände des menschlichen Lebens; die Anwendung auf dasselbe wird bestimmt und in treffender Kürze hervorgehoben. Daher fehlte den Hellenen, die sich ausschließlich der Betrachtung und Darstellung des Reinmenschlichen zuwandten (Bd. I, S. 336), das Thierepos, und sie hatten statt dessen nur die Fabel; aber auch in Deutschland mußte sich die Fabel ausbilden, sobald die Kunstpoesie zur Herrschaft gelangt war. Man nannte sie daselbst im dreizehnten Jahrhundert Bîspel (Beispiel), d. h. Beirede, nebenher gehende Rede, Gleichnißrede, zum Unterschied von der Märe (Erzählung). Der älteste deutsche Fabeldichter war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der schon als Verfasser des Pfaffen Amis genannte Stricker, welcher eine Fabelsammlung unter dem Titel „die Welt" dichtete. Sie besteht nicht bloß aus Thierfabeln, sondern enthält auch Erzählungen aus dem menschlichen Leben mit Anwen-

dungen, und unterscheidet sich von den neueren Fabeln auch dadurch, daß die einzelnen ein zusammenhängendes Ganze bilden sollen. Um das Jahr 1300 dichtete der Berner Predigermönch Ulrich Boner hundert Fabeln meist nach äsopischen Mustern unter dem Titel „der Edelstein." Sie wurden ein allgemeines Lieblingsbuch; sie waren deshalb auch das erste deutsche Buch, welches gedruckt wurde*), und alle späteren Fabeldichter bis auf unsre Zeit haben sich nach ihrem Vorbilde gerichtet.

Das eigentliche Lehrgedicht entsprach am wenigsten dem Geiste jener hochbewegten Zeit; dennoch fehlte es nicht an Versuchen auch auf diesem Gebiete. Schon im zwölften Jahrhundert gab es Spruchgedichte, welche Lehren der Lebensweisheit in poetischer Form geben. Dahin gehört als das älteste, das wir kennen, ein vor 1163 von einem österreichischen Dichter Namens Heinrich verfaßtes satirisch religiöses Gedicht in zwei Theilen „vom gemeinen Leben und von des Todes Gehügede" (vom Gedanken an den Tod).

Große Berühmtheit erlangte die Spruchsammlung, welche unter dem Titel „Freidanks Bescheidenheit" im Jahre 1229 verfaßt wurde, und die man vielfach Walther von der Vogelweide (s. unten) zugeschrieben hat. „Bescheidenheit" bezeichnet im Sinne jener Zeit Weltklugheit, richtige Beurtheilung der Dinge und verständige Einsicht. Das Buch enthält theils Sprüchwörter, wie sie zum Theil noch jetzt im Munde des Volkes leben, in schlichter, eindringlicher Sprache, theils Betrachtungen eines welterfahrenen Mannes, die von tüchtiger, kernhafter Gesinnung zeugen und uns die wichtigsten Aufschlüsse über den sittlichen, religiösen, öffentlichen und häuslichen Zustand jener Zeit geben, weshalb dasselbe mit Recht bis in das siebenzehnte Jahrhundert viel verbreitet und gelesen wurde.

Ein anderes Lehrgedicht ist der „welsche Gast", wahrscheinlich im Jahre 1216 von Thomasin von Zircläre aus Friaul verfaßt, der schon früher ein Buch über höfisches Leben und höfische Sitte in welscher Sprache geschrieben hatte. An Frische, Lebendigkeit, Tiefe und Originalität steht es allerdings hinter Freidanks Bescheidenheit zurück; aber es zeugt überall von Tüchtigkeit der Gesinnung. Der Dichter will lehren, „was das Gute, Frommheit, Tugend und Zucht dem Wesen nach sei." Alle Tugenden aber leitet er von der Beharrlichkeit (staete), dem sittlichen Handeln aus Grundsatz, alle Laster und Sünden von der Veränderlichkeit (unstaetekeit) ab. Besonders wichtig ist das Gedicht dadurch, daß sich in ihm die ersten Spuren eines feindlichen Gegensatzes gegen die höfische Poesie zeigen. Nachdem er lange den Preis edler und

*) Im Jahre 1461. Von dieser Ausgabe hat man nur noch ein Exemplar, welches sich zu Wolfenbüttel befindet.

ſchöner Thaten gehört, ſagt Thomaſin, wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht ſei. Die Märchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter ſcheinen ihm als Bilder und Beiſpiele nur für die jugendliche Phantaſie tauglich; wer aber zu Verſtande gekommen ſei, der ſolle ſeine Zeit nicht an den Erzählungen von Abenteuern verlieren; er ſolle die unwahren Märchen verlaſſen, daran ſich die Kinder freuen, und der Lehre guter Zucht und der Wahrheit folgen. — Zu erwähnen ſind noch drei ſtrophiſche und in Geſprächsform abgefaßte Lehrgedichte: „Der Winsbecke", „die Windsbeckin", und „König Tyrol von Schotten und ſein Sohn Friedebrant." In dem erſten ertheilt ein Vater ſeinem Sohne liebevolle Anweiſung zu einem frommen, tugendhaften und thätigen Leben; in dem zweiten giebt eine Mutter ihrer Tochter Lehren der Weisheit. „König Tyrol" beſteht aus zwei Theilen. Im erſten giebt der Vater ſeinem Sohne Räthſel auf, die dieſer dann löſt; der zweite ſcheint eine Nachahmung des „Winsbecken" zu ſein.

Aus der ſpäteren Zeit iſt das bedeutendſte Lehrgedicht „der Renner" von Hugo von Trimberg, einem Dorfe im Würzburgiſchen, am Fuße eines alten Bergſchloſſes an der fränkiſchen Saale, wo er geboren war. Er war Rector an der Schule eines Collegiatſtiftes zu Theuerſtadt, einer Vorſtadt von Bamberg, und ſein ganzes Vermögen beſtand in zweihundert Büchern, von denen er zwölf ſelbſt geſchrieben hatte, und von deren Verkauf er ſpäter zu leben gedachte. Im Jahre 1266 ſchenkte er ſeinen Freunden zum Andenken ein von ihm verfaßtes Lehrgedicht „der Sammler" genannt. Ein Theil deſſelben war abhanden gekommen, und da es Beifall gefunden hatte, gab er es im Jahre 1300 noch einmal erweitert heraus. Er nannte es „den Renner", weil es der erſten Ausgabe nachrennt, und weil es durch die Lande rennen ſoll. Es muß wieder viel Beifall gefunden haben; denn über dreißig Handſchriften haben ſich davon erhalten, und ſchon früh wurde es gedruckt. Von früheren Lehrgedichten unterſcheidet es ſich durch einen entſchieden ſatiriſchen Charakter, der lebhaft an Horaz erinnert. Um ſeine Zeitgenoſſen zu beſſern und zu belehren, ſchildert Hugo die Zuſtände, Lebensweiſe und Sitten ſeiner Zeit, tadelt die Gebrechen und Laſter derſelben, erzählt dabei Schwänke, giebt Regeln und Sprüche. Ueberall zeigt er eine wackere, tüchtige Geſinnung, und mit großer Gewandtheit weiß er die Sprache zu handhaben; beſonders reich iſt er an treffenden Wortſpielen. Dagegen fehlt ihm die ſinnvolle Kürze des Freidank; nicht ſelten leidet er an ermüdender Breite, und oft miſcht er unnöthige Gelehrſamkeit ein, wobei er freilich nicht bloß in der Bibel, den Kirchenvätern und den Theologen des Mittelalters, ſondern auch in den Schriften des Alterthums wohl bewandert erſcheint.

Die meisten und herrlichsten Blüthen trieb die lyrische Poesie. Bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts entwickelte sich dieselbe, besonders im südlichen Deutschland, aus dem Volksgesange, und die Poesie der provençalischen Troubadours hat auf dieselbe in keiner Weise einen bedeutenden Einfluß geübt. Den Hauptinhalt der deutschen Lyrik jener Zeit bildete die Minne. Das Wort bedeutete in der damaligen Sprache allerdings das, was wir jetzt Liebe nennen; aber wie minnen eigentlich nichts anders heißt als meinen, d. h. im Sinne haben, seine Gedanken auf etwas richten, gedenken, so ist auch Minne eigentlich nur die stille Sehnsucht, das süße Gedenken an die Holde, deren Namen der schüchterne Mund nicht auszusprechen, der er sich nicht zu nahen wagt, sondern nur aus der Ferne wie, dem Ideale, das er verehrt, seine Huldigungen darbringt. Diese jugendlich schüchterne, zarte Sehnsucht ist es, was die deutschen Minnelieder auszeichnet und sie von ähnlichen anderer Völker unterscheidet; nur dem tiefen deutschen Sinne hatte sich das Heilige und Ahnungsreiche, das in dem reinen weiblichen Gemüthe liegt, in voller Herrlichkeit erschlossen; nur er vermochte sich in träumerischem Sehnen über die Wirklichkeit zum Ideal emporzuschwingen. Ganz anders die Lieder der provençalischen Dichter! Nicht zarte Scheu, Innigkeit, treue Ergebenheit ist es, was uns in ihnen entgegentritt, sondern feurige Glut, die mit allen Mitteln nach Erreichung ihres Zieles ringt, heftig auflodernde, eifersüchtige Leidenschaft, offene Kampfeslust. Aber nicht bloß die Sehnsucht nach der Dame seines Herzens ist es, was der deutsche Dichter besingt, in kindlichem Sinne lebt er in und mit der Natur, hat an ihr seine Lust, freut sich an dem Erwachen des Lenzes, den Blumen und Nachtigallen, klagt um das Verwelken der Blüthen, um die gefallenen Blätter, um die in Reif und Schnee erstarrte Erde, und wie die irdische Minne ihn begeistert, so auch die himmlische; er preist die heilige Jungfrau, preist die Weisheit und Güte Gottes. Endlich auch die Weltbegebenheiten zieht er in den Kreis seiner dichterischen Herzensergüsse, und es fehlt nicht an Liedern zum Preise der Kreuzzüge, zur Feier ächt ritterlicher Zucht und Sitte, zur Klage und ernsten Rüge wegen des hereinbrechenden Verderbens, zum Spott über die Thorheiten der Zeit, zum Lobe milder, d. h. freigebiger, zum Tadel karger Fürsten; bezeichnend, aber tief begründet im Wesen des Minnegesangs ist es, daß wir auch nicht ein einziges eigentliches Kriegs-, Schlacht- oder Siegeslied finden. Schön bezeichnet Uhland den Umfang ihrer dichterischen Thätigkeit also:

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit.
Den Frauen gaben sie Ehre
Und sangen widerstreit.

Sie ſangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesſinne,
Von ſüßer Maienbluth.

Die meiſten Minneſänger gehörten dem Ritterſtande an, in welchem ja überhaupt das Leben jener Zeit in der ſchönſten Vollendung erſchien, obgleich es doch unter denſelben auch viele Meiſter gab, d. h. Leute von bürgerlichem Stande. Selbſt Kaiſer und Fürſten gehörten zu ihnen; wie Kaiſer Heinrich VI., Conradin, König Wenzel von Böhmen, Herzog Johann von Brabant, Herzog Heinrich von Breslau, Markgraf Otto mit dem Pfeil von Brandenburg und viele Andere. Die ärmeren Kunſtgenoſſen aber traten oft in die Dienſte geſangliebender Fürſten und Ritter, oder verweilten an Höfen, wo ſich die Fürſten als Beſchützer und Gönner der Dichtkunſt bewieſen, wie beſonders der Landgraf Hermann von Thüringen und die öſterreichiſchen Herzoge aus dem Geſchlechte der Babenberger, weshalb jene Dichtkunſt auch „hofelicher Sang" genannt wurde, oder ſie zogen an den Höfen, auf Burgen und in Städten umher, um ihren Sang, vorzüglich bei feſtlichen Gelegenheiten, ertönen zu laſſen. Wie groß die Zahl der Minneſänger war, erhellt daraus, daß uns von mehr als anderthalbhundert derſelben noch Lieder erhalten ſind, und doch wurden dieſe nicht aufgeſchrieben, ja manche und vielleicht die meiſten der Dichter konnten weder leſen noch ſchreiben, ſondern die Lieder wurden nur geſungen und pflanzten ſich auch nur durch den Geſang fort. Oft kamen auch mehrere Sänger an einem Fürſtenhofe zuſammen, und ſo entſtanden dichteriſche Wettſtreite, wie ein ſolcher im Jahre 1207 am Hofe Hermanns von Thüringen ſtattfand. Derſelbe iſt unter dem Namen des Wartburgkrieges bekannt und wird in einem gleichnamigen Gedichte beſungen, das gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts und zum Theil noch ſpäter verfaßt iſt, in welchem aber alle Einzelnheiten rein der Sage angehören. Der Streit galt nach dieſem Gedichte dem Lobe des würdigſten Fürſten. Heinrich von Oſterdingen pries den Herzog Leopold von Oeſterreich, Walther von der Vogelweide mit den Uebrigen den Landgrafen von Thüringen. Die Kampfrichter wollten Walther den Sieg zuerkennen, und Heinrich ſollte mit dem Strange beſtraft werden. Aber er flüchtete ſich unter den Mantel der Landgräfin Sophia und erhielt die Erlaubniß, den berühmten Dichter und Zauberer Klingsohr aus Siebenbürgen zur Entſcheidung herbeizurufen, und dieſer brachte endlich eine Verſöhnung zu Stande. Wie alles Uebrige, ſo iſt auch die Perſon dieſes Klingsohr rein ſagenhaft.

Die älteſten Dichtungen der Minneſänger gehören in Form und Ton noch ganz dem Volksgeſange an; ſo die des von Küreuberg um 1170, von denen das Folgende hier einen Platz finden möge:

Ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân,
daz mich des geluſte, des ich nicht mohte hân
Noch niemer mac gewinnen. daz iſt ſchedelich
jone mein ich golt noch ſilber: ez iſt den liuten gelich.

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân
Und ich im ſin gevidere mit golde wol bewant,
er huob ſich ûf vil hohe unt flouc in anderiu lant.

Sit ſach ich den valken ſchöne vliegen:
er fuorte an ſinem vuoze ſidine riemen,
Und was im ſin gevidere alrôtguldin.
got ſende ſi geſamene di geliep wellen gerne ſin!

Ez gât mir vonme herzen, daz ich geweine
ich unt min geſelle uns müezen ſcheiden.
Daz machent lügenaere: got der gebe in leit,
der uns zwei verſuonde, des waere ich vil wol gemeit.*)

In den Gedichten des von Kürenberg und ſeiner Zeitgenoſſen, z. B. Dietmars von Aiſt, finden wir noch die einfachen, volksmäßigen Weiſen, namentlich die Nibelungenſtrophe. Schöpfer des künſtlichen Minnegeſanges wurde Heinrich von Veldeke (gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts); zu völliger Ausbildung aber brachte denſelben Reinmar der Alte, wahrſcheinlich ein Schweizer, der ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen zu hohem Ruhme gelangte; vielleicht iſt er derſelbe mit dem von Hagenau, den Gottfried von Straßburg als den trefflichſten Liederdichter vor Walther von der Vogelweide nennt, ja noch über dieſen ſtellt. Seitdem wurden die Minnelieder meiſtens in dreigliedrigen Strophen gedichtet, von denen zwei, welche man ſpäter Stollen nannte, ſymmetriſch gemeſſen und gereimt ſind, während das dritte Glied, der ſogenannte Abgeſang, meiſtens ſeine eigene Meſſung und ſeinen eigenen Reim hat. Dieſe Form finden wir z. B. gleich in dem folgenden Liede des Kaiſers Heinrich VI.

1. Ich grüeze mit geſange die ſüezen,
die ich vermiden niht wil noch enmac.

2. Do ich ſie von munde rehte mohte grüezen,
ach leider, des iſt manig tac.

3. Swer nu diſiu liet finge vor ir,
der ich ſô gar unſenſteklich enbir [entbehre],
ez ſi wîb oder man; der habe ſie gegrüezet von mir.

Mir ſint diu rîch unt diu lande undertân,
ſwenne ich bi der minneclichen bin;
Unde ſwenne ich geſcheide von dan,
ſô iſt mir al min gewalt unt min richtuom dâ hin:

*) Das ſ und s iſt immer weich auszuſprechen, z wie ß, außer da, wo es jetzt wie z lautet, ht wie cht, ou wie au, iu wie ü, ie und üe getrennt; alle Vokale, die kein ^ haben, ſind kurz zu ſprechen.

Wan ſenden kumber, den zelle ich mir danne ze habe;
ſus kan ich an vröuden ſtîgen ûf und ouch abe,
unt bringe den wehſei, als ich waene, durh ir liebe ze grabe.

Daz ich ſi ſô gar herzeclichen minne,
unt ſi âne wenken [ohne Wanken] zallen ziten trage

Beide in herzen und ouch in ſinne
un der wilent mit vil maniger klage,

Waz gît mir dar umbe diu liebe ze lône?
Dâ biutet ſi mirz ſô rehte ſchône [ſchön]:
ê ich mir ir verzige, ich verzige [verzichte] mich ê der krône.

Er ſündet, ſwer des niht geloubet,
daz ich möhte geieben manigen lieben tac,

Ob joch niemer krône kaeme ûf min houbet,
des ich mich ân ſi niht vermezzen mac.

Verlôr ich ſi, waz het ich danne?
Dâ töhte ich ze vröuden weder wibe noch manne,
unt waer min beſter trôſt beide ze âhte unt ze banne.

Gewöhnlich ſteht der Abgeſang, wie hier, am Ende der Strophe, oft aber auch in der Mitte beider Stollen. Dieſen einfachen Strophenbau haben z. B. die meiſten Gedichte Heinrichs von Morungen, eines Niederdeutſchen und Zeitgenoſſen Heinrichs von Veldeke. Ungeachtet der Uebereinſtimmung in der Form entwickelte ſich aber dennoch derſelbe in reicher Mannichfaltigkeit, und es gab eine Menge von Strophenarten oder Tönen; ja, in älterer Zeit erfand der Dichter faſt für ein jedes neue Gedicht auch einen neuen Ton. Er hatte nämlich die vollſte Freiheit in der Wahl verſchiedener Versarten, in der Zeilenzahl der Stollen und des Abgeſanges, in der Anordnung der Endreime, der Einfügung von Mittelreimen und reimloſen Zeilen und dergleichen. Gleichzeitig erfand er für ſein Gedicht, da es nur für den Geſang beſtimmt war, die Melodie oder Weiſe, worunter man häufig auch das Versmaß oder den Ton mitverſtand, während man den Inhalt des Liedes das Wort nannte.

Von einem der älteren Minneſänger, Friedrich von Hauſen, einem tapferen Ritter, der mit Kaiſer Friedrich I. in Italien war, ihn auf ſeinem Kreuzzuge begleitete und im Jahre 1190 im Kampfe gegen die Ungläubigen den Tod fand, beſitzen wir ein Lied, das ganz die Form der italieniſchen Octave hat; auch die Form des Sonettes kommt bei einen ſpäteren vor.

Manche, die als epiſche Dichter glänzten, zeichneten ſich auch im lyriſchen Geſange aus; ſo Gottfried von Straßburg, von dem wir eins der ſchönſten Lieder zum Lobe der Jungfrau in vierundneunzig Strophen beſitzen. Daſſelbe beginnt:

Du rôsen bluot [Blüthe], du lilien blat,
du künegin in der höhen stat,
dar nie getrat
in frouwen bilde mêre;
du herze liep für allez leit,
du fröude in rehter bitterkeit,
dir si geseit [gesagt],
gesungen lob und êre. — — —

Und so singt der Dichter nun in den süßesten, herzinnigsten Worten das Lob der heiligen Jungfrau. Ebenso gehört hierher Wolfram von Eschenbach, nicht minder Hartmann von Aue. Der letztere singt:

Min fröide wart nie sorgelôs
unz [bis] an die tage,
daz ich mir Kristes bluomen kôs [erkor],
die ich hie trage.
Die kündent eine sumerzit,
diu alsô gar
in süezer ougen weide lit:
got helfe uns dar
hin in den gehenden kôr,
dar ûz ein hellemôr
sîn valsch verstôzen hât,
und noch den guoten offen stât.

Einer der merkwürdigsten Minnesänger war Ulrich von Liechtenstein, ein Ahnherr des jetzigen fürstlichen Hauses von Liechtenstein, aus steiermärkischem Geschlecht, der im Jahre 1275 oder 1276 in dem hohen Alter von 76 Jahren starb. Er stellte selbst sein Minne- und Ritterleben von 1211—1255 in seinem „Frauendienst" dar, den zuerst L. Tieck theils in Bearbeitung, theils in Uebersetzung bekannt gemacht hat, und der ebenso, wie sein „Frauenbuch", ein kürzeres Gedicht, in welchem er in Gesprächsform das Sittenverderben unter Männern und Frauen beklagt, für die Kenntniß des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit von großer Wichtigkeit ist. Dem ersteren sind auch seine lyrischen Gedichte eingefügt. Zu ihnen gehört das nachstehende Frühlingslied:

Heide, velt, walt, anger, ouwe [Aue]
Sach ich nie bekleidet baz.
Von der lüfte süezen touwe
Sind die bluomen alle naz.
Vogelîne
Singent lob des meien schîne.
Sô sing ich von guoten wiben
Als ich allerbeste kan.
Mit ir lob wil ich vertriben
Swaz ich ungemuotes hân.
Wîbes güete
Gît mir fröidenreich gemüete.

Wibes schöne, wibes êre,
Wibes güete, wibes zuht,
Ist fürwâr ein êrenlêre,
Minnegernder herzen suht.
So ist ir hulde
Alles guotes übergulde.

Im religiösen Liede zeichnete sich unter den älteren Minnesängern ein Dichter aus, welcher Spervogel genannt wird, wahrscheinlich aus Oberdeutschland stammend, von bürgerlichem Geschlecht, und daß er dem zwölften Jahrhundert angehört, zeigt die Sprache und die Form seiner Gedichte (wie bei dem von Kürenberg und bei Dietmar vertritt ein bloßer Anklang die Stelle des Reims). Gleich großartig in Auffassung und Darstellung ist z. B der folgende Hymnus:

Wurze des waldes
und erze des goldes
Und elliu abgründe
diu sint dir, hêrre, künde.
Diu stênt in diner hende:
allez himelschez her,
daz enmöhte dich niht volloben an ein ende.

Der bedeutendste unter allen Minnesängern war der bereits erwähnte Walther von der Vogelweide. Er war zwischen den Jahren 1165 und 1170 geboren und von ritterlicher Herkunft; ob aber der Thurgau in der Schweiz, ob Franken, Schwaben oder Oesterreich seine Heimath gewesen sei, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Oesterreich war wenigstens das Land, wo er nach seiner eigenen Aussage singen und sagen lernte. Dort fand er einen Gönner an dem Herzoge Friedrich dem Katholischen, an dessen Hofe zu Wien er sich aufhielt. Dieser früheren Zeit seines Lebens gehören die frischesten und anmuthigsten seiner Minnelieder an, in welchen sich das tiefste, innigste Gefühl wie der munterste Muthwille ausspricht. Im Jahre 1195 nahm Herzog Friedrich das Kreuz; zwei Jahre später zog er über Apulien nach Palästina, und schon im Jahre 1198 fand er auf der Kreuzfahrt seinen Tod. Tief beklagte Walther den Verlust seines Gönners. Noch in späteren Jahren singt er:

Als Friederich aus Oesterreich das Heil erwarb,
Daß er an Geist genas, da ihm der Leib erstarb,
Da senkt' ich meinen stolzen Schritt zur Erde,
Da ging ich schleichend, wie ein Pfau, wohin ich ging;
Das Haupt mir tief herab bis auf die Kniee hing.

Er sah sich genöthigt, Wien zu verlassen und das unstäte Leben eines wandernden Sängers zu ergreifen, ein Beruf, dem er bis an sein Ende treu geblieben zu sein scheint. Wie für ihn, so begann auch für das Vaterland damals eine Zeit der Verwirrung und des unstäten Treibens. Es folgten die Kämpfe zwischen Philipp von Schwaben und Otto

von Braunſchweig, und mit tiefem Schmerz klagt Walther in den Liedern aus jener Zeit über die unſelige Zwietracht im Reiche, über den Verfall deutſcher Zucht, Sitte und Mannheit. Er ſelbſt ſchloß ſich an Philipp, forderte ihn auf, die Verwirrung zu beenden, und klagte den Papſt an, durch ſeine Umtriebe die Zerrüttung im Reiche verſchuldet zu haben. Als wandernder Sänger durchzog er viele Lande; ſchon vor der Ermordung Philipps aber finden wir ihn an dem Hofe des geſangliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen. Als im Jahre 1212 der junge Friedrich nach Deutſchland kam, ſchloß er ſich dieſem an und erhielt von ihm ein Reichslehen. „Ich bin zu eignem Herd gekommen", ſingt er in dem angeführten Liede; „mein hat die Krone, hat das Reich ſich angenommen. Wohlauf, wer tanzen will, ich will ihm geigen! Vergeſſen hab' ich, was ich litt. Nun will ich endlich eben ſetzen meinen Tritt, und wieder in ein Hochgemüthe ſteigen." In vielen Liedern preiſt er ſeitdem die Fürſtentugend Friedrichs; freimüthig tritt er als Kämpfer für des Kaiſers Macht und Recht gegen die Anmaßungen des Papſtes auf; furchtlos ſtreitet er wider den weltlichen Uebermuth, die Habſucht und die Gleißnerei des Papſtes und der Geiſtlichkeit, und doch iſt er mit herzinniger Frömmigkeit der Kirche ergeben, ehrt ihre treuen Diener und beſingt begeiſtert das Kreuz, mit welchem er ſelbſt in der Folge ſich bezeichnen ließ, indem er an dem Kreuzzuge des Kaiſers Friedrich Theil nahm. Schon längſt vor dieſem Zuge war er aber wieder an den Wiener Hof gekommen, wo er an Leopold dem Glorreichen, dem jüngeren Bruder ſeines geſtorbenen Gönners, und an deſſen Oheim Heinrich neue Gönner fand. Nach Leopolds Tode (1230) ſcheint er den Hof zu Wien wieder verlaſſen zu haben, über deſſen Verfall er ſchmerzlich klagt, und ſpäter begab er ſich nach Würzburg, wo er ſtarb. Dort ſoll er im Lorenzgarten des neuen Münſters unter einem Baume begraben ſein, und in ſeinem Teſtamente ſoll er beſtimmt haben, daß in ſeinen Grabſtein vier Löcher gemacht würden, in welche täglich Semmelkrumen zur Weide für die Vögelein geſtreut werden ſollten. Dies Vermächtniß wurde gehalten bis zum funfzehnten Jahrhundert, wo es den Domherren zweckmäßiger erſchien, die Semmeln fortan ſelbſt zu eſſen; ſein Grabſtein aber iſt erſt in unſerer Zeit zertrümmert worden.

Schon von ſeinen Zeitgenoſſen wurde der herrliche Dichter hochgeſchätzt. Gottfried von Straßburg preiſt die Nachtigall von der Vogelweide als die Meiſterin aller Nachtigallen, und die fabelhafte Sage bei den ſpäteren Meiſterſängern nennt Walther unter den zwölf Meiſtern, die zur Zeit Kaiſer Otto's des Großen die edle Singkunſt ſollen erfunden haben. Eine treffliche Uebertragung ſeiner Gedichte beſitzen wir von K. Simrock (2 Bde. 1833). Sie geben uns die beſte Anſchauung von ſeiner reichen dichteriſchen Begabung, wie von ſeinem männlich-tüch-

tigen Charakter. Nicht nur die Minne, die Schönheit der Natur, die Herrlichkeit Gottes und der Jungfrau, auch die Ehre seines Volkes, die Ereigniſſe und Zuſtände ſeiner Zeit geben ihm Anregung und Stoff zu ſeinen Dichtungen, die ſich in faſt achtzig verſchiedenen Formen vom einfachen Volksliede bis zum würdevollſten Schwunge erheben. Nur Weniges möge hier als Probe angeführt werden:*)

Dô der ſumer komen was
und die bluomen dur daz gras
wünneclichen ſprungen,
aldâ die vogele ſungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
  dâ ein lûter brunne entſpranc;
vor dem walde was ſîn ganc
dâ diu nahtegale ſanc.
  Ûf dem anger ſtuont ein boum:
dâ getroumde mir ein troum.
ich was zuo dem brunnen
gegangen von der ſunnen,
daz diu linde mære
den küelen ſchaten bære.
  bî dem brunnen ich geſaz,
miner ſwære ich gar vergaz,
ſchier entſlief ich umbe daz.
  Dô bedûhte mich gehant
wie mir dienten elliu lant,
wie min sêle wære
ze himel âne ſwære,
und wie der lîp ſolte
gebâren ſwie er wolte.
  dâ ne was mir niender wê
got der walt es, ſwiez ergê:
ſchöner troum enwart nie mê.
  Gerne ſlief ich iemer dâ,
wan ein unſâligiu krâ
diu begonde ſchrien.
daz alle krâ gedien
als ich in des günne!
ſie nam mir michel wünne.
  von ihr ſchrienne ich erſchrac;
wan daz dâ niht ſteines lac,
ſô wær ez ir ſuontac.

Als der Frühling wiederkam,
Da man Blumen wonneſam
Bei der Vöglein Singen
Sah aus dem Graſe dringen,
Kam ich einem langen
Gefilde zugegangen,
Wo ein lauter Bronn entſprang,
Vor dem Walde war ſein Gang
Bei der Nachtigall Geſang.
  Auf dem Felde ſtand ein Baum,
Da entſpann ſich mir ein Traum.
Ich war zu dem Bronnen
Gegangen aus der Sonnen,
Bei der breiten Linden
Ein Schattendach zu finden.
An den Bronnen ſetzt' ich mich,
Alle Sorge bald entwich:
So entſchlief ich wonniglich.
  Da bedünkte mich zuhand,
Wie mir diene Meer und Land,
Wie der Geiſt vor Sorgen
Im Himmel ſei geborgen
Und dem Leib gegeben
Ein neues freies Leben.
Alles Leids vergaß ich da.
Weiß der Himmel, wie's geſchah,
Schönern Traum ich nimmer ſah.
  Daß ich dort nicht länger ſchlief!
Aber eine Krähe rief
Mit unſel'gem Schalle.
Ach, Krähen, wär't ihr alle,
Wo ich's möchte leiden!
Mich ſo vom Glück zu ſcheiden!
Ich erſchrak von ihrem Schrei'n:
Fand ich da nur einen Stein,
Traun, es mußt' ihr Ende ſein.

*) Die Proben von Walthers Dichtungen ſind nach Simrocks Ueberſetzung gegeben; die beiden erſten derſelben auch in der urſprünglichen lieblichen und melodiereichen Sprache des Dichters.

Wan ein wunderaltez wîp,
diu getröste mir den lîp.
diu begond ich eiden;
nû hât sî mir beſcheiden,
waz der troum bediute.
daz böret, lieben liute:
zwên und einer, daz ſint drî;
dannoch ſeit ſie mir dâ bî,
daz min dûme ein vinger ſî.

Doch ein Weib zum Wundern alt
Tröſtete mich Armen bald:
Was die Gute ſagte,
Als ich mein Leid ihr klagte,
Was der Traum bedeute,
Vernehmt es, lieben Leute:
Zwei und Einer, das ſind drei,
Ferner ſagte ſie dabei,
Daß mein Daum ein Finger ſei.

Wie begeiſtert er für ſein deutſches Vaterland war, ſieht man unter vielen anderen in folgendem ſchönen Liede:

Ich hân lande vil geſehen
unde nam der beſten gerne war:
übel müeze mir geſchehen
künde ich ie min herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder ſite.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte ſtrite?
tiuſchiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant,
ſô mugen wol die beſten ſîn,
die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte ſchouwen
guot gelâz und lîp,
ſem mir got! ſô ſwüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer ſind danne ander frouwen.

Tiuſche man ſint wol gezogen,
rehte als engel ſint diu wîp getân.
Swer ſie ſchildet derſt betrogen:
ich enkan ſîn anders niht verſtân.
Tugent unt reine minne,
ſwer die ſuochen wil,
der ſol komen in unſer lant, da iſt wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

Lande hab' ich viel geſehn
Nach dem Beſten blickt' ich allerwärts:
Uebel möge mir geſchehn,
Wenn ſich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutſche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erde fand,
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich, ſie ſind beſſer hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Frau'n ſind engelſchön und rein;
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein:
Zucht und reine Minne,
Wer die ſucht und liebt,
Komm' in unſer Land, wo es noch beide giebt;
Lebt' ich lange doch darinne!

Ungemein zart und lieblich ſind ſeine Lieder zum Preiſe der Frauen; ſo ſingt er:

Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anzuſchauen,
In Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Roſenblumen, wenn ſie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen ſolche Wonnen farblos, ohne Klang;
Wenn man ein ſchönes Weib erſchaut, das kann den Sinn erquicken,

Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer, rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund.

Mit derselben Innigkeit preist er Gott, den Heiland und die Jungfrau Maria. Mit tiefem Schmerze aber beklagt er das Verderben der Geistlichkeit; so singt er:

So sehr im Argen lag die Christenheit wohl nimmer;
Die sie belehren sollten, die sind selber schlimmer.
Es wär' zu viel, geschäh von dummen Laien das:
Sie sünd'gen ohne Furcht und Scheu, drum trifft sie Gottes Haß.
Sie weisen uns zum Herrn und sind in Satans Schlingen,
Sie sagen uns, die ihren Worten gingen,
Nicht ihren Werken nach, die würden sicher dort gedeihn....

Er erblickt in solchem Verderben die Vorboten des jüngsten Tages, und auf die rührendste Weise spricht sich sein Schmerz über die freudenlose Gegenwart aus. So singt er:

O weh, wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mir wirklich däuchte, wars ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel.
Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war wie diese jener Hand.
Leut und Land, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn;
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald;
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floß:
Ja gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet Mancher kau, der mich einst wohl gekannt,
Die Welt fiel allenthalben aus der Gnade Stand;
Weh, gedenk ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag.
Immer mehr o weh!

Oh weh, wie sind verzagt die jungen Leute nun!
Vor Kummer, der sie plagt, wie jämmerlich sie thun!
Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich blick' und schaue, find' ich Niemand froh.
Tanzen, Singen, das vergeht vor Sorgen gar:
Nie sah man unter Christen solche Jammerschaar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand;
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind ungnäd'ge Briefe jüngst von Rom gekommen:
Uns ist erlaubt zu trauern, Freude gar benommen;
Das schmerzt mich sehr (wir lebten ehmals wonnevoll),
Daß ich mein Lachen jetzt für Weinen tauschen soll.

Die Vögel in den Lüften dauert unsre Noth:
Was Wunder, wenn es mich betrübt bis in den Tod?
Was sprech ich dummer Mann im Schmerz manch unnütz Wort!
Wer dieser Wonne folgt, vermisset jene dort.
Immer mehr o weh!

O weh! wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich seh die Galle mitten in dem Honig schweben;
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth,
Doch innen schwarzer Farbe, finster, wie der Tod:
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Theil.
Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manch harten Ring,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre für ihn zu streiten werth,
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold:
Nicht mein' ich Hufen Landes, noch der Fürsten Gold
Ich trüge Krone selber in der Engel Heer:
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See:
So wollt' ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

Die Lieder der Sänger des nördlichen Deutschlands zeichnen sich durch Reinheit, Zartheit und Tiefe der Empfindung aus, leiden jedoch an einer gewissen Einförmigkeit; bei den schwäbischen Minnesängern finden wir einen mehr heitern, muthwilligen, oft selbst derben Ton; frohe Tanzlieder und lustige Schwänke wechseln mit der elegischen Liebesklage; neben dem ritterlichen Leben führen uns die Dichter auch in das ländliche hinein. Am babenbergischen Hofe endlich bildete sich eine ganz eigenthümliche Art der lyrischen Poesie, die höfische Dorfpoesie, Spottgedichte, die mit schonungsloser Derbheit, aber oft mit großer Naturwahrheit und in ganz volksthümlichem Tone die Rohheiten der Bauern und ihre Neckereien mit dem Adel, nicht für das Volk, sondern zur Unterhaltung für den Adel schildern. Vertreten wurde diese Richtung besonders durch Nithart, wahrscheinlich aus Baiern gebürtig und aus dem Geschlechte der Herren von Fuchs. Seit 1230, wo er die Gunst des Herzogs von Baiern verlor, ging er nach Oesterreich, wo ihn Herzog Friedrich II. freundlich aufnahm. In der Stephanskirche zu Wien liegt er begraben. Seine Gedichte zeichnen sich durch Mannichfaltigkeit der rhythmischen Formen aus, leiden aber an großer Einförmigkeit und Einseitigkeit des Inhalts. Neben ihm ist vorzüglich der Tanhäuser zu nennen, ohne Zweifel aus dem österreichisch-bairischen Geschlechte der Grafen von Tannhusen stammend. Wir finden ihn zuerst am Hofe Herzog Friedrichs II., der im Jahre 1246 starb; nach dem Tode desselben aber verpraßte er sein Gut, ging nach Baiern zu Otto II., und als dieser im Jahre 1253 gleichfalls

ſtarb, wanderte er unſtät bei verſchiedenen Herren und Fürſten umher. Wahrſcheinlich ſtarb er ſchon vor dem Regierungsantritte Rudolfs von Habsburg. Zu der Sage, daß er in den Venusberg gezogen ſei, hat er wohl ſelbſt Anlaß gegeben; gewiß iſt, daß er ſpäter ſein früheres leichtfertiges Leben bereut hat Er war übrigens ſicher nichts als ein gewöhnlicher Spaßmacher und Bänkelſänger, und ſeinen Liedern fehlt es an Originalität und Tiefe der Empfindung; dagegen verſtand er fremde Ideen und Formen ſich mit großer Gewandtheit anzueignen.

Die größte Zahl von Liedern der Minneſänger iſt uns durch eine Handſchrift erhalten worden, welche Lieder von mehr als 130 Sängern enthält und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in der Schweiz geſchrieben wurde. Dieſelbe befand ſich früher in Heidelberg; ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert aber iſt ſie in Paris. Man nennt ſie gewöhnlich die Manesſiſche, nach der Annahme, der Züricher Bürgermeiſter Rüdiger von Maneſſe und ſein Sohn hätten ſie ſchreiben laſſen; indeſſen iſt dieſe Annahme ſehr ungewiß, da ſie nur auf einer Stelle in einem Liede eines Minneſängers beruht, worin weiter nichts geſagt wird, als daß die Maneſſe hätten Lieder ſammeln laſſen.

Mit dem Untergange der Hohenſtaufen trat auch für den deutſchen Minnegeſang eine Zeit des traurigſten Verfalles ein. Eine große Zeit war zu Grabe getragen; die Glut religiöſer ſchwärmeriſcher Begeiſterung war erloſchen; die herzinnige Frömmigkeit, mit welcher Alle die Kirche ehrten, war geſchwunden; das Verderben der Kirche trat immer deutlicher hervor; die hohe Geiſtlichkeit entwürdigte ſich durch Herrſchſucht, die niedere durch Unwiſſenheit, beide in gleicher Weiſe durch Habgier und weltliches Leben. Auch der Glanz des Kaiſerthums war erblichen; nicht die Hoheit des Reiches war es mehr, was die Herrſcher in's Auge faßten; ſelbſt ſolche, wie Rudolf von Habsburg (§. 53), wurden durch die Verhältniſſe des Staates wie durch eigene Neigung dahin gebracht, vor Allem auf Vergrößerung und Befeſtigung ihres Privatbeſitzes bedacht zu ſein, und in gleicher Weiſe dachten die kleineren Fürſten nur auf Befeſtigung ihrer eigenen landesherrlichen Gewalt. Engherzige, rein auf das Aeußere gerichtete Beſtrebungen nahmen alle Zeit und Kraft in Anſpruch, und ließen großartigem Streben und Thun keinen Raum, daß ſich an ihm die Phantaſie des Dichters hätte heben und begeiſtern können, ſo wenig wie den Fürſten Zeit und Luſt blieb, Beſchützer und Beförderer der Poeſie zu ſein. Die Ritter ſannen auf ihren Burgen meiſt nur auf Fehden, Wegelagern, Turniere, Jagden und Trinkgelage; ritterlicher Sang wurde verachtet und verſtummte, und die Dichtkunſt flüchtete ſich vor der Barbarei des Adels in die Mauern der Städte und unter das Volk. So bildete ſich das deutſche Volkslied aus, ſo traten an die Stelle der ritterlichen Minneſänger bürgerliche Meiſterſänger, von denen

weiter unten die Rede sein wird. Mit der Entartung des Ritterthums ging auch das ritterliche Kunstepos sichtlich seinem Verfalle entgegen. In Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach hatte dasselbe die höchste Blüthe erreicht. Die folgenden Dichter schlossen sich meistentheils an Gottfried an, aber es fehlte ihnen an schöpferischer Kraft. Die Sprach- und Formgewandtheit war ihnen wohl geblieben, ja sie brachten es in der Form zuweilen selbst zu noch größerer künstlerischer Vollendung; aber Neues schufen sie nicht. Man hielt fest an den alten Stoffen und Sagenkreisen, suchte die von Gottfried und Wolfram unvollendet hinterlassenen Werke zu ergänzen (S. 458), das Alte, Bekannte durch Erweiterung, oder Ausmalung einzelner Situationen interessanter zu machen; man schloß sich an den leichtfertigen Ton Gottfrieds an und übertrieb ihn; man suchte seine sinnlichen Schilderungen zu überbieten; man verweilte mit besonderer Vorliebe bei dem Schlüpfrigen und Sentimentalen. Unter den hierher gehörigen Dichtungen nennen wir: Flore und Blanscheflur (Flos und Blancflos, Rose und Lilie), das sich an den Sagenkreis von Karl dem Großen anlehnt, sofern Flos und Blancflos als die Eltern von Karls Mutter Bertha gelten. Es schildert die Jugendgeschichte zweier Kinder und ihre alle Hinderniſſe überwindende Liebe zu einander, und wurde von einem schwäbischen oder schweizerischen Dichter Konrad Flecke nach dem französischen Originale eines gewissen Ruprecht von Orbent um 1230 gedichtet. Die Dichtung ist ungemein zart und lieblich; aber sie zeigt uns doch auch, wie bald der Minnedienst dazu führte, daß die unschuldsvolle Einfalt durch unnatürliche Ueberspannung und Verweichlichung verdrängt wurde. Ferner gehört hierher Wilhelm von Orlienz (Wilhelm der Eroberer), nach einem wälschen Original von dem schon oben erwähnten Rudolf von Hohenems bearbeitet. Auch Konrad von Würzburg (s. o.) ist zu den Nachfolgern Gottfrieds zu rechnen. — Zur geistlosesten Nachahmung sanken Diejenigen herab, welche, sich an Wolfram anschließend, die Gralsage bearbeiteten. Sie vereinigten ganze Sagenkreise zu einem einzigen Gedichte, wiederholten Verse, Bilder, Allegorien früherer Dichter und suchten durch dunkle Anspielungen, Häufung von Bildern, feierliche, fast unverständliche Sprache und durch Gelehrsamkeit den Mangel an dichterischem Talent zu ersetzen; sie erreichten aber nur, daß ihre Werke eine übermäßige Ausdehnung erhielten und dadurch ebenso wie durch ihren Inhalt langweilig wurden. Dies gilt schon in vollem Maße von Albrechts Titurel (s. o.), noch mehr von dem, nach 1356 verfaßten Lohengrin, welcher, dadurch sich an die Gralsage lehnend, daß Lohengrin der Sohn Parcivals ist, an dieselbe die lothringische Sage vom Schwanenritter knüpft. Der Dichter beginnt mit dem Sängerkriege auf der Wartburg und zwar mit dem Räthselstreite Wolframs und Klinsors, der dann zu der Erzählung des eigentlichen

Gegenstandes der Dichtung aus dem Munde des Ersteren hinüberführt. Lohengrin kommt in einem von Schwänen gezogenen Fahrzeuge nach Brabant, vermählt sich dort mit der Herzogin Elsan, zieht dann mit dem deutschen Kaiser gegen die Ungarn und Sarazenen, verrichtet Wunder der Tapferkeit, kehrt hoch geehrt nach Deutschland zurück und verläßt endlich seine Gattin, weil sie seinem Verbote zuwider nach seiner Herkunft fragt. Wirkliche Geschichte ist mit den Thaten und Schicksalen Lohengrins verknüpft und zwar meistens auf die seltsamste und ungeschickteste Weise; die verschiedenartigsten Bestandtheile sind auf's wunderlichste mit einander vermischt.

Auch das Volksepos theilte den allgemeinen Verfall, aber während die Kunstdichter die fremden Sagen immer mehr erweiterten und Verschiedenartiges zu vereinigen suchten, sehen wir die Volkssagen immer mehr zusammenschmelzen, bis sie wieder zu einzelnen rhapsodischen Liedern werden. Aus dem gothischen Sagenkreise ist besonders zu nennen „Ecken Ausfahrt" (aus dem dreizehnten Jahrhundert), welches den Kampf des Riesen Ecke mit Dietrich von Bern und seine Besiegung durch denselben besingt. Ferner gehört hierher „König Laurin oder der kleine Rosengarten", welches besingt, wie der Zwergkönig Laurin, der einen von einem seidenen Faden umschlossenen Rosengarten in Tyrol hat und Jedem, der den Faden zerreißt, Hand und Fuß abschlägt, von Dietrich nach heftigem Kampfe mit den Zwergen gefangen genommen wird. Leider besitzen wir es nur in einer Bearbeitung aus dem 15. Jahrhundert. In einer Bearbeitung aus dem 14. Jahrhundert haben wir noch die Rabenschlacht. In der Schlacht bei Ravenna gegen Ermanrich fallen Etzels Söhne Scharf und Ort, für deren Leben sich Dietrich bei ihrer Mutter Helche verbürgt hat. Traurig kehrt Dietrich an Etzels Hof zurück; Helche flucht ihm, vergiebt ihm aber nachher, als sie seinen tiefen Schmerz sieht. Dem fränkischen Sagenkreise gehört „der große Rosengarten" an (aus dem Ende des 13. Jahrh.). Das Gedicht besingt Dietrichs Sieg über Siegfried und die Burgunder, welche Chriemhilds Rosengarten bei Worms hüten. Höchst ergötzlich ist in demselben Hildebrands Bruder Ilsan, ein kriegslustiger Mönch, der die tollsten Späße treibt und Jahrhunderte lang eine Lieblingsfigur des Volkes geblieben ist. Ferner ist hier das Gedicht vom „hürnin Sigfrid" zu nennen, welches seiner Abfassung nach zwar erst in das funfzehnte Jahrhundert gehört, aber seinem Inhalte nach weit älter ist. Es erzählt Siegfrieds Kampf mit dem Drachen, in dessen Hornhaut er sich badet und dadurch bis auf eine Stelle zwischen den Schultern unverwundbar wird. Nach furchtbaren Kämpfen mit einem Riesen und einem Drachen befreit er die von dem letzteren geraubte Chriemhild, die Tochter des Burgundenkönigs Gibich, vermählt sich mit ihr, und bei dem Kampfe erlangt er zugleich den Schatz des Königs Nibelung. —

Aus dem lombardischen Sagenkreise endlich haben wir noch zwi Gedichte anzuführen, die der letzten Zeit des dreizehnten Jahrhunderts angehören: „Otnit" und „Wolfdietrich." Otnit, König der Lombarden, entführt mit Hülfe des Zwergkönigs Alberich die Tochter des Königs Nachaol von Syrien, läßt sie taufen und herrscht mit ihr zu Garda; später aber wird er von Drachen, die Nachaol geschickt hat, getödtet. Wolfdietrich, der Sohn Hugdietrichs, in heimlicher Ehe geboren, wird von seinen Brüdern vertrieben, verliert im Kampfe gegen sie seine Dienstmannen und besteht in der Verbannung viele Abenteuer. Er trifft mit Otnit zusammen, rächt nachher dessen Tod und heirathet seine Wittwe Sidrat. Endlich besiegt er seine Brüder, befreit seine Dienstmannen, wird Kaiser, übergiebt aber dann das Reich seinem Sohne, geht in's Kloster und stirbt in einem nächtlichen Kampfe mit Geistern.

So erhielten sich also die volksthümlichen Sagen wenigstens im Gedächtnisse des Volkes; aber je roher dasselbe wurde, um so mehr verloren auch sie ihre feste, zusammenhängende Gestalt; die Darstellung wurde immer unbeholfener und breiter, der Inhalt immer dürftiger, die Erzählung immer kürzer, bis sie endlich ganz in Prosa übergingen.

Natürlich war es, daß diejenigen Künste, die zu ihrer Ausübung eines äußeren Stoffes bedürfen, die Baukunst, die Sculptur, die Malerei, sich erst später entwickelten, als die Dichtkunst und der Gesang, welche der menschlichen Persönlichkeit allein benöthigt sind, bei denen Schrift und Musik nur eine Zugabe zu Wort, Gesang und Geberde bilden. Muß doch bei jenen erst der mannichfach widerstrebende äußere Stoff durch lange Uebung und fortgesetzte Versuche überwältigt werden, ehe sie zur Vollendung gelangen können. So war es selbst im alten Griechenland. Erst als die Dichtkunst im Drama den Gipfel ihrer Vollendung erreicht hatte, traten auch auf den übrigen Kunstgebieten jene herrlichen Schöpfungen hervor, auf die wir noch jetzt bewundernd hinblicken (Bd. I. S. 319). So finden wir auch im Mittelalter erst dann eine bedeutsame Entwickelung jener werkschaffenden Künste, als die Dichtkunst bereits zu herrlicher Blüthe gelangt war. Während aber in Griechenland zur Zeit des Perikles bildende Kunst, Malerei und Baukunst in schönem Verein sich unterstützend gleichzeitig zur Meisterschaft gelangten, sehen wir im Mittelalter die Baukunst in erhabenstem Aufschwunge emporsteigen, den Naturstoff sich kühn unterwerfen und ihn sich dienstbar machen, daß er die höchsten Ideen der Kunst himmelan trage, während bildende Kunst und Malerei kaum die ersten Stufen ihrer Entwickelung überschritten haben. Der Grund davon liegt theils darin, daß der hellenische Geist im Zeitalter des Perikles bereits in allen Richtungen völlig entwickelt und zur Mannesreife gelangt war, während das Mittelalter wie das Jüng-

lingsalter der germanischen Völker erscheint, voll jugendlichen Feuers und jugendlicher Kühnheit, aber auch nicht frei von Verblendung und Verkehrtheit der Jugend. Ein anderer Grund jener Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der hellenischen Religion von der christlichen. Dort die Vergötterung der äußeren Menschennatur, ein Herabziehen des Göttlichen zum Menschlichen, welches die Darstellung der Gottheit in idealer Menschengestalt bedingte, hier die Erhebung des Menschengeistes zu seinem göttlichen Ursprung. Die Darstellung der Gottheit in äußerlich sichtbarer Gestalt mußte daher dem Christenthume ursprünglich etwas Fremdartiges sein und konnte erst von außen in dasselbe hineingetragen werden; die Baukunst dagegen entwickelte sich an dem Bau christlicher Tempel; würdige Stätten der Gottesverehrung zu schaffen, war dem Christen so gut Bedürfniß wie dem Hellenen; nur konnte es nicht die Idee der Schönheit allein sein, welche in den christlichen Kirchen sich offenbaren wollte, wie in den hellenischen Tempeln; erhabnere Ideen, der Erhabenheit der Religion entsprechend, mußten in ihnen ihren Ausdruck suchen.

Wir haben gesehen, wie sich im Anfange der christliche Kirchenbau an die Bauweise der römischen Basiliken anschloß, und wie sich daraus der eigenthümliche byzantinische Baustyl entwickelte (S. 38 flgd.); eine neue Entwickelungsepoche der Baukunst begann mit dem zehnten Jahrhundert. Die germanischen Völker hatten jetzt eine solche Entwickelungsstufe erreicht, daß sie Einfluß auf die weitere Gestaltung der Kunst zu üben vermochten; nicht daß sie gleich schöpferisch hervorgetreten wären mit Erzeugung wesentlich neuer Formen, aber mehr oder minder frei bildeten sie die alten um, befreiten sich von einseitiger Nachahmung antiker Einzelheiten und schufen das Bauwerk zu einem festen, in sich zusammenhängenden, harmonisch geordneten Ganzen; so entstand der sogenannte romanische Styl. Im Allgemeinen blieb die Grundlage der altchristliche Basilikenbau; aber die Einfügung eines Querschiffes, die sonst nur Ausnahme gewesen war, wurde jetzt Regel; jenseit desselben wurde das Mittelschiff verlängert, und erst an diese Verlängerung schloß sich die Tribüne für den Altar, in welche man zugleich die Plätze für den Chor verlegte, wozu man oft auch den mittleren Raum des Querschiffes zog, so daß aus den Flügeln desselben, die man durch Brüstungsmauern von dem Chor trennte, besondere Seitenkapellen wurden. Diese Einrichtung war ein bedeutender Fortschritt gegen die völlig unarchitektonische Choreinrichtung in den Basiliken, und Altarraum und Platz des Chores wurden nun auch dadurch ausgezeichnet, daß man sie bedeutend erhöhte und Stufen vom Fußboden des Schiffes zu ihnen hinaufführte. Diese Erhöhung wurde zur Anlegung einer größeren Krypte (S. 37) benutzt, deren Decke aus Kreuzgewölben bestand und von Säulen getragen wurde. Zuweilen legte man bei den deutschen Basiliken dem Hauptchor gegen-

über noch einen zweiten an, mitunter ſogar ebenfalls mit einer Krypte. In Deutſchland fing man auch ſchon an, die Thürme mit dem Gebäude ſelbſt zu verbinden, während ſie bei den italieniſchen Kirchen noch immer, wie früher, getrennt an der Seite der Kirche erſcheinen; dagegen finden wir in Italien häufig in byzantiniſcher Weiſe eine Kuppel über dem Durchſchnitt der beiden Schiffe und Gallerien über den Seitenſchiffen.

Eine bedeutſame Umbildung der alten Baſilikenform iſt es, wo an die Stelle der flachen Decke das Gewölbe tritt, ſo daß dieſelbe mit dem ganzen Gebäude nun zu einem organiſch gegliederten Ganzen ſich vereinigt. An der Stelle des byzantiſchen Kuppelgewölbes aber erſcheinen jetzt Kreuzgewölbe, in lebendigem Wechſel das Auge fortleitend, bis die Bewegung in der Halbkuppel der Altartribüne ihren Abſchluß findet. Auch die niederen Seitenſchiffe ſind in ähnlicher Weiſe überwölbt, und über dem Durchſchnitt des Querſchiffes und des Langſchiffes erhebt ſich, Alles überragend, als der Culminationspunkt der Kräfte, die in dem Gewölbe hervortreten, die Kuppel, dem Kreuzgewölbe entſprechend aus einzelnen Gewölbekappen zuſammengeſetzt, die ſich in der Mitte vereinigen. Eben ſo gegliedert iſt auch die Halbkuppel der Altartribüne. Auch die Säulenkapitäle ſind eigenthümlich geſtaltet. Oft zwar ſind ſie dem korinthiſchen Kapitäl mehr oder weniger frei nachgebildet; noch öfter dagegen erſcheinen ſie in der Form eines an den unteren Ecken abgerundeten Würfels, deſſen Seitenflächen alſo nach unten in Halkreiſe ausgehen, und bilden ſo den Uebergang von der runden Geſtalt der Säule zu der Fläche des darüber ſich erhebenden Bogens. Oft tragen ſie einen reichen, zum Theil noch ſehr phantaſtiſch geſtalteten bildneriſchen Schmuck. Später nähern ſich die Kapitäle wieder der Kelchform, ebenfalls mit reichem, oft zierlich gemeißelten Schmuck.

Beſonders bedeutungsvoll ſind die Portale geſtaltet. Die Seitenwände derſelben ſind abgeſchrägt, ſich nach außen weit ausbreitend, als wollten ſie zum Eintritt in das Innere einladen. Sie ſtufen ſich bald in Pfeilerecken ab, bald bieten ſie einen mehr oder weniger reichen Wechſel von Pfeilern und Säulen dar, und derſelbe Wechſel wiederholt ſich in der Wölbung des Portals. Auch unter dem Kranzgeſims erſcheint oft eine Reihefolge kleiner Halbkreisbogen, von denen in beſtimmten Zwiſchenräumen breite Wandſtreifen niederlaufen, an deren Stelle zuweilen leichte und ſchlanke Halbſäulen treten. Zuweilen iſt die Außenſeite der Gebäude mit Wandarkaden geſchmückt, die mitunter freiſtehende Gallerien bilden. An den gewölbten Baſiliken laufen unter dem Dachgeſimſe entweder ganz herum oder wenigſtens an den bedeutſamſten Theilen meiſtens kleine Arkadengallerien. Ein höherer Grad der Entwickelung zeigt ſich namentlich darin, daß an den Portalen bildneriſcher Schmuck eine beſtimmte Stellung erhält. Das von beſonderen Stützen getragene Halbkreisfeld

unter der Wölbung derselben ist mit Reliefs geschmückt; zuweilen sind auch Statuen zwischen den Säulen des Portals angebracht, und selbst die Thorflügel tragen oft eine reiche Fülle von Bildwerken. Eben so sind die Nischen im Innern des Gebäudes mit Bildwerken, Reliefs und Gemälden geschmückt, und noch reicher sind dadurch Kanzeln, Taufbecken und Altäre ausgezeichnet.

Eins der herrlichsten Bauwerke jener Epoche, allerdings mit entschiedener Aufnahme des byzantinischen Styls, ist die Markuskirche in Venedig. Sie gehört einer sehr frühen Zeit an; denn der Bau wurde bereits im Jahre 976 begonnen, und im Jahre 1071 wurde sie in ihrer ursprünglichen Anlage vollendet. Ihre Grundform ist die der Basilica. Um die vorderen Theile des Gebäudes zieht sich eine breite, abgeschlossene Säulenhalle bis an das Querschiff, wie das Ganze selbst mit einer Reihe von Kuppeln überwölbt. Ringsum sind im Aeußeren tiefe, im Halbkreis überwölbte Nischen angebracht, deren Wände mit einem bunten Gewirre von Säulen bedeckt sind. Ueber den Nischen befindet sich eine offene Gallerie, hinter welcher die Wände mit halbrunden Giebeln emporsteigen. Das ganze Innere, die Nischen und Rundgiebel des Aeußeren sind mit Mosaikgemälden auf Goldgrund geschmückt. Die Säulen, welche in großer Menge, besonders zum äußeren Schmuck, angebracht sind, ohne alle innere Uebereinstimmung, stammen großentheils wohl aus anderen Gebäuden; die Kapitäle sind theils antik, theils byzantinisch; auch arabische Formen finden sich, und an einigen mit geschweiften Spitzbogen versehenen Portalen zeigt sich ebenfalls deutlich der Einfluß der muhammedanischen Architectur, was sich aus der lebhaften Verbindung Venedigs mit dem Morgenlande leicht erklärt.

Der gewölbte Basilikenbau wurde zuerst in der Normandie von den Normannen selbstständig ausgebildet. Hier finden wir auf der Westseite des Gebäudes zwei aus demselben sich erhebende viereckige Thürme, die eine mit dem inneren Raume unmittelbar verbundene Halle zwischen sich einschließen. Wo sie sich über das Dach erheben, sind sie an allen vier Seiten mit Nischen und Fenstern versehen, und ihre Spitze besteht aus einer schlanken achteckigen Pyramide, die sich aus vier, an den Ecken des Thurmes befindlichen, kleinen Erkerthürmen erhebt. Zwischen den beiden Thürmen ist das Hauptportal, und über demselben befinden sich mehrere Reihen meist reich geschmückter Fenster, so daß die Façade bereits in sehr bedeutsamer Gestalt erscheint, das Ganze wirksam abschließend. Im letzten Drittel des eilften Jahrhunderts war dieser normannische Baustyl bereits vollständig ausgebildet, und durch Wilhelm den Eroberer (s. u.) wurde er auch nach England übertragen.

In Deutschland rief besonders das glänzende Zeitalter der sächsischen Kaiser, in welchem das Nationalgefühl so mächtig geweckt wurde, auch

auf dem Gebiete der Baukunſt bedeutende Erſcheinungen hervor, und obgleich der romaniſche Styl ſich in allen Gegenden des Landes geltend machte, ſo bildete er ſich doch in Sachſen und Thüringen beſonders herrlich aus. In der ſpäteren Zeit des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entſtand ſodann in jenen Gegenden und außerdem namentlich auch in den Rheinlanden eine bedeutende Anzahl gewölbter Baſiliken, an denen man zugleich die glanzvollſte, zum Phantaſtiſchen ſich neigende Ausbildung des Styls bemerkt. Die erſte bedeutſame Ausbildung des Baues gewölbter Baſiliken finden wir in den Domen zu Mainz, Worms und Speier. Der älteſte Theil in dieſen drei Gebäuden iſt das Schiff des Domes zu Mainz, welches vermuthlich aus den Jahren 1009—1037 herrührt; dagegen gehören bedeutende Veränderungen, die nach einem großen Brande in dieſem Gebäude von 1191—1239 an den Wänden der Seitenſchiffe, dem weſtlichen Querſchiffe und den Gewölben vorgenommen wurden, ſowie der weſtliche Chor des Domes zu Worms der letzten Entwickelung des romaniſchen Styles an und bilden zu dem alsdann ſich entwickelnden gothiſchen Style den Uebergang.

Wenn dieſer Bauſtyl mit dem Namen des gothiſchen bezeichnet wird, ſo iſt dabei nicht an eine Ableitung deſſelben von den Gothen zu denken, ſondern dieſer Name rührt von den neueren italieniſchen Aeſthetikern her, die, in fader, eitler Verkehrtheit befangen, die ganze mittelalterliche Kunſt als eine Verirrung und den germaniſchen Bauſtyl als den Gipfel der Barbarei betrachteten; deshalb nannten ſie den ganzen mittelalterlichen Bauſtyl, beſonders aber den germaniſchen, in dem ſie nur das Uebermaß des Ungeſchmacks zu finden vermochten, gothiſch, d. h. barbariſch*). Und doch hat gerade in dieſem Bauſtyle die Architectur die höchſten Aufgaben der Kunſt gelöſt. Selbſt die in ſich ſo vollendete helleniſche Baukunſt kann der gothiſchen nicht gleichgeſtellt werden. In der helleniſchen bewegten ſich die Formen nur nach einer Richtung des Raumes, und ihre Bewegung wurde durch die ſtarre Laſt des Gebälkes willkürlich abgeſchnitten; hier dagegen kam es darauf an, „den Raum nach allen Richtungen zu beleben, ein Inneres zu ſchaffen, das in ſich vollendet ſei, ein Aeußeres, das als der unmittelbare Ausdruck des Innern erſcheine und nicht minder ſeine Vollendung in ſich trage, und ſolche Aufgabe ſehen wir hier bis in ihre letzten und einzelnſten Anforderungen hinab erfüllt.“ Ihre höchſte Vollendung erreichte die gothiſche Baukunſt in dem Bau chriſtlicher Kirchen, wie die helleniſche in dem Bau der Göttertempel, und vornehmlich dadurch iſt es bedingt,

*) Man könnte dieſen Bauſtyl auch den germaniſchen nennen, weil derſelbe, wenn auch urſprünglich aus Nordfrankreich ſtammend, doch erſt in Deutſchland ſeine reinſte und vollkommenſte Ausbildung erlangte.

daß jene auf einem unendlich höheren Standpunkte stehen mußte, als diese. Nur die Idee äußerer Schönheit war es ja, welche das Wesen der hellenischen Religion ausmachte; nur sie konnte daher auch in den Göttertempeln ihren Ausdruck finden. In den christlichen Kirchen dagegen sprach sich die ganze Tiefe des gottinnigen Gemüthes aus, das mächtige Emporstreben von der Erde, die glühende Sehnsucht des Herzens nach dem Himmel und seiner Seligkeit; sie stehen vor uns einem mächtigen Baume gleich, der tief in der Erde wurzelt, aber sehnend die Zweige gen Himmel ausbreitet.

Der Form nach schließt sich der gothische Baustyl zunächst an das System der gewölbten Basiliken, wie es sich in der Zeit des romanischen Styles ausgebildet hatte. Die Grundform blieb im Ganzen dieselbe. Der Chor nimmt den östlichen Theil ein und wird häufig von den vorderen Räumen durch ein Querschiff getrennt. Das Mittelschiff erhebt sich über die Seitenschiffe; zwei Thürme, in der Regel an der Westseite, bilden eine imposante Façade. Was aber diesen Styl vor dem romanischen auszeichnet, ist vor Allem, daß der ganze Raum ein zusammenhängendes, in allen Theilen belebtes Ganze bildet, daß die starre Mauer fast gänzlich verschwindet und nichts als völlig gegliederte Stützen und Gewölbebogen an ihre Stelle treten. Kreuzgewölbe hatte schon der romanische Styl; aber während bei jenem die Hauptttheile derselben nur durch Quergurte gesondert wurden, werden hier alle einzelnen Theile durch Kreuzrippen bezeichnet; sie bilden den eigentlichen Kern des Gewölbes, und es werden zwischen sie nur leichte dreieckige Gewölbekappen eingeschoben, um die Decke zu schließen. Selbstständig und frei erheben sich die Pfeiler und Halbsäulen, welche die Bogen und Gewölbe tragen, und in den Linien des Gewölbes setzt sich ihre Bewegung fort. Nicht massenhaftes Gemäuer dient mehr dazu, um an der Außenseite dem Gewölbe eine Widerlage zu bereiten, sondern Strebepfeiler, die nach innen als Träger für die Gewölbegurte gegliedert sind. Sie machen den eigentlichen festen Kern der Mauer aus, und zwischen ihnen ist nur noch eine leichte Füllmauer, welche die mächtigen Fenster umschließt und die untere Brüstung derselben bildet. So ist aller Druck der Massen verschwunden; kühn und frei strebt Alles empor. Dem entspricht es nun auch, daß an die Stelle des Halbkreisbogens durchweg der kühnaufsteigende Spitzbogen tritt. Statt der viereckigen, allerdings auch mit Halbsäulen versehenen Pfeiler, die bei dem romanischen Style für die Säulen angewandt werden, finden wir hier wieder die lebensvollere Säulenform, die sich aber zu einem lebendigen Wechsel schwächer und stärker hervortretender Halbsäulchen umgestaltet. Die Basis ist vieleckig; kleinere Halbvielecke über einander lösen sich daraus ab, und auf den obersten derselben ruhen die Fußglieder der Säulchen. Das Kapitäl besteht aus einer leichten herumlaufen-

den Blätterkrone, die ſich kelchförmig erweitert und mit wenigen leichten Deckgliedern verſehen iſt. Es bezeichnet eigentlich nur den Uebergang von der Säule zum Gewölbe, und die vorderen Halbſäulchen laufen, den Blätterkranz durchſchneidend, an dem Obertheil des erhöhten Mittelſchiffes empor, indem ſie die innere Seite des Strebepfeilers bilden, und verlieren ſich in die Gurte des Gewölbes, von denen daſſelbe getragen wird. Da, wo jene Gewölbgurte von ihnen ausgehen, haben ſie dann noch ihr beſonderes Kapitäl. Wie die übrigen Bogen, ſo haben auch die Umfaſſungen der Fenſter die Form des Spitzbogens, und der hohe weite Fenſterraum ſelbſt wird mit ſchlanken Säulchen ausgefüllt, die ſich oben wieder zu Spitzbogen verbinden; der Raum endlich zwiſchen dieſen und dem großen Umfaſſungsbogen wird durch kreis- und roſettenförmiges Stabwerk eingenommen, welches dem Ganzen Halt und Feſtigkeit verleiht. Aehnlich, wie die Umfaſſungen der Fenſter, ſind die der Thüren, nur weit reicher und mannichfaltiger gebildet. Die Fenſterwölbung iſt mit einem ſchlanken, ſpitzen Giebel eingefaßt, der einen Theil des Kranzgeſimſes verdeckt oder hochaufſteigend durchbricht; über den Strebepfeilern erheben ſich freie, ſchlankaufſteigende, pyramidenartige Thürmchen; das Dach erhebt ſich dem Ganzen entſprechend, und von den Strebepfeilern der Seitenräume, welche die Dächer derſelben weit überragen, ſind frei gewölbte Strebebogen nach den Strebepfeilern des Mittelſchiffes gezogen, die Widerſtandskraft mächtig verſtärkend. Von der Façade führen gewöhnlich drei Portale in das Innere, ein Hauptportal in das Mittelſchiff und zwei Seitenportale in die Seitenſchiffe. Reichgeſchmückte Giebel, gleich denen der Fenſter, krönen die Bogen dieſer Portale; über dem mittleren aber iſt ein großes prachtvolles Fenſter angebracht, deſſen Licht in das Mittelſchiff fällt. Ueber den Seitenportalen erheben ſich die Thürme, und in dieſen offenbart ſich das Emporſtreben zum Himmel mächtiger, als in irgend einem anderen Theile des Gebäudes. Viereckig ſteigen ſie in verſchiedenen Abſätzen auf; Fenſter beleben die ſtarre Mauermaſſe derſelben, oder ſie löſen ſich durch ein reich gegliedertes Syſtem von Strebepfeilern von einander ab. Das oberſte Geſchoß iſt meiſt achteckig, und von den Ecken ſeiner Grundfläche ſteigen wieder freie Thürmchen empor. Immer leichter und luſtiger wird der Bau. Schon jenes Obergeſchoß iſt ganz frei und durchbrochen, und mit ihm ſcheint die Maſſe völlig überwunden. Nur acht mächtige Rippen, mit Blumen beſetzt, durch zierliches Roſettenwerk verbunden, ſchießen über demſelben in die Lüfte empor, eine ſchlanke, leichte Spitze bildend, und wo ſie am höchſten Gipfel des Baues zuſammenlaufen, da blüht aus ihnen eine majeſtätiſche Blume auf, in heiliger Kreuzesform ihre Blätter nach oben entfaltend. Aehnliche Blumen, nur kleiner, ſprießen aus jeder Spitze des Aeußeren hervor, und eben ſolche keimen auf aus

den Linien der Giebel und aller pyramidenförmig gestalteten Theile des Baues. In ihnen löst sich die Bewegung allmälig auf, bis sie endlich in den Blumen der Thurmspitze ihren völligen Abschluß findet, hindeutend auf das Ziel alles menschlichen Strebens und Sehnens, das hienieden seine Befriedigung nicht zu finden vermag. So gestaltete sich ein bis in seine letzten Spitzen belebtes und beseeltes Ganze; Alles bis in die geringsten Einzelnheiten herab erscheint als Erzeugniß eines gemeinsamen, in höchster Gesetzlichkeit überall waltenden Gefühls; nichts ist bedeutungslos. Schon in der Grundlage war es angedeutet, daß jede Kirche ein Abbild der christlichen Welt sein solle; deshalb war sie nach den vier Weltgegenden gerichtet, um darauf hinzuweisen, daß sich das Christenthum über die ganze Erde verbreiten, und daß einst ein Hirt und eine Heerde werden solle. Der Chor mit dem Altar befindet sich im Osten; dahin, nach dem Aufgange des Lichtes, soll sich das Auge der Gläubigen wenden, ihr Herz soll der göttlichen Erleuchtung geöffnet sein, und wie die schlanken Säulchen zu mächtigen Säulen verbunden emporstreben, so strebt auch die Gemeine, umschlungen durch das Band des Glaubens und der Liebe, gemeinsam zum Himmel empor. Diese ewige Heimath aber, die dem Christen verheißen ist nach beendeter Pilgrimschaft, fand ihre Andeutung in dem Gewölbe, das häufig blau und mit goldenen Sternen geschmückt war, wie wir es z. B. noch jetzt in der Sebalduskirche zu Nürnberg und in der Martinskirche zu Landshut finden. Die Südseite der Kirchen erscheint überall reicher geschmückt, als die Vorderseite. Dort in der vollen Sonnenbeleuchtung konnte jedes einzelne Bildwerk in seiner ganzen Schönheit erkannt werden, während die Nordseite meistens im Schatten liegt. Wer möchte aber darin auch die Andeutung verkennen, daß, wie im mild wärmenden Strahl der Mittagssonne alle Knospen sich zur duftenden Blüthe entfalten und diese zur goldenen Frucht reift, während in des Winters ewiger Nacht alles Leben erstarrt, so auch nur im vollen Lichte des Evangeliums die schöne Frucht des Glaubens und der Liebe gedeiht, die uns zum Himmel erhebt, während der Unglaube das Herz trostlos läßt wie die sternenlose Mitternacht! In gleicher Weise wird in jenen herrlichen Gottestempeln Alles zum Symbol, und der starre Stein belebt sich, um Demjenigen Ausdruck zu verleihen, was still und heilig in der Tiefe des christlichen Gemüthes verborgen ist.

Dazu muß denn auch jegliche Kunst mitwirken in ihrer Weise. So trat die Baukunst in die lebendigste Wechselwirkung mit der bildenden Kunst. Nicht bloß zum Schmuck der todten Masse dienen die Bildwerke; sie erscheinen da, wo die architectonische Form ihren völligen Abschluß erlangt hat. So sind die Altäre, die Tabernakel, in welchen die Hostie bewahrt wird, und Anderes zu selbstständigen Monumenten ausgebildet; so sind die Portale reich mit Sculpturen geschmückt. Statuen, von Con-

solen getragen, stehen zwischen den Gliederungen ihrer Seitenwände; andere sind in den Bogenwölbungen angebracht; Reliefs schmücken das Bogenfeld über der Thüröffnung; auch die Giebel über den Portalen sind mit Bildsäulen und Reliefs ausgefüllt, und die Thürmchen der Strebepfeiler gestalten sich häufig zu zierlichen Tabernakeln, in welchen sich Bildsäulen befinden. Auch die Malerei fand in jenen Kirchen einen bedeutungsvolle Stellung. Die Wandfläche erscheint gewissermaßen verflüchtigt in den hohen mächtigen Bogenfenstern, und diese wurden mit den herrlichsten Glasgemälden geschmückt, deren glühende Farbenpracht das Licht im Innern des Gebäudes dämpft, aber im Schein der Sonne es zugleich in magischem Reize verklärt. „Scheinbar körperlos, aus Luft und Licht gewoben, in verklärter, vergeistigter Erscheinung treten die Gestalten derjenigen Religion, die überall das Körperliche zu vergeistigen strebt, dem Auge des Beschauers entgegen." Endlich auch die Musik wird in den heiligen Dienst hineingezogen, und wie von den Thürmen, die, einer Mahnung zum Himmel gleich, in die Lüfte ragen, der volle Klang der Glocken herabtönt und die Brust mit Andacht und Inbrunst schwellt, so brausen die Töne der Orgel in die Kirche hinein wie die laut werdende Sprache des Gebäudes selbst. Diese Einheit der Plastik, der Malerei und der Musik mit der Architectur bildet eben eine Haupteigenthümlichkeit eines solchen Baues. Er blüht, wie unser größter Dichter sagt, auf, wie eine Pflanze, die aber auf eine Blüthe deutet, welche sie selbst nicht darzustellen vermochte.

Wir haben den gothischen Baustyl in seiner vollendetsten Ausbildung betrachtet. Natürlich aber war es, daß sich manches Einzelne nach der Laune des Baumeisters, nach dem wechselnden Geschmacke der Zeit und der Eigenthümlichkeit der Völker verschieden gestaltete. So findet man in späterer Zeit oft statt der beiden Thürme an der Westseite nur einen in der Mitte der Façade, so an dem Münster zu Freiburg, einen an der Westseite und zwei kleinere an den Kreuzvorlagen, auch wohl einen großen und zwei kleinere zu beiden Seiten über dem Hauptportale, wie an der Jodocuskirche zu Landshut. Die Seitenschiffe erheben sich oft zu gleicher Höhe mit dem Mittelschiffe. Der Chorschluß, bei nordfranzösischen und deutschen Kirchen oft besonders reich gestaltet, erscheint bei den englischen willkürlich durch eine gerade Linie abgeschnitten, und endlich, als sich das Gefühl für die Bedeutung der einzelnen Formen verlor, wurden sie theils überaus nüchtern gebildet, theils arteten sie aus zu willkürlich spielender, überreicher Decoration.

Die erste Entwickelung des gothischen Baustyls finden wir im nordöstlichen Frankreich; die dortigen Denkmäler aber tragen noch ganz den Charakter der ersten Anfänge. Noch tritt in ihnen eine gewisse Einseitigkeit und Rohheit hervor, noch ist das Einzelne nicht zu einem har-

moniſchen Ganzen vereinigt. Zu den älteſten Denkmälern gehört die Kathedrale von Paris, die ſchon im Jahre 1163 gegründet ſein ſoll, jedoch erſt um das Jahr 1360 vollendet wurde; am vollkommenſten aber erſcheint der frühgothiſche Styl durchgeführt in der Kathedrale von Rheims, die in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut ward.

Auch in England finden wir früh den gothiſchen Bauſtyl; während man aber in Frankreich mit Abſicht an den rohen Grundformen feſthielt, wandte man ſich hier einſeitig den Detailformen zu und ſuchte beſonders durch Reichthum und mannichfache Gliederung der Formen und durch meiſt willkürlich angewandte ſpielende Ornamentik ſich auszuzeichnen. Die Gebäude ſind meiſtens lang geſtreckt, in der Regel mit zwei Querſchiffen, im Oſten gewöhnlich noch mit einer beſonderen, oft ebenfalls ziemlich langgedehnten Kapelle, der ſogenannten Lady Chapel, und das Ganze iſt, ſtatt der reichen Bildung des Chorſchluſſes in andern Ländern, wie ſchon bemerkt, willkürlich durch eine gerade, mit einem großen Fenſter verſehene Wand abgeſchnitten. Im Innern befinden ſich ſtatt der romaniſchen Pfeiler und der maſſenhaften franzöſiſch-germaniſchen Säulen leichte Säulenbündel, in denen die Säulen anfangs ganz frei neben einander ſtehen, oder ſich frei um einen feſten Kern reihen. Bald werden ſie zwar zu Halbſäulen, die mit dem Kern ſich verbinden; aber ſie verwachſen mit demſelben doch nur ſelten zu einem in ſich zuſammenhängenden Ganzen. Noch ſeltener werden ſie an den Wänden als Gurtträger in die Höhe geführt, da die Gewölbegurte in der Regel auf beſonderen Conſolen ruhen. Ueber dem Durchſchnitt des Lang- und des Querſchiffes erhebt ſich meiſtens ein hoher Thurm, und da derſelbe auf ganz frei ſtehenden Pfeilern ruht, ſo hat man dieſe oft mittels durchbrochener Zwiſchenbauten, zum Theil auch durch maſſenhafte Bogenſtreben verſtärkt, wodurch die harmoniſche Geſtalt des Inneren ſehr geſtört wird. Die Façade iſt reich mit zierlichen Gallerien geſchmückt, zu denen das hohe Spitzbogenfenſter in der Mitte freilich wenig paßt. Erheben ſich über derſelben Thürme, ſo ſind ſie meiſtens niedriger, als der auf dem Durchſchnitt der beiden Schiffe. Die Thürme ſelbſt ſind ganz viereckig, und ohne allen Uebergang erhebt ſich aus ihnen die achteckige Spitze, wo eine ſolche überhaupt vorhanden iſt; denn bei den ſpäteren Kirchen fehlt ſie meiſtens ganz, und die Thürme ſind gleich Burgthürmen mit Zinnen gekrönt, aus deren Ecken kleine Thurmſpitzen hervorragen. Eins der älteſten Bauwerke dieſes Styls in England iſt die Kathedrale von Canterbury, deren öſtlicher Theil von 1174 bis 1185 gebaut iſt; dort erſcheint noch romaniſcher und gothiſcher Styl gemiſcht, jedoch ſo, daß jener in Weiſe der nordfranzöſiſchen Bauten vorwiegt. Noch mehr der franzöſiſchen Behandlungsweiſe nähert ſich die Weſtminſterkirche in London, deren Bau im J. 1270 begonnen wurde. Einer ſpäteren Zeit gehört die,

an der Oſtſeite derſelben befindliche Begräbnißkapelle Heinrichs VII. an, in welcher der gothiſche Styl bis zu überſchwänglicher Pracht entfaltet erſcheint. Der obere Theil der Thürme wurde erſt um 1700, jedoch ebenfalls in gothiſchem Style, gebaut. Am reinſten und edelſten erſcheint der gothiſche Styl durchgebildet in dem Schiffe der Kathedrale von York, das von 1291 bis 1330 gebaut wurde; der Chor, welcher aus der Zeit von 1361 bis 1405 herrührt, iſt reicher an Formen, aber auch willkürlicher und nüchterner, und noch mehr iſt dies der Fall an der ſehr brillanten Façade, die vom Jahre 1402 iſt.

In Deutſchland wurde der gothiſche Styl zwar etwas ſpäter angewandt, als in England und Frankreich; aber dafür gelangte er auch dort zur reinſten und vollkommenſten Durchbildung. Die deutſchen Meiſter erkannten am ſicherſten das Geſetz, welches in jenen Formen lag, und wußten es zur klarſten harmoniſchen Entwickelung hindurchzuführen. Zu den älteſten Monumenten des gothiſchen Styls in Deutſchland gehört der Dom zu Magdeburg, welcher im Jahre 1208 oder 1211 begonnen wurde. In den älteſten Theilen, dem Chor und dem Querſchiff, ſchließt er ſich noch ſehr dem romaniſchen Style an; doch iſt ſchon um den vieleckig geſchloſſenen Chor ein Umgang angebracht, an den ſich, wie in den franzöſiſchen Kathedralen, Seitenkapellen lehnen. Je mehr der Bau emporſteigt, deſto entſchiedener waltet das germaniſche Element vor, obgleich noch in großer Strenge. In dem Schiffe ſind maſſenhafte Pfeiler mit Halbſäulen das Einzige, was noch an den romaniſchen Styl erinnert. Daſſelbe wurde übrigens erſt ſehr ſpät vollendet; denn der Dom wurde erſt im Jahre 1363 eingeweiht, und einer noch ſpäteren Zeit ſcheinen die reich verzierten Giebel über den Seitenſchiffen ſo wie die Vollendung der Façade anzugehören, welche einen reichen Zwiſchenbau zwiſchen zwei außerordentlich einfachen Thürmen zeigt. Der Thurmbau wurde erſt im J. 1520 vollendet.

Am herrlichſten und in vollſtändiger Harmonie durchgebildet erſcheint der gothiſche Styl in dem Dome zu Cöln, dem großartigſten Meiſterwerke der Baukunſt aller Zeiten und Völker. Er iſt in Kreuzesform angelegt. Vier Reihen von Säulen tragen das Hauptſchiff, das von einem dreiſchiffigen, ſtark vortretenden Querſchiffe durchſchnitten wird. Ein Kranz von Kapellen, der den Chor umgiebt, verleiht dem Ganzen einen reichgegliederten Abſchluß. Die Pfeiler des Chores zeigen noch die runde Grundform, die aber durch frei vortretende Halbſäulen für die Hauptbogen und kleinere für die Zwiſchengurte, zum Theil auch ſchon durch Einkehlungen belebt wird; die Pfeiler des Schiffes dagegen ſind aus einer viereckigen Grundform entſtanden. Beſonders ſchön ſind die Fenſter am Oberbau des Chores; ſie zeigen die edelſte Form, deren der gothiſche Styl fähig iſt. Alles iſt in der ſchönſten Harmonie und in der

vollendetsten Durchbildung. Eben so im Aeußeren. Zwar sind die unteren Strebepfeiler noch massenhaft gebildet; der höchste Reichthum aber entfaltet sich in den Thürmchen über den Strebepfeilern und in der doppelten Reihe der Strebebogen. In der wundersamsten Herrlichkeit jedoch erscheint der gothische Styl in der Bildung der Façade mit ihren beiden Thürmen. Ohne trennende Gallerien strebt hier von Anfang Alles rastlos empor, und bei allem Wechsel, bei der reichsten Mannichfaltigkeit der Formen ist doch nirgends etwas Willkürliches: ein Gedanke, ein Gesetz durchdringt und belebt das Ganze, und mit unzerstörbar scheinender Kraft und Festigkeit ist kühne Leichtigkeit auf's Herrlichste gepaart. Die Höhe des Mittelschiffes beträgt 161 Fuß, seiner Gesammtbreite entsprechend, die Länge des ganzen Baues im Aeußeren 532 Fuß und eben so hoch sollten die Thürme werden. Aber der Wunderbau ist unvollendet geblieben bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1248 unter dem Erzbischof Conrad von Hochstedten wurde er begonnen; im Jahre 1322 wurde der Chor geweiht, und es wurde dann weiter gebaut bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Da trat die Reformation ein; Stürme mancher Art folgten, und die Fortführung des schon vorher unterbrochenen Werkes mußte eingestellt werden. Erst in unserer Zeit hat man die Originalrisse wieder gefunden, und sie werden jetzt wieder an ihrer ursprünglichen Stelle aufbewahrt. Mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit hatte bereits vorher König Friedrich Wilhelm III. von Preußen für die Erhaltung des Baues eine jährliche Summe bestimmt und durch Abbrechen der zu nahe stehenden Häuser denselben wieder frei stellen lassen. Nun aber bewilligte Friedrich Wilhelm IV. eben so hochherzig eine bedeutende Summe jährlich zum Fortbau; auch König Ludwig von Baiern gab reiche Beisteuer; Dombauvereine veranstalteten allenthalben, selbst in Rom und Paris, Sammlungen freiwilliger Gaben, die in großer Fülle ihnen zuflossen, und am vierten September 1842 wurde unter großen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem nach dem ursprünglichen Plane wiederbegonnenen Bau gelegt. Ob die Vollendung desselben in ungestörtem Fortgange gelingen wird, steht in Gottes Hand. Wie der Bauplan des großen Meisters bis jetzt nur theilweise ausgeführt ist, so kann man auch den Namen Dessen, der ihn entwarf, nicht mit voller Sicherheit angeben; wahrscheinlich aber war es der Meister Gerhard, der kurz nach der Gründung des Baues in Urkunden als Baumeister genannt wird, und dem von Seiten der Stadt große Begünstigungen zu Theil wurden.

Ein anderes herrliches Denkmal des gothischen Baustyls ist der Münster zu Freiburg im Breisgau. Das Schiff desselben hat noch viel Schweres und Unentwickeltes; auch der Thurm, welcher sich vor der Mitte der Westseite viereckig bis zur Dachhöhe erhebt, ist ziemlich massen-

haft; aber nun wurde der urſprüngliche Bauplan verlaſſen, und über dem viereckigen Unterbau ſteigt ein achteckiger Bau mit durchbrochener Spitze in die Höhe, in welchem ſich der gothiſche Styl im reichſten Glanze entfaltet. Die Höhe des Thurmes beträgt 385 Fuß. Der Oberbau wurde um das Jahr 1300 begonnen; viel jünger iſt der Chor, der zwar 1354 begonnen, aber erſt im Jahre 1513 geweiht wurde und bereits viele Spuren von Willkürlichkeit zeigt.

Weit edler durchgeführt iſt das nach ähnlichem Plane angelegte Schiff des Straßburger Münſters, das bereits im Jahre 1275 vollendet wurde. Zwei Jahre ſpäter legte Erwin von Steinbach den Grund zur Façade. Zwar herrſcht in derſelben nicht durchaus, wie im Cölner Dom, das Streben nach oben vor; es finden ſich hier wieder, wie in den franzöſiſchen Baudenkmälern, trennende Gallerien; aber dieſe Bauweiſe iſt zu einer ſo großen Reinheit und mit ſolcher Anmuth ausgebildet, wie nirgends in Frankreich ſelbſt. Von dem oberſten Geſchoſſe der Façade an wich man leider von dem urſprünglichen Plane Erwins ab. Der Oberbau des ſüdlichen Thurmes wurde gar nicht ausgeführt; der des nördlichen dagegen wurde abermals nach geändertem Plane in der willkürlichen Form des ſpätgothiſchen Styles von Johann Hültz aus Cöln gebaut und im Jahre 1439 vollendet; das Querſchiff und der Chor aber ſind aus weit älterer Zeit und gehören dem ſpätromaniſchen Style an.

Ernſt, hehr und bedeutungsvoll ſteht ein ſolcher Wunderbau vor uns wie ein Denkmal eines unbekannten Volkes mit unbekannter Schrift und doch verſtändlich; denn ein ſolcher Bau mit ſeiner geheimen Bilderſchrift iſt nur die ſymboliſche Sprache eines gottinnigen Gemüthes, und wir begreifen es, ſolche Hallen ſollten nicht bloß den pomphaften Aufzügen der Geiſtlichkeit dienen, ſie ſollten den Erdenpilger erheben in das Land der Verheißung, zum Urquell des Lichtes, des Heils und der Gnade, ſollten ihn hinaufziehen aus dieſer Welt der Sünde, der Täuſchung und der Leiden in das Land, wohin jedes wunde Herz ſich ſehnt. Die Meiſter, die ſolche Werke ſchufen, mußten ſelbſt in einer höheren Sphäre heimiſch ſein. Die Glut frommer Begeiſterung hatte die Völker ergriffen, und wie dieſelbe Millionen nach dem fernen Morgenlande trieb in den heißen Kampf, ſo durchdrang ſie auch daheim alle Richtungen des Lebens. Das in jener Zeit mächtig ſich entwickelnde Bürgerthum rief auch den Bau jener herrlichen Gotteſtempel hervor; die Städte glaubten ihren Geldreichthum nicht beſſer verwenden zu können, als für ſolche Zwecke. Aber freilich bedurfte es ganz ungewöhnlicher Mittel, um ſolche Gebäude aufführen zu können. Nicht einzelne Baumeiſter mit ab- und zugehenden Geſellen hätten es vermocht; es wurde nur möglich durch die großartigen Vereine der Steinmetzen, die Bauhütten. Ob dieſe

Vereine in irgend einem geſchichtlichen Zuſammenhang mit der altrömiſchen Zunft der Bauleute ſtanden, die allerdings ihre beſonderen Privilegien und Gebräuche hatten, iſt ſehr zu bezweifeln. Sie entwickelten ſich gleichzeitig mit dem ſtädtiſchen Leben und aus demſelben heraus und fielen auch mit dem Verfall deſſelben. Die Bauhütte war ein Verein der Künſtler und Handwerker, die ſich zur Ausführung eines bedeutenden Kirchengebäudes verbanden, und ein ſolcher Verein blieb dauernd, da die Ausführung ſolcher Bauten oft Jahrhunderte lang währte und auch nach ihrer Vollendung eine große Zahl von Bauleuten zu ihrer Erhaltung nothwendig war. Vielfach wurden ſolchen Vereinen große Privilegien ertheilt; namentlich hatten ſie ihre eigene unabhängige Gerichtsbarkeit unter der Leitung ihres oberſten Meiſters. Ihre Lehren pflanzten ſie als Geheimniſſe in den drei Stufen der Lehrlinge, Geſellen und Meiſter fort. Sie nahmen beſondere Formen und Regeln an und hatten beſondere Aufnahmegebräuche nach dem Muſter der Benedictiner, unter denen ſelbſt tüchtige Baumeiſter waren. Sie gaben ihren Werkzeugen, dem Hammer, Winkelmaß, Zirkel und der Bleiwage, eine geheime ſymboliſche Deutung, und allerdings hatten ſie ja auch beſondere Veranlaſſung, ihre Werkthätigkeit zugleich auf einen geiſtigen Bau zu beziehen. Ein begeiſternder Gedanke war es für den Meiſter, durch den Bau eines Gotteshauſes nicht ſowohl ſeinen Namen zu verewigen, als vielmehr zur Verherrlichung Gottes, zur Belebung chriſtlicher Tugend und Frömmigkeit mitzuwirken; erhebend war es für jeden talentvollen Jünger der Kunſt, unter der Leitung eines berühmten Meiſters bei ſolchem Bau thätig zu ſein, daran ſeine Kunſt zu üben und ſich endlich ſelbſt als Meiſter zu bewähren. So arbeiteten Alle nicht um des Gewinnes willen, ſondern zur Ehre der Kunſt, als Glieder eines Bundes durch heilige Gelübde zu einem heiligen Zwecke vereint, beglückt durch das Bewußtſein ihres hohen Berufs und ihrer geheimen heilbringenden Kunſt. Vielfach ſtanden die verſchiedenen Bauhütten unter einander in Zuſammenhang, und eine war von der andern abhängig. So waren in Deutſchland die Haupthütten die zu Straßburg, Cöln, Wien und Zürich; die oberſte aber blieb die von Erwin von Steinbach gegründete Straßburger Bauhütte. Allmälig jedoch ſank ihre Bedeutung, und im Jahre 1731 wurden ſie durch ein kaiſerliches Edict völlig aufgehoben.

Vielfach, aber wohl mit Unrecht, hat man den Orden der Freimaurer von dieſen Bauhütten ableiten wollen. Bei der Eigenthümlichkeit dieſes Ordens liegt es in der Natur der Sache, daß Diejenigen, welche etwas darüber wiſſen konnten, nichts geſagt haben, die aber, welche etwas ſagten, für Gewißheit ausgaben, was eben nichts weiter war, als bloße Vermuthung, die ſich am Ende auf nichts Anderes gründete, als darauf daß auch jene Bauvereine eine geheime Symbolik hatten, daß man ihre

Mitglieder wegen ihrer Gerechtſame auch freie Maurer nannte, und daß ihre Verſammlungsorte auch wohl mit dem Namen von Logen bezeichnet wurden.

Im Kirchenbau lag die eigentliche Bedeutung des gothiſchen Styles, und er fand daher auch in ihm ſeine höchſte Vollendung; aber gleichwohl wurden auch ſtädtiſche Bauwerke jetzt zum Theil mit großer Pracht ausgeſtattet. Jenes Emporſtreben vom Irdiſchen konnte freilich bei Gebäuden, die nur dem gewöhnlichen Leben dienten, nicht ſo zur Erſcheinung kommen, und die Horizontallinie macht ſich deshalb wieder mehr geltend; ebenſo findet man auch nicht ſelten den Spitzbogen, beſonders in ſpäterer Zeit, durch Halbkreisbogen, flachgeſchwungene Bogen, ja ſelbſt durch geradlinige flache Bedeckung erſetzt. Mit großem Koſtenaufwande und nach großartigen Entwürfen baute man Brücken, Brunnen, Waſſerleitungen und Paläſte; ſo noch in der Zeit des romaniſchen Styls den Palaſt Kaiſer Friedrichs I. zu Gelnhauſen, die Paläſte Friedrichs II. zu Fondi, Foggia und an andern Orten, nicht minder die Rathhäuſer in deutſchen und italieniſchen Städten. Bei den Privatgebäuden und ſelbſt bei den Burgen war freilich von künſtleriſcher Geſtaltung noch nicht die Rede; nicht einmal für Bequemlichkeit wurde bei denſelben geſorgt, ſondern bei den Burgen ſah man nur auf Feſtigkeit, bei den ſtädtiſchen Wohnungen auf Nutzbarkeit für das Gewerbe.

Unter den übrigen Künſten gelangten nur diejenigen zu gleich hoher Ausbildung mit Poeſie und Baukunſt, welche die Gotteshäuſer ſchmücken halfen, die Glasmalerei, die ſeit dem eilften Jahrhundert mit glänzendem Erfolge geübt wurde, und die Kunſt des Erzguſſes. Glocken waren bis zum hohen Norden hinauf in Gebrauch; koſtbares Geſchmeide und Geräth, beſonders aus edlem Metall kunſtvoll gearbeitete Reliquienbehältniſſe füllten Kirchen und Klöſter. Unter den bildenden Künſten iſt die eigentlich chriſtliche Kunſt die Malerei. Die Kunſt des Alterthums hatte die Aufgabe, das höchſte Ideal äußerer Schönheit in der vollendeten Menſchengeſtalt darzuſtellen; die chriſtliche Kunſt will vor Allem das im Innern verborgene Göttliche, welches ſich an keine Form binden läßt und doch jede Form verklärt, zur Anſchauung bringen; ihr Boden iſt, wie ein tiefer Kenner der Kunſt ſagt, die Welt des Gemüthes, wie der Boden der Antike die Sinnenwelt. Zur Darſtellung des Ausdruckes, der Empfindung, des geiſtigen Lebens bietet aber die Malerei weit günſtigere Mittel als die Plaſtik, welche mehr nur die äußere Form in ihrer ganzen Fülle wiedergiebt. Ueberdies war die Malerei beſonders geeignet, die weiten, ſtarren Mauerflächen der alten chriſtlichen Kirchen zu beleben, während es bedenklich erſchien, das Innere der Gotteshäuſer mit Bildſäulen zu ſchmücken, die zu lebhaft an die alten heidniſchen Götterbilder erinnert hätten. So wurde alſo in den älteſten chriſtlichen

Zeiten die Malerei vorzugsweiſe gepflegt. Natürlich konnten ſich die chriſtlichen Künſtler nur an die Formen der alten Kunſt anſchließen, und dieſe lernten ſie nur in ihrer Entartung kennen; ſie ſelbſt aber vermochten denſelben ſo wenig neues Leben einzuhauchen, daß vielmehr die letzten Reſte körperlicher Schönheit und Kraft immer mehr verſchwanden, und die Formen immer ſtarrer und trockner wurden, obgleich den Geſtalten eine gewiſſe einfache Würde nicht abzuſprechen iſt. Schon nach wenigen Jahrhunderten gerieth die bildende Kunſt im Abendlande in den traurigſten Verfall, der ſchnell zu völliger Entartung ſich ſteigerte; länger erhielt ſie ſich im byzantiniſchen Reiche, wo ſich aber ſeit dem ſechsten Jahrhundert ein Streben nach überladenem Prunk geltend machte. Man wandte ein überreiches, ſchwerfälliges Koſtüm an, bei welchem die Zeichnung der Geſtalten nur in einigen rohen Hauptumriſſen möglich blieb. Statt der eigentlichen Malereien brauchte man zum Schmuck der Wände jetzt Moſaikgemälde, deren Hintergrund mit Gold überzogen wurde; plaſtiſche Werke fertigte man überwiegend aus Gold und Silber. Ebenſo wurde eine unermeßliche Menge von Prachtgeräthen aus edlen Metallen gearbeitet, andere wurden aus Elfenbein geſchnitzt, oder mit elfenbeinernem Schnitzwerk geziert. Anfangs zeichnen ſich dabei die Werke byzantiniſcher Künſtler vor denen des Abendlandes durch äußerſt ſaubere Ausführung aus; allmälig tritt jedoch bei ihnen eine auffallende Erſtarrung der Geſtalten ein, die zu der Sauberkeit der Ausführung einen widerwärtigen Gegenſatz bildet. Als mit dem zehnten Jahrhundert auch im Abendlande das geiſtige Leben ſich wieder kräftiger zu regen begann, mußten die dortigen Künſtler ſich natürlich zunächſt wieder an die byzantiniſche Form anſchließen; aber doch erhob man ſich bald über die inhaltloſe Trockenheit und Starrheit der byzantiniſchen Kunſt, und allmälig macht ſich ein Streben nach Läuterung der Form geltend, das ſich der Antike wieder mehr anſchließt. Beſonders nahm in Deutſchland die Kunſt wieder einen herrlichen Aufſchwung und entfaltete ſich zu einer ſchönen Blüthe, während Italien lange Zeit zu eigentlich künſtleriſchen Leiſtungen unfähig erſcheint. Prachtgeräthe ſchmückten von Neuem die deutſchen Kirchen; eherne Thürflügel, mit Reliefs geziert, bildeten die Eingangspforten; überhaupt wurde der Erzguß vielfach geübt. Unter Vielem ſei hier nur der eherne Löwe erwähnt, den Heinrich der Löwe in Braunſchweig aufſtellen ließ. Auch kunſtreiche Schnitzwerke aus Elfenbein fehlten nicht, und mit dem zwölften Jahrhundert gelangte auch die Sculptur in Stein wieder mehr zur Geltung, obgleich ſie faſt nur zum Schmuck der Gebäude angewandt wurde. Die Malerei fand vorzüglich in den Miniaturbildern, mit denen die Handſchriften geſchmückt wurden, Gelegenheit, ſich geltend zu machen; auch an Wandmalereien fehlte es nicht (S. 103). In Italien hatte man anfangs die Bildwerke

des Alterthums gleichgültig betrachtet oder wohl gar zerstört. Endlich fing man an, sie zu benutzen; man brachte z. B. Darstellungen, die sich auf Venus und Bacchus bezogen, an christlichen Kirchen an. Schon zur Zeit Friedrichs I. begann man, alte Kunstwerke zu sammeln und für ihre Erhaltung Sorge zu tragen; aber noch bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts standen die eigenen Schöpfungen italienischer Künstler auf sehr niedriger Stufe. Einzig in seiner Art, ohne Vorgänger und Nachfolger, steht unter ihnen der große Künstler Niccola Pisano da, welcher um 1200 geboren wurde und gegen 1270 starb, ein Zeitgenosse Friedrichs II., bei dem er sich lange Zeit in Neapel aufhielt. Er war aus keiner Künstlerfamilie entsprossen; aber angeregt durch die Werke deutscher Meister, hob er sich durch eigene Kraft und wandte sich mit glühender Begeisterung dem Studium der Antike zu, und mit herrlichen Sculpturen schmückte er das Grabmal des heiligen Dominicus zu Bologna, den Eingang des Domes zu Lucca, die Kanzeln zu Siena, Pisa und an anderen Orten. Auch als Baumeister war er ausgezeichnet. — Noch unbedeutender, als die Sculptur, war in Italien bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts die Malerei. Was bis zu jener Zeit Italien an Werken der Malerei aufzuweisen hat, rührt meist von byzantinischen Künstlern her oder doch aus Schulen, die von ihnen gebildet wurden, und besteht fast nur aus Mosaiken, wie mehrere in der Markuskirche zu Venedig. Erst mit dem Schlusse des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entwickelte sich auch auf diesem Gebiete in Italien ein eigenthümliches Leben, und zu höherem Aufschwunge gelangte die Malerei daselbst erst zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Besonders ist zu nennen der Florentiner Giovanni Cimabue (1240—1300), von dem wir außer zwei Madonnenbildern, deren ältestes, jetzt in der Akademie zu Florenz, noch überwiegend den Charakter der byzantinischen Kunst trägt, namentlich noch große Wandmalereien in der Kirche des heiligen Franciscus zu Assisi besitzen, welche Darstellungen aus der Geschichte des alten und neuen Testaments enthalten. „Die Handlungen sind hier durchweg mit Geist entwickelt und durch ein großartiges Pathos belebt, wenn auch noch nicht bis in's Detail durchgebildet."

Gewöhnlich malte man in jener Zeit wenn nicht auf die Wand, so auf Holz, bisweilen auf Leinwand oder Pergament, das auf Holz gezogen wurde. Die Holztafel wurde mit einem Gypsgrunde bedeckt, dann mit rothem Bolus überzogen und Gold oder Mennig darauf gesetzt. Man malte in Wasserfarben und gab zuweilen den Gemälden einen feinen Ueberzug von Wachs.

Große Wichtigkeit legte man darauf, ächte Bildnisse von Christus und Maria zu bekommen. Unter Andern brachte ein griechischer Einsiedler im Jahre 1160 ein angeblich vom Evangelisten Lucas gemaltes

Bild der Maria nach Bologna, und im Jahre 1207 stritten sich Venetianer über ein angeblich ebenfalls ächtes Marienbild in Constantinopel so heftig, daß Papst Innocenz III. sie zum Frieden ermahnen mußte.

Auch bei den Malern machte sich übrigens der Innungsgeist geltend. Sie traten zu Genossenschaften zusammen, an deren Spitze die geachtetsten Meister zu stehen pflegten, die nach bestimmten Vorschriften Streitigkeiten schlichteten, gewisse Einnahmen und Ausgaben besorgten, darüber Rechnung legten, die Aufnahme neuer Mitglieder leiteten, und denen die Lehrlinge unbedingt zu gehorchen hatten. Als ersten christlichen Meister und unsichtbaren Beschützer der Malerei verehrte man den Evangelisten Lucas.

Gleichzeitig mit dem gothischen Baustyl entwickelte sich auch ein eigenthümlicher Styl in der bildenden Kunst. Er schloß sich allerdings an die eigenthümlichen Formen an, welche sich für die Gestalten des religiösen Glaubens seit den Zeiten der altchristlichen Kunst mit immer größerer Entschiedenheit ausgeprägt hatten; aber ein neuer Geist begann jetzt die alte Form zu beleben und innerlich umzuwandeln. Aus dem Alterthume hatte sich eine gewisse plastische Ruhe bisher auf die Erzeugnisse der christlichen bildenden Kunst übertragen, und besonders in der letzten Zeit des romanischen Styls trat diese Richtung hervor. Jetzt erschien das Werk der bildenden Kunst in organischem Zusammenhang mit der Architectur, als „die beseelte Blüthe, die sich mit organischer Nothwendigkeit aus dem Wechsel der architectonischen Formen entfaltet." Deshalb durchdringt auch der nämliche Geist, der die Baudenkmäler des gothischen Styls belebt, die Werke der bildenden Kunst. Wie dort sich Alles rastlos emporschwingt und überall das Streben nach Vergeistigung der Masse vorwaltet, so erscheinen auch hier die Formen des Körpers mit eigenthümlicher Leichtigkeit gebildet; in Bewegung und Haltung macht sich ein zarterer Schwung geltend; in langen, feinen Linien fallen die Gewänder nieder und schmiegen sich weich um die Glieder des Körpers; in der Haltung des Hauptes endlich, der feinen, zarten Gesichtsbildung, in der Richtung und dem inneren Leben des Blickes spricht sich die Sehnsucht des Gemüthes, die Hingebung an ein Höheres, wenn auch oft nur in leiser Andeutung, aus. Die Bücher der heiligen Schrift, die Legenden der Heiligen, nicht minder auch die nationalen Dichtungen boten den Künstlern für solche Darstellungen reichen Stoff. Die ersten Uebergänge zu diesem Styl erkennen wir an den Sculpturen der älteren Kathedralen gothischen Styls in Frankreich, die noch ein höchst alterthümliches Gepräge tragen, namentlich am Portale der Kathedrale zu Chartres, lang gestreckte Gestalten, mit fein, oft in senkrecht parallelen Linien gefalteten Gewändern, ähnlich in England an den Bildwerken, welche die im Jahre 1242 vollendete Kathedrale von Wells schmücken.

In Deutschland kündigt sich der neue Styl zuerst nur in leisen Andeutungen seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an; entschiedener durchgebildet, aber noch streng und zum Theil mit Formen, die an den äginetischen Styl der hellenischen Kunst erinnern, finden wir ihn seit der Mitte desselben; so in den Bildsäulen der Stifter des Naumburger Doms, welche den westlichen Chor dieses Gebäudes schmücken; in seiner ganzen Anmuth entwickelt er sich erst im vierzehnten Jahrhundert. Die älteren Glasmalereien dieses Styls sind fast nur einfach colorirte Umrißzeichnungen; aber doch entfaltete sich schon in den einfachen Linien Klarheit und Größe des Styls und wurde durch die harmonische Glut der Lichtfarben auf eigenthümliche Weise erhöht. Dasselbe gilt von den Wand- und Tafelmalereien jener Zeit. In Italien erscheinen die Formen dieses Styles erst mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und es wird deshalb von der Entwicklung desselben, wie sie in jenem Lande erfolgte, erst später geredet werden.

---

§. 51. Die Stellung des Weibes; Sitte und Leben in jener Zeit.

Um das Gesammtbild des Culturzustandes jener Zeit zu vollenden, müssen wir zunächst noch einen Blick auf die Stellung des weiblichen Geschlechtes werfen. Denn nichts bildet einen entschiedeneren Gegensatz zwischen dem Alterthum und der neueren Zeit, als die Verschiedenheit in dem Verhältnisse des Weibes zum Manne, und wohl kann man sagen, daß das Weib selbst in den niedrigsten Ständen und von den Ungebildeten in den eben geschilderten Zeiten mit größerer Achtung behandelt wurde, als von den gebildetsten Männern des Alterthums. Der Grund davon war ein doppelter. Vor Allem nämlich verdankte das weibliche Geschlecht diese höhere Stellung dem Christenthume, welches die gemeinsame Menschenwürde auch der Frauen zur Anerkennung brachte, dann aber auch der Verbreitung der germanischen Völker über die meisten Länder Europa's. Den Germanen war ja von je her größere Achtung vor dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich gewesen, und diese Richtung des germanischen Sinnes wurde nun durch das Christenthum verklärt. So erzeugte sich aus der Verbindung dieser beiden Elemente die Verehrung reiner, heiliger Jungfräulichkeit in der Verehrung der Maria, der Mutter des Heilandes, und wie dieselbe besonders in den geistlichen Ritterorden genährt wurde, so übte sie einen mächtigen Einfluß auf die Ausbildung jener romantischen Zartheit und

tiefen Verehrung, welche das Ritterthum überhaupt dem ganzen weiblichen Geschlechte weihte, und welche oft genug in Schwärmerei ausartete. Im Gegensatz gegen diese Richtung wurde zwar von den Mönchen und manchen Geistlichen das Weib als Urheberin der Sünde bezeichnet, das man fliehen müsse, um sich männliche Würde und Freiheit zu bewahren, und wenn es auch nicht mehr, wie zur Zeit der Merovinger, vorkam, daß eine Kirchenversammlung alles Ernstes untersuchte, ob man die Frauen Menschen nennen dürfe, so wird doch noch in Urkunden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert oft behauptet, das weibliche Geschlecht sei hinfällig und gegen Besserungsmittel ungeduldig. Inmitten dieser Gegensätze aber gestaltete sich im Allgemeinen ein würdevoller, auf züchtige Sitte und gegenseitige Achtung gegründeter Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht, die Grundlage eines glücklichen, wohlgeordneten Familienlebens.

Die Erziehung der Mädchen war äußerst einfach. Sobald sie dem kindischen Spiel entwachsen waren, wurden sie unter Leitung der Mütter in weiblicher Arbeit und Kunst unterwiesen, namentlich im Spinnen, Weben, Wirken und Anfertigen von Gewändern. Fürstentöchter wurden in der Regel einer Erzieherin übergeben, unter deren Leitung sie meistens zugleich mit einer Anzahl von Mädchen aus den vornehmsten Familien, die mit ihnen in gleichem Alter standen, in weiblichen Fertigkeiten und in der Anstandslehre unterrichtet wurden. Von geistiger Bildung war dagegen selten die Rede. Von dem Unterrichte in Schulen waren die Mädchen völlig ausgeschlossen. Wer von den Reichen seine Töchter nicht bei Hofe unterbringen konnte, gab sie in ein Frauenkloster; aber den Prämonstratenser Nonnenklöstern z. B. war es verboten, weltliche Zöglinge weiblichen Geschlechtes aufzunehmen; eben so wenig durften dagegen weibliche Novizen weltliche Anstalten besuchen, oder Gedichte statt des Lebens der Heiligen lesen. So wurde es denn nur Wenigen so gut, unter der Leitung eines Geistlichen im Lesen und Schreiben oder gar im Gesang und Saitenspiel unterrichtet zu werden. Mathilde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs I., ließ nach dem Tode ihres Gemahls sich und ihren weiblichen Hofstaat noch im Lesen und Schreiben unterrichten. Indessen fehlt es doch nicht an Beispielen, daß Frauen aus den höheren Ständen Latein verstanden, sprachen und schrieben, obgleich es nur eine einzelne Ausnahme nicht bloß in jener Zeit war, daß Bitista Gozzadini, die überhaupt so ganz von weiblicher Sitte sich entfernte, daß sie meistentheils Mannskleider trug, im Jahre 1236 zu Bologna Doctor der Rechte wurde und juristische Vorlesungen hielt.

Sobald das Mädchen herangewachsen war, nahm es an allen häuslichen Geschäften der Mutter Theil. Das Weben und Anfertigen der Gewänder fiel den Töchtern des Hauses allein zu; in vornehmen Fa-

milien mußten sie die Gewänder wenigstens zuschneiden, wenn sie auch die Anfertigung derselben ihren Dienerinnen überließen. Selbst Fürstinnen setzten eine Ehre darein, recht fein zu weben und die Mägde zu schöner Arbeit anzuleiten. Ebenso hatte die Tochter die Mutter im Hauswesen zu vertreten; wenn diese bei Bewirthung fremder Gäste an der Tafel erscheinen mußte, blieb jene im Nebenzimmer bei den kleineren Kindern. So verging den Mädchen die Zeit der Jugend in der größten Einfachheit und Zurückgezogenheit Nur bei Turnieren und anderen besonderen festlichen Gelegenheiten pflegten sie öffentlich zu erscheinen; sonst sah man sie nur bisweilen am Fenster oder während der Messe in der Kirche, wo die Frauen ihre besonderen Plätze hatten. Auch eilten sie wohl im Frühling und Sommer hinaus in's Freie, um im Waldesgrün an fröhlichem Reigentanz sich zu belustigen, und auch Jünglinge nahmen oft an diesen Tänzen Theil. Ging eine Frau aus, so mußte sie vor sich hinsehen, ohne die Augen umherschweifen zu lassen; auch galt es für unschicklich, wenn sie sich häufig umschaute, oder ohne Mantel ausging. Dabei aber hielt man es für ihre Pflicht, gegen Jedermann, er sei arm oder reich, gleich artig und freundlich zu sein, und man würde es auch vornehmen Frauen nicht verziehen haben, hätten sie einen Gruß nicht auf die herzlichste Weise erwiedern wollen. In Frankreich war es sogar Sitte, daß sie bei dem Gruße ihre Hauben abnahmen. Wenn ein Mann grüßend zu einer Frau in's Zimmer trat, so erhob sie sich, den Gruß erwiedernd, vom Sessel, und wäre sie die mächtigste Königin gewesen. Besondere Aufmerksamkeit hatten die Frauen auf ihr Benehmen bei Tische zu verwenden. Geschwätzigkeit und vorlautes Wesen, zu rasches oder lautes Sprechen, Rufen, Lachen oder gar Fluchen galt überhaupt als unschicklich und mit der weiblichen Anmuth und Zartheit unverträglich; so durften sie denn auch bei Tische nicht zu viel reden, und eben so wenig hätte man es ihnen verziehen, wären sie im Essen und Trinken nicht mäßig gewesen. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde der größte Schmuck angelegt, und die köstlichsten Gewänder wurden aus Laden und Schrein hervorgeholt. Im Hause dagegen war die Kleidung auch der vornehmeren Frauen sehr einfach. Sie trugen einen Rock, der von oben bis auf die Füße niederfloß, so daß diese davon bedeckt wurden, und unter demselben ein leinenes, zuweilen aber auch wohl ein weißes seidenes Hemd. Dieser Rock wurde mit einer Spange auf der Brust befestigt und über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten. Darüber wurde ein weiter Mantel getragen. Der Kopf war meistentheils unbedeckt, und das Haar wallte in Locken herab; oft aber hüllten sich die Frauen auch in einen Schleier; Manche trugen einen seidenen Kopfputz, Bänder und Borten, welche Haare und Flechten zusammenhielten; auch eigenthümliche, aus starkem Zeuge gearbeitete Hauben kommen vor; Jung-

frauen aber schmückten ihr Haupt gern mit einem Kranze. Vornehme Frauen gingen nicht ohne Handschuhe.

Im höchsten Glanze erschienen die Frauen bei den Turnieren, die meistens ihnen zu Ehren angestellt wurden. Eine oder mehrere von ihnen waren immer die Königinnen des Festes, und sie fanden dabei erwünschte Gelegenheit, sich nicht nur im köstlichsten Schmucke zu zeigen, sondern auch durch Anstand, feines Betragen und gesellige Bildung sich auszuzeichnen. Wie einzelne von ihnen zur Wappenschau mit bestimmt wurden, so empfingen die Ritter auch aus den Händen der edelsten Frauen den Siegespreis (vergl. S. 278). Der Ritter mußte geloben, die Ehre der Damen weder durch Wort noch That zu kränken; er betrachtete es als die höchste Ehre, bei seiner Ankunft auf einer fremden Burg von ihnen bewillkommnet zu werden, bei Tafel den Platz an ihrer Seite zu erhalten. Wenn er in den Kampf ging, empfahl er sich Gott und der Dame seines Herzens; durch unverbrüchliche Treue und Thaten der Tapferkeit suchte er sich ihres Wohlgefallens würdig zu machen. So gestaltete sich an den Höfen der Vornehmen und Fürsten jene eigenthümliche Zartheit im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte, die man mit dem Namen der Courtoisie (Höflichkeit, höfischer Anstand) zu bezeichnen pflegt. Wie hoch die Achtung war, in welcher die Frauen standen, sieht man z. B. daraus, daß Jakob II. von Aragonien verordnete, „jeder Mann, der mit einer vornehmen Dame ginge, sollte ungefährdet sein, wenn er nicht ein Mörder wäre." Mit der Courtoisie hing die Galanterie zusammen, das Streben, der Schützer des schwächeren Geschlechtes zu sein. Nicht bloß auf Turnieren kämpfte der Ritter zur Ehre seiner Dame, er erkannte es ebenso als seine Pflicht, für die beleidigte Ehre und das verletzte Recht jeder Frau sein Leben einzusetzen; ja, viele zogen in fremde Länder aus, um sich durch solche Kämpfe zum Schutze der Wittwen, Waisen und Jungfrauen (S. 280) die Liebe ihrer Dame zu erwerben, deren Zeichen und Binde sie trugen, während Andere ihr zu Ehren auf Abenteuer umherzogen und jeden Besiegten zwangen, sich durch ein Geschenk an dieselbe auszulösen. Und wie die Ritter ihre hohe Verehrung vor dem weiblichen Geschlechte durch Thaten der Tapferkeit an den Tag zu legen suchten, so sind auch die Minnelieder der Troubadours und anderer ritterlichen Sänger voll vom Preise des Liebreizes und Muthes der Frauen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß bei dieser schwärmerischen Richtung, wo sie bis zum Uebermaß sich steigerte, die Gefahr der Ausartung in künstliche Empfindelei auf der einen und in zuchtlose Rohheit auf der andern Seite gleich nahe lag und oft genug wirklich eintrat, so daß selbst in den Zeiten der Blüthe des Ritterthums Spuren von Verachtung des weiblichen Geschlechtes, Verhöhnung seiner Rechte, seiner Scham und Ehre neben jener zur Schau ge-

tragenen ſchwärmeriſchen Verehrung hervortreten. Indeſſen überwiegen doch dieſe erſt in der Zeit, wo das Ritterthum ſelbſt in Verfall gerieth, und man würde Unrecht thun, wenn man darum jene ganze Erſcheinung nur als ein reizendes, phantaſtiſch geſchmücktes Schauſpiel betrachten wollte, das zu jeder Zeit aller Wirklichkeit entbehrt hätte. Obgleich aber allerdings durch dieſe ſchwärmeriſche Richtung weder die rechtliche Stellung der Frauen*), noch auch die Ehrbarkeit und züchtige Sitte weſentlich gefördert wurde, ſo iſt es doch unbeſtritten, daß namentlich die deutſchen Frauen in jener Zeit durch Häuslichkeit, Unſchuld und Frömmigkeit glänzten und ſich vor Allen ihres Geſchlechtes auszeichneten, und obgleich das ſtille Wirken derſelben ſich im Allgemeinen der geſchichtlichen Kunde entzieht, ſo iſt uns doch das Bild mehrerer durch jede weibliche Tugend ausgezeichneter Frauen aufbewahrt worden.

Zu ihnen gehörte die heilige Hedwig. Sie war eine Tochter des Herzogs Berthold von Meran, Markgrafen von Baden, dem ſie im Jahre 1174 geboren wurde. Schon in der zarteſten Kindheit wurden durch klöſterliche Zucht die Keime frommer Geſinnung in ihr Herz gepflanzt, die ſie bis an ihren Tod treu bewahrt und gepflegt hat. Bereits in ihrem zwölften Jahre wurde ſie mit dem Herzoge Heinrich I. von Schleſien und Polen vermählt, und dieſe Vermählung wurde eine Quelle vielfachen Segens für ſein Land und Haus. Sie brachte viele Deutſche mit in ihr neues Vaterland; andre zog ſie ſpäter dorthin, und ſo wurde durch ſie deutſche Sitte und Bildung nach Schleſien verpflanzt. Ihre Sanftmuth und Milde verſchafften ihr bald großen Einfluß auf ihren Gemahl, und ſie wußte ihn trefflich zu benutzen. Brauſte der Herzog im Zorne auf, ſo wußte ſie ihn zu beſänftigen; war einer ſeiner Unterthanen bei ihm in Ungnade gefallen oder in's Gefängniß geworfen, ſo flehte ſie knieend für den Schuldigen um Gnade, bis ihm verziehen ward. Den Gefangenen ſchickte ſie Speiſe und Trank, Kleidung und

*) Der Mann durfte zwar ohne Einwilligung der Frau nichts über ihre Güter und über die Morgengabe verfügen, aber ebenſo wenig die Frau ohne Bewilligung des Mannes; denn dieſer galt als Vormund der Frau, und ſie durfte ſo wenig ohne ihren Mann, wie ein Mädchen ohne Vormund vor Gericht erſcheinen. Die Größe der Morgengabe, die der Mann der Frau anwies, war übrigens ſehr verſchieden. Der Ritter brachte ihr gewöhnlich zu: einen Knecht, eine Magd, ein gerichtet Haus und zur Weide gehendes Vieh; der eigene Mann ein Schaf, eine Ziege, oder eine verhältnißmäßige Summe Geldes. Der römiſche König durfte keine Morgengabe vom Reichsgute beſtellen. Morgengabe vom eigenen Vermögen wies der Mann ſeiner Frau nach Belieben an, aber Leibzucht an Eigen und Lehen nur mit Zuſtimmung der nächſten Verwandten. Zur Schließung einer Ehe war übrigens in den meiſten Fällen die Zuſtimmung der Kirche, der weltlichen Herren und der Vormünder erforderlich.

Licht, und überhaupt that sie Alles, um ihr hartes Loos zu erleichtern. Schuldgefangene löste sie aus eigenen Mitteln aus; zum Tode Verurtheilten suchte sie das Leben zu retten, und bei Manchem gelang es ihr, die Todesstrafe in Arbeit bei Kirchen- und Klosterbauten zu verwandeln. Ja, als ihr Gemahl einst in die Gefangenschaft des Herzogs Konrad von Masovien gerathen war, reiste sie, keine Gefahr scheuend, zu diesem in's Lager und wußte das Herz des wilden Mannes so zu rühren, daß er den Gefangenen unter billigen Bedingungen frei gab und ihm gestattete, mit seiner Befreierin nach Breslau zurückzukehren. Lange Zeit lebte sie glücklich an der Seite ihres Gemahls; sechs Kinder hatte sie ihm geboren, als sie durch die in jener Zeit verbreitete Meinung, daß man durch Entsagung alles Erdenglücks Gott besonders wohlgefällig werde, getrieben wurde, mit seiner Einwilligung allen traulichen Verkehr mit ihm abzubrechen. Schon früher hatte sie Glanz und Pracht nie geliebt; jetzt legte sie allen Schmuck ab, trug nur grobe Kleider, um sich in der Demuth zu üben, und widmete ihre ganze Zeit geistlichen Uebungen. Heinrich ahmte ihr Beispiel nach; er ließ sich seit jener Zeit den Bart wachsen, weshalb man ihn den Bärtigen nannte, und gründete auf ihren Wunsch im Jahre 1203 das Cistercienser Nonnenkloster zu Trebnitz bei Breslau, dem sie ihren ganzen Brautschmuck, welcher dreißigtausend Mark werth war, und viele Güter schenkte*).

Ihre Frömmigkeit und ihr Gottvertrauen wurden schwer geprüft. Sie mußte es erleben, daß ihre Schwester, die an den König von Ungarn vermählt war, ermordet wurde, daß ihre Söhne in unnatürlichem Bruderkriege sich befehdeten, daß einer derselben durch einen Sturz mit dem Pferde auf der Jagd seinen Tod fand, daß ihre Brüder, der Bischof Egbert von Bamberg und der Markgraf Heinrich, der Theilnahme an dem Morde des Königs Philipp angeklagt, in die Reichsacht gethan und ihrer Güter beraubt wurden, daß die Burg Andechs am Ammersee, der Stammsitz der Herzoge von Meran, in Folge jenes unglücklichen Ereignisses nach tapferem Widerstande erobert, geplündert und dem Boden gleich gemacht wurde. Aber sie ertrug alle diese harten Schläge in stiller Ergebung; selbst der Tod ihres geliebten Gatten vermochte ihren Glaubensmuth nicht zu erschüttern. „Der Christ muß sich dem Willen Gottes fügen", sprach sie tröstend zu den weinenden Nonnen von Trebnitz, „und mit Ergebenheit Alles tragen, was ihm gefällt uns aufzuerlegen." Noch zwei Jahre vor ihrem Tode fiel ihr Sohn Herzog Heinrich der Fromme in der Schlacht bei Wahlstatt gegen die

*) Im Jahre 1810 wurde das Kloster aufgehoben und in eine Fabrik verwandelt.

Mongolen; aber auch dieſe letzte ſchwere Prüfung ertrug ſie mit chriſtlicher Faſſung.

Dabei kannte ſie keine ſchönere Aufgabe für ihr Leben, als Gutes zu ſpenden, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen und Freude und Glück um ſich her zu verbreiten, ſo viel ſie vermochte. Bei ihren Mahlzeiten hatte ſie immer Arme in ihrer Nähe, denen ſie mit eigener Hand die Speiſen vorlegte; am grünen Donnerſtage ließ ſie ſogar alljährlich Ausſätzige zu ſich kommen, wuſch ihnen die Füße und ſchenkte ihnen neue Kleider. Nur ſich ſelbſt verſagte ſie jeden Genuß, jede Bequemlichkeit, und beſonders in der letzten Zeit ihres Lebens, wo ſie ſich ganz in das Kloſter zu Trebnitz zurückzog, glaubte ſie in Uebungen der Buße nicht genug thun zu können. Sie ging ſelbſt im härteſten Winter zuletzt barfuß, trug die Schuhe unter dem Arme und legte ſie nur an, wenn ſie Leuten begegnete, denen ſie Rückſichten ſchuldig zu ſein glaubte. Um den bloßen Leib trug ſie einen Gürtel von Pferdehaaren, den ihr einſt ein Templer geſchenkt hatte. Schon früher hatte ſie ſich aller Fleiſchſpeiſen enthalten; zuletzt aber waren trockene Früchte und grobes Brot ihre einzige Speiſe, Waſſer ihr einziger Trank. Sie ſchlief auf bloßem Boden; nur wenn ſie krank war, geſtattete ſie ſich ein Strohlager, und oft ſtand ſie während der Nacht auf und brachte einen großen Theil derſelben betend zu. Täglich ließ ſie ſich bis auf's Blut geißeln. Selbſt den Mönchen, obgleich dieſelben in ähnlichen Anſichten über Frömmigkeit befangen waren, erſchienen ihre Kaſteiungen ſo hart, daß ſie die Büßerin baten, ſich mehr zu ſchonen; beſonders drang ihr Beichtvater, der Abt von Leubus, in ſie, milder gegen ſich zu ſein; ſie ließ ſich indeſſen dadurch nicht irre machen. Müſſen wir nun auch in ſolchen Erſcheinungen eine traurige Verirrung beklagen, und würde auch ihre Frömmigkeit, wenn ſie über ihre Zeit ſich zu erheben vermocht hätte, gewiß in würdigerer Weiſe ſich geäußert haben, ſo läßt ſich doch ſelbſt in jener Verirrung die zum Grunde liegende Geſinnung ächt chriſtlicher Frömmigkeit nicht verkennen. Dieſe offenbarte ſich auch in ihrer letzten Krankheit auf die herrlichſte Weiſe. Mit ſtiller Heiterkeit und frommer Ergebung ertrug ſie die Schmerzen derſelben, und ſanft ſchlummerte ſie am 15. October 1243 zu einem beſſeren Leben hinüber. Ihrem ausdrücklichen Wunſche gemäß wurde ihre ſterbliche Hülle auf dem öffentlichen Begräbnißplatze zu Trebnitz beſtattet.

Durch gleiche Frömmigkeit zeichnete ſich eine jüngere, ihr nahe verwandte Zeitgenoſſin, die heilige Eliſabeth, aus. Sie war eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, und ihre Mutter Gertrud, eine geborne Herzogin von Meran, war die ſchon erwähnte Schweſter der heiligen Hedwig. Bereits in ihrem vierten Jahre wurde ſie mit dem damals eilfjährigen Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von

Thüringen, verlobt und nach der Wartburg geführt, um an dem Hofe des kunst- und gesangliebenden Landgrafen erzogen zu werden. Bald gewannen die jungen Verlobten die innigste Zuneigung zu einander. Schon damals aber entwickelte sich in dem Gemüthe der jungen Elisabeth die entschiedenste Neigung zu strengen Bußübungen; die im Jahre 1213 erfolgte Ermordung ihrer Mutter durch den ungarischen Ban Benedict hatte sie tief erschüttert und war von der unverkennbarsten, bleibenden Einwirkung auf ihre Gemüthsrichtung. Vor Allem trachtete sie danach, sich selbst zu beherrschen, weshalb sie oft ein kindliches Spiel, wenn es ihr gerade am meisten Vergnügen machte, plötzlich unterbrach und sich nie mehr als einen Tanz gestattete. Prunkvolle Kleidung verschmähte sie von Anfang; auch im Aeußeren wollte sie demüthig sein. Einmal war sie mit Ludwigs Schwester, die mit ihr erzogen wurde, in die Kirche gegangen. Kaum hatte sie dieselbe betreten, so nahm sie die Krone ab, welche sie auf dem Haupte trug. „Fern sei es von mir", sagte sie, „eine goldene Krone zu tragen in Gegenwart meines Königs und Heilandes, der eine Dornenkrone trug." Vielfach wurde sie wegen ihrer Frömmigkeit verspottet; selbst ihre Schwiegermutter stimmte in den Hohn der Andern ein; sie ertrug Alles mit Geduld. Endlich ging man so weit, den Versuch zu machen, sie ihrem Verlobten zu entfremden, und man drang, da er im Jahre 1215 nach dem Tode seines Vaters selbst zur Regierung gelangt war, in ihn, sie nach Ungarn zurückzuschicken. Doch sie fand einen Fürsprecher an dem Schenken von Varila, einem der Gesandten, die sie aus Ungarn nach Thüringen begleitet hatten. Kühn fragte er den Landgrafen, ob er sich mit ihr vermählen oder sie ihrem Vater zurücksenden wolle. Da zeigte Ludwig auf einen Berg, der vor ihren Augen lag, und sprach: „Siehe diesen Berg! Wenn er vom Fuße bis zum Gipfel von Gold wäre, so würde ich ihn doch verschmähen um meiner Verlobten willen. Mögen Andre denken, was sie wollen; ich ziehe sie Allen vor." Er gebot dem edlen Manne, ihr das zu verkünden, gab ihm auch einen doppelten Taschenspiegel mit metallener Einfassung und mit dem Bilde des Gekreuzigten geschmückt, damit er ihr denselben als Zeichen seiner Liebe überreichte. Seitdem verstummten ihre Feinde, und als sie vierzehn Jahr alt war (1221), wurde sie förmlich mit Ludwig vermählt. Jetzt begann für sie die glücklichste Zeit ihres Lebens. Die beiden Gatten hingen an einander mit der zärtlichsten Liebe; sie nannten sich Bruder und Schwester, und gegen die damals an Fürstenhöfen herrschende Sitte speisten sie täglich mit einander. Wenn Ludwig sich auf ritterlichen Zügen befand, übte Elisabeth daheim die stillen Tugenden der Milde und Wohlthätigkeit. Sie spann und nähte Gewänder für Arme; sie gab den Nothleidenden Alles, was sie erübrigen konnte, und zur Zeit einer Hungersnoth speiste sie täglich 900 Menschen. Kranke besuchte sie

in der schmutzigsten Hütte, setzte sich an ihr Lager, sprach ihnen Trost zu, pflegte sie und verrichtete bei ihnen die niedrigsten Dienste. Am Fuße der Wartburg stiftete sie ein Hospital, zu dem sie täglich hinunterstieg, um die Kranken eigenhändig zu pflegen. Sie selbst aber verschmähte jede Bequemlichkeit und versagte sich jeden Lebensgenuß. Einst ging sie mit ihrer Schwiegermutter in eine am Fuße der Wartburg gelegene Kirche in sonntäglichem Schmucke. Da erblickte sie am Eingange das Bild des Gekreuzigten. Tief erschüttert, sank sie besinnungslos zu Boden, und als man sie durch Besprengen mit Weihwasser wieder in's Leben zurückgerufen hatte, rief sie schmerzlich aus: „Dort hängt mein Heiland unbekleidet, und ich Elende bin mit prächtigen Kleidern geschmückt." Seit jener Zeit legte sie allen Schmuck ab und trug nur grobe wollene Gewänder. In jeder Nacht mußte eine ihrer Dienerinnen bei ihr wachen und sie zu bestimmten Stunden zum Gebet wecken. Dann betete sie oft so lange, bis sie, vom Schlummer überwältigt, niedersank, und oft ließ sie sich dabei bis auf's Blut geißeln. In der Neigung zu so furchtbaren Selbstpeinigungen wurde sie noch bestärkt durch ihren Beichtvater, den schon als grausamen Ketzerverfolger erwähnten Conrad von Marburg. Der finstere Priester geißelte sie mit eigener Hand oft so lange, bis ihr Rücken ganz zerfleischt war; er verpflichtete sie zu unbedingtem Gehorsam und zu dem Gelübde, wenn ihr Gemahl stürbe, sich nie wieder zu vermählen. Sie mußte ihm geloben, sich aller Speisen zu enthalten, die sie sich nicht selbst erwerben würde, und oft gestattete er ihr bei Tafel nichts, als fünf Honigkuchen und etwas trockenes Brot zu genießen. Vergebens drang ihr Gemahl in sie, sich zu schonen; auch ihre Uebertreibung in Werken der Wohlthätigkeit veranlaßte ihn ungeachtet seiner Liebe zu ihr doch wohl zu manchem ernsten Worte. So hatte sie einmal so viel Land und Leute verkauft, daß sie 64,000 Goldgulden daraus löste, die sie an einem einzigen Tage unter die Armen vertheilte. Vorstellungen, die ihr Ludwig über dergleichen machte, gaben zu mancher schönen Sage Veranlassung. Einst, so heißt es, ging sie mit einem Korbe voll Lebensmittel von der Wartburg hinab in's Thal, um Arme und Kranke zu erquicken. Der Landgraf, welcher ihr begegnete, fragte sie streng, was sie in dem Korbe habe. Erschreckt durch die ungewohnte Härte in seiner Frage, getraute sie sich nicht, die Wahrheit zu gestehen, und gab zur Antwort, sie hätte nur Blumen im Korbe. Dem Landgrafen erschien das nicht recht glaubwürdig; er öffnete den Korb, und mit freudigem Erstaunen bemerkte Elisabeth, daß wirklich nichts als Blumen darin enthalten waren; Gott hatte ein Wunder geschehen lassen, damit die sonst so fromme Frau nicht auf einer Lüge ertappt würde. — Solche Vorfälle vermochten jedoch das schöne Verhältniß zwischen den beiden Gatten nicht zu stören, und das Band, welches ihre Herzen um-

schlang, wurde noch enger geknüpft dadurch, daß Elisabeth ihrem Gemahle einen Sohn, Hermann, und zwei Töchter, Gertrud und Sophie, schenkte. Doch ihr Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Im Jahre 1227 begann Kaiser Friedrich II. seinen Kreuzzug. Viele Fürsten und Edle schlossen sich ihm an zum Kampfe wider die Ungläubigen; auch Landgraf Ludwig konnte nicht zurückbleiben. Zwei Tage lang begleitete ihn Elisabeth, als er mit seinen Rittern und Edeln auszog, und als sie endlich von ihm Abschied nahm, wurde sie von dem Schmerze der Trennung so überwältigt, daß man sie fast gewaltsam wegführen mußte. Es war, als hätte sie geahnet, daß sie ihn nie wiedersehen würde. Er erreichte das Ziel seines Zuges nicht; nur bis Otranto kam er. Dort wurde er von einer bösartigen Seuche befallen, und schon im Herbste desselben Jahres hatte ihn der Tod dahin gerafft. Als die Trauerkunde nach der Wartburg kam, wurde Elisabeth dadurch fast niedergeschmettert. Mit gen Himmel gehobenen Händen rief sie aus: „Ach nun ist die Erde und Alles auf ihr todt für mich!“ In Schmerz aufgelöst, lief sie durch die Gemächer des Schlosses, bis eine Mauer sie aufhielt; dort blieb sie wie bewußtlos stehen, bis man sie wegführte. Sie verbarg sich in die Einsamkeit und weinte bitterlich. War ihr doch mit dem theuern Gatten ihr ganzes Lebensglück zu Grabe getragen, und nur zu bald sollte sie erfahren, was sie an ihm verloren hatte. Vor seinem Abzuge hatte er für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung des Landes übertragen, und durch schlechte Rathgeber und eigene Habsucht verleitet, nahm dieser nun das ganze Land für sich in Anspruch, begegnete seiner tief gebeugten Schwägerin mit schonungsloser Härte, entzog ihr Alles, vertrieb sie endlich mit ihren Kindern sogar von der Wartburg und ließ überall im Lande verkündigen, Niemand werde ihm durch ihre Aufnahme einen Gefallen erweisen.

So irrte sie nun im strengen Winter, ihren vierjährigen Sohn und ihre dreijährige Tochter an der Hand, das jüngste zweijährige Töchterlein auf dem Arme, schutzlos und hülflos durch die Straßen von Eisenach. Niemand nahm sich ihrer an; ja, ein Bettelweib, dem sie oft Wohlthaten erwiesen hatte, verhöhnte sie und stieß sie in den Koth. Kaum vermochte sie in einem Wirthshause ein Unterkommen zu finden. Doch sie murrte nicht; auch für diese schweren Prüfungen dankte sie Gott, dessen Führungen immer weise und gut sind. Sie ging mit ihren Kleinen in die Kirche; dort suchte sie Trost, und ein mitleidiger Priester wagte es endlich, die von Kälte Gequälten zu beherbergen. Bald darauf lud die Aebtissin von Kitzingen sie zu sich ein, und endlich ließ ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, sie nach dem Schlosse Bodenstein holen, wo er ihr und ihren Kindern anständige Wohnung und Bedienung gewährte.

Vergebens drang er in sie, sich wieder zu vermählen, und eben so wenig wollte sie nach Ungarn zurückkehren; wohl aber begleitete sie die irdischen Ueberreste ihres Gemahls, welche die Seinigen von Otranto zurückführten, nach Reinhardsbrunn und wohnte dort der feierlichen Beisetzung derselben bei. Sie klagte den zurückgekehrten thüringischen Edlen die ihr zugefügten Kränkungen und forderte sie auf, ihre und ihrer Kinder Rechte dem Landgrafen Heinrich gegenüber geltend zu machen. Entrüstet vernahmen dieselben, was geschehen war, und der edle Rudolf von Varila stellte in ihrem Namen mit ernsten Worten unerschrocken den Landgrafen zur Rede. Er führte ihm das Abscheuliche seiner Handlungsweise zum Bewußtsein, und als Heinrich beschämt schwieg und die Augen niederschlug, sprach er zu ihm: „Pfui der Schande, daß unsre Ohren darüber von Fremden und Bekannten so viel hören mußten! Ihr habt gar übel daran gethan. Ihr habt Gott erzürnt, das ganze Land geschändet, euren fürstlichen Leumund geschwächt, und ich fürchte wahrlich, daß die Rache Gottes deshalb über Alle kommen wird, wenn ihr nicht Buße thut, euch mit der frommen Frau aussöhnt und das wieder gut macht, was ihr eures Bruders Kindern zu nahe gethan und wo ihr sie verkürzt habt."

Alle Grafen, Ritter und Knechte, die es hörten, waren erstaunt über Rudolfs Kühnheit; Heinrich aber fing so laut an zu weinen, daß er lange nicht reden konnte. Endlich sagte er: „Es ist mir herzlich leid, was ich gethan habe, und nie werde ich Denen wieder hold sein, die mir dazu gerathen haben. Gern will ich Alles thun, was meine Schwester Elisabeth verlangt, und ihr sollt Vollmacht haben, sie auf jede Weise mit mir zu versöhnen." Sogleich führten sie die Vertriebene nach Thüringen zurück; Heinrich empfing dieselbe auf's herzlichste und bat sie um Gottes willen, ihm sein Unrecht zu vergeben. Da begann die fromme Fürstin so bitterlich zu weinen, daß auch der Landgraf und alle Umstehenden in Thränen zerflossen. Ihr Witthum wurde ihr zurückgegeben, und sie lebte fortan auf der Wartburg; da sie jedoch wünschte, ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen, so räumte ihr Heinrich im Jahre 1230 die Stadt Marburg mit allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen ein und setzte ihr ein jährliches Einkommen von fünfhundert Mark Silber aus. Sie erbaute dort ein Krankenhaus, in welchem sie ganz der Andacht und der Wohlthätigkeit lebte. Den größten Theil der Nacht pflegte sie im Gebet hinzubringen; sie arbeitete um Lohn, trug ein einfaches Gewand von grobem, grauem Tuche, leistete den Hülfsbedürftigen die niedrigsten Dienste und pflegte die ärmsten und ekelhaftesten Kranken. Mit fast übermenschlicher Geduld unterzog sie sich den immer härteren Bußübungen, mit denen Conrad von Marburg sie peinigte. Als sie einmal wegen der Ankunft der Markgräfin

von Meißen zu spät in seine Predigt kam, fuhr er sie so hart an, daß sie ihm zu Füßen fiel, und ließ ihre Dienerinnen als ihre Mitschuldigen unbarmherzig geißeln. Ja, ein andermal gab er der Landgräfin Ohrfeigen und schlug sie mit Ruthen so sehr, daß die Spuren der Mißhandlung drei Wochen lang sichtbar blieben. Zuletzt entfernte er sogar ihre beiden treuen Kammerfrauen Eisentraut und Judith gänzlich von ihr und gab ihr zur Bedienung einen Laienbruder, ein frommes Mädchen von niederem Stande und eine alte taube und mürrische Wittwe, um sie in der Geduld zu üben, und doch legte sie sich selbst eine noch viel härtere Buße auf, indem sie ihren Sohn von sich ließ, aus Furcht, sie könnte ihn zu lieb haben und dadurch von der Liebe zu Gott abgezogen werden. Als ihr Vater von diesen furchtbaren Peinigungen hörte, sandte er den Grafen Panyas an sie ab und ließ sie flehentlich einladen, zu ihm zurückzukehren. Der Graf traf sie eben am Spinnrade sitzend und fleißig arbeitend; denn sie nährte sich von Wollespinnen. Beim Anblick der Dürftigkeit, die sie umgab, begann er laut zu weinen; aber auch durch die dringendsten Bitten vermochte er sie nicht zu bewegen, ihm nach Ungarn zu folgen, oder auch nur etwas in ihrer Lebensweise zu ändern. In den letzten Tagen ihres Lebens war sie nur von Nonnen und Geistlichen umgeben und mit Lesen und Hören der heiligen Schrift beschäftigt. Alles, was sie noch besaß, vermachte sie den Armen. Am 19. November 1231 erlag der zarte Körper der noch nicht vierundzwanzigjährigen Frau den unsäglichen geistigen und körperlichen Anstrengungen, und sanft und fromm schlummerte sie zu einem besseren Leben hinüber. Ihre sterbliche Hülle wurde in der von ihr zu Ehren des heiligen Franciscus gestifteten Kapelle beigesetzt, und bald verbreiteten sich unter dem Volke Sagen von Wundern, welche noch durch ihre Gebeine sollten bewirkt sein. Voll Freude, ihr Irdisches getödtet zu haben, erstattete Conrad von Marburg nach Rom Bericht über ihre Frömmigkeit, ihr im Gebete strahlendes Antlitz und ihre Wunder, zu deren Bestätigung er die beschworenen Zeugnisse der durch ihr Gebet oder an ihrem Grabe Geheilten beifügte. Mit ihm erhielten der Erzbischof Siegfried von Mainz und der Abt Raimund von Ebersbach im Rheingau vom Papst Gregor IX. den Auftrag, die Wahrheit derselben zu prüfen, und auf ihren Bericht wurde sie im Jahre 1235 heilig gesprochen. Zur feierlichen Erhebung der Leiche versammelten sich am ersten Mai 1236 zu Marburg die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Bremen, mehrere Bischöfe, der Landgraf Heinrich von Thüringen mit seinem Bruder Conrad, Elisabeths Kinder Hermann und Sophie, viele Fürsten und Edle und eine zahllose Volksmenge. Auch Kaiser Friedrich II. selbst kam zu der Feier nach Marburg. In vollem kaiserlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, umgeben von den höchsten Geistlichen, trat er zu der Gruft und hob den

Stein von dem Grabmale. Dann setzte er der Heiligen, die während ihres Lebens geglaubt hatte in Niedrigkeit und Demuth nie genug thun zu können, eine kostbare goldene Krone auf das Haupt, ließ ihr neue prächtige Gewänder anlegen und sie in einem schöneren Grabe beisetzen. Ueber demselben legte der Landgraf Conrad den Grund zu einem herrlichen Dome, in dessen Kirche das Standbild der Heiligen aufgestellt wurde; Reliquien von ihr aber befinden sich noch jetzt zu Breslau und im Kloster der Elisabethinerinnen zu Wien.

In vieler Hinsicht den beiden Fürstinnen ähnlich, die wir so eben kennen gelernt haben, war König Ludwigs des Heiligen von Frankreich Schwester Isabella. Durch Schönheit und Geistesgaben ausgezeichnet, wurden ihr wiederholt Vermählungsanträge gemacht; sie wollte sich aber durch keine irdische Verbindung fesseln lassen, um desto ungestörter ihr Leben nur Gott zu weihen. Keinen schöneren Beruf kannte sie, als den, Nothleidendenbei zustehen; Arme mit Speise und Trank zu erquicken und zu kleiden, war ihr tägliches Geschäft, und ihr ganzes Vermögen gab sie dazu hin, um dem Drange der Wohlthätigkeit folgen zu können. Immer schwebte ihr das Bild des gekreuzigten Heilandes vor Augen; die Worte desselben: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig", rührten sie, so oft sie ihrer gedachte, zu heißen Thränen. Oft stand sie des Morgens früh nach einer im Gebet durchwachten Nacht mit verweinten Augen von ihrem Lager auf, aß wenig und ging dann an die gewohnten Geschäfte der Wohlthätigkeit. Aber es genügte ihr nicht, daß sie in selbstverleugnender Liebe sich für Unglückliche aufopferte; nie war sie mit sich selbst zufrieden, und um sich in demüthiger Ergebung zu üben, überschritt sie in selbstauferlegten Bußübungen alles Maß, so daß ihr Bruder und ihre Mutter oft nur mit List sie dahin bringen konnten, wenigstens so viel Speise zu genießen, als zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nothwendig war.

Die Frauen der Ritter und Großen in jener Zeit führten ein sehr einförmiges und eingezogenes Leben, welches nur durch Turniere und Hoffeste einen vorübergehenden Glanz erhielt. Während die Männer sich mit Jagd und ritterlichen Uebungen beschäftigten, die Knaben von den Knappen in den ritterlichen Künsten unterwiesen wurden, beschäftigten sich die Frauen in ihren stillen Wohnungen mit der Erziehung ihrer Töchter, der Aufsicht über das Hauswesen und weiblichen Arbeiten, besonders Stickereien. Sie stickten zierliche Gewänder, Mäntel, Teppiche, Decken über die Rosse, Banner und dergl., und ihre Hoffräulein und Dienerinnen, deren Zahl übrigens sehr beschränkt war, halfen ihnen bei diesen Arbeiten, oder leisteten ihnen wenigstens Gesellschaft: Selbst

Königinnen und Fürstinnen wurden auch bei Tafel nur von ihren Hoffrauen bedient, und kein Mann hatte zu ihren Gemächern Zutritt außer dem Haushofmeister und den Rittern oder Knappen, die vor den Hofthoren und den Zimmern der Königinnen und Fürstinnen Wache halten mußten; wollte doch die Königin Blanca ihrem Sohne, dem König Ludwig, nicht einmal gestatten, seine todtkranke Gemahlin zu besuchen (S. 254). Die Wohnungen der Fürstinnen waren von denen ihrer Gemahle so gänzlich geschieden, und sie selbst kamen mit diesen so wenig in Berührung, daß in den Hausordnungen Ludwigs des Heiligen und Philipps des Schönen von Frankreich nur ein Mal, wo von dem Haushofmeister die Rede ist, der Königin Erwähnung geschieht.

Die Stille und Einförmigkeit des Lebens auf den Burgen wurde nur zuweilen durch die Aufnahme eines vorüberziehenden Wanderers, eines Ritters oder die Ankunft eines Sängers unterbrochen. Man suchte sich daher wohl durch Späße aufzuheitern, die in ihrer Derbheit oft alles Maß überschritten, und auch das, woran jetzt nur rohe und ungebildete Menschen Vergnügen finden würden, diente damals den höheren Ständen zum Zeitvertreib. Man belustigte sich an körperlichen Gebrechen, hielt Zwerge und verkrüppelte Personen, ließ alte Frauen, in Säcke gebunden, nach einem Preise hüpfen und dergleichen. Besonders ergötzte man sich gern an Solchen, die entweder wirklich närrisch waren, oder sich närrisch stellten, und ein solcher Narr durfte unter den Hausgenossen eines vornehmen Ritters nicht leicht fehlen. Er hatte das Recht, den Herrn, die Frau, die Kinder, das Gesinde und ebenso auch fremde Besuchende zu necken; freilich mußte er es sich auch wohl gefallen lassen, daß er Ruthenhiebe bekam, wenn er es gar zu arg trieb. Solche Hofnarren erhielten sich an den Fürstenhöfen bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus; aber während man in früherer Zeit nur an ihren tollen Streichen Vergnügen fand, dienten sie später vorzüglich dazu, Andern ohne Scheu die ernstesten Wahrheiten zu sagen, und so wenig die Fürsten und Großen von ihnen geschont wurden, so sehr hatten auch die Diener ihre Bemerkungen zu fürchten. Solche Hofnarren waren daher oft höchst ehrenwerthe und kluge Männer, wie als solcher in späterer Zeit besonders Kunz von der Rosen, der Hofnarr des Kaisers Maximilians I., bekannt geworden ist. Diese Narren waren schon an ihrer auffallenden Kleidung kenntlich. Auf dem glatt geschorenen Kopfe trugen sie eine Kappe, die am Kragen des Kleides befestigt war, an der Seite lange, in die Höhe stehende und mit Schellen besetzte Eselsohren und in der Mitte einen rothen Hahnenkamm hatte. Das Oberkleid endete sich in Zipfel, die mit Schellen besetzt waren; solche waren auch an Krausen, Aermeln, Gürteln befestigt und dienten zugleich als Knöpfe des Wamses. Auf dem Aermel trugen die Hofnarren das Wappen ihres

Herrn und in der Hand einen Rohrkolben oder einen zierlichen Stab, der oben mit einem Kopfe geſchmückt war, welcher Kappe, Ohren und Schellen hatte, wie der Narr ſelbſt. Oft theilten ſie mit dieſem ſogenannten Narrenkolben tüchtige Schläge und Stöße aus. Bei keiner Gelegenheit durfte der Narr fehlen. Bei Tiſche ſtand er hinter dem Stuhle ſeines Herrn, der ihm oft zum Lohn für ſeine Späße einen Becher Wein oder einen fetten Biſſen über die Schulter reichte. Bei Hoffeſten befand er ſich mitten unter den Gäſten; auch bei Turnieren und Volksfeſten pflegten die Narren gegenwärtig zu ſein, und ebenſo nahm man ſie auf Reiſen mit. Oefter hatten Vornehme unter ihren Hausgenoſſen auch einen Sänger, der durch heitere Lieder den Frauen die langen Abende verkürzte. Konnten die Ritter einen ſolchen nicht unterhalten, oder waren ſie nicht ſelbſt Dichter und Sänger, ſo mußten ſie ſich mit den fahrenden d. h. umherwandernden Sängern begnügen; oft ſangen auch Ritter und Frauen, Knappen und Mägde zuſammen die kunſtloſen Weiſen und heiterten ſich dadurch auf.

Der Einförmigkeit des häuslichen Lebens entſprach die Einfachheit der Wohnungen. Von den Ritterburgen iſt bereits S. 279 die Rede geweſen. Man würde in der That kaum begreifen können, wie in den kleinen Gemächern der meiſten Burgen, die nur von einigen übergroßen Räumen unterbrochen wurden, für einen großen Hausſtand Platz ſein konnte, wüßte man nicht, daß die Herren mit ihren Dienern und Dienerinnen damals weit mehr zuſammen lebten, daß ſie ſich in gemeinſamen Räumen mit denſelben aufhielten und auch ihre Freuden vielfach mit ihnen theilten. Noch einfacher waren die ſtädtiſchen Wohnhäuſer. Während Kirchen, Rathhäuſer und andere öffentliche Gebäude mit der größten Pracht ausgeſtattet wurden, waren noch im dreizehnten Jahrhundert viele Häuſer in den italieniſchen Städten mit Schindeln und Stroh gedeckt, und obgleich es ſchon im zwölften Jahrhundert in Deutſchland dreiſtöckige, in Paris vierſtöckige Häuſer gab, ſo dürfen wir uns doch darunter keineswegs prächtige Gebäude vorſtellen. Im Jahre 1246 wurde beſtimmt, daß in London wenigſtens die Häuſer in den Hauptſtraßen mit Ziegeln oder Schiefer gedeckt ſein ſollten. — Die Straßen der Städte waren vor dem dreizehnten Jahrhundert faſt nirgends gepflaſtert. Paris erhielt Straßenpflaſter und wurde mit Thürmen und Mauern umgeben zur Zeit Philipp Auguſts; Mailand, Modena und Padua wurden erſt um 1260 gepflaſtert, und in Mailand war man um die Erhaltung des Pflaſters ſo beſorgt, daß kein mit Eiſen beſchlagener Wagen darüber fahren durfte. Dazu waren die Gaſſen meiſtentheils ſehr krumm und ſchmal und wurden dadurch, daß die oberen Stockwerke der Häuſer über die unteren vorzutreten pflegten, häufig ſo verengt, daß man kaum den Himmel ſehen konnte. — Dem Aeußeren der Häuſer ent-

sprach auch die innere Einrichtung derselben. In den Ritterburgen fand man bei aller Einfachheit des Hausgeräthes doch wohl kostbare Teppiche auf Tischen, Ruhebetten und Fußböden, prächtige Vorhänge, schwere silberne, oft vergoldete Kannen, Becher, Schüsseln, Waschbecken; weit einfacher sah es in den bürgerlichen Wohnungen aus. Schmuck- und kunstlos, nur auf das Bedürfniß berechnet, war der Hausrath; Mann und Frau aßen von einem und demselben Teller; ein oder zwei Becher reichten aus für die ganze Familie; Messer und Gabel dienten für mehrere Tischgenossen zugleich; die Glasur irdener Gefäße kam erst jetzt auf; Kerzen hatte man noch nicht, sondern nach fröhlichem Schmause ließen sich die Gäste mit Fackeln oder Laternen nach Hause leuchten. Selbst in wohlhabenderen Familien hatte der Sohn keine eigene Wirthschaft, sondern wohnte mit seiner jungen Frau in einem Hinterstübchen des elterlichen Hauses. Dabei fehlte es aber in jenen düsteren Räumen durchaus nicht an Heiterkeit und Frohsinn. Sang und Klang war überall, und in mancher deutschen Stadt gab es eine unglaubliche Menge von Spielleuten, welche ihre Harfen, Fiedeln, Pfeifen und Zinken ertönen ließen. Auch an Volksfesten fehlte es nicht. So wurde in den deutschen Städten überall das Frühlingsfest mit großem Jubel begangen. Ein Knabe zog an der Spitze bewaffneter Genossen, Stirn, Brust und Schulter mit Blumenkränzen geschmückt, als Sonnengott in den Wald; dort wurden Scheinkämpfe veranstaltet, und als Sieger wurde er jubelnd zurückbegleitet. Ein glatt geschälter Baum mit grüner Krone wurde aufgepflanzt, und man verlebte den Tag unter allerlei Spielen und Leibesübungen, mit Gesang und Tanz. Diese Sitte erhielt sich bis in's vierzehnte Jahrhundert, wo an ihre Stelle ein Auszug der Schützengesellschaften trat. In Straßburg beging man am ersten Mai ein lustiges Schifferstechen, wobei sich freilich im Jahre 1286 das Unglück ereignete, daß die von Menschen überfüllte Rheinbrücke zusammenbrach.

Bei solchen Festen machte sich besonders das Wohlgefallen an Kleiderprunk und Mummerei geltend. Selbst Geistliche nahmen daran Theil, und Gregor IX. machte ihnen Vorwürfe darüber, daß sie sich dabei als Weiber verkleideten. Auch die Religion mußte zu solchen Festen Stoff geben. So ritt der Bischof von Halberstadt alljährlich am Palmsonntage, Christus vorstellend, in Quedlinburg ein, worauf acht Männer als Palmbrüder, Zweige abhauend und auf den Weg streuend, ihm folgend eine große Schaar von Geistlichen, Mönchen und Volk. Für Alle mußte eine Mahlzeit von Fischen bereitet werden, und das kostete so viel, daß das Stift Quedlinburg endlich die Abschaffung jener Sitte durchsetzte. Häufig ging man bis zu förmlicher Verspottung des Heiligen, so daß die Kirche sich genöthigt sah, solchem Unwesen ernstlich entgegen zu treten. So war es bei den Eselsfesten, die seit dem neunten Jahrhundert in

Frankreich, Italien und Spanien zu Weihnachten zu Ehren des Eſels begangen wurden, auf dem Chriſtus ſeinen Einzug in Jeruſalem hielt, und im Juni zu Ehren des Eſels, auf dem Maria mit dem Kinde nach Aegypten floh. Ein Eſel wurde zum Knieen abgerichtet und als Geiſtlicher ausgeputzt vor den Altar geführt. Bei der Einführung des Eſels in die Kirche wurde ein poſſenhaftes Lied geſungen, das in jeder Strophe den Refrain hatte: He, Sire Ane he! ꝛc. Dann wurde am Altar förmlich Meſſe geleſen, und ſtatt des Amen dabei jedesmal Ya! geſchrieen. Ungeachtet aller Verbote erhielten ſich dieſe Feſte doch bis in's funfzehnte Jahrhundert. Noch ärger trieb man es bei dem Narrenfeſte, das in mehreren Ländern alljährlich von Geiſtlichen und Laien gefeiert wurde. Die Entſtehung dieſes Feſtes führt in die vorchriſtliche Zeit zurück. Die alten Römer meinten nämlich, Saturn (Kronos, Bd. I., 130) ſei nach ſeiner Vertreibung durch den Jupiter (Zeus) nach Italien geflohen; dort habe Janus ihn aufgenommen und die Herrſchaft mit ihm getheilt. Unter ihrer Regierung ſei die goldene Zeit und überall die höchſte Glückſeligkeit geweſen. Zum Andenken daran wurde ſeit 494 v. Chr regelmäßig alljährlich das Feſt der Saturnalien gefeiert, anfangs nur einen Tag, am 19. December. Als Cäſar den Kalender verbeſſert hatte, ſollte es auf den 17. December fallen; da aber Viele doch noch den alten Tag feierten, ſo wurde es auf drei Tage verlängert, und dieſe Verlängerung wurde durch Auguſtus geſetzlich gemacht. Später dauerte es fünf und zuletzt ſogar ſieben Tage, indem man das Feſt der Sigillarien hinzuzog, an welchem die Eltern ihren Kindern kleine Figuren von Wachs oder Thon zu ſchenken pflegten. Während der Feier der Saturnalien ruhten alle Geſchäfte; man zündete im Tempel des Gottes Wachskerzen an; Alles überließ ſich der Fröhlichkeit; aller Unterſchied der Stände hatte aufgehört; Gaſtmähler wurden veranſtaltet, und dabei ſaßen Sklaven mit ihren Herren zu Tiſche, und jene wurden von dieſen bedient. Darauf folgte das Feſt der Winterſonnenwende („der Geburtstag der unbeſiegten Sonne") und endlich der Neujahrstag. An dieſem pflegte man ſich zu beglückwünſchen und ſich gegenſeitig Geſchenke darzubringen; man überließ ſich ausgelaſſenen Luſtbarkeiten; auch mancherlei heidniſcher Aberglaube miſchte ſich in die Feier, indem man in Vorzeichen und Wahrſagekünſten Aufſchluß über das Schickſal des ganzen Jahres ſuchte. Wenn nun auch die Sitte der Weihnachts- und Neujahrsgeſchenke wohl von jenen heidniſchen Feſten herſtammt, ſo feierte doch die chriſtliche Kirche ſchwerlich deshalb Weihnachten gerade am 25. December, um durch Umdeutung der heidniſchen Feſte in chriſtlichem Sinne und durch äußerlichen Anſchluß an die Art der Feſtfeier die Chriſten von der Theilnahme an den heidniſchen Luſtbarkeiten abzuziehen; vielmehr ſetzte man in der älteſten Zeit an die Stelle des Neujahrsfeſtes einen Bußtag. Aber

eben so wenig reichten bis in's neunte Jahrhundert alle kirchlichen Verbote zur Ausrottung der Saturnalien hin; vielmehr gingen aus ihnen die Narrenfeste hervor, deren erste Spur sich im zwölften Jahrhundert findet. Wie die Saturnalien, wurden sie im December gefeiert, und zwar währten sie von Weihnachten bis zum letzten Sonntage nach Epiphanias; die Hauptfeier aber fand am Tage der unschuldigen Kindlein (28. December) oder am Neujahrstage Statt. Ursprünglich machten Chorknaben und junge Sacristane dabei die Hauptpersonen; bald aber nahmen auch die unteren Kirchenbedienten und Laien Theil daran, während der Bischof und die Geistlichen zuschauten. Man nannte das Fest deshalb auch das der Unterdiakonen oder der Decemberfreiheit. Ein Narrenbischof wurde gewählt und unter lächerlichen Ceremonien in der Hauptkirche geweiht. Derselbe nahm darauf den bischöflichen Sitz ein, hielt das Hochamt und ertheilte unter den lächerlichsten Geberden dem Volke den Segen; die übrigen Narren, in Maskenkleidung gehüllt, trieben sich in der Kirche umher, verübten die ärgsten Thorheiten und Possenstreiche, sangen schmutzige Lieder und führten ausgelassene, allen Anstand verletzende Tänze auf. Zuerst wurden diese Narrenfeste in Frankreich gefeiert, und dort blieb auch ihr Hauptsitz; im ernsten Deutschland fanden sie nie rechte Verbreitung, und wir wissen nur, daß sie am Rhein gefeiert wurden. Wie argen Unfug man aber auch an diesen Festen trieb, so daß an geweihter Stätte ärgere Dinge verübt wurden, als bei dem ausgelassensten Carneval an andern Orten geschehen können, wie oft und nachdrücklich deshalb auch Päpste, Bischöfe, französische und spanische Kirchenversammlungen sich gegen sie erklärten, so erhielten sie sich doch Jahrhunderte lang, und die Sorbonne zu Paris mußte sie noch im Jahre 1544 verbieten.

Auch gegen einreißenden Luxus fand die Kirche mannichfachen Anlaß einzuschreiten. Zwar wird uns erzählt, Bürger hätten wöchentlich nur dreimal Fleisch gegessen und Abends nie warme Speisen; bei Festen habe man im vierzehnten Jahrhundert nur gekochtes Fleisch, Gemüse und andere wohlschmeckende Dinge, das Meiste stark gepfeffert, genossen; im Sommer habe man aus Gläsern, im Winter aus hölzernen Bechern getrunken. Eben so einfach lebte Papst Innocenz III.; nur bei großen Festlichkeiten kamen mehr als drei Gerichte auf seine Tafel, und prachtvolle Geräthschaften fehlten ganz. Dagegen wird uns von dem Gegenpapste Anaclet im zwölften Jahrhundert erzählt, sein Koch habe Gefäße mit doppeltem und durchlöchertem Boden gehabt, oder mit inneren Abtheilungen, so daß man in die eine die Speisen that, in die andere kostbares Gewürz und Räucherwerk, dessen Dampf den Geschmack der Speisen veredelte. Man hielt dies freilich für verdammungswürdige Ueppigkeit. Eben so wird über die Ueppigkeit der Florentiner im dreizehnten Jahrhundert geklagt, und Kaiser Friedrich II. sah sich genöthigt, in sei-

nem apulischen Reiche Gesetze gegen übermäßigen Aufwand zu geben. Aehnliches geschah in mehreren lombardischen Städten, aber auch in Deutschland, wo z. B. ein braunschweigisches Gesetz von 1228 verbietet, bei einer Hochzeit mehr als zwölf Schüsseln aufzutragen und mehr als drei Spielleute zu haben. Wie es bei den Hoffesten zuging, sieht man unter Anderm daraus, daß bei der Krönung des Königs Richard I. von England allein mehrere tausend Hühner gebraucht wurden. Selbst bei Begräbnissen machte sich die Prunksucht geltend; noch im dreizehnten Jahrhundert miethete man in Rom Klageweiber, und oft mußten die Theilnahme und das Geschrei der Weiber, übermäßige Pracht bei den Leichenbegängnissen und Schmausereien beim Begräbniß verboten werden.

Eben so eiferte geistliche und weltliche Obrigkeit gegen übertriebene Kleiderpracht. Schon Karl der Große verbot das Tragen kurzer Mäntel, die weder wärmten noch deckten, statt der großen, die damals üblich waren. Schon zu jener Zeit trug man verzierte, ja oft vergoldete Schuhe, mit langen Riemen zum Schnüren versehen, Beinkleider von bunter Leinwand, und der untere Theil des Beines wurde mit gewürfelten Binden kreuzweis umwunden. Ueber dem kurzen Wamms hing das reich geschmückte Schwert, und der Mantel reichte vorn und hinten bis auf die Füße, an den Seiten aber nur bis zum Knie. Die Moden waren damals allerdings nicht in dem Grade dem Wechsel unterworfen, wie jetzt; aber doch waren sie keineswegs unveränderlich. So trug man zu Ende des eilften Jahrhunderts kurz abgeschnittene Haare und einen geschorenen Bart; zum Verdrusse der Vornehmen ahmten aber Knechte und Bauern diese Sitte nach, und deshalb fingen schon zu Kaiser Lothars Zeit Männer und Weiber an, lange Haare zu tragen. Wer sollte es glauben, daß die Kirche darin einen Mangel an Gottesfurcht fand, und daß eine Kirchenversammlung festsetzte: „Jeder müsse sich scheeren lassen, so daß Augen und Ohren frei wären. Denen, die diesem Gebote nicht gehorchten, sollte das Abendmahl nicht gereicht werden; wenn sie in die Kirche kämen, sollte der Priester inne halten und ihnen sagen, daß sie gegen Gottes Willen und zu ihrer eigenen Verdammniß die heilige Stätte besuchten; kein Priester sollte ihrem Begräbnisse beiwohnen." Dennoch trugen im Anfange des zwölften Jahrhunderts nicht nur Mädchen und Frauen, sondern auch Männer zu Augsburg lange, gewundene Haarzöpfe, und Eleonore von Aquitanien verspottete ihren Gemahl, den König Ludwig VII. von Frankreich, als er sich in Folge der Vorstellungen des berühmten Theologen Petrus Lombardus das Haar scheeren ließ. Um 1066 schmückten sich in England viele Männer mit goldenen Armbändern und ätzten sich bunte Figuren in die Haut. Der Graf Fulco von Anjou brachte die Mode auf, mit Werg ausgefüllte, bis zwei Fuß lange Schnabelschuhe zu tragen, weil er mißgestaltete Füße hatte. „Sie richten sich wie Schlan-

genschwänze oder Skorpionen in die Höhe", sagt ein Schriftsteller, „oder winden sich wie Widderhörner hin und her, welche Umgestaltung der göttlichen Werke für eine Lästerung zu achten ist. Auch die Röcke der Männer schleppen jetzt nach; die Aermel sind so lang und weit, daß sie die Hände bedecken und ein mit diesem Ueberflüssigen Belasteter weder schnell gehen, noch überhaupt etwas arbeiten kann. Vorn ist der Kopf dieser Eiteln kahl geschoren, wie bei den Spitzbuben; hinten lassen sie dagegen die Haare wachsen und kräuseln sie mit dem Brenneisen." Zur Zeit des Kreuzzugs Philipp Augusts klagt ein Schriftsteller über den Aufwand der Franzosen im Morgenlande. Er sagt, sie trügen kostbare Halsbänder und Kränze; die vielen Oeffnungen der Aermel würden mit Schnüren zugezogen, die Seiten mit kunstreichen Gürteln gebunden, die Oberkleider auf thörichte Weise nach vorn gezogen u. s. w. Am Hofe Ludwigs IX. sehnte sich Mancher, wie ein Schriftsteller sagt, mehr nach einem Marderpelz als nach der Seligkeit, und Viele besaßen seidene und sammtene Kleider, welche die des Königs an Kostbarkeit übertrafen. Selbst den Leichnam Kaiser Heinrichs VI. fand man bei Eröffnung des Sarges prächtig gekleidet. Das gelbliche Obergewand wurde durch einen seidenen, in Knoten geschlungenen Gürtel zusammengehalten, an welchem Schnüre von grüner und rother Seide saßen, die durch Löcher in den Beinkleidern gezogen und zugebunden waren. Beinkleider und Strümpfe waren aus einem Stück, die Schuhe von gesticktem Goldbrokat, die Handschuhe aus sehr künstlichem, wie gestrickt gearbeitetem Zeuge, die gelbseidene Kopfbinde mit den geschmackvollsten Arabesken geschmückt.

Nach dem, was bereits S. 488 über die Kleidung der Frauen bemerkt ist, müssen sie damals nicht so modesüchtig gewesen sein, wie die Männer. In Italien begnügten sich die Jungfrauen noch zur Zeit Friedrichs II. mit einem wahrscheinlich wollenen Unterrocke und einem leinenen Oberkleide. In Florenz trugen sie noch um 1260 einen engen Rock von grobem rothen Tuch oder grünem Kammertuch, gürteten sich mit einem ledernen Gürtel und warfen einen Mantel von Grauwerk über, an dem ein kleiner Kragen saß, welchen man über den Kopf ziehen konnte; in Padua liebte man dagegen schon viele Kragen und unzählige Falten. Ueberhaupt muß doch jene Einfachheit der Kleidung nicht so ganz allgemein gewesen sein; denn der heilige Bernhard klagt darüber, daß die Weiber lange und kostbare Fransen und Schleppen hinter sich herzögen und dicke Staubwolken aufregten, und ein Anderer meint, wenn es ihre Bestimmung wäre, die Straßen zu fegen, würde ihnen die Natur schon ein Hülfsmittel dazu anerschaffen haben. In Parma bestrafte man die Schneider, welche die Kleider zu lang machten; an vielen Orten wurden Schleppen und durchbrochene Aermel verboten, in Pistoja das Tragen von Gold und Silber; ja, Bußprediger untersagten

den Frauen sogar, Bänder und Kränze im Haare zu tragen, und verlangten, sie sollten sich nur verschleiert sehen lassen. So erklärte auch Gregor X. auf der Kirchenversammlung zu Lyon (1272), aller überflüssige Putz der Weiber müsse in der ganzen Christenheit aufhören. Wollen wir auch das, was in Gedichten, z. B. im Nibelungenliede, von glänzendem Kleiderschmuck der Frauen gesagt wird, großentheils auf Rechnung des Dichters schreiben, so finden wir doch bestimmt erwähnt, daß bei besonderen Gelegenheiten vornehme Frauen große Pracht zeigten. So trug die Markgräfin Kunigunde von Brandenburg, eine Nichte König Ottokars von Böhmen, bei ihrer Vermählung mit dem Könige Bela von Ungarn im Jahre 1261 ein Kleid von Seidenstoff aus Tyrus, reich mit goldenen Thierfiguren gestickt; der Kopfputz, welcher ihre blonden, krausen Locken bedeckte, wurde höher geschätzt, als die Königskrone von England; ihr Gürtel war reich mit goldenen Spangen besetzt; eine überaus kostbare Spange trug sie an der Brust; ihr prächtiger mit goldnem Bildwerk durchwirkter Mantel war mit Hermelin gefüttert, hatte einen Halskragen von schwarzbraunem Zobel, und ein breiter, langer Streifen, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, lief daran hinunter. Besonderen Anstoß erregten die Schmuckmittel, deren sich die Frauen bedienten, und allerdings finden wir als solche während des dreizehnten Jahrhunderts z. B. in Italien nicht nur Zahnpulver, gekochtes und dann abgekühltes Wasser, Waschwasser, das von Lilien und Bohnen und dergleichen abgezogen war, in Gebrauch, sondern auch weiße und rothe Schminke, Mittel gegen Narben, Sommersprossen und andere Flecke, Mittel, die Haare blond oder braun zu färben, und dergleichen mehr. Natürlich gaben solche Dinge vielfach zu beißendem Spott Veranlassung.

4. Buch.

Vom Untergange der Hohenstaufen bis zur Reformation.

Erstes Kapitel.

Verfall der Kaisermacht in Deutschland und des Papstthums.

---

§. 52. Das Interregnum.

Bei dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses befand sich Deutschland im Zustande traurigster Zerrüttung. Zwar war nach dem Tode Konrads IV. Wilhelm von Holland (S. 360) im unbestrittenen Besitze des deutschen Kaiserthrones; denn den Knaben Konradin wagte die hohenstaufische Partei ihm nicht entgegenzustellen; doch nirgends konnte er zu Ansehen gelangen. Wohl fehlte es ihm nicht an Verstand, Kraft und ritterlichem Muth; aber er wurde zu sehr durch Kämpfe in den Niederlanden gegen Flanderer und Westfriesen in Anspruch genommen, als daß er hätte für die Herstellung der Ordnung in Deutschland viel thun können. Die Westfriesen waren noch im Besitz uralter Rechte. Sie waren in Gaue und Geschlechter getheilt, standen theils unter eingebornen Häuptlingen, theils unter republikanischen Obrigkeiten und hatten sich von jeher der Oberherrschaft der Grafen von Holland widersetzt. Im Kampfe gegen die Flanderer hatten sie Wilhelm treulich beigestanden; dagegen glaubten sie im Uebrigen ihm zur Heeresfolge nicht verpflichtet zu sein. Wilhelm beschloß, sie zu zwingen, und zog im Herbst des Jahres 1255 mit Heeresmacht gegen sie. Er erlangte über sie nicht unbedeutende Vortheile und beschloß, im Winter, wo die Moore und Sümpfe des Landes fest zugefroren waren, ihre Unterwerfung zu vollenden. In der That war er im Anfange glücklich; als er aber am 28. Januar 1256 auf gepanzertem Roß und in voller Rüstung über einen gefrornen Sumpf ritt, um einen Weg für sein Fußvolk aufzusuchen, brach unter ihm die Eisdecke. Er sank mit dem Pferde ein; die Friesen, welche in dem hohen Schilf des Morastes versteckt waren, eilten herbei und erschlugen ihn, ehe die Seinigen ihm zu Hülfe kommen konnten. Er war erst sieben und zwanzig Jahre alt.

So war der deutſche Thron wieder erledigt, und kein deutſcher Fürſt bezeugte Luſt, ihn zu beſteigen. Deshalb wandten ſich die Blicke der Wahlfürſten nach dem Auslande. Das Recht zur Leitung der Wahl nahmen wieder die Erzbiſchöfe von Köln, Trier und Mainz in Anſpruch; aber der letztere war in Gefangenſchaft des Herzogs Albrecht von Braunſchweig. Während dieſer nämlich eine Burg belagerte, waren ihm der Erzbiſchof von Mainz und der Graf von Eberſtein in das Land gefallen und hatten die Gegend von Göttingen furchtbar verwüſtet. Als ſie ſich aber von da nach der Gegend von Gotha wandten, eilte ihnen Albrechts Vogt nach und nahm ſie gefangen. Der Herzog war ſo erbittert gegen ſie, daß er den Grafen Eberhard bei den Füßen aufhängen ließ, den Erzbiſchof von Mainz aber gefangen behielt. Dieſer übertrug daher ſeine Stimme dem Erzbiſchof von Köln, und derſelbe wählte mit ſeinem Anhang Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs von England, während der Erzbiſchof von Trier den König Alfons X. von Caſtilien wählte, der für den mächtigſten und weiſeſten König ſeiner Zeit galt. Er berief ſich dabei auch auf die Vollmacht von Sachſen, Brandenburg und Böhmen. Zum erſten Male iſt hier von ſieben Kurfürſten die Rede, welchen mit Ausſchluß der übrigen Fürſten das Recht der Wahl zuſtände, nämlich den drei Erzbiſchöfen, welche die Kanzlerwürde beſaßen, und den vier Fürſten, welche die Aemter des Truchſeß, des Marſchalls, des Schenken und des Kämmerers bekleideten. Im Beſitz dieſer Aemter waren früher die Herzoge von Franken, Sachſen, Baiern und Schwaben geweſen; die Hohenſtaufen hatten jedoch das ſchwäbiſche Erzkämmereramt an Brandenburg ertheilt; das Erbtruchſeßamt der fränkiſchen Herzoge war mit der Pfalzgrafſchaft am Rhein auf das Haus Wittelsbach übergegangen; das baieriſche Erzſchenkenamt hatte Heinreich der Stolze, als er Sachſen bekam, an Böhmen abgetreten, und ſo waren alſo Sachſen, Baiern, Brandenburg und Böhmen im Beſitze der weltlichen Kurwürde.

Der Erzbiſchof von Köln hatte übrigens den Thron auf die ſchmachvollſte Weiſe förmlich verkauft, indem er von Richard geradezu Geld für die Fürſten forderte, und dieſer ließ ſich auch bereit finden, auf die Forderung einzugehen Er kaufte den Erzbiſchof von Mainz los, gab dem von Köln zwölftauſend Mark, dem Herzog von Baiern achtzehntauſend Pfund Sterling, und mehr oder minder bedeutende Summen auch den übrigen Fürſten. Ebenſo ſandte Alfons große Geldſummen nach Deutſchland; er ſelbſt hat jedoch nie das Land betreten. Richard dagegen kam wirklich und ſuchte durch Geld und Ertheilung von Vorrechten Alle für ſich zu gewinnen; ſo ſchenkte er der Stadt Worms bei ſeiner Ankunft tauſend Mark. Aachen öffnete ihm freiwillig die Thore, und am 17. Mai 1257 wurde er daſelbſt in Gegenwart von dreißig Fürſten, zwei Erzbiſchöfen, zehn Biſchöfen und vielen Rittern feierlich gekrönt. Bald darauf

kehrte er nach England zurück. Zwar kam er im Jahre 1260 noch einmal wieder, jedoch nur auf einige Monate, und dann noch einmal im Jahre 1268 zu einem Reichstage nach Worms; von der Zeit an blieb er gänzlich in England, wo er am 12. April 1272 starb. Fast lächerlich erscheint es, daß Papst Urban IV. und nach ihm Clemens IV. (seit 1264) Richard und Alfons nach Rom beschieden, um ihre Ansprüche an den deutschen Thron zu prüfen. Keiner von Beiden erschien; Richard aber war und blieb bis an seinen Tod im wirklichen Besitze des Thrones. Freilich kümmerten sich die meisten deutschen Fürsten um ihn durchaus nicht, und es war für sie so gut, als ob es gar keinen König gäbe, weshalb man auch die Zeit von 1256 bis 1272 das Interregnum oder das Zwischenreich zu nennen pflegt.

Für Deutschland war dies eine äußerst unglückliche Zeit. Das kaiserliche Ansehen war fast zu einem Schattenbilde herabgesunken; desto mächtiger erhob sich demselben gegenüber die Macht der Fürsten. Schon längst im erblichen Besitz ihrer Würden und Länder, errangen sie in den letzteren immer mehr die Landeshoheit, d. h. das Recht der Ausübung des Heerbannes, der Gerichtsbarkeit, der Benutzung der Zölle, Münzen, Bergwerke u. s. w.; dem Kaiser dagegen blieb fast nichts, als die Oberlehnsherrschaft, die Anführung des Reichsheeres im Kriege, die Aufrechthaltung des Friedens und das Recht, die Stände zu versammeln und in solcher Versammlung den Vorsitz zu führen. Dem Beispiele der Fürsten folgten bald auch die übrigen Großen; selbst die Ritter und Grafen in Schwaben, Franken und am Rhein gelangten zur Unabhängigkeit. Von Einheit war dabei keine Spur. Die Fürsten bekämpften sich unter einander, als wären sie bloße Nachbaren; Würtemberg vergrößerte sich durch Raub in Schwaben, und Ottokar von Böhmen vereinigte mit seinem Lande Mähren, Oesterreich und Steyermark und fiel in regelmäßig wiederholten Zügen plündernd in Baiern ein. Der niedere Adel folgte dem Beispiele des höheren. Die kleineren Herren befehdeten sich unter einander, oder führten die Fehden der Großen. Plündernd und brennend durchzogen ihre Kriegsleute das Land; die Dörfer wurden eingeäschert, die Felder verwüstet, die Obstbäume umgehauen, die Viehheerden weggetrieben. So verarmte das Landvolk; aber nicht minder hatten die Stadtbewohner zu leiden. Auf ihren Felsennestern lagen die Ritter beständig auf der Lauer. Sie lagerten sich an den Landstraßen mit ihren Reisigen, überfielen die des Weges ruhig daherziehenden Kaufleute, schleppten die Waaren derselben auf ihre Burgen; oft nahmen sie auch die Eigenthümer derselben gefangen und gaben sie nur gegen hohes Lösegeld frei. Eben so unsicher wurden die Flüsse, und den Kaufleuten blieb nichts übrig, als ihre Waarensendungen nur unter starker bewaffneter Begleitung abgehen zu lassen, oder die Sicherheit derselben den Raubrittern für schweres Geld

abzukaufen. Nicht minder erschwerten die Herren den Handel durch willkürliche Anlegung von Wege- und Flußzöllen. Und nicht bloß weltliche Herren übten solche Willkür; die geistlichen gaben ihnen darin nichts nach. So vertrieb z. B. der Kölner Erzbischof, Konrad von Hochstedten, mit Hülfe von dreißigtausend Webern den Adel aus der Stadt; sein Nachfolger erregte einen förmlichen Bürgerkrieg, und da er auch den Aachnern ihre Freiheiten nehmen wollte, riefen diese Wilhelm von Jülich zu Hülfe, der ihn gefangen nahm und in einen eisernen Käfig sperrte.

Am ärgsten war der Unfug und der Umsturz aller bestehenden Ordnung am Rhein, in Schwaben, Thüringen, der Pfalz und Hessen, und da weder der Kaiser noch die größeren Landesherren im Stande waren, die Städte gegen die Willkür der Raubritter zu schützen, so vereinigten sich sechszig Städte in Oberdeutschland zu dem rheinischen Bunde. Auch Grafen und Fürsten traten demselben bei, und Wilhelm von Holland bestätigte ihn. Zweck des Bundes war Vernichtung der Raubschlösser und Zölle, Schutz der städtischen Rechte und Sicherung des städtischen Eigenthums; auch der Rechte des Landvolkes wollte sich der Bund annehmen. Freilich war dieser Bund nicht von langer Dauer, weil er über eine zu große Länderstrecke ausgedehnt war, weil die zu demselben gehörigen Städte zu zerstreut lagen, und weil er selbst zu ungleichartige Elemente in sich vereinigte. Zu desto größerer Festigkeit und Bedeutung gelangte ein anderer Städtebund, der sich in Norddeutschland bildete. Schon im Jahre 1239 nämlich hatte Hamburg einen Bund mit den Westfriesen zum Schutze der Elbschifffahrt geschlossen; 1241 schloß es ein Bündniß mit Lübeck zur Sicherung der Landstraße zwischen der Elbe und Trave, und sechs Jahre später trat auch Braunschweig in den Bund. So bildete sich hier zu gegenseitigem Beistand sowohl gegen alle Angriffe auswärtiger Feinde, namentlich der Dänen, als gegen die Willkür der Adeligen der Bund der deutschen Hansa, welcher im folgenden Jahrhundert zu der größten Bedeutsamkeit gelangte.

Ueberhaupt hatten die Städte bereits jetzt eine fast völlige Selbstständigkeit errungen; sie wurden in die Zahl der Reichsstände aufgenommen, und immer mehr wurden die Rechte der kaiserlichen Vögte in denselben beschränkt; ja, sie wußten sich oft selbst die Vogtei zu erwerben, so daß sie auch die früher dem Kaiser zustehende Gerichtsbarkeit gänzlich in ihre Hand bekamen, und endlich übten sie innerhalb ihres Weichbildes fast alle die Rechte aus, die dem Fürsten über sein Land zustanden. So war es in den Reichsstädten, ähnlich aber auch in denen, die in dem Gebiete eines besonderen Landesherren lagen, nur daß jene bloß vor den Reichsgerichten, die Landstädte aber auch vor ihrem Landesherrn angeklagt werden konnten, jene durch Abgeordnete an den Reichstagen Theil nehmen durften, diese nur an den Landtagen, welche der Landesherr berief.

Das Leben in den Städten gestaltete sich, so sehr auch Macht und Reichthum in denselben wuchs, streng sittlich und ehrbar, während die Ritter bei rohen Zechgelagen verwilderten, und die Höfe der Fürsten wie die Ritterburgen Tag und Nacht von dem wüsten Geschrei trunkener oder muthwilliger Menschen wiederhallten. Eine Folge davon war, daß sich die Stellung des weiblichen Geschlechtes in den Städten und auf den Burgen durchaus verschieden gestaltete. In der Blüthezeit des Ritterwesens hatten die Ritter ihre Frauen geachtet und geliebt; schon längst war das ganz anders geworden. Die Frauen Solcher, die in Abenteuern ihren Ruhm suchten, blieben meist verlassen und allein, ja gänzlich vernachlässigt und zurückgesetzt; andre hatten oft selbst von ihren Männern die härteste Behandlung zu erdulden, und mußten sich noch glücklich schätzen, wenn sie, fern von den rohen Lustbarkeiten der Männer in ihrem einsamen Gemache ungestört verweilen durften. Ist es zu verwundern, wenn unter solchen Umständen in der Zeit des Verfalles des Ritterthums auch das weibliche Geschlecht auf den Burgen von tiefem Sittenverderben ergriffen wurde? Wie dagegen die aus den Kreisen der Ritter sich flüchtende Poesie in den Städten eine heimische Stätte fand, so ging mit ihr auch die Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte zu denselben über. Unter den Sängern, welche den Ruhm der Frauen verherrlichten, ist namentlich Heinrich von Meißen bekannt geworden, welcher, nachdem er als Sänger in Süd- und Norddeutschland unstät von einem Fürstenhofe zum andern gewandert war, sich im Jahre 1311 in Meißen niederließ und daselbst eine Meistersängerschule gründete. Entweder wegen seines Lobes der Frauen, oder wegen seines Lobgesanges auf die Jungfrau Maria, oder endlich, weil er in einem Streitliede gegen den Schmied Regenbogen den Gebrauch des Wortes „Frau" gegen das bis dahin übliche Wort „Weib" vertheidigte, erhielt er den Beinamen „Frauenlob." Jedenfalls stand er bei den Frauen in hohem Ansehen, und als er am Andreasabend 1318 gestorben war, ehrten ihn edle Frauen noch im Tode. Sie trugen den Leichnam nach dem Dom, beklagten seinen Verlust unter heißen Thränen und begossen seinen Grabstein mit Wein, so daß die Kirche davon strömte. Im Jahre 1744 wurde der alte Grabstein zerbrochen; aber im Jahre 1842 ward an der Stelle desselben ein neues, schönes Denkmal errichtet, und die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts blieben in Erweisung von Ehrenbezeugungen gegen ihren Sänger hinter denen des vierzehnten nicht zurück.

Leider blieb aber auch in den Städten Ehrbarkeit der Gesinnung und züchtige Sitte nicht lange bei dem weiblichen Geschlechte herrschend. Je größer die Vorrechte und Vorzüge waren, welche die Bürger sich im Laufe der Zeit zu verschaffen wußten, um so natürlicher war es, daß

auch Vornehme und Adlige die Verbindung mit ihnen nicht verschmähten, daß sie mit Bürgertöchtern sich vermählten; auch zu den Gastmählern und Bällen der Könige und Fürsten wurden die Frauen und Töchter der Bürger bald hinzugezogen. Namentlich aber bei den Bällen wurde aller ehrbaren Sitte Hohn gesprochen; die Freude artete bei denselben fast immer in wilde Lust aus, auch unter den Bürgern fanden Rohheit und Völlerei immer mehr Eingang. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Sitten des weiblichen Geschlechtes immer mehr entarteten, daß dasselbe namentlich in den Residenzen nur zu bald von dem allgemeinen Verderben mit fortgerissen wurde, und erst eine Folge der Reformation war es, daß ehrbare Züchtigkeit in Wort und That wieder als deutsche Tugend konnte gepriesen werden, obgleich doch in keiner Zeit die Deutschen sich so ganz sittenloser Leichtfertigkeit hingaben, wie ihre westlichen Nachbaren.

---

§. 53. Rudolf von Habsburg. (1273—1291.)

Je mehr in den Zeiten des Zwischenreiches alle Ordnung im Lande verschwand, aller Besitz und alles Recht unsicher wurde, desto allgemeiner wurde die Unzufriedenheit mit einer solchen Lage der Dinge, unter der mehr oder weniger Alle litten, desto allgemeiner darum auch das Verlangen nach einem gemeinsamen Oberhaupte. Die Städte wollten einen Herrscher, in dem sie einen Beschützer ihrer Freiheiten, ihrer Rechte und ihres Handels gegen den Neid und die Habgier der Adligen und Großen fänden. Ebenso gab es unter den Adligen Viele, die den ruhigen Genuß ihres Besitzes dem schmachvollen Räuberleben vorzogen und dasselbe als Beschimpfung des ganzen Standes betrachteten; zur Unterdrückung solcher Schmach, nicht minder aber auch zum Schutz gegen vergrößerungssüchtige Landesherren, die sie zu ihren Vasallen und Dienstleuten zu machen drohten, mußten auch sie ein mächtiges Oberhaupt des Reiches wünschen. Auch die Fürsten endlich wollten wieder einen König, obgleich nicht in altem Glanze und alter Macht, sondern nur als den Ersten unter ihnen als Gleichen, einen Fürsten, der mächtig genug wäre, die Ordnung wieder herzustellen, aber doch auch nicht so große Macht besäße, daß er ihre Vorrechte gefährden könnte. Auch der Papst Gregor X. drang in die Fürsten, ein Reichsoberhaupt zu wählen; denn er erkannte sehr wohl, wenn es ihm gelingen sollte, einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen, was er sehnlich wünschte, so müsse erst Ruhe und Ordnung

in Deutschland wieder hergestellt werden; auch bedurfte er eines Gegengewichtes gegen die gefahrdrohende Ausbreitung der Macht Karls von Anjou in Italien. Die Wahl der Fürsten fiel auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Das Haus Habsburg gehörte zu den ältesten Geschlechtern in Deutschland. Mit Wahrscheinlichkeit vermochte dasselbe seinen Ursprung auf die alten Herzoge der Franken in Allemannien und im Elsaß zurückzuführen. Zur Zeit Otto's des Großen war das Haupt dieses Geschlechtes Graf Guntram, der bereits so mächtig war, daß die Freien eines großen Theils von Aargau sich in seinen Schutz begaben. Ihrem Beispiele folgten unter seinem Sohne Konrad die freien Leute von Muri und der Umgegend. Konrad nahm sie in seinen Schutz, gerieth aber später mit ihnen in Streit, der nach seinem Tode zu offenem Kampfe führte, indem die Freien zu Muri Zurückgabe ihrer Besitzungen forderten, die Konrad mit seinen Dienstleuten besetzt hatte. Doch sie wurden besiegt, und der Graf blieb im Besitze ihres Eigenthums. Zu Muri gründete Konrads Sohn, der Bischof Werner von Straßburg, ein Kloster; zum Schutze desselben ließ er nahe dabei auf einem zu seinem Eigenthume gehörigen Berge von seinem Bruder eine Burg erbauen, und diese Burg, welche seine erbliche Habe beschirmte, wurde die Habsburg genannt. Am rechten Ufer der Aar, oberhalb des Einflusses der Reuß, in dem jetzigen Canton Aargau, in einer Gegend, wo die Natur sich in ihrer großartigsten Gestaltung dem staunenden Blicke offenbart, erhebt sich der Berg, welcher noch heute die Ruinen der Stammburg des alten mächtigen Geschlechtes auf seinem Gipfel trägt. Werner II., welcher im Jahre 1096 starb, war der Erste, der sich Graf von Habsburg nannte. Durch Heirathen und kaiserliche Schenkungen wurde das Besitzthum der Habsburger allmälig bedeutend vergrößert, und als Beschützer mehrerer Abteien und Vogteien gelangten sie bald auch zu großem Einfluß im Reiche, so daß sie auch dann noch mächtig blieben, als nach Rudolfs II. Tode (1233) seine Söhne Albrecht IV. und Rudolf III. das väterliche Erbe unter sich theilten. Albrecht vermählte sich mit Hedwig, der Tochter des Grafen von Kyburg, Leuzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, und trat dadurch auch in Verwandtschaftsverhältniß zu Kaiser Friedrich II., den er auch im Jhre 1240 auf der Kreuzfahrt nach Palästina begleitete; jedoch starb er daselbst bald nach seiner Landung.

Am ersten Mai des Jahres 1218, desselben, in welchem mit Berthold der Stamm der Zähringer erlosch und mit dem Tode Otto's IV. die letzte Kraft der Guelfen dahin sank, wurde dem Grafen Albrecht von Habsburg von seiner Gemahlin Hedwig auf dem Schlosse Limburg im Breisgau ein Sohn geboren. Kaiser Friedrich II., der gerade auf einem

Zuge nach Basel begriffen war, hob ihn aus der Taufe und gab ihm den Namen Rudolf. Schwerlich mochte er es damals ahnen, daß sein Stamm so bald untergehen, und daß jenes Knäblein einst der Gründer eines neuen blühenden Herrschergeschlechtes werden sollte, welches bestimmt war, an die Stelle des erloschenen zu treten. Rudolf wurde nach der Sitte seiner Zeit früh in den Waffen geübt; aber gleichzeitig pflegte sein Vater sorgsam die Keime frommen Sinnes in dem jugendlichen Gemüthe. Als Albrecht nach Palästina zog, versammelte er um sich in der Familiengruft seine drei Söhne, von denen Rudolf der älteste war, und ermahnte sie, Gott zu fürchten, unerschütterlich fest zu halten am Glauben, treu zu sein sich selbst und den Menschen, fremden Rath mit Vorsicht zu beachten, Krieg zu vermeiden, aber ihn rühmlich zu enden, wenn sie zum Kampfe gezwungen würden, stark zu sein im Unglück, aber es nicht durch Uebermuth über sich herbeizuziehen. Nach dem Tode des Vaters übernahmen die Brüder gemeinschaftlich die Besitzungen desselben; schon im folgenden Jahre aber finden wir Rudolf mit dem Kaiser Friedrich in Italien. In demselben Jahre vermählte er sich mit Gertrud, der Tochter des Grafen Burkhard von Hohenberg und Haigerloch. Dieselbe schenkte ihm vier Söhne und sechs Töchter und war ihm fast vierzig Jahre lang bis zu ihrem Tode (1280) eine treue Gattin, ihren Kindern eine sorgsame, liebevolle Mutter, ein Muster in jeglicher häuslichen Tugend. Wegen seines Erbes wurde er in wiederholte Fehden mit seinen Oheimen verwickelt, die er siegreich beendete. Stets war er ein treuer Anhänger seines Kaisers, und deshalb traf ihn auch mit demselben gleichzeitig im Jahre 1249 der päpstliche Bann. Einige Jahre später gerieth er in Krieg mit dem Bischofe von Basel; siegreich drang er bis vor die Thore der Stadt und legte eine Vorstadt derselben in Asche, und dies war die Veranlassung, daß der Papst am 18. August 1254 von Neuem den Bann über ihn aussprach. Nach dem Tode Konrads aber neigte sich Rudolf mehr der guelfischen Partei zu, da er es einsehen mußte, daß ein längerer erfolgreicher Kampf gegen dieselbe nicht mehr möglich sei, und so kam auch mit seinen guelfisch gesinnten Oheimen eine Versöhnung zu Stande. Inzwischen verbreitete sich überall hin der Ruf seiner ritterlichen Tapferkeit und seiner Gerechtigkeit, und dies bewog bereits im Jahre 1257 die Cantone Schwyz, Uri und Unterwalden, ihn zum Schirmherrn ihres Gebietes zu erwählen; später ernannten ihn die Straßburger und die Züricher zu ihrem Feldhauptmann. Dadurch wurde er in Kampf mit dem Bischofe von Straßburg verwickelt, der die Stadt in den Bann that. König Richard selbst kam nach dem Elsaß, um den Streit zu schlichten, doch der Krieg währte fort, und erst nach dem Tode des Bischofs wurde durch den Nachfolger desselben der Zwist beendigt; die Bürger von Straßburg aber stellten in ihrer Stadt

Rudolfs Standbild zum ehrenden Andenken auf. Auch mit dem Abte von St. Gallen gerieth Rudolf in Folge eines Lehnsstreites in Krieg; doch schloß er mit demselben Frieden, ehe der Kampf zum eigentlichen Ausbruch kam, und bekriegte mit seiner Hülfe die Stadt Basel und ihren Bischof, weil die Baseler Bürger die Adligen verjagt hatten. Die ganze Gegend wurde verheert, und der Bischof von Basel mußte sich, um Frieden zu erlangen, zur Zahlung einer nicht unbedeutenden Geldsumme verpflichten. Als er aber nachher nicht nur die Zahlung verweigerte, sondern auch die Rudolf anhängende Adelspartei der Sternträger aus der Stadt vertrieb und ihre Güter wegnahm, zog Rudolf mit ihnen abermals gegen die Stadt (1272) und bedrängte sie so, daß sie um Waffenstillstand bat und um Vermittelung des Friedens nachsuchte. Inzwischen aber war Rudolf am St. Michaelstage 1273 von den zu Frankfurt versammelten Wahlfürsten zum König erwählt worden.

Lange hatten sich die Kurfürsten nicht darüber einigen können, wen sie zum König wählen sollten; da war es der Erzbischof Werner von Eppenstein, der ihre Stimmen auf Rudolf vereinigte. Werner hatte den Grafen schon bei den Verhandlungen, die König Richard wegen Straßburgs mit ihm pflog, kennen und schätzen gelernt. Dazu war er ihm auch noch persönlich verpflichtet; denn als er zum Erzbischof von Mainz gewählt war und nach Rom ging, um sich das Pallium zu holen, hatte Rudolf auf seine Bitte ihm das Geleit über die Alpen gegeben, und schon damals hatte der Erzbischof den Wunsch ausgesprochen, er möchte nicht eher sterben, als bis er ihm einen so großen Dienst vergolten habe. Ueberdies vereinigte Rudolf alle die Eigenschaften in sich, die man von dem Herrscher des Reiches forderte. Er war ein frommer Mann. Manches Kloster konnte Zeugniß ablegen von seinen Wohlthaten; eifrig war er bemüht, den Franciscanern Eingang und Gunst in seinem Lande zu verschaffen, und manche schöne Geschichte wußte man als Beweis seiner Frömmigkeit zu erzählen. So fand er einst, als er von der Jagd kam, an einem angeschwollenen reißenden Waldstrom einen Priester, der einem Sterbenden das Abendmahl bringen wollte und sich nicht durch die tobenden Fluthen wagte. Eilig stieg der Graf vom Pferde, nöthigte den Priester, aufzusitzen, und sprach zu ihm: „Es ziemt sich nicht, daß ich reite und Ihr zu Fuße bleibt; denn Ihr tragt Denjenigen, durch den ich bin und Alles zu Leben habe.“ Dann nöthigte er auch noch den Priester, das Pferd zu behalten, und nahm es nicht wieder zurück. Der Priester aber gedachte der ihm erwiesenen Wohlthat sein Leben lang, und als er nachmals Capellan bei dem Erzbischof von Mainz wurde, erzählte er auch dem die Geschichte und soll ihn also zuerst aufmerksam gemacht haben auf den frommen

Grafen.*) Rudolfs ritterlicher Sinn und seine Tapferkeit waren längst bekannt; nicht minder pries man seine Weisheit und Gerechtigkeit, seine Herablassung, seine heitere Leutseligkeit und seine Milde. Wohl war er zum Zorne geneigt, aber leicht zu versöhnen. Dabei wurde er an Einfachheit und Mäßigkeit der Lebensweise von Keinem übertroffen. Er liebte auch als König schlichte Kleidung, nur bei besonderen Veranlassungen erschien er in königlicher Pracht; er konnte sein Wamms sich selber flicken, und eine rohe Rübe, die er aus dem Felde zog, reichte hin, um ihn zu sättigen. Er forderte aber dieselbe Einfachheit auch von seinen Kriegern, und als einmal Etlichen das Brot und der Wein, den er ihnen reichen ließ, nicht gut genug waren, und sie sich selbst besseres Brot und guten Wein kauften, entließ er sie, weil er solche Leute nicht gebrauchen könne, die sich nicht mit dem begnügten, womit Bessere zufrieden wären. Was uns von seiner Armuth erzählt wird, erinnert uns unwillkürlich an die frühesten Zeiten hellenischen und griechischen Alterthums. "Als er nach Mainz kam, fragte ihn ein Herr von Clingin: „Herr, wer ist der Wächter Eures Schatzes?" Der König antwortete: „Ich habe keinen Schatz, auch habe ich weiter kein Geld, als fünf Schillinge leichter Münze." „Wie wollt Ihr denn aber dann für Euer Heer sorgen?" fragte Jener verwundert. „Wie der Herr immer für mich geforgt hat", erwiederte der fromme König, so kann er auch jetzt für mich sorgen." Man würde jedoch sehr irren, wollte man aus der Armuth und Einfachheit, die Rudolf bis an sein Ende bewahrte, schließen, es habe ihm an Macht gefehlt, die Ordnung im Reiche kräftig wieder herzustellen. Er hatte ansehnliche Besitzungen in der Schweiz und im Elsaß, war Schutzvogt von Uri, Schwyz und Unterwalden; Zürich und Freiburg dienten unter seiner Anführung; viele Klöster, Stifter und Bisthümer hatten ihn ebenfalls zu ihrem Schirmvogt erwählt; außerdem stand er an der Spitze einer bedeutenden Ritterschaft, die ihm unbedingt ergeben war. Aber gleichwohl war doch auch seine Macht

*) Wahrscheinlich ereignete sich diese Begebenheit bei Neu-Habsburg am Lucerner See (in einer Urkunde vom Jahre 1244 Nova Habesburch genannt). Unweit der Ruinen dieser Burg, im Beinhause zu Meggen, hat sich ein altes Gemälde erhalten, welches die Aufschrift trägt:

„Steh Leser still, in wenig Wort
Betracht dies Gemähl und Lehre,
Wie Habsburg Graf an diesem Ort
So Gott und Priester ehre.
Sein Pferd gibt er dem Pfarrer
Und machet ihn zu reiten;
Empfangt zum Lohn
Die Kaiserkron
In kurz erlebten Zeiten."

nicht ſo groß, daß die Fürſten von derſelben hätten etwas für ihre Selbſtſtändigkeit fürchten dürfen. — Im Aeußeren war er ein gar ſtattlicher Herr, eine hohe, kräftige Geſtalt (ſeine Größe betrug ſechs und einen halben Fuß), mit edlen Geſichtszügen, blauen feurigen Augen, blondem, aber dünnem Haar; nur war ſein Kopf im Verhältniß zu dem Körper etwas zu klein, ſeine kühn gebogene Naſe dagegen zu groß, und er mußte wegen derſelben manchen Spott ertragen. So hielt er einſt als König ſeinen Einzug in Eßlingen, und ein Bürger rief verwundert aus: „Welche Naſe! vor der kann man nicht vorbei.“ Lächelnd wandte der gutmüthige König ſein Geſicht nach der Seite und rief ihm zu: „Nun wird's wohl gehen.“

Rudolfs Neffe, Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, war beſonders eifrig für die Wahl deſſelben thätig; die ſechs Kurfürſten, die in Frankfurt erſchienen waren, erklärten ſich einſtimmig für dieſelbe; Ottokar von Böhmen war ausgeblieben; er hoffte wohl, ſelbſt gewählt zu werden. Friedrich von Zollern eilte voll Freude nach Baſel, um Rudolf das Ergebniß der Wahl zu verkünden; der Biſchof von Baſel aber rief, als er die Kunde erhielt, beſtürzt aus: „Lieber Herr Gott, ſitze feſt auf deinem Throne, ſonſt ſteigt der Rudolf auch noch da hinauf!“*) Die Belagerung wurde ſogleich aufgehoben; die Baſeler öffneten ihm freudig die Thore, zogen ihm unter lautem Jubel entgegen und begrüßten ihn ehrerbietig als ihren Oberherrn. Rudolf zog mit den Sternträgern in die Stadt ein, machte einen derſelben zum Bürgermeiſter, empfing von der Stadt 900 Mark Silber als Beitrag zu den Krönungskoſten und zog dann in Begleitung ſeiner Kinder und ſeines Schwagers den Rhein hinab zur Krönung. Seine Gemahlin, die nach der Sitte früherer römiſcher Königinnen ſtatt ihres bisherigen Namens Gertrud jetzt den Namen Anna annahm, folgte ihm mit vielen Schiffen nach, und die Städte wetteiferten, Geſchenke darzubringen. Colmar gab zwölf Faß vom beſten Wein, Straßburg ſechszig Faß und ein Schiff voll Getreide. Von Frankfurt aus geleiteten den König die

*) Dieſer Ausſpruch fand, wie es ſcheint, bald große Verbreitung. So benutzte ihn z. B. ein gleichzeitiger Dichter, der Schulmeiſter von Eßlingen (wahrſcheinlich ein Magiſter Heinrich), in einem Spottgedichte auf Rudolf. „Des Königs“, ſagt er, „kann ſich Niemand erwehren.“

Got, nu ſich ze dinem riche
alſô daz er dir niht erſliche
dinen himel âne wer;
unde boch (pocht) er dar mit einem worte,
Sant Pêter, ſô ſît munder;
wan ſwaz der künic wil dar under
twingen, daſt im, als ein ber;
unde pfleget wol der himelporte
darzuo hüel allez himelſch her.

Kurfürsten und viele schwäbische und rheinische Ritter nach Aachen. Drei Meilen lang war der Zug von mehr als zwanzigtausend Bewaffneten. Auch lombardische Kaufleute schlossen sich demselben an; selbst Juden fehlten nicht, mit Packpferden, Mauleseln und Kameelen, welche die köstlichsten Erzeugnisse Italiens und des Morgenlandes trugen. In Mainz übergab der Erzbischof dem König die noch übrigen Reichskleinodien, und am Dienstag, dem 24. October, fand zu Aachen die feierliche Krönung Statt. Eine ungeheure Menge Volkes war zu derselben herbeigeströmt, nach der geringsten Schätzung wenigstens zweihunderttausend, und Viele wurden im Gedränge erdrückt. Der Erzbischof von Köln vollzog die Krönung des Königs und der Königin. Als aber Rudolf nach derselben den Fürsten die Belehnung mit dem Scepter ertheilen sollte, fand sich, daß dasselbe verloren gegangen war. Doch der König ergriff das auf dem Altar stehende Crucifix, küßte es und sprach: „Dies Zeichen, in welchem die ganze Welt erlöst wurde, kann wohl auch ein kaiserliches Scepter vertreten.“ Die Fürsten, welche schon zweifelhaft geworden waren, was geschehen solle, schwiegen, küßten das Kreuz und empfingen mit demselben die Belehnung. Auch an Festen fehlte es bei der Krönung nicht. Zum ersten Male soll ein mit Wildpret gefüllter ganzer Ochse für das Volk gebraten sein; zweitausend Mark Silberpfennige wurden unter die Menge ausgeworfen; fünf Tage lang dauerte das Turnier. Auch ein Werk der Milde wurde verrichtet, indem man einen Menschen, der seit neunzehn Jahren gefangen war, aus dem Kerker entließ; aber als er gleich darauf einem Engel in der Kirche eine vergoldete Posaune abbrach, wurde er wieder ergriffen und aufgehängt.

Nach Beendigung der Krönungsfeierlichkeiten zog Rudolf nach Köln und von da nach Mainz. Hier trat ihm ein Weib in den Weg, das ihn für einen gewöhnlichen Kriegsknecht hielt, überhäufte ihn mit Scheltworten und begoß ihn mit Kohlenwasser. Rudolf zürnte ihr nicht, und er bestrafte sie nur dadurch, daß er sie vor sich führen ließ, als er, umgeben von seinen Großen, in vollem Kaiserschmucke auf dem Throne saß, und sie zwang, ihre Scheltworte in derselben Weise zu wiederholen. Er zog darauf weiter über Frankfurt, Worms, Speyer. Ueberall kamen in Schaaren Bürger und Kaufleute zu ihm, über Bedrückungen von Seiten der adligen Herren klagend. Rudolf wußte nur zu gut, wie begründet solche Klagen waren, und er ließ deshalb im ganzen Reiche den Landfrieden ausrufen, forderte die Mächtigen des Reiches auf, ihm in Beschützung der Unterdrückten beizustehen, und ermahnte Alle, die Güter und Lehen des Reiches rechtlos an sich gebracht hatten, sie demselben zurückzugeben. Dann ging er nach Basel, um die noch immer fortwährenden Parteistreitigkeiten vollends zu schlichten. Dort besuchte

der leutselige König eines Tages auch einen reichen Gerber. Er war erstaunt über die Wohlhabenheit, die er im Hause desselben fand. Der Hauswirth erschien im Festkleide, die Hausfrau in Seide; Speise und Trank wurden auf Gold und Silber dargereicht. „Wie bleibt ihr in solchem Reichthum noch beim Handwerk?" fragte er verwundert; der Bürger aber erwiederte ihm: „Weil das Handwerk den Reichthum macht." Ueberall im Reiche suchte Rudolf von Anfang Recht und Ordnung wieder herzustellen; wer gegen den Landfrieden frevelte, wurde streng bestraft, und viele Raubburgen wurden zerstört, die vom letzten Kaiser oder König ertheilten Freiheiten aber wurden überall bestätigt. So war er bald im ganzen Lande von den Bösen gefürchtet, von den Guten geliebt. Gleich nach seiner Krönung schrieb er auch an den Papst, verpflichtete sich, Alles zu erfüllen, was Otto IV. und Friedrich II. gelobt hatten, und der Papst erkannte ihn dafür nicht nur als König an, sondern bewog auch Alfons von Castilien, seinen Ansprüchen auf den Thron völlig zu entsagen, und was noch wichtiger war, er schrieb an Ottokar von Böhmen, er dürfe in seinem Zwist mit Rudolf nicht auf seinen Beistand rechnen. Dieser nämlich hatte sich von Anfang feindselig gegen Rudolf benommen und weigerte sich, ihn als König anzuerkennen. Rudolf forderte ihn auf seinen ersten Reichstag, den er im J. 1274 zu Nürnberg hielt, um die Huldigung zu leisten; aber weder Ottokar, noch sein Freund, der Herzog Heinrich von Niederbaiern, erschien daselbst; ebensowenig erschienen sie auf einem späteren Tage zu Würzburg. Solchen Trotz durfte der König nicht dulden. Er forderte sie zum letzten Male auf, am 15. Mai 1275 in Augsburg vor ihm zu erscheinen. Zwar sandten sie dorthin Abgeordnete; da aber diese, fern davon, Unterwerfung anzukündigen, Rudolfs Wahl zum Könige für ungültig erklärten, sprach Rudolf über Ottokar die Reichsacht. Nochmals sandte er den Burggrafen Friedrich an Ottokar, der sich gerade in Wien aufhielt, und forderte ihn auf, die dem Reiche entzogenen Länder und Güter freiwillig zurückzugeben. Doch Ottokar wollte von nichts wissen. Er habe seine Länder theils durch Heirath erworben, theils ererbt, und sie mit seinem und der Böhmen Blut oft genug gegen alte Reichsfeinde, die Ungarn, vertheidigt. Da Friedrich noch weiter in ihn drang, versank er in trübes Nachdenken; endlich aber rief er heftig aus: „ein Feigling wäre er, wollte er solche Länder, wie Oesterreich, Steyermark und Kärnten, nach Schwaben senden; Rudolf solle kommen und sie sich holen, Wien sei nicht Basel." Damit war die Verhandlung abgebrochen, die Acht wurde verkündigt, und Rudolf bewilligte nur die herkömmliche Frist von einem Jahre bis zur Vollziehung derselben. Dazu wurde Rudolf nur durch sein strenges Rechtsgefühl bewogen; denn es war sicher gefährlich, einem schon übermächtigen Gegner noch Zeit zu

größeren Rüstungen zu geben. An Macht war nämlich Ottokar dem Könige damals bei Weitem überlegen, allein der Letztere gewann durch seine Freundlichkeit und Milde alle Herzen; Ottokar dagegen brachte durch Härte seine eigenen Vasallen so sehr gegen sich auf, daß sie heimlich Gesandte an den König schickten, um den Beistand desselben anzurufen. So gestaltete sich durch Ottokars eigene Schuld die Lage der Dinge für Rudolf weit günstiger, und dieser begann nun den Kampf zur Vollstreckung der Acht. Unerwartet rückte er in Baiern ein und zwang dadurch den Herzog Heinrich zur Unterwerfung. Als er sich Wien nahte, strömten ihm die österreichischen Vasallen Ottokars schaarenweise zu; auch Wien mußte sich ergeben, und Ottokar sah sich genöthigt, Frieden zu suchen. Er mußte Rudolf als König anerkennen und Oesterreich, Steyermark, Kärnten und Krain herausgeben. Dafür wurde er im Jahre 1276 von der Acht freigesprochen und mit Böhmen und Mähren belehnt. Am 25. November erschien Ottokar, um die Belehnung zu empfangen, im königlichen Lager vor Wien mit zahlreicher Begleitung. Rudolfs Ritter hatten sich, reich geschmückt, in zwei Reihen aufgestellt; er selbst aber war noch, wie gewöhnlich, in einem einfachen grauen Rocke. „Herr", sprach der Pfalzgraf Ludwig zu ihm, „der Böhme nahet mit großem Gefolge, blitzend von Gold und Geschmeide. Wollt Ihr nicht Euer Festkleid anlegen, um ihn zu verdunkeln?" Rudolf aber erwiederte: „Herr Ottokar hat oft genug meines grauen Rockes gespottet; der soll ihn nun beschämen." Darauf wandte er sich an seinen Schreiber und sprach: „Hänge mir Deinen Mantel um, daß der König von Böhmen meine Armuth verlache!" So setzte er sich auf einen Feldstuhl vor dem Thore Wiens, an der Landstraße, welche die Donau entlang führte. Ottokar nahte sich, schwur den Huldigungseid, ließ sich auf das Knie nieder und empfing die Belehnung in Gegenwart seiner bittersten Feinde.

Es war leicht vorauszusehen, daß der Friede nicht von langer Dauer sein würde. Ottokar konnte den Verlust so herrlicher Länder nicht verschmerzen; auch noch von anderer Seite soll er zu neuen Unternehmungen angereizt sein. Um sich nämlich im Besitze Oesterreichs zu befestigen, hatte er sich im Jahre 1252 mit König Heinrichs (S. 346) Wittwe, Margarethe, vermählt; aber im Jahre 1261 löste er die Ehe wieder auf und vermählte sich mit der jungen, schönen bosnischen Fürstentochter Kunigunde. Sie soll ihm nach dem Wiener Frieden vorgeworfen haben, er habe Rudolf von fern wie ein Hund angebellt und in der Nähe angewedelt. Wie dem auch sei, jedenfalls betrachtete er den Frieden nur als einen Waffenstillstand und hatte durch denselben nur Zeit gewinnen wollen. Um seine Freunde zu ernähren, sah sich Rudolf genöthigt, in Oesterreich neue Steuern auszuschreiben; dazu kamen Klagen über Be-

vorzugung der Schwaben, welche er mitgebracht hatte. Dadurch wurde die Stimmung in Oesterreich immer ungünstiger gegen ihn, und Viele wünschten Ottokars Regierung zurück; auch Schwaben war unruhig. Das sah dieser mit Freuden, und mit dem größten Eifer rüstete er sich zu neuem Kampf. Rudolf verhehlte sich nicht das Gefährliche seiner Lage. Er bot die Reichsfürsten auf; doch sie beeilten sich durchaus nicht, ihm zu Hülfe zu kommen. Ottokar dagegen erkaufte Hülfstruppen aus Meißen und Thüringen, Schlesien und Polen, auch Heinrich von Baiern neigte sich ihm wieder zu; der Erzbischof von Magdeburg sandte ihm Truppen; der von Köln warb für ihn; selbst tatarische Hülfsvölker stießen zu seinem Heere. Rudolfs wichtigster Bundesgenosse war der junge König Ladislaus von Ungarn, der mit zwanzigtausend Mann zu Fuß und einer zahlreichen Reiterei herbeizog. Zürich sandte ihm hundert Mann zu Hülfe, und auch der kriegerische Bischof Heinrich von Basel führte ihm hundert Bewaffnete und eine Schaar geübter Bogenschützen zu. Wenige Stunden von Wien nördlich an der Donau auf dem sogenannten Marchfelde trafen beide Heere auf einander. Ehe es zur Schlacht kam, erhielt Rudolf Schreiben von böhmischen Großen, die sich erboten, Ottokar aus dem Wege zu räumen; doch der edle König ging auf ein solches Anerbieten nicht ein. Er ließ sogar Ottokar warnen, vor Verrath auf seiner Hut zu sein; dieser aber verhöhnte die Warnung und setzte einen Preis auf Rudolfs Kopf. Indessen war er doch argwöhnisch geworden und ließ sich von allen seinen Feldhauptleuten nochmals Treue schwören. Am 25. August rückte Rudolfs Heer aus dem Lager. Der König hielt einen Kriegsrath und schlug die edelsten und muthigsten Jünglinge, unter ihnen jene hundert Züricher, zu Rittern. Ottokar dagegen versammelte seine Kriegsfürsten und Hauptleute um sich; er selbst erschien in silberner Rüstung, eine von Edelsteinen schimmernde Krone auf dem Helme. Durch begeisterte Rede feuerte er den Muth der Seinigen an; in reicher Fülle spendete er Gold und Gut. Am Morgen des folgenden Tages, es war ein Freitag, begann die Schlacht. Rudolf selbst, in der Tracht eines gemeinen Kriegers, durchritt die Reihen seiner Krieger und ermahnte sie zur Tapferkeit. Gott werde ihre gerechte Sache beschützen; in seinen Willen möchten sie sich ergeben. Der Bischof von Basel hielt ein feierliches Hochamt; Alle bereiteten sich zum Tode; „Christus" war ihre Losung; „Hie Rom und römisch Reich alle Tag", ihr Feldgeschrei. Darauf übergab der König dem Burggrafen Friedrich die Sturmfahne, und während das Heer langsam vorrückte, begann der Bischof von Basel den Schlachtgesang: „Sand Marey, Mutter und Maid, all unsre Noth sei dir gechlaid." Das ganze Heer stimmte mit ein; aus den Reihen der Böhmen aber erscholl der Ruf „Gospodi pomilui" (Herr, erbarme dich!). Da ging einem Dienstmanne des Bischofs von

Baſel das Pferd durch und ſprengte gerade auf die Feinde los; die Andern ſtürzten nach, und die Schlacht begann. Es war ein furchtbarer Kampf. Rudolf ſelbſt kam mehr als einmal in Lebensgefahr; die Feinde leiſteten muthigen Widerſtand. Doch endlich wankte Ottokars tapfere Leibwache, und die Nachhut, die er aufbot, ließ ihn verrätheriſch im Stich. Da erkannte Ottokar, daß Alles für ihn verloren ſei. Auf ſeinem reichgeſchmückten Streitroß ſtürzte er ſich in das dichteſte Schlachtgewühl. Er kämpfte, wie Rudolf ſelbſt berichtet, mit Rieſenmuth und vollbrachte Werke der Tapferkeit; aber er vermochte die Schlacht nicht wieder herzuſtellen. Seine Schaaren wurden nach der March zu gedrängt; ein großer Theil ſtürzte in die Fluthen und ertrank; andre wurden niedergehauen oder gefangen genommen. Auch Ottokars Stunde hatte geſchlagen; es ereilte ihn die Strafe für ſchwere Frevelthat. Als er nämlich im Jahre 1271 nach Steyermark kam, zogen ihm die Großen des Landes entgegen; nur der alte Herr von Mehrenberg erſchien nicht, weil er krank war. Ottokar hielt dies für Verſtellung, und als er nach Prag zurückgekehrt war, entſandte er an ihn zwei vornehme Dienſtleute, die den alten Mann, der ſie gaſtfrei empfing, über Tiſche ergriffen und nach Prag ſchleppten. Ottokar ließ den Unglücklichen grauſam foltern und an den Galgen ſchleifen, wo er unter den entſetzlichſten Qualen noch zwei Tage lebte, bis er mit einer Keule erſchlagen wurde. Der Sohn des Unglücklichen und ein Andrer, der den Tod ſeines hingerichteten Bruders rächen wollte, hatten ſchon ſeit dem Anfange der Schlacht an Ottokar zu kommen geſucht. Jetzt, wo er, von Allen verlaſſen, noch weiter kämpfte, fielen ſie über ihn her, riſſen ihn vom Pferde und griffen ihn mit Schwertern, Keulen und Dolchen an. Er verſprach ihnen Gold in Fülle. „Bringt mich lebend zu eurem Herrn", rief er ihnen zu, „es ſoll euch wohl gehen." Sie aber dachten nur an Rache, und erſt als Ottokar, aus ſiebenzehn Wunden blutend, ſterbend zu Boden ſank, ergriffen ſie die Flucht. Einige vom Troß beraubten ihn noch ſeiner glänzenden Rüſtung und ließen ihn dann liegen. So, entſtellt durch Staub, Blut und Wunden, fand ihn Heinrich von Bertholdsdorf. Thränen traten dem Manne in die Augen bei dem Anblicke des noch eben ſo mächtigen Fürſten, der nur noch ſchwach athmete. Eilig holte er Waſſer herbei, um ihn zu laben, breitete die Pferdedecke ſeines Knechts über ihn, kniete nieder und legte das Haupt des Sterbenden in ſeinen Schooß. Rudolf hatte vernommen, Ottokar ſei gefangen, und befahl, ihn ſogleich herbeizuführen, damit er nicht verwundet würde; als er aber die Kunde von ſeinem Tode erhielt, ſprengte er ſelbſt zu der Stelle, wo ſein gefallener Gegner lag. „Seht", ſprach er tief gerührt zu den Rittern, die ihn begleiteten, „ſeht, wie nichtig alle Größe und alles Glück auf Erden iſt!" So endete Ottokar, achtundvierzig Jahre alt;

sein Leichnam wurde nach Wien gebracht und dort von der Königin Anna königlich geschmückt; später aber wurde er nach Prag zurückgeführt.

Der Sieg war theuer erkauft. Ueber vierzehntausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde; viele Edle auch aus Rudolfs Heer waren gefallen; die hundert Züricher waren fast sämmtlich auf dem Platze geblieben. Gleich nach der Schlacht drang Rudolf mit seinem Heere durch Mähren nach Böhmen vor bis in die Gegend von Czaslau. Indessen hatte Markgraf Otto der Lange von Brandenburg für Ottokars achtjährigen Sohn Wenzel die Vormundschaft übernommen, und stellte sich Rudolf bei Collin mit einem Heere entgegen Doch kam es zu keiner Schlacht. Vielmehr wurde die früher schon getroffene Verabredung einer Vermählung Wenzels nach erlangter Volljährigkeit mit Rudolfs Tochter Jutta und seines Sohnes Rudolf mit Wenzels Schwester Agnes erneuert; Wenzel sollte Böhmen und Mähren behalten, nur daß das letztere auf fünf Jahre zur Entschädigung für die Kriegskosten im Besitze Rudolfs bliebe. Dagegen nahm Rudolf Oesterreich, Steyermark und Krain mit Bewilligung der Kurfürsten als Lohn des Sieges für sein eigenes Haus in Besitz, belehnte damit am 1. Juni 1283 seinen Sohn Albrecht und begründete so die Macht des habsburgisch-österreichischen Hauses. Kärnten endlich erhielt 1286 Graf Meinhard von Tyrol für seine im Kriege gegen Ottokar geleisteten Dienste. Nach Italien zog Rudolf nicht, theils durch die Sorge für Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland, theils auch durch die Päpste selbst zurückgehalten. Er hat daher auch die Kaiserkrone nicht getragen, obgleich ihn das Volk dennoch Kaiser nannte. Dagegen vermählte er seine Tochter Clementia mit Karls von Anjou Enkel Karl Martell. Im Herbste 1279 sandte er sie nach Italien, und er selbst gab ihr mit seiner Gemahlin eine große Strecke Weges das Geleit. Trostlos kehrte die Königin nach Wien zurück, und der Schmerz um den Verlust der geliebten Tochter beschleunigte ihren Tod, der bereits im nächsten Jahre erfolgte.

So thätig Rudolf für die Vergrößerung seiner Hausmacht sorgte, eben so großen Eifer zeigte er dafür, dem Reiche die seit Friedrichs II. Tode entrissenen Güter und Gerechtsame wieder zu verschaffen. Zu Nürnberg eröffnete er im Jahre 1281 einen Reichstag, auf welchem er nicht nur einen allgemeinen Landfrieden auf fünf Jahre festsetzte, sondern auch an die Fürsten und Großen die Forderung stellte, dem Reiche Alles zurückzugeben, was sie unrechtmäßig an sich gerissen hätten. Freilich mußten Manche erst mit Gewalt gezwungen werden, dem Gebote Folge zu leisten; namentlich in Schwaben herrschte die größte Unordnung. Die schwäbischen Grafen fuhren in ihren Fehden ganz in derselben Weise fort wie vor Rudolfs Zeit. So befehdete und beraubte der wilde, kriegslustige Graf Eberhard von Würtemberg, der sich in keckem Ueber-

muthe „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte und den König nur als Grafen von Habsburg anerkennen wollte, ohne Unterlaß die Stadt Eßlingen. Rudolf belagerte ihn in Stuttgart und zwang ihn, sich zu ergeben und die Mauern seiner Stadt einzureißen. Doch erneuerte Rudolf nicht, wie viele Grafen gefürchtet hatten, das schwäbische Herzogthum, sondern machte es zum unmittelbaren Reichslande, so daß er selbst der Herr desselben wurde, und zertheilte es in Landvogteien. So war er im Innern seines Reiches thätig für das Wohl desselben sein Leben lang. Zu fünf verschiedenen Malen, in Nürnberg, Mainz, Würzburg, Erfurt und Speier, gebot er Landfrieden; allein in Thüringen zerstörte er 66 Raubschlösser, und er selbst reiste im Reiche umher und schlichtete persönlich die Streitigkeiten der Fürsten und des Volkes. Eine der traurigsten Zwistigkeiten war die des Markgrafen Albrecht des Entarteten von Meißen (S. 377) und seiner Söhne. Dieser wollte nämlich, nachdem die unglückliche Margarethe entflohen war, und er sich mit Kunigunde vermählt hatte, auch Margarethens Söhne, Friedrich (mit der gebissenen Wange) und Dietrich (Diezmann), verstoßen und sie mit dem Pleißener Lande abfinden, während er seinem von Kunigunde geborenen Sohne Apitz die Nachfolge in Thüringen zuwenden wollte. Darüber kam es zu einem blutigen Kriege der Söhne gegen ihren Vater, der mit wechselndem Glücke geführt wurde. Friedrich gerieth in die Gefangenschaft seines Vaters, und dieser ging nun damit um, sein Land an seinen Brudersſohn Friedrich den Stammelnden zu verkaufen, um es den Söhnen der Margarethe zu entziehen; den Kaufpreis aber dachte er wohl seinem Lieblinge Apitz zuzuwenden. Vergebens ermahnte Rudolf Vater und Söhne, die Waffen niederzulegen und den unnatürlichen Kampf zu beendigen. Im Jahre 1289 begab er sich deshalb selbst, zwar ohne Heer, aber mit einem zahlreichen Gefolge von Fürsten und Herren, nach Thüringen. Er blieb dort ein ganzes Jahr und hielt einen Reichstag zu Erfurt, um den Streit zu schlichten. Friedrich mit der gebissenen Wange hatte inzwischen seine Freiheit wieder erlangt, und da Albrecht fortfuhr, Apitz zu begünstigen, erneuerte er den Krieg, nahm den Vater gefangen und führte ihn nach Landsberg. Doch Rudolf berief ihn nach Erfurt und behielt ihn dort so lange, bis er sich entschloß, den Vater loszulassen unter der Bedingung, daß Apitz ein ihm übergebenes Schloß herausgab, und daß von seiner Erbfolge nicht weiter die Rede sein sollte. Damit war der Streit für den Augenblick beigelegt, aber leider nicht für immer, wie wir bei der Geschichte des folgenden Königs sehen werden. Auch ein Betrüger machte Rudolf zu schaffen. Derselbe hieß Tile Kolup oder Dietrich Holzschuh. Im Jahre 1285 gab er sich für den aus Palästina zurückgekehrten Kaiser Friedrich II. aus. Die Bürger von Köln jagten ihn fort; dagegen fand er in Neuß Aufnahme. Rudolf lachte anfänglich

darüber; als aber auch Wetzlar dem Betrüger die Thore öffnete, und sein Anhang sich bis Colmar ausdehnte, da zog der König, vom Burggrafen von Nürnberg aufgefordert, mit Heeresmacht gegen ihn. Er rückte vor Wetzlar, ließ sich den Betrüger ausliefern und ihn zu Frankfurt als Zauberer auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Die Städte aber, welche sich für ihn erklärt hatten, wurden durch schwere Geldbußen gestraft; so mußte Colmar dem Könige viertausend Mark Silber zahlen.

Ueber der Sorge für das innere Wohlergehen des Reiches vergaß aber Rudolf keineswegs, die Rechte desselben nach außen hin zu wahren. Der mächtige Graf von Savoyen hatte sich mehrere Reichslehen in der Schweiz zugeeignet; doch Rudolf zwang ihn mit Waffengewalt, dieselben zurückzugeben. Nachdem er zu Anfang des Jahres 1289 zu Eger die Vermählung seiner Tochter Jutta mit dem jungen böhmischen Könige Wenzel gefeiert und demselben bei dieser Gelegenheit das erbliche Reichsschenkenamt mit der Kurstimme bestätigt hatte, zog er nach Basel, wo er seine Schaaren gegen den Grafen Otto von Hochburgund versammelte. Dieser hatte sich schon im vorigen Jahre dem Reiche feindselig gezeigt und beabsichtigte, seine Vogtei und die Stadt Besançon dem Reiche zu entziehen und dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich zuzuwenden. Mit ihm war sein Bruder Graf Rainald von Mümpelgard verbunden, der Basel befehdete, und ebenso der Graf von Pfirt. Rudolf eroberte Mümpelgard und zog vor Besançon. Die Grafen hatten auf die Hülfe des Königs von Frankreich gerechnet, und wirklich befahl dieser dem Rudolf, das Land zu räumen; doch Rudolf ließ ihm antworten: „Der König von Frankreich soll nur kommen; er wird finden, daß ich nicht zum Tanze hergezogen bin." Indessen kam sein Heer durch Mangel an Kleidungsstücken und Lebensmitteln bald in große Noth. Er selbst ertrug freudig alle Drangsale mit seinen Kriegern, und auf diesem Zuge eben war es, wo er sich einmal selbst das Wamms flickte und eine Rübe aus dem Felde zog, um seinen Hunger zu stillen. So sehr auch dadurch der Muth der Seinigen befeuert wurde, so mußte er doch darauf denken, den Kampf zu beendigen, und er rüstete sich deshalb zur Schlacht. „Siegen wir", sprach er, „so haben wir zu essen; werden wir gefangen, so lassen sie uns auch nicht verhungern." Zur Schlacht kam es indessen doch nicht. Als die Grafen sahen, daß Rudolf Ernst machte, suchten sie um Frieden nach, der auch durch Vermittelung des Herzogs Robert von Burgund, welcher Rudolfs Schwager war, zu Stande kam. Die Grafen stellten sich in Basel, leisteten den Eid der Treue und empfingen die Belehnung. Uebrigens hätte Rudolf, der es sehr wohl durchschaute, daß schon damals Frankreich auf Deutschlands Kosten sich auszubreiten trachtete und den Gränzen des Reiches immer näher rückte, das alte Königreich Burgund in seiner vollen Macht als

eine Schutzwehr zwischen Frankreich und Deutschland gern wieder aufgerichtet und es einem seiner Söhne verliehen; doch das gelang ihm nicht. Ueberhaupt schlugen ihm in der letzten Zeit seines Lebens gerade seine Lieblingswünsche in Betreff seines Hauses fehl. Sein jüngerer Sohn Rudolf, der mit der böhmischen Prinzessin Agnes vermählt war, starb zwanzig Jahre alt in Prag, und Agnes gebar erst nach seinem Tode einen Sohn, Johann, der nachmals seinen eigenen Oheim Albrecht erschlug, was jedoch Rudolf nicht mehr erlebte. Hartmann, ein anderer Sohn des Königs, den er besonders liebte, ertrank im Rhein. Jener Albrecht war nach dem Tode Beider der einzige Sohn des Königs, und dieser hatte den sehnlichen Wunsch, daß derselbe von den Kurfürsten zu seinem Nachfolger ernannt werden möchte. Auf einem Reichstage, den er im Jahre 1291 in Frankfurt hielt, trug er ihnen seinen Wunsch vor; er stellte die Erfüllung desselben als einen Lohn für die Sorgfalt dar, die er achtzehn Jahre lang dem Wohle des Reiches gewidmet habe, und in der That zeigten sich einige Fürsten, namentlich der Erzbischof von Trier, seinen Ansichten geneigt. Dagegen fand er einen entschiedenen Gegner an Gerhard von Eppenstein, dem Erzbischof von Mainz. Dieser war schon früher einmal nahe daran gewesen, Erzbischof zu werden; aber Rudolf hatte es bewirkt, daß er übergangen und sein eigener alter Freund, der Bischof Heinrich von Basel, Erzbischof von Mainz wurde. Das hatte Gerhard dem Könige nicht vergeben können, und als er nach Heinrichs Tode nun doch Erzbischof geworden war, bot er Alles auf, um die Kurfürsten den Wünschen Rudolfs abgeneigt zu machen. Er stellte ihnen vor, wie gefährlich es sei, den Sohn auf den Vater folgen zu lassen; er bat sie, zu bedenken, daß Albrecht schon jetzt weit mächtiger sei, als sein Vater bei seiner Wahl gewesen, daß er überdies gar nicht so milde und gerecht sei wie jener, und daß sie einen gar strengen Herren an ihm erhalten würden. Seine Gründe erschienen den Kurfürsten einleuchtend. Sie schlugen Rudolf sein Verlangen ab und erklärten ihm, das Reich wäre zu arm, um zwei Könige zu ernähren. Wäre Rudolf im Besitz der Kaiserkrone gewesen, so würden sie keinen Vorwand gehabt haben, die Ernennung Albrechts zu seinem Nachfolger zu verweigern; er hätte ja dann zum römischen Könige gewählt werden können.

Mißmuthig über das Mißlingen seines Planes, verließ Rudolf Frankfurt, um sich nach dem Elsaß zu begeben, wo er nochmals seine Familie um sich versammelte. Am 5. Februar 1284 hatte er sich zum zweiten Male vermählt, und zwar mit der schönen vierzehnjährigen Isabella, der Tochter des Herzogs Otto von Burgund, die sich als Königin Agnes nannte. Ihre Anmuth und ihr kindlich frommer Sinn erheiterten die letzten Jahre des greisen Königs; sie verließ ihn nie und war ihm eine treue Lebensgefährtin. Auch jetzt begleitete sie ihn nach Straßburg. Er

war schon krank, als er Frankfurt verließ, und sichtlich schwand seine Lebenskraft dahin. Er saß gerade mit Agnes beim Bretspiel, das er besonders liebte; da trat sein Arzt ein und machte ihn auf die bedenkliche Abnahme seiner Kräfte aufmerksam. Die Mahnung an den Tod vermochte die Seelenruhe des Greises nicht zu trüben. „Auf denn, nach Speier", rief er heiter und unerschrocken, „zu der Gruft meiner Vorfahren!" Er schiffte sich ein und fuhr den Rhein hinab. Nach einigen Nachrichten erreichte er Speier noch; nach anderen ereilte ihn bereits auf dem Wege in seiner Burg Germersheim der Tod. Man hob ihn vom Pferde und brachte ihn in eine Dorfkirche. Er setzte sich auf einen Stuhl und faltete die Hände zu einem stillen Gebet. Plötzlich erhob er sich. „Ein König", rief er aus, „muß stehend sterben", und auf drei Ritter gestützt, verschied er am 15. Juli 1291; sein Leichnam wurde im Dom zu Speier neben dem Philipps von Hohenstaufen beigesetzt. Das Volk betrauerte ihn tief; im schönsten Sinne war er ein Mann desselben gewesen. Seine Gerechtigkeit und seine Treue waren sprüchwörtlich geworden, und von einem Manne, der sein Wort nicht hielt, pflegte man zu sagen: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht." Lange lebte er fort im Andenken des Volkes und gern erzählte man sich Anekdoten von seiner Einfachheit, Milde, Herablassung, Gerechtigkeit und Klugheit. So sagt man, um nur eine derselben anzuführen, eines Tages sei in Nürnberg ein Kaufmann zu ihm gekommen und habe sich beklagt, er habe seinem Wirthe einen Sack mit zweihundert Mark Silber zur Aufbewahrung gegeben, der aber leugne, ihn erhalten zu haben. Rudolf ließ den Wirth rufen, und als dieser in seinem besten Schmucke erschien, sagte der König lachend: „Ei, du hast eine schöne Hutschnur und Feder, die möchte ich haben!" Voll Freude überreichte sie ihm der Wirth; Rudolf aber sandte sie der Frau desselben, und ließ ihr im Namen des Mannes sagen, sie möge sogleich den Sack mit den zweihundert Mark Silber dem übersenden, dem diese Schnur und Feder gehörten. Die Frau übergab nichts ahnend dem Boten den Sack; der Wirth wurde überführt, gestand Alles und erlitt seine verdiente Strafe. — Auch die Dichter verherrlichten Rudolfs Ruhm, obgleich er wegen seiner Kargheit gegen sie auch manchen Spott von ihnen erdulden mußte. So singt ein Dichter, der sich den Unverzagten nennt:

Der künic Ruodolf minnet Got und ist an triuwen (Treue) stäte;
der künic Ruodolf hât sich manigen schanden wol verṡaget.
Der künic Ruodolf rihtet wol und hazzet falsche raete,
der künic Ruodolf ist ein helt an tugenden unverzaget.
Der künic Ruodolf êret Got und alle werde vrouwen,
der künic Ruodolf laet sich dicke in hôhen êren schouwen.
Ich gan (gönn') im wol, daz im nâch seiner milte heil geṡchiht:
der meister fingen, gigen (Geigen), ṡagen, daz hört er gerne unt git (giebt) in darümbe niht.

Aehnlich sagt ein anderer Dichter, der Meister Stolle:

Der künic von Rôme ne gît ouch niht, unt bât doch küniges guot;
erne gît ouch niht, er ist waertich rehte alsô ein löuwe gemuot;
erne gît ouch niht, er ist kiusche (keusch) gar
erne gît ouch niht, unde ist doch wandels eine (einzig);
Erne gît ouch niht, er minnet Got unde êret reiniu wîp,
erne gît ouch niht, ez enwan (gewann) nieman sô vollen komenen lîp
erne gît ouch niht, er ist schanden bar,
erne gît ouch niht, er ist wîs unde reine;
Erne gît ouch niht, er rihtet wol,
erne gît ouch niht, er minnet triuwe unde êre;
erne gît ouch niht, er ist tugenden vol.
Erne gît ouch leider nieman niht, waz sol der rede mêre?
erne gît ouch niht, er ist ein helt, mit zühten vil gemeit (fröhlich)
erne gît ouch niht, der künic Ruodolf, swaz leman von im singet oder seit.

Es sind noch mehrere Spottgedichte auf den Kaiser erhalten worden. Man warf ihm vor, daß Habsucht der Grund seiner Kargheit sei. „Der König gibt euch nichts", sagt unter Andern der Schulmeister von Eßlingen,

wol ab, er gaebe ez sînen kinden ê
wol ab, si bedorften dannoch mê
wol ab, si waren an guote gar ze hêl
Wol ab, sîn künne (Geschlecht), daz ist arn (arm)
wol ab, daz wil er an uns ersparn
wol ab, ê sîn geslehte erkrupfet (ergriffen) wirt,
wol ab, sô sîn wîr verirt
wol ab, sô wirt der brâte harte harte (sehr) kleine.

Dabei schätzte der König doch Gelehrte hoch. Während eines Krieges hängte er einem Schriftsteller, der ihm ein Werk über die Kriege der Römer gegen die Deutschen überreichte, eine goldne Kette um. Der Burggraf Friedrich stellte ihm deshalb vor, er solle doch mit Geschenken sparsamer sein, weil der Krieg noch lange dauern und das Geld mangeln könne. Rudolf aber sagte: „Wollte Gott, ich könnte Gelehrten einen Theil von dem geben, was ich an so viele ungelehrte Ritter verschwenden muß. Wissenschaften müssen geehrt werden gleich der Tapferkeit. Gott wird weiter helfen." Ueberhaupt gab er gern; aber freilich gestatteten ihm seine beschränkten Geldmittel nicht, überall freigebig zu sein. Hinterließ er doch selbst seiner Gemahlin Agnes so wenig, daß sie, um in Trier leben zu können, wohin sie gleich nach seinem Tode zog, ihre Kleinodien versetzen mußte. — Jedenfalls war seine Regierung für Deutschland höchst bedeutungsvoll und segensreich gewesen; denn er gab dem Lande die lange entbehrte Ruhe, die schmerzlich vermißte Ordnung wieder, und durch Wiederherstellung eines gesetzlichen Zustandes wurde er der Schöpfer

eines neuen geiſtigen und politiſchen Lebens in Deutſchland, das eine beſondere Stütze in den Städten fand, deren Aufblühen er auf jede Weiſe förderte.

§. 54. Adolf von Naſſau.
(1292—1298.)

So ſicher man auch ſchon ſeit einigen Jahren den nahen Tod Rudolfs hatte vorausſehen können, ſowohl ſeines hohen Alters wegen, als auch wegen ſeiner in Folge vielfacher Anſtrengungen ſichtlich zunehmenden Schwäche, ſo rief derſelbe doch eine ſo gewaltige Bewegung in Deutſchland hervor, als habe Niemand an ſeine Möglichkeit gedacht. Die Frage, wer ſein Nachfolger werden ſollte, erregte alle Gemüther. Albrecht hatte ſich durch ſein finſteres Gemüth und durch ſeine in Oeſterreich verübte Tyrannei ſo verhaßt gemacht, daß man nicht daran denken mochte, ihm die Geſchicke Deutſchlands anzuvertrauen. Sein eigener Schwager, der König Wenzel von Böhmen, war ſein entſchiedener Gegner; noch gefährlicher aber war ihm die Feindſchaft des Mainzer Erzbiſchofs, der ſeinen Haß gegen Rudolf in vollſtem Maße auf ihn übertragen hatte. Gleichwohl glaubte Albrecht der Wahl ganz gewiß zu ſein. Er bemächtigte ſich deshalb eines Theils der Reichskleinodien, fuhr fort, mit ſeinen Vaſallen blutige Kriege zu führen, und hielt es gar nicht für nöthig, an den Rhein zu ziehen, um ſich um eine Krone zu bewerben, die ihm nach ſeiner Meinung doch nicht entgehen konnte.

Zehn Monate nach Rudolfs Tode, im Mai 1292, kamen ſechs Kurfürſten und der Geſandte König Wenzels in Frankfurt zuſammen. Schlau wußte es der Erzbiſchof Gerhard von Mainz bei den anderen Kurfürſten durch die Vorſpiegelung, es ſei zu befürchten, daß gerade ihr Gegner gewählt würde, dahin zu bringen, daß ihm alle ihre Kurſtimme übertrugen, und zu ihrer großen Verwunderung rief er dann am 10. Mai einen Mann zum Kaiſer aus, deſſen Namen er bis dahin nie genannt hatte, ſeinen Vetter, den Grafen Adolf von Naſſau. Die Fürſten wollten zornig in Vorwürfe ausbrechen; er ſtimmte jedoch eilig ein feierliches „Herr Gott, dich loben wir“ an und ließ dem neuen Könige die Huldigungen leiſten; dieſer aber wußte durch große Geldſummen und Ertheilung bedeutender Gerechtſame allen Widerſpruch vollends zu unterdrücken.

Graf Adolf von Naſſau war zwar ein in vieler Hinſicht tüchtiger Mann. Er war ausgezeichnet durch Tapferkeit, Körperſtärke und ritterliche Geſinnung, in allen männlichen Uebungen gewandt, wie irgend Einer, dabei von ſeltener Gelehrſamkeit und Sprachenkunde; aber ſeine

Beſitzungen waren nur unbedeutend; nicht einmal ſeine ohnehin nur kleine Grafſchaft gehörte ihm ganz; eben ſo wenig hatte er Gelegenheit, ſeinem Hauſe, wie Rudolf, durch Verleihung eines großen Reichslehens Macht und Bedeutung zu verſchaffen. Gerade darum freilich hatte ihn Gerhard gewählt. Er dachte, der neue, durch ihn zu ſo hoher Ehre gehobene König, der ihm bisher in vielen Dingen ſo gehorſam war, werde ſich von ihm ganz als willenloſes Werkzeug ſeines Ehrgeizes, ſeiner Habgier und ſeiner Herrſchſucht gebrauchen laſſen. Bald ſollte er indeſſen ſehen, daß er ſich darin geirrt habe.

Albrecht war Anfangs außer ſich. Bei der erſten Kunde von der Wahl wollte er ſofort nach Schwaben und Oeſterreich aufbrechen; aber die Kurfürſten, die ſchlimme Verwickelungen befürchteten, baten ihn, keinen raſchen Schritt zu thun, und entſchuldigten ſich mit der Betheuerung, ſie ſeien eben ſo wie er von dem Mainzer Erzbiſchof hintergangen worden, worauf ihnen Albrecht erklärte, ſie möchten unbeſorgt ſein, er werde weder Adolf noch einen geiſtlichen Kurfürſten bekriegen.

Nach ſeiner Wahl begab ſich Adolf zur Krönung nach Aachen, und nun ließ er es ſich angelegen ſein, wie Rudolf den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Er zog in den Elſaß, zwang die Widerſpenſtigen mit bewaffneter Hand zum Gehorſam, züchtigte Colmar und andere Städte an der Gränze. Gleichzeitig ſuchte er ſeine Macht dadurch zu ſtärken, daß er eine Vermählung ſeiner Tochter Mechthild mit dem Herzoge Rudolf von Baiern, dem Sohne des Pfalzgrafen Ludwig, verabredete. Albrecht ſah ein, daß für ihn noch nicht die Zeit gekommen ſei, gegen den König aufzutreten. Er befahl, die zu Trifels aufbewahrten Reichskleinodien und Reliquien, unter denen ſich auch die angebliche Dornenkrone des Heilandes befand, nebſt dem Reichsſchloſſe Trifels ſelbſt dem neuen Könige zu übergeben; ja, er erſchien ſogar in Oppenheim, um von Adolf die Belehnung zu empfangen, wobei er es ſich freilich nicht verſagen konnte, dem armen Könige gegenüber mit dem größten Glanze aufzutreten.

Bald geſtalteten ſich die Verhältniſſe für Albrecht günſtiger. Der Erzbiſchof von Mainz hatte nichts weniger erwartet, als daß ein Fürſt, der nicht einmal im Stande war, den Frankfurtern die Summen wieder zu erſtatten, die ſie ihm zu ſeiner Krönung vorgeſchoſſen hatten, ſo ſelbſtſtändig auftreten und ſich ſo gar nicht in ſeinen Willen fügen würde, wie Adolf. Dazu kam, daß der König die läſtigen Bedingungen, die er vor der Wahl gegen ihn eingegangen war, nachher, als er zur Macht gelangte, größtentheils nicht erfüllte So geſchah es, daß Gerhard aus ſeinem Gönner ſein heftigſter Gegner wurde, und daß dieſelben Fürſten, die aus Eigennutz ſeine Wahl betrieben hatten, jetzt eben ſo eifrig an ſeinem Sturze arbeiteten. Die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gab ihnen Adolf ſelbſt in die Hand. Aus Geldmangel nahm er nämlich von

dem Könige Eduard I. von England das Versprechen von 100,000 Mark an und versprach ihm dafür, ihn in seinem Kriege gegen Philipp den Schönen von Frankreich zu unterstützen. Dreißigtausend Mark erhielt er wirklich, und nun erließ er eine Kriegserklärung, sah es aber sehr gern, daß der Papst ihm die Theilnahme am Kriege untersagte. Machte er sich schon durch die Annahme fremden Geldes bei den deutschen Fürsten verächtlich, so geschah es noch mehr durch den schmachvollen Gebrauch, den er von den empfangenen Summen machte. Um nämlich seine Hausmacht zu verstärken, benutzte er den Haß Albrechts des Entarteten gegen seine Söhne und kaufte von ihm für das englische Geld die Landgrafschaft Thüringen nebst dem Osterlande. Mit Gewalt suchte er sich in den Besitz des wider alles Recht erworbenen Landes zu setzen. Für das noch übrige Geld warb er eine Menge Raubritter vom Rhein, das verruchteste Gesindel, das auf die entsetzlichste Weise in dem unglücklichen Thüringen hauste. Nonnenklöster wurden eingenommen, die Nonnen gemißhandelt, die Kirchen beraubt, wehrlose Weiber auf das Schmachvollste verhöhnt, die Aecker verwüstet, die Heerden fortgetrieben, die Städte niedergebrannt und ausgeplündert; auch das Letzte wurde den armen Bewohnern des Landes genommen. Fünf Jahre lang dauerte der unselige Kampf, ohne daß Adolf vermocht hätte, sich das Land zu unterwerfen, und immer allgemeiner wurde der Unwille gegen ihn.

Albrecht wußte die Mißstimmung gegen den König vortrefflich zu benutzen. Er schickte Gesandte an Gerhard mit reichen Geschenken. Zu dem Könige Wenzel begab er sich selbst; er soll sogar vor ihm gekniet haben, um den eiteln Mann für sich zu gewinnen. In der That versöhnte er sich so vollständig mit ihm, daß ihn Wenzel zu der bevorstehenden Feier seiner Krönung nach Prag einlud. Dort erschien nun Albrecht im höchsten Glanze. Zehntausend Pferde brachte er mit, und dieselben wurden sämmtlich auf seine Kosten verpflegt; Jeden aus seinem Gefolge ließ er täglich speisen; zwei und funfzig Knappen schlug er in Prag zu Rittern, und zu dem großen Turnier, zu dem er ihnen Allen die Waffen schenkte, ließ er sie in neuen Prachtanzügen bei Tafel erscheinen; ihre früheren Gewänder aber und das auf zweihundert Mark geschätzte Tafelgeräth, so wie die übrig gebliebenen Speisen ließ er unter die Zuschauer vertheilen. Am Pfingstfeste 1297 vollzog Gerhard im Dome zu Prag die Krönung Wenzels. Der junge König war dabei mit einer Krone geschmückt, die 2000 Mark werth war; Schwert und Schild die ihm vorgetragen wurden, schätzte man auf dreitausend Mark. Auf dem Schilde war ein Löwe von Perlen auf Goldgrund, und vier große Rubine bildeten die Krallen der Tatzen; das Krönungskleid, von goldenen Schuppen zusammengesetzt, war über viertausend Mark werth; die Ringe, das Leibgeschmeide, der Gürtel und der Hut des Königs waren

so reich, daß sich Niemand getraute, ihren Werth zu bestimmen. Alle Häuser, an denen der Zug vorüberging, waren mit purpurnen Decken behängt; aus dem Brunnen auf dem Neumarkt floß beständig Wein für das Volk; so viele Menschen von nah und fern waren herbeigeströmt, daß 190,000 Pferde auf königliche Kosten gefüttert sein sollen.

In Prag wurde Alles verabredet. Die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg waren gegenwärtig; den von Köln übernahm Gerhard für Albrecht zu stimmen, so daß man auf fünf Stimmen rechnen konnte, und es wurde beschlossen, Albrecht solle sich kräftig rüsten und sich bereit halten, an den Rhein zu ziehen; man versprach ihm den kräftigsten Beistand. König Adolf erfuhr Alles, was in Prag vorging; er erkannte wohl die drohende Gefahr, aber doch ergriff er nicht die rechten Maßregeln, um sie abzuwenden. Eine bedeutende Verstärkung seiner Macht gewann Albrecht inzwischen dadurch, daß er im October 1297 seine zweite Tochter Agnes mit dem Könige Andreas von Ungarn vermählte. Agnes war äußerst fein gebaut und so klein, daß sie von den Abschnitten der Kleider ihrer Schwestern hinreichend für die ihrigen hatte. Sie war liebreich und sanft und so fromm, daß sie schon als Kind mit ihrem Bruder Rudolf oft die Einsamkeit aufsuchte, um sich frommen Betrachtungen zu überlassen. Milde und sanft blieb sie auch ihr Leben lang, und wie sie durch ihre christlichen Tugenden das Herz ihres Gemahls gewann, so rettete sie auch durch dieselben Viele vom Tode und von der Sünde. Durch reiche Geschenke und Verleihungen wußte Albrecht immer Mehrere auf seine Seite zu ziehen; auch den Papst suchte er zu gewinnen; der scheint aber nicht auf seine Anträge eingegangen zu sein; denn er lud vielmehr den König Adolf dringend zur Kaiserkrönung ein. Die Kurfürsten ließen sich indessen dadurch nicht irre-machen. Ihrer Aufforderung folgend, zog Albrecht mit Heeresmacht nach Schwaben; Adolf ging ihm in das Kinzigthal entgegen. Mehrere Wochen standen sie unthätig einander gegenüber; endlich zog Albrecht nach Straßburg, Adolf folgte ihm. Indessen versammelten sich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg so wie die Gesandten des Königs von Böhmen und des Erzbischofs von Köln bei dem Erzbischof Gerhard in Mainz; nur der Pfalzgraf Rudolf und der Erzbischof von Trier, jener der Schwiegersohn, dieser der Bruder des Königs, fehlten. Die Versammelten forderten den König vor ihren Richterstuhl, um sich zu rechtfertigen, beschuldigten ihn, da er nicht erschien, der schwersten Verbrechen, erklärten ihn am 22. Juni 1298 feierlich für abgesetzt und verboten den Fürsten und Mannen des Reiches, ihm fernerhin zu gehorchen. Am folgenden Tage zogen sie unter Glockengeläut in den Dom, verkündeten öffentlich die Absetzung Adolfs und die Wahl Albrechts zum König des römischen Reiches. Adolf war außer sich vor Zorn, als er die Botschaft von dem Geschehenen empfing.

Die Ungeſetzlichkeit und Ungerechtigkeit der Abſetzung des alten wie der Wahl des neuen Königs konnte Niemand bezweifeln; die allgemeine Stimme war daher auch gegen Albrecht; namentlich blieben alle Städte außer Mainz und Straßburg dem rechtmäßigen Könige treu.

Als Adolf hörte, daß Albrecht den Rhein hinab zog, eilte er ihm nach; er drängte ihn, durch eine Schlacht den Streit zur Entſcheidung zu bringen, und er war nur beſorgt, Albrecht, den er auf der Flucht wähnte, möchte ihm entkommen; er wartete daher auch nicht einmal die Mannſchaft aus den Städten ab, die noch zu ihm ſtoßen ſollte. In einem von Bergen und Hügeln faſt rings umſchloſſenen Thale bei dem Dorfe Göllheim unweit Worms kam es am zweiten Juli 1298 zur Schlacht. Durch ſcheinbare Flucht wußte Albrecht die Schaaren Adolfs in eine unvortheilhafte Stellung zu locken, ſo daß ihnen die Sonne gerade in's Geſicht ſchien. „Weiche zurück von mir", rief Adolf ſeinem Sohne Rupert zu, „denn meine Feinde laſſen mich nicht am Leben." Doch der Sohn erwiederte: „Wohin du gehſt, Vater, folge ich dir im Leben und im Tode." „Nun denn, mein Sohn", ſprach Adolf, „es iſt beſſer ſterben, als mit Schanden leben." Mit ihren gegen die Sitte ſpitz geſchliffenen Schwertern ſtießen die Oeſterreicher die Pferde der Ritter nieder. Adolf ſtürzte mit ſeinem Roſſe, und man mußte ihn betäubt aus der Schlacht tragen. Aber er raffte ſich wieder auf, ließ ſich ein anderes Roß zuführen und ſtürmte, obgleich ohne Helm und durch den Sturz ſchwer verletzt, von Neuem in die Schlacht. Albrecht focht in unſcheinbarer Rüſtung und hatte mehreren Rittern ſeines Gefolges geſtattet, den königlichen Waffenrock anzulegen. Zwei derſelben fielen von Adolfs Hand, der ſeinen Gegner ungeſtüm aufſuchte. Plötzlich wurde er von einer unerwartet hervordringenden feindlichen Schaar umzingelt — wahrſcheinlich waren es die Mainzer, die zuerſt ſcheinbar die Flucht ergriffen hatten — und im Gewühle fand er ſeinen Tod. Einige erzählen, endlich habe er den Herzog doch im Schlachtgetümmel erkannt und, indem er auf ihn eindrang, ihm zugerufen: „Heute wirſt Du mir nicht entkommen, ſondern hier Leben und Reich laſſen"; Albrecht aber habe erwiedert: „Das ſteht in Gottes Hand", und ihn über den Augen getroffen, daß er zu Boden ſtürzte; ein Waffenträger habe ihn vollends getödtet, indem er ihm die Kehle durchbohrte. Nach andern Nachrichten wäre Adolf von dem rheiniſchen Raugrafen Georg von Stolzenberg unter dem einen Auge getroffen worden*); nach noch Anderen wäre er von der Hand des jungen Grafen von Zweibrücken gefallen. Albrecht ſelbſt hat es

*) Ein gleichzeitiger Dichter ſagt:
Mir ſade eyn ritter, de id ſach,
Dat hei in vnder ougen ſtach.

stets geleugnet, daß er seinem Gegner den Todesstoß gegeben habe. Mit Adolfs Tode war der Sieg für Albrecht entschieden; an siebenhundert Edle, unter ihnen sechszig Grafen, auch Adolfs Sohn Rupert, geriethen in die Gefangenschaft. Das Ende des Königs erregte große Theilnahme; selbst dem Erzbischof Gerhard traten Thränen in die Augen, als er die Leiche betrachtete, und er rief aus: „Das tapferste Herz ist zu Grunde gegangen." Diese Worte verdrossen Albrecht gar sehr, und er sagte: „Ihr sollt mir nicht eher von der Seite weichen, als bis Alles vollbracht ist"; denn er fürchtete, der Erzbischof möchte von ihm abfallen. Nachmals aber entblödete sich dieser nicht, den Tod des edlen ihm verwandten Königs durch ein jährliches Gedächtnißfest als freudiges Ereigniß zu feiern.

Adolfs Getreue baten um die Erlaubniß, ihren unglücklichen König in der Kaisergruft zu Speier bestatten zu dürfen; das gestattete aber Albrecht nicht, weil Adolf abgesetzt gewesen sei. Daher brachten sie den Leichnam nach der nahe gelegenen Frauenabtei Rosenthal, und Albrecht selbst, der Erzbischof von Mainz und viele andere Herren waren bei der Bestattung zugegen. Erst später wurde die Leiche vom Kaiser Heinrich VII. in der kaiserlichen Gruft zu Speier beigesetzt, zugleich mit der seines Todfeindes Albrecht.

---

§. 55. Albrecht der Erste. (1298—1308.)

Ein glücklicheres Ereigniß hätte für Albrecht nicht eintreten können, als der Tod des Königs Adolf. Jeder andere Ausgang hätte ihm die größte Verlegenheit bereiten müssen; denn selbst wenn er den vollständigsten Sieg erfochten hätte, so war bei dem Charakter Adolfs die Fortdauer des Krieges gewiß, und der Ausgang desselben war für Albrecht um so zweifelhafter, da er bereits alle seine Kräfte aufgeboten hatte, während für Adolf noch viele Hülfsquellen offen standen. Nahm er aber den König gefangen, so konnte er ihn nicht ohne Gefahr frei lassen; behielt er ihn dagegen in Gewahrsam, so hatte er die öffentliche Meinung völlig gegen sich. Durch Adolfs Tod war er auf einmal aus aller Verlegenheit befreit und an das Ziel seiner Wünsche gelangt. Er fühlte indessen wohl, wie sehr ihm die unrechtmäßige Weise, auf welche er zur Herrschaft gelangt war, in den Augen der Fürsten und des Volkes nachheilig sein müsse. Er ging deshalb nach Frankfurt, wo sich auf die Einladung des Erzbischofs von Mainz sämmtliche Kurfürsten versammelt hatten, und legte die Herrschaft feierlich in ihre Hände zurück. Drei Tage darauf, am 27 Juli, trafen die Kurfürsten eine neue Wahl, und

dieſelbe fiel einſtimmig auf Albrecht, der ſich erſt jetzt als rechtmäßigen König betrachten konnte. Am 25. Auguſt wurde er zu Aachen gekrönt, und nachdem er am Rhein, im Elſaß und in Schwaben den Landfrieden erneuert hatte, hielt er in Nürnberg ſeinen erſten Reichstag, ernannte auf demſelben ſeinen Sohn Rudolf zum Herzog von Oeſterreich und Steiermark und ließ ſeine Gemahlin Eliſabeth feierlich krönen.

Albrecht war in vieler Hinſicht das entſchiedene Gegentheil ſeines edlen Vaters. Zwar zeichnete er ſich durch Tapferkeit, unermüdliche Thätigkeit und Freigebigkeit aus; aber dieſe ſcheinbaren Tugenden dienten ihm nur als Mittel zur Befriedigung ungezügelter Habgier und Herrſchſucht. Dieſe beherrſchten ſeine ganze Seele, und ſelbſt verwerfliche Mittel ſcheute er nicht, um ſeine Zwecke zu erreichen. Dabei war in dem Herzen des hochmüthigen Mannes keine Spur von der demüthigen Frömmigkeit Rudolfs, und die finſtere Strenge, welche ſich in den durch den Verluſt eines Auges bis zur Häßlichkeit entſtellten Zügen ſeines Geſichtes ſpiegelte, ſtand im grellſten Contraſt zu der Milde und Leutſeligkeit ſeines Vaters.

Mit den deutſchen Fürſten hatte Albrecht ein leichtes Spiel gehabt; nicht ſo leicht aber wurde es ihm mit dem Papſte Bonifacius VIII., einem Manne, der ihm an Herrſchſucht völlig gleich kam. Alsbald nach getroffener Wahl zeigten die Fürſten dieſelbe dem Papſte in einem ehrfurchtsvollen Schreiben an, das ſie ihm durch eine Geſandtſchaft überſchickten. Bonifacius aber erklärte: „als Mörder ſeines Herrn ſei Albrecht des Reiches unwürdig; er ſei ungeſtalt und ſeine Gemahlin (ſie war eine Stiefſchweſter Konradins) eine Jeſabel aus dem Otterngezüchte Friedrichs II.; er, der Papſt ſelbſt, ſei der rechte Kaiſer.“ Albrecht gerieth außer ſich vor Zorn, als er dieſe Antwort empfing; er ſetzte ſich die Krone auf das Haupt, ergriff das Schwert und rief aus: „Will mich der Papſt nicht anerkennen, ſo bin ich doch durch die Macht der Fürſten König und Kaiſer.“ Der Papſt lud ihn vor ſich nach Rom, um Vergebung zu erbitten und Buße zu thun; den deutſchen Fürſten aber verbot er, ihn anzuerkennen, und entband ſie ihres Eides gegen ihn. Doch Albrecht dachte nicht daran, ſich vor dem ſtolzen geiſtlichen Herrſcher zu beugen; vielmehr verband er ſich mit dem gefährlichſten Gegner deſſelben, dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich, einem Manne, der ihm an Thatkraft, Schlauheit und Herrſchſucht völlig gleich kam. Um ſich deſto feſter mit demſelben zu vereinigen, verabredete er mit ihm eine Vermählung ſeines älteſten Sohnes Rudolf mit Philipps Schweſter Blanca, um dadurch für Rudolf die Wiederherſtellung des burgundiſchen Königreiches zu erlangen. Dann hielt er ſelbſt mit Philipp eine Zuſammenkunft, bei welcher alles Weitere verabredet wurde. Gerhard von Mainz war dabei beſonders thätig geweſen; als aber Albrecht auf Philipps Rath den deutſchen Fürſten den Vorſchlag machte, noch während ſeines

Lebens seinen Sohn zu seinem Nachfolger zu bestimmen, widersprach Gerhard nicht nur, sondern hielt auch die Andern ab, auf den Antrag einzugehen. Aus Verdruß darüber bezahlte Albrecht für ihn nicht, wie er es für die andern ihn begleitenden Fürsten gethan hatte, die Zehrungskosten, und dies erbitterte den Erzbischof so, daß er mit den beiden andern geistlichen Fürsten und dem Pfalzgrafen Rudolf den König ohne Abschied verließ und nach Deutschland zurückging. Um so eifriger setzte Albrecht die Verhandlungen mit Philipp fort, und nachdem er mit demselben ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Jedermann geschlossen hatte, kehrte er gleichfalls nach Deutschland zurück. Sein Sohn Rudolf dagegen ging nach Paris, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Ganz gegen die Hofsitte besuchte ihn der König Philipp selbst in seiner Herberge; ja, selbst die Königin Mutter, Maria von Brabant, kam mit großem Gefolge unter Posaunenschall zu ihm, und da er nicht Französisch verstand, unterhielt sie sich mit ihm lateinisch. Als er seinen Einzug in die Stadt hielt, kam ihm der Bischof mit der hohen Geistlichkeit und den Ersten aus der Bürgerschaft entgegen. Die Hochzeit wurde mit großem Pomp gefeiert, und mehrere Tage lang währten die glänzendsten Festlichkeiten. Unter starkem Ehrengeleite wurden die Neuvermählten bis an die Gränze geführt; von da zogen sie den Rhein hinab und dann, von der Königin Elisabeth begleitet, nach Wien, wo sie mit großen Festlichkeiten empfangen wurden.

Die vier dem Könige feindseligen Kurfürsten waren indessen nicht unthätig gewesen. Sie gewannen Albrechts Schwager, den böhmischen König Wenzel, für sich, dessen Eitelkeit von ihm mehrfach war gekränkt worden, und der Pfalzgraf erklärte nun offen, Albrecht könne nicht König sein, weil er seinen Herrrn, den König Adolf, umgebracht habe. Sobald Albrecht von den Umtrieben der Kurfürsten Kunde erhielt, eilte er an den Rhein und berief die Abgeordneten aller Städte des Reiches vor sich. Gern vernahm er von ihnen Klagen über mannichfache Bedrückungen von Seiten der Kurfürsten, die durch ungesetzliche Zölle den Handel belästigten, und forderte die Kurfürsten vor, um sich wegen dieser Beschwerden zu rechtfertigen. Sie erschienen nicht an dem festgesetzten Tage, und Albrecht erklärte daher alle seit dem Tode Friedrichs II. von den Erzbischöfen und dem Pfalzgrafen eingeführten Zölle für aufgehoben. So gewann er die Städte sämmtlich für sich; gleichzeitig aber wandte er sich mit Klagen über die Ungerechtigkeit der Bischöfe an den Papst. Diesen zu gewinnen, war ihm von Anfang die Hauptsache gewesen, und auch daß er mit dem gefürchtetsten Gegner desselben, dem Könige Philipp, in Bündniß getreten war, hatte wohl seinen Hauptgrund darin, daß er dadurch den Papst einzuschüchtern und zu einer Annäherung zu bewegen hoffte. Indessen richtete er vorläufig noch nichts aus. Dagegen griff er

jetzt die Kurfürſten an. Von allen Seiten zogen ihm Hülfsſchaaren zu; das Land des Pfalzgrafen wurde überfallen und furchtbar verheert; Bingen wurde nach langer Belagerung erobert, ebenſo andere Städte, der blühende Rheingau ſchrecklich verwüſtet. Auch das Land der Erzbiſchöfe von Köln und Trier wurde verheert, und am Ende mußten alle vier um Gnade bitten, die ſie auch, freilich unter ſehr demüthigenden Bedingungen, erhielten.

Während des Krieges gegen die Kurfürſten hatte aber Albrecht den Papſt nicht aus dem Auge verloren, und endlich eröffneten ſich ihm günſtigere Ausſichten. Das Verhältniß des Papſtes zu Philipp war ein immer feindſeligeres geworden; er näherte ſich deshalb dem Könige Albrecht und erkannte ihn endlich im April 1303 förmlich an; Albrechts Charakter zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit in ſeiner ganzen Falſchheit. Er brach ſeinen Bund mit Philipp, geſtand zu, daß das abendländiſche Kaiſerthum den Kaiſern von den Päpſten verliehen ſei, daß das Wahlrecht der Kurfürſten vom Papſte ſich herleite, und gelobte, die Rechte des heiligen Stuhles gegen Jedermann zu vertheidigen.' Dafür that der Papſt Philipp in den Bann, erklärte ihn des Reiches verluſtig und ertheilte es Albrecht, der es freilich nie erhielt.

So hatte Albrecht einen Hauptzweck ſeines Strebens erreicht; nicht ſo glücklich war er in anderer Beziehung. Wie es ihm nicht geglückt war, die Krone in ſeinem Hauſe erblich zu machen, ſo ſcheiterten auch die meiſten Entwürfe des ländergierigen Königs zur Vergrößerung ſeiner Hausmacht durch Erweiterung des Landbeſitzes. Im Jahre 1299 erloſch mit Johann I., dem Enkel des römiſchen Königs Wilhelm, der Mannsſtamm der Grafen von Holland, und Albrecht wollte nun ihre Beſitzungen Holland, Seeland und Friesland als eröffnete Reichslehen einziehen, um ſie einem ſeiner Söhne, oder vielleicht auch ſeinem Neffen Johann zu ertheilen. Seine Abgeordneten wurden aber von den Leuten des Grafen von Hennegau, des nächſten Verwandten von weiblicher Seite, verjagt, und als er ſelbſt nach Nymwegen ging, um die Sache zu ordnen, wäre er auf der Burg des Grafen von Geldern beinahe überfallen worden und ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen, hätte ihn nicht die Tochter deſſelben noch zur rechten Zeit gewarnt. Er ſah ſich deshalb genöthigt, ſein Unternehmen aufzugeben, und mußte ſich entſchließen, den Grafen von Hennegau mit Holland und Seeland zu belehnen.

Dies war während des Krieges mit den Kurfürſten geſchehen; nach Beendigung deſſelben und nach erfolgter Ausſöhnung mit dem Papſte wandte er ſich gegen Böhmen. König Wenzels Macht, an ſich ſchon gefährlich genug, war dadurch noch vergrößert worden, daß im Jahre 1300 eine unzufriedene Partei in Polen, die ihren König vertrieben

hatte, ihn in's Land rief und in Gnesen zum Könige von Polen krönen ließ. Jetzt drohte eine neue Vergrößerung seiner Macht. Im Jahre 1301 starb plötzlich König Andreas III. von Ungarn, wie man sagt, an Speisen, die mit einem vergifteten Messer geschnitten waren; und eine Partei erklärte sich für den jungen neapolitanischen Prinzen Karl Robert, einen Sohn Karl Martells, eine andere für Wenzel, den Sohn des Königs von Böhmen. Eine solche Vergrößerung der Macht Böhmens konnte Albrecht unmöglich gleichgültig mit ansehen; er erklärte sich für Karl Robert und drang mit demselben in Böhmen ein, während der vertriebene Polenkönig mit ungarischer Hülfe in Polen einfiel. Albrecht drang gegen Kuttenberg vor, das durch seine reichen Silberbergwerke berühmt war; aber die stark befestigte Stadt leistete so tapferen Widerstand, und es brachen unter seinen Kriegern so verheerende Krankheiten aus, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte (1304). Als er sich zu einem neuen Zuge rüstete, starb König Wenzel, und er dachte nun vor Allem darauf, sich mit Wenzel III., dem siebenzehnjährigen Sohne desselben, einem ausschweifenden, unkriegerischen, dem Trunke ergebenen Jünglinge, zu versöhnen. Die Versöhnung kam wirklich zu Stande. Wenzel entsagte der ungarischen Krone; aber schon im folgenden Jahre (1306) wurde derselbe in Olmütz ermordet. Er hatte leichtsinnig große Krongüter vergeudet; nachher forderte er sie zurück; darüber wurden seine Großen aufgebracht, beschlossen seinen Tod und bestimmten durch Würfel, wer ihn ermorden sollte. Mit ihm erlosch der böhmische Herrscherstamm, und Albrecht nahm nun sofort Böhmen als eröffnetes Reichslehen für seinen Sohn Rudolf in Anspruch. Zwar suchte Herzog Heinrich von Kärnten, der mit des letzten Königs Schwester Anna vermählt war, den Thron zu erlangen; aber Albrecht und Rudolf rückten gleichzeitig mit Heeresmacht gegen Böhmen vor, und dies bewog die böhmischen Stände, einstimmig Rudolf zum Könige zu wählen. Dieser zog nun sogleich nach Prag, wohin bald darauf auch sein Vater kam, und da seine Gemahlin Blanca bereits am 29. April 1305 gestorben war, vermählte er sich zur großen Freude der Böhmen am 19. März 1306 mit Wenzels II. Wittwe Elisabeth, der Tochter des polnischen König Przemysl. Noch immer hatte indessen Heinrich von Kärnten Anhänger im Lande, und nach der Rückkehr Albrechts sah sich Rudolf genöthigt, einen derselben mit bewaffneter Macht zu bekämpfen. Als er die Stadt desselben angriff, erkrankte er aber plötzlich und starb am 3. Juli 1307. Man argwöhnte Vergiftung; der Sterbende ließ aber seinem Vater melden, welche Gerüchte über eine Vergiftung auch vor ihn kommen sollten, er möge keinem derselben glauben; Niemand sei an seinem Tode schuldig, und an Niemand sei Rache zu nehmen. Albrecht wollte nun seinem zweiten Sohne Friedrich die Krone Böhmens verschaffen; allein

das habsburgiſche Regiment ſchien den böhmiſchen Großen zu ſtrenge, und ſie wählten deshalb nun den Herzog von Kärnten zum König. Zwar zog Albrecht mit Heeresmacht gegen Böhmen; er mußte jedoch wieder umkehren, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur Mähren blieb in der Gewalt des Herzogs Friedrich. So war dem Könige auch dieſer Vergrößerungsplan mißglückt.

Nicht beſſer erging es ihm in Thüringen. Er erklärte nämlich, König Adolf habe Thüringen und Meißen nicht für ſich, ſondern für das Reich gekauft, und verlangte von Friedrich und Diezmann ihre Herausgabe. Da ſie ſich weigerten, ſprach er die Reichsacht über ſie aus und beſchloß einen Krieg. Gerade damals war aber König Wenzel geſtorben, und Albrecht mußte deshalb nach Böhmen eilen. Der Krieg begann indeſſen, und mehrere Städte und Schlöſſer wurden beſetzt; aber die beiden Brüder wußten Albrechts Abweſenheit in Böhmen und Oeſterreich vortrefflich zu benutzen. Sie bemächtigten ſich eines feſten Platzes nach dem andern, und zuletzt blieb dem Könige faſt nichts als die Stadt Eiſenach. Albrecht ſandte deshalb Truppen gegen Thüringen; aber dieſelben wurden im Jahre 1307 bei dem Dorfe Lucka unweit Altenburg ſo völlig geſchlagen, daß ihre Niederlage zum Sprüchwort wurde, und man noch lange nachher zu ſagen pflegte: „Es geht dir wie den Schwaben vor Lucka.“ Albrecht war indeſſen nicht der Mann, um ſich dadurch von ſeinem Vorhaben abbringen zu laſſen. Diezmann fand plötzlich in Leipzig ſeinen Tod (1307), und Albrecht erneuerte den Krieg gegen Friedrich; ſein Heer wurde jedoch von dieſem bei Borna abermals geſchlagen. Wohl wäre Friedrich indeſſen auch jetzt noch nicht zum ruhigen Beſitze ſeiner Lande gelangt, hätte nicht Albrechts Ehrſucht zugleich mit ſeinem Leben ein unerwartetes Ende gefunden.

Sein Bruder Rudolf war im Jahre 1289 geſtorben. Derſelbe hatte von ſeinem Vater Rudolf von Habsburg die Mitbelehnung über die öſterreichiſchen Stammlande empfangen, und ſeiner Gemahlin Agnes war noch beſonders die Grafſchaft Kyburg verſchrieben worden. Bei ſeinem Tode hinterließ er einen unmündigen Sohn, welcher Johann hieß. Dieſer erbte die väterlichen und mütterlichen Anſprüche, und da ſeine Mutter eine böhmiſche Prinzeſſin war, erbte er nach dem Tode Wenzels III. auch das Anrecht auf Böhmen. Albrecht wurde ſein Vormund, und er wurde in Prag unter den Verwandten ſeiner Mutter erzogen. Vergebens bat er den König wiederholt um ſein Erbtheil oder um eine billige Ausgleichung durch Schiedsrichter; derſelbe wußte immer Ausflüchte vorzubringen, um ſo gerechte Forderungen nicht zu erfüllen. So mußte ſich in Johanns Seele der Gedanke feſtſetzen, der ländergierige König wolle ihn zu Gunſten ſeiner Söhne um ſein Erbtheil bringen.

Er war inzwischen achtzehn Jahre alt geworden und noch immer zu einem unthätigen Leben verdammt; auch die Fürsprache mehrerer Bischöfe für ihn, namentlich des Erzbischofs von Mainz, blieb ohne Erfolg. Erbittert darüber, beschloß Johann, blutige Rache zu nehmen, und verband sich mit den schwäbischen Rittern Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von der Wart, Konrad von Tegernfeld und Andern, die gleichfalls von dem Könige Kränkungen erfahren hatten, um denselben zu ermorden. Albrecht hielt Hof zu Baden im Aargau; dort sollte ihr Vorhaben ausgeführt werden. Aber fast wäre Alles mißglückt. Einer der Verschwornen wurde von Reue ergriffen, entdeckte am Ostertage, dem 14. April 1308, dem Könige das Vorhaben derselben und bat für sich selbst um Gnade. Albrecht aber meinte, der ganze Plan sei nur darauf berechnet, ihn in Schrecken zu setzen, und er versprach, die Sache seines Neffen baldigst zu beenden. Auf seine Einladung kamen die drei geistlichen Kurfürsten, Herzog Ludwig von Baiern und die Bischöfe von Straßburg, Speier und Constanz nach dem Schlosse Habsburg. Am ersten Mai redete der Erzbischof von Mainz auf Johanns Bitte mit dem Könige wegen der Angelegenheiten desselben. Albrecht rief Johann zu sich und sprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, sei gewiß, daß ich in Kürze dir geben werde, was dir von deinem Vater zukommt; auch von Allem, was ich kaufte, sollst du deinen Theil haben, denn ich will einen Mann aus dir machen, allen großen Fürsten gleich." Murrend entfernte sich Johann; der König aber rief ihm noch nach, er möge andern Tages früh einen seiner Ritter zu ihm senden, dem wolle er das Nöthige geben, um hundert Reisige zu Pferd für ihn auszurüsten. Finster sagte Johann im Weggehen: „Sein Unheil walte, da ich mein Erbtheil nicht erhalten kann." Man ging zur Tafel. Ein Junker trat ein mit vielen grünen Kränzen von Salbei und Raute; es wurde das Maifest gefeiert. Der König setzte einen der Kränze auf, nahm die übrigen, ging den Tisch hinunter und setzte den schönsten auf das Haupt Johanns. „Dies gebührt deinem Alter", soll er gesagt haben, „die Sorge der Regierung überlasse mir!" Er war heiter und fröhlich wie selten, und sein Frohsinn wurde noch durch die Nachricht vermehrt, daß die Königin ihm nach Rheinfelden entgegengekommen sei. Nach aufgehobener Tafel beschloß er, ihr mit geringem Gefolge entgegen zu ziehen. Die Verschwornen besprachen sich eilig und beschlossen, die günstige Gelegenheit zu benutzen. Sie eilten voraus nach der Reuß, über welche der König setzen mußte, und Johann befahl Allen, von welchen er befürchten konnte, daß sie ihm hinderlich sein würden, sich aus der Fähre zu entfernen. Als der König an die Fähre kam, wußten die Verschwornen ihn von seinem Gefolge zu trennen, ohne daß er Argwohn schöpfte. So kam Albrecht mit ihnen allein an das jenseitige Ufer;

die Andern sollten nachkommen. Der König stieg wieder zu Pferde; Eschenbach blieb an seiner Rechten, von der Wart an der linken Seite, hinter ihm Palm, und zuletzt folgte Johann. Als sie an einen Busch kamen, rief Johann den Uebrigen zu: „Nun wartet nicht mehr!" Da fiel Eschenbach dem Pferde des Königs in den Zügel; der wollte sich zur Wehr setzen, aber Palm versetzte ihm einen Hieb über die Stirn, von der Wart über Nase und Ohr. „Lieber Vetter, helft mir!" rief der Ueberfallene. „Hier hast du meine Hülfe", schrie Johann und rannte ihm sein Schwert durch den Rücken. Ein Hieb in den Hals streckte den König vollends zu Boden. Die Mörder ließen ihn liegen; Johann schwang sich auf des Königs Pferd, und von Grauen ergriffen, sprengten Alle mit ihren Knechten eilig davon. Eine arme alte Frau, welche die gräßliche That mit angesehen hatte, eilte herbei; in ihrem Schooße verschied Albrecht. Indessen waren auch die Begleiter des Königs über den Fluß gesetzt worden; sie fanden ihn aber schon mit dem Tode ringend, und er hatte nur noch Kraft, die Hände zum Himmel zu erheben. Im Uebermaße des Schmerzes warf sich der Bischof von Straßburg über den blutigen Leichnam und küßte ihn; er hatte in Albrecht seinen Freund und Wohlthäter verloren. Man brachte den Körper nach dem nahe gelegenen Bruck; später aber wurde er im Kloster Wettingen beigesetzt. Johann, den man von seinem Verbrechen gewöhnlich Parricida (Verwandtenmörder) nennt, entkam in Mönchskleidern nach Italien; später soll er vom Papste Clemens Verzeihung erhalten haben und als Augustinermönch in Pisa gestorben sein. Nach Andern lebte er als Mönch unerkannt auf dem habsburgischen Stammgute Eigen in tiefer Buße und bekannte erst bei seinem Tode, daß er der unglückliche Herzog von Schwaben sei. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich für seinen Sohn aus. Eschenbach lebte fünfunddreißig Jahre im Würtembergischen als Schäfer; Palm starb im Elende zu Basel. Elisabeth, die Gemahlin des ermordeten Königs, und seine Tochter Agnes, die Wittwe des ungarischen Königs Andreas, nahmen für den Tod des Gatten und Vaters furchtbare Rache. An tausend Menschen wurden von ihnen dem Tode überliefert, bloß weil sie das Unglück hatten, mit den Mördern verwandt zu sein. Die Burgen der letzteren wurden zerstört, ihre Güter verwüstet, ihre Dienstleute ermordet oder verjagt. Allein dreiundsechszig Dienstleute des Herrn von Palm ließ Agnes vor ihren Augen enthaupten, obgleich sie sich auf Gnade ergeben hatten; ja, als Eschenbachs Schloß erstürmt und Alles niedergemetzelt wurde, hätte sie sein wimmerndes Kind mit eigener Hand erwürgt, wenn nicht die rohen Kriegsleute, von Mitleid ergriffen, es ihr entrissen hätten. Der einzige von den Mördern, der ergriffen wurde, war der Herr von der Wart. Er wurde am Schweife eines Pferdes geschleift und lebendig auf

das Rad geflochten. Drei martervolle Tage und Nächte brachte er so zu, ehe der Tod ihn von der gräßlichen Qual erlöste. Seine treue Gattin allein wich nicht von seiner Seite; neben ihm harrte sie auf dem Hochgericht aus in heißem Gebet, bis er verschieden war, und bald folgte sie ihm im Tode nach. Als des Königs Sohn Friedrich dem Wüthen der beiden Frauen Einhalt thun wollte, sprach seine Mutter zu ihm: „Du hast den blutigen Leichnam nicht gesehen. Barfuß und bettelnd wollte ich durch die ganze Welt ziehen, wenn ich deinen Vater noch am Leben wüßte.“ Wohl hatte sich Albrecht bei all seinen großen Fehlern durch häusliche Tugenden ausgezeichnet; der sonst so strenge und finstere Mann war der zärtlichste Gatte und Vater gewesen; aber wer gedächte nicht doch mit Grauen der Rohheit einer Zeit, in welcher die Liebe zu dem Ermordeten selbst ein sonst so weiches Gemüth, wie das der Agnes, zu solchen Gräuelthaten treiben konnte! Edler war es, daß sie auf dem Felde, wo der Mord verübt war, das Kloster Königsfelden gründete, welches sie mit ansehnlichen Gütern beschenkte, und dessen Hochaltar auf der Stelle angelegt wurde, wo Albrecht verschieden war. Freilich sagte ihr ein alter Krieger, der als Einsiedler in jener Gegend lebte: „Frau, das ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergießt und aus dem Raube Klöster baut; Gott hat Gefallen an Güte und Erbarmen.“ Ihre ganze übrige Lebenszeit brachte sie in jenem Kloster zu, mit dem Andenken an ihren Vater und frommen Uebungen beschäftigt, und erst im Jahre 1364 starb sie im Rufe einer Heiligen.

---

§. 56. Die Befreiung der Schweiz.

Wir haben gesehen, wie Albrechts Pläne zur Vergrößerung seiner Hausmacht sämmtlich scheiterten; nirgends aber geschah dies vollständiger als in der Schweiz, und das Mißlingen seiner Pläne auf dieselbe verbitterte ihm noch die letzte Zeit seines Lebens.

Die ältesten uns bekannten Bewohner dieses Landes, die zum keltischen Volksstamm gehörigen Helvetier, waren durch Cäsar der römischen Herrschaft unterworfen worden; bei dem Verfalle des römischen Reiches aber wurden auch sie von den Germanen überwältigt. Die Alemannen setzten sich um das Jahr 400 n. Chr. im größten Theile des Landes fest und machten ihre Sprache und Sitte daselbst zur herrschenden. Ein kleinerer Theil fiel den Burgundern und Longobarden zu, und die nörd-

lichen Alpenthäler wurden von Westgothen in Besitz genommen. Später fiel das ganze Land dem Frankenreiche zu; aber unter den späteren schwachen Karolingern suchten sich auch hier die Statthalter unabhängig zu machen; Kriege zerrütteten das Land und zerstörten den aufblühenden Wohlstand desselben. Wirklich gestalteten sich Burgund diesseit und jenseit des Jura zu selbstständigen Reichen; aber in dem übrigen Theile des Landes gelangten die deutschen Könige bald wieder zu Ansehen, und im Jahre 1032 unterwarf sich Konrad II. auch das burgundische Reich (S. 154). Seitdem machte das Land einen Theil des deutschen Reiches aus, und als die Herzoge von Zähringen im Kampfe mit den Hohenstaufen um die schwäbische Herzogswürde nachgaben, wurden sie dafür mit der Schweiz entschädigt, die sie seit dem Jahre 1097 als Reichslehen verwalteten. Sie wurden Wohlthäter des Landes, hemmten innere Kriege, begünstigten die Städte und gründeten mehrere neue, wie Bern und Freiburg. Mit ihrem Aussterben im Jahre 1218 trat aber für die Schweiz eine traurige Zeit ein. Eine Menge großer und kleiner Herren regierte im Lande; die mächtigsten waren unter den geistlichen die Bischöfe von Basel, Lausanne, Constanz, Chur, Genf u. A., unter den weltlichen die Grafen von Kyburg, Habsburg und Savoyen. Die kleineren Freien, die Klöster und Landstädte wurden unterdrückt oder gezwungen, sich in den Schutz der mächtigeren Städte zu begeben, und diese, namentlich Zürich, Bern und Basel, schlossen zu gegenseitigem Schutze einen Bund und suchten sich immer größere Unabhängigkeit zu erwerben, indem sie den Kaisern und Aebten die Rechte abkauften, welche dieselben bei ihnen besaßen. Die sogenannten Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden hatten sich schon vor alter Zeit freiwillig unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt. Sie waren keiner fremden Gerichtsbarkeit unterworfen; nur zur Ausübung des Blutbannes durfte ihr Schirmvogt, ein fremder Graf, zuletzt ein Graf von Habsburg, ihr Land im Namen des Reiches betreten, und alle Kaiser bestätigten den treuen Waldstätten ihre alten Gerechtsame. Es war ein kräftiges, schlichtes, biederes, freiheitliebendes Volk, das in jenen Alpenthälern wohnte, unbekannt mit der Ueppigkeit und den Genüssen städtischen Lebens, im Frühling mit seinen Heerden auf die Alp ziehend, im Herbst zurückkehrend in die milderen Thäler; muthig folgten sie der Spur des flüchtigen Wildes, und die Erzeugnisse ihrer Thätigkeit verkauften sie nach Zürich und Luzern. So lebten sie „in einer glücklichen Mischung der Abgeschiedenheit und des rührigen Verkehrs." Auch Adelsgeschlechter hatten ihren Sitz in der Mitte der freien Landleute; so die Freiherren von Attinghausen in Uri, die Stauffacher in Schwyz, die Winkelried in Unterwalden, anfangs mit denselben in friedlichem Verkehr; erst die Kämpfe Friedrichs II. mit dem Papste führten zu mancherlei Reibungen, indem die Landleute es mit jenem,

die Adligen mit dieſem hielten. Die ältere Linie des Hauſes Habsburg hatte außer der erblichen Landgrafſchaft im Aargau unter ſeinen ſchweizeriſchen Beſitzungen auch Landvogteien am Vierwaldſtätterſee; eben ſolche hatte auch die jüngere Linie jenes Hauſes. Weil die letztere aber ſich zur welfiſchen Partei hielt, erhob Friedrich II. ihre Untergebenen zu Reichsvogteien, ſo daß ſie ſeit jener Zeit, gegen ihre bisherigen Grundherren mit Zürich und Luzern verbündet, ſich zur älteren habsburgiſchen Linie hielten. Zwar ſetzte ſich die jüngere habsburgiſche Linie bald wieder in den Beſitz ihrer Vogteien; aber in den Unterworfenen war einmal das Streben nach Freiheit rege geworden und ergriff bald auch alle übrigen unfreien Bewohner jener Gegenden. Auch die drei freien Landgemeinen begannen für die Erhaltung ihrer alten Freiheit beſorgt zu werden; ſie erneuerten daher durch eine ſchriftliche Urkunde ihre alten Bündniſſe, und traten im Jahre 1291 zu einer förmlichen Eidgenoſſenſchaft zuſammen. So lange Rudolf lebte, hatte dies zwar keine weiteren Folgen; denn er ſchonte die freien Städte und Länder, die ihm und ſeinem Hauſe beigeſtanden hatten; da aber der Kaiſer noch im Jahre 1291 ſtarb, erklärten ſich ſowohl die unter Habsburg, als die unter anderen Herren ſtehenden Zins- und Dienſtpflichtigen für freie Landgemeinden, und Kaiſer Adolf beſtätigte ihnen ihre Freiheit. Freilich gelang es dem Herzoge Albrecht, die ihm gehörigen Vogteien in den drei Waldſtätten ſich wieder zu unterwerfen; die übrigen Gemeinden aber behaupteten ihre Freiheit. Kaum war nun Albrecht zum Beſitze der römiſchen Königskrone gelangt, ſo ſuchte er auch durch Liſt und Gewalt alles Land in jener Gegend mit ſeinen öſterreichiſchen Erbſtaaten zu vereinigen. Im Jahre 1300 trug er den freien Städten an, ſie ſollten ihre bisherige Reichsunmittelbarkeit mit der Schirmherrſchaft Oeſterreichs vertauſchen, und da ſie ſeinen Antrag zurückwieſen, ſuchte er ſeinen Plan mit Gewalt durchzuführen. Er beſetzte mehrere Burgen im Lande, ſchickte Vögte hin, anfangs nur zur Verwaltung der Güter und zur Beaufſichtigung ſeiner Unterthanen; bald aber ging er weiter. Die Vögte nahmen im Lande ihren bleibenden Wohnſitz, maßten ſich die Rechte der ehemaligen Reichsvögte an, erhöhten die Zölle und behandelten die freien Leute als Unterthanen. Solcher Druck war nicht länger zu ertragen. Die Angeſehenſten des Landes vereinigten ſich, und am Neujahrstage des Jahres 1308 wurden die Landvögte vertrieben und ihre Burgen zerſtört. Nach der im Munde des Volkes lebenden Sage geſchah dies Alles auf folgende Weiſe.

Albrecht ſetzte zwei Landvögte ein, Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, von denen jener bei der Stadt Altorf in Uri einen Zwinghof hatte, dieſer aber zu Sarnen in Unterwalden ſaß, beide herriſche, übermüthige Leute, die das Landvolk verachteten und mit

arger Willkür bedrückten, und wer bei dem Könige klagte, den traf nur noch härterer Druck, und Spott und Hohn dazu. Geßler ritt einst vor dem Hause des wohlhabenden Werner Stauffacher zu Schwyz vorüber und sagte: „Ich will nicht, daß die Bauern so schöne Häuser bauen ohne meine Erlaubniß, und daß sie leben, als ob sie selbst Herren wären; ich will ihnen das schon verbieten.“ Zu der nämlichen Zeit kam sein Untervogt Wolfenschieß auf Roßberg in das Haus Konrad Baumgartens und benahm sich gegen die Frau desselben mit solcher Ungebühr, daß der erzürnte Landmann herbeieilte und ihn mit der Axt erschlug Landenberg ließ dem Bauer Heinrich an der Halden aus dem Melchthale in Unterwalden um einer geringen Sache willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge wegnehmen, und als der alte Mann darüber jammerte, sagte der Knecht des Vogtes höhnend: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, mögen sie den Pflug selber ziehen.“ Darob ergrimmte Heinrichs Sohn Arnold, schlug nach dem Knechte des Landvogts mit seinem Stocke und zerbrach ihm zwei Finger. Die Rache des Vogts fürchtend, ergriff er die Flucht; aber jener ließ den alten Vater des Flüchtigen ergreifen und ihm die Augen ausstechen. Arnold hatte inzwischen bei Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri Zuflucht gesucht, und zu diesem kam auch Werner Stauffacher, von seiner Frau angetrieben, sich mit Walther Fürst zu berathen, weil sie über Geßlers Worte nicht zur Ruhe kommen konnte. Die drei kamen überein, sie wollten lieber den Tod leiden, als noch länger solche Schmach ertragen. Sie erforschten ihre Freunde und Verwandten, und in der Nacht des Mittwochs vor dem Tage Martini, am siebenten November 1307, kamen sie in stiller Gebirgseinsamkeit wieder zusammen auf dem Rütli oder Grütli, einer von Felsen umschlossenen Wiese am Vierwaldstättersee. Jeder hatte zehn gleichgesinnte Männer aus seinem Lande mitgebracht; die drei aber erhoben ihre Hände zum Himmel und schworen, mannhaftig mit einander die uralte Freiheit zu behaupten und den Enkeln zu bewahren, die Vögte aus dem Lande zu jagen, doch ohne Blut zu vergießen oder Jemandes Rechte zu kränken; auch solle Keiner in diesen Sachen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, Keiner den Andern in Gefahr verlassen. Einmüthig erhoben auch die übrigen dreißig ihre Hände und schworen bei Gott und den Heiligen denselben Eid. Zur Ausführung des Vorhabens wurde der nächste Neujahrstag bestimmt; bis dahin sollte Jeder in sein Haus zurückkehren und sich ruhig verhalten. Das war der Anfang der schweizerischen Freiheit, und diese kleine Schaar muthiger Männer, durch die Liebe zum Vaterlande zur innigsten Freundschaft vereinigt, unternahm es, das Joch des mächtigen fremden Zwingherrn zu brechen.

Unter denen, die sich auf dem Rütli verbunden hatten, befand sich auch Walther Fürsts Schwiegersohn Wilhelm Tell, welcher aus Bürglen im Lande Uri, am Eingange in das Schächenthal, eine halbe Stunde von Altorf, gebürtig war und das Meieramt in Bürglen von der Frauenmünsterabtei in Zürich zu Lehen erhalten hatte; er war bekannt als der trefflichste Bogenschütz im ganzen Lande. Eilf Tage nach jener Zusammenkunft kam er nach Altorf. Dort hatte Geßler als Zeichen der österreichischen Hoheit einen Herzogshut auf einer langen Stange aufstellen lassen und forderte, jeder Vorübergehende solle dem Hute die nämliche Ehre erweisen, als ob es der Herzog selbst wäre. Tell konnte es nicht über sich gewinnen, diese Forderung zu erfüllen; er ging vorüber, ohne den Hut zu grüßen. Sofort wurde er ergriffen und vor den Landvogt gebracht, der von ihm verlangte, er solle zur Strafe seinem eigenen kleinen Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen. Vergebens betheuerte Tell, nur aus Versehen habe er den Gruß unterlassen; vergebens flehte er den Landvogt an, von seinem unmenschlichen Verlangen abzustehen. Derselbe beharrte bei seinem Begehr und drohte Tell mit dem Tode, wenn er sich länger weigere. Der Knabe wurde in bestimmter Entfernung aufgestellt, der Apfel auf seinen Kopf gelegt, und mit zagendem Herzen, aber mit sicherer, geübter Hand entsandte Tell sein nie fehlendes Geschoß, das, wenn es nur um ein Geringes das Ziel verfehlt hätte, seinem eigenen Kinde den Tod bringen mußte. Er hatte glücklich getroffen. Der Apfel war durchbohrt, der Knabe unbeschädigt, und lauter Jubel erscholl. Aber der Landvogt hatte bemerkt, daß Tell noch einen zweiten Pfeil mit dem ersten zugleich aus dem Köcher genommen hatte, und fragte ihn finster, für wen derselbe bestimmt gewesen sei. Anfangs wollte Tell nicht antworten; als ihm aber Geßler das Leben zusicherte, sprach er zu ihm: „Hätte ich mein Kind getroffen, so war dieser Pfeil für dich bestimmt, und wahrlich! er würde sein Ziel nicht verfehlt haben." Da ergrimmte der Landvogt, ließ Tell greifen, in Fesseln legen und in ein Schiff bringen, auf dem er ihn selbst über den Vierwaldstättersee nach seinem festen Schlosse Küßnacht schaffen wollte, daß er dort in unterirdischem Kerker für solchen Frevel büßen sollte. Als aber das Schiff mitten auf dem See war, da erhob sich ein furchtbarer Sturm. Der Föhn wehte aus den Schlünden des St. Gotthard herüber mit entsetzlicher Gewalt und wühlte das Wasser des See's in seinen tiefsten Gründen auf, also daß Alle im Schiff an Rettung verzweifelten, wenn nicht Tell, der als geübter Schiffer bekannt war, das Schiff an's Land brächte. Auch der Landvogt wurde von Todesfurcht ergriffen und befahl, dem Gefangenen die Fesseln abzunehmen. Tell ergriff das Steuerruder; als er aber das Schiff nahe an das Ufer gebracht hatte, da wo sich der Axenberg erhebt, ergriff er sein Geschoß, schwang sich auf eine

weit vorragende Felsplatte, die noch heute Tellsplatte heißt, stieß mit dem Fuße das Schiff weit in die Fluth zurück und eilte über das Gebirge nach Küßnacht zu. Lange kämpfte das Schiff noch mit den tobenden Wogen; endlich legte sich der Sturm und Geßler kam glücklich an das Land. Er machte sich auf den Weg nach Küßnacht; aber in einem Hohlwege, der sogenannten hohlen Gasse, lauerte ihm Tell auf und schoß ihn nieder. Der Ruf von der That erscholl durch das ganze Land und ermuthigte manches zagende Gemüth; gleichwohl aber wurden die Verschwornen dadurch nicht bewogen, ihren Plan vor der festgesetzten Zeit auszuführen.

Am Neujahrsmorgen des Jahres 1308 begab sich Landenberg in die Kirche, um die Messe zu hören. Da begegneten ihm zwanzig Männer aus Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, die sie nach der im Lande herrschenden Sitte ihm zum Geschenk brachten. Vergnügt gebot ihnen der Landvogt, die Gaben in die Burg zu bringen. Aber kaum waren sie in das Burgthor getreten, als einer von ihnen in das Horn stieß. Auf dieses Zeichen steckte Jeder ein bisher im Busen verborgen gehaltenes Eisen auf seinen zugespitzten Stock; aus dem Erlenholz eilten noch dreißig ihrer Gesellen ihnen zu Hülfe, und so bemächtigten sie sich des Schlosses und nahmen die Burgleute gefangen. Als Landenberg dies hörte, floh er über die Wiesen von Sarnen gen Alpnach. Er wurde eingeholt; man that ihm jedoch nichts zu Leide, weil man sich vorgenommen hatte, kein Blut zu vergießen, sondern man brachte ihn nur an die Gränze und ließ ihn schwören, daß er nicht wieder das Gebiet der Waldstätte betreten wolle. Durch ähnliche List, wie Sarnen, wurden auch die übrigen Burgen genommen. In Roßberg z. B. ließ sich ein Jüngling aus Unterwalden von einem Mädchen, das ihm befreundet war, an einem Seile in ihre Kammer ziehen; auf dieselbe Weise brachte er noch zwanzig Jünglinge hinein, und mit ihrer Hülfe bemächtigte er sich des Burgamtmanns und seiner Knechte. Bald erklangen von Alp zu Alp die Hörner und gaben die verabredeten Zeichen, daß Alles glücklich gelungen sei, und nachdem so die Vögte verjagt, die Burgen gebrochen waren, kamen am sechsten Januar dreißig Abgeordnete aus den drei Waldstätten zu Brunnen zusammen und beschworen auf zehn Jahre den Bund. Landenberg war zu Albrecht geflohen, der zu Baden Hoflager hielt und eben gegen Böhmen rüsten wollte. Voll Zorn beschloß dieser, an den Bauern strenge Rache zu nehmen; aber ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, ereilte ihn, wie oben erzählt worden ist, unerwartet ein schrecklicher Tod. Sein Nachfolger, Kaiser Heinrich VII., bestätigte den Waldstätten die Reichsfreiheit. Freilich aber warteten ihrer, wie wir sehen werden, bald nachher noch schwere Kämpfe für die neu errungene Freiheit. Auch Tell nahm noch an denselben Theil,

und im Jahre 1315 kämpfte er wacker mit in der Schlacht bei Morgarten. Eine schöne That beschloß im späten Alter sein Leben; im Jahre 1354 fand er seinen Tod in dem angeschwollenen Schächenbach, als er ein Kind aus demselben retten wollte. Noch in unsrer Zeit hat Uhland seinen schönen Tod besungen; sein Name aber lebte fort und fort in dem Munde seines Volkes, und die Stätten, wo er geweilt, sind dem Schweizer geweihte Orte. Eine Kapelle steht auf der Tellsplatte, angeblich schon im Jahre 1385 erbaut; Kapellen bezeichnen auch die Stelle seines Wohnhauses in Bürglen und den Ort, wo er Geßler erschoß; auch die Stelle, wo er seinem Kinde den Apfel vom Kopfe geschossen, wird noch gezeigt; vor Allem aber hat ihn Schiller in seinem unsterblichen Meisterwerke gefeiert. Verschweigen dürfen wir es nicht, daß die neuere Kritik sich bemüht hat, nachzuweisen, daß wo nicht Tells Person, doch Alles, was von ihm erzählt wird, der Volkssage angehöre, daß gar kein Geßler in Uri Landvogt gewesen sei, und daß die argen Bedrückungen der habsburgischen Vögte nichts seien als Uebertreibungen, Erdichtungen, hervorgegangen aus dem Volkshasse der Schweizer gegen Oesterreich. Wahr ist es allerdings, daß die Geschichte von Tells Apfelschuß in viel älteren nordischen Sagen in ganz ähnlicher Weise vorkommt. So wird erzählt, der bereits erwähnte dänische König Harald Blaatand habe den tüchtigen Schützen Palnotoke zu solchem Schusse gezwungen; auf die Frage nach dem zweiten Pfeile habe Palnatoke dem Könige dieselbe Antwort gegeben, wie Tell dem Geßler, und als Harald im Jahre 986 mit seinem Sohne Sven in Kampf gerieth, sei er durch Palnatoke's Pfeil getödtet worden. Eine uralte isländische Sage erzählt Aehnliches von rein mythischen Personen, von Eigel, dem Sohne Wielands des Schmieds, seinem Sohne Isang und dem Könige Neiding, nur daß dieser Eigels kühne Antwort nicht bestraft. Mögen aber auch solche Sagen zur Ausschmückung der Geschichte von Tell mitgewirkt haben, die Person Tells selbst wird schwerlich je weggeleugnet werden können, so wenig wie die Thatsache der Befreiung der Schweiz, und mögen wir uns daher immerhin, so lange die Ergebnisse der Kritik so wenig feststehen, an der Erzählung in ihrer ganzen poetischen Schönheit erfreuen.

Bald nach Kaiser Heinrichs Tode wurden die Eidgenossen von schwerer Gefahr bedroht. Herzog Leopold von Oesterreich, König Albrechts, Sohn brach nämlich mit einem neuntausend Mann starken Heere auf, um die „aufrührerischen Unterthanen", wie er sie nannte, zu züchtigen. Er wolle diese Bauern, drohte er, mit seinem Fuße zertreten, und nahm Stricke mit sich, um die Angesehensten unter ihnen damit zu binden. Von Zug aus wollte er über Morgarten im November 1315 nach Schwyz vordringen. Die waffenfähige Mannschaft der drei Wald-

stätte, dreizehnhundert Mann stark, zog ihm entgegen. Rudolf Reding von Biberegk, ein alter Mann, so schwach, daß er nicht mehr zu gehen vermochte, rieth ihnen, hinter Morgarten, vor dem schmalen Durchgange zwischen dem Berge Sattel und dem Aegerisee, den an Zahl weit überlegenen Feind zu erwarten. Dort lagerten sie sich, nachdem sie nach alter Sitte sich durch Gebet zum Kampfe gestärkt hatten. Am Morgen des funfzehnten Novembers zog Leopold an der Spitze seiner ganz in Eisen geharnischten Ritter heran, eine mächtige Schaar, der Stolz und Kern der deutschen Heere; der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und von Kyburg, der Vogt von Landenberg und viele andre edle Herren waren unter ihnen. So kamen sie in den Paß. Auf der Höhe des Morgarten aber hatten sich funfzig Landesverwiesene aus Schwyz gelagert, die, ihren Streit vergessend, dem bedrängten Vaterlande Hülfe leisten wollten. Mit lautem Geschrei wälzten sie Baumstämme und große Felsblöcke auf die vorüberziehenden Ritter hinab. Diese geriethen dadurch in Unordnung; das Getöse rief auch die Eidgenossen herbei; mit scharfen Hellebarden und Morgensternen hieben sie die Ritter nieder; viele von diesen wurden in den See gedrängt und fanden in den Fluthen ihren Tod; viele Pferde drängten zurück und zertraten das eigene Fußvolk. Funfzehnhundert Gemeine und dreihundert und funfzig Edle von Leopolds Heer fanden in der Schlacht ihren Tod; allein vier Grafen von Toggenburg waren gefallen; von den Zürichern, die Leopold zu Hülfe gezogen waren, blieben nur wenige am Leben; die Eidgenossen dagegen zählten nur funfzehn Todte. Leopold selbst entkam nur mit Mühe aus der Schlacht und eilte auf abgelegenen Pfaden nach Winterthur; wer von seinem Heere dem Tode entrann, suchte sein Heil in der Flucht; der Sieg der Eidgenossen war ein vollständiger und trug nicht wenig dazu bei, ihren Muth und ihr Selbstvertrauen zu beleben. Auch die übrigen Schaaren, die raubend und brennend in das Land gefallen waren, wurden am folgenden Tage geschlagen; die Eidgenossen aber versammelten sich abermals zu Brunnen, erneuerten dort am neunten December 1315 den zehnjährigen Bund auf ewige Zeiten, und im folgenden Jahre bestätigte der deutsche König Ludwig denselben und zog die österreichischen Güter in der Schweiz als Reichslehen ein.

Immer mehr Orte wurden jetzt in den Bund aufgenommen. Bis zum Jahre 1353 traten auch Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern demselben bei, und weil bis 1481 keine neuen Glieder aufgenommen wurden, so nannte man jene acht die alten Orte. Auch später, als im funfzehnten Jahrhundert noch Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell als Bundesstaaten, und Wallis und Graubündten als zugewandte Orte dem Bunde beitraten, behielten jene alten Orte bis zum Jahre 1798 gewisse Vorrechte.

Noch lange dauerten die Kämpfe der Eidgenoſſen mit Oeſterreich fort, und einundſiebenzig Jahre nach der Schlacht bei Morgarten kamen ſie abermals in die größte Gefahr. Herzog Leopold von Oeſterreich nämlich, ein Neffe deſſen, der bei Morgarten geſtritten hatte, und an Stolz und Heldenmuth ihm gleich, war erbittert darüber, daß die Eidgenoſſen ſolche Orte in ihren Bund aufgenommen hatten, die ihm unterthan waren, wie Entlibuch, Sempach u. a. Er ſchwor, die abtrünnigen Bauern und ihren trotzigen Bund zu züchtigen, und gleichzeitig brach aller Orten der Haß der Herren gegen die Schweizer aus. Innerhalb zwölf Tage ſagten hundert und ſechsundſiebenzig Herren dem Bunde Fehde an, und gleichzeitig ſammelte ſich das Heer der Ritter bei Baden im Aargau, um den Feind zu überfallen. Das Hauptheer Leopolds beſtand aus viertauſend Rittern und vielem Fußvolk, trefflich gerüſtet; vor Allen aber glänzte der vierunddreißigjährige Herzog ſelbſt, durch männliche Schönheit und tapferen Sinn die Zierde der deutſchen Ritterſchaft. Er wollte vor Allem das Städtchen Sempach, drei Stunden von Lucern, züchtigen und rüſtete ſich eben zum Sturm, als dreizehnhundert Eidgenoſſen zum Entſatz erſchienen. Es war am neunten Juli 1386. Am Saume eines Waldes über den Wieſen und Kornfeldern, die ſich bis zum See hinabziehen, ſtellte ſich die kleine todesmuthige Schaar auf, mit Hellebarden, Morgenſternen und breiten Schwertern gerüſtet. Als die Ritter ſie erblickten, ſaßen ſie ſämmtlich von ihren Pferden ab, ſei es, daß ſie ſich des ungleichen Kampfes ſchämten, weil die Feinde ſämmtlich zu Fuß waren, ſei es, daß ſie meinten, der Ort ſei einem Kampfe zu Roß nicht günſtig, übergaben die Pferde ihren Troßknechten und rückten in enggeſchloſſenen Reihen mit vorgehaltenen Speeren gegen den Feind. Als die Schweizer ihre Gegner ſchlagfertig ſahen, fielen ſie auf die Kniee nieder und flehten Gott um Beiſtand an; die Ritter aber hatten ihren Spott damit und meinten, die feigen Leute wollten ſie um Gnade bitten. Vergebens aber verſuchten die muthigen Schweizer die feindlichen Reihen zu durchbrechen, und ſchon trafen die Ritter Anſtalten, ſie zu umzingeln, als ein edler Mann von Unterwalden durch heldenmüthige Aufopferung ihnen Rettung brachte. Sechszig von ihnen waren bereits gefallen, da rief Arnold Struthan von Winkelried ihnen zu: „Getreue, liebe Eidgenoſſen! Ich will euch eine Gaſſe machen. Sorgt für mein Weib und meine Kinder! Gedenket meines Geſchlechts!“ Damit ſtürzte er gegen die Feinde, umſchlang mit ſtarkem Arm mehrere Spieße, bohrte ſie in ſeine Bruſt, und weil er ein großer, ſtarker Mann war, riß er im Fallen viele der Feinde mit ſich nieder. Als das die Seinigen ſahen, ſtürmten ſie in die ſo entſtandene Lücke, mit ihren Keulen und Schwertern Alles niederſchlagend. Verwirrung und Beſtürzung verbreitete ſich in Leopolds Heer. Die Ritter drängten feſt an einander, um die

Lücke zu schließen, und viele Herren erstickten dabei im Gedränge in ihren Harnischen; andre kamen vor Hitze und Mattigkeit um. Herzog Leopold war überall, wo der Kampf am heißesten war. Vor der Schlacht hatten ihn Viele gebeten, sich zu schonen und sich vom Treffen fern zu halten. Er aber hatte geantwortet: „Soll denn Leopold von weitem zusehen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Erbe, für mein Volk, will ich mit euch siegen oder umkommen!“ Jetzt sah er Oesterreichs Banner sinken, er ergriff es, und blutroth wehte es hoch in seiner Hand. Die Seinigen umringten ihn und flehten ihn an, sein Leben zu retten. „So mancher Graf und Herr“, rief er ihnen zu, „ist mit mir in den Tod gegangen; ich will lieber mit ihnen ehrlich sterben, als unehrlich leben.“ Den Tod suchend, stürzte er sich in die dichtesten Schaaren der Feinde. Im Gedränge wurde er zu Boden gerissen, und während er in dem schweren Harnisch rang, sich wieder zu erheben, traf ein Mann von Schwyz auf ihn. „Ich bin der Herzog von Oesterreich“, rief er demselben zu; aber dieser, mochte er es nicht gehört haben, oder nicht hören wollen, durchstach ihn. So fand ihn Martin Malterer, der Bannerträger von Freiburg im Breisgau. Dem Manne fiel vor Schrecken das Banner aus der Hand; er warf sich über den Leichnam, daß er nicht im Schlachtgewühl zertreten würde, und suchte und fand so seinen Tod. Als die Ritter den Herzog vermißten, wandten sich alle zur Flucht und riefen nach ihren Rossen. Deren hatten sich aber die Troßknechte schon bemächtigt, und in weiter Ferne nur sahen sie dieselben noch davon eilen. Jetzt blieb ihnen nichts mehr übrig, als ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Sie kämpften mit dem größten Heldenmuth. Niclaus Thut, der Schultheiß von Zofingen, riß das Banner seiner Stadt in Stücke, damit es nicht in Feindes Gewalt geriethe; die Stange hielt er noch sterbend mit den Zähnen fest; so fand man seinen Leichnam unter den Todten. Sechshundert und sechsundfunfzig Grafen und Ritter und zweitausend Mann zu Fuß fielen in der Schlacht; ja, nach einigen Angaben sollen vierzehnhundert vom Adel aus Schwaben, dem Elsaß und Aargau umgekommen sein; nur Wenige von Leopolds Heere entrannen dem Tode; auf dem Schlachtfelde aber wurde nachmals, wahrscheinlich im funfzehnten Jahrhundert, eine Kapelle errichtet, die noch steht, wie man sagt, auf der Stelle, wo Leopolds Leichnam gefunden war.

Die Adligen konnten auch nach dieser verhängnißvollen Schlacht noch nicht Ruhe halten. Sechs Tage nach derselben sagten nicht weniger als funfzig Herren mit dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, dem Sohne des bei Sempach gefallenen Herzogs, den Eidgenossen Fehde an; indessen kam doch ein anderthalbjähriger Waffenstillstand zu Stande, Kaum war jedoch derselbe zu Ende, so fielen die Oesterreicher abermals

mit einem ſechstauſend Mann ſtarken Heere in das Land ein; aber am neunten April 1388 wurde daſſelbe von nur fünfhundert Glarnern und wenigen anderen Eidgenoſſen bei Näfels gänzlich geſchlagen; 188 Ritter und Grafen, dreitauſend Knechte fielen in der Schlacht, während die Glarner nur einen Verluſt von fünfundfunfzig Mann hatten. Das war der dritte glänzende Sieg, den das ſchweizeriſche Fußvolk über die unbeholfen gerüſtete Ritterſchaft gewann, und Oeſterreich, durch andre Kämpfe in Anſpruch genommen, ſah ſich genöthigt, im folgenden Jahre mit den Eidgenoſſen einen ſiebenjährigen Frieden zu ſchließen, der im Jahre 1394 auf zwanzig Jahre weiter ausgedehnt und im Jahre 1412 abermals auf funfzig Jahre verlängert wurde; ſo war die Unabhängigkeit der Schweizer anerkannt. Anfangs hatten ſie nur dadurch ſich auszudehnen geſucht, daß ſie die vielen fremden Güter und Gerechtſame in ihrem Lande durch Kauf an ſich brachten, und die ſo erworbenen Leute genoſſen gleiche Rechte mit den übrigen. Kaum aber hatten ſie die Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit erlangt, ſo ſuchten ſie auch mit Gewalt fremdes Land an ſich zu reißen; ſie unternahmen es, ſich des öſterreichiſchen Erbes im Aargau und Thurgau, der Beſitzungen der Grafen von Toggenburg und anderer zu bemächtigen, und meiſtentheils erreichten ſie ihren Zweck, oft freilich erſt nach ſchweren Niederlagen. Die berühmteſte und folgenreichſte derſelben war die bei Sanct Jakob an der Birs, einem Dörfchen dicht bei Baſel. Dort ſtanden am 26. Auguſt 1444 ſechszehnhundert Schweizer einem zwanzigtauſend Mann ſtarken franzöſiſchen Heere gegenüber, welches der Dauphin Ludwig dem Kaiſer Friedrich III. zum Schutze ſeiner habsburgiſchen Erbgüter zugeführt hatte. Nur zehn Schweizer retteten ſich; alle übrigen fielen in der Schlacht; aber die Niederlage war einem Siege gleich; denn der Dauphin, welcher achttauſend ſeiner tapferſten Krieger im Kampfe verloren hatte, ſchloß, die Tapferkeit der Schweizer bewundernd, mit ihnen einen Frieden, der im Jahre 1453 ein ewiges Bündniß mit Frankreich zur Folge hatte. Das eroberte Land wurde nun nicht mehr als freies Land behandelt, ſondern von Landvögten regiert; die Eidgenoſſen aber gewöhnten ſich durch dieſe fortwährenden Kämpfe ſo an den Krieg, daß ſie ſich ſeit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nicht mehr damit begnügten, für ihr Vaterland zu ſtreiten, ſondern auch bei fremden Herren und Städten Kriegsdienſte nahmen. So wurden ſie dem Vaterlande ſelbſt entfremdet, und auch unter ihnen ſelbſt brachen ſchon damals Zerwürfniſſe aus. So fiel Zürich in einem Kriege mit Oeſterreich im Jahre 1440 vom Bunde ab; die übrigen Eidgenoſſen aber hielten deſto feſter zu Schwyz, nahmen deſſen Farben (weiß und roth) an, und man gab ihnen deshalb den Parteinamen Schwyzer, der ſeitdem der Name des ganzen Volkes geblieben iſt. Später bewieſen ſie ihre Tapferkeit in einem

ruhmvollen Kampfe mit Burgund, von dem weiter unten die Rede sein wird, und ihre Macht und ihr Ansehen stieg so hoch, daß rings umher die Fürsten, selbst Oesterreich, sich um ihre Freundschaft bewarben und ihre Hülfe nachsuchten. Nach einem heftigen Kampfe mit Kaiser Maximilian I. endlich, im Jahre 1498 (§. 65), wurde ihre Selbstständigkeit nicht mehr angefochten.

§. 57. Kaiser Heinrich der Siebente. (1308—1313.)

Der unerwartete Mord König Albrechts I. erregte in ganz Deutschland die allgemeinste Theilnahme; aber keineswegs waren die Fürsten geneigt, einen seiner Söhne auf den Thron zu erheben. Er war ihnen allen ein strenger Herr gewesen, und sie fürchteten, das Haus Habsburg könnte ihnen zu übermächtig werden. Albrechts älteste Söhne Friedrich und Leopold — die drei andern waren noch Knaben — hatten besonders die beiden ersten Erzbischöfe des Reiches, Balduin von Trier und Peter Aichspalter von Mainz, gegen sich. Diese suchten die Aufmerksamkeit der Kurfürsten auf den Grafen Heinrich von Luxemburg, den Bruder Balduins, zu lenken. Heinrich war ein Mann von hoher Gesinnung und großer Thatkraft; seinen ritterlichen Muth hatte er vielfach bewährt; dazu war das Haus Luxemburg an der Maas, der Mosel und dem Niederrhein eben so angesehen und mächtig, wie das Haus Habsburg am Oberrhein, an der Aar, der Reuß und im Elsaß. Gleichzeitig bewarb sich Philipp der Schöne von Frankreich mit dem größten Eifer für seinen Bruder Karl von Valois um die Kaiserwürde, und er rechnete dabei auf die Unterstützung des Papstes, der damals seinen Sitz in Avignon hatte und sich fast ganz in der Gewalt des Königs befand. Der Papst war aber keineswegs geneigt, sich in noch größere Abhängigkeit von ihm zu bringen. Er versprach daher zwar dem Könige, die Wahl seines Bruders zu unterstützen; gleichzeitig aber war er in der Stille dem Erzbischof Peter behülflich, den Erzbischof von Kölu und Johann von Sachsen, welche Philipp auf seine Seite gebracht hatte, für die Wahl Heinrichs zu gewinnen. Peter war ein äußerst gewandter Mann, der alle Umstände wohl zu durchschauen und zu benutzen verstand. Da die Meinungen der Kurfürsten getheilt waren und nur darin übereinstimmten, daß man keinen Habsburger wählen wolle, so schlug er vor, die Stimmen heimlich abzugeben, und auf diese Weise setzte

er es durch, daß im November 1308 Heinrich einstimmig gewählt wurde, worauf derselbe im Anfange des folgenden Jahres zu Aachen die Krone empfing.

Gleich nach seiner Krönung unternahm Heinrich eine Reise durch Schwaben und Franken, um Gerechtigkeit und Ordnung wieder herzustellen, und im August und September hielt er seinen ersten Reichstag in Speier, auf dem nicht nur die deutschen Fürsten und Großen sich zahlreich versammelten, sondern auch Abgeordnete der Guelfen und Ghibellinen aus Italien erschienen, um den König für sich zu gewinnen und ihn dringend zu einem Römerzuge aufzufordern. Gern wollte Heinrich ihrem Verlangen willfahren, um den alten Glanz der Kaiserwürde wieder herzustellen. Er suchte sich daher vor Allem mit den österreichischen Herzogen zu versöhnen, ertheilte ihnen auf jenem Reichstage die bisher versagte Belehnung und begünstigte die Verfolgung der Mörder Albrechts. Auf seiner Reise hatte er die schwäbischen Städte von den Rittern und von den räuberischen Grafen von Würtemberg und Baden hart bedrängt gefunden. Er forderte daher den Grafen Eberhard von Würtemberg auf den Reichstag vor sein Gericht. Eberhard erschien; aber auf die Raubritter trotzend, die sich ihm angeschlossen hatten, antwortete er keck und verließ Speier, ohne sich zu fügen. Auch die Acht, welche der König über ihn aussprach, erschreckte ihn nicht; der Prozeß gegen ihn zog sich in die Länge; aber endlich übertrug Heinrich seinem Landvogt Konrad von Weinsberg die Vollziehung des Urtheils. Dieser zog mit den erbitterten Städten gegen Eberhard, zerstörte seine Burgen bis auf drei, und der Graf selbst wurde in Hohenasperg belagert. Es gelang ihm jedoch, zu entkommen, und er floh zu dem Markgrafen von Baden, bei dem er bis an Heinrichs Tod blieb.

Nach einer neuen Reise, den Rhein hinauf bis Zürich und von dort durch Franken an den Rhein zurück, hielt Heinrich im August und September 1310 abermals einen Reichstag zu Speier, der noch glänzender war als der erste. In Böhmen hatte nach Rudolfs Tode (1307) Herzog Heinrich von Kärnten, als Gemahl der Tante Wenzels, mit Hülfe der Kärntner Ritter und der Markgrafen von Meißen gegen den Willen der Böhmen vom Throne Besitz genommen. Durch Bedrückung aller Art, durch Verachtung der böhmischen Großen und Bevorzugung der Deutschen machte er sich bald allgemein verhaßt. Endlich wollte er Elisabeth, die jüngere Schwester seiner Gemahlin, auf eine Weise vermählen, daß er von ihrem künftigen Gatten nichts zu fürchten hätte. Sie schlug den aufgedrungenen Gemahl aus und wurde deshalb in das Gefängniß geworfen; sie entkam jedoch und rief die böhmischen Großen zum Schutz gegen den König auf. Dieselben sammelten sich zahlreich um sie; doch da sie weder an Kriegsübung, noch an Bewaffnung den Meißner und

Kärntner Rittern gewachsen waren, suchten sie den Schutz des mächtigen, kriegerischen deutschen Königs nach. Eine böhmische Gesandtschaft erschien vor demselben und trug ihm für seinen Sohn Johann den böhmischen Königsthron und die Hand der Prinzessin Elisabeth an. Zwar regten sich in Heinrich mancherlei Zweifel gegen diesen Antrag, schon das schien ihm bedenklich, daß Elisabeth zwanzig, Johann erst funfzehn Jahre alt war; Peter Aichspalter wußte jedoch alle seine Bedenken zu beschwichtigen, und im Juli 1310 wurde zu Frankfurt mit den Böhmen die Uebereinkunft getroffen, daß sie sich im September mit der Prinzessin in Speier einfinden sollten. Inzwischen trat er Johann das zum Herzogthume erhobene Luxemburg ab, und in Speier wurde sodann die Vermählung mit großer Pracht gefeiert. Alle deutschen Bischöfe, der Pfalzgraf Rudolf, die Herzoge von Sachsen, Baiern, Brabant und Lothringen verherrlichten die Feier durch ihre Gegenwart. An der Spitze eines zahlreichen, wohlgerüsteten Heeres wurde der junge König in sein neues Reich entsandt; den so eben gefürsteten Grafen von Henneberg gab ihm Heinrich als Reichsverweser zur Seite; auch Peter Aichspalter begleitete ihn, und demselben war klüglich die Führung aller Staatsgeschäfte übertragen worden; unter den Andern, die am Zuge Theil nahmen, sind besonders der Pfalzgraf Rudolf und der Burggraf Friedrich von Nürnberg zu nennen. Schaarenweise strömten die unzufriedenen Böhmen dem Heere zu, welches gegen Prag vordrang. Der Erzbischof dieser Stadt bewog die Bürger, sich dem neuen Könige zu ergeben und ihm die Thore zu öffnen, und Heinrich von Kärnten mußte sich in das Schloß zurückziehen. Die Königin Anna warf sich dem Erzbischofe von Mainz zu Füßen, und besonders durch Vermittlung des Burggrafen von Nürnberg erlangte sie es endlich, daß sie mit ihrem Gemahl und Allem, was ihnen gehörte, sowie mit ihren Anhängern nach Kärnten und Tyrol geleitet wurden, um nie wiederzukehren. Am zweiten Februar 1311 wurde Johann mit seiner Gemahlin Elisabeth vom Erzbischof Peter von Mainz zu Prag feierlich gekrönt; der neue König aber machte dem Erzbischofe die reichsten Geschenke, unter denen sich ein goldener, mit kostbaren Steinen prächtig geschmückter Sessel befand, der nachmals im Dome zu Mainz aufbewahrt wurde.

Der König Heinrich selbst unternahm inzwischen einen Zug durch Burgund über Lausanne nach Italien, wohin seit Konrad IV. kein deutscher König gekommen war, um auch dort das Ansehen des Reiches zur Geltung zu bringen, und die daselbst noch immer sich bekämpfenden Parteien der Guelfen und Ghibellinen zu versöhnen. Nur wenige von den deutschen Herren fanden sich in Lausanne, dem bestimmten Sammelplatze, ein, um an dem Zuge Theil zu nehmen, und so langte Heinrich zu Ende October 1310 nur mit geringer Begleitung in Italien an.

Aber wie hatte ſich dort Alles verändert! Gegen die Kaiſermacht hatten die lombardiſchen Städte ihre Freiheit ſiegreich zu behaupten gewußt; doch kaum waren ſie von der Furcht vor dem äußeren Feinde befreit, ſo brachen innere Kämpfe aus; eine Stadt befehdete die andere, und in der Mitte der einzelnen Städte ſelbſt kämpften feindliche Parteien gegen einander mit der größten Erbitterung. Unter ſolchen Kämpfen ging die Freiheit faſt überall zu Grunde; einzelne angeſehene Geſchlechter bemächtigten ſich der Gewalt, und nicht mehr um die Freiheit wurde fortan geſtritten, ſondern nur darum, wer die Herrſchaft beſitzen ſolle. So ſtanden in Mailand die della Torre, welche damals dort im Beſitze der Gewalt waren, in Feindſchaft mit den Visconti. Noch lebten gleichzeitig die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen fort, jene noch immer heftige Gegner der deutſchen Kaiſer und Freunde des Papſtes. Zu ihnen gehörte namentlich in Toscana die Stadt Florenz, welche herrlich emporgeblüht war. Sie ſtand deshalb auch in enger Verbindung mit dem Könige Robert von Neapel, dem Enkel Carls von Anjou, der es dem Könige Friedrich von Sicilien, dem Sohne Peters von Aragonien, gegenüber mit dem franzöſiſchen Könige und dem Papſte hielt.

Anfangs ſchien ſich Heinrich des günſtigſten Erfolges erfreuen zu ſollen. Selbſt Guido della Torre wagte keinen Widerſtand; ungehindert zog der König in Mailand ein und ſetzte ſich daſelbſt am ſechsten Januar **1311** die eiſerne lombardiſche Königskrone auf. Doch nur zu bald ſollte er ſehen, wie ſehr er ſich getäuſcht hatte. Er kannte die Italiener nicht. Sie hielten ſeine Gutmüthigkeit für Einfalt und Schwäche, und dadurch, daß er es mit keiner Partei entſchieden hielt, verdarb er es mit Allen. Dazu kam Geldverlegenheit. Die Unzufriedenheit der Mailänder erregte er dadurch, daß er nach mancher Erpreſſung von ihnen ein ſogenanntes freiwilliges Geſchenk forderte, und zwar nicht, wie Matteo Visconti rieth, von ſechszigtauſend, ſondern nach Guido's boshaftem Rath von hunderttauſend Goldgulden. Es entſtanden Unruhen; Ströme Bluts floſſen; endlich wurde Guido vertrieben und Matteo kaiſerlicher Statthalter. Gleichzeitig brachen in anderen Städten der Lombardei Unruhen aus. Zwar unterwarfen ſich die meiſten ſehr bald wieder und büßten mit ſchweren Geldſtrafen; da aber Heinrich gegen Cremona, das ſich ebenfalls unterwarf, mit großer Härte verfuhr, die Mauern einreißen, die herrlichſten Baudenkmäler zerſtören, die Stadt ausplündern und ſich dann doch noch hunderttauſend Goldgulden zahlen ließ, ſo widerſtand ihm Breſcia mit der größten Hartnäckigkeit. Vier Monate lang lag er in der drückendſten Sommerhitze vor der Stadt; und endlich ließ er zwar einen Theil der Mauern einreißen, übte große Härte gegen die Bürger und ließ ſich ſiebenzigtauſend Goldgulden zahlen, aber die Belagerung

hatte ihm siebentausend und siebenhundert Reiter und viertausend und siebenzig edle Ritter gekostet, die Menge des Fußvolkes nicht mitgerechnet. Dadurch gewann Florenz Zeit, zu rüsten; auch Robert von Neapel trat offen gegen Heinrich auf und schickte seinen Bruder Johann mit einem Heere nach Rom. Wäre doch Heinrich noch jetzt, das treulose, hinterlistige Italien verlassend, nach Deutschland zurückgekehrt, das durch die wilden Fehden des Markgrafen Waldemar von Brandenburg mit Friedrich dem Gebissenen und des Grafen Eberhard von Würtemberg arg verwüstet wurde! Schmerzlich vermißte Deutschland das Walten eines wackeren, kräftigen Königs, während Heinrich seine besten und schönsten Kräfte in Italien verzehrte. Vom October 1311 bis zum Februar des folgenden Jahres blieb er in Genua, anfangs freudig aufgenommen, bald aber den Bürgern lästig, weil er die drückendsten Geldforderungen machen mußte, und weil ihr Handel durch seine Anwesenheit litt.

Unterstützt von den Pisanern, eilte er nach Rom, wo die heftigsten Parteiungen waren. Roberts Bruder Johann hatte einen Theil der Stadt besetzt; die Orsini an der Spitze der Guelfen waren im Besitze des Capitols, der Engelsburg, der Peterskirche und der Vorstadt auf dem rechten Ufer der Tiber; die Colonna an der Spitze der Ghibellinen hatten den Lateran und das Colosseum inne. Listig wußte man den König zu täuschen und ihm einzureden, Robert sei sein Freund; erst, als er im Begriff war, in Rom einzuziehen, erkannte er, was er zu erwarten hatte. Als er über die Tiberbrücke in die Stadt zog, schoß man von einem Thurme am Flusse auf die Einziehenden, so daß viele Pferde getödtet wurden; in der Stadt selbst aber entbrannte der heftigste Kampf, der mehrere Wochen lang dauerte. Das Colosseum, jeder Thurm, jedes feste Haus wurde wie eine Festung angegriffen und vertheidigt. Vergebens suchte Heinrich die Peterskirche zu erobern; endlich gelang es ihm, das Capitol zu erstürmen, und vom Volke gezwungen, entschlossen sich nun die Cardinäle, ihn am 29. Juni 1312 im Lateran zum Kaiser zu krönen. Aber selbst bei den auf die Krönung folgenden Festlichkeiten wurde er durch die Schmähungen und Geschosse der Feinde belästigt. Bald nach der Krönung verließen ihn auch seine letzten deutschen Begleiter, um in ihr Vaterland zurückzukehren; die Zahl seiner Feinde in der Stadt dagegen vermehrte sich, und er entschloß sich deshalb im September, Rom zu verlassen. Er ging nach Toscana, um Florenz zu überwältigen; aber er vermochte nichts gegen die weit überlegene Macht dieser Stadt und mußte sich endlich nach Pisa zurückziehen. Jetzt erkannte er, daß ihm eine Vermittlung zwischen den streitenden Parteien nicht möglich sei. Er erklärte sich daher offen für die Ghibellinen, schloß ein Bündniß mit Friedrich von Sicilien, den er zum Reichsadmiral er-

nannte, und sprach über Robert von Neapel die Reichsacht aus. Von dem Ausgange des Kampfes gegen den Letzteren hing Alles ab. Der Kaiser hatte die Deutschen zu sich nach Pisa entboten, und schon zogen sie unter Leopold von Oesterreich durch die Schweiz herbei; Pisa, Genua und der König von Sicilien rüsteten Flotten; Heinrich selbst befand sich im Frühjahr an der Spitze eines bedeutenden Heeres. Er selbst wollte Neapel zu Lande, Friedrich sollte es mit der Flotte zu Wasser angreifen. So bedrängt, suchte Robert die Hülfe des Papstes nach, und wirklich erließ dieser, der schon früher sich bemüht hatte, die Aussprechung der Acht zu verhindern, jetzt ein förmliches Verbot aller Rüstungen gegen Neapel. Heinrich war indessen keineswegs gesonnen, sich dadurch irre machen zu lassen „Wenn Gott für mich ist", gab er zur Antwort, „fürchte ich weder den Papst noch die Kirche." Die Rüstungen wurden mit dem größten Eifer fortgesetzt, und schon war Heinrich auf dem Zuge gegen Neapel über Siena hinaus vorgerückt, als ihn am 24. August 1313 zu Buonconvento der Tod ereilte. Bereits bei dem Beginne des Zuges gegen Florenz war er tödtlich erkrankt; seine kräftige Natur hatte jedoch die Krankheit überwunden; aber nun hatte er unvorsichtig gerade in der gefährlichsten Jahreszeit der ungesunden Luft und der unerträglichen Hitze unausgesetzt getrotzt, und ein kühler Trunk nach großer Ermüdung machte seinem Leben ein Ende. Nicht zu verwundern ist es indessen, daß man allgemein von Vergiftung sprach; der Tod war nach einer Krisis von wenigen Stunden erfolgt. Sein Beichtvater, der Dominicaner Bernardin, oder ein anderer Mönch, soll ihm beim Abendmahl eine vergiftete Hostie gereicht haben. Der Kaiser aber, sagt man, hätte, als er die Wirkung des Giftes spürte, dem Mörder verziehen und ihn zu eiliger Flucht aufgefordert. Dies Alles ist indessen durch nichts erwiesen, und die Erdichtung solcher Umstände war um so natürlicher, je erwünschter sein Tod gerade damals seinen Feinden sein mußte.

Mit dem Tode Heinrichs verschwand die kaum erneute Hoffnung auf Wiederherstellung der Oberherrlichkeit des deutschen Reiches über Italien wieder gänzlich; die Fürstenthümer und Städte waren wieder dem Wechsel der Parteimacht preisgegeben, und der auf kurze Zeit unterdrückte Parteihaß wüthete nur um so zügelloser. Die Ghibellinen und vor Allem Pisa zitterten vor Florenz; aber Robert, der sich ganz Italien zu unterwerfen dachte, vermittelte endlich selbst einen Frieden, und nicht nur in Florenz und Rom, sondern auch an vielen andern Orten war jetzt sein Einfluß unbegränzt. Aber auch den Ghibellinen fehlte es nicht an mächtigen Häuptern, die sich ihm siegreich entgegenstellten; namentlich waren es Matteo Visconti, dem außer Mailand auch Pavia, Como und viele andere Städte gehorchten, Can della Scala zu Verona, der sich nament-

lich auch Padua unterwarf, und Castruccio Castracani, der in Lucca herrschte. Die Entscheidung des Kampfes war jetzt eben so fern, als zuvor.

---

§. 58. Kaiser Ludwig der Baier. (1314—1347.)

Wie in Italien, so brachte auch in Deutschland der Tod Kaiser Heinrichs VII. die heftigsten Bewegungen hervor. Jeder, der sich des Thrones für würdig hielt, suchte sein Ansehen zu verstärken und sich einen bedeutenden Anhang zu verschaffen, und Parteiung und Zwietracht regten sich bald allenthalben im Lande. Besonders thätig zeigten sich die österreichischen Herzoge Friedrich und Leopold. Heinrichs Sohn, der König Johann von Böhmen, konnte sich wegen seiner großen Jugend — er war erst siebenzehn Jahre alt — keine Rechnung auf den Thron machen; um so mehr Aussicht auf Erfolg schien Herzog Friedrich der Schöne von Oesterreich zu haben. Bei seines Vaters Albrecht Tode war die strenge Regierung desselben noch in zu frischem Andenken, als daß die Fürsten hätten geneigt sein können, auf den damals noch sehr jungen Friedrich Rücksicht zu nehmen. Jetzt war die Regierung Albrechts mehr in Vergessenheit gerathen; Friedrich selbst war älter geworden; er war ein frommer, milder Herr, ganz das Gegentheil seines harten Vaters, und von so einnehmendem Aeußeren, daß man ihm eben deshalb den Beinamen des Schönen gab. Schon seit einigen Jahren hatte er sich bemüht, für den Fall einer Erledigung des Thrones die Stimmen der Kurfürsten zu gewinnen. Bereits im October 1312 hatte ihm der Pfalzgraf Rudolf von Baiern die seinige zugesichert, vielleicht aus Haß gegen seinen Bruder Ludwig. Baiern zerfiel nämlich damals nicht bloß in Ober- und Niederbaiern, sondern in Oberbaiern waren nach dem Tode Ludwigs des Strengen, des Gemahls von Rudolfs von Habsburg Tochter Mechthild, (1294) Theilungen und Kämpfe zwischen dessen Söhnen Rudolf und Ludwig eingetreten. Anfangs regierte der rauhe, stolze Rudolf Oberbaiern und die Pfalz von München aus, während die Mutter zu Ingolstadt lebte, und Ludwig, der bei dem Tode des Vaters erst zwölf Jahre alt war, in Wien mit seinen Vettern Friedrich und Leopold von Oesterreich erzogen wurde. Rudolf, der Schwiegersohn des Königs Adolf, haßte das habsburgische Haus unversöhnlich; seine eigene Mutter ließ er gefangen nehmen, und zu seinem Bruder Ludwig stand er von Anfang in feindlichem Verhältnisse. Als derselbe herangewachsen war und seinen Theil an der Regierung forderte, kam es zwischen den beiden feind-

lichen Brüdern zu offenem Kampfe, und Fehden und Theilungen wechselten mit einander ab. Wie erbittert der Streit geführt wurde, sieht man daraus, daß Ludwig mit Mord und Brand gegen seine eigenen Unterthanen wüthete, daß er mit wilder Lust eigenhändig die Brandfackel in die Häuser schleuderte, und daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, seine Freude darüber zu verbergen. Auch mit Friedrich von Oesterreich, der während ihres Zusammenseins in Wien durch die innigste Herzensfreundschaft mit ihm war verbunden gewesen, gerieth er in Kampf. Herzog Otto von Niederbaiern übertrug nämlich bei seinem Tode (1312) die Vormundschaft über seinen Sohn und seine beiden Neffen zugleich mit der Verwaltung des Landes unter Verbürgung der Städte Landshut und Straubing an Ludwig von Oberbaiern; der Adel aber war damit unzufrieden und wollte dem Herzog Friedrich von Oesterreich die Vormundschaft zuwenden. Bei einer persönlichen Zusammenkunft der beiden bisherigen Freunde kam es zu so heftigen Auftritten, daß Friedrich beinahe von Ludwig wäre ermordet worden. Es kam zum Kriege. Friedrich rückte an der Spitze des niederbairischen Adels in's Feld; Ludwig, durch seinen Adel und die Städte unterstützt, zog den Oesterreichern und Niederbaiern entgegen und erfocht über sie im November 1313 zwischen den Dörfern Isareck und Gamelsdorf einen glänzenden Sieg. In Folge desselben kam im April 1314 ein billiger Vertrag zu Stande. Friedrich entsagte der Vormundschaft, und Ludwig versprach, ihm bei seinen Absichten auf den Kaiserthron nichts in den Weg zu legen; Rudolf aber, der auch in diesem Streite gegen seinen Bruder Partei genommen hatte, ging aus Aerger nach Heidelberg und zeigte sich nun um so eifriger, Friedrich dem Schönen zur Erreichung seiner Pläne behülflich zu sein. Dieser bot Alles auf, um die Kurfürsten für sich zu gewinnen. Die Stimme des Erzbischofs von Köln erkaufte er durch die ungeheuersten Bewilligungen und Versprechungen, ebenso die des Herzogs Rudolf von Sachsen; auch Herzog Heinrich von Kärnten, der noch immer auf die Kurstimme für Böhmen Anspruch machte, wurde gewonnen. Es wären nicht mehr genug Gerechtsame und Besitzungen des Reiches vorhanden gewesen, um durch ihre Verleihung oder Versetzung die Erfüllung aller der ungeheueren Versprechungen zu ermöglichen, die damals gemacht wurden.

Gleichzeitig aber waren die Erzbischöfe Peter Aichspalter von Mainz und Balduin von Trier, in Verbindung mit dem Könige Johann von Böhmen, eifrigst bemüht, dem Herzoge Friedrich einen gewichtigen Gegner bei der Bewerbung um die deutsche Königskrone gegenüber zu stellen, und nach dem Siege bei Gamelsdorf vereinigten sie sich mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg und dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg für Ludwig von Baiern. Dieser war sogleich zur Annahme der ihm ge-

machten Anträge bereit, sicherte dem Könige von Böhmen bedeutende Vortheile zu und versprach den beiden Erzbischöfen die Abtretung vieler Güter und Gerechtsame, die dem Reiche gehörten.

Beide Bewerber erschienen am 18. October 1314 zu der auf den folgenden Tag festgesetzten Wahl bei Frankfurt mit Heeresmacht. Ludwig lagerte sich auf dem rechten, Friedrich ihm gegenüber auf dem linken Mainufer bei Sachsenhausen. Jede Partei blieb bei ihrer Wahl. Der Pfalzgraf Rudolf, der auch für den Erzbischof von Köln bevollmächtigt war, wählte mit den Seinigen am 19. October den Herzog Friedrich, der Erzbischof von Mainz mit seiner Partei am zwanzigsten den Herzog Ludwig von Baiern. Nach drei Tagen öffnete Frankfurt dem Könige Ludwig die Thore, und derselbe wurde bald darauf zu Aachen, dem alten Krönungsorte, mit seiner Gemahlin Margarethe vom Erzbischofe von Mainz gekrönt. Friedrich dagegen entließ sein Heer, eilte unter Bedeckung von Reitern nach Bonn zu dem Erzbischofe von Köln, und wurde von diesem, dem von Rechtswegen die Vollziehung dieser Handlung zustand, daselbst ebenfalls feierlich gekrönt. So hatte nun Deutschland zwei Könige, beide Enkel Rudolfs, der eine (Friedrich) nicht an dem rechten Orte, der andere (Ludwig) nicht von der rechten Person gekrönt. Die Folge dieser Doppelwahl war ein langjähriger, unheilvoller Krieg, der die gesegneten Gauen eines großen Theils von Deutschland verwüstete. Die Städte am Mittel- und Niederrhein, so wie die Schweizer, nahmen für Ludwig Partei; auf der Seite Friedrichs dagegen standen die meisten Herren in Oberdeutschland. Im Jahre 1322 faßten endlich Leopold und Friedrich den Entschluß, mit einem Schlage den Kampf zu beendigen. Beide beschlossen, gleichzeitig in Baiern einzudringen, Leopold von Schwaben, Friedrich von Oesterreich aus. Beide standen an der Spitze von Heeren, von denen jedes der Macht Ludwigs weit überlegen war, und derselbe schien verloren zu sein. Ein Glück für ihn war es, daß Friedrich vorrückte, ohne seinen Bruder zu erwarten. Am 28. September 1322 kam es unweit des Inn zwischen Mühldorf und Oettingen in der Nähe von Ampfingen zwischen ihm und Ludwig zur Schlacht. Friedrich stürmte selbst in vergoldeter Rüstung und in kaiserlichem Schmucke in den Kampf; Ludwig dagegen war klug genug, die Anführung seines Heeres dem Ritter Seifried Schweppermann zu überlassen, einem alten, aber erfahrenen Manne von niederem Adel, der im Dienste der Stadt Nürnberg die Kriegskunst erlernt hatte, und den weisen Anordnungen dieses Mannes verdankte er es, daß er einen vollständigen Sieg gewann. Ganze Schaaren von österreichischen Rittern wurden gefangen genommen, mit ihnen Friedrich selbst und sein Bruder Heinrich. Den Letzteren überließ Ludwig an Johann von Böhmen, der ihn, um ein recht hohes Lösegeld zu erpressen, acht Wochen lang wie den gemeinsten Verbrecher in schweren

Ketten auf dem Schlosse Bürglitz gefangen hielt; Friedrich dagegen überließ Ludwig zuerst als Unterpfand an die Bürger von Regensburg, die ihm Geld geliehen hatten, und dann ließ er ihn auf die Burg Trausnitz bei Nabburg bringen; an beiden Orten wurde ihm jedoch eine anständige Behandlung zu Theil.

Die Gefangenschaft Friedrichs änderte die Lage der Dinge in Deutschland sehr. Viele von seinen bisherigen Anhängern, vor Allen Graf Eberhard von Würtemberg, erklärten sich jetzt für Ludwig; doch keineswegs war Ludwig nun auch im unbestrittenen Besitze des Reiches. König Friedrich war zwar gefangen; aber Leopold, der während der ganzen acht Jahre eigentlich die Seele aller Kriegsunternehmungen gewesen war, rachedürstend wegen der Niederlage seines Bruders, stand an der Spitze eines bisher stets siegreichen Heeres drohend zwischen dem Lech und der Isar in Ludwigs eigenem Lande. Als derselbe die Nachricht von Friedrichs Niederlage erhielt, wurde er vom tiefsten Schmerze ergriffen. Er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe; denn hätte er sich nicht mit der Belagerung feindlicher Burgen ohne Noth zu lange aufgehalten, so würde er wohl zu rechter Zeit noch bei Friedrich haben eintreffen können. Jetzt konnte er nicht weiter in Baiern vorrücken; vielmehr zog er sich, alle umliegenden Dörfer niederbrennend, nach Schwaben zurück, wo er gerüstet stehen blieb. Aber auch Ludwig wagte es nicht, nach altem Brauche mehrere Tage auf dem Schlachtfelde zu verweilen, sondern zog nach Oettingen, weil er sich weder im Lager noch auf der Haide sicher glaubte. Vergebens suchten die Fürsten ihn zur Freilassung Friedrichs zu bewegen. Er hielt sich nur so lange für gesichert, als er seinen Gefangenen in seiner Gewalt hatte, und wies deshalb alle Vermittelungsversuche zurück. Leopold entschloß sich sogar, die Reichsinsignien und die königlichen Kleinodien an Ludwig auszuliefern, weil er hoffte, dadurch die Freiheit seines Bruders zu erlangen; da aber Ludwig forderte, er solle vor allen weiteren Verhandlungen die Städte, welche Friedrich Treue geschworen hatten, ihres Eides entbinden, brach er, entrüstet über solche Zumuthung, allen Verkehr mit Ludwig ab. Auch ein Versuch, Friedrich durch List zu befreien, mißlang. Ein junger Mann schlich sich mit einem großen Sacke an sein Fenster und forderte ihn auf, hinein zu kriechen, er wolle ihn zu Leopold tragen. Friedrich aber, der nicht darauf vorbereitet war, erschrak so, daß er laut aufschrie, und der junge Mann entfliehen mußte. Rachedürstend griff Leopold jetzt wieder zu den Waffen und suchte sich durch Bündnisse zu stärken, während Ludwig die Freundschaft des böhmischen Königs wieder verloren hatte. Markgraf Waldemar von Brandenburg, der Letzte des askanischen Hauses in Brandenburg, war nämlich gestorben, und Johann hatte nichts Geringeres erwartet, als daß er zum Lohne für seine Dienste die heimgefallenen Reichslehen desselben erhalten würde. Ludwig

aber war vielmehr darauf bedacht, diese Gelegenheit zur Vergrößerung der Macht seines eigenen Hauses zu benutzen. Er gab daher an Johann nur die Markgrafschaft Bautzen und Kamenz, die sächsische Pfalzgrafschaft und die Mark Landsberg den Grafen von Anhalt, Kurbrandenburg aber seinem eigenen Sohne Ludwig; ebenso wurde Johanns Tochter Gutta, die bei dem Markgrafen von Meißen erzogen war und dessen Gattin werden sollte, zurückgeschickt, um Ludwigs Tochter Mechthild Platz zu machen. Den gefährlichsten Feind aber erhielt Ludwig an dem Papste Johann XXII. Derselbe hatte nämlich zwar anfänglich ihm sowohl wie Friedrich seine Erwählung zum Papste angezeigt, jedoch Beide nur „erwählte römische Könige" genannt und ihre Gesandten gleich darauf zurückgewiesen, um sich die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der Ansprüche eines Jeden von ihnen vorzubehalten. Von Matteo Visconti forderte er darauf, daß er seine Stelle als kaiserlicher Statthalter niederlegen solle. Dies that derselbe allerdings; aber statt dessen regierte er nun als erwählter Herr von Mailand, verdrängte den König Robert von Neapel, den der Papst außerordentlich begünstigte und zum römischen Senator ernannt hatte, aus einem großen Theile Piemonts und bedrohte sogar Genua, das in der Noth dem Könige Robert auf zehn Jahre die Herrschaft über die Stadt übertrug. Der Papst war darüber außer sich und ging endlich so weit, den furchtbarsten Bannfluch gegen Visconti zu schleudern. Er erklärte nicht bloß ihn und sein Haus, sondern auch alle seine Mitbürger und Unterthanen für Ungläubige und fluchwürdige Ketzer, die der Freiheit unwürdig und gleich den Saracenen der Sklaverei anheim gefallen seien, ließ das Kreuz gegen sie predigen und schickte ein Heer gegen Mailand. Matteo Visconti starb kurz darauf (1322), durch den päpstlichen Fluch tief erschüttert, in großer Gewissensangst, und sein Sohn Galeazzo Visconti, der nun Herr von Mailand wurde, ward durch die päpstlichen Söldner aus der Stadt verdrängt. Zwar kehrte er bald zurück; aber das päpstliche Heer, vierzigtausend Mann stark, erfocht einen Vortheil über den andern, so daß Galeazzo sich in seiner Bedrängniß an den deutschen König Ludwig wandte. Dieser schickte Gesandte nach Italien, die in seinem Namen sollten eine Vermittlung herbeizuführen suchen. Sie wurden indessen von dem Cardinal so schlecht aufgenommen, daß sie bald alle Verhandlungen mit ihm abbrachen. Alsbald fielen die Häupter der Ghibellinen, die sich schon aus Furcht vor dem Banne dem Papste geneigt zeigten, ihnen wieder zu, und der Papst sah alle seine Pläne auf Mailand und die Lombardei vereitelt. Darüber gerieth derselbe in den heftigsten Zorn. Unerwartet traf er jetzt eine Entscheidung über die streitige deutsche Königswahl, ohne Ludwig zu hören, oder ihn auch nur einer Mittheilung des Urtheils zu würdigen. Im October 1323 ließ er an die Kirchenthüren zu Avignon eine Vorladung an Ludwig

ſchlagen, worin er erklärte, ihm allein gebühre die Entſcheidung darüber, wer deutſcher König ſei, Ludwig ſolle ſich daher bei Strafe des Bannes dieſes Titels nicht ferner bedienen und ſich wegen ſeiner Anmaßungen vor des Papſtes Gericht ſtellen. Wer ihn fernerhin noch als römiſchen König anerkennen würde, ward gleichfalls mit dem Banne bedroht. Solche Ungebühr hatte ſich bisher noch kein Papſt erlaubt; aber Ludwig kehrte ſich wenig daran, betrachtete ſich fort und fort als rechtmäßigen König und appellirte auf einem Reichstage zu Nürnberg feierlich vom Papſte an eine allgemeine Kirchenverſammlung. Der Papſt verließ ſich indeſſen auf Robert und die Guelfen, auf den König von Frankreich, der nach Burgund trachtete, und auf Leopold, der in ſeiner Erbitterung über die Gefangenhaltung ſeines Bruders ſo weit ging, daß er lieber Karl IV. von Frankreich als Ludwig auf dem deutſchen Throne ſehen wollte; auch der von Ludwig gekränkte wankelmüthige König Johann von Böhmen trat eine Zeit lang der Partei des Papſtes bei, der im Jahre 1324 nun wirklich den Bann über Ludwig ausſprach. Gleichzeitig brachte der Papſt ein geheimes Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu Stande und bewog die Polen und Ruſſen zu einem Einfalle in Brandenburg. In ſolcher Noth fand Ludwig einen unerwarteten Bundesgenoſſen an einer bedeutenden Partei der Franciscaner, die bisher überall als Vorkämpfer für das Intereſſe des Papſtes aufgetreten waren. Im Innern dieſes Ordens waren nämlich ſchon ſeit längerer Zeit Streitigkeiten entſtanden, indem die ſtrengere Partei der milderen und den Dominicanern gegenüber behauptete, Chriſtus und die Apoſtel hätten kein Eigenthum gehabt und deshalb dürften auch ſie keine irdiſchen Güter beſitzen; alle Vermächtniſſe, die ihnen zufielen, ſeien Eigenthum des Papſtes und der Kirche, und dieſe dürfe ihnen nur ſoviel davon geben, als ſie jedesmal nothdürftig brauchten (S. 396). Der Papſt war thöricht genug, ſich im Jahre 1322 entſchieden gegen ſie zu erklären, und erbitterte ſie dadurch dermaßen, daß ſie von nun an als ſeine heftigſten Gegner und als Vertheidiger Ludwigs auftraten. Sie übten einen ſo gewaltigen Einfluß auf das deutſche Volk, daß außer den Biſchöfen von Straßburg und Paſſau und dem Erzbiſchof von Mainz Niemand es wagte, nach dem Willen des Papſtes gegen Ludwig zu handeln; vor Allen blieben die Städte ihrem Könige treu.

Gleichwohl war Ludwigs Lage eine ſo mißliche, daß er dringend eine Ausſöhnung mit den öſterreichiſchen Herzogen wünſchen mußte. Ohne Vorwiſſen ſeiner Räthe und ohne alle Begleitung begab er ſich nach Trausnitz, kam dort mit Friedrich erſt allein, dann in Beiſein zweier vertrauten Männer zuſammen, und zuletzt wurden auch Ludwigs und Friedrichs Beichtväter hinzugezogen. Nachdem beide Fürſten das Abendmahl genommen hatten, wurde am 13. März 1323 eine Urkunde unterzeichnet

und besiegelt, durch welche sich Ludwig mit Friedrich und seinen Brüdern aussöhnte. Friedrich leistete in derselben Verzicht auf die Königswürde, versprach, alle Wahlurkunden herauszugeben, alles Reichsgut zurück zu liefern, dem Könige und seinen Kindern gegen Jedermann, besonders auch gegen den Papst, treulich beizustehen, sich von ihm belehnen zu lassen und ihm als Herrn und König unterthänig und gehorsam zu sein. Eben dazu versprach Friedrich auch seine Brüder zu bewegen. Könne er dies nicht erlangen, so schwöre er, sich am nächsten 24. Juni wieder zur Haft in Trausnitz zu stellen. So erhielt Friedrich seine Freiheit wieder und kehrte nach Wien zurück. Ueberall wurde er mit lautem Jubel empfangen; in Wien aber wartete seiner ein herber Schmerz; seine geliebte Gemahlin Elisabeth von Aragonien, die schönste und geistreichste Frau ihrer Zeit, hatte aus Kummer und Gram über seine Gefangenschaft so viel Thränen vergossen, daß sie davon erblindet war. Bald mußte er auch erkennen, daß es ihm nie gelingen würde, seine Brüder zur Erfüllung der von ihm eingegangenen Bedingungen zu bewegen, und er sah daher keinen anderen Ausweg, als sich wieder zur Haft zu stellen. Zwar hatte ihm der Papst bereits in einem Schreiben vom vierten Mai erklärt, Alles, was er einem mit so schwerer Schuld Belasteten, wie Ludwig, gelobt habe, sei ungültig; ja, er hatte ihm sogar bei Strafe des Bannes verboten, sich zur Haft zu stellen; dennoch aber hielt Friedrich als redlicher Mann sein Wort und begab sich nach München zu Ludwig. Ludwig mochte durch ein so edles Benehmen wohl gerührt werden. Man sagt, er hätte ihn freundlich wie einen Bruder aufgenommen und ihn nicht nach Trausnitz abgeführt. Längere Zeit hätte er, die Jugendfreundschaft erneuernd, wie in früheren schönen Tagen, Wohnung, Tisch und Bett mit ihm getheilt; ja, als er seinem Sohne im Jahre 1327 gegen die Polen, die in Brandenburg eingefallen waren, zur Hülfe ziehen mußte, übertrug er ihm nach zuverlässigen Nachrichten förmlich die Verwaltung von Baiern und schloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem die Regierung des Reiches zwischen Beiden getheilt sein sollte Die Reichsfürsten widersetzten sich jedoch der Ausführung desselben, und eben so wenig kam ein zweiter Vertrag zur Vollziehung, wonach Ludwig Italien und die römische Krone nehmen, Friedrich aber als römischer König in Deutschland herrschen sollte. Friedrich war nämlich längst alles Trachtens nach irdischer Macht überdrüssig geworden; nur Leopold hatte ihn beständig noch zur Verfolgung ehrgeiziger Pläne getrieben, und als dieser nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen am 28. Februar 1326 zu Straßburg, kaum 34 Jahre alt, starb, zog es Friedrich vor, seine übrigen Tage in Einsamkeit und Ruhe zuzubringen, und sich von nun an auf dem Guttenstein nur frommen Betrachtungen hinzugeben. Zwar führte

er den Titel eines römiſchen Königs bis an ſeinen Tod, aber an der Regierung nahm er fortan keinen Theil mehr.

Von ſeinem gefährlichſten Feinde befreit, konnte Ludwig jetzt an die Ausführung ſeines Lieblingsplanes denken, ſich in Rom zum Kaiſer krönen zu laſſen und die Guelfen in Italien zu unterwerfen. Im Jahre 1327 trat er ſeinen Zug an, ließ ſich in Mailand zum Könige von Italien und in Rom zum Kaiſer krönen und hielt in einer großen Verſammlung in der Peterskirche über den Papſt ein förmliches Gericht. In ſeiner Machtvollkommenheit als römiſcher Kaiſer erklärte er denſelben für abgeſetzt, weil er ein Ketzer ſei, die Kirche zu Grunde gerichtet und ſich der Wahl Ludwigs widerſetzt habe. Gleichzeitig erhob er einen frommen Franciscaner als Nikolaus V. auf den päpſtlichen Stuhl. Aber dieſen Schritt vermochte er nachher nicht zu behaupten. Er begann in Verbindung mit einer ſiciliſchen Flotte Florenz und den König von Neapel zu bekriegen, als in Rom eine Empörung ausbrach. Auch an andern Orten Italiens erhoben ſich gefahrdrohende Bewegungen, und da Ludwigs Heer durch Krankheiten ſehr geſchwächt war, ſah er ſich genöthigt, im Jahre 1329 nach Oberitalien und im folgenden Jahre nach Deutſchland zurückzueilen. Der von ihm eingeſetzte Papſt wurde ſeinem Gegner ausgeliefert und bat denſelben demüthig um Verzeihung.

In Deutſchland traf den Kaiſer bei ſeiner Rückkehr die Nachricht von dem Tode Friedrichs. Derſelbe war am 13. Januar 1330 geſtorben, und ſeine Gemahlin überlebte ihn nur um wenige Monate; ſie ſtarb am 12. Juli deſſelben Jahres. Sein Leichnam wurde in dem von ihm geſtifteten Kloſter zu Mauerbach beigeſetzt, und bei der Aufhebung deſſelben im Jahre 1783 nach der Stephanskirche zu Wien gebracht. Jetzt ſuchte Ludwig ſich vor allen Dingen mit den übrigen öſterreichiſchen Herzogen auszuſöhnen, was ihm auch durch die Vermittlung des Königs Johann von Böhmen gelang. Vergeblich aber waren alle ſeine Verſuche zur Ausſöhnung mit dem Papſte, der ihn mit neuen Bannflüchen verfolgte und unbedingte Unterwerfung verlangte. Endlich ſtarb Papſt Johann im Jahre 1334, und ſein Nachfolger Benedict XII., ein wohlmeinender, redlich geſinnter Mann, zeigte wirklich ebenfalls die ernſteſte Abſicht, ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen; er wurde indeſſen durch den Einfluß des Königs Philipp VI. von Frankreich gezwungen, dies Vorhaben wieder aufzugeben. Vergebens ließ ſich Ludwig zu den demüthigendſten Anerbietungen herab; er blieb im Bann. Da ermannten ſich endlich die deutſchen Fürſten. Ludwig berief im Jahre 1338 einen großen Reichstag nach Frankfurt, beſchwerte ſich über den Papſt und berichtete über die Schritte, die er bisher vergeblich zur Ausſöhnung mit ihm gethan habe. Die Fürſten erklärten, er habe gethan, was er vermocht, ſprachen ihn eigenmächtig vom Banne frei und beſtimmten, jeder Geiſtliche, der

sich der Aufhebung desselben widersetzen würde, sollte als Ruhestörer bestraft werden. Außerdem schlossen die Kurfürsten am 15. Juli 1338 einen Verein zu Rense am Rhein und faßten daselbst einmüthig den zum Reichsgesetz erhobenen Beschluß, „der auf rechtmäßige Weise von den Kurfürsten auf den deutschen Thron Erhobene sei für einen wahren und rechtmäßigen Kaiser und König zu halten, ohne der Einwilligung und Bestätigung des Papstes zu bedürfen, da die kaiserliche Macht nur von Gott herrühre."

Gleichzeitig erhielt der Kaiser einen mächtigen Bundesgenossen gegen Frankreich an seinem Schwager Eduard III. von England, welcher Ansprüche auf den französischen Thron machte und seine Hülfe nachsuchte. Mit großem Gefolge erschien Eduard im September 1338 auf der Reichsversammlung zu Koblenz und klagte den König Philipp vor Kaiser und Reich an, daß er ihm die Normandie, Aquitanien und Anjou entzogen habe, und ihm sein rechtmäßiges Erbe, die französische Krone, vorenthalte. Die Fürsten erklärten den Krieg gegen Philipp für gerecht; Eduard wurde vom Kaiser zum Reichsverweser in den Niederlanden ernannt, zahlte 80,000 Goldgulden, und Ludwig schickte seinen Sohn Ludwig von Brandenburg gegen Frankreich. Aber doch zog der wankelmüthige Mann von dem Bündnisse nicht den Gewinn, der möglich gewesen wäre. Statt es zu benutzen, um Philipps Macht zu brechen und den Papst zur Versöhnung zu zwingen, ließ er sich bald mit Philipp und dem Papste in Unterhandlungen ein, da jener ihm trügerisch die Aussöhnung mit diesem in nächste Aussicht stellte, entzog dem Könige von England seine Hülfe und die Reichsstatthalterschaft, und schloß mit Philipp ein Bündniß. Aber kaum hatte dieser seinen Zweck erreicht, ihn von der Verbindung mit England abzuziehen, als es klar wurde, daß er nicht daran dachte, seine Versprechungen zu erfüllen, und Ludwig hatte von seinem Wankelmuth keinen Gewinn, als das Mißfallen der Deutschen.

Glücklicher war er in seinen Bestrebungen zu Vermehrung seiner Hausmacht; aber um so mehr erregte er dadurch den Neid der Fürsten. Nicht nur hatte er Brandenburg bereits seinem Sohne Ludwig zugewandt; der Herzog Heinrich von Niederbaiern, der Schwiegersohn des Königs Johann von Böhmen, war am ersten December 1339 gestorben, mit Hinterlassung eines achtjährigen Sohnes, Johann; ein Jahr später starb auch dieser, und nun nahm Ludwig ganz Niederbaiern ohne Rücksicht auf seine pfälzischen Vettern, die er mit leeren Versprechungen abfand, im Jahre 1341 für sich in Besitz. Widerrechtlich konnte man diese Erwerbung nicht nennen, so sehr man ihn darum beneidete; desto mehr gab die Art, wie er Tyrol an sein Haus brachte, zu gerechtem Unwillen Anlaß. Dies Land hatte ursprünglich dem Herzoge Heinrich von Kärnten gehört; derselbe überließ es aber seiner Tochter Margaretha und ihrem

zukünftigen Gemahl. Diese Margaretha ist unter dem Namen Maultasche bekannt; ungewiß ist es aber, ob sie denselben von ihrem mißgestalteten Munde oder von einem gleichnamigen Schlosse in Tyrol erhalten habe. Nach Einigen wäre sie schön gewesen, nach Anderen abschreckend häßlich. Ein gleichzeitiger Schriftsteller nennt sie halb blödsinnig; dabei war sie so sittenlos, daß der Papst sie nicht einmal seine liebe Tochter nennen wollte. Um Tyrol zu gewinnen, hatte König Johann von Böhmen eine Vermählung zwischen ihr und seinem weit jüngeren Sohne Johann Heinrich zu Stande gebracht. Margaretha aber wurde des Jünglings, der sie allerdings nicht besonders zart mag behandelt haben, bald überdrüssig, klagte am Ende gegen ihre Stände über ihn und verlangte die Auflösung der Ehe. Die Stände trieben ihn aus dem Lande und wandten sich an den Kaiser Ludwig; Johann Heinrich dagegen wandte sich an den Papst, der die Sache dem Patriarchen von Aquileja übertrug. Der Proceß zog sich in die Länge. Dem Kaiser erklärten indessen seine Rechtsgelehrten, die Untersuchung über Gültigkeit einer Ehe komme ihm und seinem Gerichte, nur der Ausspruch der Scheidung dem Bischofe zu. So hielt denn Ludwig förmlich Gericht, lud Johann Heinrich vor, der freilich nicht erschien, erklärte die Ehe für ungültig, verlobte Margaretha mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg, der gerade Wittwer war, und veranstaltete im Februar 1342 eine glänzende Hochzeit auf dem Schlosse Tyrol bei Meran, der auch zwei Bischöfe beiwohnten. Wie mit Tyrol, wurde Ludwig von Brandenburg nun auch gleichzeitig mit Kärnten belehnt, weil Margaretha darauf nie förmlich verzichtet habe. Nehmen wir dazu, daß der Kaiser im Jahre 1345 durch seine Gemahlin Margarethe, die Schwester des verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland, auch die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau erwarb, so war die Macht des baierischen Hauses eine so bedeutende, daß demselben der Kaiserthron für immer gesichert zu sein schien. Aber Ludwig sollte selbst noch erfahren, wie sehr die Berechnungen menschlicher Klugheit täuschen können. Das unerhörte, widerrechtliche Verfahren bei der Erwerbung Tyrols regte nicht nur das mächtige Haus Luxemburg zu unversöhnlichem Hasse auf, sondern verletzte auch das Sittlichkeits- und Rechtsgefühl eines großen Theils des Volkes. Zum Unglücke des Kaisers starb gleichzeitig der milde Papst Benedict, und auf ihn folgte am siebenten Mai 1342 ein Franzose aus Limoges, der sich Clemens VI. nannte, ein weltkluger, thatkräftiger Mann, Freund des französischen Königs wie des luxemburgischen Hauses, dem er schon als ehemaliger Lehrer des böhmischen Prinzen Karl ergeben war.

Von Anfang trat er gegen Ludwig in der feindseligsten Weise auf, und vergebens bemühte sich dieser auf jede Art, sich mit ihm auszu-

söhnen. Clemens forderte vor der Anknüpfung von Unterhandlungen nichts Geringeres, als daß der Kaiser die Krone niederlegen und Tyrol herausgeben solle, und erneuerte endlich am zwölften April 1343 feierlich den Bannfluch gegen denselben, indem er gleichzeitig die Fürsten aufforderte, einen neuen König zu wählen. Der thätigste unter Ludwigs Gegnern war noch immer König Johann von Böhmen. Obgleich fast gänzlich erblindet, reiste er nach Wien zu dem Herzoge Albrecht dem Weisen, um ihn zu einem Bündnisse zu bewegen; aber freilich fand er bei demselben eben so wenig Gehör, wie sein Sohn, Markgraf Karl von Mähren, bei den übrigen deutschen Fürsten. Selbst im eigenen Lande hatte sich Johann durch sein abenteuerliches, unstetes Leben, seine Reisen und seine Verschwendung im Auslande, verächtlich und verhaßt gemacht; dabei verarmte er so, daß seine böhmischen Schlösser sogar gänzlich in Verfall geriethen. Mehr aber wirkte bei den deutschen Fürsten Ludwigs Ländergier und sein willkürliches Verfahren in der Tyroler Angelegenheit, so daß auf das Jahr 1343 eine Versammlung nach Rense ausgeschrieben ward, um einen neuen Kaiser zu wählen. Um jeden Preis wollte deshalb der Kaiser mit dem Papste Frieden schließen; er suchte die Vermittelung des Königs von Frankreich nach; er ging die demüthigendsten Bedingungen gegen den Papst ein, erklärte sich aller Ketzereien und Vergehungen, die ihm derselbe vorwarf, für schuldig und zu jeder Buße bereit, wollte auf den Kaisertitel Verzicht leisten, nie wieder nach Italien ziehen, und was er unrechtmäßig in Besitz genommen hätte, wieder herausgeben. Dem Papst lag aber gar nichts an dem Frieden mit Ludwig; nur der völlige Sturz desselben konnte ihn befriedigen. Die unerwartete schmachvolle Nachgiebigkeit des Kaisers setzte Clemens in die größte Verlegenheit; drei Monate zögerte er, ehe er den Gesandten, welche Ludwig an ihn mit seinen letzten Anerbietungen nach Avignon geschickt hatte, eine Antwort ertheilte, und endlich entließ er sie mit Forderungen noch demüthigenderer Art, die weder der Kaiser noch seine Gesandten bewilligen konnten, weil sie in die Rechte des Reiches eingriffen. Dadurch schien Ludwigs Sache noch einmal eine günstigere Wendung zu erhalten. Er berief eine Versammlung der deutschen Stände auf den Herbst (1344) nach Frankfurt. Vierzehn Tage vor der Eröffnung derselben versammelten sich die Kurfürsten zu Köln und erklärten, sie könnten nicht zugeben, daß Ludwig die vom Papste gestellten Bedingungen annähme; die Reichsversammlung trat dieser Erklärung unbedingt bei; man machte dem Kaiser nur Vorwürfe, daß er sich so weit gegen den Papst erniedrigt habe. Auf einer neuen Versammlung der Kurfürsten zu Rense trat nun aber der blinde Johann von Böhmen mit bitteren Vorwürfen gegen Ludwig über seine Ländersucht und über die Verletzung der von ihm beschworenen Verpflichtungen auf; indessen waren die Fürsten doch

bei allem Unwillen gegen Ludwig keineswegs geneigt, den Rechten des Reiches etwas zu vergeben. Sie überſandten dem Papſte die Antwort der Reichsverſammlung und wollten von Unterhandlungen mit ihm gar nichts wiſſen. In vieler Beziehung geſtalteten ſich die Umſtände günſtig für Ludwig. Frankreich war wieder in Krieg mit England; der alte König Robert von Neapel ſtarb, und durch den damals erfolgten Tod Wilhelms von Holland kam Ludwig in den Beſitz des holländiſchen Erbes, mit welchem er ſeinen und Margarethens unmündigen Sohn Wilhelm belehnte. Durch dieſe Erwerbung aber wurden die übrigen Erben des verſtorbenen Grafen, namentlich der König von England, beeinträchtigt, und der Papſt gewann dadurch neue Freunde. Da derſelbe nun ohnedies befürchten mußte, Ludwig würde mit dem Könige von Ungarn, der Anſprüche auf Neapel machte, einen Zug nach Italien unternehmen, ſo beſchloß er, den Sturz des Kaiſers zu beſchleunigen. Am Gründonnerstage des Jahres 1346 ſprach Clemens über den Kaiſer von Neuem den fürchterlichſten Bannfluch, erklärte ihn für ausgeſchloſſen von aller menſchlichen Geſellſchaft, aller ſeiner Güter verluſtig, unfähig zu jedem Amt, jedem Zeugniß oder zur Vornahme irgend einer gültigen Handlung, ſelbſt von einem ehrlichen Begräbniß ausgeſchloſſen, und alle Fürſten zu ſeiner Vertilgung verpflichtet. Die furchtbarſten Flüche und Verwünſchungen waren hinzugefügt. Gleichzeitig wurde der dem Kaiſer ergebene Erzbiſchof von Mainz abgeſetzt; ein anderer päpſtlich geſinnter trat an ſeine Stelle. Die Kurfürſten wurden von dem Papſte und Johann für ſeinen Sohn Karl gewonnen; der von Köln wurde mit ungeheueren Summen erkauft; mit geringeren wurde der arme Rudolf von Sachſen beſtochen, und am vierzehnten Juli 1346 wählten die fünf Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen und Sachſen zu Renſe Karl (IV.) zum römiſchen König.

Ludwig befand ſich gerade im ſüdlichen Tyrol, mit Plänen für den Zug nach Italien beſchäftigt. Sogleich eilte er an den Rhein, hielt eine glänzende Verſammlung zu Frankfurt und zog dann den Rhein hinab, während ſeine Gemahlin von den Niederlanden aus Truppen gegen Karl ſandte. Vor allem hingen die Städte ihrem alten Kaiſer mit unwandelbarer Treue an, und Karl konnte in Deutſchland ſo wenig feſten Fuß faſſen, daß er wenige Wochen nach ſeiner Wahl mit ſeinem blinden Vater nach Frankreich zog, um dem Könige Hülfstruppen für den engliſchen Krieg zuzuführen. In der Schlacht bei Crecy (1346), von der bei der Geſchichte Frankreichs und Englands noch weiter die Rede ſein wird, fand der alte Böhmenkönig endlich durch den Tod das Ziel ſeines unruhigen Lebens. Karl ging wieder nach Deutſchland, ließ ſich, da Aachen ebenſo, wie ſchon früher Frankfurt, dem „Pfaffenkönige" die Thore ſchloß, in Bonn von dem Erzbiſchöfe von Köln krönen und

kehrte nach Böhmen zurück. Als Kaufmann verkleidet, schlich er sich darauf nach Trident, wo er einiges Kriegsvolk um sich sammelte, um den Kaiser anzugreifen, wurde aber von dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg bald wieder aus Tyrol vertrieben und mußte sich wieder nach Böhmen zurückziehen. Da erhielt er unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers Ludwig.

Fröhlich und heiter saß Ludwig am eilften October 1347 mit der Burggräfin von Nürnberg und mit Herzog Albrechts von Oesterreich Gemahlin Johanna, die eben durchreiste, in München beim Mahle, als er sich auf einmal unwohl fühlte. Er glaubte, Bewegung würde ihm gut sein, stieg zu Pferde und ritt auf die Bärenjagd. Plötzlich sahen ihn seine Begleiter wanken und vom Pferde sinken. „Allmächtiger Gott", rief er aus, „verzeih' mir armen Sünder! Oft habe ich gefehlt, aber du weißt es, nie habe ich dich im Herzen und Glauben verleugnet." Das waren seine letzten Worte. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht; freilich sprach man nachher von Vergiftung, aber gewiß mit Unrecht. Sein Leichnam wurde in der Frauenkirche zu München neben seiner ersten Gemahlin Beatrix beigesetzt, und im Jahre 1622 ließ ihm Kurfürst Maximilian I. daselbst ein prächtiges Denkmal errichten, welches noch steht. Die Stelle, wo er starb, auf der seit seinem Tode sogenannten Königswiese bei Fürstenfeld unweit München, bezeichnete der König Maximilian Joseph von Baiern mit einer marmornen Spitzsäule.

So endete der Mann, der „dreiunddreißig Jahre lang sich unablässig bemüht hatte, die erste Krone der Christenheit auf seinem Haupte zu erhalten." Gewiß war er von großen Fehlern nicht frei. Ländergier, Wankelmuth, Verzagtheit in der Gefahr sind ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen worden; aber er hat seine Fehler schon während seines Lebens schwer gebüßt, und von seinen oft nicht ohne Unrecht gemachten Erwerbungen hat die Zeit wenig übrig gelassen. Baiern wurde zersplittert, Brandenburg kam an Böhmen, Tyrol an Oesterreich, die holländischen Grafschaften an Burgund. „Dem durchaus unerreichten Vorbilde der widerstrebenden, kühnen und kräftigen Hohenstaufen", sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „suchte er zu nahen, ohne seine Mittel, seine Gemüthsstärke und seine Ausdauer gehörig zu würdigen." Jedenfalls aber war er auch nicht ohne große Verdienste, und durch seine Kämpfe mit der päpstlichen Gewalt wurde er wenigstens die Veranlassung, daß die Besseren sich den päpstlichen Anmaßungen entschlossen entgegenstellten, und daß die Unabhängigkeit der Kaisergewalt und des Wahlrechts der Fürsten vom Papste mit Entschiedenheit ausgesprochen wurde.

§. 59. Kaiser Karl der Vierte. (1347—1378.)

Mit dem Tode seines Gegners war König Karl noch keineswegs zum unbestrittenen Besitze des Thrones gelangt. Er war unverzüglich aus Böhmen nach Deutschland geeilt; aber bald mußte er es erfahren, daß die bairische Partei noch immer weit mächtiger war, als die seinige. Besonders abgeneigt waren ihm auch jetzt noch die Städte, und vergebens suchte er sie durch wahrhaft verschwenderische Verleihung von Vorrechten und Freiheiten aller Art für sich zu gewinnen. Sie wollten von dem Pfaffenkönige, dem Günstlinge des Papstes, dem Zöglinge der Franzosen, nichts wissen. In Mainz wurde er nur unter der Bedingung eingelassen, daß er den neuen Mainzer Erzbischof Gerlach von Nassau, der ihn begleitete, nicht mitbrächte, und daß er keine päpstlichen Briefe verlesen ließe, und von den Frankfurtern erhielt er eine solche Antwort, daß er es gar nicht wagte, ihre Stadt zu betreten. Kaum hatte er Mainz verlassen, so versammelten sich die Bevollmächtigten der Fürsten von der bairischen Partei, des abgesetzten Erzbischofs Heinrich von Mainz, des Pfalzgrafen Rudolf, Ludwigs von Brandenburg und des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg, und trugen dem englischen Könige Eduard III. die deutsche Königskrone an. Dieser war auch nicht abgeneigt, dieselbe anzunehmen; aber Karl wußte es doch dahin zu bringen, daß er sie ablehnte. Auf den Charakter Karls hatte sein bisheriger Lebensgang den entschiedensten Einfluß geübt. Als Kind war er mit seiner Mutter von dem Vater aus Argwohn im Kerker gehalten worden, weil ihn die Böhmen lieber hatten, als den unruhigen, verschwenderischen Johann; aus demselben Grunde hatte ihn Johann darauf nach Frankreich geschickt und am französischen Hofe unter päpstlichem Einfluß erziehen lassen. Als sechszehnjähriger Knabe übernahm er die vom Kaiser Ludwig seinem Vater übertragene Reichsstatthalterschaft in Italien an dessen Stelle, und inmitten der italienischen Ränke erhielt solchergestalt sein Charakter die letzte Entwicklung. Er vereinigte in sich die Gewandtheit der Franzosen mit der Tücke der Slaven und den treulosen, diplomatischen Künsten der Italiener; mit großer Klugheit durchschaute er Menschen und Verhältnisse, und mit kalt berechnendem Verstande wußte er Alles zu seinem Vortheile zu benutzen. Dem Könige von England ließ er versprechen, er wolle ihn bei seinen niederländischen Erbschaftsangelegenheiten auf Kosten der Söhne Ludwigs und des Reiches begünstigen, und besonders suchte er auf ihn durch des Königs Gemahlin Philippa von Hennegau zu wirken, die ohnehin nicht wünschte, daß ihr Gemahl eine Krone an-

nähme, von der ſie beſſer wußte, wie mißlich es mit derſelben ſtand. So erreichte es Karl, daß Eduard wirklich ablehnte. Den Markgrafen Friedrich den Ernſthaften von Thüringen und Meißen, an den ſich die bairiſche Partei nun wandte, gewann Karl dadurch für ſich, daß er ihm zehntauſend Mark zahlte, und ſo ſchlug derſelbe die Krone gleichfalls aus. Auch von dieſem Gegner befreit, wußte nun Karl den Herzog Albrecht den Weiſen von Oeſterreich, den redlichſten und beſten Fürſten ſeiner Zeit, der deshalb auch bei Allen hoch geachtet war, für ſich zu gewinnen, lud ihn nebſt ſeiner Gemahlin nach Brünn ein, beſtätigte ihm alle die großen Vorrechte, die Rudolf von Habsburg und König Albrecht den öſterreichiſchen Herzogen eingeräumt hatten, verſprach ihm zwanzigtauſend Mark Silber, wofür er ihm mehrere Reichsſtädte verpfändete, verlobte ſeine Tochter mit Albrechts Sohn Rudolf und ſchickte ſie, da beide noch unmündig waren, nach Wien, um dort erzogen zu werden. Dafür ſuchte nun Albrecht auch die bairiſchen Herzoge mit Karl auszuſöhnen, und er bewog ſie zu einer Zuſammenkunft mit demſelben in Paſſau (Juli 1348); da aber Ludwig von Brandenburg erfuhr, welche Ränke und Verſprechungen Karl bei Eduard von England angewandt habe, ſo endete die Zuſammenkunft mit noch größerer Erbitterung der beiden Gegner. Um ſo erwünſchter kamen dem Könige Unruhen, die, von anderer Seite veranlaßt, damals in Brandenburg herrſchten. Die Verwandten des mit dem Markgrafen Waldemar im Jahre 1319 ausgeſtorbenen askaniſchen Hauſes konnten noch immer nicht den Verluſt des Erbes verſchmerzen, auf das ſie gegründete Anſprüche zu haben glaubten, und ſie ſannen daher auf Mittel, den Markgrafen Ludwig zu ſtürzen. Die Fürſten von Anhalt, der Kurfürſt von Sachſen und der Erzbiſchof von Magdeburg wußten deshalb einen Menſchen zu gewinnen, dem ſie eine höchſt abenteuerliche Rolle einübten. Um 1344 verbreitete ſich auf einmal, Anfangs ganz im Stillen, das Gerücht, Waldemar ſei gar nicht todt; ſein Leichenbegängniß ſei eine abſichtliche Täuſchung geweſen; er ſei damals vielmehr als Pilger heimlich fortgezogen und jetzt nach Beendigung ſeiner Wallfahrt zurückgekehrt. Man hat ſpäter behauptet, der Mann, der die vom Erzbiſchof Otto von Magdeburg erſonnene Rolle ſpielte, ſei ein Müller Namens Rehbock aus einem Dorfe in der Nähe von Zerbſt geweſen, der früher als Knecht am Hofe Waldemars gedient habe. Gewiß iſt dies durchaus nicht; wahrſcheinlich war er ein nicht ganz gemeiner Mann; daß er aber ein Betrüger war, iſt unzweifelhaft. Je wunderbarer die Geſchichte war, die man ſich von dem falſchen Waldemar erzählte, um ſo mehr fand ſie Glauben; dazu kam, daß die bairiſche Herrſchaft in der Mark durchaus nicht beliebt war. Außer den Fürſten von Anhalt und den Herzogen von Sachſen erklärte ſich auch der Herzog von Stettin für ihn; Geiſtliche, Ritter und Städte

fielen ihm zu, und als er im Auguſt 1348 ſelbſt in der Mark erſchien, blieben von allen Städten dem Markgrafen Ludwig nur Spandau, Frankfurt und Briezen treu, weshalb auch die letztere den Namen Treuenbriezen erhielt. Er wurde von den Freunden des vorgeblichen Waldemar ſo in die Enge getrieben, daß er im Herbſte nach der Zuſammenkunft in Paſſau ſich nach Frankfurt ziehen mußte, um den Eingang zur Neumark zu vertheidigen. Dorthin zog ihm auch Waldemar mit Heeresmacht entgegen, unterſtützt durch ſächſiſche und mecklenburgiſche Truppen. Als nun König Karl ſah, wie demſelben das ganze Land zufiel, eilte er perſönlich zu ihm in das Lager zu Heinrichsdorf auf dem Wege nach Frankfurt, erkannte ihn förmlich als rechtmäßigen Markgrafen an und ertheilte ihm feierlich die Belehnung mit Brandenburg. Indeſſen wurde Ludwig durch die ſpäte Jahreszeit gerettet; die Feinde zogen ſich zurück, und es gelang dem Markgrafen ſogar, einen Theil des Verlornen wieder zu gewinnen. So aus der dringendſten Gefahr befreit, ſuchte er ſich an Karl zu rächen, und er ſtellte deshalb mit ſeiner Partei nun wirklich einen Gegenkaiſer auf. Dieſer war Graf Günther von Schwarzburg, ein Mann, der aus dem Kriege ein Gewerbe machte, zu jedem kühnen Unternehmen geneigt, geübt in allen Künſten des Ritterthums, dabei bieder und ein tüchtiger Feldherr. Vielfach hatte er dem Kaiſer Ludwig und ſeinem Sohne bereits in ihren Kriegen gedient, und ſelbſt zu Unterhandlungen war der auch in ſolchen Dingen erprobte Mann vielfältig von ihnen benutzt worden. An ihn wandten ſie ſich jetzt, nachdem nochmalige Unterhandlungen mit Friedrich von Meißen geſcheitert waren, und wirklich ließ er ſich bewegen, am dreißigſten Januar 1349 die Krone anzunehmen, unter der Bedingung, daß ſie ohne ſeine Einwilligung weder mit Karl noch mit dem Papſte unterhandeln wollten.

Karl ſah jetzt einen Kampf voraus, den er, nichts weniger als ein Held und durchaus nicht gewohnt, ſeine Angelegenheiten im Felde auszumachen, auf alle Weiſe zu vermeiden wünſchte. Er nahm deshalb zu Hinterliſt und ſchlauen diplomatiſchen Ränken ſeine Zuflucht. Der eben erfolgte Tod ſeiner Gemahlin gab ihm Gelegenheit, um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf zu werben; den Markgrafen Ludwig von Brandenburg aber gewann er dadurch für ſich, daß er ihm ſeine Anerkennung zuſicherte und den falſchen Waldemar aufgab. So wurden Günther ſeine Anhänger entzogen; aber er blieb unerſchüttert und ſchickte ſich an, die einmal übernommene Krone mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Als er ſich jedoch im Mai zum Kampfe anſchickte, wurde er in Frankfurt von einem Unwohlſein befallen, gegen das er die Hülfe eines Frankfurter Arztes nachſuchte. Man vermuthet, derſelbe habe ihm Gift beigebracht, ſei es auf Anſtiften der früheren Freunde Günthers, die ſich jetzt ſeiner gern entledigen wollten, oder auf Anſtiften Karls. Dieſer

soll dem Arzte, der ein Geistlicher war, sogar das Bisthum Speyer dafür versprochen haben, welches er freilich nicht erhielt, weil er noch vor Günther starb; wie man sagt, hatte ihn dieser gezwungen, die Arzenei zuerst selbst zu kosten. Wie dem auch sei, Günthers Krankheit verschlimmerte sich von Stunde an. Todtkrank ließ sich Günther jetzt zu Eltville von seinen ehemaligen Freunden bewegen, unter den vortheilhaftesten Bedingungen am 24. Mai 1349 der Krone zu entsagen, indem Karl nicht nur die zwölfhundert Mark Schulden übernahm, die Günther als Kaiser gemacht hatte, sondern ihm auch noch eine Abstandssumme von zwanzigtausend Mark bewilligte. Wenige Tage nach dieser Uebereinkunft, am vierzehnten Juni, starb Günther zu Frankfurt und wurde im Dome daselbst feierlich beigesetzt. Zwanzig Reichsgrafen trugen seine Bahre, und Karl selbst folgte derselben mit vielen anwesenden Fürsten. So war Karl von einem gefährlichen Gegner befreit, und nun söhnte er sich auch mit den übrigen völlig aus. Ludwig wurde mit der Mark belehnt und überließ die bisher zu Brandenburg gehörige Oberlausitz an Böhmen, wogegen Karl allen Ansprüchen auf Tyrol und Kärnten entsagte; er vermählte sich mit des Pfalzgrafen Rudolf Tochter Anna, machte den Herzog Rudolf von Oesterreich zu seinem Schwiegersohne, und auf ausdrückliches Verlangen der Wittelsbacher ließ er sich im Juli nochmals förmlich wählen und zu Aachen krönen. In Brandenburg währten indessen die Unruhen noch einige Zeit fort. Die Städte blieben dem vermeintlichen Waldemar treu, und konnten erst allmälig durch Waffengewalt unterworfen werden. Dies verleidete Ludwig den Besitz der Mark so sehr, daß er im Jahre 1351 die Herrschaft über dieselbe seinen jüngeren Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto dem Faulen, abtrat, und selbst die Regierung von Oberbaiern, Kärnten und Tyrol übernahm. Erst im Jahre 1355 wurde der falsche Waldemar gänzlich aus der Mark verdrängt; er fand bei dem Hofe in Dessau Aufnahme und wurde dort bis an seinen Tod von den anhaltischen Fürsten als ächter Markgraf behandelt.

Inmitten all dieser Verwirrung wurde Deutschland von den furchtbarsten Landplagen heimgesucht. Drei Jahre hinter einander verwüsteten Züge von zahllosen Heuschrecken die Felder, und furchtbare Hungersnoth war in vielen Gegenden die Folge davon. Im Jahre 1347 wurde Griechenland, Italien und alles Land bis Basel von einem Erdbeben so furchtbar verheert, daß ganze Berge einstürzten und ganze Ortschaften völlig zerstört wurden. Und nach solchen Vorboten brach endlich die furchtbarste aller Plagen herein, der schwarze Tod. Diese Seuche begann wahrscheinlich in China und zog dann, unzählige Opfer fordernd, durch ganz Asien und das nördliche Afrika. Von Aegypten kam sie durch genuesische Schiffe nach Italien, und nun brach sie im Januar 1348 fast

gleichzeitig auch in der Provence und in Griechenland aus; im Auguſt kam ſie nach England, im folgenden Jahre nach Skandinavien und Polen, zuletzt nach Rußland. Die Krankheit begann mit Kopf- und Bruſtſchmerz. Bald geſellte ſich heftiges Fieber dazu; Zunge und Kehle färbten ſich blutroth; dann bildeten ſich Geſchwüre, ſchwarze Beulen und Flecke; endlich trat Wahnſinn ein, und dann erfolgte bald der Tod. Es war nichts anders als die orientaliſche Peſt, bei der beſonders eine ſchnell in Brand übergehende Lungenentzündung vorherrſchend war. Die noch ſehr unvollkommene Heilkunde wußte kein Mittel gegen die entſetzliche Krankheit; der Volksglaube erkannte darin eine göttliche Strafe, und ſo bemächtigte ſich der Gemüther bald allgemein Muthloſigkeit und Verzagtheit, wodurch natürlich die Verbreitung der Seuche nur gefördert wurde. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht wurde von ihr verſchont, und unglaublich groß war die Zahl der Opfer, die ſie in den drei Jahren dahin raffte, während welcher ſie in Europa wüthete. In manchen Gegenden waren zwei Drittel der Bevölkerung ihr erlegen. In London, wo eben ſo wie in Venedig 100,000 daran ſtarben, reichten die Gottesäcker nicht aus; in Siena ſtarben 70,000, in Florenz und Avignon 60,000, in Paris 50,000, in Straßburg 16,000, in Lübeck 90,000; manche Orte ſtarben ganz aus, und ganz Europa verlor in jenen drei Schreckensjahren nach zuverläſſigen Berichten fünfundzwanzig Millionen Menſchen. Anfangs meinte man, die Seuche wäre dadurch entſtanden, daß die Juden die Brunnen vergiftet hätten, und eine Folge davon waren die grauſamſten Verfolgungen gegen die Unglücklichen. In Mainz wurden zwölftauſend, in Straßburg zweitauſend, nicht weniger in Baſel und Bern erſchlagen oder in ihren Häuſern verbrannt. Eben ſo arg war es in Frankreich. Als die Wuth gegen ſie nachließ, zeigte ſich die durch die Seuche hervorgerufene Aufregung in anderer Weiſe. Viele überließen ſich dem zügelloſeſten Leben, um den Augenblick in wilder Luſt zu genießen, ſo lange ſie es vermöchten; Andere glaubten in Bußübungen nicht genug thun zu können. Schon während der Kämpfe in der Hohenſtaufenzeit war das Gefühl der Buße bei Vielen in Italien gewaltſam hervorgebrochen. Große Schaaren von Menſchen jedes Alters, Standes und Geſchlechts zogen unter Anführung eines Prieſters bei Tag und Nacht in Städten und Dörfern umher, das Haupt weiß oder ſchwarz verhüllt, die Kleider bis auf den Gürtel abgeworfen, und unter Abſingung erſchütternder Bußlieder ſich blutig geißelnd. Im Jahre 1261 kamen ſie über die Alpen auch nach Deutſchland und fanden bis Polen hin viel Anhang; aber bald gaben die Züge dieſer Büßenden, die man Flagellanten oder Geißelbrüder nannte, zu ſo viel Unordnungen Anlaß, und bei aller Buße wurde durch ſie ſo viel Zuchtloſigkeit herbeigeführt, daß die Könige von Böhmen und Polen ſie aus dem Lande jagten, und

auch die Bischöfe sich gegen sie erklärten. Aber von Neuem rief der schwarze Tod solche gewaltsame Aeußerungen der Buße hervor, und seit dem Frühlinge des Jahres 1349 verbreiteten sich die Processionen der Geißler über Deutschland und die angränzenden Länder Fürsten und Universitäten traten gegen sie auf; auch Papst Clemens VI. erklärte sich im Jahre 1350 gegen sie; das hatte aber nur die Folge, daß sie sich von der herrschenden Kirche trennten, unter dem Namen der Kreuzbrüder gegen das Verderben derselben eiferten, die Sacramente und den Gottesdienst verschmähten, weil dieselben in einer so verderbten Kirche ihre wahre Bedeutung und Wirksamkeit verloren hätten, und die Buße der Geißelung an ihre Stelle setzten. Statt sie zu widerlegen und sie zu stiller Ergebung in die Schickungen der göttlichen Liebe anzuleiten, wußte die Kirche kein anderes Mittel gegen sie, als brennende Scheiterhaufen. Aber alles Wüthen der Inquisitoren vermochte nichts zu ihrer Unterdrückung. Neue Plagen, neue Furcht vor der göttlichen Strafe rief die Geißlerzüge zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Neuem in's Leben, und das immer mehr überhand nehmende Verderben im Innern der Kirche regte auch während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts immer wieder solche Erscheinungen an. Im Jahre 1414 wurden in Sangerhausen allein einundneunzig Flagellanten verbrannt, und doch entdeckte man sie vierzig Jahre später eben daselbst wieder; in Nordhausen wurden im Jahre 1446, im Anhaltischen noch 1481 Geißler entdeckt und bestraft.

Gegen alle die vielen Leiden, von denen Deutschland zu Karls IV. Zeiten heimgesucht wurde, hatte der Kaiser wenig oder keine Hülfe; er dachte weniger an das Reich, als an sich selbst. Sobald er in Deutschland sich im unangefochtenen Besitze der Königsgewalt sah, trachtete er auch nach der Kaiserkrone. Die Lage der Dinge in Italien war dazu für ihn besonders einladend. In Rom war um die Zeit, wo König Ludwig zu München starb, ein höchst merkwürdiger Mann aufgetreten. Dies war Cola di Rienzi oder, wie er eigentlich hieß, Niccola Gabriano di Lorenzo. Aus niedrigem Stande geboren, der Sohn einer gewöhnlichen Wäscherin, hatte er sich gleichwohl einen nicht unbedeutenden Grad geistiger Bildung erworben. Er besaß umfassende Kenntnisse in der Geschichte und Alterthumskunde; er hatte sich an den Schriften des Livius, Cäsar, Seneca, Cicero genährt. Aus ihnen war ihm ein lebendiges Bild von der ehemaligen Größe seines Vaterlandes entgegen getreten, und der unerträgliche Druck, unter welchem Rom damals von dem Adel und den Großen gehalten wurde, regte in seinem lebhaften Geiste den Gedanken an, die alte republikanische Verfassung und mit derselben die verschwundene Größe Roms wieder herzustellen. Er wurde öffentlicher Notar, und als solcher gewann er sich durch scheinbare Uneigennützigkeit und

Rechtlichkeit, ſo wie durch die Gewalt ſeiner ſchwärmeriſchen, hinreißenden Beredtſamkeit, ſo ſehr die Liebe des Volkes, daß er zum Sprecher einer Geſandtſchaft gewählt wurde, welche die Römer nach Avignon ſchickten, um den Papſt Clemens VI. aufzufordern, er möge nach Rom zurückkehren und den immer unerträglicher werdenden Bedrückungen der Großen ein Ende machen. Der Papſt fand großes Wohlgefallen an dem Manne und ſeiner Rede, beſchenkte ihn reich und ſchickte ihn endlich als päpſtlichen Notarius wieder nach Rom. Clemens hatte der Geſandtſchaft viele Verſprechungen gemacht; da er aber keine derſelben erfüllte, und der Druck des Adels immer läſtiger wurde, ſo benutzte Rienzi jetzt die ihm vom Papſte ertheilte Würde, verſammelte das Volk in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen, ſprach begeiſtert von Roms ehemaliger Größe, von den unverletzbaren Rechten der Römer, klagte laut über die Geſetzloſigkeit und die Gewaltthätigkeiten, mit denen der übermüthige Adel Rom und ſein Gebiet erfülle, und ſtellte endlich allegoriſche Gemälde auf dem Capitol auf, durch welche er beredter noch, als durch Worte, ſeine Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft andeutete. Als ſo Alles vorbereitet war, glaubte er endlich, die Zeit zur Ausführung ſeines Planes ſei gekommen. Stephan Colonna, der mächtigſte der adligen Parteiführer, und ein großer Theil der Ritterſchaft hatten der Ernte wegen die Stadt verlaſſen; da berief Rienzi am Himmelfahrtstage 1347 das Volk auf das Capitol, ſchilderte in ergreifenden Worten den Mangel aller Zucht, Sicherheit und Ordnung, und ſchlug mehrere Geſetze zur Abhülfe jener Uebel vor. Jubelnd ſtimmte ihm das Volk bei und erwählte ihn zum Volkstribun, um die beſchloſſenen Verbeſſerungen der Verfaſſung und Regierung auszuführen. Stephan Colonna eilte auf die Nachricht von dieſen Vorgängen mit ſeinen Reiſigen nach Rom zurück, zerriß öffentlich die neuen Verordnungen und den Befehl, Rom zu verlaſſen, welchen ihm der Tribun zuſtellen ließ; aber Rienzi ließ die Sturmglocke läuten, und alsbald ſah ſich Colonna von ſeinen Reiſigen verlaſſen und mußte, nur von einem Diener begleitet, beſchämt in der Stille aus der Stadt abziehen. Dadurch wurden auch die übrigen Adligen geſchreckt; ſie verließen Rom ohne Widerſtand und ſchworen den beiden Tribunen, Rienzi und dem päpſtlichen Vicarius, als der rechtmäßigen Obrigkeit, Gehorſam. Anfangs machte Rienzi von ſeiner Macht den trefflichſten Gebrauch; er ordnete Recht und Gericht, ſchlichtete die Zwiſtigkeiten der Familien; überall jubelte man laut über den gewaltigen Umſchwung der Dinge; auch der Papſt, ja ſelbſt mehrere auswärtige Fürſten ſicherten ihm ihre Unterſtützung zu. Aber er vermochte die Größe ſeines Glückes nicht zu ertragen und vergaß bald die Mäßigung und Klugheit, mit der er ſein Werk begonnen hatte. Eitelkeit und Hoffahrt verblendeten ihn; ſelbſt ſeine Frau und ſeine Verwandten durften

nie anders als in feierlichem Aufzuge und in Begleitung der vornehmsten Römer öffentlich erscheinen; sich selbst ließ er mit großem Pomp zum Ritter schlagen. In einer öffentlichen Versammlung citirte er dabei den Papst und das ganze Collegium der Cardinäle nach Rom, ihrem eigentlichen Sitz, forderte Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen nebst den Kurfürsten vor, um ihr Recht zur Kaiserwahl nachzuweisen, die nur den Römern gebühre, und hieb dann mit entblößtem Schwerte nach allen vier Weltgegenden in die Luft, indem er dabei ausrufen ließ, dem römischen Volke und ihm, dem Repräsentanten desselben, gehöre die ganze Welt. Kurz darauf versammelte er alle Colonna, Orsini und die Mitglieder vieler anderen angesehenen Familien bei einem großen Gelage, und ließ sie nachher Alle in's Gefängniß werfen. Er wollte sie hinrichten lassen; aber nachher wagte er es nicht und entließ sie wieder ihrer Haft. Rachedürstend verschworen sie sich zu seinem Sturz, befestigten ihre Schlösser und zogen gegen Rom. Rienzi führte ihnen die Römer entgegen, schlug sie unter den Mauern der Stadt, und Stephan Colonna selbst nebst einem seiner Söhne und vielen Adligen fand dabei seinen Tod. Statt aber den Sieg weiter zu verfolgen, überbot er sich an Eitelkeit, Verschwendung und Thorheiten aller Art, vernachlässigte den Anhang des Papstes, erlaubte sich die härtesten Bedrückungen gegen das Volk und verlor die Liebe desselben vollends durch eine arg hausende Schaar von Trabanten, mit der er sich umgab. Der Papst sandte einen Legaten nach Rom, und als in der Stadt drückender Mangel zu herrschen begann, indem die Ritterschaft alle Zufuhr abschnitt, trat der Legat öffentlich auf und erklärte den Tribun für einen Feind des Papstes und einen fluchwürdigen Ketzer. Jetzt sah sich Rienzi von Allen verlassen; vergebens bot er alle seine Beredtsamkeit auf; vergebens ließ er den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch die Sturmglocke läuten; es blieb ihm nichts übrig, als Entfernung aus Rom. So endete sein thörichtes, phantastisches Unternehmen; nur sieben Monate hatte seine Herrschaft gedauert. Er entkam glücklich nach Apulien, wo er sich längere Zeit in einem Kloster verborgen hielt; dann begab er sich zu Karl IV. nach Prag. Dieser lieferte ihn an Clemens VI. auf dessen Verlangen nach Avignon aus, und derselbe ließ ihn in's Gefängniß setzen. Es gelang ihm jedoch, sich zu rechtfertigen. Nur zur Bändigung des Adels und zur Herstellung der Ruhe in Rom, erklärte er, habe er Alles gethan, nicht um das Ansehen des Papstes zu mindern. Er wurde von dem über ihn niedergesetzten Gerichte für unschuldig erklärt, und Innocenz VI., der auf Clemens folgte, glaubte die römischen Großen, die bald wieder mit neuen Anmaßungen hervortraten, nicht besser demüthigen zu können, als wenn er Rienzi in Begleitung eines Legaten gegen sie schickte Das römische Volk, welches ihn längst

ſchmerzlich vermißt hatte und gleich nach ſeiner Entfernung es bereute, ihn aufgegeben zu haben, lud ihn durch Geſandte ein, nach Rom zu kommen, und unter dem ihm vom Papſte ertheilten Titel eines römiſchen Senators zog er an der Spitze einer aus ſechszehn Fähnlein deutſcher und burgundiſcher Reiter beſtehenden Söldnerſchaar unter lautem Jubel der Menge im Triumph in die Stadt ein (1354). Bald jedoch machte er ſich durch Aufwand und Bedrückungen abermals verhaßt. Der Kampf gegen die Colonna koſtete viel Geld und machte ſchwere Steuern nöthig; ſelbſt die nothwendigſten Bedürfniſſe, wie Wein und Salz, mußten hart beſteuert werden, um die Söldlinge zu befriedigen, welche die eigentlichen Herren von Rom waren. Dadurch entſtand Unzufriedenheit, und in Folge derſelben fehlte es auch an Verhaftungen und Hinrichtungen nicht. Es brach ein neuer Aufſtand aus. Am Morgen des achten Septembers 1354 ruhte Rienzi noch auf ſeinem Lager; da umdrängte plötzlich die tobende Volksmenge ſeinen Palaſt, und laut ertönte der Ruf: „Es lebe das Volk; es ſterbe der Verräther Cola Rienzi!“ Schnell ſprang er auf. Im ſenatoriſchen Schmuck, das Volksbanner in der Hand, wollte er vom Fenſter herab zu der tobenden Menge reden; aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen, warf mit Steinen nach ihm und legte Feuer an den Palaſt. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als Flucht. In Bettlerkleidung ſuchte er ſich davon zu ſchleichen; aber er wurde an ſeinen goldenen Armketten erkannt, an die Treppe des Capitols geſchleppt und von der bewaffneten Menge umringt. Noch einmal ſchien ſein Geſchick ſich zu wenden. Faſt eine Stunde lang ſprach er zu der wüthenden Menge, und auch jetzt wurde ſie von der Gewalt ſeiner Rede fortgeriſſen. Staunend ſtanden Alle um ihn her, unſchlüſſig, ob ſie ihm gehorchen oder ihn niederſtoßen ſollten. Da trat plötzlich ein Diener des Hauſes Colonna aus dem Haufen hervor und durchbohrte ihn. Noch an dem Leichnam des Unglücklichen übte die raſende Menge ihre Wuth, zerrte ihn durch die Straßen und hängte ihn an den Galgen. — So endete ein Mann, der noch ſo eben der Abgott der Römer geweſen war, begabt mit einem lebhaften und unternehmenden Geiſt, aber eben ſo zaghaft im Unglück, als übermüthig im Glück, ein Mann, der, getrieben von gränzenloſer Ehrſucht, Religion und Offenbarung ſeinen Plänen dienſtbar zu machen wußte und das Volk unter dem Vorwand des Patriotismus tyranniſirte.

In Oberitalien hatten inzwiſchen durch kluge Benutzung der Umſtände die Visconti ihre Herrſchaft immer mehr zu befeſtigen und auszubreiten gewußt. Johann Visconti, der zugleich Erzbiſchof von Mailand war, ſtrebte nach nichts Geringerem, als nach der Herrſchaft über ganz Italien. Auch das von inneren Parteiungen zerriſſene Bologna kam in ſeine Gewalt, und ſelbſt Piſa mußte ſich, von den Venetianern

hart bedrängt und durch Parteikämpfe zwischen Adel und Volk innerlich geschwächt, in seinen Schutz begeben. Dadurch wurden aber die Venetianer gezwungen, Alles aufzubieten, um die Fürsten Oberitaliens zu einem Bunde gegen Mailand zu bewegen, der auch wirklich im Juni 1354 zu Stande kam. Die Este in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Carrara in Padua, Can della Scala in Verona gehörten zu demselben. Der Krieg gegen Johann Visconti begann; aber die Verbündeten konnten nichts gegen ihn ausrichten; da starb er plötzlich am 4. October 1354. Venedig machte Frieden; aber die lombardischen Häupter glaubten nun gegen Johanns Neffen Matteo, Barnabo und Galeazzo Visconti um so besser ihre Absichten erreichen zu können, und vereinigten sich zum Kampfe gegen sie. Bologna wurde ihnen entrissen, Genua machte sich wieder unabhängig; auch der päpstliche Legat trat dem Bunde gegen sie bei. Während dessen starb Matteo, aber Galeazzo und Barnabo wußten sich nach und nach mit den einzelnen Gliedern des Bundes zu vertragen und die verlorenen Besitzungen zum Theil wieder zu gewinnen. Noch war dies Alles nicht geschehen, als Karl gleichzeitig vom lombardischen Bunde und von dem Erzbischof Johann aufgefordert wurde, nach Italien zu kommen. Er folgte der Aufforderung, bestätigte die Visconti im Besitz alles dessen, was sie an sich gerissen hatten, weil sie ihm 200,000 Goldgulden zahlten, und brachte einen Waffenstillstand mit ihren Gegnern zu Stande. Am 4. Januar 1355 zog er in Mailand ein und empfing in der Kirche des heiligen Ambrosius die lombardische Krone, verließ aber nach dem Wunsche der Visconti schon nach acht Tagen die Stadt wieder. Die Florentiner bezahlten ihm 100,000 Goldgulden für das Versprechen, ihre Stadt und ihr Gebiet nicht zu betreten Am ersten Ostertage empfing er zu Rom aus den Händen des Cardinals von Ostia mit großem Prunk die Kaiserkrone; aber er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, obgleich die Römer ihm die Herrschaft antrugen, weder zur Ausübung der kaiserlichen Rechte in Rom, noch zur Wiederherstellung der Macht Deutschlands in Italien; vielmehr blieb er, wie er dem Papste versprochen hatte, nur einen Tag in der Stadt und verließ sie dann unter dem Vorwande, daß er die Gegend von Tivoli sehen wollte. Von den Guelfen verspottet, von den Ghibellinen verwünscht, eilte er nach Deutschland zurück. In Pisa wäre er fast in einem Volksaufstande erschlagen worden; die Städte der Visconti ließen ihn fast ohne Ausnahme nur auf kurze Zeit mit wenigen Rittern in ihre Mauern ein, während seine Leute draußen bleiben mußten; er aber war zufrieden mit dem Gewinn großer Geldsummen, die er theils als Strafgelder, theils für ertheilte Vorrechte sich hatte zahlen lassen.

Nach Deutschland zurückgekehrt, brachte Karl auf zwei Reichsversammlungen zu Nürnberg im Januar, zu Metz im December 1356 das

berühmte Reichsgrundgesetz zu Stande, welches unter dem Namen der goldenen Bulle bekannt ist, so genannt von der großen goldenen Bulle, in welcher das Reichssiegel daran hängt, das einzige Bedeutende, was er überhaupt für das deutsche Reich gethan hat. In dieser Urkunde wurde vor Allem festgesetzt, welche Fürsten das Recht hätten, den deutschen König zu wählen. Jedenfalls war dies sehr wichtig; denn die Ungewißheit darüber hatte schon Streit und Unheil genug angerichtet; freilich läßt sich aber auch nicht leugnen, daß Karl bei der Festsetzung der Personen der Kurfürsten vielfach nur persönliche Rücksichten im Auge hatte. Es waren nämlich sieben in nachstehender Reihenfolge: die drei geistlichen von Mainz, Trier, Köln und die vier weltlichen von Böhmen, der Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Brandenburg; dabei hatte er also seinem Stammlande Böhmen die erste weltliche Kurstimme zugesichert und zugleich seine Freunde in die Zahl der Kurfürsten einzuschieben, seine Gegner aber auf immer von derselben auszuschließen gewußt, indem er die streitige sächsische Kurstimme an Sachsen-Wittenberg, die streitige bairische dagegen an die Pfalz übertrug, obgleich der Streit darüber trotz des Gesetzes noch lange fortdauerte. Wenn aber auch der Kaiser bei Erlaß dieses Gesetzes, wie bei Allem, was er that, zunächst durch Privatrücksichten geleitet wurde, so hatte er doch jedenfalls dabei auch das anerkennenswerthe Streben, den Papst für die Zukunft an Ernennung eines deutschen Kaisers zu hindern, ohne ihn gerade zu beleidigen.

Wie es für Karl selbst das größte Vergnügen war, im kaiserlichen Schmuck, umgeben von allem Glanze seiner hohen Würde, zu erscheinen und in Gold und Purpur zu prunken, so ist auch in der goldenen Bulle Alles, was sich auf das äußere Ceremoniel bei der Wahl und Krönung des Kaisers bezieht, mit sichtlicher Vorliebe bis in die größten Kleinigkeiten hinein bestimmt und sicher von ihm selbst ausgearbeitet. So finden sich z. B. genaue Bestimmungen über den Tisch des Kaisers und der Kaiserin, über die verschiedene Höhe derselben, über den Sitz des Kaisers und der Kaiserin und wie hoch derselbe über dem Boden sein solle, Alles weniger nach deutscher als nach byzantinisch-slavischer Sitte. Gerade sieben Kurfürsten wurden bestimmt; denn die Sieben galt als eine heilige Zahl. Die Kirche hatte sieben Sacramente; man nahm sieben Tugenden, sieben Gaben des heiligen Geistes an; besonders aber sollte darin eine Hinweisung auf die sieben Leuchter in der Offenbarung Johannis liegen; denn im Eingange des Gesetzes werden die Kurfürsten ausdrücklich als die sieben Leuchter bezeichnet, welche das heilige römische Reich in Einheit des heiligen Geistes erleuchten sollen. Solche Beziehungen liebte der Kaiser nach seiner Geistesrichtung. So legte er bei allen feierlichen Gelegenheiten großen Werth auf das ihm zustehende

Recht, am Weihnachtstage als Subdiaconus öffentlich mit dem bloßen Schwerte in der Hand das Evangelium abzusingen, und gleich seinen slavischen Unterthanen war er ein großer Verehrer von äußerlichen Dingen, von wunderthätigen Bildern und Reliquien, die er überall zusammen holte. So war er voll Freude, als ihm die Mailänder die Gebeine des heiligen Veit überließen, die er nach Prag schickte; aus St. Gallen holte er den Kopf des heiligen Gallus und den des heiligen Othmarus; am Niederrhein erhielt er auf seine Bitten den Arm eines der unschuldigen Kinder, die Herodes zu Bethlehem erschlagen ließ. „Es scheint uns", sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „als wenn der Kaiser, sowohl auf seinen Reisen durch Deutschland als hernach in Italien, so viele Knochen von Heiligen sammelte, daß er ganze Frachtwagen voll nach Böhmen schicken konnte, und doch war ihm das Alles nicht genug; er ließ immer neue Gräber öffnen."

Natürlich mußten die Kurfürsten, denen solche Bedeutsamkeit zugeschrieben wurde, mit großen Vorzügen ausgestattet sein, und nicht weniger als zwölf von den 32 Artikeln der goldenen Bulle enthalten die Bestimmungen darüber. Sie bekamen fast vollständig landesherrliche Rechte, einen völlig freien Gerichtsstand, so daß ihre Stände und Landsassen nur vor ihren Gerichtshöfen sollten belangt werden können, und das vollständige Münz- und Bergwerkregal. Die Kurfürstenthümer wurden für untheilbar erklärt; in den weltlichen sollte die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt stattfinden. Als geborne Reichsräthe sollten sich die Kurfürsten jährlich versammeln und vier Wochen lang über die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches mit dem Kaiser berathen. Wie endlich das Collegium der Cardinäle mit dem Papste als zu einer Person verbunden gedacht wurde, so das Kurfürstencollegium mit dem Kaiser, also daß, wer einen Kurfürsten verletze, des Majestätsverbrechens schuldig geachtet und eben so bestraft werden sollte, als ob er den Kaiser selbst verletzt habe.

Außer den Verordnungen über die Wahl und die Krönung des deutschen Kaisers enthielt die goldene Bulle noch manche Bestimmungen, die allerdings hätten wohlthätig wirken können, wenn sie nur zur Ausführung gekommen wären. Dahin gehören die Bestimmungen über den Mißbrauch des Münzrechts und die eigenmächtige Errichtung neuer Zollstätten, das Verbot des Raubens und der Fehde, ohne daß dieselbe mindestens drei Tage zuvor angesagt wäre, die Verfügungen über Aufnahme von Rittern, die auf ihren Burgen wohnten, in das städtische Bürgerrecht, über Verbindungen der Städte und dergleichen. Der Papst war über die Beschränkung seines Einflusses auf die Kaiserwahl durch die goldene Bulle sehr ungehalten; Karl beruhigte ihn jedoch dadurch, daß er ihm die Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland

geſtattete, und als darüber wieder die Fürſten unzufrieden wurden, verſprach er ihnen, für eine Reform der deutſchen Geiſtlichkeit zu ſorgen. Darüber verdarb er es wieder mit dem Papſte, und deshalb gab er nicht nur die Forderung einer ſolchen Verbeſſerung, ſo allgemein auch das Verlangen danach im Lande war, nachher gänzlich wieder auf, ſondern beſtätigte auch den Geiſtlichen alle Freiheiten, alle gegenwärtigen und zukünftigen Beſitzungen und machte ſie von jeder weltlichen Macht unabhängig.

Durch die goldne Bulle wurde das Anſehen und die Macht des Kaiſers mehr untergraben, als durch irgend etwas zuvor. Die Kurfürſten erhielten dadurch vollſtändig die Mittel, zu ſelbſtſtändiger landesherrlicher Gewalt zu gelangen und das Anſehen des Kaiſers immer mehr zu beſeitigen; natürlich aber war es, daß auch die übrigen Fürſten dadurch veranlaßt wurden, nach Erwerbung der nämlichen Rechte zu trachten und die Bewohner ihrer Lande völlig zu ihren Unterthanen zu machen. Um ſich gegen ſolche Uebergriffe der Fürſten zu ſchützen und ihre Selbſtſtändigkeit ſich zu bewahren, blieb dem niederen Adel und den Städten nichts übrig, als die Schließung von Bündniſſen, wozu der Kaiſer den Städten das Recht oft ſelbſt verkaufte. Solche Verbindungen der Städte waren um ſo nöthiger, da die Raubritter nicht nur einzeln alle Sicherheit gefährdeten, wie denn der bekannte märkiſche Kaufmannsſpruch: „Vor Krachte und vor Itzenplitze, vor Köckeritze, Lüderitze behüt' uns lieber Herre Gott!" mehr oder weniger auf alle Gegenden Deutſchlands anzuwenden war, ſondern unter Anführung einzelner Landesherren auch Vereinigungen derſelben ſich bildeten, die ſchon durch den Namen ihre Abſicht unverholen ausſprachen, wie der Bund der Stellmeiſen in der Mark, der Bund der Schlägler in Schwaben. Kaiſer und Reich vermochten gegen ſie keine Hülfe zu ſchaffen; Ludwig von Brandenburg, die braunſchweigiſchen Herzoge und der Erzbiſchof von Magdeburg erkannten ſelbſt das Rauben und die Fehden der Ritter als geſetzlich an, und Kaiſer Karl machte ſogar das Haupt der ſchwäbiſchen Raubritter, den Grafen Eberhard von Würtemberg mit dem Beinamen des Greiners oder Zänkers, zum Reichsvogt in Schwaben und alſo zum Beſchützer des Rechtes und Friedens daſelbſt, weil er ihm gegen Günther geholfen hatte. Um ihr Eigenthum zu ſichern, vereinigten ſich deshalb die Städte der Altmark im Jahre 1344 zu einem Bunde, und nach dem Muſter des rheiniſchen Städtebundes (§. 52) bildete ſich der Bund der ſchwäbiſchen Städte. Anfangs traten zu demſelben vierzehn Städte zuſammen, deren Zahl ſich bald auf fünf und zwanzig vermehrte. Gegen ſie wüthete Eberhard in Verbindung mit Ulrich von Würtemberg und andern Fürſten dermaßen, daß Karl ſich am Ende genöthigt ſah, einzuſchreiten. Er ſchickte ein böhmiſches Heer der bedrängten Stadt Reutlingen zu

Hülfe; gleichzeitig drang ein Reichsheer vor, zu dem Augsburg allein zweitausend Mann und sechszig Reiter gestellt hatte, und Eberhard wurde im Jahre 1360 geschlagen und gefangen genommen; dennoch aber ließ der Kaiser nachher Alles beim Alten, nur daß die Würtemberger den Pfalzgrafen Ruprecht als kaiserlichen Landvogt anerkennen mußten.

Die bedeutendste unter allen Städteverbindungen war die, ursprünglich nicht zum Schutz gegen die Uebergriffe des Adels, sondern zur Sicherung und Förderung des Handels entstandene große deutsche Hansa, deren Anfänge wir bereits in §. 52 kennen gelernt haben. Schon frühzeitig hatten deutsche Kaufleute im Auslande Handelsvereine gebildet. Sie hatten Factoreien in Venedig, Brügge, London, Nowgorod für Rußland, Wisby auf Gottland für Schweden, Bergen für Norwegen. Zum Schutze dieser Factoreien verbanden sich die Kaufleute in den deutschen Städten, und solche Verbindungen nannte man Hansen. In den schutzlosen Zeiten, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, schlossen sich dieselben noch enger an einander; im Jahre 1256 traten z. B. die Städte an der Elbe und in Westfalen in ein Landfriedensbündniß, dem nachher auch Hamburg, Bremen und Lübeck beitraten, und im Jahre 1260 wurde zu Lübeck, das fortan als Haupt des Bundes galt, der erste Bundestag gehalten. Nach und nach traten alle einzelnen zu diesem oder ähnlichem Zwecke gebildeten Städteverbindungen zusammen und bildeten so um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die große deutsche Hansa, welches Wort in dieser Bedeutung verbündeter Städte zuerst um 1330 vorkommt. Die Zahl der Städte, welche zum Bunde gehörten, blieb sich nicht immer gleich. Im Jahre 1447 wurde der Bundestag von 35 Städten beschickt, und dies war sehr viel; aber gleichwohl gehörten damals über siebenzig Städte zum Bunde; die größte Zahl, welche derselbe je umfaßt hat, war 85, unter ihnen Berlin, Brandenburg, Braunschweig, Bremen, Danzig, Elbing, Dorpat, Goslar, Göttingen, Halberstadt, Hannover, Halle, Hamburg, Kiel, Köln, Königsberg, Krakau, Lübeck, Magdeburg, Minden, Münster, Nymwegen, Osnabrück, Riga, Stettin, Stralsund, Thorn, Bergen, Wisby u. a. Man theilte sie gewöhnlich in drei Theile, den wendischen, den sächsischen und den westfälischen; seit 1447 theilte man den ganzen Bund in vier Theile, von denen jeder eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Für die wendischen Städte war es Lübeck, für die klevischen, märkischen und westfälischen Köln, für die in Sachsen und der Mark Brandenburg Braunschweig und für die preußischen und livländischen Städte Danzig. Zu den Städtetagen, welche Anfangs in unbestimmten Zwischenräumen, später alljährlich gehalten wurden, schickten die einzelnen Hansastädte Abgeordnete, und es wurden auf denselben die inneren Angelegenheiten des Bundes geordnet, Streitigkeiten geschlichtet, pflichtvergessene Bundes-

glieder geſtraft, namentlich durch das Verhanſen, d. h. Ausſchließung aus dem Bunde; ferner wurden daſelbſt Bündniſſe und Verträge mit auswärtigen Fürſten geſchloſſen und über Krieg und Frieden ohne alles Zuthun von Kaiſer und Reich Beſchluß gefaßt. Gewöhnlich wurden dieſe Hanſetage zu Lübeck gehalten, obgleich noch im Jahre 1470 Köln gegen dies Vorrecht proteſtirte. Lübeck führte auch meiſtens den Vorſitz; Köln hatte den Platz zur Rechten, Hamburg den zur Linken, und die übrigen Städte reihten ſich dieſen beiden an. Durch Freibriefe von Königen und Fürſten erlangte der Bund frühzeitig eine große Feſtigkeit, die durch die Kölner Bundesakte von 1364 dauernd geſichert wurde, und ſo gelangte der Bund um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu großer politiſcher Bedeutung. Hingen auch die Mitglieder deſſelben oft nur loſe mit einander zuſammen, und zeigten ſich viele auch läſſig bei den von Bundeswegen geforderten Leiſtungen an Geld, Schiffen und Mannſchaft, ſo wachten ſie doch alle mit eiferſüchtiger Sorgfalt über die Erhaltung und Vermehrung ihrer Vortheile und Vorrechte Nichtmitgliedern gegenüber, namentlich über Schutz des Handels und der Gewerbe gegen Räubereien zu Waſſer und zu Lande, über Behauptung und Ausdehnung des auswärtigen Handels, in deſſen ausſchließlichen Beſitz der Bund zu kommen trachtete, über Ausübung der Gerichtsbarkeit in den Bundesſtädten u. ſ. w. Zur Behauptung ihrer Rechte ſcheute die Hanſa ſelbſt den Krieg nicht. Siegreich kämpfte ſie gegen die norwegiſchen Könige Erich und Hakon; von dem König Waldemar III, der im J. 1360 die alte Factorei Wisby rein ausgeplündert und faſt zerſtört hatte, errang ſie durch einen glücklichen Krieg bedeutende Handelsvortheile; den König Magnus von Schweden ſetzte ſie ab und gab die Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, deſſen Anerkennung ſie von Waldemar in einem neuen Kriege erzwang, ohne ſich an die kaiſerliche Acht und den päpſtlichen Bann zu kehren. Im J. 1369 eroberte ihre Flotte ſogar Kopenhagen und Helſingör, und 1428 konnte ſie 248 Schiffe mit 12000 Mann gegen die erſtere Stadt ſchicken, und der Bürgermeiſter von Danzig durfte es wagen, dem Könige von Dänemark den Krieg anzukündigen. Selbſt England, obgleich ſeit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Nebenbuhlerin der Hanſa im Seehandel, mußte derſelben doch noch im Jahre 1474 ihre Privilegien beſtätigen. So war die Hanſa, obgleich von Kaiſer und Reich nie förmlich anerkannt, durch ihre Schätze und ihre Waffen die mächtige Beherrſcherin der Meere, beſonders der Oſt- und der Nordſee, auf denen ſie ſtrenge Polizei übte, und die Fürſten waren meiſt abhängiger von ihr, als ſie von ihnen. Erſt im ſechszehnten Jahrhundert, als durch Errichtung des Landfriedens die Unſicherheit der Handelsſtraßen aufhörte, als die Fürſten, die früher von Handelspolitik keine Ahnung gehabt hatten, die Wichtigkeit des Handels für ihre Staaten zu begreifen an-

fingen und ſich eine eigene Seemacht zu gründen begannen, als ſie ſich die Landſtädte völlig unterwarfen, um aus ihrem Handel ſelbſt die größten Vortheile zu ziehen, als endlich durch die großen Entdeckungen ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts dem Welthandel ganz neue Bahnen angewieſen wurden, gerieth der Bund immer ſichtlicher in Verfall, und auf dem letzten Hanſatage in Lübeck im Jahre 1630 ſagte ſich der größte Theil der Städte von demſelben los; nur Hamburg, Lübeck und Bremen traten als Reſt der einſt ſo mächtigen Hanſa von Neuem zuſammen.

Wie der Mangel an Sicherheit und Ordnung eine Haupturſache der Schließung von Städtebündniſſen war, ſo war derſelbe auch die Hauptveranlaſſung zu der in jener Zeit hervortretenden eigenthümlichen Geſtaltung einer der auffallendſten Erſcheinungen des deutſchen Mittelalters, der Fehmgerichte. Kaiſer Rudolf I. war der letzte geweſen, der nach altehrwürdiger Sitte in ſeinem Reiche umhergereiſt war, um das Recht zu pflegen. Die auf Rechtspflege angewieſenen Reichsämter waren faſt ſämmtlich im erblichen Beſitz der Fürſten; die Rechtsgewalt des Königs wurde durch Privilegien an Fürſten und Städte immer mehr beſchränkt, und die wenigen noch vorhandenen Reichsgerichte verloren immer mehr an Bedeutung. Aber auch Fürſten und Städte vermochten in jener geſetzloſen Zeit nicht immer Recht zu ſchaffen, und ſo erſchienen als einzig ſichere Schutzmittel gegen Unrecht und Willkür die Fehmgerichte oder Freigerichte. Den Namen derſelben leitet man bald von dem alten Worte „Fahm" ab, welches „der Oberſte" bedeutet, ſo daß ſie damit als Obergerichte bezeichnet würden, den landesherrlichen Gerichten als den niederen gegenüber, bald von dem Worte „Fem" d. h. Strafe. Man nennt ſie auch weſtfäliſche Gerichte. In Weſtfalen nämlich hatte ſich noch ein Reſt der alten, freien germaniſchen Rechtsverfaſſung erhalten, als Deutſchland bei Auflöſung der Gauverfaſſung in eine Menge einzelner Länder zerfiel. Die Sachſenherzoge hatten in Weſtfalen im Namen des Königs die Rechtspflege verwaltet, und als bei dem Sturze Heinrichs des Löwen im Jahre 1180 der Erzbiſchof von Köln von den Ländern deſſelben das Herzogthum Weſtfalen erhielt, erkannten auch jene Gerichte nur dieſen als ihren Oberherrn an. Beſonders thätig für die Neugeſtaltung dieſer Rechtsinſtitute zeigte ſich der Erzbiſchof Engelbert von Köln, welcher im J. 1225 von ſeinem entarteten Neffen erſchlagen wurde. Ein Mann voll Kraft, Weisheit und Menſchenliebe, ſtellte er die geſunkene Zucht in den Klöſtern wieder her, beförderte den Ackerbau und das Aufblühen der Städte, begünſtigte die Baukunſt, wie er es denn auch war, der im Verein mit den Meiſtern der Kölner Bauhütte den erſten, freilich nachher nicht zur Ausführung gekommenen Riß zu dem dortigen Dom (S. 479) entwarf; vor allem aber verfolgte er die Verbrechen der Raubritter theils durch offenen Kampf, theils durch die Fehme, die er des-

halb auch über ſein ganzes Land zu verbreiten ſuchte. Er verwandelte ſie in außerordentliche Gerichte, zu welchen nur die eigentlichen Freiſchöffen, d. h. die Richter, welche das Urtheil zu ſprechen hatten, ohne Zuziehung anderer Beiſitzer zuſammentraten, und man nannte ein ſolches Gericht deshalb auch ein heimliches, d. h. ein geſchloſſenes zum Unterſchiede von den alten Gerichten, zu welchen ſich alle Gerichtspflichtigen der Grafſchaft ſonſt regelmäßig zu verſammeln pflegten. Die Freigerichte waren entweder öffentliche oder heimliche. Vor jenen, die „bei rechter Tageszeit und ſcheinender Sonne" unter freiem Himmel an den alten Malplätzen gehalten wurden, wurde über bürgerliche Streitigkeiten verhandelt, wie vor den gewöhnlichen Landgerichten; vor das heimliche Gericht dagegen gehörten die Anklagen wegen Ketzerei, Zauberei, Raub und Mord. Ein Schrecken der Frevler, waren die Fehmgerichte dabei ſelbſt oft der rohen Gewalt ausgeſetzt, ſo daß ſie ſich zu ihrem Schutze genöthigt ſahen, ihre Sitzungen in wichtigen Fällen auch bei Nacht und an abgeſchloſſenen Orten zu halten, wobei die Richter vermummt erſchienen. Ihr eigentlicher Sitz blieb Weſtfalen, welches man, vielleicht ſeines rothen Thonbodens wegen, „die rothe Erde" nannte, und einer der berühmteſten Gerichtsorte oder „Freiſtühle" war der zu Dortmund. Die Mitglieder der Fehm hießen „Wiſſende" (Eingeweihte). Sie mußten von ehelicher chriſtlicher Geburt ſein, einen untadelhaften Wandel führen und ſchwören: „die heilige Fehm halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schweſter und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne beſcheint, der Regen benetzt, vor Allem, was zwiſchen Himmel und Erde iſt." Urſprünglich ſollten ſie nur auf der rothen Erde aufgenommen werden und daſelbſt Grundbeſitz haben; ſpäter nahm man jedoch auch Fremde auf. Aus der Zahl der Wiſſenden wurden die Freiſchöffen gewählt, welche Beiſitzer des Gerichts und Vollſtrecker des Urtheils waren; den Vorſitz führte der Freigraf, und die Aufſicht über ſämmtliche Freigerichte des Landes führte als Stuhlherr der Landesherr, alſo in Weſtfalen der Erzbiſchof von Köln; oberſter Stuhlherr aber war der Kaiſer, wenn er ein Wiſſender war, weshalb er gewöhnlich gleich bei ſeiner Krönung unter dieſelben aufgenommen wurde. Der Freigraf nahm bei der Verhandlung einen erhöhten Sitz ein; vor ihm lagen Strick und Dolch. Die Anklage mußte durch einen Freiſchöffen geſchehen, welcher beſchwor, daß das Verbrechen wirklich begangen ſei. Wurde die Sache als „Fehmwroge", d. h. als vor das heimliche Gericht gehörig, erkannt, ſo wurde der Angeklagte durch einen Wiſſenden vermittelſt Anheftens der Vorladung an die Thür oder durch drei ſtarke Schläge an dieſelbe aufgefordert, binnen ſechs Wochen und drei Tagen, und war es ein Wiſſender, in der dreifachen Friſt ſich zu ſtellen. Wer nicht erſchien, wurde verfehmt, d. h. verurtheilt, wenn der Ankläger die

Klage mit sechs Eideshelfern aus der Zahl der Freischöffen beschwor. Erschien er dagegen, so konnte er seine Unschuld beschwören. Leistete er den Eid mit sechs Eideshelfern, so konnte der Kläger ihm einen Eid mit vierzehn Eideshelfern entgegenstellen, und nur wenn der Angeklagte dann 21 Eideshelfer dagegen vorführen konnte, wurde er freigesprochen. Konnte er sich nicht reinigen, so wurde er verfehmt. Er war dann allen Wissenden preisgegeben, und dieselben waren verpflichtet, wo sie ihn trafen, ihn an einen Baum zu hängen, oder ihn auf andere Weise zu tödten, falls er sich widersetzte. Zum Zeichen, daß er durch das Urtheil der Fehme gerichtet sei, wurde ein Dolch in den Baum gesteckt oder neben den Getödteten gelegt. Wer von drei Freischöffen auf einer todeswürdigen That betroffen wurde, an dem konnten sie ohne förmliches Urtheil die Strafe vollziehen. Dabei durften sie selbst ihre nächsten Verwandten nicht schonen, und ein Wissender, der einen von der heimlichen Acht Betroffenen warnte, wurde selbst mit dem Tode bestraft.

Sowohl die ehrfurchtgebietende Form, als die strenge Gerechtigkeit, welche diese Gerichte übten, und durch welche sie in einer Zeit gesetzloser Verwirrung sehr wohlthätig wirkten, verschaffte ihnen außerordentliches Ansehen und große Verbreitung, und schon im vierzehnten Jahrhundert begannen sie sich über ganz Deutschland auszudehnen. Die Kaiser bedienten sich ihrer selbst zuweilen gegen mächtige Große; Kaiser Ludwig der Baier bestätigte sie förmlich (1332), und Karls IV. Nachfolger Wenzel ertheilte dem Erzbischof von Köln das Recht, im Namen des Kaisers den Blutbann zu verleihen; aber seit jener Zeit begann auch ihre Entartung. Willkür und Uebermuth traten an die Stelle strenger Gerechtigkeit, und schon unter den nächstfolgenden Kaisern wurden nur zu gerechte Klagen und Beschwerden über die Fehme laut. Bei der immer größer werdenden Zahl der Wissenden konnte es nicht ausbleiben, daß auch Unwürdige sich unter dieselben einzudrängen wußten, welche die Fehme nur als Dienerin ihrer Bosheit zu benutzen trachteten, so daß um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts das Sprüchwort aufkam: Ein Bauer ein Dieb, ein Böhme ein Ketzer, ein Schwabe ein Schwätzer, ein Westfale ein Henker. Im Jahre 1461 schlossen die Schweizer mit mehreren deutschen Fürsten und Städten einen Verein, um Jedem vor den ordentlichen Gerichten Recht zu schaffen, und zu verhindern, daß er es bei dem heimlichen Gerichte suche. Mehrere Reichsstände verlangten vom Kaiser Schutzbriefe gegen die Uebergriffe der Fehme; aber die Kaiser konnten wenig helfen; durften doch im Jahre 1470 noch die Freischöffen von Brakel es wagen, den Kaiser Friedrich III. selbst vorzuladen. Erst als der allgemeine Landfriede in Deutschland befestigt, als die Fürsten zu völliger Landeshoheit gelangt waren, verlor die Fehme allmälig ihre Macht; die Zahl der Freistühle verminderte sich; die meisten wurden

fürstliche Landgerichte, und die neugestaltete Criminalgerichtsordnung verdrängte immer mehr die nicht mehr zeitgemäßen Gerichtsformen der Fehme. Das letzte Fehmgericht wurde im Jahre 1568 bei Celle im Hannöverschen gehalten. Doch sollen sich in ihrem ursprünglichen Sitze Westfalen die Freigerichte, aber freilich nur in der milderen Form von Polizeigerichten, bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten haben, und das letzte erst im Jahre 1811 auf dem alten Malplatze bei Gehmen im Münsterschen gehalten sein. Ueberhaupt hatten sie außerhalb Westfalen, auf welches Land sie auch durch die kaiserlichen Privilegien beschränkt waren, nie zu rechtem Bestand und Ansehen gelangen können.

Wir haben in unserer bisherigen Darstellung den Kaiser Karl IV. nicht als Mehrer des Reiches kennen gelernt, wie sich die deutschen Kaiser zu nennen pflegten, sondern vielmehr als Minderer desselben; desto größer aber war die Sorgfalt, die er auf die Erweiterung seiner Hausmacht verwandte. Zuerst suchte er dem bairischen Hause die Mark Brandenburg wieder zu entziehen. Schon vom falschen Waldemar hatte er sich die Niederlausitz abtreten lassen; dieselbe war aber an Meißen verpfändet worden. Desbalb benutzte er eine Spannung Ludwigs des Römers und Otto's des Faulen von Brandenburg mit ihrem Bruder Stephan in Niederbaiern, um sich die Erlaubniß zur Einlösung der Niederlausitz zu erkaufen, und im Jahre 1363 erwarb er durch die Verlobung seiner Tochter Anna mit Otto ein Erbrecht auf Brandenburg, so daß er und sein Sohn sogleich den Titel der Markgrafen von Brandenburg annehmen durften, und ungeachtet des Einspruches der übrigen baierischen Herzoge, des Hauses Anhalt und Sachsen-Wittenberg ging er im Sommer selbst nach Berlin, um die Erbhuldigung feierlich anzunehmen.

Im April 1364 brachte er darauf die ganze Lausitz unter dem Scheine des Pfandrechts an Böhmen. Inzwischen übten in Italien Barnabo und Galeazzo Visconti die ärgste Tyrannei und scheuten sich nicht, die entsetzlichsten Frevel zu begehen. Dringenden Aufforderungen folgend, zog daher der Kaiser im Jahre 1368 nochmals über die Alpen und zwar an der Spitze eines mächtigen Heeres. Erschreckt kauften die Visconti ihm für große Geldsummen den Frieden ab; überall trieb er reiche Schätze unter dem Namen von Steuern, Strafgeldern und Geschenken ein, und dann kehrte er mit denselben nach Deutschland zurück, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, daß seine vierte Gemahlin Elisabeth von Pommern in Rom als Kaiserin gekrönt wurde. Von dieser wissen

wir übrigens nicht viel mehr, als daß sie sich durch riesenhafte Stärke auszeichnete und oft in Gegenwart der Großen des Reiches zum allgemeinen Staunen Proben davon ablegte, indem sie Hufeisen mit der Hand zerbrach und dergleichen. Nach seiner Rückkehr brachte der Kaiser auch ganz Schlesien an Böhmen, nachdem er schon früher durch seine Vermählung mit Anna, der Erbtochter des Herzogs Bolko III. von Schweidnitz und Jauer, seiner dritten Gemahlin, sich das Erbrecht auf jene beiden Fürstenthümer erworben hatte. Otto der Faule bereuete inzwischen seinen mit Karl geschlossenen Vertrag wegen Brandenburg und suchte das Land wieder an sein Haus zu bringen. Dies gab dem Kaiser Gelegenheit, mit bewaffneter Macht in die Mark einzufallen, und ohne Mühe zwang er nun im August 1373 den schwachen Markgrafen zu einem Vertrage, durch welchen ihm derselbe schon jetzt das Land gegen ein Jahrgehalt abtrat. Otto behielt Rechte und Titel eines Kurfürsten, folgte dem Kaiser nach Böhmen und blieb an dessen Hofe, so lange er noch Geld hatte; nachher zog er sich auf das Schloß Wolfstein in Böhmen zurück, wo er in Dürftigkeit starb. So erstreckte sich nun, da auch die mecklenburgischen Herzoge in Lehnsabhängigkeit von Brandenburg standen, Karls Herrschaft über das ganze nordöstliche Deutschland von der Donau bis zur Meeresküste; die vorzüglichste Sorgfalt aber wandte er seinem Böhmen zu. Rastlos sorgte er für Herstellung und Erhaltung der Sicherheit und Ordnung im Lande; er selbst zerstörte die Raubburgen, saß persönlich zu Gericht und gab den Böhmen bereits im Jahre 1350 ein neues Gesetzbuch, das er freilich später wieder zurücknehmen mußte. Bergbau und Ackerbau wurden befördert; Waldungen und öde Landstriche schenkte der Kaiser an deutsche Herren, welche sie durch deutsche Kolonisten anbauen ließen. Die Moldau wurde bis zur Elbe schiffbar gemacht; aus Deutschland wurden Gelehrte und Handwerker herbeigezogen, aus Italien und Avignon Baumeister, Steinmetzen und Künstler aller Art, und es fehlte ihnen nicht an Beschäftigung, da der Kaiser neben der alten schmutzigen Stadt Prag eine ganz neue, die Neustadt und den Hradschin, bauen und über die Moldau die herrliche Brücke schlagen ließ, welche noch jetzt eine der schönsten Zierden der Stadt bildet. Selbst ein Zögling der Pariser Universität und nicht ohne gelehrte wissenschaftliche Bildung, gründete er im Jahre 1348 zu Prag die erste deutsche Universität nach dem Muster der Pariser, stattete sie mit Dörfern und Gütern aus, gab ihr eine Art republikanischer Verfassung, und um auch Ausländer, namentlich Deutsche, an dieselbe zu ziehen, räumte er ihnen große Vorzüge vor den Böhmen ein. Er hatte die Absicht, die Elbe für den böhmischen und brandenburgischen Handel zu benutzen, und ihn durch Lübeck mit dem Welthandel in Verbindung zu setzen. Tangermünde, wo er sich zuweilen aufhielt, sollte Stapelplatz für diesen Handel

werden. Er begab sich deshalb im October 1375 selbst nach Lübeck, bei welcher Gelegenheit er den Bürgern außerordentlich schmeichelte, die Stadt als eine der Hauptstädte der Welt neben Rom, Venedig, Florenz und Pisa anerkannte, und ihren Senatoren völlig gleiche Würde mit den ganz unabhängigen Senatoren von Venedig und Florenz zugestand.

Noch am Schlusse seines Lebens setzte es Karl durch Schenkungen und Versprechungen an Kurfürsten und Papst durch, daß sein sechszehnjähriger Sohn Wenzel zum römischen Könige gewählt wurde. Mit der größten Pracht ließ er ihn zu Aachen krönen, wobei des Kaisers zweiter, siebenjähriger Sohn Sigismund als Kurfürst von Brandenburg das Reichsschwert vortrug.

Obgleich schon seit längerer Zeit am Podagra und an andern Uebeln kränkelnd, unternahm der alte Kaiser doch noch zu Ende des Jahres 1377 eine Reise nach Paris, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, daß der König von Frankreich ihn in seinem Streite mit England zum Schiedsrichter aufgerufen hatte. Ueberall wurde er mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, und nachdem er in feierlicher Versammlung erklärt hatte, der König hätte im Streite mit England schon zu viel nachgegeben, kehrte er nach Deutschland zurück. Bereits Ostern 1378 war er am Rhein, und schon am 20. November desselben Jahres war er seinem alten Uebel erlegen. Seinem ältesten Sohne, dem römischen Könige Wenzel, hinterließ er Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz; mit der Mark Brandenburg und der Kurwürde, worauf Wenzel verzichtet hatte, belehnte er schon während seines Lebens seinen zweiten Sohn Sigismund; seinem jüngsten Sohne Johann endlich hinterließ er die Lausitz nebst Jauer und Schweidnitz unter dem Namen eines Herzogs von Görlitz. Jobst und Prokop, die Söhne seines Bruders Johann, bekamen Mähren, und des Kaisers Bruder Wenzel endlich, der durch eine Heirath das Herzogthum Brabant erhalten hatte, bekam den Stammsitz Luxemburg. So war die Familie des Kaisers bei seinem Tode mit Besitzungen reicher ausgestattet, als es das bairische Haus je gewesen war.

---

§. 60. König Wenzel und Ruprecht. (1378 — 1410.)

König Wenzel war noch nicht achtzehn Jahre alt, als sein Vater starb. Schon als dreijähriges Kind war er zum König von Böhmen gekrönt worden; im zehnten Jahre wurde er mit Herzog Albrechts I. von Baiern Tochter Johanna vermählt, nachdem er vorher schon zweimal

war verlobt gewesen. Bald darauf erhielt er die Belehnung mit Brandenburg, welches aber der Vater für ihn verwaltete und ihm nachher wieder abnahm. Er war nicht ohne Bildung; in der Kanzelei seines Vaters hatte er stets neben demselben gearbeitet; es fehlte ihm auch nicht an Talent und Geist, eben so wenig an Einsicht in die Gebrechen seiner Zeit; aber es mangelte ihm der sittliche Ernst, die Festigkeit des Willens und die Ausdauer, um das auszuführen, was er als recht und gut erkannt hatte, und um die widerstrebenden Massen zu überwältigen. Es war eine gährungsvolle Zeit, in welche der Antritt seiner Regierung fiel; Alles schien in völliger Auflösung begriffen; Zügellosigkeit herrschte im Reiche; um die Herrschaft über die Kirche stritten sich zwei Päpste, die sich gegenseitig verfluchten, und durch deren Zwist alle kirchlichen Verhältnisse eben so zerrüttet wurden, wie es die bürgerlichen längst waren. Da hätte es einer kräftigen Hand bedurft, um wieder Ordnung in diese Verwirrung zu bringen, eines hohen Geistes, wie Karl der Große; ein solcher war Wenzel nicht. Er versuchte es allerdings, die Streitigkeiten zwischen Fürsten, Adligen und Städten zu schlichten. Im Jahre 1383 machte er auf dem Reichstage zu Nürnberg den Vorschlag, alle einzelnen Verbindungen aufzuheben und in einen einzigen, das ganze Reich umfassenden Bund zu verwandeln, der, in vier Theile getheilt, unter vier Hauptleuten und der Oberleitung des römischen Königs für Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung sorgen solle. Aber Adel und Städte trauten ihm nicht; sie glaubten, er wolle sie an die Fürsten verrathen, und so wurde aus der Sache nichts. Eben so wenig Erfolg hatten spätere Versuche, die er 1384 zu Heidelberg und 1387 zu Mergentheim zu ähnlichem Zwecke machte. Unwillig über diese vergeblichen Bemühungen, kümmerte er sich seit jener Zeit äußerst wenig um das deutsche Reich, und die Kämpfe zwischen Fürsten, Adel und Städten dauerten daselbst unablässig fort. Sie wütheten gleich verheerend in Baiern, Schwaben, Franken und den Rheingegenden. Endlich wurden die schwäbischen Städte vom Grafen Eberhard dem Greiner von Würtemberg bei Döffingen am 23. August 1388 entscheidend geschlagen; gleichzeitig erlitten die rheinischen Städte Niederlagen durch den Pfalzgrafen Ruprecht, und die fränkischen durch den Burggrafen von Nürnberg und die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. So gedemüthigt, mußte sich der schwäbische Bund auflösen, und die Städte mußten sich fügen, als Wenzel auf dem Fürstentage zu Eger (1389) einen allgemeinen Landfrieden feststellte, in welchem er sie völlig preisgab. Nach Eberhards Tode (1392) begannen indessen die Kämpfe ganz in der alten Weise wieder.

Erregte Wenzel die Unzufriedenheit der Deutschen dadurch, daß er sich um sie so gut wie gar nicht kümmerte, so verdarb er es mit den Böhmen in anderer Weise. Ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, hielt

er sich oft Monate lang in den böhmischen Wäldern auf; dabei war er zum Jähzorne geneigt, was, wie seine maßlose Neigung zum Trunk, Folge einer Krankheit oder beigebrachten Giftes gewesen sein soll. Zu seiner gewöhnlichen Begleitung gehörte der Scharfrichter, den er seinen Gevatter nannte; ebenso hatte er beständig große Jagdhunde um sich, die er aus allen Gegenden kommen ließ, und einer derselben, der Nachts an seinem Bette lag, soll seine tugendhafte Gemahlin Elisabeth, ein anderer einen seiner treuesten Räthe zerrissen haben. Die Adligen verfeindete er sich besonders dadurch, daß er die ihnen verpfändeten Krongüter unentgeltlich zurückforderte und Jeden enthaupten ließ, der sie nicht gutwillig zurückgab. Noch mehr verdarb er es mit der Geistlichkeit, die er auf alle Weise reizte. Nicht nur war er durchaus nicht ein so streng rechtgläubiger Christ, wie sein Vater, wie er z. B. über die Lehre vom Fegefeuer spöttelte, sondern er verfuhr auch gegen die Geistlichen oft mit willkürlicher Härte. Auf der Jagd erschoß er einmal kaltblütig scherzend einen Mönch. Ein andermal mischte er sich in einen Streit, in den sein Unterkämmerer mit dem Erzbischofe von Prag über die Gränze weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit gerathen war. Den Erzbischof konnte er zwar nicht erreichen, weil sich derselbe in seinem Palaste Tag und Nacht durch eine zahlreiche bewaffnete Wache schützen ließ; dagegen mißhandelte er eigenhändig den Dechanten des Domkapitels; den erzbischöflichen Official Nikolaus Puchnick und dessen Vicar Johann Pomuk ließ er in's Gefängniß werfen und grausam foltern, weil sie sich weigerten, eine Schrift zu unterzeichnen, wodurch sie das Ansehen des Königs anerkennen sollten; ja, er riß sogar dem Henker, der sie peinigte, die Fackel aus der Hand, um sie selbst damit zu brennen, und ließ Pomuk binden und bei Nacht in die Moldau werfen (20. März 1393). Hieraus ist die geschichtlich ganz unbegründete Sage von dem heiligen Johannes Nepomuk entstanden, welcher als Schutzpatron Böhmens verehrt wird, und dem ein prächtiges Grabmal von Marmor und gediegenem Silber in der Domkirche zu Prag errichtet ist. Dem Könige war, so wird erzählt, von einigen Hofleuten die Treue seiner Gemahlin verdächtigt. Er verlangte deshalb von Johannes Nepomuk, ihrem Beichtvater, er solle ihm den Inhalt ihrer Beichte mittheilen, und da sich derselbe dessen weigerte, ließ er ihn, gebunden an Händen und Füßen, am 21. März oder, wie Andere sagen, am 16. Mai 1383 in die Moldau werfen.

Die böhmischen Herren wurden am Ende gegen Wenzel so erbittert, daß sie mit seinem Bruder Sigismund und mit Jobst von Mähren in Verbindung traten und ihn gefangen nahmen; jedoch nahm sich sein jüngerer Bruder, Herzog Johann von Görlitz, seiner an, und durch ihn bewogen, bewirkten die deutschen Fürsten seine Freilassung. Er mußte versprechen, besser zu regieren und sich für seine Gefangenschaft nicht zu

rächen; statt dessen aber ließ er den Bürgermeister und mehrere Stadträthe in Prag enthaupten. Auch die deutschen Fürsten wurden seiner immer mehr überdrüssig, und als er durch seine Einmischung in die Streitigkeiten der Päpste sich auch den Erzbischof von Mainz verfeindete, vereinigte sich derselbe mit den Kurfürsten von Trier, Köln und Pfalz im Jahre 1400 zu Frankfurt. Sie forderten den König vor ihren Richterstuhl, um über seine Regierung Rechenschaft zu geben, und da er nicht erschien, erklärten sie ihn für abgesetzt. Sie wählten statt seiner den Pfalzgrafen Ruprecht zum römischen König; aber ungeachtet des besten Willens vermochte auch dieser keine besseren Zeiten herbeizuführen. Wenzel hatte aus Geldnoth die Herzogswürde von Mailand an Galeazzo Visconti für 100,000 Gulden verkauft; um nun dasselbe wieder unmittelbar zum Reiche zu bringen, unternahm Ruprecht einen Zug nach Italien; er wurde jedoch geschlagen und mußte unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren. Nicht besser erging es ihm dort. Viele Reichsstände, besonders die Städte, blieben Wenzel treu, und Ruprecht konnte nie zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Wenzel setzte indessen sein wüstes Leben fort und verfuhr in Böhmen mit der alten Willkür und Leidenschaft. Sigismund nahm ihn abermals gefangen und brachte ihn im Jahre 1402 nach Wien in Gewahrsam der österreichischen Herzoge, aus dem er erst nach neunzehn Monaten entkam, und im folgenden Jahre (1403) erklärte ihn Papst Bonifacius IX. förmlich für abgesetzt. Gegen Ruprecht trat endlich auch der Erzbischof von Mainz auf, als er sah, daß der König keine Neigung habe, sich von ihm als Werkzeug brauchen zu lassen, vielmehr ernstlich darauf bedacht sei, der Unordnung im Reiche zu steuern. Er vereinigte sich gegen ihn mit dem Grafen von Würtemberg, dem Markgrafen von Baden und siebenzehn schwäbischen Städten. Vergebens suchte Ruprecht den Bund aufzulösen; er mußte ihn vielmehr sogar zuletzt als eine rechtmäßige Verbindung anerkennen, und die Verwirrung im Reiche, wie in der Kirche, war größer als je; da ereilte ihn unerwartet der Tod am 18. Mai 1410.

---

§. 61 Verfall der päpstlichen Macht.

Am Ende der Hohenstaufenzeit haben wir das Papstthum auf dem Gipfel der Macht gesehen (§§. 45—47); aber es wurde dort auch schon angedeutet, daß die Päpste im Kampfe mit der Kaisermacht viele fremdartige Mittel in Bewegung setzen mußten, um sich zu behaupten, sobald

es ihnen um mehr als geiſtliche Intereſſen zu thun war; ſie mußten Erpreſſungen in der Kirche ausüben, und gerade durch dieſen Mißbrauch ihrer Macht wirkten ſie ſelbſt zum Sturze derſelben mit. In der That konnte auch nur von innen heraus die Macht erſchüttert und geſtürzt werden, die ſich von innen heraus gebildet hatte, und alle Kämpfe von außen her gegen die in der Ueberzeugung der Völker gegründete päpſtliche Gewalt mußten vergeblich ſein. Auf den höchſten Gipfel wurde die Anmaßung des Papſtthums getrieben durch Bonifacius VIII. (ſeit 1294), der ſich aber auch dadurch, daß er alle ſeine Gewalt nur für ſelbſtſüchtige weltliche Zwecke anwenden wollte, ſchon die ſchwerſte Demüthigung zuzog. Verhängnißvoll wurde für ihn ein Streit, in den er mit Philipp dem Schönen von Frankreich gerieth. Der König forderte nämlich von ſeinen Geiſtlichen zu einem Kriege Abgaben, und dies veranlaßte den Papſt, alle Laien, die von Geiſtlichen Abgaben fordern, ſo wie alle Geiſtlichen, welche ſie zahlen würden, mit dem Bann zu bedrohen. Der Streit wurde zwar beigelegt, aber nachher nur um ſo heftiger erneuert. Endlich ging Bonifacius ſo weit, gegen den König den Bannfluch zu ſchleudern (1303). Da verſammelte Philipp die Stände ſeines Reiches, brachte die ärgerlichſten Beſchuldigungen gegen den Papſt vor, und König und Volk erklärten, Bonifacius ſei nicht mehr als rechtmäßiger Papſt anzuerkennen, und appellirten an ein allgemeines Concil. Mit jenem Beſchluſſe ſchickte der König ſeinen Kanzler Nogaret nach Rom; bei deſſen Ankunft aber floh der Papſt nach Anagni. Doch Nogaret drang, mit den Colonna's verbündet, an der Spitze einer bewaffneten Macht in Anagni ein, um ſich des Papſtes zu bemächtigen. In ſeinem Unglück zeigte dieſer eine Kraft, der nur die ſittliche Würde fehlte. In vollem päpſtlichen Schmuck erwartete er ruhig Die, welche ihn gefangen nahmen. Aus Furcht vor Vergiftung nahm er drei Tage lang nichts zu ſich, als Eier und Brot, welches ihm eine arme Frau gab. Endlich befreiten ihn aus Mitleid die Bewohner von Anagni, und er konnte nach Rom zurückkehren, wo er jedoch kurz darauf an einer Krankheit ſtarb, die ihn in Folge der erhaltenen Mißhandlungen ergriff. Daß auch bei ſeinen Zeitgenoſſen ſchon der Abſcheu vor ſeinem Charakter nicht durch den Heiligenſchein der päpſtlichen Würde unterdrückt werden konnte, ſieht man daraus, daß der große Dichter Dante in ſeiner „göttlichen Komödie" ihn in die Hölle verſetzt.

Nach der kurzen Regierung des ſanften, friedliebenden Benedict XI. wurde durch den Einfluß Philipps des Schönen der Erzbiſchof Bertrand d'Agouſt von Bordeaux im Jahre 1305 als Clemens V. Papſt. Früher ganz eine Creatur des Bonifacius, gerieth er nun durch ſeine Wahl in völlige Abhängigkeit von Frankreich. Er ging gar nicht nach Rom und nahm im Jahre 1309 ſeinen bleibenden Sitz in Avignon, welches ſeitdem

ſiebenzig Jahre lang päpſtliche Reſidenz blieb. Dies war für die weiteren Schickſale des Papſtthums entſcheidend. Hatte der Sitz der Päpſte in Rom viel zur Entwicklung des Papſtthums beigetragen, ſo mußte die Verlegung ihrer Reſidenz in eine Stadt, wo ſie von Frankreich ſo abhängig waren, eben ſo ſehr zur Untergrabung ihrer Macht mitwirken. Ihr Einfluß in Rom und Italien mußte nothwendig bei ihrer Entfernung verlieren; die Abhängigkeit, in welche ſie vom franzöſiſchen Hofe geriethen, mußte ihr Anſehen herabſetzen. Dazu kam, daß der päpſtliche Hof zu Avignon bald der Sitz aller Laſter und alles Verderbens wurde; das ſah man nun in der Nähe, und auf der Univerſität zu Paris bildete ſich nach und nach ein Verein freiſinniger und kraftvoller Männer, die alle Blößen, welche ſich die Päpſte in Avignon gaben, wohl zu benutzen verſtanden. Clemens ſtand ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen wegen ſeiner Ausſchweifungen und ſeiner Habſucht in ſchlechtem Rufe, und nicht beſſer wurde es unter ſeinem Nachfolger Johann XXII., den wir ſchon in der Geſchichte Ludwigs des Baiern kennen gelernt haben. Immer lauter und dringender wurden zuletzt die Aufforderungen an die Päpſte, wieder nach Rom zurückzukehren, ſo daß Papſt Gregor XI. ſich endlich entſchloß, denſelben nachzugeben, und im Jahre 1377 wieder ſeinen Sitz in Rom nahm; aber er ſtarb ſchon im folgenden Jahre. Sein Tod rief große Zwietracht hervor. Die franzöſiſchen Cardinäle ſehnten ſich nach Avignon zurück; die italieniſchen wollten, daß der Papſt in Rom bleibe. Zwar wurden Jene durch die Römer eingeſchüchtert, und der Biſchof von Bari wurde als Urban VI. Papſt; aber bald eilten ſie unter dem Vorwande, daß ſie die Sommerhitze in Rom nicht ertragen könnten, nach Anagni, erklärten die Wahl für ungültig und wählten im September 1378 den Erzbiſchof von Cambrai als Clemens VII. zum Papſt. Derſelbe ging nach Avignon, und ſo entſtand die große Kirchenſpaltung (Schisma), welche vierzig Jahre lang dauerte und mehr als alles Andere die päpſtliche Macht erſchütterte. Zwei Päpſte ſtanden einander gegenüber, ſich gegenſeitig verfluchend. Die getheilte Papſtmacht war ſchon halb gebrochen. Da man ſo lange keinen rechtmäßigen Papſt hatte, und da es ſo großem Zweifel unterworfen war, wer eigentlich Papſt ſei, ſo mußte dadurch der Glaube an die Unfehlbarkeit der Päpſte und an die Nothwendigkeit eines ſichtbaren Oberhauptes der Kirche überhaupt ſehr ſchwankend werden. Ja noch mehr: ſo lange man bei der bisherigen Form des Kirchenrechts ſtehen blieb, hatte man kein Mittel, dieſe Spaltung zu beendigen. Man mußte nothwendig eine Gewalt haben, die über den Papſt ſelbſt richten könnte, und dies führte dahin, das bisherige, ſeit Gregor VII. herrſchende Kirchenrecht in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern, und zu dem früheren freieren Kirchenrechte zurückzukehren, wonach die allgemeinen Concilien allein geſetzgebende Gewalt in der Kirche hatten, ſo daß auch die Päpſte

ihnen unterworfen waren. Da endlich beide Päpste in ihrer Macht und in ihren Einkünften so getheilt waren und doch so viele Mittel gebrauchten, um sich behaupten zu können, so ließen sie sich zu den ärgsten Erpressungen verleiten und brachten dadurch die Uebel der Kirche auf den höchsten Gipfel. Dahin mußte es aber auch kommen, damit die Klage über das Verderben allgemein rege, und der tiefer liegende Grund desselben in dem ganzen Zustande des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Lehre erkannt würde. Am schamlosesten verfuhr Bonifacius IX. (seit 1389). Schon unter Bonifacius VIII. hatte sich zu Anfange des Jahrhunderts in Rom unter dem Volke das Gerücht verbreitet, vielleicht ursprünglich ohne Einfluß des Papstes, nachher aber durch ihn selbst unterstützt, wer im Anfange des Jahres die Peterskirche in Rom besuche, solle vollständigen Ablaß für alle seine Sünden erhalten. Viele kamen nach Rom; der Papst stellte eine vorgebliche Untersuchung über die Sache an und erließ dann eine Bulle, worin er ein großes Ablaßjubiläum auf den Anfang des Jahrhunderts ausschrieb. Aus den fernsten Gegenden strömten jetzt die Wallfahrer schaarenweise nach Rom, und die neue Einrichtung brachte dem Papst so viele Vortheile und war besonders für seine Kasse so einträglich, daß Clemens VI. es gerathen fand, die Zeit bis zum neuen Jubeljahre von hundert auf funfzig Jahre herabzusetzen, und es 1350 feierte; bei dieser Gelegenheit stellte er zugleich die Lehre vom Ablaß fest. Diese beruhte darauf, daß Christus unendlich viel mehr gethan habe, als zur Tilgung der Sündenschuld der Menschheit nöthig sei. Bei der Taufe würden nun zwar den Menschen ihre Sünden vergeben; aber für die Vergehungen, welche sie nach der Taufe begingen, müßten sie nach dem Tode durch Strafen im Fegefeuer büßen. Die Heiligen aber hätten durch Gottes Gnade noch mehr gethan, als zur Genugthuung für ihre eigene Schuld nothwendig gewesen wäre. Den Schatz überflüssiger Verdienste Christi und der Heiligen habe nun die Kirche zu verwalten, und sie könne Jedem so viel davon zuertheilen, als zur Genugthuung für die von ihm verdienten Strafen nothwendig sei. Sie könne deshalb auch die Strafen des Fegefeuers in solche verwandeln, die während des Lebens abgebüßt werden könnten, und habe das Recht, auch diese durch Leistungen zum Vortheil der Kirche ersetzen zu lassen. Freilich wurde dabei vorausgesetzt, daß Glaube und Buße die Bedingung seien, um solchen Ablaß zu erlangen; aber die gewöhnlichen Ablaßprediger schwiegen klüglich davon, und so verbreitete sich im Volke bald die Meinung, daß man sich durch Geld und andere Mittel Freiheit von allen Sündenstrafen erkaufen könne. Da es nun Urban VI. († 1389) an Geld mangelte, fiel er auf den Gedanken, die Feier des Jubeljahres auf das dreiunddreißigste Jahr herabzusetzen, weil Christus dreiunddreißig Jahre gelebt habe. Er starb jedoch vor der Feier, die nun unter Bonifacius IX. im Jahre 1390 nachgeholt

wurde. Dieſer nahm nicht nur die Wallfahrten nach Rom an, ſondern ſchickte auch nach allen Gegenden Ablaßkrämer, die den Ablaß auch allen Denjenigen verkauften, welche zwar nicht nach Rom reiſten, aber doch ſo viel Geld bezahlten, als die Reiſe würde gekoſtet haben. Auch ſonſt übte Bonifacius die ſchamloſeſten Erpreſſungen. Schon längſt war es Sitte geworden, daß ein Biſchof, ehe er ſein Amt antrat, dem Papſte ſo viel bezahlen mußte, wie die Einkünfte des erſten Jahres betrugen, und wenn er das nicht konnte, mußte er nachher das Dreifache oder Vierfache geben. Damit war aber Bonifacius noch nicht zufrieden. Er ließ ſich ſchon von Denjenigen, welche nur die Anwartſchaft auf ein Amt haben wollten, dieſe Summe oder wenigſtens einen Theil derſelben bezahlen, und nachher gab er das Amt doch einem Andern. Einen bedeutenden Gewinn zogen die Päpſte auch daraus, daß ſie die ganze Hinterlaſſenſchaft verſtorbener Biſchöfe ſich aneigneten. Nehmen wir dazu, daß ſie im Kampfe mit einander auch die unwürdigſten Mittel nicht verſchmähten, um ihrem Gegner zu ſchaden, daß ſie Ränke aller Art anwandten, um ſich in ihrer Macht zu behaupten, ſo können wir uns nicht wundern, daß die Sehnſucht nach Beendigung ſolcher Gräuel immer lebendiger und allgemeiner wurde. Endlich vereinigten ſich die Cardinäle und ſchrieben ein Concil aus, welches ſich im Jahre 1409 zu Piſa verſammelte und ſich mit der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ernſtlich beſchäftigen ſollte. Die Augen aller Gutgeſinnten in der abendländiſchen Kirche waren auf dies Concil gerichtet; Jean Charlier von Gerſon, der Kanzler der Pariſer Univerſität, ein eben ſo gelehrter als freiſinniger Mann, ſprach es in einer Schrift offen aus: die Kirche, dargeſtellt durch ein allgemeines Concil, ſtehe über dem Papſt, ſei befugt, über ihn zu richten und ihn ſogar abzuſetzen. Wirklich ſetzte das außerordentlich zahlreich beſuchte Concil beide damals vorhandenen Päpſte ab; ſtatt ſich aber dann vor Allem mit der Reformation der Kirche zu beſchäftigen, ſchritt man ſogleich zur Wahl eines neuen Papſtes, und dieſelbe traf einen ſiebenzigjährigen Cardinal aus Mailand, der ſich Alexander V. nannte. Er hatte geſchworen, das Concil nicht eher aufzulöſen, als bis die Kirchenverbeſſerung zu Stande gebracht ſei. Gleichwohl löſte er es ſogleich auf und verſchob die Berathungen über dieſelbe auf ein anderes, das nach drei Jahren ſollte eröffnet werden. Da nun auch die beiden anderen Päpſte ihre Anſprüche nicht aufgaben, ſo hatte das Concil nichts weiter erreicht, als daß ſtatt zwei Päpſte jetzt gar drei zugleich vorhanden waren, die den Bannfluch gegen einander ſchleuderten.

Während ſo die Hoffnung auf eine gründliche Reformation der Kirche abermals vereitelt wurde, waren doch ſchon an verſchiedenen Orten einzelne Männer aufgetreten, die, erweckt durch den Geiſt des Evangeliums,

welcher durch das Studium der Bibel und der älteren Kirchenlehre sich ihnen erschlossen hatte, sich dem herrschenden Aberglauben freier entgegen stellten und die Grundlehren des Evangeliums reiner vorzutragen wagten. Zu diesen Männern gehörte namentlich John Wicliffe, geboren im Jahre 1324 in der Pfarre Wicliffe unweit Richmond in Yorkshire. Er studirte Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, nachher auch Theologie zu Oxford, und zeichnete sich durch Scharfsinn unter den Philosophen seiner Zeit aus. Mit besonderem Eifer widmete er sich dem Studium der Bibel. Er trat selbst als Lehrer auf und erregte durch seine freien Aeußerungen über die Geistlichen und die Bettelmönche großes Aufsehen. Im Jahre 1365 sollte er Vorsteher eines vom Erzbischof von Canterbury gestifteten Collegiums werden, und da die Mönche sich widersetzten, appellirte er an den Papst. Dieser forderte damals von England den seit langer Zeit verweigerten Lehnszins; König Eduard III. widersetzte sich diesem Verlangen, und Wicliffe vertheidigte diesen Schritt des Königs. Dadurch verlor er seine Sache in Rom; aber desto höher stieg er in der Gunst des Königs und des mächtigen Herzogs von Lancaster. Im Jahre 1374 schickte ihn der König an der Spitze einer Gesandtschaft zu dem päpstlichen Legaten nach Brügge, um sich mit demselben über die Streitigkeiten zwischen der englischen Kirche und dem Papste zu verständigen. Wicliffe erreichte nichts; aber er hatte jetzt das Verderben der römischen Kirche noch mehr kennen gelernt und trat nach seiner Rückkehr um so entschiedener auf. Er nannte den Papst nicht mehr anders, als den weltlichen, hochmüthigen Priester, seine Abgeordneten die Kleriker des Antichrists. Der König machte ihn jetzt zum Pfarrer in Lutterworth bei Lincoln, und er ließ sich nun auch den unglaublich vernachlässigten Unterricht des Volkes in der Religion besonders angelegen sein. Frei sprach er gegen Klostergelübde, gegen Cölibat, Sittenverderben und Schwelgerei der Geistlichen; man warf ihm vor, er lehre, die Kirche habe keine weltliche Gewalt, dem Papst gebühre nicht die Regierung der Kirche, ein ungerechter Bannfluch könne Niemand schaden. Gregor XI. verlangte seine Verhaftung und Bestrafung; aber wegen des Herzogs von Lancaster wagte man sich nicht an ihn. Er wurde zwar vor ein geistliches Gericht gefordert; doch dasselbe war mit einer milderen Auslegung, die er mehreren ihm zugeschriebenen Lehren gab, zufrieden. Das Eintreten der großen Kirchenspaltung veranlaßte ihn, noch offener aufzutreten. Er stellte sie als eine göttliche Fügung dar, durch die wir lernen sollten, auf die Päpste kein Vertrauen zu setzen. Zugleich drang er immer entschiedener darauf, das Volk durch Predigten zu belehren, und erklärte die Bibel für die einzig wahre Erkenntnißquelle der Religion. Um sie auch allen Laien zugänglich zu machen, unternahm er selbst eine Uebersetzung derselben in die englische Sprache, die im Jahre 1380 erschien, und durch seine Wirk-

samkeit angeregt, bildete sich ein Verein von Geistlichen, die keine Pfründe annehmen wollten, sondern von dem lebend, was ihnen die Gemeinden darboten, überall umherzogen, um für die Verkündigung eines reinen Christenthums zu wirken. Wicliffe fing jetzt auch schon an, der Kirchenlehre von der Buße und dem Ablaß offen entgegenzutreten. Nur die Buße und Beichte vor Gott, nicht die vor dem Priester, lehrte er, sei zur Sündenvergebung nöthig, und die Lehre vom Ablaß erklärte er geradezu für eine Gotteslästerung. Ebenso trat er gegen die Lehre von der Verwandlung des Brotes im Abendmahle in den Leib Christi auf. Brot und Wein seien nur Symbole des Leibes und Blutes Christi, durch welche die Gläubigen vermöge des Glaubens zur Gemeinschaft mit Christo erhoben würden. Diese Lehre brachte zu Oxford die heftigsten Bewegungen hervor. Der Kanzler verbot ihm bei harter Strafe, sie vorzutragen. Wicliffe appellirte an das Parlament; aber doch mußte er sich zu einer mildernden Erklärung verstehen, die man als Widerruf gelten ließ. Um diese Zeit wurde sein heftigster Feind, der bisherige Bischof von London, Erzbischof von Canterbury. Derselbe berief ein Concil nach London, welches Wicliffe's Lehren verdammte, und seine Anhänger wurden seitdem verfolgt, zum Widerruf gezwungen oder in's Gefängniß geworfen. Auch der König erklärte sich gegen Wicliffe, und er wurde dadurch genöthigt, Oxford zu verlassen und sich auf seine Pfarre in Lutterworth zurückzuziehen. Dort verlebte er seine letzten Jahre. Vom Schlage gerührt, blieb er doch am Geiste kräftig, und als Urban VI. eine Ablaßbulle nach England schickte, trat er auf's nachdrücklichste dagegen auf. Der Papst citirte ihn deshalb nach Rom; aber Wicliffe erklärte in einem freimüthigen Schreiben, er könne nicht kommen, weil Gott selbst ihn durch Krankheit gehindert habe, und ermahnte den Papst, Christo nachzufolgen, aller weltlichen Macht zu entsagen und sie den Fürsten zu geben. Er starb am 31. December 1384, während er die Messe abhielt, wahrscheinlich vom Schlage getroffen.

Wicliffe hatte jederzeit die Anwendung äußerer Gewalt zu Gunsten der Durchführung seiner Lehren entschieden gemißbilligt. Gleichwohl ließen sich schon während seines Lebens manche seiner Anhänger durch falsche Auffassung derselben zu aufrührerischen Bewegungen verleiten. Im Jahre 1379 zogen fast 100,000 Wicliffiten, geführt von dem Priester John Ball, der durch fanatische Predigten von Freiheit und Gleichheit die Menge aufregte, gegen London und ermordeten den Erzbischof. Auch den im Jahre 1381 ausbrechenden Aufstand der furchtbar bedrückten Bauern unter Wat-Tyler (§. 70) suchten die Geistlichen als eine Folge der Lehren Wicliffe's darzustellen; freilich war aber Wicliffe an diesem Aufstande ebenso wenig schuldig, wie Luther später an dem Bauernkriege in Deutschland. — Nach Wicliffe's Tode pflanzten sich seine Lehren im

Kampfe gegen die herrschende Kirche fort, und obgleich man mit Feuer und Schwert gegen ihre Bekenner wüthete, so erhielt sich doch ein Keim derselben bis zur Zeit der Reformation, wenn auch nur in einzelnen Familien, da die Masse des Volkes damals noch nicht reif dafür war. Ja, sie verbreiteten sich auch nach dem Auslande bis nach Böhmen hin, wo sie besonderen Eingang fanden durch Johann Huß, einen Mann, der als einer der bedeutendsten Vorläufer der Reformation zu betrachten ist.

---

§. 62. Kaiser Sigismund. — Johann Huß und die Hussiten. (1410—1437.)

Während sich drei gleichzeitige Päpste um den Besitz der geistlichen Macht stritten, entstand auch in Deutschland nach Ruprechts Tode große Verwirrung, und es schien fast, als sollte es auch über den Besitz der weltlichen Macht unter drei gleichzeitigen Kaisern zum Kampfe kommen. Es bewarben sich nämlich zu gleicher Zeit um die Kaiserkrone Markgraf Sigismund von Brandenburg, der damals zugleich König von Ungarn war, und sein Vetter Jobst von Mähren. Bei der Wahl erschienen nur die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und der Kurfürst von der Pfalz; Mainz und Köln aber wählten Jobst, Trier und Pfalz dagegen Sigismund, so daß beide gleichviel Stimmen hatten. Gleichzeitig betrachtete sich auch Wenzel noch fortwährend als rechtmäßigen Kaiser. Zum Glücke starb indessen Jobst schon im Jahre 1411, ehe er gekrönt war; jetzt fielen auch die übrigen Stimmen der Kurfürsten Sigismund zu, und Wenzel entsagte seinen Ansprüchen unter der Bedingung, daß man ihm den Kaisertitel ließ.

So war Sigismund jetzt im unbestrittenen Besitze der Herrschaft. Ein schöner Mann von hoher, majestätischer Gestalt; blonde Locken umwallten sein Haupt; Freundlichkeit und Milde leuchteten aus den edlen Zügen seines Antlitzes. Mit diesen äußeren Vorzügen vereinigte er glänzende Geistesgaben, einen scharfen, durchdringenden Verstand, einen richtigen Blick in die Verhältnisse und große Klugheit in der Benutzung derselben, nicht gewöhnliche Kenntnisse, besonders in Sprachen, und glänzende Fertigkeit in der Rede. Nehmen wir dazu seine angeborne Leutseligkeit, seine Liebe zu heiterer, zwangloser Geselligkeit, so ist es natürlich, daß er bei Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Männern und

Frauen sich gleiche Zuneigung gewann. Hätte er nur nicht seine schönen Eigenschaften durch noch größere Fehler verdunkelt! Man konnte ihm ungezügelte Neigung zur Sinnlichkeit und thörichte Geldverschwendung verwerfen. Lieblos war er gegen den eigenen Bruder, und wir haben ihn bereits als Führer des Aufstandes gegen denselben kennen gelernt. Sein hoher Sinn artete in Hoffart aus, die Lebendigkeit seines Geistes in eine Unruhe, die ihn in keiner Sache zu Festigkeit und Beharrlichkeit kommen, ihn in Unentschlossenheit und Wankelmuth zu abenteuerlichen Entwürfen greifen ließ, ihn zu Treu- und Wortbruch verleitete und ihn der Verstellungskunst zugänglich machte.

Ein solcher Mann war nicht im Stande, in jener so vielfach bewegten Zeit der Retter Deutschlands und der Christenheit zu werden, und seine Thätigkeit mußte mehr hemmend als fördernd auf den Entwicklungsgaug der Ereignisse einwirken

Bei dem Antritt seiner Regierung war er gerade in einen Krieg mit Venedig verwickelt, und erst im Jahre 1412 gelang es ihm, denselben durch einen fünfjährigen Waffenstillstand zu beendigen. Erst im Jahre 1414 konnte er nach Deutschland kommen, und nachdem er zu Aachen die Krönung empfangen hatte, ließ er es nun seine erste Sorge sein, die Einigkeit der Kirche wieder herzustellen.

Auf dem päpstlichen Stuhl saß damals Johann XXIII., einer der verworfensten Menschen. Er hieß eigentlich Balthasar Cossa, war in seiner Jugend Seeräuber gewesen und hatte sich dann viele Jahre unter dem Namen eines Studenten in Bologna aufgehalten, ohne bei irgend einer Facultät etwas zu lernen. Durch Bonifacius IX., unter welchem die schlechtesten Menschen am schnellsten stiegen, wurde er bald zu immer höheren geistlichen Würden erhoben, und durch seine Ränke wußte er sich immer größeren Einfluß zu verschaffen; in Bologna, wohin ihn der Papst als Legaten schickte, galt er Alles. Er war es besonders gewesen, der durch Geld und Umtriebe aller Art die Wahl des Papstes Alexander V. bewirkt hatte, weil derselbe ein schwacher Mann war, den er am leichtesten leiten konnte. In der That war Alexander von Anfang sein blindes Werkzeug; um ihn besser beherrschen zu können, ließ ihn Cossa zu sich nach Bologna kommen, und als der Papst bald nach seiner Ankunft daselbst (1410) starb, verbreitete sich alsbald das Gerücht, Cossa habe ihn vergiften lassen. Nun wurde Cossa selbst als Johann XXIII. Papst. Es gelang ihm, mit seinem gefährlichsten Feinde, dem Könige Ladislaus von Neapel, einen Frieden zu schließen, worin ihn derselbe als Papst anerkannte; nach Ruprechts Tode wurde ihm auch die Anerkennung Sigismunds zu Theil, und leicht glaubte er nun auch in den inneren Kämpfen den Sieg zu erlangen. Kühn versammelte er im Jahre 1412 zu Rom das schon zu Pisa verheißene Concil, aber eine Kirchen-

verbeſſerung erwartete natürlich von einem ſolchen Papſt und einem von ihm ſo abhängigen Concil Niemand; nur wenige italieniſche Prälaten hatten ſich zu demſelben eingefunden. Bald darauf gerieth er aber wieder in Krieg mit Ladislaus; dieſer drang mit Heeresmacht gegen Rom vor, und Johann mußte (1413) in elendem Zuſtande nach Bologna fliehen. Er ſuchte Schutz bei dem Kaiſer und verſprach demſelben in der Noth die Zuſammenberufung eines Concils. Er ſchickte Abgeordnete an den Kaiſer, um über den Verſammlungsort des Concils ſich mit ihm zu berathen, und dieſe ließen ſich von Sigismund bewegen, nicht, wie es Johann erwartet hatte, eine italieniſche Stadt, ſondern vielmehr Coſtnitz am Bodenſee zu wählen. Dies war allerdings für den Papſt ein harter Stoß; aber er konnte nicht mehr mit Ehren zurückgehen und erließ deshalb in Gemeinſchaft mit dem Kaiſer das Ausſchreiben zum Concil auf den November 1414. Noch immer hoffte er, es würde ihm gelingen, das Concil nach ſeinem Sinne zu leiten, und obgleich von ſeinen Verwandten und Anhängern gewarnt, begab er ſich doch nach Coſtnitz, wo er im October 1414 mit einem Gefolge von ſechshundert Perſonen ſeinen Einzug hielt. Auch der Kaiſer erſchien mit ſeiner Gemahlin und einem Gefolge von tauſend Perſonen. Außerdem kamen drei Patriarchen, 22 Cardinäle, 20 Erzbiſchöfe, 49 Biſchöfe, 124 Aebte, alle mit zahlreichem Gefolge, unter andern der Kurfürſt von Sachſen mit 180 Perſonen, viele fürſtliche Abgeordnete, Deputirte vieler Univerſitäten, Doctoren der Theologie und des Rechts, 1800 Prieſter, eine große Zahl von Mönchen in Coſtnitz zuſammen. Auch 346 Schauſpieler und Poſſenreißer fanden ſich ein, und eben ſo wenig fehlte es an einer unglaublichen Zahl leichtfertigen Geſindels aller Art. Bald mußte Johann ſehen, wie ſehr er ſich verrechnet hatte. Das Concil erklärte ſich gleich zu Anfang für befugt, nöthigenfalls alle drei Päpſte zur Abdankung zu veranlaſſen; gegen Johann aber wurde im Februar 1415 eine Schrift voll der ärgerlichſten Beſchuldigungen überreicht. Vergebens ſuchte er Spaltungen hervorzurufen, vergebens ſuchte er den Kaiſer durch das Geſchenk der am Sonntag Lätare nach alter Sitte geweihten goldenen Roſe zu gewinnen, die höchſte Ehre, die der Papſt einem Fürſten erweiſen kann. Als er ſah, daß Alles verloren war, nahm er zu dem äußerſten Mittel ſeine Zuflucht. Schon auf der Reiſe nach Coſtnitz hatte er mit dem Erzherzog Friedrich von Oeſterreich verabredet, daß er im Nothfalle ſich in ſeinen Schutz begeben wolle. Als nun Friedrich am 21. März 1415 bei ſeiner Ankunft in Coſtnitz ein glänzendes Turnier veranſtaltete, und die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf gerichtet war, benutzte der Papſt die günſtige Gelegenheit, um als Stallknecht verkleidet nach der herzoglichen Stadt Schaffhauſen zu fliehen. Dorthin berief er unter Androhung des Bannes die Cardinäle und die ita-

lieniſchen Prälaten; doch das Concil zu Coſtnitz erklärte nun am 29. März, daß es ſeine Gewalt unmittelbar von Chriſto habe, daß auch der Papſt in allen Sachen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche beträfen, demſelben gehorchen müſſe. Nach dieſem Grundſatz wurde nun dem Papſte der Proceß gemacht, und da er auf dreimalige Vorladung nicht erſchien, wurde er als unverbeſſerlich aller ſeiner geiſtlichen Würden verluſtig erklärt, und das Concil behielt ſich vor, ihn wegen der einzelnen Verbrechen, die ihm Schuld gegeben waren, zur Strafe zu ziehen. Erzherzog Friedrich war unterdeſſen genöthigt worden, ihn auszuliefern, und er wurde als Gefangener nach dem Städtchen Ratolfszell und von da nach dem Schloſſe Gottleben bei Coſtnitz gebracht. Später lebte er als Gefangener zu Mannheim und dann noch vier Jahre zu Heidelberg, wo er ſich für dreißigtauſend Goldgulden die Freiheit erkaufte. Im Mai 1419 warf er ſich endlich in Florenz ſeinem Nachfolger zu Füßen, der ihn zum Cardinalbiſchof von Tuscoli machte; aber er ſtarb noch in demſelben Jahre. Von den beiden anderen Päpſten dankte der eine unter ehrenvollen Bedingungen ab, der andere wurde abgeſetzt; aber ſtatt nun das Concil vor Allem hätte an die Kirchenverbeſſerung denken ſollen, meinte die Mehrzahl nicht ohne Papſt fertig werden zu können, und man wählte daher eilig einen neuen Papſt. Die Wahl fiel auf den Cardinal-Diaconus Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm, einen klugen, herrſchſüchtigen Mann, der von einer Kirchenverbeſſerung nichts wiſſen wollte. Er löſte das Concil, das alſo ſeinen Zweck wieder verfehlt hatte, auf, verhieß allen Mitgliedern deſſelben und ihrem Gefolge, wenn ſie zwei Jahre hinter einander jeden Freitag faſteten oder andre gute Werke verrichteten, vollkommene Abſolution für ihre Sünden bis zur Todesſtunde, und als er am 16. Mai 1418 im vollen päpſtlichen Schmuck aus Coſtnitz ritt, wurde ſein Roß vom Kaiſer und vom Kurfürſten von Brandenburg geführt, und vierzigtauſend Reiter vom Adel und der Geiſtlichkeit bildeten ſein glänzendes Gefolge; aber all dieſer Prunk vermochte doch nur ſchlecht die immer deutlicher hervortretende Schwäche des Papſtthums zu verbergen.

Eine traurige Berühmtheit hat das Concil zu Coſtnitz durch die Verdammung des Johann Huß erlangt, eines der edelſten Märtyrer für die evangeliſche Wahrheit. In Böhmen hatte ſich von Anfang eine freiere Richtung in der Religion erhalten, gefördert durch die eigenthümlichen Privilegien der ſlaviſchen Kirche. Der Gottesdienſt wurde in der Landesſprache gehalten; es gab eine ſlaviſche Bibelüberſetzung, und bei würdigen Geiſtlichen wurde dadurch das Streben nach allgemeinem Unterricht des Volkes in der Religion angeregt. Auch die Univerſität zu Prag, obgleich meiſtens mit Dominicanern und Franciscanern beſetzt,

welche auf alle Weise den päpstlichen Lehren Eingang zu verschaffen suchten, wirkte doch wesentlich zur Verbreitung allgemeiner Bildung im Volke mit, und durch sie erhielten die geistigen Kräfte ihre erste Anregung, die nachher auch dem religiösen Geiste dienen konnten. Vorzüglich aber wurden durch den Aberglauben, den die Predigten der Bettelmönche verbreiteten, Männer ernsten, frommen Sinnes zum Kampfe gegen solches Treiben angereizt. So trat Konrad von Stiekna, Pfarrer an der Marienkirche zu Prag, mit ernsten Anklagen gegen die Bettelmönche auch schriftlich hervor, ohne daß man ihm etwas anhaben konnte. Der fromme Johann Miliez erweckte durch seine einfachen, erschütternden Bußpredigten manchen verstockten Sünder zu ernster Reue und Besserung, und fachte in manchem Gemüthe den erlöschenden Funken des Glaubens wieder zu heller Flamme an. Ja, als er in Rom, wo er vor dem Papst hatte als Bußprediger auftreten wollen, auf Betreiben der Bettelmönche in hartes Gefängniß geworfen ward, wurden selbst seine Feinde durch die Gewalt seiner schlichten und doch so glaubensfeurigen Predigt so mächtig ergriffen, daß er zuerst milder behandelt wurde und nachher, als der Papst nach Rom kam, sofort seine Freiheit erhielt. Trotz aller Anfechtungen setzte er seine gesegnete Wirksamkeit bis an seinen Tod fort, der im Jahre 1374 erfolgte. Ein dritter Zeuge für die evangelische Wahrheit war Matthias von Janow, Pfarrer zu Prag und Beichtvater Kaiser Karls IV. Er machte den Kaiser darauf aufmerksam, wie nothwendig es sei, ein allgemeines Concil zu berufen, um eine Reformation der Kirche herbeizuführen. Der Kaiser berichtete darüber an den Papst; dieser aber erklärte Janow für einen strafwürdigen Ketzer; er wurde verbannt, kehrte aber nach einiger Zeit zurück und lebte seitdem als Privatmann zu Prag. Das Werk, welches diese drei Männer begonnen hatten, wurde fortgeführt durch Johann Huß.

Johann Huß war am sechsten Juli 1373 in dem böhmischen Flecken Hussinecz an der bairischen Gränze von armen Eltern geboren. Von Jugend auf mußte er unter großer Anstrengung arbeiten, was auf die Bildung seines Charakters unverkennbaren Einfluß geübt hat. Er studirte zu Prag Theologie und Philosophie und wurde daselbst im Jahre 1398 öffentlicher Lehrer. Damals hatten zwei reiche Privatleute in Prag eine Kapelle gegründet, welche besonders zur Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache dienen sollte, und welche sie deshalb als das „Haus des (geistlichen) Brotes" Bethlehem nannten. Bei dieser Kapelle wurde Huß zum ersten Prediger ernannt. Hier lernte er nun aus eigener Anschauung die religiösen Bedürfnisse des Volkes, den verderblichen Einfluß schlechter Geistlichen, die Verbreitung des Aberglaubens kennen, und ein Mann von einem so warmen, ernstchristlichen Gemüthe mußte dadurch um so entschiedener zum Gegensatz gegen das in Kirche

und Geiſtlichkeit herrſchende Verderben angeregt werden. Dadurch wurde er immer mehr zur Bibel hingeführt, und das lebendige Chriſtenthum, das er aus derſelben ſchöpfte, ſtellte er der Schlechtigkeit ſeiner Zeit entgegen. Er erregte gewaltiges Aufſehen, und ſelbſt einer ſeiner Gegner ſagt, daß ſeine Sittenſtrenge, ſein allen Genuß verſchmähender Wandel, gegen den Niemand eine Klage vorbringen konnte, der ſtrenge Ernſt, der auf ſeinem traurigen, abgezehrten Geſichte lag, und dabei ſeine zuvorkommende Freundlichkeit auch gegen die Niedrigſten noch kräftiger predigten, als das beredteſte Wort. Als Beichtvater der Königin Sophia gewann er gleichzeitig auch Eingang am Hofe. Um dieſe Zeit lernte er Wicliffe's Schriften kennen, die großen Einfluß auf ſeine weitere Entwicklung ausübten. Dazu kam, daß im Jahre 1402 ein Mann nach Prag zurückkehrte, deſſen Verhältniß zu Huß beſonders wichtig iſt, der Ritter Hieronymus aus dem angeſehenen böhmiſchen Geſchlechte von Faulfiſch. Ausgezeichnet durch Eifer für Wiſſenſchaft, beſuchte er mehrere ausländiſche Univerſitäten und zuletzt Oxford, wo er ein begeiſterter Verehrer Wicliffe's wurde. Er war ſeinem Freunde Huß überlegen an Geiſt und auch wohl an Gelehrſamkeit; aber es fehlte ihm bei ſeinem feurigen Geiſte die Milde und Weisheit, welche Jenen auszeichnete. Der begeiſterte Eifer, mit dem er in Prag für Wicliffe's Lehre auftrat, erregte große Bewegung auf der dortigen Univerſität, und dieſelbe wurde noch durch die Ankunft mehrerer jungen engliſchen Theologen aus Oxford vermehrt; auch Huß nahm ſich der Sache im Gegenſatz gegen die deutſchen Profeſſoren an, und da Wenzel endlich im Jahre 1409 ein Edict erließ, daß fernerhin die Böhmen bei allen Univerſitätsverhandlungen drei Stimmen, die Deutſchen nur eine Stimme haben ſollten, während es bis dahin umgekehrt geweſen war, ſo wanderten alle Lehrer und Studenten der deutſchen Nation, beſonders die Baiern, die Sachſen und die Polen, welche man zu jenen rechnete, von Prag aus und gründeten die Univerſität Leipzig. Die Zahl der Abgegangenen wird ſehr verſchieden angegeben; nach der höchſten Angabe waren es 44,000, nach der geringſten 5000; jedenfalls blieben nur zweitauſend in Prag zurück. Die Stadt verlor dadurch für den Augenblick außerordentlich; indeſſen waren doch die Böhmen für Huß, ſo lange er ſich nicht mit der Geiſtlichkeit entzweite. Auch als er gegen die Verderbtheit der Mönche und Geiſtlichen immer kühner auftrat, und der Erzbiſchof von Prag, der im Jahre 1410 auf päpſtlichen Befehl Wicliffe's Schriften in Prag verbrannte, ihn als Anhänger der Lehre deſſelben bei dem Papſte verklagte, ſo daß er nach Rom gefordert wurde, nahmen ſich das Volk, der Hof und die Univerſität ſeiner mit ſolchem Eifer an, daß ihm der Erzbiſchof nicht nur das Predigen wieder geſtatten mußte, welches er ihm unterſagt hatte, ſondern ſich auch förmlich wieder mit ihm ausſöhnte. Kurz

darauf aber sandte Papst Johann eine Ablaß- und Kreuzzugsbulle gegen König Ladislaus von Neapel nach Prag. Die Art, wie der Ablaßprediger auf die unverschämteste Weise Jedem, der nur Geld gab, den Himmel verkaufte, erregte bei Vielen Unwillen, und nicht bloß Huß und Hieronymus, sondern auch des Ersteren alter Freund Stephan von Paleez waren über solches Unwesen entrüstet; selbst König Wenzel erklärte dem Papst, jene Leute böten den Himmel, der nur den Würdigen gehöre, für Geld Jedem feil; keine größere Lästerung sei zu denken, keine Beschimpfung und Strafe sei groß genug für sie. Da aber Wenzel nachher doch die Bekanntmachung der Bulle zuließ, so schwiegen auch Paleez und die Uebrigen; nur Huß und Hieronymus ließen sich nicht irre machen. Huß hatte schon früher erklärt, er werde um eines Stückchens Brot willen oder aus Menschenfurcht die Wahrheit, deren Erkenntniß ihm Gott verliehen, und besonders die, welche in der heiligen Schrift geoffenbart sei, nicht verlassen, sondern sie, auf den Beistand des heiligen Geistes hoffend, bis zum Tode vertheidigen. Jetzt hielt er gegen den Ablaß eine öffentliche Disputation; auch in Schriften eiferte er gegen denselben, und Hieronymus veranlaßte eine öffentliche Verspottung der Bulle und der Ablaßprediger. Da schleuderte der Papst gegen Huß den Bann (1413) und belegte seinen Aufenthaltsort mit dem Interdict; Huß aber appellirte von dem ungerechten Richterspruche des Papstes an den einzig gerechten, unbestechlichen und durch kein falsches Zeugniß zu täuschenden Richter Jesus Christus, und statt sich einschüchtern zu lassen, wurde er durch die immer drohender werdende Gestaltung seiner Sache nur dazu veranlaßt, seine Ansichten reiner und vollständiger zu entwickeln. In einer Schrift „über die Kirche" sprach er sich offen gegen die Behauptung von der Nothwendigkeit einer äußeren Einheit der christlichen Kirche, so wie gegen die Verwechselung der römischen mit der katholischen (allgemeinen) Kirche aus. Die Kirche, erklärte er, sei die Gemeinde der Heiligen, und diese habe nur ein nothwendiges Haupt, Christum; der Papst sei nur bedingterweise Stellvertreter des Petrus und ohne dessen Tugenden der Bote des Antichrists. Um Unruhen vorzubeugen, verließ Huß jetzt Prag und begab sich zuerst nach dem Schlosse Kozi, dann nach Hussineez. Dabei stellte er aber seine segensreiche Thätigkeit nicht ein. Oft reiste er umher, von verschiedenen Großen herbeigerufen, predigte vor großen Versammlungen auf freiem Felde; auch seiner verlassenen Gemeinde in Prag gedachte er mit liebevoller Theilnahme und erließ an sie die trostreichsten Briefe.

Unterdessen versammelte sich das Concil zu Costnitz, und Sigismund forderte seinen Bruder Wenzel auf, Huß zur Untersuchung seiner Sache dorthin zu senden, und versprach ihm sicheren Geleitsbrief. Manche böhmische Ritter warnten Huß, er solle dem Worte des Kaisers

nicht trauen; werde er vom Concil verdammt, so werde ihn der Kaiser seinen Feinden überliefern. Manche boten ihm Zuflucht in ihren Burgen an und erklärten sich bereit, für seine Vertheidigung Alles zu thun gegen Jedermann. Ein einfacher Handwerker sagte zu ihm: „Gott sei mit euch, denn schwerlich werdet ihr gesund wieder zu uns kommen! Es schenke euch nicht der König von Ungarn, sondern der König des Himmels alles Gute für euren treuen und fleißigen Unterricht!" Huß hatte selbst kein großes Vertrauen auf das kaiserliche Wort, und Todesahnungen erfüllten seine Seele; aber er betrachtete den Ruf auf das Concil als einen göttlichen und fühlte sich gedrungen, hier öffentlich Zeugniß abzulegen von seinem Glauben. In dem Abschiedsschreiben an seine Gemeinde sagt er, „die Zahl seiner Feinde auf dem Concil werde größer sein, als die Zahl der Feinde des Heilandes; aber er vertraue auf Gott, seinen allmächtigen Erlöser, daß er ihm Verstand und eine gelehrte Zunge verleihen werde, der sie nicht zu widerstehen vermöchten, und seinen heiligen Geist, daß ihn keine Macht der Hölle von der Wahrheit entferne. Könne sein Tod die Wahrheit Gottes verherrlichen, so möge der Herr ihn beschleunigen; sei es aber zu seinem und ihrem Heile besser, daß er zurückkomme, so wolle er darum zu Gott bitten, damit sie die reine Lehre besser erkennen und die Irrthümer des Antichrists nachdrücklicher vertilgen könnten." Er spricht dabei die Zuversicht aus, daß Andere nach ihm Größeres wirken würden; die Gans (so bezeichnet er sich mit Anspielung auf seinen Namen, der diese Bedeutung hat) habe ihre Schlingen durchbrochen; nach ihm aber würden Falken und Adler kommen und sich in höherem Fluge aufschwingen. „Das", sagt er, „ist die Natur der Wahrheit, daß sie desto heller leuchtet, je mehr man sie verdunkeln will."

Zu seinem Schutze wurden ihm von Böhmen aus mehrere Ritter mitgegeben; unter ihnen befand sich besonders Johannes von Chlum, ein frommer und edelmüthiger Mann, durch zärtliche Freundschaft für Huß und Begeisterung für die Wahrheit ausgezeichnet. Am dritten November 1414 kamen sie in Costnitz an. Huß erwartete ein öffentliches Verhör, aber drei Wochen lang geschah nichts; man wollte sich gern im Stillen mit ihm abfinden, doch dazu war er nicht geneigt. Erst fünfundzwanzig Tage nach seiner Ankunft wurde er aufgefordert, vor dem Papste und den Cardinälen zu erscheinen. Man erklärte ihm, der Papst wolle die Ketzereien in Böhmen nicht länger dulden, und Huß sagte, er sei von ganzem Herzen bereit, Verbesserung seiner Irrthümer anzunehmen. Man ließ ihn darauf mit Chlum allein; gegen Abend aber wurde diesem bedeutet, daß er sich entfernen könne; Huß dagegen wurde für gefangen erklärt. Chlum beschwerte sich bei dem Kaiser, der noch nicht in Costnitz eingetroffen war, und dieser befahl, den Gefangenen sogleich frei zu

lassen, sonst würde er die Thüren seines Kerkers mit Gewalt erbrechen. Als er aber nach Costnitz kam, und eine Deputation des Concils ihm erklärte, er dürfe sich als Laie nicht in geistliche Angelegenheiten mischen und sei durch sein einem Ketzer gegebenes Wort nicht gebunden, wagte er doch nichts für ihn zu thun. Huß wurde aus einem Gefängniß in's andere geschleppt, und in Folge der schlechten Behandlung verfiel er in schwere Krankheit. Unterdessen begann sein Proceß. Er bat um einen Sachwalter, aber man schlug ihm seine Bitte ab. „So sei denn", sprach er ruhig, „der Herr Jesus Christus mein Sachwalter, der auch euch bald richten wird!" Er sah, daß man falsche Zeugen gegen ihn aufstellte, Aeußerungen, die er im vertrauten Gespräche zu Prag gethan, entstellt gegen ihn vorbrachte; aber die freudige Zuversicht verließ ihn nicht. „Jetzt erst", schrieb er an seine Freunde, „lerne ich die Psalmen recht verstehen, recht beten und über das Leiden Christi nachdenken. Wenn ich auch untergehen muß, wird doch die Wahrheit siegen. Der Herr, welcher die drei Knaben aus dem Feuerofen errettete, kann auch mich befreien; kommt aber der Tod, der köstlich ist in den Augen des Herrn, so sei der Herr gepriesen!"

Inzwischen erfolgte die Flucht und die Absetzung des Papstes; aber Huß blieb gefangen. Endlich erlangte er auf Andringen der böhmischen Ritter, besonders seines treuen Johannes von Chlum, am fünften Juni 1415 ein öffentliches Verhör. Sobald er jedoch reden wollte, wurde er durch heftiges Geschrei unterbrochen, so daß die Sitzung aufgehoben werden mußte, ohne daß etwas zu Stande kam. Ein zweites öffentliches Verhör fand am siebenten Juni statt. Man warf ihm vor, er habe die Brotverwandlungslehre verworfen; er rief aber Gott zum Zeugen an, daß ihm dies nicht in den Sinn gekommen sei. Auf die Anschuldigung, er sei ein Anhänger Wicliffe's, erwiederte er, er sei nie eines Menschen Anhänger gewesen. Man verlangte, er solle widerrufen, und der Kaiser sagte, wenn er das nicht thäte, würde er es für seine Pflicht halten, ihm mit eigener Hand den Scheiterhaufen zu bereiten. „Gnädigster Herr!" antwortete Huß, „ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich nie gesonnen bin, etwas so hartnäckig zu vertheidigen, und hierher gekommen, meine Meinung zu ändern, sobald ich eines Besseren belehrt werde." Am folgenden Tage fand noch ein Verhör statt. Die Klageartikel, die man ihm schon im Gefängniß mitgetheilt hatte, wurden mit seinen Antworten vorgelesen. Ermattet von der Anstrengung und gedrückt von dem Gefühle, dem größten Theile der abendländischen Christenheit als Ketzer zu erscheinen, verließ Huß die Versammlung. Da eilte Chlum ihm nach und drückte ihm schweigend die Hand. „O wie stärkte es mich", schrieb ihm Huß deshalb, „daß ihr euch nicht schämtet, mir vor der

ganzen Welt verabscheutem und verstoßenem Ketzer in meinen Ketten die Hand zu reichen!"

Huß erwartete jetzt das Todesurtheil. In einem Briefe nahm er Abschied von seiner Gemeinde. Er forderte sie auf, in allem Guten ihm zu folgen; wo er aber gefehlt habe, für ihn um Vergebung zu bitten. Auch an seine böhmischen Freunde schrieb er. Aber Viele auf dem Concil wollten ihn theils aus Liebe, theils aus Politik retten. Manche angesehene Männer kamen zu ihm in's Gefängniß, um ihn zum Widerruf zu bewegen. Auch Palecz, der sein heftigster Feind geworden war, besuchte ihn, und Huß bat ihn, er möchte ihm verzeihen, wenn er zu heftig gegen ihn geschrieben hätte; überhaupt zeigte sich Huß so edel, daß Palecz seine Thränen nicht zu unterdrücken vermochte. Am ersten Juli erschien noch eine Deputation des Concils, um ihn zum Widerruf aufzufordern; aber er beharrte dabei, daß er nach seinem Gewissen nicht widerrufen könne. Eine gleiche Antwort gab er der Deputation, die am fünften Juli noch der Kaiser zu ihm sandte. Bei derselben befand sich auch Chlum. „Ich bin ein ungelehrter Mann", sagte derselbe, „und weiß euch nicht zu rathen; doch bitte ich euch, seid ihr euch irgend eines Irrthums bewußt, so scheuet euch nicht, nach dem Willen des Concils eure Meinung zu ändern. Sonst kann ich euch nicht rathen, etwas wider euer Gewissen zu thun." Ein Deputirter fragte, ob er sich denn für klüger hielte, als das ganze Concil; Huß erwiederte: „Gebt mir nur Einen, der mich überführt, so will ich gern widerrufen!"

Da er bei seiner Weigerung beharrte, so wurde der folgende Tag zur Verkündigung und Vollziehung des Todesurtheils bestimmt. In der Erwartung des nahen Todes schrieb Huß nochmals an seine Prager Freunde, dankte ihnen für ihre Wohlthaten und bat sie, Chlum um seinetwillen nicht in Gefahr kommen zu lassen. Am sechsten Juli, seinem Geburtstage, erschien er vor dem Concil in der Domkirche zu Costnitz.

In der Mitte der Versammlung saß der Kaiser auf dem Throne, umgeben von den Fürsten. Auf einem Tische lag die Priesterkleidung, die Huß anlegen sollte. Der Bischof von Lodi predigte über die Stelle Römer 6, 6: „Auf daß der sündliche Leib aufhöre." Huß lag während der Predigt auf den Knieen und betete still. Nun las man laut die ihm Schuld gegebenen Ketzereien vor. Er wollte Manches vertheidigen und berichtigen, aber man gebot ihm Schweigen. Da rief er laut mit zum Himmel erhobenen Händen: „Im Namen des allmächtigen Gottes bitte ich euch, hört mich an, damit ich mich vor den Umstehenden rechtfertigen könne!" Da man es ihm nicht gestattete, fiel er auf die Kniee und befahl seine Sache Gott als dem gerechtesten Richter. Auch die Appellation an Christus warf man ihm vor. „Sieh, mein guter Jesus",

rief er da aus, „was du gethan haſt und den Deinen befohlen zu thun, als du deine Sache dem Vater befahlſt, das wird von meinen Feinden verdammt. „Ja, ich ſage ſtandhaft, daß an dich die ſicherſte Appellation ſei, weil dich Keiner beſtechen, noch durch falſches Zeugniß oder Liſt täuſchen kann." „Ich habe mich freiwillig zum Verhör geſtellt", ſagte er darauf, zum Kaiſer gewandt, „unter Treue und Glauben des hier anweſenden Kaiſers." Sigismund erröthete und ſchwieg. Nun wurde er als unverbeſſerlicher Ketzer zum Tode verurtheilt. „Herr Gott", rief er, „ich bitte dich um deiner Barmherzigkeit willen, verzeihe meinen Feinden, denn du weißt, daß ich von ihnen mit Unrecht angeklagt, durch falſche Beſchuldigungen unterdrückt und ungerecht verdammt bin!" Man legte ihm den geiſtlichen Ornat an und forderte ihn nochmals zum Widerruf auf. Er ſagte, er könne nicht widerrufen, ohne zu lügen. Unter Verwünſchungen entkleidete man ihn darauf des prieſterlichen Schmuckes; man riß ihm den Abendmahlskelch aus der Hand mit den Worten: „Verdammter Judas, wir nehmen dieſen Kelch von dir, in welchem das Blut Chriſti dargebracht wird." Er aber ſprach: „Und ich ſetze meine Hoffnung auf Gott, daß er mir den Kelch des Heiles nicht entziehen wird." Zum Schluß rief man ihm zu: „Wir übergeben deine Seele den hölliſchen Teufeln"; er aber ſprach: „Ich befehle meinen Geiſt in deine Hände, o Herr Chriſte, du mein Erlöſer." Der Kaiſer übergab ihn darauf dem Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, der ihn zur Vollſtreckung des Todesurtheils hinaus führte. Auf dem Wege zum Richtplatze mußte er es noch mit anſehen, wie ſeine Schriften verbrannt wurden. Als er zum Scheiterhaufen kam, fiel er auf die Kniee nieder und betete mit ſolcher Andacht, daß die Umſtehenden ſich wunderten, wie ein Ketzer ſo inbrünſtig beten könne. Weinend nahm er Abſchied von ſeinen Freunden, und auf dem Scheiterhaufen dankte er noch ſeinen Gefangenwärtern, daß ſie nicht als Wärter, ſondern als treue Brüder gegen ihn gehandelt; ſie möchten wiſſen, daß er beſtändig an ſeinen Heiland glaube und noch heute bei ihm zu ſein hoffe. Man band ihm die Hände auf den Rücken, feſſelte ihn mit feuchten Stricken an einen Pfahl und umſchlang ſeinen Hals mit einer Kette. Nochmals ließ ihn der Kaiſer zum Widerruf auffordern. Da rief er laut: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich alle meine Predigten, Lehren, Schriften und Handlungen danach eingerichtet habe, die Menſchen von der Sünde zu befreien; daher will ich heute dieſe Wahrheit mit dem Tode beſiegeln." Der Holzſtoß wurde angezündet, und Huß rief laut: „Jeſu Chriſte, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten haſt, erbarme dich meiner!" Man hörte ihn beten, bis der Rauch ſeine Stimme erſtickte. So endete einer der edelſten Märtyrer der evangeliſchen Wahrheit. Seine Aſche wurde in

den Rhein gestreut, damit nichts von ihm übrig bliebe; aber sein Andenken wird bleiben bis an der Welt Ende.

Am 30. Mai 1416 litt sein Freund Hieronymus, der ebenfalls in die Gewalt des Concils gekommen war, nach anderthalbjähriger Gefangenschaft dasselbe Schicksal, da auch er den Widerruf verweigerte. Als er auf den Platz kam, wo Huß geendet hatte, fiel er auf die Kniee und betete. Auf dem Scheiterhaufen angelangt, sagte er laut das apostolische Glaubensbekenntniß und fügte, zum Volke gewandt, hinzu: „Meine lieben Kinder, so und nicht anders glaube ich, und darum sterbe ich, weil ich nicht habe zugeben wollen, daß der Magister Huß mit Recht verdammt sei; denn ich habe ihn gut gekannt als einen wahrhaften Prediger des Evangeliums.“ Betend bewegten sich seine Lippen, bis er verschied.

Natürlich war es, daß die Gährung in Böhmen durch diese Gewaltthaten nicht unterdrückt werden konnte; dazu war die Bewegung, welche Huß in den Gemüthern hervorgebracht hatte, schon viel zu allgemein und gewaltig geworden. Die herrschende Kirche mußte sich selbst strafen durch den geistlichen Despotismus, mit dem sie durch Hinwegräumung jener beiden Glaubenshelden gemeint hatte auch das unterdrücken zu können, was sie in die Gemüther ausgestreut hatten. Denn es geschah vielmehr das Gegentheil. Die Gährung der Gemüther wurde dadurch noch zu größerer Begeisterung, aber auch zu heftigerer Opposition gegen die Kirche gesteigert. Wäre Huß vom Concil nach Böhmen zurückgekehrt, so hätte durch seine Besonnenheit, seine immer klarer sich entwickelnde evangelische Erkenntniß, das Werk der Kirchenverbesserung daselbst zu einem guten Ziele kommen können. Jetzt aber war kein Mann da, der Weisheit genug besessen hätte, um die in den Gemüthern vorhandenen Gährungsstoffe zu vereinigen und ihre Entwicklung zu leiten, keiner, der das allgemeine Bewußtsein mit überlegener Kraft hätte aussprechen und über die Leidenschaften der Menge gebieten können. Noch war Huß nicht dazu gekommen, die reine Lehre des Evangeliums in fest bestimmter Form darzustellen; um so leichter konnte große Verschiedenheit der Meinungen entstehen; viele heftige Leidenschaften waren schon unter Adel und Volk in Böhmen angeregt; bald mußten sich auch fremdartige weltliche Bewegungen in den Kampf mischen, und Niemand war da, der Ruhe und Ordnung herzustellen vermocht hätte. Dies zeigte sich nur zu bald.

Anfangs hatte es der hussitischen Partei an einem Vereinigungspunkt gefehlt. Diesen erhielt sie durch einen Gegenstand, den Huß ursprünglich gar noch nicht hervorgehoben hatte. Schon im zwölften Jahrhundert hatte man angefangen, den Laien beim Abendmahle nur in Wein getauchtes Brot zu geben, oder ihnen den Wein auch ganz zu ent-

ziehen, und die Theologen ſtützten dieſe Kelchentziehung durch die Lehre, daß der Leib Chriſti beim Abendmahle ſowohl im Brote wie im Weine vollſtändig enthalten ſei, ſo daß man im Brote mit dem Leibe zugleich auch das Blut Chriſti empfange. Die Geiſtlichkeit ergriff dieſe Lehre begierig, weil ſie dadurch, daß ſie ſich allein den Kelch vorbehielt, über die Laien erhaben erſchien, und Innocenz III. erhob deshalb auf der Synode zu Rom im Jahre 1215 die Kelchentziehung zum Geſetz. Freilich wurde dieſelbe erſt bis zum vierzehnten Jahrhundert allgemeiner im Abendlande, und in Böhmen wurde die Austheilung des Abendmahls in beiderlei Geſtalt erſt durch Kaiſer Karl IV. völlig abgeſchafft. Während nun Huß in Coſtnitz gefangen ſaß, begann ſein Freund, der Profeſſor Jacob von Mieſa in Prag, wieder das Abendmahl in beiderlei Geſtalt auszutheilen. Es entſtand Streit darüber; man befragte Huß um ſeine Meinung, und dieſer erklärte in einem Schreiben, daß die Kelchentziehung allerdings gegen die Einſetzung Chriſti und den Gebrauch der erſten eilf Jahrhunderte ſei; zugleich rieth er den Böhmen, ſich vom Papſte die Erlaubniß zu verſchaffen, daß die Laien, welche es aus Andacht wünſchten, auch den Kelch empfangen könnten. Dadurch wurde das Concil veranlaßt, zu erklären, Chriſtus habe das Abendmahl allerdings in beiderlei Geſtalt eingeſetzt; aber die Kirche habe unter Leitung des heiligen Geiſtes die Macht, die äußere Form zu ändern, und wer ſich der aus guten Gründen von der Kirche angenommenen Aenderung nicht unterwerfe, ſei als Ketzer zu betrachten.

Durch dieſe Erklärung ließen ſich die Böhmen natürlich nicht beruhigen. Der Tod des Huß und Hieronymus gab ihrer Vereinigung gegen die Kirche noch mehr Feſtigkeit; jene Männer wurden von ihnen als Märtyrer verehrt, ihre Todestage gefeiert, und als das Concil ihnen den Tod derſelben anzeigte, mit Drohungen gegen Alle, welche es wagen würden, ſie zu vertheidigen, erließen die angeſehenſten Huſſiten eine heftige Antwort, in der ſie erklärten, daß ſie entſchloſſen ſeien, das Geſetz Chriſti und alle frommen und ſtandhaften Kämpfer für daſſelbe bis auf's Blut zu vertheidigen. Die Prager Univerſität erklärte im Jahre 1417 die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt für nothwendig, und die böhmiſchen Großen zwangen den ſchwachen König, ihnen dazu eine Kirche in Prag einzuräumen. Führer der huſſitiſchen Partei waren namentlich der edle Nicolaus von Huſſinecz, der begierig war, den Tod ſeines Freundes zu rächen, und Johann Ziska. Der Letztere, welcher ſpäter der Hauptanführer der Huſſiten wurde, war im Jahre 1360 auf einem ſeinen Eltern gehörigen Meierhofe zu Trocznow im Budweiſer Kreiſe geboren, nach der Sage im Freien unter einer Eiche. Schon als Knabe verlor er ein Auge. Nachher kam er als Page an den Hof des

Königs von Böhmen, wurde Kämmerer, nahm dann als Freiwilliger an dem Kriege des deutschen Ordens gegen Polen Theil, focht hierauf mit den Ungarn gegen die Türken, mit den Engländen gegen die Franzosen, und kam endlich wieder an den Prager Hof zurück. Er war ein Mann von mittlerer Größe, starkem, kräftigem Körperbau, mit fast kahlem Haupte, mächtig gebogener Nase und großem Mund. Finsterer Ernst lag auf den scharf gezeichneten Zügen seines Gesichtes, die durch den Verlust seines Auges noch düsterer wurden. Schon in früher Jugend zeigte er großen Hang zur Einsamkeit, dabei aber besaß er glänzende Geistesanlagen, einen eisernen Willen und die aufopferndste Hingebung an die Seinigen, Eigenschaften, die leider durch seine unmenschliche Grausamkeit nur zu sehr verdunkelt wurden.

Im Jahre 1418 erschien ein päpstlicher Legat in Prag, um die Beschlüsse des Concils gegen die hussitischen Ketzer mit Hülfe des Prager Erzbischofs und des Kaisers Sigismund zu vollziehen, und Manche starben für ihre Ueberzeugung. Dadurch wurde die Begeisterung und die Wuth der großen Menge der Hussiten noch gesteigert. Unter Ziska's Anführung versammelten sich Bewaffnete aus allen Ständen, 40,000 an der Zahl, auf einem Berge im Bechiner Kreise, schlugen daselbst ihre Zelte auf und ließen sich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen. Aus dieser Niederlassung entstand nachher die feste Stadt Tabor, welche der Sitz der heftigsten Partei unter den Hussiten wurde. Wenzel, der Anfangs den Hussiten aus Haß gegen die Geistlichkeit günstig gewesen war, erschrak jetzt und suchte mit Strenge die Bewegung zu unterdrücken; aber es war zu spät. Am 23. Juli 1419 veranstaltete Nicolaus von Hussinecz ein großes religiöses Fest, zu dessen Feier sich die Hussiten die Stephanskirche in Prag erbrachen. Nach Beendigung des Gottesdienstes begaben sie sich in feierlichem Zuge, den Priester mit dem Kelche an der Spitze, nach dem Rathhause, um die Loslassung einiger Gefangenen zu fordern. Sie wurden abgewiesen, und zugleich traf ein Steinwurf vom Rathhause herab den Priester. Da drang Ziska mit seiner wüthenden Schaar herbei, erstürmte das Rathhaus und warf den Bürgermeister und zwölf Räthe aus den Fenstern in die Schwerter und Spieße der unten versammelten tobenden Menge. Wenzel wurde bei der Kunde von diesen blutigen Auftritten so von Zorn ergriffen, daß ihn der Schlag traf, und er wenige Wochen darauf, am 16. August, starb, inmitten der Unruhen, denen er nicht gewachsen war. Sein Bruder Sigismund sollte nun die Regierung in Böhmen erhalten, und durch Weisheit und Mäßigung hätte er den größeren Theil der Hussiten für sich gewinnen können. Auf einem Reichstage zu Brünn im Jahre 1419 boten sie ihm Unterwerfung an, wenn er ihnen Gewissensfreiheit und Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt bewilligte. Aber

von Milde wollte Sigismund aus Anhänglichkeit an das Concil nichts wissen, und um mit Entschiedenheit gegen die Hussiten aufzutreten, fehlte es ihm an Muth und Kraft. Statt nach Prag zu gehen, begab er sich nach Breslau und erbitterte die Hussiten vollends dadurch, daß er einen dortigen angesehenen Kaufmann verbrennen ließ, weil derselbe gesagt hatte, Huß sei ungerecht verdammt worden. Noch einmal boten ihm die Prager unter den genannten Bedingungen Unterwerfung an, obgleich bereits völlig gerüstet, als er nach Böhmen kam. Da er aber Auslieferung der Waffen forderte, und der Papst gleichzeitig einen Kreuzzug gegen die Hussiten predigen ließ, so vereinigten sich alle zur Vertheidigung ihrer Glaubensfreiheit, und es entbrannte ein sechszehnjähriger Krieg (1420—1436), der mit der unmenschlichsten Grausamkeit geführt wurde. Der Kaiser erschien mit einem hunderttausend Mann starken Heere vor Prag, mußte sich aber nach vierwöchentlicher vergeblicher Belagerung zurückziehen. Ziska entwickelte eine fast unglaubliche Thätigkeit. Die Lager der Hussiten wurden mit Gräben und künstlich errichteten Wagenburgen umgeben, um sie bei dem gänzlichen Mangel an Reiterei gegen feindliche Angriffe schützen zu können; Festungen wurden angelegt, auf Tabor eine feste Stadt erbaut. Ziska's Schaaren waren mit Dreschflegeln, Spießen, Feuerhaken und eisenbeschlagenen Keulen bewaffnet; aber in kurzer Zeit bildete er sich aus diesen schlechtbewaffneten, zügellosen Haufen ein Heer, das der Schrecken von ganz Deutschland wurde. Alles wandte er an, um sie für den Kampf zu begeistern. Mit Gesang und Gebet gingen die Hussiten in die Schlacht. Als eine heilige Sache erschien ihnen der Kampf; sich selbst betrachteten sie als Streiter des Herrn, als das auserwählte Volk Gottes den „Philistern" oder „Kanaanitern" gegenüber, wie sie die Deutschen nannten. Durch ganz Böhmen wüthete der Krieg. Kirchen und Klöster wurden eingeäschert, Priester und Mönche ermordet; aber bald trat auch eine Spaltung unter den Hussiten selbst hervor. Die Gemäßigteren, welche den Frieden wünschten, waren zufrieden mit der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (weshalb man sie auch Calixtiner oder Kelchner nannte), Verzichtleistung der Geistlichen auf ihre weltlichen Güter, Predigt des göttlichen Wortes in der Landessprache und Einführung einer strengeren Kirchenzucht. Die Anderen, welche man nach der Stadt Tabor Taboriten nannte, wollten nur das in Lehre und Kirchengebräuchen gelten lassen, was unmittelbar aus der heiligen Schrift abgeleitet werden könne. Allerdings war ihre Lehre reiner, als die der Calixtiner; aber sie nahmen dabei auf die Verschiedenheit der Zeitverhältnisse keine Rücksicht, wußten Wesen und Form, Geist und Buchstaben nicht zu trennen; es fehlte ihnen daher auch die rechte Weisheit bei dem Streben, die Kirche nach dem Muster der apostolischen Zeit zu reformiren, wie sie z. B. mit wahrer Wuth

alle Bilder in den Kirchen zerstörten, und diese stürmische Leidenschaftlichkeit beförderte auch mancherlei schwärmerische Erscheinungen, wie denn Solche auftraten, welche die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi verkündigten.

Ziska stand an der Spitze der Taboriten, und er verfuhr jetzt gegen die böhmischen Städte, die es nicht mit ihm halten wollten, mit derselben Wuth wie gegen die Katholiken. Unglaublich war das Elend, welches dadurch herbeigeführt wurde. Als er die Stadt Prachatitz erstürmt hatte, ließ er die noch übrigen Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche sperren und mit derselben verbrennen. Gleiches Schicksal bereiteten nach der Eroberung von Kommotau die wüthenden taboritischen Weiber den dortigen Frauen, nachdem die Männer bei der Vertheidigung der Stadt sämmtlich ihren Tod gefunden hatten. Bei der Belagerung eines Schlosses verlor Ziska durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge; aber das hemmte seine rastlose Thätigkeit nicht. Er ließ sich von jetzt an auf einem Karren in die Schlacht fahren, so daß ihn die Seinigen sehen konnten, und ordnete das Heer nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte. Nur grausamer schien er noch geworden zu sein. So ließ er z. B. das Städtchen Kuttenberg in Brand stecken, damit sein Heer bei einem Nachtmarsche besser sehen könnte.

So uneinig die Hussiten auch waren, so waren doch bei einem feindlichen Angriffe von außen stets alle Streitigkeiten wieder vergessen. Als Sigismund wieder ein ansehnliches Heer gegen Prag führte, zog ihm Ziska entgegen, schlug ihn am 18. Januar 1422 bei Deutschbrod und drang selbst in Mähren und Oesterreich ein. Inzwischen hatten die Prager, den Taboriten eben so feindlich wie dem Kaiser, dem Könige von Polen die böhmische Krone angeboten, und da dieser sie ausschlug, seinem Bruder, dem Großfürsten von Litthauen, der ihnen statt seiner seinen Neffen schickte. Damit aber war Ziska nicht zufrieden und zog gegen Prag. Erschreckt unterwarfen sich die Prager, um seinen Zorn abzuwenden; als er aber nun gegen die Stadt Przibislau im Czaslauer Kreise zog und dieselbe belagerte, befiel ihn eine pestartige Krankheit, die am 12. October 1424 seinem Leben ein Ende machte. Die Taboriten erstürmten, durch seinen Verlust in wahre Wuth versetzt, die unglückliche Stadt, äscherten sie völlig ein und hieben Alles nieder. Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und über seinem Grabmale ward sein eiserner Streitkolben aufgehängt. Im Jahre 1623 aber wurde das Grabmal auf kaiserlichen Befehl abgebrochen, und seine Gebeine wurden fortgeschafft. Der Schrecken, den sein Name verbreitete, verschwand übrigens auch mit seinem Tode nicht. Es verbreitete sich die Sage, seine Haut sei seinem letzten Willen gemäß von den Taboriten

über eine Trommel gespannt, und noch jetzt mag man den Platz nicht umpflügen, wo das Zelt stand, in welchem er starb.

Nach Ziska's Tode traten die Spaltungen unter den Hussiten noch entschiedener hervor. Ein Theil der Taboriten wählte seinem letzten Willen gemäß Prokop den Großen zum Anführer; ein anderer dagegen, zu welchem die wildesten gehörten, hielt keinen für würdig, Ziska's Nachfolger zu sein, nannte sich deshalb „die Waisen" und wählte einen Kriegsrath, in welchem jedoch meistentheils ein anderer Prokop, welchen man „den Kleinen" nannte, die Leitung hatte. Außerdem bestanden noch die Horebiten, so genannt nach einem Berge Horeb, und endlich die Calixtiner in Prag. Prokop der Große erfocht indessen fortwährend Siege, und um die innerlich Gespaltenen wieder zu einigen, trug er den Krieg auch über die Gränzen Böhmens hinaus. Plündernd, mordend und brennend drangen hussitische Heere nach Oesterreich, Ungarn, Sachsen, Meißen, Schlesien, Franken, ja bis nach Pommern und Danzig. Entsetzen ging überall vor ihnen her, und die Fürsten von Brandenburg und Baiern suchten ihre Länder sogar durch Zahlung eines Tributes vor ihnen zu schützen. Noch einmal wurde ein mächtiges Kreuzheer gegen sie zu Stande gebracht; der Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg führte es nach Böhmen. Aber kaum hatte es den Böhmerwald überschritten, als die Kunde von der Annäherung der Hussiten Alle mit solcher Furcht erfüllte, daß sie in ungeordneter Flucht davon liefen und erst bei Regensburg Halt zu machen wagten.

Jetzt erkannte Sigismund, daß mit den Waffen gegen die Hussiten nichts auszurichten sei, und man nahm deshalb zu Unterhandlungen seine Zuflucht. Im Jahre 1431 versammelte sich ein neues allgemeines Concil zu Basel. Dasselbe forderte die Hussiten auf, Abgeordnete zu schicken, und versprach denselben völlige Sicherheit und die Erlaubniß, in ihrer Weise zu Basel Gottesdienst zu halten und ihre Lehre aus der heiligen Schrift zu beweisen; auch sollte während ihres Aufenthaltes sie Niemand in Predigten angreifen dürfen. So erschienen denn im Jahre 1432 auf dem Concil mehrere Abgeordnete der Hussiten, Ritter und Theologen, unter jenen auch Prokop der Große. Zwar wurde nichts erreicht; aber dem Concil war es zu wichtig, einen Vergleich zu erlangen, und es wurden von Neuem Gesandte nach Prag geschickt. So kam denn wirklich im Jahre 1433 ein Vergleich mit den Calixtinern zu Stande, die sogenannten Baseler Compactaten, durch welche ihnen die Erlaubniß zugesichert wurde, das Wort Gottes in der Landessprache zu verkündigen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen; nur sollte der Priester die Theilnehmer dabei belehren, daß auch schon im Brote der ganze Leib Christi enthalten sei. Die Taboriten und Waisen erkannten

zwar diesen Vergleich nicht an, wurden aber von den Calixtinern, die jetzt im Verein mit den Katholiken ihre Waffen gegen sie wandten, bei Böhmischbrod unweit Prag am 30. März 1434 gänzlich geschlagen. Die beiden Prokope fielen in der Schlacht, und die Macht der Taboriten war vernichtet. Im Vertrage zu Iglau bestätigte nun Sigismund im Jahre 1436 die Baseler Compactaten, verhieß allgemeine Amnestie und verbürgte sich für religiöse und bürgerliche Freiheit. Nun erkannten ihn die Böhmen als König an, huldigten ihm, und am 23. August 1436 hielt er seinen feierlichen Einzug in Prag.

Zwar zeigte sich der wortbrüchige Kaiser nachher wenig geneigt, den von ihm beschwornen Vertrag zu halten. Der calixtinische Erzbischof von Prag mußte flüchten; Klöster wurden wieder hergestellt, und man traf alle Anstalten, um den Katholicismus völlig wieder einzuführen. Dadurch wurden neue Bewegungen hervorgerufen; aber mitten unter denselben starb Sigismund am neunten December 1437, siebenzig Jahre alt, zu Znaim in Mähren. Auch nach seinem Tode befanden sich indessen die Hussiten in Böhmen Anfangs in einer günstigen Lage; Böhmen erhielt sogar im Jahre 1458 an Georg Podiebrad einen calixtinischen König. Doch nach seinem Tode verloren die Calixtiner immer mehr an Bedeutung, und im sechszehnten Jahrhundert verschwinden sie gänzlich aus der Geschichte. Die Partei der Taboriten war schon vernichtet, seit Georg Podiebrad im Jahre 1453 Tabor unterworfen hatte; aber durch diese äußere Vernichtung wurde gerade das, was rein und gut in ihnen war, gerettet. Geläutert durch die Verfolgung, aber auch unbefriedigt durch das, was den Calixtinern bewilligt war, sammelte sich eine kleine Schaar und bildete unter dem Namen der böhmischen Brüder eine Gemeinde nach dem Muster der apostolischen Einfalt und mit strenger Kirchenzucht. Obgleich sie beständig verfolgt wurden, mußte doch ihr frommes, stilles, arbeitsames Leben ihnen manches Herz zuwenden, und in den Verfolgungen wurde ihre Lehre immer mehr geläutert. Oft suchten sie in Höhlen Zuflucht vor ihren Feinden, weshalb diese sie zum Spott Grubenheimer nannten; aber gleichwohl breiteten sie sich immer weiter aus, so daß sie am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts schon an zweihundert Kirchen und Bethäuser besaßen. Später gingen sie zum Theil in die von dem Grafen Zinzendorf gestiftete evangelische Brüdergemeinde über.

Unter Sigismund begann der Verfall der Kaisermacht immer sichtlicher hervorzutreten. Zwar unternahm er noch in hohem Alter einen Römerzug, wurde im Jahre 1431 zu Mailand feierlich als König von Italien gekrönt und empfing zwei Jahre später aus den Händen des Papstes zu Rom die Kaiserkrone; aber obgleich fünf Kronen sein Haupt schmückten, blieb er doch ohne rechtes Ansehen im Innern des Reichs, wie nach außen hin. Bedeutende Veränderungen gingen unter seiner Regierung in Deutschland vor, meist durch die Geldnoth des Kaisers herbeigeführt. Im Jahre 1422 war die Sachsen-Wittenbergische Linie ausgestorben, und das Land hätte nun sammt der Kurwürde an die Sachsen-Lauenburgische Linie fallen sollen; aber Sigismund bedurfte Geld und Hülfe für den Hussitenkrieg. Auf kräftige, uneigennützige Unterstützung von Seiten des deutschen Volkes durfte er nicht rechnen; dazu war weder der Ketzerhaß noch der Nationalhaß gegen die Böhmen in Deutschland heftig genug; er mußte deshalb besonders einzelne Fürsten zu gewinnen suchen, und so gab er 1423 ohne Rücksicht auf das Erbrecht der Sachsen-Lauenburger das Herzogthum Sachsen-Wittenberg sammt der Kurwürde dem Markgrafen Friedrich von Meißen aus dem Hause Wettin zum Lehen, um sich dadurch die Dienste desselben zu sichern. Geldverlegenheit war die Ursache, daß er Cleve und Savoyen zu Herzogthümern erhob. Ein ähnlicher Grund führte ein für alle Zeit folgenreiches Ereigniß für die Mark Brandenburg herbei. In den stürmischen Zeiten während der Regierung der Wittelsbacher war der Wohlstand derselben sehr gesunken. Besser wurde es wieder, als Kaiser Karl IV. die Herrschaft über das Land erhielt. Er hatte die Absicht, die Mark mit Böhmen zu vereinigen, und wandte ihr daher die nämliche Sorgfalt zu, wie jenem Lande. Recht, Ordnung und bürgerlicher Wohlstand wurden von ihm daselbst gefördert, so lange er lebte. Als aber nach Karls Tode Sigismund in den Besitz der Mark kam, verschwand auch alsbald die kaum hergestellte Ordnung wieder, und die Landstraßen wurden unsicherer, als je zuvor. Sigismund war durch Kämpfe in Polen und Ungarn beschäftigt, und dies benutzten die Raubritter, um ihre Burgen wieder herzustellen; gleichzeitig machten die Raubritter aus Pommern und Mecklenburg Einfälle in das Land, und der Erzbischof Albrecht von Mecklenburg und der Herzog von Pommern hausten daselbst auf die entsetzlichste Weise. Dabei hatte Sigismund bereits alle Mittel, sich Geld zu verschaffen, so sehr erschöpft, daß sein Statthalter nur mit Mühe von der Neustadt Brandenburg ein Darlehn von zweitausend Gulden zur Bezahlung einer Schuld und zur Vertheidigung des Landes erhalten konnte, und ihr dafür die Gerichtsbarkeit verpfänden mußte. Es war eine trostlose Zeit; Bürger und Bauern wurden von dem Raubadel

ſo hart bedrängt, daß man in den Kirchen die ſchon oben erwähnte Formel betete: „Vor Köckeritze, Lüderitze, vor Krachte und vor Itzenplitze behüt' uns, lieber Herre Gott!" Immer geldbedürftig, verpfändete endlich Sigismund im Jahre 1388 die Mark an ſeinen Vetter Jobſt von Mähren, der ihm bedeutende Geldſummen gelieben hatte, und dieſer war nun nur darauf bedacht, recht viel Geld aus dem Lande zu ziehen. Seine Statthalter machten mit dem Raubadel gemeinſchaftliche Sache gegen die Städte und ließen ſich die ärgſten Bedrückungen und Plünderungen zu Schulden kommen. Jobſt ſchämte ſich ſogar nicht, Kaufleute auszuplündern, denen er ſicheres Geleit gegeben hatte. „Man hätt es euch auf dem Felde genommen", ſagte er; „es iſt alſo gut, wir haben es genommen." Nach ſeinem Tode (1411) verpfändete der Kaiſer die Mark in neuer Geldverlegenheit an den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hauſe Hohenzollern. Damit begann für das arme Land wieder eine beſſere Zeit. Friedrich war ein kluger und tapferer Herr. Er ſetzte den Bedrückungen des Raubadels ein Ziel; Ruhe und Ordnung wurden von Neuem befeſtigt. Die Schuld des Kaiſers gegen ihn belief ſich am Ende auf vierhunderttauſend Goldgulden, und da Sigismund nicht im Stande war, dieſelbe zu bezahlen, überließ er ihm im Jahre 1415 die Mark mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich und ertheilte ihm 1417 zu Coſtnitz die feierliche Belehnung.

Wie ſchwach das Anſehen des Kaiſers nach außen hin war, zeigte er im Verhältniſſe zu Burgund. Von Anfang hatte das burgundiſche Reich vom Kaiſer nur in geringer Abhängigkeit geſtanden. Die Provence war ſchon längſt unabhängig geworden; unter Philipp dem Schönen von Frankreich hatte ſich auch die Grafſchaft Burgund vom Reiche losgetrennt und war an einen franzöſiſchen Prinzen gekommen; als dann die Linie der franzöſiſchen Herzoge von Burgund ausſtarb (1361), gab König Johann von Frankreich die burgundiſchen Länder ſeinem Sohne Philipp dem Kühnen, der auch Flandern und Artois erwarb. Noch mehr dehnte ſein Enkel Philipp der Gute ſeine Macht aus. Im Jahre 1417 ſtarb mit Wilhelm VI. der Mannsſtamm der Grafen von Holland und Hennegau aus. Er hinterließ nur eine Tochter Jacobäa, die Wittwe des Dauphins (Thronfolgers) von Frankreich, eine Frau von großer Schönheit und ausgezeichneten Geiſtesgaben. Sie fand das Land durch Parteikämpfe furchtbar zerrüttet, und um dieſelben zu unterdrücken, vermählte ſie ſich mit dem Herzoge Johann von Brabant, einem Vetter des Herzogs von Burgund. Derſelbe war jedoch ein ſchwelgeriſcher, kraftloſer und ſchwachſinniger Mann; Jacobäa trennte ſich deshalb bald wieder von ihm unter dem Vorwande zu naher Verwandtſchaft und vermählte ſich mit dem Herzoge von Gloceſter, dem Bruder des Königs von England. Johann machte ihr nun den Beſitz des Landes ſtreitig, und als

er plötzlich starb, trat Philipp von Burgund mit Erbansprüchen hervor. Er bemächtigte sich der Jacobäa und hielt sie in Gent gefangen. Sie entfloh jedoch in männlicher Kleidung und vertheidigte sich von Südholland aus gegen ihn und seine mächtige Partei drei Jahre lang mit männlichem Muth. Endlich sah sie sich doch genöthigt, ihm im Jahre 1433 ihre Länder abzutreten, und aus Gram über ihr Schicksal starb sie 1436. Nach der Abtretung vereinigte Philipp ihre Länder mit seinem Reiche, ohne daß Sigismund es zu hindern vermochte, obgleich er dieselben für ein eröffnetes Reichslehn erklärt hatte. Freilich erließ er im Jahre 1434 einen Fehdebrief an Philipp und forderte die Stände des Reiches zum Kriege gegen ihn auf; aber keiner von den Fürsten folgte seiner Aufforderung, und er selbst war in Ungarn und Böhmen viel zu sehr beschäftigt, als daß er hätte daran denken können, gegen Philipp den Krieg zu beginnen.

---

§. 63. Albrecht der Zweite (1438—1439). — Friedrich der Dritte (1440—1493).

Kaiser Sigismund hinterließ als Erbin seiner Länder nur eine Tochter aus seiner ersten Ehe mit der ungarischen Prinzessin Maria, die Elisabeth. Bereits im Jahre 1411 hatte er dieselbe mit dem jungen Herzoge Albrecht V. von Oesterreich verlobt, und am 19. April 1422 fand die feierliche Vermählung statt. Kurz darauf übertrug der Kaiser seinem Schwiegersohne die Statthalterschaft von Mähren, und im folgenden Jahre belehnte er ihn förmlich mit dieser Markgrafschaft. In seiner Sterbestunde versammelte er noch die anwesenden Großen aus Ungarn und Böhmen um sich und ließ sich von ihnen versprechen, daß sie nach seinem Tode dem Herzog Albrecht und dessen Gemahlin Elisabeth als seinen Nachfolgern gehorchen wollten. Schon acht Tage nach dem Tode des Kaisers, am 19. December 1437, huldigten ihnen die Stände Ungarns, und am ersten Januar empfing Albrecht mit seiner Gemahlin die feierliche Krönung. Kurz darauf versammelten sich auch die deutschen Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl des römischen Königs, und dieselbe fiel am 18. März ebenfalls auf Albrecht. So wenig Lockendes hatte damals noch die deutsche Königskrone, daß Albrecht Bedenken trug, sie anzunehmen; überdies hatte er den Ständen Ungarns bei seiner Krönung versprochen, es nicht ohne ihre Zustimmung zu thun. Die Bitten der Fürsten und Prälaten so wie der Stadt Wien besiegten jedoch

seine Bedenklichkeiten, und auch die ungarischen Stände ertheilten ihre Zustimmung. Mit ihm kam das Haus Habsburg wieder zur Regierung, und seitdem ist es im Besitze der deutschen Kaiserwürde geblieben bis zum Untergange des Reiches.

In der That hätten die Kurfürsten keine bessere Wahl treffen können. Schon Albrechts äußere Erscheinung gewann ihm überall Anhänglichkeit und Liebe. Er war von hoher, edler Gestalt; durch ritterliche Uebungen aller Art hatte er seinen, schon von Natur kräftigen Körper von Jugend auf abgehärtet. Muth und Feuer strahlten aus seinem blauen Auge; Milde, mit Ernst gepaart, ruhte auf den schönen Zügen seines von blonden Locken umwallten Antlitzes. Wer ihn ansah, wußte, daß er es gut und redlich meinte. Liebe und Freundschaft waren seinem Herzen Bedürfniß. „Keine bessere Leibwache", sagte er einst zu Sigismund, „als die Liebe der Unterthanen!" und oft rief er aus: „Ein Freund ist der beste Schatz des Lebens." Mit Herzensgüte aber vereinte er auch schon als junger Fürst strenge Gerechtigkeit und eine Festigkeit des Charakters, die durch keine Hindernisse erschüttert zu werden vermochte, sondern unter denselben und durch sie nur wuchs. Er war streng erzogen worden, hatte aber auch eine wissenschaftliche Bildung genossen; vornehmlich jedoch richtete sich seine Wißbegierde auf Alles, was einem Fürsten zu wissen noth ist; leicht und sicher traf er daher überall das Rechte, und was er einmal reiflich überlegt hatte, pflegte er auch ungesäumt auszuführen, wie er denn oft das Sprüchwort im Munde führte: „Geschwind gewinnt." Wie wohlthätig hätte die Regierung eines solchen Fürsten für das aus so vielen Wunden blutende deutsche Reich werden müssen, wäre es ihm beschieden gewesen, eine längere Zeit hindurch die Krone desselben zu tragen! Leider aber währte seine Regierung nur anderthalb Jahre, und auch diese kurze Zeit wurde durch die Angelegenheiten Ungarns und Böhmens so in Anspruch genommen, daß es ihm nicht möglich war, irgendwie Bedeutendes für das deutsche Reich zu thun. In Böhmen wurde er zwar bereits am sechsten Mai 1438 von seinen Anhängern in Prag zum König ausgerufen; aber die Hussiten, von Sigismunds zweiter Gemahlin Barbara aufgereizt, wählten den dreizehnjährigen Kasimir, den Bruder des Königs von Polen, zum Könige. Es kam darüber zu einem Kriege Albrechts mit den Calixtinern und Polen, und kaum war durch einen Waffenstillstand auf einige Zeit die Ruhe gesichert, als das drohende Vordringen der Türken den König nach Ungarn rief. Mit 130,000 Mann stand Sultan Murad in Semendria, und so großes Schrecken auch die Nachricht davon verbreitete, gelang es Albrecht bei der Lässigkeit des ungarischen Adels doch nur, ein Heer von 24,000 Mann um sich zu sammeln, und nur spärlich vermochte er es durch Söldner zu verstärken. In Folge des langen Aufent-

halts in den ungesunden, sumpfigen Ebenen Ungarns brachen noch dazu Seuchen in seinem Lager aus; viele von den ungarischen Herren verließen ihn mit ihren Schaaren, und er vermochte deshalb nichts gegen den Feind auszurichten. Selbst erkrankt, zog er nach Ofen zurück, und da sein Zustand sich verschlimmerte, ließ er sich in einer Sänfte von dort nach Wien schaffen. Ehe er jedoch diese Stadt erreichte, noch auf ungarischem Boden, ereilte ihn am 27. October 1439 der Tod. Er war nur zweiundvierzig Jahre alt geworden. „Seit Christi Geburt", sagt ein alter Geschichtschreiber, „ist kein König von Edlen und Unedlen, Reichen und Armen so betrauert worden, als Albrecht."

Bei der Nachricht von seinem Tode verbanden sich sogleich die drei geistlichen Kurfürsten, bei der Wahl des neuen Königs einig zu bleiben, und zu Anfang des Jahres 1440 begaben sie sich selbst nach Frankfurt. Dort erschienen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, der Oheim des Pfalzgrafen und Abgeordnete der böhmischen Stände, und einstimmig wählten sie zu Albrechts Nachfolger am zweiten Februar seinen Vetter, den Herzog Friedrich V. von Oesterreich. Nach langem Zögern erklärte sich derselbe am eilften April bereit, die Wahl anzunehmen. Er war als römischer König der Vierte, als Kaiser der Dritte seines Namens. Eine unglücklichere Wahl hätten sie kaum treffen können. In jener unruhigen, gesetzlosen Zeit hätte es eines mächtigen, thatkräftigen, entschlossenen Herrschers bedurft, um die Gebrechen zu heilen, an denen Kirche und Staat krankten. Friedrich war von alle dem das Gegentheil. Er beherrschte mit seinem unruhigen Bruder Albrecht zugleich Steiermark, Kärnten und Krain, Länder, die insgesammt nur wenig über sechszehntausend Mark eintrugen. Dabei war er ein Mann ohne alle geistige Kraft, selbst um die Wohlfahrt seiner Erbländer sich nur dann kümmernd, wenn ihn die Umstände dazu zwangen, ein träger Geist, der über Alles die Ruhe liebte, unlustig zu jedem großen Unternehmen, den Krieg scheuend, so daß er, statt zu den Waffen, lieber zu ermüdenden Unterhandlungen und verrätherischer List griff, in entscheidenden Momenten voll ängstlicher Unentschlossenheit, die er Klugheit nannte, dabei eifersüchtig auf jede kräftig hervortretende Macht im Reiche, weil er durch dieselbe überflügelt zu werden fürchtete, dem Papste knechtisch ergeben, und bei aller seiner Schwäche doch nach hohen Dingen trachtend, wie er z. B. auf alle seine Bücher, Gefäße und Paläste die fünf Vocale setzte, denen er die Deutung gab: „Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan." War er dabei auch mit manchen häuslichen Tugenden geschmückt, zum Herrscher des deutschen Reiches war er am wenigsten geeignet, und statt sich um dasselbe zu kümmern, beschäftigte er sich lieber mit Astrologie, Alchemie und Botanik. So war es natürlich, daß unter seiner langen Regierung die Macht des deutschen Kaisers in den tiefsten Verfall gerieth.

Alle Hoffnungen, welche das Baseler Concil für die Reformation der Kirche erregt hatte, wurden durch ihn wieder vereitelt. In der That war jenes Concil sehr weit gegangen. Nach Beilegung der Kämpfe mit den Hussiten beschäftigte es sich eifrig mit der Kirchenverbesserung. Es erließ Bestimmungen zur Beseitigung der Mißbräuche bei Besetzung der Cardinalstellen, strenge Gesetze gegen die Gelderpressungen von Seiten des Papstes, namentlich gegen die Geldforderungen für Bestätigung zu Kirchenämtern, Verordnungen zur Sicherung freier Kirchenwahlen. Der Papst sollte bei dem Antritt seines Amtes schwören, daß er für Berufung allgemeiner Kirchenversammlungen sorgen und die Baseler Beschlüsse beobachten wolle, und alljährlich an seinem Krönungstage sollte der erste Cardinal ihm den Eid vorlesen mit Hinzufügung einer passenden Ermahnungsrede. Der Papst erklärte dies für unerhörte Anmaßung und benutzte Verhandlungen, die er schon früher mit der griechischen Kirche angeknüpft hatte, um im Jahre 1437 ein neues allgemeines Concil nach Ferrara, dann nach Florenz auszuschreiben, von wo er es 1442 nach Rom verlegte. Das Baseler Concil war aber nicht gesonnen, nachzugeben, und so bestanden nun zwei Concilien, die beide für allgemeine gelten wollten und sich gegenseitig für ungültig erklärten und excommunicirten. Das Baseler Concil machte dem Papst Eugenius als Störer der kirchlichen Einheit den Proceß, verdammte ihn als Ketzer, erklärte, ein allgemeines Concil habe in Kirchensachen die höchste Macht, und auch der Papst sei ihm Gehorsam schuldig, setzte endlich den Eugenius ab und wählte statt seiner den Herzog Amadeus von Savoyen, der bisher als frommer Einsiedler am Genfersee gelebt hatte, unter dem Namen Felix V. zum Papst. Aber das Concil war nicht im Stande, diesem kühnen Beschlusse Geltung zu verschaffen. Am schlimmsten war es, daß Viele, die auf demselben zuerst die freiesten Grundsätze vertheidigt hatten, ihrem Charakter nicht treu blieben. Zu ihnen gehörte besonders Aeneas Sylvius Piccolomini, der selbst von den Geistlichen zu Basel sagt, sie hätten alle nicht Lust, für ihre Ueberzeugung Märtyrer zu werden; sie hätten den Glauben ihrer Fürsten, und wenn diese Götzen anbeteten, thäten sie es auch. Er war ein Mann von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, ein gründlicher Kenner des Alterthums, aber zugleich ein schlauer, verschmitzter Italiener, der überall nur auf seinen Vortheil bedacht war. Er hatte in seiner Vaterstadt Siena die Rechte studirt, war als junger Mann nach Basel gekommen und dort wegen seiner Uebung in den Geschäften vielfach benutzt worden. Er trat daselbst als Vertheidiger der freiesten Grundsätze auf und wurde sogar bei Felix Geheimschreiber; bald darauf aber ging er als solcher in die Dienste Friedrichs über, und dieser benutzte ihn als Vermittler bei den Unterhandlungen, welche er sofort mit dem Papste Eugenius an-

knüpfte. Letzterer wurde indeſſen immer kühner, je mehr das Anſehen des Baſeler Concils ſank, und im Jahre 1445 wagte er es ſogar, zwei deutſche Kurfürſten, die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, abzuſetzen, weil ſie ſich Felix günſtig gezeigt hatten. Darüber wäre es faſt zwiſchen ihm und den deutſchen Fürſten zum entſchiedenen Bruche gekommen, und ſchon verbanden ſie ſich, den Erzbiſchof von Mainz an der Spitze, im Jahre 1446 auf dem Reichstage zu Frankfurt zur Sicherung der Kirchenfreiheit in Deutſchland. Sie erklärten dem Papſte, ſie würden ihn nur anerkennen, wenn er die Baſeler Beſchlüſſe beſtätigen, den Kirchenverſammlungen das höchſte Anſehen einräumen und ein Concil in Deutſchland zuſammenberufen wolle. Der biedere Nürnberger Syndicus Gregor von Heimburg, den ſie mit dieſen Forderungen an den Papſt ſandten, fand ſchlechte Aufnahme, und ſchon ſollte es zum Aeußerſten kommen; aber der ſchlaue Piccolomini beſtach den Rath des Mainzer Erzbiſchofs und wußte dann an den Forderungen der Fürſten ſo lange zu deuteln, bis wenig von dem, was ſie wollten, übrig blieb. So nahm ſie der Papſt an, und wurde dafür von den Deutſchen anerkannt. Endlich brachte es Piccolomini, der inzwiſchen zum Biſchof von Siena ernannt war, dahin, daß Friedrich mit Eugens Nachfolger Nicolaus V. ohne Zuziehung der Reichsſtände im Jahre 1448 zu Wien einen beſonderen Vertrag ſchloß, das ſogenannte Aſchaffenburger (eigentlich Wiener) Concordat, welchem nachher auch die einzelnen Fürſten, durch Piccolomini's Künſte bewogen, beitraten, und durch welches alle Beſchlüſſe des Baſeler Concils, die ſich auf Beſeitigung päpſtlicher Mißbräuche bezogen, wieder aufgehoben wurden. Gleichzeitig verbot Friedrich der Stadt Baſel, das Concil länger zu dulden, und es verlegte daher ſeinen Sitz nach Lauſanne, wo es ſich auflöſte, nachdem Felix V. abgedankt, ſich ſeinem Gegner Nicolaus unterworfen hatte und von ihm zum Cardinalbiſchof von Sabina ernannt worden war.

So endete das Concil, deſſen Anfang ſo viel verſprechend geweſen war, ohne das Geringſte erreicht zu haben. Die Mißbräuche, welche man hatte beſeitigen wollen, traten bald noch greller als je wieder hervor, und nachdem Aeneas Sylvius 1458 als Pius II. ſelbſt Papſt geworden war, erklärte er geradezu den zu Baſel feſtgeſtellten Grundſatz, daß die Concilien über dem Papſt ſtänden, für ketzeriſch. Ja, er fand auch Gelegenheit, dieſe Erklärung geltend zu machen, indem er den Erzbiſchof von Trier, der an ein allgemeines Concil appellirt hatte, abſetzte und, wie den Erzherzog Sigismund von Oeſterreich, der denſelben Schritt gewagt hatte, in den Bann that. Aber wenigſtens waren die Grundſätze des freien alten Kirchenrechts durch das Concil wieder angeregt worden, nur daß man bloß die Mißbräuche der Papſtgewalt zu beſeitigen verſucht hatte, ohne die Oberherrſchaft des Papſtes über die Kirche con-

sequent vernichten zu wollen. Der Ausgang hatte gezeigt, wie vergeblich dies Beginnen war; aber je unerträglicher die Uebel wurden, welche mit dem bestehenden Zustande der Kirche unvermeidlich verbunden waren, um so sicherer wurde auch durch jenen Ausgang die Erschütterung des ganzen Gebäudes von Grund aus vorbereitet, welche ein Jahrhundert später eintrat, eine Reformation, die nicht von Außen her verbessern, sondern von innen heraus umbilden und neu gestalten sollte.

König Friedrich benutzte nach dem Schlusse des Baseler Concils die günstige Stimmung des Papstes, um die Kaiserkrönung zu erlangen. Im Jahre 1452 zog er deshalb nach Italien, und bei dieser Gelegenheit that er etwas, wozu sich kein früherer Kaiser jemals erniedrigt hatte: er ließ sich von den italienischen Fürsten und Städten Geleitsbriefe geben. In Siena empfing er feierlich die damals sechszehnjährige Eleonora, die Schwester des Königs von Portugal, welche er zu seiner Gemahlin erkoren hatte, eine schöne Frau von mittlerer Größe, mit herrlichen schwarzen Augen, klug und angenehm in ihrem Wesen. Am neunten März hielt er seinen Einzug in Rom, und sechs Tage darauf empfing er die lombardische Königskrone, weil in Mailand wegen der dortigen Unruhen die Krönung nicht hatte stattfinden können. Am folgenden Tage wurde er durch den Papst selbst mit Eleonora vermählt, und am 19. März empfing er mit ihr die Kaiserkrönung. Als Kaiser nannte er sich nun Friedrich III. Um dem Papste seine Ehrfurcht zu bezeugen, hielt er ihm bei dieser Gelegenheit den Steigbügel und führte einige Schritte weit sein Pferd. — Er ist der letzte Kaiser gewesen, der in Rom die Krone empfangen hat, und wie sich unter dem äußeren Glanze, mit welchem er sich durch diese Krönung umgab, das Schmachvolle seiner Stellung nur schlecht verbergen ließ, so kläglich erscheint er in Allem, was sonst im Innern Deutschlands und nach außen hin durch ihn geschah. Gleich im Anfange seiner Regierung gerieth er in Krieg mit seinem Bruder Albrecht, der ihm gehörige Länder besetzt hatte, und nur durch große Geldsummen konnte er ihn zur Herausgabe derselben nöthigen. Um die den Habsburgern entrissenen Güter in der Schweiz wieder zu erlangen, mischte er sich in die inneren Streitigkeiten, die unter den Schweizer Cantons ausgebrochen waren, und da er selbst zum Kampfe zu schwach war und vom Reiche keine Unterstützung erhielt, erbat er sich vom Könige Karl VII. von Frankreich bewaffnete Hülfe. Damals trieben sich in Frankreich mordend und plündernd die Armagnacs umher, Söldnerschaaren, welche man so nannte, weil der Graf von Armagnac einen Theil von ihnen befehligte. Karl, froh, von dieser Landplage frei zu werden, sandte im J. 1444 zwei Schaaren dieses Raubgesindels, die eine, 20,000 Mann stark, nach dem Elsaß, die andere, 30,000 Mann stark, unter dem Dauphin gegen die Schweiz. Aber der Heldenmuth, den die Schweizer bei St. Jakob bewiesen

(S 552), befreite ſie bald von denſelben, und im folgenden Jahre mußten die Armagnacs auch den Elſaß verlaſſen. Friedrich aber ſah ſich genöthigt, den Schweizern im Jahre 1449 ihre Eroberungen förmlich zu beſtätigen Jenen Krieg nannte man in Deutſchland, den Namen der Armagnacs ſpöttiſch verſtümmelnd, den Armegeckenkrieg. Eben ſo wenig vermochte es Friedrich zu hindern, daß nach dem Ausſterben der Visconti ſich Francesco Sforza, ein kühner Condottiere, d. h. Anführer eines jener Söldnerheere, welche damals im Dienſte der italieniſchen Fürſten und Republiken gewöhnlich waren, zum Herzog von Mailand machte; er unternahm ſogar durchaus nichts Ernſtliches dagegen, obgleich Mailand ein deutſches Reichslehn war. Freilich war dies auch ſchwerlich von einem Fürſten zu erwarten, der ſich im eigenen Lande kaum zu behaupten wußte.

Er war nach König Albrechts letztem Willen Vormund über deſſen Sohn Ladislaus geworden, der erſt vier Monate nach dem Tode des Vaters geboren wurde; aber nur in den öſterreichiſchen Ländern deſſelben konnte er die Anerkennung ſeiner Vormundſchaft erlangen. In Böhmen wurde die Regierung für den jungen Ladislaus von den Ständen zwei Statthaltern unter dem Titel von Gubernatoren übertragen, dem Meinhard von Neuhaus und dem Ptaczko von Lippa von huſſitiſcher Seite; der Letztere ſtarb indeſſen bald darauf, und nun wurde ſtatt ſeiner der kluge und tapfere Georg von Podiebrad gewählt, der nach Kurzem Prag überrumpelte, den Meinhard ſtürzte und ſich zum alleinigen Gubernator Böhmens machte. Die Ungarn hatten noch vor Ladislaus' Geburt dem Könige Wladislaw von Polen die Krone übertragen; derſelbe übernahm jedoch nachher nur die Vormundſchaft für den jungen König. Nach dem Tode Wladislaws (1445) übertrugen die Ungarn die Regentſchaft dem tapferen Johannes Hunyades Corvinus, Woiwoden von Siebenbürgen, und verlangten von Friedrich, daß er ihnen ihren jungen König überliefere. Deſſen weigerte ſich Friedrich, und Johannes Hunyades fiel deshalb in Oeſterreich ein, belagerte Wieneriſch-Neuſtadt und zog mit großer Beute ab, nachdem er Friedrich gezwungen hatte, ihn als Gubernator von Ungarn anzuerkennen. Als der Kaiſer im Jahre 1452 aus Italien nach Wieneriſch-Neuſtadt zurückkehrte, vereinigten ſich Ungarn und Oeſterreicher, um abermals die Auslieferung des damals zwölfjährigen Königs zu fordern. Da Friedrich ſich auch jetzt weigerte, ſah er ſich plötzlich von einem 24,000 Mann ſtarken Heere in Neuſtadt belagert und mußte ſich entſchließen, den Empörten den jungen Ladislaus zu überantworten, der nun im Triumph nach Wien gebracht und unter die Obhut des Grafen Ulrich von Cilly, ſeines Verwanden von mütterlicher Seite, geſtellt wurde. Im folgenden Jahre wurde der junge König nach Preßburg geführt und beſtätigte den Ungarn alle ihre Gerechtſame und Freiheiten, und im Herbſte deſſelben Jahres empfing er zu Prag die Krönung

als böhmischer König. Georg von Podiebrad wurde als Gubernator von Böhmen bestätigt, Johannes Hunyades zum königlichen Generalcapitain in Ungarn ernannt. Mit Weisheit verwaltete der edle Mann seine Statthalterschaft; er war der einzige Hort Ungarns in der von Seiten der Türken furchtbar drohenden Gefahr. Leider starb er im J. 1456. Von nun an war Ladislaus ganz in den Händen des ränkesüchtigen Grafen von Cilly, der ihn geistig und körperlich zu verderben suchte und unverhohlen seine Freude über Hunyades' Tod äußerte, durch den er selbst Statthalter von Ungarn wurde. Tückisch nahm er Johanns ältesten Sohn Ladislaw Hunyades an Sohnes Statt an, während er auf die Ermordung desselben und das Verderben des ganzen Geschlechtes sann; doch seine Absicht wurde verrathen, und er wurde in Gegenwart des Ladislaw Hunyades niedergehauen. Aber auch nach seinem Tode blieb der junge König in der Gewalt elender Günstlinge, und durch sie verleitet, ließ er den Ladislaw Hunyades wider sein eidlich gegebenes Wort hinterlistig zu Ofen gefangen nehmen nnd hinrichten, den jüngeren Bruder desselben, Matthias Corvinus, aber in Fesseln nach Wien schleppen. Noch in demselben Jahre (1457) ereilte den jungen König zu Prag unerwartet der Tod. Er starb, vielleicht vergiftet, noch nicht achtzehn Jahre alt, ohne irgend eine der Hoffnungen verwirklicht zu haben, die seine Völker auf ihn gesetzt hatten.

Kaiser Friedrich war nun der rechtmäßige Erbe der österreichischen Länder des jungen Königs; aber Oberösterreich mußte er gleichwohl seinem Bruder Albrecht abtreten, einen Theil von Kärnten seinem Vetter Sigismund von Tyrol, und in den Besitz von Wien mußte er sich mit beiden theilen. Noch schmachvoller erging es ihm in Betreff Böhmens und Ungarns. Die Böhmen nämlich erwählten ohne Rücksicht auf seine Ansprüche Georg Podiebrad zum Könige, die Ungarn den damals funfzehnjährigen Matthias Corvinus, welchen Podiebrad befreit und mit seiner Tochter verlobt hatte, und Friedrich sah sich genöthigt, Beide anzuerkennen. Und doch war dies noch nicht der letzte Verlust, der ihn traf. Ueberall suchte sein Bruder Albrecht in Oesterreich ihm entgegen zu wirken, und an Stoff zur Unzufriedenheit fehlte es allerdings im Lande nicht. Friedrichs Söldner trieben den gräßlichsten Unfug, und als er sich endlich entschloß, sie zu entlassen, mußte er den Wienern schwere Steuern auferlegen, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Das benutzten Albrechts Freunde in Wien. Der kaiserlich gesinnte Stadtrath von Wien wurde abgesetzt; die Bürger erhoben unter Leitung des reichen Holzhändlers Holzer einen Aufstand und belagerten im Jahre 1462 Friedrich in seiner Burg. Nur zweihundert Getreue hatte der Kaiser zu seinem Schutz; die Wiener bedrängten ihn immer mehr, und Albrecht, von ihnen herbeigerufen, eilte zu ihrer Hülfe herbei. Aber Friedrich zeigte

in dieſer mißlichen Lage einen bei ihm ſonſt nicht gewöhnlichen Muth; er ergab ſich nicht, obgleich die Reichsfürſten ſeiner Aufforderung zum Beiſtande nicht Folge leiſteten. Endlich kam der Böhmenkönig Georg Podiebrad ihm zu Hülfe, und durch ſeine Ankunft erſchreckt, hoben die Wiener die Belagerung auf und ſchloſſen mit dem Kaiſer Frieden. Freilich mußte er ſeinem Bruder Albrecht ganz Oeſterreich unter der Ens mit Einſchluß Wiens abtreten. Bald ſollten die Wiener erkennen, daß ſie dadurch wenig gewonnen hatten. Albrecht herrſchte mit tyranniſcher Willkür. Wer ihm verdächtig war, wurde ſeiner Güter beraubt, und wenn er ſich darüber zu beklagen wagte, grauſam getödtet. Holzer wollte ſich deshalb ſeiner bemächtigen, um ihn dem Kaiſer auszuliefern; aber ſein Plan wurde entdeckt, er ſelbſt gefangen genommen und unter dem Jubel des nämlichen Volkes, das ihm noch kurz zuvor begeiſtert angehangen hatte, geviertheilt. Albrecht dachte übrigens nicht daran, die Friedensbedingungen zu erfüllen, ſo daß ihn Friedrich endlich auf dem Reichstage zu Regensburg in die Acht erklären mußte, und blutiger Bruderkrieg hätte begonnen, wäre nicht Albrecht noch im Jahre 1463 geſtorben.

Auch mit Georg Podiebrad und Matthias Corvinus verfeindete ſich Friedrich bald durch ſeine zweideutige Politik. Der Erſtere hatte ſchon lange mit dem Widerſtande der katholiſchen Schleſier zu kämpfen gehabt, in welchem ſie noch beſtärkt wurden, als Papſt Pius II. die Baſeler Compactaten aufhob und den Böhmen den Gebrauch des Kelches verbot. Zwar ſtarb Pius ſchon im J. 1464; aber ſein Nachfolger Paul II. entband die Böhmen förmlich von dem Eide der Treue, den ſie Podiebrad geleiſtet hatten, ließ das Kreuz gegen ihn predigen und rief ſogar des Königs Schwiegerſohn Matthias Corvinus durch die Ausſicht auf die böhmiſche Königskrone gegen ihn in die Waffen. Derſelbe eroberte Mähren und Schleſien und ließ ſich mit Einwilligung des Kaiſers zum böhmiſchen Könige ausrufen. Bis dahin hatte Georg muthig ſeine Krone vertheidigt; aber endlich brachen ihm Kummer und Verdruß das Herz. Er ſtarb 1471. Uebrigens erhielt Matthias die böhmiſche Krone doch nicht; denn die Böhmen erhoben den funfzehnjährigen Wladislaw, den Sohn des Königs Kaſimir II. von Polen, den Georg ſelbſt zu ſeinem Nachfolger empfohlen hatte, auf den Thron. Da der Kaiſer ihn als böhmiſchen König beſtätigte, ſo fiel Matthias wiederholt in Oeſterreich ein, eroberte ſiebenzig feſte Städte und Schlöſſer, erzwang von Friedrich die Belehnung mit Böhmen und eroberte endlich ſogar Wien, ſo daß der Kaiſer zuletzt nicht mehr im Beſitz einer einzigen Stadt in ſeinen Erblanden blieb, ſondern in's Reich flüchten, von einer Stadt zur andern ziehen und ſich erhalten laſſen mußte. Erſt nach Matthias' Tode (1490) gelang es des Kaiſers Sohne Maximilian, Oeſterreich wieder zu erobern; dagegen

erlangte Friedrich Ungarn auch jetzt nicht, indem die dortigen Großen im J. 1490 Ladislaw, der bereits König von Böhmen war, auf den Thron erhoben. Uebrigens war Matthias in vieler Beziehung ein ausgezeichneter Mann. Er beſaß ganz ſeines Vaters Entſchloſſenheit und Thatkraft; er war der größte Feldherr ſeiner Zeit und dabei im Beſitze nicht gewöhnlicher Bildung; lateiniſch, deutſch und ſlaviſch ſprach er gleichfertig. So war er denn auch für die Hebung der geiſtigen Bildung ſeines Volkes bemüht. Er hielt beſtändig dreihundert Schreiber zum Abſchreiben griechiſcher und römiſcher Claſſiker, ließ die Handſchriften aus den von den Türken zerſtörten griechiſchen Bibliotheken aufkaufen, um die von ihm geſtiftete Bibliothek zu Ofen damit zu bereichern, und erneuerte die dortige Univerſität. Aber ein wahrer Wohlthäter ſeines Volkes wurde er doch nicht. Daran hinderte ihn ſeine Eroberungsſucht eben ſo ſehr, wie ſeine Empfänglichkeit für Schmeichelei und Verleumdung. Zu ſeinen Kriegen bedurfte er beſtändig Geld, und wie despotiſch er bei Eintreibung deſſelben von Bürgern und Landvolk verfuhr, mögen wir daraus erkennen, daß er einmal an die Bürger von Ofen ſchrieb: „Matthias durch Gottes Gnaden König von Ungarn. Guten Morgen, Bürger. Wenn ihr nicht alle zum Könige kommt, laſſe ich euch die Köpfe abſchlagen. Ofen. Der König.“

Wenn Kaiſer Friedrich ſelbſt durch Gefahren, die ihn in der Nähe bedrohten, nicht zur Thätigkeit angeregt wurde, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ihn ein Ereigniß theilnahmlos ließ, welches die ganze Chriſtenheit mit Entſetzen erfüllte, die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken.

Im Jahre 1224 war Solyman (Soleiman) Schah, ein türkiſcher Häuptling, mit funfzigtauſend ſeines Stammes vor den Mongolen fliehend, von Khoraſſan nach Weſten gezogen. Nach ſeinem Tode wanderte ein Theil derſelben wieder in die Heimath zurück; ein anderer zerſtreute ſich in Kleinaſien, Armenien und Syrien. Etwa vierhundert Familien ſchloſſen ſich an ſeine Söhne Ertoghrul und Dümdar an und erhielten von dem ſeldſchuckiſchen Sultan von Ikonium für ihre im Kriege ihm geleiſteten Dienſte die den Griechen abgenommenen Landſtriche in Phrygien zu erblichem Lehen. Als zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts das ſeldſchuckiſche Reich zu Grunde ging, machte ſich auch Ertoghruls Sohn Osman unabhängig. Er erweiterte ſeit 1289 ſein Reich durch glückliche Eroberungen, und nach ihm erhielt der ganze Stamm den Namen der Osmanen; der eigentliche Begründer der osmaniſchen Macht aber wurde ſein Sohn Orchan, der ſich Kleinaſien bis zum Hellespont unterwarf. Er nahm zuerſt den Titel Padiſchah an, nannte das Thor ſeines Palaſtes und davon ſeinen Hof „die hohe Pforte“, ließ Münzen mit ſeinem Gepräge ſchlagen und fing an, ſeinen Hof nach dem Muſter des

byzantiniſchen einzurichten Er trat auch mit demſelben in enge Verbindung, indem er ſich mit der Tochter des griechiſchen Kaiſers Kantakuzenos vermählte; dadurch lernte er aber zugleich die klägliche Schwäche des griechiſchen Reiches kennen, und es konnte nicht fehlen, daß Gedanken an Unterwerfung deſſelben bei dem kriegeriſchen, unter Kämpfen aufgewachſenen Manne rege wurden. Beſonders wichtig war es für dieſen Zweck, daß er der Schöpfer einer wohlgeordneten Kriegsmacht wurde. Er war es, der zuerſt die, Jahrhunderte lang in Europa gefürchteten, Janitſcharen einführte. Dieſelben wurden aus jungen chriſtlichen Gefangenen gebildet, die man zwang, Muhammedaner zu werden, und zum Dienſte als Fußtruppen erzog. Ihre vollſtändige Einrichtung erhielten ſie erſt von Murad I. um 1360, der ihre Zahl auf zwölftauſend brachte, und ihnen verſchiedene Vorrechte ertheilte; ſpäter nahm man außer den Gefangenen auch den fünften Theil aller Chriſtenkinder im osmaniſchen Reiche unter dieſelben auf, was erſt gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts aufhörte. Ihren Namen Jeni Tſcheri (die neue Truppe) erhielten ſie von dem, unter den Türken hochverehrten Derwiſch Hadſchi Bektaſch, der die neue Stiftung einſegnete. Wie Orchan in den Janitſcharen ſich ein Fußvolk bildete, ſo eine Reiterei in den Spahi's oder Sipahi's. Jeder Lehnsträger nämlich, der von dem ihm angewieſenen Lande zwanzig- bis hunderttauſend Asper (à 4 Pfennige) Einkünfte bezog, mußte für jede 5000 Asper im Kriege einen Reiter in's Feld ſtellen. Solcher Lehnsträger (Zaims) gab es ſechstauſend ſechshundert und neunundachtzig. Außer ihnen waren noch faſt 53,000 Timarioten, d. h. ſolche Lehnsträger, die unter 20,000 Asper Einkünfte hatten, und dieſe mußten für jede dreitauſend Asper einen Reiter (Spahi) ſtellen, ſo daß die Zahl der Spahi's faſt auf 140,000 gebracht werden konnte. Das war eine furchtbare Macht, und mit ihrer Hülfe gelang es Orchans Sohne Soliman, im J. 1355 auch in Europa feſten Fuß zu faſſen. Orchans zweiter Sohn und Nachfolger Murad I. eroberte im J. 1360 Adrianopel, machte es zu ſeiner Reſidenz, unterwarf Macedonien und unterjochte die kriegeriſchen Albaneſen und die ſlaviſchen Völker an der Donau. Auf ihn folgte der kriegeriſche, wilde Bajaſid, der durch Theſſalien bis Conſtantinopel vordrang, den Kaiſer Sigismund im J. 1396 beſiegte und ſogar dem griechiſchen Kaiſer einen Tribut auferlegte. Man nannte ihn wegen der Schnelligkeit ſeiner Siege den Blitz. Gewiß hätte er dem griechiſchen Reiche ſchon ein Ende gemacht, wäre nicht ein Mächtigerer über ihn gekommen. Dies war der Mongolenhäuptling Timur (Eiſen), auch Timur Leng (der lahme Timur) genannt, woraus die Europäer den Namen Tamerlan gemacht haben. Auf den Trümmern der Mongolenherrſchaft in Dſchagatai gründete er ein neues, mächtiges Reich, zu deſſen Hauptſtadt er Samarkand machte. Als wilder Eroberer durchzog und

unterwarf er ganz Perſien, Mittelaſien von der Weſtgränze China's an bis nach Moskau, Hindoſtan von der Mündung des Ganges bis zum Indus. Ströme von Blut, rauchende Trümmer und in Wüſteneien verwandelte Länder bezeichneten ſeinen Weg. In Iſpahan allein wurden ſiebenzigtauſend Menſchen niedergemetzelt, und ſelbſt die rohen Krieger Tamerlans ermüdeten vom Mord, ſo daß ſie die Köpfe der Feinde, die ſie ihm abliefern mußten, lieber kauften. Aehnlich ging es überall, und wer nicht, oft unter teufliſchen Martern, ermordet wurde, ward von den Siegern als Sklave mit fortgeſchleppt. Aleppo ſank nach vierzehntägiger Plünderung in Trümmer; Damaskus ging in Flammen auf; Bagdad wurde zerſtört, und eine Pyramide von 90,000 Schädeln Erſchlagener war das grauenhafte Siegesdenkmal, welches ſich Timur daſelbſt errichten ließ. Mit einem mächtigen Heere fiel er darauf in Bajaſids kleinaſiatiſche Staaten ein, ſo daß dieſer genöthigt war, gegen ihn in den Kampf zu ziehen. Bei Angora in Galatien kam es am 20. Juli 1402 zu einer entſcheidenden Schlacht. Bajaſid wurde beſiegt und gefangen genommen; er ſoll indeſſen von dem ſonſt ſo grauſamen Sieger großmüthig behandelt worden ſein, und die Sage, daß derſelbe ihn in einen eiſernen Käfig habe ſperren laſſen, iſt nur daraus entſtanden, daß er ihn auf ſeinen Zügen in einer vergitterten Sänfte tragen ließ. Schon im folgenden Jahre ſtarb Bajaſid; die Provinzen ſeines ehemaligen Reiches aber vertheilte Timur unter deſſen vier Söhne. Zwar wurden dieſelben bald wieder unabhängig, da auch Timur bereits im Jahre 1405 ſtarb, als er ſich eben zu einem Zuge gegen China rüſtete; aber das Reich blieb getheilt und durch Bürgerkriege zerrüttet, bis es durch Bajaſids Sohn, den milden, gerechten und ſtaatsklugen Muhammed I., im Jahre 1413 wieder vereinigt wurde. Sein Sohn und Nachfolger Murad II. machte ſich den griechiſchen Kaiſer zinsbar und drang mit einem achtzigtauſend Mann ſtarken Heere gegen Ungarn vor. Aber der tapfere Johann Hunyad beſiegte daſſelbe und zwang ihn zum Frieden. Dieſen brachen jedoch die Ungarn treulos, und nun erfocht Murad bei Varna über ſie einen glänzenden Sieg (1444), und drei Jahre ſpäter erlitten ſie noch eine neue Niederlage.

Auf Murad folgte im J. 1451 ſein Sohn Muhammed II., ein Mann voll kriegeriſchen Muthes, ausgezeichnet durch glänzende Geiſtesgaben und große Willenskraft. Er ſprach Griechiſch, Arabiſch, Perſiſch, verſtand Latein, war der Geſchichte des Alterthums kundig, beſaß Kenntniſſe in Geographie und Mathematik, zeichnete und malte. Wenn er dennoch keine wahre Bildung beſaß, ſo möchten wir darüber wohl hinweg ſehen, hätte er nicht durch zügelloſe Herrſchſucht, durch blutige Grauſamkeit, die ſich gleich im Beginne ſeiner Regierung in der Ermordung ſeines Bruders offenbarte, durch ſchmähliche Verhöhnung aller Ge-

ſetze, ſchändliche Treuloſigkeit und niedrige Ausſchweifungen jene großen Eigenſchaften verdunkelt. — Das griechiſche Kaiſerthum war längſt von den Osmanen immer enger umringt; Muhammed hatte von Anfang die vollſtändige Eroberung deſſelben zum Ziele ſeines Strebens gemacht. An der Küſte Europa's, dicht bei Conſtantinopel, erbaute er eine ſtarke Feſtung, und ſo vorbereitet, erklärte er dem griechiſchen Kaiſer Conſtantin den Krieg. Vergebens wandte ſich derſelbe Hülfe ſuchend an die abendländiſche Chriſtenheit; ſelbſt die Reichen Griechenlands verſteckten lieber ihr Geld, als daß ſie es dem Kaiſer gaben, um Söldner zur Rettung des Vaterlandes zu werben. Dennoch verſchmähte Conſtantin hochherzig ſchimpfliche Unterwerfung, und ſo begann Muhammed am ſechsten April 1453 mit 300,000 Mann Landtruppen, dreihundert Galeeren und zweihundert kleineren Schiffen die Belagerung von Conſtantinopel. Nur etwa achttauſend Waffenfähige vermochten die Belagerten ihm entgegenzuſtellen; aber dennoch vertheidigte ſich die Stadt heldenmüthig dreiundfunfzig Tage lang und hätte ſich vielleicht noch länger gehalten, wäre nicht durch den Verrath der Genueſen, die in Conſtantinopel wohnten, der Plan vereitelt worden, die türkiſche Flotte zu verbrennen, die in den Hafen eingedrungen war. Am 29. Mai wurde die unglückliche Stadt erſtürmt; der Kaiſer fand im Kampfe einen ruhmvollen Tod; etwa zweitauſend Chriſten wurden niedergemetzelt, alle Uebrigen zu Sklaven gemacht, wenn ſie nicht durch ſchwere Geldſummen ausgelöſt werden konnten, alle Häuſer rein ausgeplündert. Aber zerſtören ließ Muhammed die Stadt nicht; denn er beſchloß, ſie zu ſeiner Reſidenz zu machen, weshalb er fünftauſend Familien unter Androhung der Todesſtrafe herbeizog. Aus mehr als zwölf großen Städten wurden die reichſten Einwohner nach Conſtantinopel verpflanzt. Die ehrwürdige Sophienkirche wurde in eine Moſchee verwandelt; im Uebrigen aber gewährte Muhammed den Griechen völlige Religionsfreiheit und geſtattete ihnen, ſich wieder einen Patriarchen zu wählen. Immer weiter dehnte Muhammed die Gränzen ſeines Reiches aus. In wenigen Jahren wurde Serbien erobert, Griechenland unterworfen, ebenſo der letzte Ueberreſt von Bosnien; den Venetianern wurden Euböa und Lemnos abgenommen; Lesbos, wo eine genueſiſche Familie herrſchte, wurde erobert, und nachdem im J. 1473 auch der Khan der krimiſchen Tataren zum Vaſallen gemacht war, wurde im J. 1474 den Genueſern Kaffa entriſſen. Dagegen gelang es dem Sultan nicht, das von den Johannitern tapfer vertheidigte Rhodus zu unterwerfen, und am weiteren Vordringen nach Weſten hinderte ihn Johannes Hunyades. Vergeblich hatte derſelbe den Kaiſer Friedrich um Hülfe angefleht; auch die drohende Gefahr vermochte den trägen Mann nicht aus ſeiner Unthätigkeit aufzurütteln. Friedrich that auf die Nachricht von der Eroberung Conſtantinopels nichts, als daß er an den Papſt ſchrieb und Aufforderungen an die Fürſten zum

Kriege gegen die Osmanen erließ. Diese Aufforderungen mußten aber um so erfolgloser bleiben, da er selbst nicht durch kühnes, entschlossenes Handeln voranging. Er schrieb zwar im J. 1454 einen Reichstag nach Regensburg, dann nach Frankfurt aus, erschien aber auf beiden nicht einmal. Auf einem dritten, der zu Wiener-Neustadt, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, gehalten wurde, war er zwar zugegen, aber zu Stande kam auch hier nichts. Freilich soll der Kaiser selbst auf einem Reichstage, den er besonders in dieser Angelegenheit im Jahre 1471 zu Regensburg hielt, bei einer Rede des päpstlichen Legaten eingeschlafen sein. Mehr wirkte ein einfacher, aber doch merkwürdiger Mann, der Franciscaner Johannes von Capistrano, so genannt von einem Städtchen in den Abruzzen. Schon seit dem Jahre 1450 durchzog er die Länder Deutschlands, Buße predigend und zum Zuge gegen die Ungläubigen auffordernd. Ein kleiner Mann, eine durch Kasteiungen abgemagerte Gestalt; das lebendige Bild des strengsten Büßers. Wunderbar war der Eindruck, den seine Erscheinung allenthalben hervorrief. Priester und Volk zogen ihm wie einem Heiligen überall mit den Reliquien entgegen; glücklich schätzte sich Der, dem es gelang, den Saum seines Gewandes zu berühren. Viele Tausende drängten sich hinzu, um den merkwürdigen Mann zu hören. Freilich verstanden ihn die Wenigsten, denn er predigte lateinisch; aber das Feuer, das aus seinen Augen strahlte, die Begeisterung, die aus den Zügen seines bleichen Gesichtes hervorleuchtete, und dabei die tiefe Zerknirschung, die in seinem ganzen Wesen lag, redete lauter und deutlicher, als das beredteste Wort vermocht hätte, riß Alle unwiderstehlich hin zur Reue über ihre Sünden, und willig brachte man Putzsachen, Prachtkleider, Larven, Spiegel, Karten und Bretspiele auf dem Markte zusammen und verbrannte sie öffentlich. Im Jahre 1456 rückte Sultan Muhammed mit Heeresmacht gegen Belgrad. Der junge König verließ schmählich sein Land; auch die ungarischen Großen zeigten sich lässig; aber Johann von Capistrano eilte mit einem kleinen Kreuzheere, das er durch seine feurigen Reden zusammengebracht hatte, dem tapfern Hunyades zu Hülfe. Beide warfen sich vereint in das bedrängte Belgrad. Die Belagerung begann. Wüthend beschossen die Janitscharen die äußere Stadt. Die Belagerten stürmten unter dem Schlachtruf „Jesus!" gegen die feindlichen Verschanzungen, Capistrano mit dem Crucifix in der Hand Allen voran; aber sie wurden zurückgeschlagen, und die Feinde drängten gegen die Citadelle vor. Doch nun machte Capistrano, von Hunyades unterstützt, einen verzweifelten Ausfall; die Feinde ergriffen die Flucht; alles Geschütz fiel in die Hände der Sieger, und Muhammed, der geschworen hatte, in zwei Monaten wolle er in Ofen thronen, mußte jetzt, selbst verwundet, sich zurückziehen und die Belagerung aufheben, die ihm nicht weniger als 24,000 Mann gekostet hatte. Leider starb

Hunyades schon zwanzig Tage nach diesem Siege am 11. August 1456 zu Semlin in den Armen seines Freundes Capistrano an einer Lagerseuche, und am 23. October verschied auch dieser in dem Franciscanerkloster zu Illok an einem Fieber, das er sich bei der Vertheidigung Belgrads zugezogen hatte Nicht des immer gleich unthätigen Kaisers Verdienst war es, daß der Sultan nun nicht noch weiter nach Westen vordrang, sondern nur fortwährende Kriege mit Persien hinderte ihn daran. Dennoch schickte er schon ein Heer gegen Italien, und seine Truppen hatten bereits Otranto eingenommen, als er im J. 1481 auf einem Zuge gegen Persien starb.

Eben so unthätig, wie nach außen hin, war Friedrich in Deutschland, und es ist daher kaum zu verwundern, daß mehrere Fürsten, als er es nicht zugeben wollte, daß nach dem Tode des Pfalzgrafen Ludwig dessen Bruder Friedrich der Streitbare statt seines unmündigen Neffen Philipp das Land und die Kurwürde erhielte, den schwachen Kaiser absetzen und statt seiner Georg Podiebrad zum Könige wählen wollten. Der Landfriede wurde während seiner Regierung fast überall gebrochen, und das Faustrecht nahm wieder furchtbar überhand Selbst Handwerker und Knechte wagten es, Fehdebriefe zu schicken. Fast fabelhaft klingt es, wenn man hört, daß der Koch eines Herrn von Eppestein mit seinen Küchenjungen, seinen Viehmägden und all seinen Helfern, Metzgern, Holzträgern u. s. w. dem Grafen Otto von Solms Fehde ansagte, weil jener sich, als er für den Grafen einen Hammel schlachtete, in's Bein gestochen, und der Graf ihn für den daraus entstandenen Schaden nicht entschädigen wollte. Auch die Leipziger Schusterknechte erließen einmal einen Fehdebrief an die Studenten. Der tapfere Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg führte im J. 1450, verbündet mit einer großen Zahl von Fürsten, Bischöfen, Grafen und der ganzen fränkischen Ritterschaft, einen verheerenden Krieg gegen Nürnberg, Augsburg, Nördlingen, Memmingen und die Schweizer, und schon drei Jahre zuvor war in Sachsen zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Herzoge Wilhelm ein blutiger Bruderkrieg ausgebrochen, der fünf Jahre lang das Land verwüstete. Während desselben hatte sich der Ritter Kunz von Kaufungen im Dienste des Kurfürsten durch seine Tapferkeit ausgezeichnet. Er gerieth in Gefangenschaft und mußte sich mit schwerem Gelde lösen; auch seine Güter waren verwüstet worden. Der Kurfürst überließ ihm daher während des Krieges andere Güter zum Nießbrauch; als er sie aber nach dem Friedensschlusse zurückforderte, verlangte Kunz Erstattung des ganzen Lösegeldes, und da ihm Friedrich diese verweigerte, sann er auf Rache. Während der Abwesenheit des Kurfürsten zog er in der Nacht heimlich mit den Rittern Schönfels und Mosen und einer bewaffneten Schaar nach Altenburg. Mit Hülfe einer Strickleiter,

die ein beſtochener Küchenjunge, Hans Schwalbe, an dem Fenſter des Schlafzimmers der beiden Prinzen Ernſt und Albert befeſtigte, ſtieg er mit ſeinen Gefährten in daſſelbe hinein und entführte die beiden Kinder. Durch den Lärm aufgeſchreckt, eilte die Kurfürſtin an's Fenſter, und als ſie erkannte, was geſchah, bat ſie Kunz flehentlich, von ſeiner Unthat abzuſtehen. Derſelbe hörte jedoch nicht auf ihre Bitten, ſondern übergab Ernſt den beiden Rittern, daß ſie durch Franken mit ihm nach Böhmen flöhen; er ſelbſt eilte mit Albert auf dem kürzeſten Wege eben dahin. Die Sturmglocken, welche alsbald im ganzen Lande geläutet wurden, trieben ihn zur ſchnellſten Flucht, und ſchon hatte er faſt die Gränze erreicht, als der Prinz, von Hitze und Durſt ermattet, ihn um Erlaubniß bat, ſich im Walde Beeren ſuchen zu dürfen. Kunz, der keine Gefahr mehr fürchtete, gewährte ihm ſeine Bitte, während er ſelbſt mit ſeinen Begleitern abſtieg. So fand ſie ein Köhler, Namens Schmidt, der verwundert ſtehen blieb. Der Knabe gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, was vorginge; Kunz wollte ihn daran hindern, blieb aber mit ſeinen Sporen im Geſtrüpp hängen und fiel zur Erde. Dies benutzte der Prinz, um ſich dem Köhler zu erkennen zu geben. Deſſen Leute waren inzwiſchen auch herbeigekommen; ſie ſchlugen mit ihren gewaltigen Schürſtangen die Begleiter des Ritters nieder, nahmen ihn ſelbſt gefangen und brachten ihn mit dem Prinzen nach Altenburg zurück. Die beiden anderen Ritter hatten ſich unterdeſſen mit Ernſt drei Tage lang in einer Höhle verſteckt gehalten und lieferten ihn gegen das Verſprechen der Strafloſigkeit ebenfalls aus. Sie mußten nur das Land verlaſſen. Kunz dagegen wurde zu Freiberg enthauptet, und der verrätheriſche Hans Schwalbe ward geviertheilt. Der wackere Köhler wollte keine andere Belohnung, als die Erlaubniß, lebenslänglich frei Kohlen brennen zu dürfen; der Kurfürſt aber bewilligte ihm nicht nur ſeinen Wunſch, ſondern ſchenkte ihm auch ein Freigut, beſtimmte, daß er von nun ab Triller heißen ſollte, weil er den Kunz ſo derb getrillt hätte, und daß der Aelteſte in ſeiner Familie auf ewige Zeiten jährlich vier Scheffel Korn erhalten ſollte. Im Jahre 1464 ſtarb Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige; ſeine beiden Söhne theilten ſich jetzt in den Beſitz des väterlichen Erbes, indem Albert Meißen erhielt, Ernſt aber den Kurkreis und Thüringen mit der Kurwürde; ſo wurden ſie die Stifter der beiden noch jetzt regierenden Linien des ſächſiſchen Hauſes, der albertiniſchen und erneſtiniſchen.

Zu derſelben Zeit, wo in Sachſen der Bruderkrieg wüthete, war auch Oeſterreich, wie bereits erzählt iſt, von Kriegsunruhen zerrüttet, und in Folge derſelben bildeten ſich daſelbſt furchtbare Räuberbanden, die unter Anführung des Ritters Pankraz Gallicz das Land durchzogen und überall gräßlich plünderten und Alles verwüſteten. Friedrich überließ es den Städten, ſich ſelbſt Hülfe zu ſchaffen, und kaufte endlich dem

Gallicz den Frieden ab. Freilich hatte er auch oft nicht einmal Geld. Im Jahre 1474 hatte er einen Reichstag zu Augsburg zur Sicherung des Landes gegen die Türken gehalten, der aber eben so erfolglos war, wie alle früheren Als er die Stadt verließ, erhoben die Schmiede einen Aufstand gegen sein noch daselbst befindliches Gefolge, nahmen alle kaiserlichen Wagen, Pferde und sonstiges Geräth in Beschlag, weil er ihnen eine Schuld von siebentausend Gulden nicht bezahlen konnte, und sie hätten dieselben nicht herausgegeben, wenn nicht die Stadt Köln, die eben des kaiserlichen Beistandes gegen den mächtigen Herzog von Burgund bedurfte, die Summe für Friedrich bezahlt hätte.

So tief aber auch unter Friedrichs Regierung und nicht ohne seine Schuld die kaiserliche Macht in Deutschland sank, so begründete er doch gleichzeitig die Größe der österreichischen Hausmacht; dies geschah durch die Vermählung seines Sohnes Maximilian mit Maria, der reichen Erbin von Burgund. Herzog Karl der Kühne von Burgund, der reichste Fürst Europa's, suchte die Belehnung mit dem Herzogthum Geldern und der Grafschaft Zütphen nach, die er an sich gerissen hatte, und wünschte gleichzeitig die Erhebung Burgunds zum Königreiche. Die österreichischen Besitzungen im Elsaß hatte ihm bereits Erzherzog Sigismund verpfändet; dazu wollte er noch das Reichsvicariat über das übrige linke Rheinufer, und für die Erfüllung seiner Wünsche stellte er dem Sohne des Kaisers, dem jungen Maximilian, die Hand seiner Tochter Maria in Aussicht. Er wünschte deshalb eine Zusammenkunft mit Friedrich, und diese fand wirklich 1473 zu Trier Statt. Karl empfing ihn mit den größten Ehrenbezeugungen. Der stolze Herzog hatte ein Gefolge von dreitausend Personen und veranstaltete dem Kaiser zu Ehren die glänzendsten Feste und Turniere. Er trug Edelsteine an sich, hunderttausend Goldgulden an Werth. In der Kirche hatte er zwölf vergoldete silberne Apostel aufstellen lassen und eine goldene Lilie mit Edelsteinen, hunderttausend Kronen werth. Der Speisesaal war mit goldenen Tapeten behängt, worauf Scenen aus der Geschichte Philipps des Guten von Burgund eingewirkt waren; die Credenz stand voll Goldgeschirr von der herrlichsten Arbeit. Anfangs schien Alles nach Wunsch zu gehen. Der Kaiser ertheilte dem Herzoge die Belehnung mit Geldern und Zütphen; Karl war seiner Sache so gewiß, daß er schon Krone und Scepter mitgebracht hatte und im Dome zu Trier Anstalten zur Krönung treffen ließ. Gleichwohl wurde Alles durch gegenseitiges Mißtrauen vereitelt. Karl wollte die Vermählungsurkunde erst nach vollzogener Krönung ausstellen, der Kaiser dagegen ihm die Königswürde erst nach Empfang jener Urkunde ertheilen. Dazu kam, daß Ludwig XI. von Frankreich, eifersüchtig auf Karls Macht, den Kaiser heimlich vor einer Vergrößerung derselben warnen ließ, die dem deutschen Reiche nur schaden könne. Ueberdies erschien die Pracht, mit

welcher Karl auftrat, während der Kaiſer ein nur kleines, im Verhältniß zum burgundiſchen allerdings dürftig genug ausgeſtattetes Gefolge hatte, den Deutſchen als unerträglicher Hochmuth. Dies Alles bewog den Kaiſer, dem es an Muth fehlte, offen dem Herzoge entgegen zu treten, heimlich mit einem kleinen Gefolge Trier zu verlaſſen. Er ließ dem Herzoge nur ſagen, er müſſe einen Streit zwiſchen dem Erzbiſchofe von Köln und ſeinem Domkapitel ſchlichten und werde die Verhandlungen zu gelegenerer Zeit wieder aufnehmen. Karl dürſtete nach Rache und fand dazu bald Gelegenheit. Das Domkapitel zu Köln hatte ſich gegen den Erzbiſchof feindlich geſtellt und ihm einen Adminiſtrator gegeben. Dieſen unterſtützte der Kaiſer, und der Erzbiſchof, der nicht weichen wollte, wandte ſich deshalb an Karl, der mit ihm gegen den Kaiſer ein Bündniß ſchloß. Karl belagerte die Stadt Neuß, die ſich ebenfalls gegen den Erzbiſchof erklärt hatte; aber nun verband ſich der wegen ſeines Landes beſorgte Herzog von Lothringen mit den Schweizern, dem Erzherzog Sigismund und dem Kaiſer gegen ihn, und da Karl den Sundgau furchtbar verheeren ließ, ſchloſſen die Schweizer auch mit Frankreich einen Bund, fielen mit den Oeſterreichern in Burgund ein und ſchlugen ein bedeutendes burgundiſches Heer. Gleichzeitig rückte ein Reichsheer unter Albrecht Achilles von Brandenburg zum Entſatze von Neuß herbei, das ſich bereits zehn Monate lang tapfer vertheidigte. Um gegen ſeine übrigen Feinde freie Hand zu erhalten, überließ deshalb Karl den Erzbiſchof ſeinem Schickſale, ſchloß einen Waffenſtillſtand mit Frankreich und knüpfte mit Friedrich Friedensunterhandlungen an. Dabei wurde von Beiden die Vermählung ihrer Kinder feſt beſchloſſen. Maximilian ſandte ſeiner Braut Juwelen zum Geſchenk, wofür ſie ihm eigenhändig unter Ueberſendung eines Ringes dankte; die ganze Angelegenheit wurde vollſtändig geordnet. Karl erlebte freilich den völligen Abſchluß nicht mehr; er fand am 5. Januar 1477 in der Schlacht bei Nancy ſeinen Tod. Maria gerieth dadurch in große Bedrängniß. Ludwig nahm die Bourgogne als erledigtes Lehen in Beſitz, beſetzte die Franche Comté und ließ für ſeinen damals erſt ſiebenjährigen Sohn Karl um die Hand der zwanzigjährigen Maria werben. Maria war dieſem Plane entſchieden abgeneigt; aber nun reizte Ludwig die Niederländer ſelbſt zur Empörung auf und drang in Flandern ein, wo er die Herzogin zu Gent in die mißlichſte Lage brachte. Da ſchrieb ſie an Maximilian, bezeugte ihm ihre Bereitwilligkeit, ihr nach dem Willen des Vaters ihm gegebenes Wort zu halten, und lud ihn ein, ſo bald als möglich zu ihr zu kommen. Sofort ſchickte deshalb der Kaiſer eine Geſandtſchaft an ſie ab und ließ ihr Geſchenke und Maximilians Bild überreichen. Maria empfing daſſelbe mit großer Freude und überſandte als Gegengeſchenk ihr Bildniß in ganzer Figur. Die Freude des Volkes war außerordentlich, als der Entſchluß der Her-

zogin bekannt wurde; die Stände von Brabant gaben sofort ihre Einwilligung, und als Maximilian nun selbst nach den Niederlanden kam, wurde er überall festlich empfangen. Am 19. August 1477 in früher Morgenstunde fand in der Hofkapelle zu Gent die Vermählung Statt. Maximilian erschien dabei in silberner Rüstung, Maria in einem weißen, reich mit Gold gestickten Damastkleide, mit einem Hermelinmäntelchen, goldenem Gürtel mit Edelsteinen und der Krone von Burgund. Nach Beendigung der Feier schlossen sich die Neuvermählten innig gerührt in ihre Arme; Maria's Stiefmutter, die Herzogin Margarethe, aber umarmte Maximilian, indem sie sagte: „Nun habt Ihr, wonach Euch so sehr verlangte." Maria war nicht eigentlich schön, ihr Mund war etwas groß; aber sie war voll Anmuth und Liebreiz, eine edle Gestalt, sehr weiß, mit schönen braunen Augen, aus denen Milde und Herzensgüte strahlte, und braunem Haar. Sie war damals einundzwanzig Jahre alt, Maximilian achtzehn. Er war ein schöner Jüngling, von hohem, stattlichem Wuchs, edler Haltung, mit lebhaften blauen Augen, großer, stark gebogener Nase, hoher, mächtig gewölbter Stirn und blonden Locken. In den ersten zehn Jahren seines Lebens hatte man sich wenig von ihm versprochen; bis in's zwölfte Jahr stammelte er; aber nun entfalteten sich unerwartet schnell die großen Fähigkeiten, die in ihm geschlummert hatten. Er machte die ausgezeichnetsten Fortschritte in Künsten und Wissenschaften; besonders liebte er die Geschichte, und Karl der Große wurde sein Vorbild. Er lernte fast alle Sprachen seiner Unterthanen; seine Maria lehrte ihn selbst das Flämische, und sieben Kriegsobersten konnte er in sieben Sprachen dictiren. Er wurde später selbst Schriftsteller und Dichter, schrieb über Kriegskunst, Gärtnerei, Fischerei, Jagd und Baukunst, und dictirte seinem Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein eine romanhafte Beschreibung seines Lebens unter dem Titel „der Weißkunig." Eben so erwarb er sich eine seltene Fertigkeit in allen körperlichen Geschicklichkeiten und Uebungen; vorzüglich liebte er die Jagd. Er war von heiterem, wohlwollendem Charakter, leicht empfänglich für alles Große und Gute, freigebig bis zur Verschwendung, an Thätigkeit das entschiedene Gegentheil seines Vaters, kühn und nach Abenteuern begierig und voll ritterlichen Sinnes. So besiegte er den französischen Ritter Claudius de Barre, der die ganze deutsche Ritterschaft herausgefordert hatte, im Zweikampfe und ging zu Löwen in den Käfig. Einst verfolgte er auf einer Jagd in Tyrol eine Gemse so eifrig, daß er auf dem äußersten Gipfel der steilen Martinswand bei Innsbruck wie in der Luft schwebte. Er konnte weder vor- noch rückwärts und mußte in dieser gefährlichen Lage zwei Tage ohne Speise und Trank zubringen. Man sah von unten her seine Noth, aber Niemand konnte ihm helfen. Schon bereitete er sich zum Tode, als am dritten Tage ein junger Mann, der den Weg

hinauf gefunden hatte, ihn glücklich herabholte. Man weiß nicht, iſt es ein Bergmann, oder ein Leibſchütz geweſen, denn während Alles über die Rückkehr des Kaiſerſohnes jubelte, entfernte ſich der Retter unbemerkt, um ſich dem Danke zu entziehen; unter dem Volke aber verbreitete ſich die Sage, es ſei ein Engel geweſen, den Gott vom Himmel herab Maximilian zur Hülfe geſandt habe.

Ludwig war über Maximilians Vermählung außer ſich und ſetzte den Krieg um ſo kräftiger fort; aber Maximilian zwang ihn zum Waffenſtillſtande, und als Ludwig denſelben brach, ſchlug ihn der Herzog in einer blutigen Schlacht gänzlich. Gefährlicher waren für Maximilian Unruhen, die in Geldern und Holland ausbrachen; gleichwohl aber würde er ſich im vollen Beſitze des Landes behauptet haben, wäre nicht zu ſeinem Unglück ſeine Gemahlin ſchon nach fünf Jahren geſtorben. Als ſie ihn einſt auf der Falkenjagd begleitete, die ſie eben ſo liebte wie er, bäumte ſich ihr Roß beim Ueberſetzen über einen Graben und warf ſie ſo unglücklich gegen einen Baumſtamm, daß ſie ſich gefährlich am Oberſchenkel verletzte. Aus falſcher Scham verbarg ſie die Verletzung, welche dadurch lebensgefährlich wurde. Auf dem Sterbebette ermahnte ſie noch die Edeln des Landes, ihrem Gemahl treu zu ſein, und als dieſer troſtlos die Hände rang, bat ſie ihn, das Zimmer zu verlaſſen, weil es ſo für ſie Beide beſſer ſein würde. Ihr Tod führte für Maximilian traurige Verwickelungen herbei. Ihr vierjähriger Sohn Philipp erbte ihre Länder, und von den nördlichen Provinzen wurde Maximilian als Vormund deſſelben und Regent anerkannt; damit aber waren die flandriſchen Stände nicht einverſtanden. Sie bemächtigen ſich des jungen Philipp, ſetzten für ihn vier Vormünder ein und knüpften mit Ludwig Unterhandlungen an. Maximilian ſah ſich deshalb genöthigt, mit dieſem Frieden zu ſchließen, die Verlobung ſeiner zweijährigen Tochter Margarethe mit dem Dauphin zu bewilligen, und ihr die Franche Comté und Artois als Mitgift zu beſtimmen, worauf Margarethe nach Paris geſchickt wurde, um daſelbſt erzogen zu werden. Viel erlangte Maximilian auch in den Niederlanden dadurch nicht; noch trotzten ihm die flandriſchen Städte, und erſt als er nach Ludwigs Tode mit Heeresmacht in Flandern eindrang, ſahen ſich im J. 1485 Gent und Brügge gezwungen, ſeine Regentſchaft anzuerkennen. So konnte Maximilian endlich nach Aachen zu ſeinem Vater gehen, der Alles aufbot, um ihm die römiſche Königswürde zu verſchaffen, indem er wohl fühlte, wie ſehr er bei ſeinem hohen Alter einer kräftigen Stütze bedurfte. Wirklich wurde Maximilian am 16. Februar 1486 von den Kurfürſten zu Frankfurt einſtimmig gewählt und empfing darauf am 5. April zu Aachen die feierliche Krönung. Es war wohl das erſte Mal, daß die Wahl ohne alle Opfer an Geld oder Gerechtſamen erlangt war. Bezeichnend iſt es für den alten Kaiſer,

daß Maximilian ſich förmlich verpflichten mußte, als römiſcher König ihn in der Regierung des Reiches und ſeiner Erblande nicht behindern zu wollen.

Durch ſeine Wahl zum Könige wurde Maximilian den Niederlanden nur noch mehr entfremdet; das mußte er bald erkennen, als er zu Ende des Monats Mai dahin zurückkehrte. Der Wiederbeginn des franzöſiſchen Krieges machte neue Steuern nöthig; dies brachte Gent und Brügge zum Aufſtand. Der König zog ſelbſt nach Flandern, um die Unruhen zu unterdrücken, und ungeachtet der Warnung ſeiner Räthe nahm er eine Einladung der Stadt Brügge an, daſelbſt Lichtmeſſe zu feiern. Am Tage nach ſeiner Ankunft traf die Nachricht ein, die von Gent hätten Courtray überrumpelt. Er wollte ſogleich mit ſeiner geringen Mannſchaft dorthin eilen; aber er fand die Thore von Brügge verſperrt, die Läden geſchloſſen, die Zünfte zum Angriff gerüſtet. Er war Gefangener. Aus der Burg wurde er in ein unbedeutendes Krämerhaus gebracht; ſeine Lage war äußerſt gefährlich. Seine Anhänger wurden gefoltert, ſeine Reiter in's Gefängniß geworfen, ſeine Räthe und Begleiter nach Gent in Haft gebracht; ſpäter wurden fünf derſelben ſogar enthauptet, und auch in Gent wurden königlich Geſinnte hingerichtet; ja, das eigene Leben des Königs ſtand in Gefahr, und Venetianer antworteten den Flandrern auf ihre Frage, was ſie mit ihm anfangen ſollten, ganz offen: „Ein todter Mann führt keinen Krieg.“

In ſolcher Zeit des Verraths und der Untreue wurde der König durch einen rührenden Beweis treueſter Anhänglichkeit erfreut. Er hatte einen „luſtigen Rath“, Kunz von der Roſen. Derſelbe war in ſeine Dienſte getreten, als er im Jahre 1478 nach den Niederlanden zog, und hatte ſich durch Tapferkeit und Redlichkeit ſo ausgezeichnet, daß ihn Maximilian zu ſeinem Trabanten wählte und ihn beritten machte. Er lernte nun die flämiſche, franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche Sprache, um ſeinem Herrn deſto beſſer dienen zu können, und da er in ſeltenem Grade die Gabe des Witzes beſaß und ein treues, hingebendes Gemüth offenbarte, gewann er bald die entſchiedenſte Zuneigung und das unbedingte Vertrauen des Königs Vergeblich hatte er dieſen gewarnt, nach Brügge zu gehen; er verließ deshalb eilig die Stadt, um ungehindert für ſeinen Herrn thätig ſein zu können. Nach Maximilians Gefangennehmung verſuchte er, mit Hülfe eines Schwimmgürtels bei Nacht durch den Schloßgraben zu gelangen; aber die in demſelben befindlichen Schwäne fielen ihn ſo heftig an, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Darauf beredete er ſich mit dem Guardian des Franciscanerkloſters und ging in der Mönchskutte in das Gefängniß ſeines Herrn als ſein vorgeblicher Beichtiger. „Sieh doch, find' ich dich da, mein frommer König?“ ſprach er zu ihm. „Warum biſt du mir nicht gefolgt,

da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe um dich mein Leben gewagt, du mußt mir aber jetzt besser folgen." Er wollte im Gefängnisse bleiben, und der König sollte statt seiner in der Kutte hinaus gehen. Maximilian war tief gerührt; aber er konnte sich nicht entschließen, das Leben des treuen Dieners in Gefahr zu bringen, um seine Freiheit zu erlangen, und wies sein Anerbieten zurück. Weinend verließ ihn Kunz. „Lieber König", sagte er zürnend, „ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist als zuvor, und mir nit folgen willst. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm vor die Fläminger." — Nie hat ihm der König seine Treue vergessen. Jederzeit gewährte er dem edlen Manne Zutritt zu sich, hörte gern auf seine Fürbitte, nahm auch den oft ernsten Tadel desselben willig hin, und im Jahre 1519 setzte er ihm in seinem Testamente ein Jahrgehalt von 200 Gulden aus, mit der Erklärung: „es geschehe um so vieler guten und getreuen Dienste willen, welche kein Mensch ihm je bewiesen." Freilich genoß der treue Diener dies Jahrgehalt nicht lange. „Ich werde meinem Herrn bald nachfolgen", sagte er, und wirklich starb er noch in demselben Jahre (1519) am gebrochenen Herzen.

Sechszehn Wochen saß Maximilian zu Brügge in Gefangenschaft, als er endlich freigelassen wurde. Der gegen ihn verübte Frevel hatte allgemeine Entrüstung erregt. Papst Innocenz VIII. hatte gegen die Städte den Bann geschleudert und die sofortige Freilassung des Königs gefordert; selbst der sonst so träge Kaiser zeigte eine seltene Rührigkeit; er erließ sogleich einen Aufruf, und wider Gewohnheit beeiferten sich Fürsten und Städte, demselben zu folgen. In kurzer Zeit hatte er ein Heer von 15,000 Mann beisammen, und ungeachtet seines hohen Alters eilte er selbst an der Spitze desselben nach den Niederlanden. Da erschraken die Empörer und gaben ihren hohen Gefangenen frei unter der von ihm beschwornen Bedingung, daß er mit seinen Truppen das Land verließe und keinen Krieg gegen sie unternähme. Zu Löwen kam Maximilian mit seinem Vater zusammen. Dankend ließ er sich vor ihm auf das Knie nieder, da er ihm zum zweitenmal das Leben geschenkt habe; auch den Fürsten und den Abgeordneten der Städte sprach er in herzlichen Worten seine Erkenntlichkeit aus. Er suchte, seinem Worte treu, selbst den Kaiser zu begütigen; dieser aber fühlte sich eben so wenig wie das Heer durch das vom Könige den Frevlern gegebene Versprechen gebunden; vielmehr sprach er über Gent und Brügge die Reichsacht. Zwar gelang ihm die Eroberung von Gent nicht; aber der kriegserfahrene Herzog Albrecht von Sachsen, dem er die Weiterführung des Krieges übertrug, setzte denselben mit Nachdruck fort, und als endlich Karl VIII. von Frankreich im Jahre 1489 mit Maximilian Frieden machte, sahen sich die Städte gezwungen, diesen als alleinigen Vormund Philipps an-

zuerkennen, und dreihunderttausend Goldgulden als Kriegskosten zu bezahlen. Die Stadträthe mußten in schwarzer Trauerkleidung knieend Abbitte thun. Nachdem nun auch noch ein Aufstand in Holland und Friesland unterdrückt war, sah sich Maximilian endlich im unbestrittenen Besitze der gesammten Niederlande. Jetzt eilte er nach der Donau, jagte im Jahre 1490 die Ungarn aus Oesterreich und nahm die von Matthias Corvinus eroberten Theile des Landes wieder in Besitz. Zwei Jahre darauf schlug er die Türken, die in Krain, Kärnten und Steiermark eingefallen waren, und trieb sie nach Bosnien zurück. Schon vorher schien sich ihm eine Aussicht auf bedeutende Erweiterung seiner Macht darzubieten. Sein Freund, Herzog Franz von Bretagne, war gestorben; Maximilian bewarb sich um dessen Erbtochter Anna, und dieselbe wurde ihm durch Procuration förmlich angetraut. Aber Karl von Frankreich war selbst begierig, mit dem Besitze ihrer Hand das letzte große Lehnsherzogthum in Frankreich zu erlangen. Er sandte Maximilians Tochter Margarethe ihrem Vater zurück, fiel mit einem Heere in die Bretagne ein und zwang Anna, die schon den Titel einer römischen Königin führte, sich mit ihm zu vermählen (im Jahre 1491). Maximilian war außer sich über diese doppelte Beschimpfung und rüstete sich zum Kriege; aber von dem Reiche und seinem Verbündeten, dem Könige Heinrich VII. von England, schmählich in Stich gelassen, mußte er sich im Jahre 1493 zum Frieden mit Frankreich entschließen und froh sein, daß er Margarethens Mitgift, die burgundische Freigrafschaft, Artois, Charolais u. s. w., zurückbekam Margarethe wurde einige Jahre darauf mit dem spanischen Prinzen Don Juan vermählt. Auf der Ueberfahrt nach Spanien von einem heftigen Sturme befallen, hatte sie inmitten der Todesgefahr so viel Heiterkeit des Gemüthes, daß sie sich selbst die Grabschrift machte:

Ci gît Margot, noble demoiselle,
Deux fois mariée, et morte pucelle.

Als ihr Gemahl nach anderthalb Jahren starb, wurde sie mit dem Herzoge von Savoyen vermählt, und nach vier Jahren abermals Wittwe, war sie von 1517—1530 Statthalterin der Niederlande. Alle neuen Eheanträge ausschlagend, stiftete sie den Orden der Annunciaden und lebte in traulichem Verkehr mit Gelehrten, namentlich dem berühmten Erasmus von Rotterdam (s. Bd. III.). Sie sammelte eine Kapelle von ausgezeichneten Musikern um sich, dichtete selbst Balladen und führte an ihrem Hofe die französische Sprache ein.

Der alte Kaiser hatte sich seit seiner Rückkehr aus den Niederlanden fast beständig in Linz aufgehalten, sich mit Astrologie und Alchemie beschäftigend. Er hatte die Gewohnheit, alle Thüren mit dem rechten Fuße aufzustoßen; dadurch bekam er an demselben eine wunde Stelle,

die so gefährlich wurde, daß die von nahe und fern herbeigerufenen Aerzte die Abnahme des ganzen Beines für nöthig erklärten. Standhaft unterzog er sich der Operation und hatte nur die Besorgniß, man möchte ihn den einbeinigen Kaiser nennen. Als die Operation vorüber war, rief er: „Nun ist dem Kaiser und dem römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten." Schon seit dem Jahre 1490 hatte er die Regierung ganz seinem Sohne überlassen, und so eifersüchtig er sonst auf das Ansehen desselben gewesen war, so wenig wollte er sich jetzt noch in Staatsangelegenheiten mischen; ja, er drohte sogar den Ungehorsamen in seinem Lande, daß er sie bei seinem Sohne verklagen wolle. Seine Körper- und Geisteskräfte nahmen sichtlich ab. Im Sommer des Jahres 1493 wurde er von der Ruhr befallen, weil er zur Abkühlung zu viel Melonen gegessen hatte, und starb zu Linz am 19. August. Er war neunundsiebenzig Jahre alt geworden und hatte über dreiundfunfzig Jahre regiert, länger als irgend ein deutscher Kaiser.

§. 64. Kaiser Maximilian der Erste.
(1493—1519.)

Der einunddreißigjährige Maximilian folgte seinem Vater auf dem kaiserlichen Throne. Mit großen Hoffnungen begrüßte man den Regierungsantritt des ritterlichen Herrschers, aber wenig von denselben ist in Erfüllung gegangen. Theilweise lag die Schuld davon an Maximilian selbst. Vieles verdarb er durch seine Ungeduld und Unbeständigkeit, die ihn kaum gefaßte Pläne wieder aufgeben ließen, so daß Vieles rasch und muthig begonnen, aber nicht zu Ende geführt wurde, daß er mit Angriffen drohte, aber nichts that, um seine Drohung wahr zu machen, daß er beim ersten Mißlingen von der Ausführung eines Unternehmens zurückwich, daß er endlich mühsam zusammengebrachte Geldsummen leichtsinnig zu anderen Zwecken vergeudete, als zu welchen sie herbeigeschafft waren. Theilweise lag aber der Grund, weshalb die auf ihn gesetzten Hoffnungen großentheils vereitelt wurden, in seiner ganzen Stellung zum Reiche. In der That war der deutsche Kaiser damals einer der machtlosesten Fürsten in ganz Europa. Während der langen, kraftlosen Regierung Friedrichs III. war der Glanz und die Macht des Kaiserthums vollends dahin geschwunden. Dem Kaiser war zuletzt kein Recht mehr geblieben, als das, Privilegien zu ertheilen, die Reichslehen zu verleihen, und die Reichstage zu berufen, zu welchen Rudolf von Habs-

burg zuerst auch städtische Abgeordnete hinzuzog. Aber je glänzender die Reichstage waren, je öfter sie versammelt wurden, desto weniger kam zu Stande. Es wurde in drei abgesonderten Collegien berathen, dem der Kurfürsten, der Fürsten, wozu auch Prälaten, Grafen und Herren gehörten, und der Reichsstädte. Nur was von allen drei gemeinsam beschlossen und vom Kaiser bestätigt wurde, galt als Reichsgesetz, und besonders waren es die städtischen Abgeordneten, die durch ihr „zu Bedenken nehmen" die Verhandlungen schleppend machten, vorzüglich wo es auf Geldbewilligungen ankam. Schon Aeneas Sylvius sagte: „Sie kommen immer zusammen und kommen doch nie zusammen." Bei dieser Machtlosigkeit der Kaisergewalt nahmen Unfriede und Gesetzesverachtung überhand; die Unterthanen wurden mit schweren Lasten gedrückt; Recht, Maß, Gewicht, Münze wurde Sache der Willkür. Weil vom Reiche selten Schutz und Recht zu erlangen war, so traten Prälaten, Städte, Herren und Ritter zu den Fürsten, denen sie bisher nur lehnspflichtig gewesen waren, immer mehr in völliges Unterthanenverhältniß und gaben die Reichsstandschaft ganz auf. Die Fürsten dagegen gelangten fast zu völliger Unabhängigkeit vom Kaiser, der sich gar nicht mehr in die Rechtspflege und die Regierung ihres Landes mischen durfte. Freilich wurde auch die Gewalt der Fürsten in ihren Gebieten vielfach durch Landstände beschränkt. Oft waren sie in Geldverlegenheit; denn die Pracht und Verschwendung, die an ihren Höfen herrschte, die Erhaltung größerer Heere, zumal seit das Söldnerwesen aufkam, kostete große Geldsummen. Anfangs wurden deshalb die Bauern höher besteuert; aber bald reichte das nicht aus. Man wandte sich an die höchsten Landsassen, die Grafen, Herren und Ritter, deren alte Rechte deshalb bestätigt und vergrößert werden mußten; endlich mußten auch die Städte und die höhere Geistlichkeit berufen werden, um neue Steuern zu bewilligen. Solche Bewilligungen wurden dann meist an Bedingungen geknüpft. So erhielten die Stände nicht nur das Recht der Steuerbewilligung, sondern auch der Aufsicht über die Verwendung der bewilligten Summen, ja auch das, über Krieg und Frieden und andere wichtige Staatsangelegenheiten befragt zu werden, weil dazu Geld nöthig war. Selbst dahin gelangten sie vielfach, daß sie ohne Berufung durch den Fürsten sich regelmäßig zu Landtagen versammeln durften, und sie erhielten sogar das Recht, da, wo ihre Freiheiten verletzt wurden, den Gehorsam aufzukündigen, zu bewaffnetem Widerstande und selbst zur Erwählung eines anderen Fürsten zu schreiten. Die Bürger bedangen sich aus, mit wie viel Mann der Fürst in ihre Stadt kommen dürfe, und blieben unter Waffen, so lange er sich in derselben befand; ja, selbst Fehden führten sie gegen den Landesherrn. Ebenso zeigten die Ritter oft nicht geringe Widersetzlichkeit gegen die Fürsten; besonders thaten sich dadurch, sowie durch ihre

Raubluſt die brandenburgiſchen Ritter hervor, namentlich die Quitzows, Rochows, Putlitze u. A. zur Zeit der erſten Hohenzollern; wagte doch ein Herr von Otterſtädt, dem Kurfürſten Joachim I. ſchreiben zu laſſen: „Jocheken, Jocheken, höde dy, wo wy dy krigen, hangen wy dy.“ Maximilian wurde einmal durch die Verſe verſpottet:

Als Adam grub und Eva ſpann,
Wo war denn da der Edelmann?

Er erwiederte:

Ich bin ein Mann wie andre Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gan [gönnte].

Wollen wir uns wundern, daß Maximilian unter ſolchen Umſtänden ſo wenig ausführte? Der Sohn eines kargen Fürſten, verachtete er das Geld, und dies führte ihn zu thörichter Verſchwendung. Beſtändig war er wie ſein Vater in Geldverlegenheit, ſo daß man ihm ſogar den Beinamen „Ohne Geld“ gab. Die Zölle, Privilegien und Abgaben, welche ſonſt dem Kaiſer gehörten, hatten allmälig die Fürſten an ſich geriſſen; die Städte wollten nicht einmal mehr die Zehrungskoſten für ihn und ſein Gefolge während ſeines Aufenthaltes tragen; die Stände waren langſam und karg bei Bewilligungen. So war er faſt ganz auf ſeine Erblande angewieſen, und auch da hatte er mit der Widerſetzlichkeit des Adels zu kämpfen. Sehr wohl erkannte er ſelbſt das Mißliche ſeiner Stellung. „Der König von Frankreich“, ſagte er einmal, „herrſcht über Eſel, denn ſie tragen, was er ihnen auflegt; der König von England über Engel, denn ſie vollbringen willig, was er ihnen gebietet; der König von Spanien über Menſchen, denn ſie folgen ihm, aber nur in rechten Dingen; ich ſelbſt aber über Könige, denn ſeine Fürſten gehorchen mir nur, ſo viel ihnen beliebt“; und ein andermal ſagte er: „wenn er Gott Sohn wäre, würde er ſich von Gott Vater nichts Anderes erbitten, als König von Frankreich zu werden.“ Seine Machtloſigkeit zeigte ſich ſogleich in den Verſuchen, Mailand wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Nachdem er Kaiſer geworden war, vermählte er ſich mit Blanca Maria Sforza, der Tochter des im Jahre 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm eine Mitgift von 300,000 Dukaten zubrachte. Für ſeinen Schwager, den jungen Herzog Johann Galeazzo, führte deſſen Oheim, Ludwig der Mohr, die Regierung, und um ſelbſt zum Beſitze des Herzogthums zu gelangen, ließ derſelbe den unglücklichen Jüngling an langſam wirkenden Gifte ſterben. Darüber kam es zum Kriege mit Neapel, und Ludwig rief die Franzoſen zu Hülfe. Da dieſe nun Neapel nahmen und ſelbſt Mailand bedrohten, verband ſich Ludwig mit dem Papſt, dem Kaiſer und dem Könige von Spanien gegen ſie und jagte ſie aus Italien. Aber im Jahre 1500 kam der neue König Ludwig XII. von Frankreich

wieder und nahm Neapel und Mailand in Besitz, und Maximilian, der weder Geld noch Soldaten genug hatte, um etwas gegen ihn auszurichten, sah sich genöthigt, ihn gegen ein Geschenk von 200,000 Francs und das Versprechen einer Heirath seines Enkels Karl mit Ludwigs Tochter Claudia mit Mailand zu belehnen. Als jedoch Ludwig die Claudia mit seinem Vetter Franz von Angoulême, dem nachherigen König Franz I., vermählte, zog Maximilian über die Alpen, um Mailand wieder zu erobern; aber die Venetianer verlegten ihm den Weg und schlugen ihn. Um sich zu rächen, verbündete er sich mit dem Papste und den Königen von Frankreich und Aragonien gegen Venedig; aber die erschreckten Venetianer verglichen sich mit dem Papst und Ferdinand von Aragonien, und so konnte der Kaiser nichts ausrichten. Er schrieb den Franzosen die Schuld an Allem zu und trat deshalb heimlich einem Bündnisse bei, welches der Papst, Venedig, Aragonien und England gegen Frankreich schlossen; die Franzosen wurden aus der Lombardei gedrängt und mußten Mailand an Maximilian Sforza überlassen; aber der junge König Franz I. von Frankreich eroberte es 1515 wieder und zwang den Kaiser im Frieden zu Brüssel, nicht nur Mailand an Frankreich, sondern auch Verona an Venedig gegen eine Abstandssumme von 200,000 Dukaten zu überlassen. Eben so vergeblich waren Maximilians Bemühungen, einen Krieg gegen die Türken zu Stande zu bringen. Desto glücklicher war er in der Vermehrung der Macht des österreichischen Hauses durch Vermählungen, und er ist in dieser Hinsicht als zweiter Gründer desselben zu betrachten, obgleich er keine einzige Eroberung gemacht hat. Seinen Sohn Philipp vermählte er mit Johanna, der jüngeren Tochter Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Castilien. Durch den Tod ihres Bruders und ihrer älteren Schwester, so wie des Sohnes derselben, wurde diese Erbin von Castilien, als ihre Mutter Isabella starb. Philipp starb, erst achtundzwanzig Jahre alt, und Johanna, schon längst tiefsinnig, fiel über seinen Verlust in unheilbaren Wahnsinn. Das Reich kam nun an ihren ältesten Sohn Karl I., für welchen Ferdinand, da derselbe noch ein Kind war, die Regentschaft führte. Nach Ferdinands Tode fiel ihm im Jahre 1516 auch Aragonien zu. Eben so erwarb Maximilian durch die Vermählung seiner Enkel Ferdinand und Maria, der Geschwister Karls, mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen, seinem Hause die Anwartschaft auf diese Länder.*) Dagegen gelang

*) Auf diesen Zuwachs des Reichs durch Heirathsverträge bezieht sich ein Epigramm, welches Matthias Corvinus zugeschrieben wird:

Bella gerant alii; tu, felix Austria, nube:
Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.

es ihm nicht, seine Erbländer mit Burgund zu einem Königreiche zu vereinigen.

In Deutschland wurde durch ihn endlich die Ruhe wieder hergestellt. Als er auf dem Reichstage zu Worms 1495 die Hülfe des Reiches gegen die Franzosen und Türken in Anspruch nahm, weigerten sich die Stände, Geld und Waffenhülfe zu bewilligen, bevor der Friede im Innern des Landes befestigt sei, und so kam denn endlich ein ewiger allgemeiner Landfriede zu Stande. Jede Selbsthülfe wurde durch denselben bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes verboten, alles Fehderecht aufgehoben, und jährlich sollten sich die Stände versammeln, um den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Alle Klagen sollten fortan vor ein beständiges Gericht, das Reichskammergericht, gebracht werden, dessen Beisitzer der Kaiser und die Stände wählten. Dasselbe hatte ursprünglich seinen Sitz in Frankfurt, dann in Speier und endlich seit 1689 in Wetzlar, und sollte „nach des Reichs und gemeinen Rechten und nach ehrbaren und redlichen Ordnungen und Statuten" entscheiden, im Uebrigen aber nach einer besonderen Reichskammergerichtsordnung verfahren. Im Jahre 1500 wurde ein Reichsregiment eingesetzt, welches aus zwanzig Beisitzern bestand, um über die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers zu wachen und die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten zu führen; dasselbe ging jedoch bald wieder ein, theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils weil man die Kosten dafür nicht aufbringen konnte. Auch das Reichskammergericht gelangte erst nach Jahren zu festem Bestand, und erst 1512 fand man ein Mittel, die Beschlüsse desselben gegen mächtige Stände durchzusetzen. Das Reich wurde zu diesem Behufe in zehn Kreise eingetheilt, jeder unter einem Hauptmann, der die rechtskräftigen Urtheile des Kammergerichts zu vollstrecken hatte. Die Schweizer allein erkannten das Reichskammergericht nicht an, und es kam darüber zu offenem Kriege; aber Maximilian vermochte nichts gegen sie auszurichten; vielmehr mußte er am 22. September 1499 zu Basel mit ihnen Frieden schließen. Die Schweizer aber rissen sich jetzt ganz vom Reiche los und schlossen sich desto enger an Frankreich an.

Auch um das deutsche Kriegswesen machte sich Maximilian sehr verdient. Er errichtete zuerst stehende Truppen unter dem Namen der Lanzknechte; er verbesserte das grobe Geschütz und schrieb selbst ein Buch über „Artalrey" (Artillerie). Gleichzeitig ließ er zur Erleichterung des Verkehrs Posten anlegen, deren Verwaltung dem Herrn von Thurn und Taxis erblich ertheilt wurde. Nicht minder beförderte er Wissenschaften und Künste. Vorzüglich begünstigte er die Universitäten zu Wien und Ingolstadt; in Streitigkeiten der Wiener Universität mit den Bürgern

gab er oft der ersteren Recht; er errichtete neue Lehrstühle auf derselben, und sie ward bald so blühend, daß sie von nicht weniger als 7000 Studirenden besucht wurde. Er gründete die Hofbibliothek, unterstützte Künstler und Gelehrte und stand mit ihnen in traulichem Verkehr; so mit dem gelehrten Wormser Bischofe Johann von Dalberg, Rudolf Agricola, Konrad Celtes, Wilibald Pirkheimer, Reuchlin und anderen hervorragenden Männern. In Nürnberg war er oft in der Werkstatt des berühmten Albrecht Dürer, und bekannt ist es, wie er einst den Künstler mit auf die Jagd nahm, wie derselbe auf des Kaisers Aufforderung an der Wand einer Waldkapelle mit Kohle in kühnen Umrissen ein herrliches Bild entwarf, und wie der Kaiser einen Grafen nöthigte, den Künstler auf seine Schultern zu nehmen, damit er besser hinaufreichen könne. Sorgfältig ließ er alle Denkmäler der Geschichte aufsuchen, und es ist bereits erwähnt worden, wie er auch selbst als Dichter und Schriftsteller auftrat.

Wenige Monate vor seinem Tode mußte er noch den Schmerz erleben, daß ihm die Ausführung zweier Pläne mißlang, die ihn schon lange beschäftigt hatten. Im August 1518 versammelte er einen Reichstag zu Augsburg. Da er jetzt für sein Haus auch die Aussicht auf Ungarn erlangt hatte, so lag ihm der Türkenkrieg mehr als je am Herzen. Auch ein päpstlicher Legat erschien auf dem Reichstage, empfahl dringend den Fürsten die Angelegenheit und brachte dem Kaiser vom Papste einen geweihten Hut und Degen. Aber so tief war das Ansehen des Papstthums gesunken, daß die päpstliche Empfehlung der Sache nur schadete; ja, Viele erklärten offen, der Türke, gegen den man Krieg führen müsse, sei in Italien zu suchen. Der Legat wurde mit dem Bescheide entlassen, die Fürsten müßten erst mit ihren Landständen berathen, und dabei blieb es. Eben so wenig gelang es dem Kaiser, auf diesem Reichstage die Wahl seines Enkels Karl, der seit dem Jahre 1516 König von Spanien war, zum römischen Könige durchzusetzen; der Papst und der König von Frankreich riethen den Kurfürsten heimlich ab, und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen sowie die Kurfürsten von Brandenburg und Trier erklärten sich offen gegen die Wahl. Kränkelnd und mißmuthig über das Fehlschlagen seiner Hoffnung, verließ Maximilian Augsburg. An der Rennsäule auf dem Lechfelde sah er sich noch einmal um und rief, von trüber Ahnung ergriffen: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg mit deinen frommen Bürgern! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr sehen!“ Als er nach Innsbruck kam, weigerten sich die Bürger, denen er noch Zehrungskosten für seinen Hofstaat schuldig war, seine Wagen und Pferde aufzunehmen, und ließen dieselben trotz der rauhen Witterung die ganze Nacht hindurch auf der Straße stehen. Eine solche

Behandlung kränkte den Kaiser um so tiefer, je weniger er Macht besaß, die Bürger seinen Zorn darüber fühlen zu lassen, und seine Krankheit verschlimmerte sich dadurch zusehends. Er fuhr den Inn hinab nach Wels in Oberösterreich. Da mußte er liegen bleiben. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich das Abendmahl reichen, legte sein Todtenhemd an und erwartete in frommer Ergebung den letzten Augenblick. Die sein Lager umstanden, weinten; er aber rief ihnen zu: „Was weint ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben seht?" Er starb am 12. Januar 1519 im sechszigsten Jahre seines Lebens. Sein Leichnam wurde neben dem seiner Mutter unter dem Altarstein zu Wiener-Neustadt beigesetzt; Kaiser Ferdinand I. aber errichtete ihm später zu Innsbruck ein schönes Denkmal.

§. 65. Leben und Sitte in Deutschland. — Die Frauen.

Wir haben gesehen (S. 500), wie bei dem Verfall des Ritterthums sich das Leben in den deutschen Städten im Anfange sehr einfach gestaltete; je mehr sich aber, besonders durch den Handel, der Wohlstand derselben hob, um so mehr fand auch Luxus aller Art bei ihnen Eingang. Man beschränkte sich nicht mehr darauf, öffentliche Gebäude mit großem Aufwand von Geld und Kunst aufzuführen; es erhoben sich in den Städten auch stolze patricische Paläste, mit aller Pracht im Aeußeren und Inneren ausgestattet, die Zimmer mit kostbarem Getäfel und Schnitzwerk, reichem Hausgeräth und buntfarbigen Teppichen, und strotzend von schweren goldenen und silbernen Gefäßen. Mag es auch übertrieben sein, wenn ein Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, Aeneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II., ausruft: „Wo ist ein deutsches Gasthaus, wo man nicht aus Silber äße? Wo ist eine, nicht adlige, sondern bürgerliche Frau, die nicht von Gold schimmerte?" Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß die Wohlhabenheit überall zu ungezügeltem sinnlichen Lebensgenuß reizte, daß die Prunksucht sich durch keine der vielen Kleiderordnungen zügeln ließ, welche dagegen erlassen wurden, daß die Neigung zur Völlerei durch keine Gesetze über Zahl der Gäste und Gerichte bei Hochzeiten und anderen Festen unterdrückt werden konnte, daß alle Bestimmungen gegen das Uebermaß im Trunke vergeblich waren. In der That machte sich die den Deutschen von Alters her eigene Zechlust in fast unglaublichem Maße geltend, und die, von denen eine heilsame Gegenwirkung hätte erfolgen sollen, Geistliche, Mönche und Nonnen, thaten es darin Allen zuvor. In keinem patricischen Hause fehlte ein wohlgefüllter Weinkeller, und die

Handwerker hielten sich auf ihren Zunftstuben an den Genuß des Bieres, obgleich auch sie dem Weine keineswegs abhold waren; wurden doch in Zürich bei dem uralten Frühlingsfeste, welches man das Sechseläuten nannte, auf den Trinkstuben der Zünfte nicht weniger als sechszehn Maß Wein auf jeden Mann gerechnet. Mit diesem Hange zur Völlerei gingen Rohheit und Sittenlosigkeit Hand in Hand. Selten endigte sich eine kirchliche Feierlichkeit ohne blutige Schlägereien, und oft kam es bis zu Mord und Todtschlag. Ja, es wird uns erzählt, daß in den Straßen Wiens in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Tag und Nacht bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald die Bürger gegen einander mit den Waffen in der Hand kämpften. Solche Rohheit übertrug sich natürlich auch auf den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht, so daß kaum noch Spuren von der alten deutschen Zucht und Ehrbarkeit übrig blieben. Auch das weibliche Geschlecht wurde in Deutschland, wie in andern Ländern Europa's, vielfach von der allgemeinen Sittenlosigkeit ergriffen. Obgleich von den Zechgelagen der Männer meist ausgeschlossen, gaben ihnen doch viele Frauen in der Völlerei eben nichts nach, noch weniger aber im Kleiderprunk, und die Moden jener Zeit beweisen nur zu deutlich, wie tief Zucht und Sitte auch unter dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen gesunken waren. Verkennen dürfen wir es dabei allerdings nicht, daß mit dem Aufblühen der Städte auch die Bildung in denselben allgemeiner zu werden begann; machte doch schon der Gewerbsbetrieb und der Handel einen gewissen Grad derselben nöthig. In vielen italienischen Städten hatte man schon in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angefangen, auf den Unterricht der Jugend größere Sorgfalt zu verwenden. Auch in den deutschen Städten, zumal denen, die durch Handel blühten, begann man um Schulen für Söhne der Bürger einzurichten. So entstanden zu Leipzig, Lübeck, Hamburg, Stettin, Köln, Wien, Rostock, Wismar Schulen, in denen im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion Unterricht ertheilt wurde. Fahrende Mönche und Studenten wurden für dieselben auf bestimmte Zeit als Schulmeister gedungen. Bald schlossen solchen Schulen sich auch höhere an, deren erster Lehrer, der Rector, im Lateinischen, der zweite, der Cantor, in der Religion, im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtete. Von den dichterischen Bestrebungen in den Städten werden wir später reden. Ehe wir aber den Blick von dem im Ganzen so wenig erfreulichen Bilde, welches uns das deutsche Leben jener Zeit darbietet, abwenden, dürfen wir einige charakteristische Erscheinungen nicht übergehen, welche den damaligen Zustand des weiblichen Geschlechts veranschaulichen.

Kaiser Sigismund war zweimal vermählt. Mit seiner ersten Gemahlin Maria, der Tochter König Ludwigs des Großen von Ungarn,

war er bereits im Jahre 1370 verlobt worden, als dieselbe eben geboren und er selbst erst zwei Jahre alt war. Sie wurde gemeinschaftlich mit ihrer Schwester Hedwig (Jadwiga) unter der Leitung ihrer Mutter und noch mehr ihrer Großmutter trefflich erzogen, geistige Bildung blieb ihnen nicht fremd, obgleich sich dieselbe nach der Sitte damaliger Zeit meistens auf Kenntniß der Bibel, der Kirchenväter und Heiligenlegenden beschränkte. Ein alter Schriftsteller sagt von den beiden Schwestern, der Anstand habe die Gestalt, die Würde den Liebreiz, die Tugend habe die Schönheit, die Sittsamkeit den Glanz, Bescheidenheit und Anmuth die Macht bei ihnen weit übertroffen. Maria war zwölf Jahre alt, als sie am 16. September 1382 nach dem Tode ihres Vaters zur Königin von Ungarn ausgerufen wurde, und da auch Sigismund kaum das funfzehnte Jahr erreicht hatte, so übernahm ihre Mutter Elisabeth die Regierung. Dieselbe war eine schwache Frau, die durch List und Verstellung zu ersetzen suchte, was ihr an Kraft fehlte. Bald wurde ihre vormundschaftliche Regierung den Ungarn verhaßt, und so gelang es Karl von Durazzo, im Jahre 1385 die Herrschaft an sich zu reißen. Eilig wurde jetzt Maria mit Sigismund vermählt, und dieser begab sich nach Böhmen, um ein Heer zu sammeln. Inzwischen wurde Karl zum Könige gekrönt; doch schon im Februar 1386 ward er von einigen Anhängern der Königin ermordet. Damit besserte sich indessen die Lage der Fürstinnen nicht. Mit geringem Gefolge eilten sie nach Croatien und Dalmatien, um sich dort mit ihren Anhängern zu vereinigen; auf dem Wege aber ließ sie ihr Feind Johannes Horwath, der Ban von Croatien, überfallen. Der Mundschenk der Königin wurde gefangen und enthauptet; der Reichspalatin Nicolaus Gara, der mit Löwenmuth ihren Wagen vertheidigte, fand nach tapferer Gegenwehr dasselbe Schicksal; die Fürstinnen selbst wurden aus dem Wagen gerissen, ausgeplündert, gemißhandelt und dann vor den Ban geschleppt. Er ließ sie gefangen nach Neugrad bringen, und als im folgenden Jahre die Venetianer herbeizogen und den Ort belagerten, um sie zu befreien, ließ Horwath Elisabeth vor den Augen ihrer Tochter ermorden und den Leichnam den Belagerern zuwerfen. Immer mehr bedrängt, und den mit Heeresmacht herbeiziehenden Sigismund fürchtend, gaben die Verschwornen der Königin Maria bald darauf die Freiheit, und am 1. Juli 1387 konnte sie sich wieder mit Sigismund vereinigen, mit welchem sie nun gemeinschaftlich die Regierung führte. Die Leiden ihrer zehnmonatlichen Gefangenschaft hatten indessen ihre Gesundheit tief erschüttert; sie verfiel in unheilbares Siechthum und starb, während Sigismund durch einen unglücklichen Krieg gegen die Türken fern gehalten wurde, in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre.

Ihre jüngere Schwester Hedwig war, sieben Jahre alt, im Jahre

1377 mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobt worden. Nach ihres Vaters Tode wählten die Polen sie zur Königin, jedoch unter der Bedingung, daß sie im Lande wohnen sollte, und 1385 wurde sie zu Krakau gekrönt. Nur zu schwer aber mußte sie die Krone erkaufen. Noch kurz zuvor hatte Elisabeth ihre Verlobung mit dem Herzoge Wilhelm bestätigt Beide waren von Kindheit an in Wien und Ofen oft zusammen gewesen und hingen an einander mit ganzer Seele. Da kamen Gesandte von Jagjello, dem Großfürsten von Litthauen, mit reichen Geschenken nach Polen, um für ihren Herrn um Hedwigs Hand zu werben. Er versprach die Vereinigung seiner Staaten mit Polen und bot seinen und seines Volkes Uebertritt zum Christenthum an. Diese Anerbietungen waren zu vortheilhaft, und für den Fall, daß man sie zurückwies, ein gefahrdrohender Krieg mit Jagjello zu gewiß, als daß die Polen nicht hätten Hedwig bestürmen sollen, sich mit ihm zu vermählen. Wilhelm eilte mit vielen Rittern und großen Geldsummen von Oesterreich nach Krakau, der damaligen Residenz der polnischen Könige; aber der Eingang in das Schloß wurde ihm verweigert. Nur im Franciscanerkloster konnte Hedwig täglich mit dem Freunde ihrer Jugend zusammen kommen. Da indessen Jagjello's Ankunft immer näher rückte, verabredeten sie, Wilhelm solle bei Nacht heimlich in das Schloß kommen und mit ihr vermählt werden. Doch der Plan ward verrathen, und als Wilhelm zur verabredeten Stunde erschien, wurde er mit Gewalt fortgetrieben und das Thor des Schlosses verrammelt. Vergebens versuchten die Freunde der Königin es zu sprengen; sie selbst ergriff voll Verzweiflung das Beil, um ihnen dabei zu helfen. Voll tiefen Schmerzes verließ Wilhelm Krakau; Hedwig aber erkannte jetzt, daß sie ihr Lebensglück ihrem Volke zum Opfer bringen müsse. Jagjello kam nach Krakau, empfing vom Erzbischofe von Gnesen die Taufe, und am Tage darauf reichte ihm Hedwig mit blutendem Herzen als Gemahlin die Hand. Mit stiller Ergebung fügte sie sich in den göttlichen Willen. Durch ihre Schönheit, Sanftmuth und Klugheit wußte sie ihren rauhen Gemahl, der nun die polnische Königskrone empfing, an sich zu fesseln; oft milderte sie seine Härte; sie wurde eine Wohlthäterin ihres Volkes; Armen, Wittwen, Reisenden, Fremdlingen und Bedrängten aller Art war sie stets mit Hülfe nahe; auch für die Bildung des Volkes sorgte sie durch Begünstigung der Krakauer Universität. Dennoch blieben bei der Verschiedenheit des Alters, der Sitten und Neigungen ihres Gemahls trübe Stunden für sie nicht aus; als aber der Kämmerer des Königs diesem ihre Treue verdächtigte, trat sie mit dem Muthe gekränkter Würde vor ihren Gemahl und verlangte, gerichtet zu werden. Zwölf Edle erboten sich sofort zum Gottesgerichtskampf für sie; der Verläumder aber bekannte reuig seine Schuld und mußte nach polnischer

Sitte zur Strafe auf Händen und Füßen unter eine Bank kriechen und wie ein Hund bellen. Am zwölften Juli 1399 wurde Hedwig durch die Geburt einer Tochter erfreut, die jedoch schon nach drei Tagen wieder starb. Umsonst suchte man den Tod des Kindes der schwer erkrankten Königin zu verheimlichen. „Eben ist mein Kind gestorben", rief sie in der Fieberhitze plötzlich jammernd aus; zwei Tage darauf war auch sie nicht mehr. Herzog Wilhelm aber bewahrte ihr ein treues Andenken sein Leben lang; er zog sich von der Regierung zurück und blieb unvermählt bis an ihren Tod. Um so schmerzlicher mußte für ihn die Erinnerung an sie sein, je mehr seine spätere Gemahlin Johanna, die Schwester des Königs Ladislaus von Neapel und Tochter des in Ungarn ermordeten Karl von Durazzo, in Allem das entschiedene Gegentheil Hedwigs war, ein lasterhaftes, sittenloses, ränkesüchtiges Weib. Nach seinem Tode (1406) überließ sich Johanna in Neapel zügellos ihren schlechten Neigungen. Im Jahre 1414 starb ihr Bruder, der König Ladislaus, an einer Krankheit, die er sich durch sein ausschweifendes Leben zugezogen hatte, und sie wurde nun selbst Königin von Neapel als Johanna II.. Ihr Liebling Pandolf Alopo, ein Mensch von niedrigem Stande, wurde von ihr zur Würde eines Großkämmerers erhoben, und übte über sie wie über das Reich die unumschränkteste Gewalt aus. Endlich gab sie dem Verlangen der darüber erbitterten Großen des Reiches nach und vermählte sich mit Jakob von Bourbon, dem tapferen Grafen de la Marche. Alopo hatte gedacht, denselben in Abhängigkeit von sich zu erhalten; aber mit Hülfe der unzufriedenen Großen wurde es Jakob möglich, den vollen Besitz der königlichen Gewalt zu erlangen und den tyrannischen Günstling enthaupten zu lassen; auch die Königin ließ er unter strenger Aufsicht halten. Bald jedoch machte auch er sich durch Begünstigung seiner Landsleute verhaßt. Er mußte der königlichen Gewalt entsagen, verließ im Jahre 1419 gänzlich das Land und lebte seitdem bis an seinen Tod 1438 in der Stille eines Franciscanerklosters. Ihres Gatten entledigt, überließ sich Johanna nun wieder ohne Scheu ihren lasterhaften Neigungen, und ihr neuer Günstling Giovanni de Caraccioli, ein stolzer, aber nicht einsichtsloser Mann, erhielt alle Gewalt. Dadurch erregte er bald den Neid des Großconnetable Sforza, und dieser rief, im Einverständniß mit dem Papste Martin V., Ludwig III. von Anjou herbei und belagerte Neapel. Johanna adoptirte deshalb den tapferen König Alfons V. von Aragonien und ernannte ihn zum Thronerben. Alfons zog in Neapel ein; aber um sich sicher zu stellen, bemächtigte er sich des Caraccioli, und die Königin, dasselbe befürchtend, floh in das Castell von Capua. Alfons belagerte sie; aber von Sforza befreit, erklärte sie Jenen aller Ansprüche auf Neapel verlustig und adoptirte Ludwig von Anjou. Alfons wurde durch dringende

Angelegenheiten nach Aragonien gerufen, und fast das ganze Land fiel jetzt in Ludwigs Gewalt; gleichzeitig aber war Caraccioli's Ansehen mehr als je gesichert. Doch dadurch zum Uebermuth verleitet, mißbrauchte er nun seine Gewalt auf jede Weise und wagte sogar, die Königin körperlich zu mißhandeln. Dadurch wurde er ihr so verhaßt, daß sie ihn seinen Feinden preisgab, die ihn nach einem Festmahle ohne ihr Wissen in seinem Schlafzimmer ermordeten (1412). Sie selbst lebte noch bis zum Jahre 1435, und da Ludwig schon im Jahre zuvor kinderlos gestorben war, setzte sie seinen Bruder, den Herzog Renatus von Lothringen zum Erben ein.

Johanna an Lasterhaftigkeit gleich war Kaiser Sigismunds zweite Gemahlin Barbara, Tochter des böhmischen Grafen Hermann von Cilly, ein Weib von großer Schönheit, aber eben so herrschsüchtig als ausschweifend, eine zweite Messalina. Oft kränkte sie ihren Gemahl durch Treulosigkeit und Pflichtvergessenheit; aber wenn er den ihm widerfahrenen Schimpf erfuhr und darüber in Zorn gerieth, wußte das schlaue Weib durch ihre Schönheit und verdoppelte Liebenswürdigkeit den schwachen Mann immer wieder zu gewinnen. Als er einst im Jahre 1427 von Basel nach Ungarn kam, wurde ihm so viel Schlimmes über sie berichtet, daß er sie lange nicht mehr sehen wollte und ihr anderthalb Jahre lang die härteste Behandlung widerfahren ließ. Endlich empfand ihre Stieftochter Elisabeth Mitleid mit ihr, und es gelang derselben, sie wieder mit dem Kaiser auszusöhnen. Dafür lohnte Barbara der edlen Elisabeth mit dem schnödesten Undank. Den baldigen Tod des alten Kaisers voraussehend, beschloß sie, jener und ihrem Gemahle, dem Herzog Albrecht, die Krone von Böhmen und Ungarn zu entreißen. Sie ließ deshalb heimlich dem jungen Könige Wladislaw von Polen, dem Sohne Jagjello's, ihre Hand anbieten, und um ihm nach Sigismunds Tode jene Krone mitbringen zu können, verband sie sich insgeheim mit den Hussiten gegen Sigismund und Albrecht. Der Kaiser entdeckte jedoch ihre Umtriebe und erkannte alsbald, daß er sie vor Allem von Prag entfernen müsse. Krank verließ er am eilften November 1437 Prag und ließ sich nach Znaim bringen, wohin sie ihn begleiten mußte. Sobald sie dort angekommen war, wurde sie als Gefangene behandelt; ihr Neffe, Graf Ulrich von Cilly, entfloh, weil er ein gleiches Schicksal befürchtete. Nun berief Sigismund sogleich Elisabeth und Albrecht zu sich und sicherte ihnen die Thronfolge. Gleich darauf starb er. Seine Leiche wurde seinem Willen gemäß nach Großwardein geführt und daselbst unter dem Altar des heiligen Ladislaus an der Seite seiner ersten Gemahlin Maria beigesetzt. Barbara folgte im Zuge, als Gefangene mit Wachen umgeben, und wurde nachher in Nordungarn in Gewahrsam gehalten. Großmüthig schenkte ihr Albrecht bald darauf die Freiheit wieder; aber

kaum hatte sie dieselbe wieder erlangt, als sie in Begleitung ungarischer und böhmischer Unzufriedenen sich nach Krakau begab, um dort gegen Albrecht und Elisabeth zu wirken. Ihre letzten Tage brachte sie in Gräz zu, wo sie bis an ihren im Jahre 1439 erfolgten Tod ihr ausschweifendes Leben fortsetzte.

Einen traurigen Beweis von der Rohheit jener Zeit liefert das tragische Ende der schönen Agnes Bernauerin. — Dem Herzoge Ernst von Baiern, einem harten, herzlosen Manne, wurde von seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Barnabo Visconti von Mailand, in der Charwoche 1401 ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Albrecht erhielt und schon als Kind die Wonne seiner Umgebung war. Die Mutter benutzte ihre großen Reichthümer dazu, um diesen ihren Liebling von den Launen seines strengen Vaters unabhängig zu machen, und gründete ihm einen eigenen Sitz in Vohburg. Seine Tante Sophia, die Gemahlin des Kaisers Wenzel, liebte ihn zärtlich wie ihren eigenen Sohn, setzte ihn zu ihrem Erben ein und gab ihm selbst in Prag die sorgfältigste Erziehung. Ihr verdankte er eine Bildung, die ihn vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichnete; mit besonderer Liebe aber pflegte Sophia in ihm die Neigung zur Dichtkunst und zur Musik, worin er bald Meister ward. Die Liebe des böhmischen Volkes gewann er sich während seines Aufenthaltes zu Prag in dem Grade, daß ihm nach König Albrechts II. Tode eine bedeutende Partei die böhmische Königskrone antrug. Er kehrte von Prag nach Baiern zurück; aber das Leben an dem Hoflager des Vaters sprach ihn nicht an. Nur wenn er es nicht vermeiden konnte, hielt er sich daselbst auf; am liebsten war ihm sein einsames Vohburg. Dort lebte er der Musik und dem Gesange, oder er durchstreifte jagend Wald und Flur; auch an Turnieren nahm er gern Theil, seinen ritterlichen Sinn dabei zu bethätigen. Sein Vater verlobte ihn mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Eberhard von Würtemberg; aber während der Verhandlungen entlief sie mit dem Grafen Hans von Werdenberg, einem ihr an Zuchtlosigkeit und Leichtsinn gleichen Menschen. Seitdem ließ sich Albrecht noch seltener bei seinem Vater in München sehen; dagegen kam er oft, besonders zur Fastnacht, nach der reichen und mächtigen Stadt Augsburg zu den Turnieren und Banketten, welche die Patricier daselbst veranstalteten. Dort sah er bei einem Turniere im Jahre 1430 Agnes, die einzige Tochter des Baders Caspar Bernauer, der aus Biberach gekommen war und sich in Augsburg niedergelassen hatte. Nach einem alten Bilde von ihr, welches noch im Jahre 1801 zu Straubing vorhanden war, muß sie eine Jungfrau von ungemeinem Liebreiz gewesen sein. Ihre hohe, gewölbte Stirn umwallten schöne, goldne Haare, so weich und so lang, daß sie sich in dieselben wickeln konnte; Reinheit und Herzensgüte strahlten aus ihrem

klaren blauen Auge; eine seltene Hoheit und Festigkeit lag in ihrer Miene und Haltung. Das Volk pflegte sie nur „den Engel" zu nennen. Bei jenem Turniere war sie als Zuschauerin zugegen. Als sie im Gedränge verschwand, suchte sie Albrecht unter allerlei Verkleidungen lange vergeblich auf. Endlich fand er sie; aber obgleich die männliche Schönheit des damals achtundzwanzigjährigen Jünglings tiefen Eindruck auf sie machte, so verweigerte ihm doch die Jungfrau, eben so fromm und rein, wie bescheiden und einfach in ihren Sitten, jeden vertraulichen Umgang, wenn er sich nicht förmlich mit ihr vermählen wollte. Wirklich vollzog er mit ihr zu Vohburg die Ehe in Gegenwart seiner vertrautesten Freunde, und jetzt verließ er die Einsamkeit gar nicht mehr; in Vohburg und Straubing verlebte er stille, selige Tage im Genusse des reinsten Glückes. Endlich wurde der Verdacht des Herzogs Ernst rege. Er ließ ihm die Hand der jungen und schönen Anna, der Tochter des Herzogs Erich von Braunschweig, antragen; aber Albrecht schlug dieselbe entschieden aus. Unterdessen wurde dem alten Herzoge gemeldet, Agnes habe einen förmlichen Hofstaat, die Dienerschaft nenne sie Herzogin, und sie warte sicher nur auf seinen Tod, um öffentlich als solche aufzutreten. Er versuchte daher, sie von seinem Sohne zu entfernen. Er schrieb auf den November 1434 ein Turnier nach Regensburg aus. Auch Albrecht erschien dort; aber er wurde zurückgewiesen, weil er mit einer Jungfrau ein unritterliches Leben führe. Er schwor, Agnes sei seine rechtmäßige Gemahlin; aber man glaubte ihm nicht, und gewaltsam trieben der Vater und die Ritter ihn mit ihren Schwertern von den Schranken zurück. Von Zorn entflammt, verließ er Regensburg und rüstete sich zur Fehde. Er führte seine Agnes von Vohburg nach Straubing, gab ihr eine zahlreiche Dienerschaft gleich einer Fürstin, ließ sie öffentlich als Herzogin von Baiern ehren und hielt mit ihr zu Straubing förmlich Hof. Aber inmitten alles Glanzes fühlte sie, daß die glücklichen Tage ihres Lebens verschwunden seien. Oft beschlichen sie trübe Ahnungen, und im bangen Vorgefühl ihres nahen Todes ließ sie im Kreuzgange des Karmeliterklosters zu Straubing sich eine Grabstätte bereiten. Indessen geschah nichts gegen sie, so lange Albrechts Oheim, der Herzog Wilhelm, lebte, der seinen Neffen zärtlich liebte. Kaum aber war derselbe gestorben, so sann Ernst darauf, seinen Sohn von Agnes loszureißen, von der er ihn verzaubert glaubte. Unter dem Scheine eines Geschäftes lockte er ihn von Straubing fort, eilte dann selbst hin, ließ Agnes verhaften und als Hexe, die seinen Sohn verführt habe, anklagen. In schweren Fesseln wurde sie vor das Gericht gestellt, dessen Urtheil schon bestimmt war, ehe noch die Untersuchung begonnen hatte. Man bot ihr einen Mann aus dem Bürgerstande und eine ansehnliche Aussteuer an; sie aber erklärte standhaft, Albrecht sei ihr rechtmäßiger Gemahl, und

kein Mensch könne sie von ihm scheiden; endlich drohte sie mit Albrechts Rache für Alles, was man ihr angethan. Damit war ihr Schicksal entschieden; sie wurde als Hexe zum Tode verurtheilt. Eine ungeheure Menge von Menschen strömte am zwölften October 1435, dem zu ihrer Hinrichtung bestimmten Tage, zusammen. Man schleppte die Unglückliche gebunden auf die Donaubrücke zu Straubing. Alle waren tief ergriffen von dem Anblick ihrer Schönheit. Laut flehte sie den Vater im Himmel, die Heiligen und die Menschen um Erbarmung und Rettung an; aber starr und stumm vor Entsetzen stand die Menge da, und erbarmungslos ergriffen die Henker die Jammernde und warfen sie von der Brücke in den Strom hinab. Die Todesangst verlieh ihr fast übermenschliche Kraft. Mit Hülfe des einen Fußes, der nicht gebunden war, schwamm sie an das Ufer. „Helft! Helft!" schrie sie mit lauter Stimme. Das Volk strömte hinzu; nicht länger vermochte es seinen Unwillen zu unterdrücken, und heftige Verwünschungen solcher Grausamkeit ließen sich hören. Da riß einer der Henkersknechte eine Stange vom Geländer los, wickelte dieselbe in ihren langen goldenen Locken und tauchte sie damit so lange in die Fluth nieder, bis sie todt war. Der Leichnam, welcher an's Ufer trieb, wurde aus dem Wasser gezogen und auf dem Kirchhofe zu St. Peter in der Altstadt Straubing begraben. — Als Albrecht bei seiner Rückkehr erfuhr, was geschehen war, wurde er vom wüthendsten Schmerze ergriffen. Wie leblos stürzte er zu Boden. Man meinte, er hätte die Sprache verloren und sei seines Geistes nicht mehr mächtig. Erst am dritten Tage gelang es, ihn durch die Töne eines Liedes, das er in den schönen, nun für immer dahingeschwundenen Tagen oft gesungen, aus seinem dumpfen Hinbrüten zu wecken. Ströme von Thränen entstürzten jetzt seinen Augen, und dazwischen tobte er wieder in rasender Wuth. Er eilte zu seinem Oheim, dem unruhigen Herzoge Ludwig von Baiern-Ingolstadt, sammelte ein Heer, und mit Feuer, Schwert und Plünderung verheerte er die Fluren des Landes, dessen Herrscher er selbst einst werden sollte. Solcher Jammer brach den starren Sinn des alten Herzogs Ernst. Er sah sich von allen den Seinigen verlassen und mit Vorwürfen wegen seiner Härte überhäuft; er suchte sich mit dem schwer gekränkten Sohne jetzt selbst zu versöhnen, und sandte deshalb Boten an ihn und den Kaiser Sigismund, um dessen Vermittelung zu erlangen. Vergebens suchte er Albrecht durch seine Bitten zu erweichen; als aber Sigismund an den Trauernden schrieb, Worte des Trostes und ernste Mahnungen zur Versöhnung an ihn richtete, als auch die treue Bürgerschaft von München sich mit dringender Bitte an ihn wandte, da vermochte er nicht länger zu widerstehen. Sein wilder Schmerz löste sich in stille Trauer auf, und nachdem er noch dem Andenken seiner Agnes eine ewige Messe an dem Altare gestiftet hatte, den sie im Straubinger Karmeliterkloster

hatte bauen laſſen, kehrte er im December 1435 nach München zurück. Der alte Herzog that jetzt Alles, um die Liebe ſeines Sohnes wieder zu gewinnen. Er ließ über dem Grabe der Ermordeten eine ſchöne Kapelle erbauen, und es wurde ihr ein prächtiger marmorner Grabſtein geſetzt, auf welchem ſich ihr Bild in Lebensgröße befand, wie es nur Fürſtinnen und Aebtiſſinnen zukam; zu ihren Füßen ein Hund und eine Eidechſe als Sinnbilder der Treue und des häuslichen Glückes. Gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit ließ er Albrecht in Allem ſeinen Willen, ſtörte ihn nicht, wenn er in der Einſamkeit ſeinem Schmerze nachhing, und uchte nur zuweilen durch ſanftes Freundeswort auf ihn einzuwirken. Dadurch wurde Albrecht endlich fügſamer, und nach Verlauf eines Jahres ließ er ſich willig mit Anna von Braunſchweig vermählen; zum Zeichen aber, wie er ſtets ſeiner Agnes eingedenk ſei, unterzeichnete er den Heirathsvertrag am Tage der heiligen Agnes. Noch nach zwölf Jahren erneuerte er die Stiftung täglicher Meſſen für ſie bei den Straubinger Karmelitern und ließ ihre Gebeine in die von ihr ſchon während ihres Lebens beſtimmte Ruheſtätte bringen. Auch bei dem Volke aber blieb der „Engel von Augsburg" in unvergänglichem Andenken, und ſchon im funfzehnten Jahrhundert ſang man in Volksliedern von dem traurigen Ende der ſchönen, tugendhaften und unglücklichen Agnes Bernauerin. Noch in neuerer Zeit hat daſſelbe Julius-Körner den Stoff zu einem Trauerſpiele gegeben.

Zweites Kapitel. Ausbildung der königlichen Gewalt im weſtlichen Europa.

§. 66. Frankreich unter den Capetingern.

Während Kaiſerthum und päpſtliche Macht in Jahrhunderte langem Kampfe ſich gegenſeitig vernichteten, hatte ſich im weſtlichen Europa die Königsmacht allmälig zu faſt unumſchränkter Gewalt ausgebildet. Wir haben S. 119 geſehen, wie in Frankreich im Jahre 987 mit Hugo Capet das Haus der Capetinger auf den Thron gelangt war. Von Anfang war das Streben Hugo's wie ſeiner Nachfolger dahin gerichtet, die Krone in ſeiner Familie erblich zu machen. Mit Einwilligung des Adels und der Geiſtlichkeit ließ er deshalb bereits im Jahre 988 ſeinen gutmüthigen, aber ſchwachen Sohn Robert als Mitregenten krönen. Daſ-

ſelbe erlangte Robert (I.), der im Jahre 996 zur Regierung kam, für ſeinen Sohn Heinrich (I.), der ihm im Jahre 1031 auf dem Throne folgte, und nach Heinrichs Tode (1060) erhielt deſſen Sohn Philipp, obgleich erſt acht Jahre alt und deshalb Anfangs unter der Vormundſchaft des Grafen von Flandern, die Krone. Freilich aber waren die erſten capetingiſchen Könige noch ziemlich machtlos. Das Land beſtand aus einer Anzahl faſt ganz unabhängiger Lehnsfürſtenthümer. Die ſüdlichen Landſchaften ſtanden unter völlig ſelbſtſtändigen Fürſten. Im Nordoſten gehorchten die Grafen von Flandern nur, wenn und wie lange ſie wollten; noch mächtiger waren im Nordweſten die Herzoge von Bretagne und vor Allem die Herzoge von der Normandie, von denen Wilhelm der Eroberer ſogar König von England wurde (§. 67); ja, die capetingiſche Herrſchaft in Frankreich würde ſchwerlich Beſtand gehabt haben, wenn nicht die erſten Capetinger an den Normannenherzogen eine Stütze gefunden hätten. So vermochten denn die Könige auch den Uebermuth der großen Lehnsträger in keiner Weiſe zu zügeln. Recht und Gerechtigkeit waren nirgends zu finden; nur das Recht des Stärkeren galt; unzählige Burgen wurden erbaut, und wilde Raufſucht und Fehdeluſt nahm überhand. Selbſt der König wurde ſtraflos befehdet; das Volk in Stadt und Land aber war den willkürlichſten Steuern und den maßloſeſten Mißhandlungen des rohen Adels preisgegeben. Erſt die Kreuzzüge gaben der Thätigkeit des letzteren eine edlere Richtung. Zu größerer Kraft und Bedeutung gelangte das franzöſiſche Königthum unter Philipps Sohn Ludwig VI. (1108—1137). Zwar hatte derſelbe beſtändig mit Empörungen und Gewaltthätigkeiten ſeiner Vaſallen zu kämpfen; aber er brachte ſie überall zum Gehorſam zurück. Theils gelang ihm dies allerdings durch Muth und Tapferkeit, beſonders aber dadurch, daß er auf den Rath des umſichtigen und aufgeklärten Abtes Suger von St. Denys ſich offen an die Stadtgemeinden im Süden des Landes anſchloß, den Städten Befreiung von den Bedrückungen der Barone verſchaffte, die Leibeigenſchaft theilweiſe aufhob und ſtrenge Rechtspflege übte. So war er ſchon im Stande, dem Kaiſer Heinrich V., der in die Champagne eingefallen war, ein Heer von 200,000 Mann entgegenzuſtellen. Unter ſeinem Sohne Ludwig VII. (bis 1180) riß leider wieder Ueppigkeit am Hofe ein, und damit trat die kaum unterdrückte Rohheit und Gewaltthätigkeit des Adels nur um ſo mächtiger wieder hervor. Die Geſetze wurden offen verhöhnt, Kirchen und Klöſter geplündert, Prieſter und Mönche gemißhandelt; Waiſen und Wittwen wurde Habe und Gut entriſſen, Bürger und Bauern furchtbar bedrückt. Der König ſelbſt nahm an ſolchen Frevels Theil, und wir haben bereits geſehen, wie er zur Büßung derſelben einen Kreuzzug unternahm (S. 322). Deſto mehr erſtarkte die königliche Macht durch Ludwigs Sohn Philipp Auguſt, der, ſchon zehn Monate vor

seinem Tode sein Mitregent, nach demselben ihm auf dem Throne folgte (1180—1223). Philipp August war erst funfzehn Jahre alt, als sein Vater starb, und der Graf von Flandern übernahm deshalb die Vormundschaft; aber bald mußte sich derselbe mit der Rolle eines Ministers begnügen. Mit großer Entschiedenheit trat der junge König den Anmaßungen seiner Vasallen entgegen; die Grafen von Chalons und Berri, der Herzog von Burgund und selbst der Graf von Flandern mußten seine Macht fühlen. Seiner Kämpfe mit England ist bereits S. 236 und 243 gedacht worden. Zwar gelang ihm die Eroberung Englands nicht, obgleich die englische Volkspartei seinem Sohne Ludwig während der schwachen Regierung Johanns ohne Land die Krone förmlich antrug, und der junge Prinz sich mit einem bedeutenden Heere in den Besitz der Hauptstadt und eines großen Theiles von England setzte; vielmehr wurden die Franzosen im J. 1217 völlig wieder aus England vertrieben; dagegen entriß er den Engländern in Frankreich fast alle ihre Besitzungen, die ganze Normandie, Anjou, Maine, Touraine und Poitou, und vereinigte sie mit der Krone, deren Gebiet er von 1184 bis 1215 fast um das Doppelte vermehrt hatte. Um die Macht des Adels zu schwächen, errichtete er die Pairsschaft. Die Mitglieder derselben, an lehnsherrlichen Rechten einander gleich*), sechs Erzbischöfe und Bischöfe, und sechs weltliche Herren (die Herzoge von Bretagne, Guienne und Burgund, und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne), bildeten nun den engeren Rath des Königs und den obersten Lehnshof, und die vorzüglichen Ehrenbezeugungen, die ihnen bei Krönungen und andern feierlichen Gelegenheiten erwiesen wurden, dienten dazu, die Eifersucht des niederen Adels zu erregen. Gleichzeitig wurden die Städte vielfach begünstigt, die Zahl der Söldner und Leibwächter vermehrt, und häufige Appellationen der kleineren, von ihren Herren bedrängten Lehnsleute an das Gericht des Königs erweiterten die Gerichtsbarkeit der Krone. So konnte Philipp es nicht nur wagen, unter dem Vorwande des Kreuzzuges (S. 236) die erste allgemeine Steuer, den sogenannten Saladinspfennig, auszuschreiben, sondern auch seinen Sohn (Ludwig VIII.) zum Nachfolger zu ernennen, ohne, wie es bisher geschehen war, die Genehmigung der Stände einzuholen. Der traurige Kreuzzug gegen die Albigenser in Südfrankreich verschaffte unter Philipps Sohne Ludwig VIII. und noch mehr unter seinem Enkel Ludwig IX. abermals bedeutenden Zuwachs an Macht und Land. Der Letztere nöthigte auch Heinrich III. von England, allen Ansprüchen auf die Normandie, Poitou, Maine, Anjou und Saintonge förmlich zu entsagen und für das Herzogthum Guienne den Lehnseid zu leisten. Wir haben bereits §. 36 das Wirken

*) Dies ist die Bedeutung des Wortes „Pair."

des milden, frommen Königs kennen gelernt, und gesehen, wie er das Ansehen des höchsten Gesetzgebers und Richters im ganzen Reiche erlangte. Die großen Vasallen entsagten zum Theil freiwillig ihren gerichtlichen Vorrechten; Gleichheit vor dem Gesetz wurde eingeführt; die Städte aber, deren Bürger auch Ritter werden durften, wurden durch Ertheilung vielfacher Freiheiten und durch Förderung des Gewerbfleißes begünstigt.

Fast unumschränkt wurde die königliche Gewalt unter Ludwigs Enkel, dem gewaltthätigen und herrschsüchtigen Philipp (IV.) dem Schönen, der im Jahre 1285 als siebenzehnjähriger Jüngling den Thron bestieg. Durch Einziehung erledigter Grafschaften vergrößerte er das Krongebiet; er vermehrte die Zahl der weltlichen Pairs, gab dem Parlamente, dessen aus Adligen und Bürgerlichen bestehende Beisitzer von ihm ernannt wurden, eine festere Ordnung, dehnte die Macht dieses höchsten Gerichtshofes aus, vervielfältigte die Appellationen von den Lehenshöfen an dasselbe, und entzog dem hohen Adel das Recht, Münzen zu prägen. Besonders gestützt war er dabei auf den Bürgerstand, den er vielfach begünstigte nnd unter die Reichsstände aufnahm, indem er außer dem Adel und der Geistlichkeit auch Abgeordnete der Städte an den allgemeinen Reichsversammlungen Theil nehmen ließ. Eine solche allgemeine Reichsversammlung berief er zuerst, um sich im Kampfe gegen die Päpste sicher zu stellen, und wir haben bereits in §. 61 gesehen, wie er in diesem Kampfe den Sieg davon trug. Mit Hülfe des nun ganz von ihm abhängigen Papstes schritt er dann auch zur Vernichtung des mächtigen Ordens der Tempelherren (S. 217). Als die letzten christlichen Besitzungen in Palästina im Jahre 1291 verloren gegangen waren, hatten sich die Templer nach der Insel Cypern zurückgezogen. Statt sich nun einen neuen Wirkungskreis für den Kampf gegen die Ungläubigen zu suchen, wie die deutschen Ritter in Preußen gethan hatten, beschränkten sie sich auf die Ausrüstung einiger Schiffe, mit denen sie im Mittelmeer gegen die Muhammedaner kreuzten. Wohl aber trachteten sie danach, sich einen eigenen Staat zu gründen, wie in Preußen die deutschen Ritter und in Rhodus die Johanniter. Ihr Augenmerk mag dabei allerdings vorzüglich auf Frankreich, namentlich den Süden des Landes, gerichtet gewesen sein, wo sie, die in zwölf Landschaften oder Provinzen über ganz Europa ausgedehnt waren, die meisten Besitzungen hatten. Philipp haßte sie, weil sie in seinem Streite mit dem Papste Bonifacius VIII. gegen ihn Partei genommen hatten; überdies war er den Templern Geld schuldig, und als sie es wieder verlangten, trachtete er vielmehr danach, alle ihre unermeßlichen Reichthümer an sich zu reißen, um so seiner Geldnoth ein Ende zu machen. Gleichzeitig schien es ihm gefährlich, einen so stolzen und mächtigen Orden in seinem Lande zu dulden, der sich selbst

zu einem völlig unabhängigen Staate zu geſtalten drohte. So beſchloß er den Untergang des Ordens, und der Papſt mußte ihm als Werkzeug dienen. Einem Manne, der ſo wenig gewiſſenhaft in der Wahl ſeiner Mittel war wie Philipp, mußte es leicht ſein, einen Vorwand zu finden.

Zu leugnen iſt es nicht, daß der Orden im Beſitze unermeßlicher Schätze viel von der Einfachheit und Strenge eingebüßt hatte, welche die Templer in der erſten Zeit auszeichnete; daß es Viele gab, welche ein üppiges, ſchwelgeriſches Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen vorzogen; war es doch ſprüchwörtlich geworden, zu ſagen: „Er trinkt wie ein Templer.“ Wohl mag es auch Viele gegeben haben, die in Sittenverderben und Laſter verſunken waren, und bei Manchen mag auch an die Stelle des urſprünglichen Eifers für kirchlich katholiſches Chriſtenthum Unglaube an die Kirchenlehre getreten ſein, und Grübeleien über eine in mannichfachen Abſtufungen mitgetheilte Geheimlehre mögen ſich eingemiſcht haben. Das Alles traf aber in keinem Falle den ganzen Orden, ſondern nur Einzelne. Noch lebte in den meiſten Gliedern deſſelben der alte Heldenmuth, die alte Tugend und ächte Frömmigkeit, gleich fern von ſtarrem Buchſtabenglauben und von Irreligioſität. Aber begierig faßten die Feinde des Ordens die Untugenden und Verbrechen Einzelner auf, um Alle zu verdächtigen und zu verderben. Gerüchte über Ketzerei und Laſterhaftigkeit der Templer wurden verbreitet, und obgleich durch nichts begründet, wurden ſie doch geglaubt. Nachdem ſo die Volksmeinung gegen ſie eingenommen war, traten zwei wegen Verbrechen ausgeſtoßene und zu lebenslänglicher Haft verurtheilte Ordensbrüder, durch Hoffnung auf Befreiung und reiche Belohnung bewogen, mit ſchweren Anklagen gegen den Orden hervor; es waren Squin von Flexan, der ehemalige Prior von Montfaucon und Noffodei aus Florenz. Sie ſagten aus, die Templer lebten noch ärger wie die Heiden; Mord, Schwelgerei und die unnatürlichſten Laſter ſeien bei ihnen an der Tagesordnung; bei der Aufnahme müßten ſie unbedingten, lebenslänglichen Gehorſam ſchwören, Chriſtum und das Kreuz läſtern und ein dreiköpfiges Götzenbild anbeten, und mehrmals hätte der Orden im geheimen Bunde mit den Ungläubigen das heilige Land und die chriſtlichen Heere verrathen. Auf dies Geſtändniß fußend, forderte Philipp den Papſt Clemens V. auf, eine Unterſuchung gegen den Orden einzuleiten. Dieſer entbot auch im J. 1306 den ehrwürdigen Großmeiſter Jacob Bernhard von Molay von Cypern nach Frankreich, angeblich, um ſich mit ihm über die Veranſtaltung eines neuen Kreuzzuges zu berathen. Nichts Böſes ahnend, kam Molay mit ſechszig Rittern und dem ganzen Ordensſchatze, und wurde Anfangs vom Papſte freundlich aufgenommen. Bald jedoch begegnete man ihm mit Argwohn und Kälte, und plötzlich ließ Philipp am 13. October 1307 unerwartet alle Templer in Frankreich verhaften

und nach Paris bringen, wo sie in ihrem Ordenshause, dem Tempel, gefangen gehalten wurden. Sofort ließ er dann unter der Leitung seines Kanzlers Nogaret und seines Beichtvaters, des Dominicaners Imbert, die Verhöre beginnen, und aus den angeblichen Geständnissen wurde nun eine öffentliche Anklageurkunde zusammengestellt. Man verfuhr auf die abscheulichste Weise. Falsche Zeugen, Drohungen, Folter wurden angewandt, die erpreßten Aussagen verdreht und entstellt. Von 104, die man zu Paris eingezogen hatte, erlagen sogleich 36 den Folterqualen. Auf der Folter gestanden die Meisten, was man wollte; Viele aber erklärten nachher Alles, was ihnen der Schmerz abgepreßt hatte, für unwahr; von 138, die bekannt hatten, nahmen 81 ihre Geständnisse sofort zurück, als sich ihnen Aussicht auf gerechtere Untersuchung eröffnete. Nur widerstrebend ließ sich Clemens zu Schritten gegen den Orden bewegen. Er befahl im J. 1308 die Gefangennehmung aller Ordensglieder und die Einleitung der Untersuchung gegen sie, und schickte zu diesem Zwecke auch nach Großbritannien, Deutschland und Spanien Bevollmächtigte. Auch nach Paris sandte der Papst Commissarien zur Untersuchung der Sache, und diese luden jeden Templer vor, der den Orden vertheidigen wolle. Keiner erschien; denn die königlichen Beamten theilten den Gefangenen weder die Vorladung mit, noch ließen sie dieselben frei; ja, sie verhafteten die, welche zur Vertheidigung des Ordens nach Paris kamen. Die päpstlichen Commissarien ließen daher die zu Paris befindlichen Ordensglieder vorführen, und Philipp mußte gestatten, daß Alle, die es verlangten, nach Paris gebracht wurden. Nun stellten sich 546 Templer vor den päpstlichen Commissarien, sämmtlich zur Vertheidigung des Ordens bereit. Da aber in solcher Weise die Sache dem Könige eine gefährliche Wendung zu nehmen schien, ließ er durch den ihm befreundeten Erzbischof von Sens ein Provincialconcil zu Paris versammeln, und dasselbe verurtheilte 54 Templer, die ihre früheren Aussagen widerrufen hatten, als rückfällige Ketzer zum Tode. Sie wurden auf königliche Befehl am 12. Mai 1310 nach der Seineinsel des heiligen Ludwig zu Paris geführt, paarweise an Pfähle gebunden, und da sie ungeachtet der Bitten und Thränen ihrer Freunde und Verwandten dabei beharrten, die Wahrheit ihrer letzten Aussage zu betheuern, wurden sie bei gelindem Feuer langsam verbrannt. Diese blutige Gewaltthat rief in allen Ländern Mitleid und Theilnahme hervor; erst nach einem halben Jahre nahmen die päpstlichen Commissarien die durch jene That unterbrochenen Untersuchung wieder auf, und im folgenden Jahre, nachdem in allen Ländern die Untersuchungen geschlossen und die Verhandlungen an den Papst eingesandt waren, eröffnete derselbe ein allgemeines Concil zu Vienne, welches das endgültige Urtheil sprechen sollte. Die Verhandlungen zogen sich auch hier in die Länge, und obgleich Philipp selbst er-

ſchien, um die Fällung des Urtheils zu beſchleunigen, ſo wurden doch ſo viele Stimmen zu Gunſten der Angeklagten laut, daß der Papſt, ohne die Entſcheidung des Concils abzuwarten, am 22. März 1312 in einer geheimen Sitzung der Cardinäle und Prälaten, wie er ausdrücklich bemerkte, nicht nach den Acten, ſondern aus päpſtlicher Machtvollkommenheit, den Orden aufhob und alle ſeine Güter, Gerechtſame und Einkünfte, mit Ausſchluß der in Caſtilien, Aragonien und Portugal gelegenen Beſitzungen, den Johanniten ertheilte. Erwieſen war alſo gegen die Templer nichts, und in der Bulle, worin Clemens am zweiten Mai die Aufhebung des Ordens bekannt machte, ſagte er nur, derſelbe habe ſich Verbrechen und Irrthümer zu Schulden kommen laſſen, die wegen ihrer Schändlichkeit in Stillſchweigen gehüllt bleiben müßten. Der Großmeiſter Molay und Veit, der Großprior der Normandie, hatten unter den Folterqualen einzelne Geſtändniſſe abgelegt und wurden deshalb vom Papſte und Concil zu lebenslänglichem Gefängniſſe begnadigt. Einige Cardinäle begaben ſich nach Paris, um ihnen das Urtheil in feierlicher Verſammlung der Gemeinde, die deshalb nach der Notredamekirche zu Paris zuſammengerufen war, zu verkündigen. Als nun aber Geſtändniß und Urtheil feierlich verleſen war, erhob ſich der greiſe Molay, erklärte, alle Geſtändniſſe ſeien ihm nur durch die Folter abgepreßt, und betheuerte vor Gott und der heiligen Jungfrau, daß der Orden nie die ſcheußlichen Verbrechen begangen habe, deren man ihn beſchuldige. Mit Freuden ſei er bereit, ſeinen früheren Wankelmuth mit dem Leben zu bezahlen. Der Großprior gab dieſelbe Erklärung ab. Alle waren überraſcht; Philipp aber gab ſogleich dem Prevot von Paris Befehl, Beide verbrennen zu laſſen. Sie wurden am eilften März 1314 nach der Seineinſel gebracht und bei gelindem Feuer langſam verbrannt. Bis zum letzten Augenblicke blieben Beide ſtandhaft und betheuerten ihre Unſchuld; Molay aber lud noch ſterbend den blutgierigen König und den Papſt vor den Richterſtuhl Gottes binnen Jahresfriſt. In allen Ländern wurde nun der Orden aufgehoben; in Frankreich aber kamen die meiſten Güter deſſelben nicht an die Johanniter; Vieles mußten dieſe erſt dem Könige abkaufen, und der Tempel zu Paris wurde ein königlicher Palaſt. Auch in andern Ländern behielten die Fürſten Vieles, angeblich zur Verpflegung der Templer. Von dieſen ergriffen nämlich viele ein weltliches Gewerbe, andere traten in den Johanniterorden, noch andere wurden eingefangen und als Ketzer beſtraft, ein geringer Theil wurde in Gefängniſſen oder Klöſtern lebenslänglich nothdürftig verpflegt. In Deutſchland hatte übrigens die Aufhebung nur allmälig und unter Tumulten erfolgen können; in Aragonien leiſteten die Templer von ihren Burgen aus tapferen Widerſtand, und in Portugal gelang es dem Großprior Lorenz Fernandez und ſechs anderen

Rittern, mit Genehmigung des Papſtes den Orden in den Chriſtusorden umzuwandeln, der auch die Beſitzungen der aufgelöſten Brüderſchaft behielt. Seitdem verſchwindet der Orden der Templer ganz aus der Geſchichte, und obgleich es kaum glaublich erſcheint, daß mit der Aufhebung deſſelben auch alle Elemente zu Grunde gegangen ſeien, die zur Wiederherſtellung und Fortpflanzung deſſelben hätten dienen können, ſo iſt doch keine geſchichtlich nachweisbare Spur von einem geheimen Fortbeſtehen deſſelben zu ermitteln geweſen. Auf keinen Fall kann als Fortſetzung deſſelben der neue Tempelorden gelten, der im Jahre 1754 in Frankreich hervortrat und unter mancherlei wechſelvollen Schickſalen ſich daſelbſt fortgepflanzt hat. Noch im Jahre 1833 weihte derſelbe mit großem Gepränge einen neuen Tempel in Paris ein, und trat mit der Behauptung auf, im Beſitze geheimer Wiſſenſchaft zu ſein, als deren Hauptquelle ein eigenthümliches Evangelium des Johannes angegeben wird.

Auch in anderen Verhältniſſen zeigte Philipp dieſelbe ſchonungsloſe Grauſamkeit, und ſelbſt die ſonſt ſo vielfach begünſtigten Städte mußten dieſelbe erfahren, wo ſie ſich ſeiner Willkür zu widerſetzen wagten. So ließ er eines Morgens plötzlich 300 Pariſer Bürger, welche ihm die Stadt nach einem Aufſtande unter dem Verſprechen der Strafloſigkeit als Geißeln geſtellt hatte, von bewaffneten Soldaten umringt aus den Gefängniſſen ſchleppen und jeden vor ſeinem Hauſe aufhängen. Bis zum dritten Tage blieben ſogar die Leichen auf der Straße liegen, von den Hunden umhergezerrt, und erſt als die ganze Geiſtlichkeit ihn mit Bitten beſtürmte und ihm mit der göttlichen Strafe drohte, erlaubte er, daß dieſelben verſcharrt würden.

Nach Molay's Tode wurde Philipp von einer abzehrenden Krankheit ergriffen, der er nach acht Monaten, am 29. November 1314, zu Fontainebleau erlag; Clemens war bereits am 20. April geſtorben. Zu ſpät erkannte der König das viele und große Unrecht, das er verübt hatte; er beſchwor ſeinen Sohn Ludwig, um ſeiner armen Seele willen es wieder gut zu machen, und ſetzte eine Summe zur Befreiung des gelobten Landes aus. Er ſtarb, gefoltert von Gewiſſensbiſſen und belaſtet von dem Haſſe ſeines Volkes. Jedenfalls aber iſt ſeine Regierung dadurch bedeutend geweſen, daß er die Macht der Vaſallen und der Kirche brach, und die der Krone bedeutend befeſtigte und erweiterte. Auf ihn folgten nach einander ſeine drei Söhne Ludwig X., Philipp V. und Karl IV. Mit dem Letzteren ſtarb im J. 1328 der Mannesſtamm der älteren Capetingiſchen Linie aus, und mit Philipps IV. Brudersſohn Philipp VI. (1328–1350) kam die jüngere Linie oder das Haus Valois auf den Thron, welches bis 1589 über Frankreich geherrſcht hat. Er erweiterte das Beſitzthum der Krone durch die Grafſchaften Champagne,

Brie, Valois, Anjou, Maine und Chartres; seine Thronbesteigung legte aber auch den Grund zu den unglücklichen Kriegen, welche den Nationalhaß zwischen den Engländern und Franzosen erzeugt haben.

---

§. 67. England bis zum Beginn des Kampfes mit Frankreich.

Lange Zeit hatte die von den Angelsachsen in Britannien gegründeten sieben Reiche (S. 32) neben einander bestanden, bis es im Jahre 827 dem Könige Egbert von Wessex gelang, sie zu einem Ganzen zu vereinigen und so die fortwährenden Fehden der einzelnen Könige unter einander zu beendigen. Er soll sich zuerst König von England genannt haben. Aber kaum war in solcher Weise die Ruhe im Innern hergestellt, als sie durch äußere Feinde wieder gestört wurde. Schon unter Egbert begannen die Normannen oder Dänen, welche auch die Karolinger so hart bedrängten (S. 114), auf ihren Raubfahrten auch die englischen Küsten heimzusuchen, und unter seinen schwachen Nachfolgern erkämpften sich dieselben in Northumberland und Ostangeln feste Wohnsitze, von wo aus sie, beständig durch neu ankommende Schaaren verstärkt, die angränzenden Gegenden sengend und plündernd durchzogen, Kirchen und Städte zerstörten, Männer und Frauen in die Sklaverei schleppten. In solcher Noth wurde Egberts Enkel Alfred der Retter seines Volkes.

Alfred (Aelfred, Alfrid) war im Jahre 849 geboren. In seinem sechsten Jahre wurde der schöne, wißbegierige Knabe von seinem frommen Vater nach Rom mitgenommen, und Papst Leo IV. salbte ihn bereits damals zum König. Fast ein Jahr lang blieb er in Rom, und der Anblick der herrlichen Denkmäler des Alterthums machte auf sein empfängliches Gemüth tiefen Eindruck. Als er in die Heimath zurückkam, wurde er durch die alten Sagen und Lieder seines Volkes zu noch größerem Eifer angeregt, und herrlich entfalteten sich die schönen Anlagen seines Geistes; großen Fleiß widmete er der Sprache und den Schriftwerken Roms, und gleichzeitig bildete er durch Leibesübungen und Jagd seine Körperkraft. Vielfach boten ihm die Kämpfe gegen die Dänen Gelegenheit, seinen Muth zu beweisen, und dabei gewann er sich die Liebe Aller durch Leutseligkeit, Milde, Sittenreinheit und Beredtsamkeit. Darum setzte das Volk auf ihn seine letzte Hoffnung, und im Jahre 871 erhoben die Stände den zweiundzwanzigjährigen Jüngling einmüthig zum Herrscher. Anfangs waren seine Anstrengungen, die Unabhängigkeit des Lan-

des zu retten, ohne Erfolg. Immer neue Schaaren von Dänen landeten; die Angelsachsen beugten sich theilweise vor ihrer Macht, theilweise flohen sie über das Meer nach der Bretagne, und nach siebenjährigem Widerstande sah sich Alfred genöthigt, in der Tracht eines gemeinen Bauern nach der damals wüsten Grafschaft Sommerset zu flüchten, wo er mehrere Wochen lang in der Hütte eines Hirten unerkannt lebte. Endlich fand er in einer rings von Wald und Moraſt umgebenen Gegend mit wenigen Gefährten einen Zufluchtsort; durch eine aufgeworfene Verschanzung sicherte er sich gegen feindliche Angriffe, machte von da aus glückliche Ausfälle und sammelte seine Getreuen aus allen Gegenden um sich. Um die Lage der Feinde zu erspähen, schlich er sich, als Harfner verkleidet, in das Lager derselben, verweilte daselbst unerkannt mehrere Tage und kehrte von ihnen reich beschenkt zurück. Jetzt griff er die Dänen an, erfocht einen glänzenden Sieg und erlaubte ihnen, entweder sogleich das Land zu verlassen, oder ihre Niederlassungen zu behalten, jedoch unter der Bedingung, daß sie seine Herrschaft anerkennten und das Christenthum annähmen. Die Meisten wählten das Letztere und erhielten nun von ihm gleiche Rechte mit den Angelsachsen. Er baute die zerstörten Dörfer, Städte und Kirchen wieder auf, errichtete zum Schutze des Landes eine regelmäßige Landwehr und sicherte die Küste durch eine Flotte von 120 Schiffen, die er mit einheimischen und fremden Seeleuten bemannte. Zwar versuchten die Dänen dreizehn Jahre später eine neue Landung; aber Alfred bewog ihren Führer dadurch, daß er ihm seine mit der Mutter gefangenen Söhne edelmüthig ohne Lösegeld zurücksandte, zum Abzuge, und auch die gleichzeitig aufgestandenen Dänen, welche im Lande ansässig waren, kehrten zum Gehorsam zurück; auch die Briten in Wallis erkannten Alfreds Herrschaft an, und dieselbe dehnte sich nun von der schottischen Gränze bis zur Südküste aus.

Alfred konnte sich rühmen, in sechsundfunfzig Schlachten mitgefochten zu haben, und nachdem er die Unabhängigkeit seines Landes erkämpft hatte, wandte er nun seine ganze Sorge darauf, durch weise Einrichtungen das Wohl desselben zu fördern. Mit Recht hat man ihm deshalb den Beinamen des Großen gegeben, und nicht zu verwundern ist es, daß die spätere Zeit ihm manche wohlthätige Einrichtung beigelegt hat, die nur ihren Anfängen nach auf ihn zurückzuführen ist, und eben so auch Manches, was schon von Alters her bestand und nur durch ihn erneuert und weiter ausgebildet wurde. Er führte weise Gesetze ein und sorgte für eine geordnete Rechtspflege. Er durchreiste oft das Land, saß öffentlich zu Gericht, prüfte die Klagen mit strenger Unparteilichkeit und strafte nachlässige oder schlechte Beamte ohne Ansehen der Person; in einem einzigen Jahre verurtheilte er vierundvierzig Richter als Mörder zum Tode, weil sie durch falschen Urtheilsspruch über das Leben Angeklagter verfügt

hatten. Zweimal alljährlich rief er einen Reichstag zusammen, der aus Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der freien Leute bestand und über verwickelte Rechtssachen, sowie über die Gesetzesvorschläge des Königs und seiner Räthe, zu entscheiden hatte. So große Sicherheit herrschte während seiner Regierung im Lande, daß man goldene Armbänder am Abend konnte auf den Straßen liegen lassen und sie am Morgen unberührt wieder fand.

Unter den langen Kämpfen war das Volk geistig und sittlich tief gesunken; dem großen Alfred gebührt das Verdienst, es aus seiner Verwilderung wieder emporgehoben zu haben. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß alle wahre Volksbildung vom Christenthum ausgehen müsse. Deshalb sammelte er die wenigen Gelehrten um sich, die noch in den englischen Klöstern zu finden waren. Andere zog er aus Irland, aus der altbritischen Kirche in Wallis, aus Frankreich und Deutschland herbei, beförderte sie zu den angesehensten geistlichen Aemtern, machte sie zu Vorstehern der schon vorhandenen oder von ihm neu eingerichteten Schulen, oder bewog sie, sich an seinem Hofe zu Winchester aufzuhalten. Und er wollte, daß nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch Adel und freie Leute geistiger Bildung theilhaftig würden; ein freier Mann ohne Bildung erschien ihm nicht viel anders, wie er sagte, als ein vernunftloses Thier. Daher mußte Jeder, wer zwei Hufen Landes besaß, seine Kinder in die Volksschule schicken, damit sie wenigstens englisch lesen und schreiben lernten; höhere Schulen, wie die zu Oxford, gaben nach gründlichem Unterricht in der Muttersprache auch zur Kenntniß des Lateinischen Gelegenheit, so wie überhaupt alles dessen, was zur gelehrten Bildung gehört. Der König selbst hatte die größte Freude daran, sich englische Uebersetzungen von lateinischen Büchern vorlesen zu lassen. Er machte sich aus diesen mündlich vorgetragenen Uebersetzungen eine Sammlung von Kernsprüchen der heiligen Schrift und der älteren Kirchenlehrer, die er beständig bei sich trug; ja, er lernte selbst noch in seinem sechsunddreißigsten Jahre Lateinisch, und wie er für den Volksunterricht mehrere Bücher in's Englische übertragen ließ, so übersetzte er auch selbst des Boethius „Trost der Philosophie", Werke Gregors des Großen, Geschichtswerke, Reiseberichte, die äsopischen Fabeln, die Psalmen; ja, es war sein sehnlichster Wunsch, die ganze Bibel zu übertragen, damit die Engländer so gut wie die Griechen und Römer das Gesetz Gottes in ihrer eigenen Sprache besäßen, und nur der Tod hinderte ihn daran. Auch trat er selbst als Schriftsteller auf; er suchte durch Sammlung und Erläuterung griechischer und germanischer Gesetze die Richter zu belehren, durch Lieder, Fabeln, Gleichnisse und Denksprüche auf das Volk zu wirken. „Der Welt Herrlichkeit", sagt er an einer Stelle, „vergehet zu Staub, und das Leben schwindet schnell dahin; auch wenn

du die Herrſchaft der Erde und alle Schätze derſelben hätteſt, enden deine Tage bald. Ohne Chriſtus iſt kein Gewinn, nur Elend im Glücke dieſer Welt. Richten wir alſo unſern Wandel nach den himmliſchen Geboten ein, damit erfüllt werde, was Salomo ſpricht. Heil dem, ſagte er, der in dieſer Welt Gutes thut! Denn er kommt zuletzt dahin, wo er Gutes findet."

Zu bewundern iſt es in der That, wie es dem Könige möglich wurde, bei ſeinen vielen Kriegen und ſeinen ſchwierigen Regierungsgeſchäften auch Muße zu wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen zu gewinnen, und dabei hatte er während der größten Zeit ſeines Lebens noch unaufhörlich mit Anfällen einer ſchmerzhaften Krankheit zu kämpfen, gegen welche die Kunſt der Aerzte nichts auszurichten vermochte. Freilich wußte er aber auch ſeine Zeit zu benutzen, wie ſelten Jemand. Er theilte ſich Tag und Nacht in drei gleiche Abſchnitte, von welchen der erſte den Regierungsgeſchäften, der zweite dem Gebet und den Wiſſenſchaften, der dritte dem Schlaf, dem Eſſen und der Erholung beſtimmt war. Die Stelle einer Uhr erſetzten ihm ſechs Wachskerzen, die täglich in der Kapelle aufgeſtellt wurden und durch dünne Scheiben von Rindshorn vor dem Zugwinde geſchützt waren. Jede brannte gerade vier Stunden, und ein Geiſtlicher mußte es dem Könige melden, wenn ſie zu Ende gebrannt war. Von dieſer Lebensordnung wich Alfred faſt nie und nur unter ganz außerordentlichen Umſtänden ab. Dieſelbe Sorgfalt wandte er auf die Eintheilung ſeiner Einkünfte. Die Hälfte war zu weltlichen Zwecken beſtimmt, und zwar in drei Theilen: für den Unterhalt der Hofbeamten, für Beſoldung der Künſtler, Goldarbeiter und Handwerker, und für die Anſtellung ausgezeichneter Fremden. Die andere Hälfte beſtimmte er für den Gottesdienſt und die Wiſſenſchaften, und zwar nach vier Theilen: einen für die Armen des Landes, einen für die neuen, einen für die alten Klöſter in Angelſachſen, Irland, Wallis, Kornwallis, Bretagne und Weſtfranken, und einen für die Schulen, beſonders die zu Oxford.

Leider ſtarb Alfred ſchon am 28. October 901, noch nicht zweiundfunfzig Jahre alt. In ſeinem Teſtamente findet ſich die merkwürdige Aeußerung, daß die Engländer eben ſo frei ſein müßten, wie ihre Gedanken, und allerdings war es ſein aufrichtiges Streben geweſen, ſein Volk zu einer freien Nation heranzubilden. — Bald nach ſeinem Tode erneuerten ſich die Kämpfe mit den Dänen. In Northumberland und Oſtangeln ſtanden ſie wiederholt auf, wurden jedoch von Alfreds Sohn Eduard und deſſen tapferem Sohne Athelſtan ſiegreich bekämpft. Aber unter dem ſchwachen Könige Ethelred (978—1016) begannen von Neuem die Raubeinfälle der Normannen aus Norwegen und Dänemark; im Innern des Landes begannen die Großen übermächtig zu werden. Ethelred kaufte den Dänen und Norwegern wiederholt den Frieden ab; als er aber aus

Argwohn alle Dänen im Lande umbringen ließ, erschien der dänische König Swen als Rächer derselben, plünderte und mordete mit seinen raublustigen Schaaren, und was die Dänen dem armen Volke noch übrig ließen, das nahmen die Kriegssteuern fort, welche ihnen bezahlt werden mußten. Endlich mußte Ethelred, als Swen im J. 1013 von Neuem erschien, aus dem Lande fliehen, und Swen ließ sich als König huldigen. Zwar starb derselbe wenige Monate nachher, und Ethelred wurde zurückgerufen; er vermochte sich aber nicht lange gegen Swens Sohn Knut zu behaupten, dem sich schon im J. 1015 ganz Nordengland unterwarf. Im folgenden Jahre starb Ethelred, und sein heldenmüthiger Sohn Edmund setzte den Kampf gegen Knut fort; doch auch er fand bereits 1017 durch Verrath seinen Tod, und nun war Knut im Besitze von ganz England. Durch falsche Zeugen ließ er vor der Reichsversammlung beschwören, Edmund habe ihm mit Uebergehung seiner beiden noch unmündigen Kinder die Krone abgetreten. Die Reichsversammlung willigte in die Abtretung, und Knut sandte die beiden jungen Prinzen zu dem Könige von Schweden, der sie tödten sollte; dieser schickte sie jedoch nach Ungarn, wo sie großmüthige Aufnahme fanden. So begann Knut mit Verbrechen und Grausamkeit die Regierung, die ihm durch Verrath zugefallen war, und allgemein wurde er in seinem neuen Reiche verabscheut; aber bald wußte er sich die Achtung und Liebe des Volkes zu gewinnen. Strenge bestrafte er die Treulosen, die an Ethelred und Edmund zu Verräthern geworden waren; auf einer Reichsversammlung stellte er die Gesetze Alfreds wieder her; Engländern und Dänen ertheilte er völlig gleiche Rechte, und um Alle zu versöhnen, vermählte er sich mit Ethelreds Wittwe Emma. Durch sie wurde er auch für das Christenthum gewonnen; aber freilich war seine Frömmigkeit nicht stark genug, um seine heftigen Leidenschaften zu überwältigen und seine Eroberungssucht zu zügeln, wie er denn zweimal Züge nach dem Festlande unternahm, den einen zur Eroberung Schwedens, den andern zur Unterwerfung Norwegens. Gleichwohl aber war er mit großem Eifer dafür thätig, die christliche Kirche auch in Dänemark fest zu gründen. Die verfallenen oder zerstörten Kirchen und Klöster in England stellte er wieder her; auch Künste und Wissenschaften fanden bei ihm Schutz. Jedenfalls scheint er mit den Jahren immer milder geworden zu sein und die Nichtigkeit irdischer Macht und Größe immer tiefer gefühlt zu haben. Deshalb unternahm er im J. 1027 eine Wallfahrt nach Rom, bei welcher er zugleich das Interesse seines Volkes wahrnahm und für die englischen Schulen große Freiheiten erlangte. Diese Wallfahrt machte auf ihn einen tiefen Eindruck. „Ich habe", schrieb er nach England, „Gott selbst betend mein Leben geweiht, von jetzt an in Allem so zu handeln, wie es vor ihm recht ist, die mir untergebenen Völker fromm und gerecht zu regieren, und wenn ich aus

jugendlicher Leidenschaft oder Nachlässigkeit bisher Manches dem Rechte zuwider gethan habe, so nehme ich mir vor, mit Gottes Hülfe Alles wieder gut zu machen. Deshalb gebiete ich meinen Räthen, daß sie fernerhin nicht aus Furcht vor mir oder aus Gunst gegen irgend einen Mächtigen in irgend eine Ungerechtigkeit willigen, daß sie nichts der Art in meinem Reiche aufkommen lassen. Ich gebiete auch allen Obern in meinem Reiche, wenn ihnen meine Freundschaft oder ihr Wohl lieb ist, daß sie gegen keinen Menschen, sei er arm oder reich, sich Gewalt erlauben. Allen vom niederen wie vom höheren Stande soll nach den Gesetzen Recht widerfahren, und man soll nicht um meiner königlichen Gunst, nicht um der Person irgend eines Mächtigen willen, nicht um mir Geld zu sammeln, davon abweichen." Er starb im Jahre 1036 und hinterließ Norwegen seinem ältesten Sohne Swen, England seinem zweiten Sohne Harald, dem dritten, Hardi-Knut, Dänemark. Sie waren dem Vater durchaus unähnlich. Swen starb bald, und Hardi-Knut bemächtigte sich Norwegens; Harald aber herrschte in England mit tückischer Grausamkeit. Seinen Stiefbruder Alfred ließ er blenden und in ein Kloster sperren, wo er bald starb; mit Eduard, ihrem anderen Sohne von Ethelred, floh Emma nach der Normandie. Zum Glück starb Harald kurz darauf; aber sein Bruder Hardi-Knut war nicht besser. Derselbe ließ sogar Haralds Leichnam aus der Gruft reißen, enthaupten und in die Themse werfen. Auch er starb schon 1041, und nun konnte Eduard aus der Normandie zurückkehren. Doch er führte nur den Namen des Königs; die Macht besaß der dänische Graf Godwin, dessen Sohn Harald bei dem kinderlosen Tode Eduards (1066) König wurde. Harald war ein edler, tapferer Mann, und das Volk war ihm wohlgeneigt; aber er erhielt einen furchtbaren Gegner an dem Herzoge Wilhelm von der Normandie, einem Sohne des Herzogs Robert des Prächtigen oder des Teufels, Emma's Neffen. Nach dem Tode seines Vaters hatte derselbe mit neunzehn Jahren trotz des Widerstandes seiner Vasallen und Verwandten die Herrschaft der Normandie ergriffen, und bald war der kühne, verschlagene Jüngling, dem jedes Mittel zur Erreichung seiner Zwecke willkommen war, der Schrecken der benachbarten kleineren Fürsten. Er besaß so große Körperstärke, daß Niemand als er seinen Bogen spannen konnte. Unter dem Vorgeben, König Eduard habe ihn im Testamente zu seinem Nachfolger bestimmt, machte er jetzt Ansprüche auf England, und da sich Harald weigerte, die vom Volke ihm übertragene Krone abzutreten, rüstete sich Wilhelm mit aller Macht zum Kampfe. Der Papst schickte ihm dazu selbst ein geweihtes Banner und einen Ring mit einem Haar des Apostels Petrus; von allen Ländern strömten ihm kampflustige Ritter zu, und so konnte er mit einem Heere von sechszigtausend Mann an der Küste von Sussex landen. Beim Aussteigen stolperte er; aber schnell wußte er

dem ſchlimmen Zeichen eine gute Deutung zu geben, indem er ausrief: „So nehme ich von dieſem Lande Beſitz.“ Alle Schiffe ließ er verbrennen (nach anderen Berichten ſandte er ſie nach Hauſe zurück), und bei der Stadt Haſtings, in der Nähe der Küſte, ſchlug er ein Lager auf. Dort kam es am 14. October 1066 zur entſcheidenden Schlacht. Bis an den Abend wurde gekämpft, ohne daß etwas entſchieden war; da täuſchte Wilhelm die Feinde durch verſtellte Flucht und griff ſie dann unerwartet an; König Harald, in den vorderſten Reihen kämpfend, ſank von einem Pfeile tödtlich getroffen, und das angelſächſiſche Heer wurde gänzlich beſiegt. Wilhelm zog darauf nach London; die meiſten geiſtlichen und weltlichen Großen huldigten ihm, und auf den Wunſch der Reichsverſammlung ließ er ſich am 25. December in der Weſtminſterabtei von dem Erzbiſchof von York zum König krönen. Er hat bis 1087 regiert und iſt unter dem Beinamen des Eroberers bekannt.

In der erſten Zeit verfuhr er mit ziemlicher Mäßigung, obgleich er von Anfang die Normannen ſehr begünſtigte; als aber die Bedrückungen derſelben immer unerträglicher wurden, und die Angelſachſen ſich wiederholt erhoben und ſeine feſten Schlöſſer erſtürmten, begann er, ſtatt den maßloſen Uebergriffen ſeiner Normannen zu ſteuern, den Widerſtand der Angelſachſen mit tyranniſcher Grauſamkeit zu unterdrücken. Einen großen Theil von Northumberland verwandelte er in eine Wüſte; das Vieh wurde weggetrieben, die Häuſer eingeäſchert, und ein Theil der Bevölkerung wanderte nach Schottland aus; die übrigen, mehr als hunderttauſend, kamen durch Hunger und Seuchen um. Gleichzeitig begann Wilhelm die angelſächſiſchen Adelsfamilien im Lande planmäßig auszurotten; die alte, freie angelſächſiſche Grundverfaſſung wurde aufgehoben, und das franzöſiſch-normanniſche Lehnsweſen in vollſtem Umfange eingeführt. Der geſammte Grund und Boden wurde in 60,215 Ritterlehen getheilt, von denen die Geiſtlichkeit 28,015 erhielt, 1400 die Krone; 700 der größeren Beſitzungen (Baronien) wurden an normanniſche Ritter ertheilt. So wurden die Normannen in ihren Beſitzungen befeſtigt, die angelſächſiſchen Adligen dagegen, die in den ihrigen blieben, geriethen immer mehr in Abhängigkeit. Zugleich wurde die normanniſche Sprache in allen Zweigen des öffentlichen Lebens eingeführt, und wer ſeine Kinder nicht in die dazu errichteten Schulen ſchickte, um dieſelbe zu erlernen, wurde von ſchwerer Geldſtrafe betroffen. Mit unerbittlicher Strenge ſorgte der König für Erhaltung des Landfriedens, und wer ihn zu brechen wagte, wurde hingerichtet oder verſtümmelt. Obgleich die Sicherheit des Eigenthums dadurch außerordentlich gefördert wurde, ſo achtete doch der König ſelbſt daſſelbe nicht überall. Von maßloſer Jagdluſt verleitet, ließ er ganze Bezirke einhegen und Meierhöfe und Kirchen niederreißen. In der Gegend von Wincheſter ließ er einen der blühendſten Landſtriche von mehr

als dreißig Meilen im Umfange verwüſten und in Wald verwandeln; dabei gab er wahrhaft barbariſche Jagdgeſetze. Wer ein Stück Wild in einem königlichen Forſte zu erlegen wagte, wurde getödtet oder geblendet. Auch Burgen zum Schutz gegen innere und äußere Feinde wurden angelegt; ſo in London der Tower, ſo Newcaſtle an der ſchottiſchen Gränze. — Im letzten Jahre ſeines Lebens unternahm Wilhelm noch einen Zug gegen den König Philipp I. von Frankreich. Derſelbe hatte ſich ſeine Feindſchaft beſonders dadurch zugezogen, daß er ſeinen älteſten Sohn Robert aufreizte, die Herrſchaft in der Normandie an ſich zu reißen, und es war darüber zu einem blutigen Kriege zwiſchen Vater und Sohn gekommen, der erſt nach mehreren Jahren (1080) durch Vermittlung der Königin beendigt wurde. Ueberdies hatte Philipp den König dadurch erbittert, daß er ſich Spöttereien über die übermäßige Dicke deſſelben erlaubte. Alles mit Feuer und Schwert verwüſtend, drang Wilhelm von der Normandie aus gegen Paris vor. Er eroberte die Stadt Mantes an der Seine und ließ ſie einäſchern; als er aber über die rauchenden Trümmerhaufen eilte, ſtürzte ſein Pferd, und er fiel mit ſeinem Leibe ſo heftig auf den Sattelknopf, daß er umkehren mußte, und an den Folgen der Quetſchung am 9. September 1087 in einem Kloſter bei Rouen ſtarb. Sein Sohn Wilhelm II. folgte ihm als König von England.

Nach dem Ausſterben ſeines Mannsſtammes kam mit Heinrich II., dem Sohne ſeiner Enkelin, im Jahre 1154 das Haus Plantagenet-Anjou daſelbſt auf den Thron, welches bis 1485 geherrſcht hat. Heinrich war in vielen Beziehungen ein trefflicher Herrſcher, edel, klug, großmüthig, tapfer, ein Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften, obgleich nicht frei von Ehrgeiz und Stolz, und Andern zu leicht vertrauend. Unter langjährigen Empörungen und Kriegen war das Land in tiefe Zerrüttung verſunken. Er ſtellte die Ruhe wieder her, zügelte die Raubſucht des wilden Adels, zerſtörte eine Menge von Raubſchlöſſern, erleichterte das Joch der Bauern, hob das Städteweſen und förderte Handel und Gewerbfleiß; zugleich erweiterte er die Gränzen ſeines Reiches, indem er im J. 1172 Irland unterwarf, das bis dahin unter fünf kleine Könige getheilt geweſen war, die ſich gegenſeitig die Oberherrſchaft ſtreitig machten. Dagegen verſuchte er vergebens, den Anmaßungen der Geiſtlichkeit Schranken zu ſetzen, und es iſt bereits S. 318 erwähnt worden, wie er ſich vor dem Papſte demüthigen mußte. Kurz darauf erlebte er den Schmerz, daß ſeine eigenen Söhne ſich gegen ihn empörten. Seine Gemahlin Eleonore ſelbſt war es, die aus Eiferſucht ſeinen älteſten Sohn Heinrich zum Aufſtande reizte. Mit ſeinen Brüdern und dem Könige von Frankreich vereinigt, begann derſelbe gegen ihn in der Normandie den Krieg, und zugleich fiel König Wilhelm von Schottland mit Heeresmacht in England ein, wo ebenfalls ein Aufruhr ausbrach. Doch Hein-

rich unterdrückte ſchnell den Aufſtand in England, beſiegte den König von Schottland und zwang ihn, den Lehnseid zu leiſten, eilte darauf nach Frankreich, ſchloß mit dem Könige Frieden und verzieh ſeinen Söhnen. Doch im Jahre 1180 brach der Krieg mit den letzteren von Neuem aus, und kaum war derſelbe beendigt, als ſein zweiter Sohn Richard, von Philipp Auguſt von Frankreich aufgereizt, abermals zu den Waffen griff, und mit ihm viele Barone in der Bretagne und Poitou ſich gegen Heinrich empörten. Der König rüſtete zum Kampfe gegen ſie; als er aber erfuhr, daß auch ſein Lieblingsſohn Johann zur Partei der Empörer getreten ſei, brach ihm der Kummer das Herz. Voll Verzweiflung rief er aus: „Schande einem beſiegten Könige! Verflucht ſei der Tag, an dem ich geboren bin, und verflucht die Söhne, die ich hinterlaſſe!“ Der Schmerz warf ihn auf das Krankenlager, und er ſtarb am 6. Juli 1189. Da ſein älteſter Sohn Heinrich bereits ſechs Jahre zuvor geſtorben war, eben ſo auch der zweite, Gottfried, ſo folgte ihm Richard I. in der Regierung. Wir haben bereits §. 33 das bewegte Leben dieſes Königs kennen gelernt, in welchem Hoheit und Niedrigkeit der Geſinnung auf ſo merkwürdige Weiſe gemiſcht waren. Von England hielten ihn Kämpfe im Auslande meiſtentheils fern, und es war kein Verluſt für das Land, daß er ſich ſo wenig daſelbſt aufhielt; ſeine Gegenwart wurde Keinem förderlich. Der gemeine Mann liebte den ſtolzen, hochfahrenden Mann nicht; der Vornehme fürchtete ſeine Habſucht und Rohheit. Er ſtarb von Allen gefürchtet, von Niemand geliebt. Sein feiger, heimtückiſcher Bruder Johann, der im Jahre 1199 auf ihn folgte, machte ſich durch ſchnöde Verachtung jedes Rechtes, durch freche Verletzung alles deſſen, was ehrwürdig und heilig erſchien, durch ſeine Muthloſigkeit und Selbſterniedrigung im Unglück gleich verhaßt und verächtlich. Nach ſeiner ſchmachvollen Demüthigung durch den Papſt (S. 330) gewann er zwar ohne Mühe Poitou und Anjou von Philipp Auguſt wieder, mußte aber doch mit ihm einen fünfjährigen Waffenſtillſtand ſchließen und nach England zurückkehren. Dort erwartete ihn neue Demüthigung. Müde der Tyrannei des verhaßten und verachteten Königs, vereinigten ſich Adel, Geiſtlichkeit und Volk, ſo verſchieden auch ſonſt ihre Beſtrebungen waren, um die Uebermacht der Krone zu ſchwächen und die alte, freie ſächſiſche Verfaſſung der Hauptſache nach wiederherzuſtellen; die Seele des Bundes war der Erzbiſchof Stephan Langton. In Begleitung eines ſtarken Heeres trugen zuerſt Barone und Geiſtlichkeit dem Könige ihre Wünſche zu Oxford vor. Da er ſie zurückwies, griffen ſie zu den Waffen, nahmen London, belagerten den König im Tower; der ganze Adel fiel ihnen zu, und von Allen verlaſſen, ſah ſich Johann genöthigt, nach dem Willen der Barone am 19. Juni 1215 zu Runnymead, einer Wieſe zwiſchen Windſor und Staines, zu erſcheinen und die berühmte Urkunde zu unterzeichnen,

welche unter dem Namen der Magna Charta oder des großen Freiheitsbriefes bekannt ist und die Grundlage der Freiheit des englischen Volkes bildete. Nicht eine neue Staatsverfassung wurde dadurch eingeführt, sondern nur ein Theil der alten, durch das normannische Lehnsreich vernichteten Rechte wiederhergestellt, obgleich dabei mehr die Freiheiten der einzelnen Stände berücksichtigt wurden, als die der Gesammtheit des Volkes. So erhielt die Kirche alle ihr entrissenen Rechte und Freiheiten, namentlich in der Wahl der Bischöfe und Aebte, zurück; der Adel erreichte die Aufhebung mancher Lasten, die ihm bisher der König als Oberlehnsherr auferlegt hatte. Für Bewilligung außerordentlicher Steuern sollten die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen, größeren Barone (Lords) und sonstigen Lehnsträger sich zum gemeinsamen Rath des Königs oder dem Parlament versammeln und darüber abstimmen. London, so wie die übrigen Städte und Flecken sollten ihre Gerechtsame behalten, auch keine Einkommensteuern ohne Bewilligung des Parlaments zahlen. Niemandem sollte die Gerechtigkeit vorenthalten, kein freier Mann gefangen genommen, eingekerkert, seiner Güter beraubt, oder sonst gefährdet werden, anders als nach dem Urtheil von seines Gleichen (von Pairs, Standesgenossen) oder nach den Landesgesetzen. Die Geldstrafen sollten nicht willkürlich, sondern nach Maßgabe des Verbrechens bestimmt werden, und zwar bei Grafen und Baronen durch den Spruch ihrer Standesgenossen, bei den Uebrigen auf den Eid von zwölf unbescholtenen Nachbaren; dabei sollten weder der Grundbesitz, noch die Handelswaaren und die Schiffe, noch bei Unfreien das Handwerks- und Feldgeräth bei Zahlung von Strafen mit Beschlag belegt werden dürfen. Die Gerichtshöfe aber sollten nicht dem Könige an seinen jedesmaligen Aufenthaltsort folgen, sondern beständig an einem gewissen Orte bleiben. Die grausamen Jagdgesetze wurden theils gemildert, theils ganz aufgehoben; an die Stelle körperlicher Verstümmelung trat Geld- oder Gefängnißstrafe. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel im Lande zu treiben, und überall sollten einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich verpflichtete sich der König, die fremden Miethstruppen abzuschaffen. Ein vom Adel aus seiner Mitte gewählter Ausschuß von fünfundzwanzig Mitgliedern sollte über Vollziehung der vom König und Volk beschwornen Urkunde wachen und befugt sein, den König, wenn er den Vergleich bräche, durch Wegnahme der Krongüter und nöthigenfalls durch Waffengewalt mit Hülfe des ganzen Volkes zur Haltung desselben zu zwingen.

Bald suchte Johann von dem lästigen Vertrage wieder frei zu werden. Er sandte geheime Boten an den Papst und bewog denselben als Oberlehnsherrn, durch eine Bulle den Freiheitsbrief für ungültig zu erklären, die Barone in den Bann zu thun und London mit dem Interdict zu belegen. Zahlreiche Söldnerschaaren kamen aus den Niederlanden und

Frankreich zu Johann, der an ihrer Spitze das Land verwüſtend durchzog und gegen den Adel mit tyranniſcher Grauſamkeit wüthete. In ſolcher Bedrängniß wandten ſich die Barone an Philipp Auguſt's älteſten Sohn Ludwig und trugen ihm die Krone an. Ungeachtet des päpſtlichen Bannes kam auch Ludwig alsbald im Mai 1216 an der Spitze eines zahlreichen Heeres aus Frankreich herbei. Mit Jubel wurde er in London empfangen, und er unterwarf ſich faſt das ganze ſüdliche und öſtliche England; ehe es jedoch zur letzten Entſcheidung kam, ſtarb der wortbrüchige König, von Gram und Krankheit überwältigt, am 19. October 1216, in demſelben Jahre, in welchem auch Papſt Innocenz III. endete.

Alsbald zeigte es ſich, daß die Herbeirufung Ludwigs nur durch den Widerwillen gegen Johann veranlaßt worden war. Bald gewann der Reichsmarſchall Graf Wilhelm von Pembroke für des Verſtorbenen Sohn, den zehnjährigen Heinrich III. (1216 - 1272), den größten Theil des Adels; Ludwig wurde geſchlagen, mußte im J. 1217 auf ſeine Anſprüche Verzicht leiſten und kehrte nach Frankreich zurück. Leider aber ſtarb Pembroke bereits 1219, und Keiner trat an ſeine Stelle, der im Stande geweſen wäre, ihn zu erſetzen. Noch ſchlimmer wurde es, als der Papſt im J. 1224 den jungen König für mündig erklärte. Er war ein leichtſinniger, herrſchſüchtiger und habgieriger Fürſt, ohne Scheu ſeinen Launen folgend und ganz in der Hand ausländiſcher Günſtlinge, gewiſſenlos, wie ſein Vater, eben ſo leicht bereit, in der Noth Eide zu ſchwören, als ſie zu brechen, wenn ſeine Lage ſich beſſerte, dabei verſchwenderiſch und ſchwelgeriſch im Uebermaß, und um ſich Geldmittel zu beſchaffen, ſtets bereit, das Volk mit Steuern zu belaſten. Durch unglückliche Kriege gingen faſt alle engliſche Beſitzungen in Frankreich verloren; zur Führung derſelben brauchte der König Geld, und das Parlament bewilligte es nur gegen Beſtätigung von Freiheitsbriefen und Ertheilung von Rechten. So mußte Heinrich bereits im Jahre 1225 die Magna Charta durch eine neue Urkunde beſtätigen und zugleich einen zweiten Freiheitsbrief erlaſſen, welcher die königlichen Forſtrechte beſchränkte. Oft brach freilich der gewiſſenloſe König die Freiheitsbriefe wieder, aber ſiebenmal mußte er ſie beſtätigen. Endlich kam es zu offenem Kampfe zwiſchen ihm und den Baronen, an deren Spitze ſich ſein eigener Schwager Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, ſtellte, ein Sohn des Simon von Monfort, den wir in dem Kreuzzuge gegen die Albigenſer kennen gelernt haben, ein zwar leidenſchaftlicher, aber kühner und unternehmender Mann. Heinrich wurde am 14. Mai 1264 ſammt ſeinem Bruder, dem deutſchen Könige Richard, in der Schlacht bei Lewes gefangen genommen. Leiceſter erkannte wohl, daß er ſein Anſehen nur durch das Volk ſtützen könne; während daher bis dahin nur Adel und Prälaten hatten Mitglieder des Parlaments ſein können, berief er im Jahre 1264 aus jeder Grafſchaft

vier Ritter in daſſelbe, im folgenden Jahre aus jeder Grafſchaft zwei und eben ſo viele aus jeder bedeutenden Stadt, die von allen Freien als Vertreter gewählt wurden. Auch Heinrichs tapferer Sohn Eduard war in Leiceſters Gewalt gerathen; er entkam jedoch aus der Haft, ſammelte die Anhänger des Königs um ſich und erfocht einen glänzenden Sieg in der Schlacht bei Evesham (4. Auguſt 1265), in welcher Leiceſter ſelbſt tapfer kämpfend fiel. Damit hörte jeder Widerſtand gegen den König auf; aber Leiceſters Andenken blieb bei Vielen in Ehren; es verbreitete ſich die Sage, daß auf ſeinem Grabe Wunder geſchähen. Vor Allem die Städte ſuchten das durch ihn erlangte Recht der Vertretung im Parlament dauernd feſtzuhalten.

Heinrich ſtarb am 16. November 1272 Sein Nachfolger Eduard I. (1273—1307), der zum Kampfe gegen die Ungläubigen nach Paläſtina gezogen war, befand ſich in Sicilien, als er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters empfing. Er kehrte nach England zurück und wurde am 29. Auguſt 1274 in der Weſtminſterkirche vom Erzbiſchof von Canterbury gekrönt. Bald fand er Gelegenheit, die Macht ſeines Reiches weiter auszudehnen. Schon längſt waren die Fürſten von Wales lehnsabhängig von England; aber in den unruhigen Zeiten unter Johann und Heinrich III. hatte ſich dieſe Abhängigkeit wieder mehr gelöſt, und der waliſche Fürſt Lewellyn verweigerte Eduard die Lehnshuldigung. Eduard zog im J. 1277 gegen ihn und erzwang die Huldigung. Zwar empörten ſich die Walen fünf Jahre darauf; aber Lewellyn fiel im Kampfe durch Meuchelmord; ſein tapferer Bruder David wurde gefangen genommen und erhängt, und das Volk, völlig unterworfen, mußte ſich engliſche Einrichtungen und Geſetze gefallen laſſen. Wie wichtig dem Könige dieſe Eroberung erſchien, ſieht man daraus, daß er, als ſeine Gemahlin während ihres Aufenthaltes in Wales ihm einen Sohn ſchenkte, demſelben den Titel „Prinz von Wales" gab, welcher ſeitdem für den engliſchen Thronerben in Gebrauch geblieben iſt. Ein noch reicheres Feld bot ſich der Thätigkeit des Königs in Schottland dar. Die Bewohner Schottlands beſtanden aus zwei, nur durch den Haß gegen England verbundenen, ſonſt aber in ſich durchaus verſchiedenen Theilen. Die Bewohner des Hochlandes, die Bergſchotten, waren, wie die Bewohner von Wales, gäliſcher (keltiſcher) Abkunft, Nachkommen der alten Kaledonier. Meiſtens von Jagd und Fiſchfang lebend, ſtanden ſie unter erblichen Häuptlingen (Lairds), welchen der Stamm (Clan) unbedingt untergeben war. Sie waren die Führer im Kriege, ſchlichteten im Frieden die Streitigkeiten und hatten über Leben und Tod zu gebieten; ſelten kam es jedoch vor, daß ſie ihre große Gewalt mißbrauchten. Mäßig und einfach, abgehärtet auch gegen die rauheſte Witterung, tapfer bis zur Tollkühnheit, liebten dieſe wilden Söhne der Natur zugleich Dichtkunſt und

Muſik; Hoch und Niedrig lauſchte gern den Worten des Sängers, der die Heldenthaten der Vorzeit pries, und Alle fühlten ſich dann auf gleiche Weiſe zur Nacheiferung begeiſtert. Ganz anders die Bewohner der Ebenen und der Küſte. Dieſe waren ſächſiſch-normanniſcher Abkunft. Gleich ausgezeichnet durch körperliche Gewandtheit, Verwegenheit und Abhärtung, wie die Bergſchotten, hatte ſich bei ihnen ein zahlreicher kriegeriſcher Lehnsadel den meiſt unbedeutenden Städten gegenüber ausgebildet, der die Umwohner ſeiner Burgen als Leibeigene beherrſchte und, im Verein mit der mächtigen Geiſtlichkeit, den gemeinſamen König auf den Parlamenten vielfach beſchränkte. Seit langer Zeit hatten die Schotten wiederholt Einfälle in das engliſche Gebiet gemacht. Ohne Gepäck, unterweges von dem halbgekochten Fleiſche der erbeuteten Rinder oder dem Hafermehl lebend, das jeder mit ſich führte, unternahmen ſie oft Meilen weite Streifzüge, und Raub, Mord und Brand bezeichneten ihre Spur. Wiederholt hatte ſich England die Lehnsherrſchaft über dieſe gefährlichen Gränzfeinde errungen; aber nie hatte es dieſelbe auf die Dauer zu behaupten vermocht. Eine neue Gelegenheit, ſie geltend zu machen, bot ſich Eduard dar, als im J. 1289 mit Alexander III. der Mannsſtamm des Hauſes Kenneth erloſch, welches ſeit 450 Jahren im Beſitze der ſchottiſchen Krone geweſen war Auch Alexanders Enkelin Margarethe von Norwegen, welcher der Thron beſtimmt war, ſtarb 1291 bei der Ueberfahrt von Norwegen auf den Orkaden, und nun traten nicht weniger als zwölf Bewerber um die ſchottiſche Krone auf, unter welchen Johann Baliol und Robert Bruce die meiſten Anſprüche hatten. Eduard entſchied ſich als Oberlehnsherr für den Erſteren und empfing 1292 den Lehnseid. Zwar erhoben ſich Adel und Volk gegen ihn; aber durch den Sieg bei Dunbar verſchaffte ihm Eduard den unbeſtrittenen Beſitz der Herrſchaft. Deſto mehr ließ er ihn ſeine Abhängigkeit von England fühlen, ſo daß endlich Johann, heimlich mit Frankreich verbündet, ſich unabhängig erklärte. Doch Eduard drang mit Heeresmacht in das Land, nahm den König gefangen und ſetzte einen engliſchen Statthalter ein, der ſich arge Bedrückungen erlaubte. Dies brachte die Schotten auf's Aeußerſte. Sie erhoben ſich im J. 1297 unter einem tapferen Edelmann, William Wallace, und verjagten den Statthalter. Doch bald ſah ſich der kühne Häuptling von dem neidiſchen Adel verlaſſen und gerieth, durch einen ehemaligen Waffengefährten ſchmählich verrathen, in Eduards Gewalt, der ihn in Ketten nach London ſchleppen und im Tower erhängen ließ. Solche Grauſamkeit war indeſſen keineswegs geeignet, den Widerſtand der Schotten zu unterdrücken. Glühend von Begierde, den Tod des Helden zu rächen, ſetzten ſie den Kampf nur um ſo hartnäckiger fort und erhoben Bruce's Enkel, Robert Bruce, im J. 1306 auf den Königsthron. Eduard war außer ſich vor Zorn. Mit einem gewaltigen Heere brach er auf, um ganz Schottland mit Feuer und

Schwert zu verwüſten; aber noch ehe er die Gränze erreichte, ereilte ihn in der Nähe von Carlisle am 7. Juli 1307 der Tod.

Noch ſterbend hatte er ſeinem Sohne Eduard II. (1307—1327) befohlen, den Kampf kräftig fortzuſetzen; aber der neue König war ein ſchwachſinniger, träger und vergnügungsſüchtiger Menſch, ganz abhängig von unwürdigen Lieblingen und von ſeiner Gemahlin Iſabella, einer Tochter Philipps IV. von Frankreich, die ein alter Geſchichtſchreiber eine der ſchönſten Damen der Welt nennt, die aber zugleich ein höchſt verſchlagenes, ränkeſüchtiges und ehrgeiziges Weib war. Bald nachdem er die ſchottiſche Gränze überſchritten hatte, kehrte er wieder um, und alsbald rief er den Gascogner Gaveſton, den ſchon Eduard I. als einen Verführer ſeines Sohnes aus dem Lande verbannt hatte, an ſeinen Hof. Dies führte wiederholte Empörungen ſeiner Großen herbei, und erſt als Gaveſton im J. 1313 ermordet war, kam eine Ausſöhnung mit denſelben zu Stande. Nun nahm er auch den Kampf gegen die Schotten wieder auf. Mit einem hunderttauſend Mann ſtarken Heere zog er gegen ſie; aber am 24. Juni 1314 wurde er bei Bannockburn unweit Stirling von Bruce ſo gänzlich geſchlagen, daß dieſer ſelbſt in England einfallen, und ihn im J. 1323 zu einem Vertrage zwingen konnte, durch den er ſich den ungeſtörten Beſitz der Krone bis an ſeinen Tod ſicherte. Dies war ihm um ſo eher möglich geworden, da ſich Eduard wieder ganz der Leitung eines neuen Günſtlings Hugh le Despenſer (Spencer) überlaſſen und dadurch abermals den Adel gegen ſich aufgereizt hatte. Die Barone empörten ſich unter Führung des Grafen Thomas von Lancaſter; indeſſen beſiegte Eduard denſelben und ließ ihn nebſt andern Häuptern der Empörung hinrichten. Doch nun fanden die Empörer eine Stütze an der Königin Iſabella ſelbſt. Sie ging an den Hof ihres Bruders Karl IV. von Frankreich, angeblich um einen Streit ihres Gemahls mit demſelben wegen Guienne zu ſchlichten, eigentlich aber, um den König und Spencer zu ſtürzen. Ihren Sohn Eduard ließ ſie nachkommen, um die Huldigung wegen Guienne zu leiſten, und nun trat ſie öffentlich als Buhlerin des ſchönen engliſchen Grafen Roger Mortimer auf, eines Anhängers des hingerichteten Lancaſter, dem es gelungen war, aus dem Tower zu entkommen. Mit ſeiner Hülfe und durch das Geld ihres Bruders unterſtützt, ſammelte ſie ein Heer, verband ſich mit dem Grafen von Holland und Hennegau durch Verlobung ſeiner Tochter Philippa mit ihrem Sohne Eduard und kehrte an der Spitze ihrer bewaffneten Macht nach England zurück. Spencer und ſein neunzigjähriger Vater geriethen in ihre Gewalt und wurden grauſam hingerichtet; Adel und Volk empfingen ſie mit Jubel, und das Parlament erklärte im Januar 1327 den in Kenilworth gefangen genommenen König wegen Tyrannei und Feigheit für abgeſetzt und übertrug die Krone ſeinem Sohne. Unter grauſamen Mißhandlungen wurde der Unglückliche von

einem Orte zum andern geschleppt, und noch in demselben Jahre (am 21. September) fand derselbe auf dem Schlosse Berkeley seinen Tod, sei es, daß er aus Kummer über die erlittene Schmach starb, oder daß er auf Mortimers Befehl auf martervolle Weise ermordet wurde.

Auch Mortimer und Isabella erhielten aber ihren verdienten Lohn. Mortimer, der während der Minderjährigkeit Eduards III., welcher 1327—1377 regierte, die größte Macht besaß, machte sich theils dadurch verhaßt, daß mit Bruce 1328 ein Vertrag geschlossen wurde, in welchem die Unabhängigkeit Schottlands anerkannt ward, theils daß er sich Willkürlichkeiten und Grausamkeiten erlaubte, die Alles übertrafen, was man den Spencers je Schuld gegeben hatte. Dadurch wurde der junge König ermuthigt, sich von der ihm längst lästigen Bevormundung frei zu machen. Er ließ den mächtigen Grafen auf dem Schlosse von Nottingham verhaften und ungeachtet der flehentlichen Fürbitte Isabella's in London durch das Parlament als Hochverräther zum Tode verurtheilen und erhängen (1330); Isabella aber ließ er auf das Schloß Risings bringen, wo sie, streng bewacht, ihre letzten siebenundzwanzig Jahre einsam verlebt hat. Alsbald begann Eduard nun den Kampf gegen den jungen König David Bruce von Schottland, und in der That stellte er durch einen glänzenden Sieg im Jahre 1333 die englische Oberlehnsherrschaft wieder her; gleichwohl aber mußte er dem David Bruce zuletzt den ihm mehrmals entrissenen Thron wiedergeben (1357), und derselbe blieb in dessen Besitz bis an seinen Tod (1371), worauf mit seinem Schwestersohne Robert II. das Haus Stuart auf den schottischen Thron gelangte. Während dessen aber hatte Eduard zugleich im Jahre 1337 mit Frankreich, welches die Schotten beständig unterstützte, einen Kampf begonnen, welcher 130 Jahre lang gedauert hat und im folgenden Abschnitt wird geschildert werden.

Inzwischen war auch die innere Entwicklung Englands mächtig vorgeschritten. Das Geldbedürfniß machte schon unter Eduard I. häufige Berufung des Parlaments nöthig, und bereits im Jahre 1295 sah er sich genöthigt, den Grafschaften und Städten für immer das Recht zuzugestehen, Abgeordnete (die sogenannten Gemeinen) in dasselbe zu schicken. Zwei Jahre später erzwangen sie von ihm den Zusatz zur Magna Charta, daß zur Erhebung von Steuern ihre Einwilligung nöthig sei. Unter Eduard II. wurde sodann festgesetzt, daß jährlich ein- oder zweimal eine Parlamentsversammlung stattfinden solle, und später wurde endlich bestimmt, daß dies regelmäßig jedes Jahr geschehen müsse. Besonders wichtig war es, daß die kleineren Lehnsträger (die Ritter) seit dem Jahre 1339 von den Baronen gesondert und nun mit den städtischen Abgeordneten zu einem Ganzen, dem Unterhause, verschmolzen wurden, welches seit dem Jahre 1343 bestand. Zu dem Oberhause oder dem Hause der Herren (Lords)

gehörten damals die hohen Lehnsträger, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, so wie auch solche Barone, die der König schriftlich einlud, ihm mit Rath und That beizustehen. Die Abgeordneten der Grafschaften (die Ritter), Städte und Flecken bildeten dagegen das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen, und beide Häuser berathschlagten, einzelne Fälle abgerechnet, stets getrennt von einander. Die Rechte des Parlaments waren sehr bedeutend. Zuvörderst hatte keine Steuer Gültigkeit, wenn sie nicht von den Gemeinen bewilligt war; ferner durfte ohne Zustimmung des Parlaments kein altes Gesetz aufgehoben, kein neues eingeführt werden. Ein von den Gemeinen angenommener Gesetzesvorschlag ging zunächst an die Lords, und erst dann, wenn er auch von ihnen gebilligt worden war, an den König, durch dessen Genehmigung er erst zum Gesetz erhoben wurde, so daß alle Staatsgewalten bei der Gesetzgebung mitwirkten. Endlich hatte das Parlament die ganze Staatsverwaltung zu prüfen und konnte die Minister zur Verantwortung ziehen, wobei die Gemeinen den Thatbestand zu untersuchen hatten, während den Lords der Richterspruch zustand. Der König dagegen hatte das Recht, das Parlament zu berufen, zu vertagen und aufzulösen; er war im Besitze der vollziehenden Gewalt, befehligte die Kriegsmacht, hatte allein das Recht, mit andern Völkern Verträge zu schließen und über Krieg und Frieden zu bestimmen, und besaß überhaupt Macht genug, um die Vorrechte der Krone gegen Uebergriffe der Adels- und Volkspartei zu behaupten und auszudehnen.

---

§. 68. Frankreich in Kampf mit England. — Jeanne d'Arc.

Da in Frankreich die Linie der Capetinger erloschen war, behauptete Eduard III. von England, als Enkel Philipps IV. von der Isabella, ein näheres Recht auf den Thron zu haben, als Philipp VI. Seine Ansprüche aber waren nicht nur zurückgewiesen worden, sondern er mußte auch Philipp im Jahre 1329 wegen Guienne den Lehnseid leisten, und Philipp erbitterte ihn überdies dadurch, daß er den vertriebenen David Bruce aufnahm. Ja, es geschah noch mehr. Die beiden Brüder Ludwig und Robert von Flandern waren über den Besitz der Grafschaft in Streit gerathen; Philipp unterstützte den Ersteren, und Robert floh zu Eduard, um bei ihm Schutz und Hülfe zu suchen. Wirklich unterstützte

Eduard die flandrische Volkspartei, an deren Spitze der reiche Brauer Jacob von Artaveldt zu Gent, ein kühner und beredter Mann, stand, und dieser vertrieb den Grafen Ludwig und seine französischen Anhänger aus Flandern. Dadurch aufgebracht, schloß Philipp einen Bund mit den Schotten und fiel in Guienne ein. Nun rüstete sich aber Eduard mit aller Macht, seine Ansprüche auf Frankreich geltend zu machen, verband sich mit dem deutschen Kaiser Ludwig von Baiern, den Herzogen von Brabant und Geldern und anderen Fürsten, nahm Titel und Wappen eines Königs von Frankreich an und landete mit einem mächtigen Heere bei Antwerpen. Zwar wich Philipp einer Schlacht aus; aber im Jahre 1340 erfocht Eduard einen glänzenden Seesieg, nach welchem durch den Papst ein zweijähriger Waffenstillstand zu Stande kam. Kurz darauf boten die Angelegenheiten der Bretagne neuen Anlaß zum Streit, indem Philipp nach dem Tode des dortigen Herzogs Johann für Karl von Blois, den Gemahl der bretagnischen Erbtochter Johanna, Partei nahm, Eduard dagegen für den Grafen Johann von Montfort, den jüngsten Bruder des letzten Herzogs. Schon schien die Sache des Letzteren verloren, da er in französische Gefangenschaft gerieth. Doch seine Gemahlin Johanna, eine Frau, die nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Geschichtschreibers den Muth eines Mannes und das Herz eines Löwen besaß, trat, ihren unmündigen Sohn auf dem Arme, unter seine bestürzten Anhänger. „Ihr Herren", sprach sie, „erschreckt nicht zu sehr über den Verlust des Herrn, der uns entrissen ward! Er ist nur ein einziger Mensch. Sehet hier auf mein kleines Kind, das, so Gott will, sein Nachfolger werden wird!" Kriegerisch gerüstet, durchzog sie Städte und Dörfer, und zog sich endlich, der Uebermacht weichend, in das feste Schloß Hennebon an der Küste zurück. Alle wurden von ihrer Begeisterung mit fortgerissen. Frauen und Jungfrauen theilten mit den Männern alle Gefahren des Kampfes, rissen das Straßenpflaster auf und schleuderten Steine und Töpfe voll glühenden Sandes auf den anstürmenden Feind. Indessen stieg die Noth immer höher, schon dachte man an Uebergabe, da erblickte Johanna, die Stunden lang von der höchsten Spitze des Thurmes nach Hülfe ausgeschaut hatte, am fernen Horizonte Segel und rief freudig aus: „Ich sehe die ersehnte Hülfe!" Wirklich landete eine englische Flotte und zwang Karl von Blois zum Abzug.

Im Jahre 1346 landete Eduard wieder mit einem bedeutenden Heere, begleitet von seinem funfzehnjährigen Sohne Eduard, an der Küste der Normandie, nahm ohne großen Widerstand viele Städte in Besitz und drang, Alles verwüstend, bis in die Nähe von Paris vor. Doch nun strömten von allen Seiten dem Könige Philipp bewaffnete Schaaren zu, so daß Eduard eilig zurückziehen mußte und nur mit Mühe das Städt-

chen Crecy in der Grafſchaft Ponthieu erreichte. Hier kam es am 26. Auguſt 1346 zu einer entſcheidenden Schlacht. Das Heer Philipps war 100,000 Mann ſtark; Eduard konnte demſelben nur 4000 Reiter und 30,000 Mann zu Fuß entgegen ſtellen. Er ſchützte ſein Lager durch eine Wagenburg, flehte knieend Gott um Hülfe an und durchritt dann die Reihen ſeiner Krieger, ſie ermahnend, daß ſie Ehre und Recht nach Pflicht und Gewiſſen vertheidigen möchten. Philipp konnte ſeine kampfesmuthigen Schaaren kaum zurückhalten; noch drei Stunden vom Feinde entfernt, zückten ſie ſchon die Schwerter und ſchrieen: „Zum Tode! zum Tode!“ Ein furchtbares Gewitter zog herauf und entlud ſich über dem Schlachtfelde mit Donner und Blitz; Schwärme von Raben erhoben ſich und erfüllten die Luft mit ihrem Gekreiſch; doch plötzlich heiterte ſich der Himmel auf; die Sonne leuchtete den Franzoſen gerade in's Antlitz; die Schlacht begann. Ruhig erwarteten die Engländer den Angriff und warfen die feindlichen Schützen ſo mächtig zurück, daß ſie, ihre Armbrüſte wegwerfend, in der größten Unordnung die Flucht ergriffen, und Philipp ſelbſt auf ſie einhauen ließ, weil er ſie für Verräther hielt. Da ſtürzte der junge Prinz von Wales mit ſeinen Rittern auf den Feind. Er trug einen ſchwarzen Panzer, und man nannte ihn deshalb von jener Zeit an den ſchwarzen Prinzen. Heftig entbrannte der Kampf. Der alte blinde Böhmenkönig Johann war mit ſeinem Sohne Karl und dreihundert erleſenen Rittern im franzöſiſchen Heere. Als er das Getümmel hörte, fragte er, wo ſein Sohn Karl ſei, und da man ihm antwortete: „Vermuthlich im Handgemenge“, ſprach er: „Ihr ſeid meine Mannen, Freunde und Gefährten am heutigen Tage; ich bitte euch, führt mich ſo weit vor, daß ich einen Schwertſtreich thun kann!“ Die Ritter banden ihre Roſſe mit Stricken zuſammen und thaten, wie der alte König verlangt hatte, und er fiel im dichteſten Getümmel mit allen ſeinen Begleitern, wie man ſagt, von der Hand des ſchwarzen Prinzen. Doch auch dieſer wurde hart bedrängt, und der Graf Warwick entſandte deshalb einen Eilboten an den auf einer Anhöhe haltenden König, um ihn zu Hülfe zu rufen. „Iſt mein Sohn todt?“ fragte Eduard. „Nein, Sire!“ war die Antwort, „aber die Feinde bedrängen ihn ſehr.“ „So gehe zurück“, ſprach Eduard, „und ſage denen, die dich geſandt haben, ſie ſollen nicht wieder ſchicken, ſo lange mein Sohn lebt; denn heute mag er ſich die Sporen verdienen!“ Dies befeuerte den Muth des jungen Helden und ſeiner tapferen Schaar; die Franzoſen erlitten eine vollſtändige Niederlage; dreißigtauſend Gemeine und ſechszehnhundert Fürſten und Ritter aus dem franzöſiſchen Heere fanden ihren Tod. Philipp ſelbſt entkam nur mit genauer Noth in der Nacht zu dem etliche Stunden entfernten Schloſſe Broye, weckte den Caſtellan mit den Worten: „Oeffnet, öffnet! der unglückliche König

von Frankreich ist da", und eilte dann nach kurzer Rast weiter nach Paris. Freudetrunken umarmte Eduard seinen Sohn auf dem Schlachtfelde und sprach: „Ihr habt mit Gottes Hülfe ritterlich gekämpft und euch die Krone redlich verdient." Der junge Held aber beugte bescheiden das Knie vor seinem königlichen Vater und bat um seinen Segen.

Jetzt wandte sich Eduard gegen Calais; aber die Stadt leistete heldenmüthigen Widerstand. Eilf Monate hielt Bürgerschaft und Besatzung die harte Belagerung aus; da erst bot sie, durch Hunger gezwungen, gegen freien Abzug die Uebergabe an. Doch Eduard war durch den langen Widerstand so erbittert, daß er Ergebung auf Gnade und Ungnade forderte und endlich wenigstens verlangte, daß sechs der angesehensten Bürger mit entblößtem Haupt, Stricke um den Hals und die Schlüssel in den Händen, ihm zur Hinrichtung übergeben würden. Alles war bestürzt; da trat der edle Eustach von St. Pierre, der reichste Bürger von Calais, unter die Menge: „Ich will der Erste sein", rief er, „der das Leben wagt, um dies Volk zu retten." Staunen ergriff Alle; weinend fielen ihm Männer und Weiber zu Füßen, und bald fand er fünf Gefährten, mit denen er sich in das englische Lager führen ließ. Selbst die Feinde waren bei dem Anblick der edlen Männer gerührt; nur Eduard blieb, so schien es, finster und hart. Da warf sich ihm seine Gemahlin Philippa zu Füßen und flehte für sie um Gnade. „Frau", sagte der König, „wäret ihr doch anders wo! Aber ihr flehet so eindringlich, daß ich euch nichts abschlagen kann. Nehmt die Gefangenen und macht mit ihnen, was ihr wollt!" Freudig führte sie die Geretteten fort, ließ sie kleiden und bewirthen und brachte sie in Sicherheit. Wenige Tage nachher (den 29. August 1347) wurde die Stadt von den bisherigen Bewohnern geräumt und mit Engländern neu bevölkert.

Nachdem ein Waffenstillstand geschlossen war, kehrte Eduard nach England zurück und benutzte die Zeit der Ruhe, um sein Ansehen in Schottland zu befestigen und durch Turniere und die Stiftung des Hosenbandordens den kriegerischen Sinn seiner Ritterschaft zu beleben, während er durch strenge Gerechtigkeit und Festhalten an den ertheilten Freiheiten sich die Liebe des Volkes sicherte. Philipp starb im J. 1350, und es folgte auf ihn sein Sohn Johann der Gute (1350—1364). Unter ihm erneuerte sich der Kampf mit England. Eduard sandte den schwarzen Prinzen nach Frankreich, und Johann zog demselben mit so großer Macht entgegen, daß der Prinz sich zu einem Vertrage bereit erklärte, in welchem er alle Gefangenen freizulassen, die eroberten Plätze herauszugeben und in sieben Jahren nicht gegen Frankreich zu streiten versprach. Da aber Johann die Gefangenschaft des Prinzen forderte, rief dieser: „Lieber Tod als Schmach! Gott schütze das Recht!" Am 19. September

1356 kam es bei dem Dorfe Maupertuis unweit Poitiers zur Schlacht. Die Franzosen wurden gänzlich geschlagen; Johann selbst gerieth nach tapferer Gegenwehr in die Gefangenschaft, mit ihm siebenzehn Grafen und viele Ritter; an siebenhundert französische Ritter und 6000 Gemeine waren gefallen. Eine reiche Beute wurde den Siegern zu Theil, seidene Gewänder, kostbare Waffen, goldene und silberne Geschirre; denn die französischen Ritter hatten sich meist wie zum gewissen Siege geschmückt. Großmüthig behandelte der Sieger den gefangenen König, suchte ihn zu trösten und wartete ihm persönlich bei der Mahlzeit auf.

Es kam ein zweijähriger Waffenstillstand zu Stande, und der Prinz von Wales führte den gefangenen König nach England. Während der Abwesenheit desselben gerieth Frankreich in die traurigste Zerrüttung. Die Generalstaaten, welche der Dauphin*) Karl als Regent zusammenrief, rissen die Regierungsgewalt an sich; in Paris bemächtigte sich der Pöbel der Herrschaft; im Norden des Landes brach ein furchtbarer Aufstand des schwergedrückten Landvolks, die sogenannte Jacquerie, aus; in wenigen Tagen wurden über 60 Burgen zerstört; Raub, Mord und Brand wütheten überall, und mit den Bauern gemeinsam verwüsteten Banden entlassener Söldner die Provinzen. Solches Elend bewog den gefangenen König, 1360 den Frieden (zu Bretigny) zu erkaufen. Freilich mußte er in demselben den Engländern einen großen Theil des Landes abtreten und versprach, für seine Freilassung drei Millionen Goldgulden zu zahlen. So kehrte Johann nach Frankreich zurück; aber die Franzosen waren mit diesem Frieden wenig zufrieden, und da Johann das versprochene Lösegeld nicht aufbringen konnte, übertrug er seinem Sohne Karl die Regentschaft und kehrte in die Gefangenschaft nach London zurück. Mit Bewunderung wurde der redliche Mann empfangen, der seinen Wahlspruch: „Wenn Treue und Wahrheit aus der Welt verbannt sind, müssen sie sich doch im Munde der Könige wiederfinden", so herrlich bethätigte; aber kurz darauf warf ihn der Kummer auf das Krankenlager, und er starb am achten April 1364. Sein Leichnam wurde unter glänzender Begleitung nach Frankreich zurückgesandt und in der Königsgruft zu St. Denis beigesetzt.

Eduard hatte jetzt den Gipfel des Glückes erreicht. Schottland erkannte seine Oberhoheit an, Frankreich war gedemüthigt, und der schwarze Prinz beherrschte im Namen seines Vaters ganz Aquitanien und die Gascogne, also das ganze südwestliche Frankreich. Bald sollte ein

*) Durch Schenkung hatte Philipp VI. im Jahre 1349 die Dauphins erworben, unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel Dauphin nebst dem dazu gehörigen Wappen führen sollte.

Wechſel des Geſchickes eintreten. Den franzöſiſchen Königsthron beſtieg Karl V. (1364—1380). Man hat ihn den Weiſen genannt, weil er klug und verſchlagen war, mehr durch Liſt, als durch Gewalt ſeine Gegner bekämpfend. Feldherrntalente und kriegeriſchen Muth hatte er nicht; aber dieſer Mangel wurde dadurch erſetzt, daß ihm ein Mann zur Seite ſtand, der das, was ihm fehlte, in hohem Grade beſaß. Dieſer Mann war Bertrand du Guesclin. Der Sohn eines Ritters in der Bretagne, von abſchreckender Häßlichkeit, ohne allen Unterricht aufgewachſen, aber von ſeltener Begeiſterung für Kampf und Krieg, hatte er ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre auf einem Turniere den Preis davon getragen. Als in der Bretagne der Kampf zwiſchen Karl von Blois und Johann von Montfort ausbrach, trat er auf die Seite des Erſteren und zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit ſo aus, daß er bald der Schrecken der Engländer wurde. Am 29. September 1364 gerieth er in der Schlacht bei Auray, in welcher Karl von Blois fiel, in die Gewalt Johanns von Montfort; im folgenden Jahre wurde er jedoch von Karl V. für 100,000 Franken losgekauft, weil der König ihn benutzen wollte, um das Land von den zügelloſen Söldnerſchaaren zu befreien, welche die ärgſten Frevel verübten. Dazu bot ſich ihm eine treffliche Gelegenheit. Ueber Caſtilien nämlich herrſchte damals Peter der Grauſame, ein Menſch ohne Gottes- und Menſchenfurcht, habſüchtig und blutgierig. Wer ihm nicht willenlos gehorchte, war dem Kerker und dem Tode verfallen; die Rechte des Landes achtete er nicht; ſeine fromme Gemahlin Blanca vergiftete er um der ränkevollen Buhlerin Maria Padilla willen; Eleonore von Guzman, die Geliebte ſeines Vaters, ermordete er, und ihre Söhne, darunter den edlen Grafen Heinrich von Traſtamara, beraubte er ihrer Güter. Heinrich floh nach Frankreich und rief die Hülfe des Königs gegen den von Allen gehaßten und gefürchteten Tyrannen an, den ſelbſt der päpſtliche Bann getroffen hatte. Ihm wollte Karl eben jene Söldnerſchaaren (man nannte ſie Camaraderien) zu Hülfe ſenden, und Bertrand du Guesclin führte dreißig tauſend derſelben über die Pyrenäen. Von Allen verlaſſen, floh Peter zu dem ſchwarzen Prinzen, der ihn glänzend empfing und mit Einwilligung des Vaters den ruhmloſen Kampf für ihn übernahm. Mit Heeresmacht drang er über die Pyrenäen und den Ebro vor, ſchlug Heinrich bei Najara, nöthigte ihn zur Flucht und nahm Bertrand du Guesclin gefangen. Peter wurde wieder in die Herrſchaft eingeſetzt; aber er lohnte ſeinen Helfern ſo ſchlecht, daß der Prinz von Wales aus Mangel ſogar ſein Silbergeſchirr verkaufen mußte. Mißmuthig und krank kehrte derſelbe nach Frankreich zurück; aber kaum war er fort, als ſich der größte Theil des Volkes unverzüglich an Heinrich und an Bertrand du Guesclin anſchloß, der ſich abermals für 100,000 Franken los gekauft hatte. Peter wurde geſchlagen, gefangen genommen und

von Heinrich getödtet, den nun das Volk jubelnd als König begrüßte. Inzwischen begann auch der Kampf Frankreichs und Englands von Neuem. Der schwarze Prinz befleckte seinen Ruhm durch arge Bedrückungen in seinem Lande, um die Söldner zu befriedigen. Die Gascogner beschwerten sich darüber bei Karl, der als Lehnsherr den schwarzen Prinzen vorlud. Darüber kam es zum Kriege. Schon zu schwach, um zu Pferde zu steigen, ließ er sich in einer Sänfte dem Heere voranstragen. Leider schändete er sich durch unmenschliche Grausamkeit, indem er sämmtliche Einwohner von Limoges niederhauen ließ, weil sie den Franzosen die Thore geöffnet hatten. Gleich darauf mußte er nach England zurückkehren, da seine Krankheit sich verschlimmerte, und er starb daselbst im Jahre 1376. Im folgenden Jahre starb auch sein Vater. Auch er hatte seinen früheren Ruhm nicht unbefleckt erhalten. Durch Prunksucht, Mißtrauen und Willkür verscherzte er sich die Liebe seines Volkes, und die Abhängigkeit von einem launenhaften, buhlerischen Weibe, der Alice Perries, in die er nach dem Tode seiner edlen Gemahlin Philippa gerieth, machte ihn verächtlich; dazu mußte er es erleben, daß fast alle seine französischen Besitzungen durch die glückliche Kriegführung Bertrands du Guesclin, der von Karl zum Connetable von Frankreich ernannt war, verloren gingen, und ihm von festen Plätzen nur Calais, Bordeaux und Bayonne blieben. Aus Gram darüber starb er einsam und von seinen Freunden und Dienern verlassen im Jahre 1377; sein Reich kam an Richard II. (1377—1399), den jungen Sohn des schwarzen Prinzen. Wenige Jahre darauf starb auch Bertrand du Guesclin. Er erkrankte während der Belagerung von Chateau de Randon in Langue d'oc und starb am 13. Juli 1380. Noch im Tode ehrten ihn die Belagerten, indem der Befehlshaber der Festung weinend die Schlüssel derselben feierlich zu den Füßen des Leichnams niederlegte. Ganz Frankreich trauerte um seinen Verlust, vor Allem der König, der ihn in der königlichen Gruft zu St. Denis beisetzen ließ. Bald darauf folgte ihm Karl selbst nach. Er starb am 16. September desselben Jahres. Wohl hatte er die Macht der Krone zu größerer Unumschränktheit erhoben, als je, hatte in den Versammlungen der Reichsstände, die er so selten wie möglich einberief, die von den Bürgern erwählten Abgeordneten der Städte durch königliche Beamten ersetzt, die freien Communalverfassungen unterdrückt; aber auch er hinterließ das Reich, wie Eduard, einem Kinde, seinem zwölfjährigen Sohne Karl VI. (1380—1422), mit dessen Herrschaft namenloses Elend über Frankreich kam. Seine ehrgeizigen und habsüchtigen Oheime, die Herzoge Ludwig von Anjou, Johann von Berri und Philipp von Burgund, welche während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft führten, verdarben ihn planmäßig, gewöhnten ihn an Müßiggang, Ueppigkeit und Schwelgerei,

drückten das Volk mit willkürlichen Steuern, verhöhnten auf die frechste Weise jegliches Recht und erstickten jegliche Klage darüber. Da erhob sich das Volk von Paris, erbrach die Gefängnisse, bewaffnete sich mit Streitkolben (maillets), und sengend und plündernd durchtobte der aufrührerische Pöbel die Stadt. Man nennt dies den Aufstand der maillotins. Auch andre Städte wurden vom Aufruhr ergriffen. Zwar wurde derselbe bald und hart bestraft; in Paris allein starben dreihundert Bürger auf dem Blutgerüst; doch besser wurde es darum nicht. Erst als der König selbst die Regierung übernahm (1388), wurde dem Volke eine Erleichterung seiner schweren Lasten zu Theil, aber leider nur auf kurze Zeit. Karl hatte sich bereits im Jahre 1385 mit Isabella, der Tochter des Herzogs Stephan von Baiern-Ingolstadt, vermählt. Jetzt hielt er mit ihr seinen Einzug in Paris (1389). Die Bürger von Paris empfingen sie mit der größten Pracht, erbauten ihr reichgeschmückte Ehrenpforten und überreichten ihr bei dem Einzuge ein Geschenk von mehr als 60,000 Goldkronen. Bald wußte das listige, ehrgeizige Weib sich des unbeschränktesten Einflusses auf den König zu bemächtigen, und Schwelgerei, Sittenlosigkeit und Ränke herrschten am Hofe mehr als je. Doch das Unheil sollte noch größer werden. Karl unternahm einen Zug gegen Johann von Montfort, den Herzog der Bretagne, weil derselbe einem bei ihm in hoher Gunst stehenden und in der Bretage reich begüterten Edelmanne, Peter von Craon, der den Connetable Olivier du Clisson, Karls Günstling, meuchelmörderisch hatte anfallen lassen, einen Zufluchtsort gewährt hatte. Es war glühend heiß, und der Weg führte durch einen dichten Fichtenwald; der König war in voller Rüstung und überdies mit einem dicken Sammetrock bekleidet. Da tritt plötzlich aus dem Dickicht ein zerlumpter Mensch auf ihn zu, mit den Worten: „Reite nicht weiter, du bist verrathen!“ damit verschwand er. Karl erschrak, und als beim Weiterreiten die Edelknaben, die ihn begleiteten, zufällig ein Geräusch machten, zog er sein Schwert, hieb wüthend um sich und tödtete oder verwundete mehrere seiner Begleiter; man mußte ihn endlich binden, und schaffte ihn auf dem Karren eines Ochsenhirten nach Mans (1392). Seitdem blieb er tiefsinnig; wenige Monate darauf traf ihn ein neues Unglück. Auf einem Maskenballe hatte er sich mit einigen Freunden als Wilder verkleidet, und sie hatten deshalb einen Anzug von betheertem und mit zottigen Haaren beklebtem Wachstuche angelegt. Zum Unglück fing die Kleidung des Einen Feuer; auch die übrigen drei Herren wurden von den Flammen ergriffen und mußten jämmerlich verbrennen. Den König rettete nur die Geistesgegenwart der Herzogin von Berri, welche ihren Mantel um ihn schlug und dadurch die Flamme erstickte; aber durch den gräßlichen Anblick war er völlig wahnsinnig geworden. Aerzte aus allen Theilen Europa's

wurden berufen; aber alle Mittel zu seiner Herstellung waren erfolglos, und selten hatte er seit jener Zeit noch lichte Augenblicke. Um ihn in solchen zu zerstreuen, unterhielt man ihn mit Kartenspiel, welches damals in Frankreich eingeführt wurde*); dadurch aber ward noch neues Unheil gestiftet, indem Bürger wie Hofleute von der zügellosesten Spielwuth ergriffen wurden. Jacquemin Gringonneur beschäftigte ihn mit Malerei; man gab ihm die junge und schöne Tochter eines Pferdehändlers, Odette de Champdivers, als vertrauteste Dienerin und Freundin. — Um so leichter gelang es dem Herzog Ludwig von Orleans, Bruder des unglücklichen Königs, einem falschen, habsüchtigen und ehrgeizigen Menschen, die Reichsverwaltung an sich zu reißen; jedoch wurde er zuletzt von dem Herzoge Philipp dem Kühnen von Burgund verdrängt. Dieser, der Lieblingssohn Johanns des Guten, hatte bei dem Aussterben des altburgundischen Fürstenhauses nicht nur das Herzogthum Burgund als Lehen überkommen, sondern durch seine Vermählung mit Margarethe, der Erbtochter des Grafen Ludwig III. von Flandern, auch die Franche-Comté, Flandern, Artois, Mecheln, Antwerpen u. a. erhalten. Er war dadurch einer der mächtigsten Fürsten, und Adel, Geistlichkeit und Volk liebten auf gleiche Weise den prachtliebenden, frommen, leutseligen und gerechten Herrscher. Im Jahre 1402 übertrug ihm der König in einem lichten Augenblicke die Verwaltung des Reiches; aber leider starb er schon im Jahre 1404, und nun brach ein heftiger Parteikampf zwischen den Familien Orleans und Burgund aus, indem Philipps Sohn Johann der Unerschrockene den mit der Königin Isabella schwelgenden Ludwig von Orleans angriff und ihnen den schmählich vernachlässigten Dauphin Ludwig entriß. Zwar kam eine Sühne zu Stande; aber kurz darauf ermordete Johann den Herzog von Orleans, der am Abend, von Fackelträgern begleitet, singend und mit einem Handschuh spielend von einem einsamen Besuche bei der Königin zurückkehrte (1407). Er eilte nach seinem Herzogthum, kehrte aber bald mit bewaffneter Macht nach Paris zurück, erhielt die Leitung der Regierung und die Aufsicht über den Dauphin (1410). Dadurch entbrannte der Parteihaß nur um so heftiger, und das Ganze zerfiel in Orleanisten und Bourguignons, jene an der blauen, diese an der weißen Armbinde kenntlich. Dem jungen Herzoge von Orleans schlossen sich sämmtliche Prinzen von

*) Erfunden wurde es für ihn nicht; vielmehr gehört seine Erfindung wahrscheinlich Indien an, und die vier Farben sollen sich ursprünglich auf die vier Kasten beziehen, wozu freilich die neueren Farben und ihre Bedeutung nicht passen. Pique oder Schellen bezeichneten den Adel, Coeur die Geistlichkeit, Treffle oder Grün den Gewerbstand, Carreau oder Schuppen das gemeine Kriegsvolk. Im Abendlande wird das Kartenspiel zuerst 1299 erwähnt; 1387 erließ Johann I. von Castilien bereits ein Verbot dagegen; auch in Deutschland fand es früh Eingang, und in Nürnberg, Ulm und andern Städten bildeten die Kartenmaler bald eine besondere Zunft.

Geblüt an, und an die Spitze ihrer Partei trat der mächtige Graf Bernard von Armagnac, mit dessen Tochter Bonne der Herzog von Orleans vermählt war. Seitdem nannte man die Orleanisten auch Armagnacs. Bald hatte diese, bald jene Partei die Oberhand, und die Orleans gingen sogar so weit, mit dem Könige Heinrich IV. von England, um dem Herzoge von Burgund die Hülfe desselben zu entziehen, einen Vertrag zu schließen, worin sie ihn als Oberlehnsherrn anzuerkennen gelobten. Am meisten litt dabei das arme Volk, durch maßlose Steuern gedrückt und von rohen Söldnerhaufen ausgeplündert. Diesen Zustand unseliger Verwirrung benutzte der junge König Heinrich V. von England. Er landete mit einem Heere an der französischen Küste, um die nach dem Frieden von Bretigny verloren gegangenen englischen Landschaften in Frankreich wieder zu erobern, und am 25. October 1415 erfocht er bei dem Dorfe Azincourt in der Nähe der Somme einen glänzenden Sieg über ein vierfach oder nach andern Berichten gar siebenfach überlegenes französisches Heer. Die Blüthe des französischen Adels fand in der Schlacht ihren Tod; unter den Gefangenen befanden sich auch die Herzoge von Orleans und Bourbon. Kurz darauf starb der Dauphin Ludwig, bald darauf auch Karls zweiter Sohn Johann, so daß nun sein dritter Sohn Karl in die Rechte des Dauphins trat. Derselbe schloß sich ganz der Orleans'schen Partei an; dagegen verband sich Johann von Burgund mit England, und ihm wandte sich auch die Königin zu, die wegen ihres sitten- und zügellosen Lebens vom Könige und dem Dauphin nach Tours förmlich in die Gefangenschaft geschickt war. Johann befreite sie und bemächtigte sich durch List der Stadt Paris, wo der Pöbel nun die entsetzlichsten Gräuel verübte, während der König von England sich das ganze nördliche Frankreich unterwarf. Endlich überwog jedoch die Liebe zum Vaterlande bei dem Herzoge von Burgund den Parteihaß, und bei einer Zusammenkunft mit dem Dauphin söhnte er sich im Jahre 1419 mit demselben aus. Als er aber wenige Monate später bei einer zweiten Zusammenkunft auf der Brücke zu Montereau in Gegenwart des Dauphin, und vielleicht sogar auf Anstiften desselben, ermordet wurde, erhob sich sein Sohn Philipp, um seinen Tod zu rächen, schloß sich offen an die Engländer an und brachte im Mai des Jahres 1420 einen Vertrag zwischen dem Könige und Heinrich V. zu Stande, nach welchem sich dieser mit Karls Tochter Katharina vermählen und nach dem Tode Karls zugleich König von Frankreich und England sein sollte. Die Vermählung wurde schon im Juni vollzogen; Heinrich übernahm die Regentschaft, hielt am ersten December, begleitet vom Könige, von der Königin und vielen burgundischen und englischen Großen, einen prunkvollen Einzug in Paris, und die Reichsstände genehmigten den Vertrag, indem sie den Dauphin als Mitschuldigen am Tode Johanns

von Burgund ächteten und aller Rechte an die Krone verluſtig erklärten. Doch der Dauphin erkannte dieſen Spruch nicht an, begab ſich nach Poitiers, wohin er die Univerſität und das Parlament berief, nahm den Titel eines Regenten an und begann, von zahlreichen Anhängern unterſtützt, den Kampf. Heinrich rüſtetete ſich, ihm mit aller Macht zu begegnen; aber mitten unter den Rüſtungen erkrankte er plötzlich und ſtarb am 31. Auguſt 1422. Zwei Monate ſpäter ſtarb auch der wahnſinnige Karl VI., und hinterließ ſein Reich in der troſtloſeſten Lage.

Heinrich V. hatte nur einen gleichnamigen Sohn, der ihm erſt neun Monate vor ſeinem Tode von Katharina geboren war. Ihn riefen die Engländer als Heinrich VI. (1422—1460) zu Paris zum Könige aus, und der Herzog von Bedford, ſein Oheim, übernahm für ihn die Regierung; aber gleichzeitig erklärte ſich der Dauphin Karl VII. (1422—1461) zum Könige von Frankreich. Doch immer weiter griff die Macht der Engländer um ſich; Karl hatte zuletzt faſt nur noch Bourges und die Grafſchaft Berri im Beſitz, und man nannte ihn zum Spott den kleinen König von Bourges; alles Land nördlich von der Loire war den Engländern unterthan, und endlich wurde ſeit dem October 1428 auch der letzte feſte Platz am rechten Ufer der Loire, die wichtige Stadt Orleans, von ihnen durch harte Belagerung bedrängt. Vergebens vertheidigte ſich die Beſatzung mit dem größten Heldenmuth; immer enger eingeſchloſſen und von Hunger bedrängt, ſchien ihre Uebergabe unvermeidlich zu ſein, und Karl ſchickte ſich bereits an, in der Dauphiné Zuflucht zu ſuchen; da erſchien ihm unerwartet eine faſt wunderbare Hülfe durch die achtzehnjährige Jungfrau Jeanne d'Arc, deren Auftreten ſeiner Sache auf einmal eine andre Wendung gab.

Jeanne d'Arc war ein einfaches Landmädchen aus Domremy, einem lothringiſchen Dorfe an der Maas unweit Vaucouleurs. Von ihrem Vater Jacques d'Arc und ihrer Mutter Iſabelle Gautier fromm erzogen, hatte ſie die Heerden des Vaters gehütet und ſich außerdem mit Feldarbeit und der Führung des Hausweſens beſchäftigt. Von Kindheit an einer ſtillen, beſchaulichen Frömmigkeit zugewandt, wallfahrtete ſie jeden Sonnabend nach einer nicht weit vom Dorfe gelegenen Kapelle, wo ſie inbrünſtig betete, und während ihre Geſpielinnen ſich am Tanz erfreuten, wand ſie Kränze für die heilige Jungfrau. Mit tiefem Schmerze ſah ſie, wie ihr ſchönes Vaterland, durch den unſeligen Kampf zerriſſen, in immer tieferes Elend ſank, wie der unglückliche Dauphin faſt heimathlos war im eigenen Reiche, und feſt ſtand es in ihr, nur Gott könne dem armen Lande Hülfe ſchaffen. In ſolcher Stimmung glaubte ſie himmliſche Geſtalten zu ſchauen, die Engel Gabriel und Michael, die

heilige Katharina und Andere, und überirdiſche Stimmen zu vernehmen, welche ihr im Namen Gottes und des Heilandes geboten, Orleans zu entſetzen und den Dauphin zur Krönung nach Rheims zu führen. Heimlich verließ ſie deshalb das väterliche Haus, ging mit ihrem Oheim Durand Lapart nach Vaucouleurs, meldete ſich bei dem dortigen Befehlshaber, dem Ritter Baudricourt, und verlangte von ihm nach Bourges zum Könige geführt zu werden, weil ihr Gott befohlen habe, Frankreich zu retten. Anfangs wies derſelbe ſie als eine Närrin ab; da ſie aber bei ihrem Vorhaben beharrte, und Manche aus ſeiner Umgebung auf ſie aufmerkſam wurden, gab er ihr endlich Pferd und Waffen und männliche Kleidung und ſchickte ſie, von zwei Rittern begleitet, zum Könige. Unter großen Gefahren erreichte ſie nach eilf Tagen das Hoflager des Königs zu Chinon. Sie erkannte ihn ſogleich trotz ſeiner unſcheinbaren Kleidung inmitten einer glänzenden Umgebung, theilte ihm den von Gott ihr gewordenen Auftrag mit und bat ihn, ſie ſchleunig nach Orleans zu ſenden. Noch zögerte der König; als ſie aber die ihr von einer Verſammlung Gottes- und Rechtsgelehrter zu Poitiers vorgelegten verfänglichen Fragen mit freudiger Zuverſicht und ſo treffend beantwortete, daß Alle ſtaunten, ſchickte er ſie mit zahlreichem Gefolge nach Blois, um dort die Anſtalten zum Zuge zu treffen. Sie ließ ſich eine weiße, mit Lilien geſchmückte Fahne machen, auf welcher Gott in den Wolken ſchwebend dargeſtellt war, die Weltkugel in der Hand und zwei knieende Engel ihm zur Seite; ferner ließ ſie ſich ein Schwert holen, das man nach ihren Angaben hinter dem Altare der Katharinenkirche zu Fier-Bois auffand. So ausgerüſtet, unternahm ſie es, an der Spitze einer bewaffneten Schaar dem bedrängten Orleans Lebensmittel zuzuführen. Nach heftigem Kampfe gelangte ſie glücklich in die Stadt, und der Muth der Belagerten wurde mehr noch durch die Begeiſterung erhöht, mit welcher die Erſcheinung der gottgeſandten Jungfrau Alle erfüllte, als durch die von ihr überbrachten Vorräthe. Sie ließ jetzt die Belagerer auffordern, in ihre Heimath zurückzuziehen. „Wollt ihr nicht gehorchen", ließ ſie ihnen melden, „ſo wird die Jungfrau kommen, und euch ſchlagen mit der Schärfe des Schwertes, und euch aus Frankreich vertreiben, deſſen ächter Erbe, König Karl, herrſchen und in Paris einziehen ſoll." Anfangs hatten die Engländer ihren Spott über ſie; als ſie aber, die Fahne in der Hand, an der Spitze der Schaaren, welche ihr der tapfere Graf Dunois zuführte, wiederholt glückliche Ausfälle machte, verwandelte ſich der Hohn in Furcht, und ſie meinten, das Mädchen ſei mit dem Teufel verbündet, während die von ihr geführten Krieger durch die Ueberzeugung von ihrer göttlichen Sendung zu immer größerem Muth entflammt wurden. Am ſiebenten Mai ließ ſie die Hauptſchanze der Engländer erſtürmen. Durch einen Pfeilſchuß ſchwer am Halſe ver-

wundet, mußte sie sich aus dem Gefecht führen lassen, und schon wollten die entmuthigten Soldaten den Kampf aufgeben, als sie zurückkehrte; der Kampf begann von Neuem, und die Schanze wurde erstürmt. Am folgenden Tage zerstörten die Engländer selbst ihre noch übrigen Verschanzungen, hoben die Belagerung auf und zogen ab, ohne daß man sie verfolgte, weil die Jungfrau es verbot. Seit der Rettung von Orleans waren die Engländer von der allgemeinsten Muthlosigkeit ergriffen, und das kleine französische Heer erfocht über sie einen Vortheil nach dem andern. Unter der Führung der Jungfrau erkämpfte es einen glänzenden Sieg bei Patay, wo die Blüthe des englischen Heeres den Tod fand und der gefürchtete englische Feldherr Johann von Talbot in die Gefangenschaft gerieth; der Herzog von Bedford aber suchte Schutz hinter den Mauern von Paris. Jetzt dachte die Jungfrau auch an die Erfüllung ihres zweiten Auftrags. Zu Tours kniete sie vor dem Könige nieder und sprach zu ihm: „Wohledler Dauphin, empfanget jetzt die heilige Salbung und eure königliche Krone zu Rheims; ich bin begierig, euch dort zu sehen!" Wohl meinten die Räthe und Feldherrn des Königs, es sei besser, erst die Normandie zu unterwerfen, als den gefährlichen Weg vor feindlichen Schlössern und Städten vorüber nach Rheims zu wagen; aber die Jungfrau erklärte, es sei Gottes Befehl, und bürgte für den glücklichen Ausgang. So brach man denn auf. Alles gelang. Auxerre, Troyes, Chalons unterwarfen sich; aus Rheims zog die schwache burgundische Besatzung ohne Widerstand ab, und empfangen von dem lauten Jubel des Volkes, zog der König am 17. Juli 1429 unter dem Geläute der Glocken in die Stadt ein. Am folgenden Tage fand die feierliche Krönung Statt. Sechstausend Krieger, die edelsten und mächtigsten Herren und eine unzählige Menge von Bürgern und Landleuten hatten sich dazu versammelt; die Jungfrau aber stand während der ganzen Feierlichkeit mit der Fahne in der Hand am Hochaltar neben dem Könige. Nach Beendigung der Salbung kniete sie weinend vor demselben nieder, umfaßte seine Kniee und sprach: „Edler König! Gottes Wille ist erfüllt. Ihr habt in Rheims die verdiente Weihe empfangen, damit die Welt sehe, daß ihr der rechte Erbe des Reiches seid. Mein Auftrag ist beendigt. Möge ich heimkehren zu den Meinigen!" Wohl regte sich die Sehnsucht nach dem stillen Glücke in der Heimath jetzt lebhafter, als sonst, in dem Herzen der Jungfrau; denn sie erblickte unter den Anwesenden ihre Eltern und ihre Brüder. Aber der König und seine Großen hörten nicht auf, sie mit Bitten zu bestürmen, daß sie bleiben möchte; sie bedurften ihrer zu sehr, um die Engländer vollends zu vertreiben. War es doch nicht allein der Schrecken, welchen sie den Feinden einflößte, wodurch sie so außerordentliche Erfolge erlangt hatte, auch nicht allein die schwärmerische Begeisterung, zu der

ſie ihre Schaaren mit fortriß, ſondern eben ſo ſehr der ſittliche Einfluß, den die reine, tugendhafte, gottſelige Jungfrau auf die rohen Krieger ausübte. In der Kriegsrüſtung des Mannes war und blieb ſie ein leuchtendes Vorbild edler Weiblichkeit. Muthig Allen voran, gebrauchte ſie doch nie ihr Schwert zum Angriff; manchem verwundeten und kranken Feinde wurde ſie eine hülfreiche Retterin; manchen Hungrigen erquickte ſie; Armen, Wittwen und Waiſen ſpendete ſie Hülfe und Troſt. Und inmitten des höchſten Glanzes blieb ſie einfach und beſcheiden; nicht ſich, nur dem göttlichen Beiſtande ſchrieb ſie ihre Siege zu, und ſie erröthete unwillig, wenn Leute aus dem Volke ſich an ſie herandrängten, um ihr zum Zeichen der Ehrfurcht Hände und Füße zu küſſen. „Das Mädchen iſt von anmuthiger Schönheit", ſagt ein Zeitgenoſſe, „und eignet ſich eine männliche Haltung an; ſie ſpricht wenig und zeigt eine bewundernswerthe Klugheit; in ihren Reden hat ſie eine gefällig feine Stimme nach Frauenart. Sie ißt mäßig; noch mäßiger trinkt ſie Wein. An ſchönen Roſſen und Waffen hat ſie Gefallen. Bewaffnete und edle Männer liebt ſie ſehr. Die Zuſammenkunft und das Geſpräch mit Vielen iſt ihr zuwider; ſie fließt oft von Thränen über, erduldet unerhörte Arbeit, und in der Führung der Waffen und Ertragung von Beſchwerden iſt ſie ſo beharrlich, daß ſie ſechs Tage lang Tag und Nacht ohne Unterlaß vollſtändig gewappnet blieb" Willig gehorchten ihr daher die rohen Krieger, beichteten reuig ihre Sünden und flehten Gottes Gnade an, entſagten freudig dem Spielen und Fluchen auf ihr Geheiß, plünderten nicht mehr, wie ſonſt, mit wilder Gier, und riſſen ſich los von den Laſtern, denen ſie bis dahin ergeben waren. So mochte der König den Beiſtand der Jungfrau noch nicht entbehren, und ſie gab endlich ſeinen dringenden Bitten nach, zu ihrem Unglück; denn ihr Werk war vollbracht, und es fehlte ihr fortan der innere Beruf; ſie vernahm die göttliche Stimme in ihrem Inneren, der ſie bisher gefolgt war, nicht mehr, und bald erfüllten traurige Ahnungen ihre Seele. Wohl blieb ihr Anfangs das Glück noch treu. Laon, Soiſſons, Compiegne und faſt alle Städte der Isle de France öffneten dem von der Jungfrau begleiteten Könige die Thore, und er konnte es ſogar wagen, gegen Paris vorzudringen, wo der Herzog von Bedford ſeine ganze Macht geſammelt hatte. Die verſuchte Erſtürmung der Stadt mißlang jedoch, weil Johanna bei derſelben ſchwer am Schenkel verwundet wurde, ſo daß der Herzog von Alençon ſie faſt mit Gewalt vom Schlachtfelde tragen ließ. Der ſchwache König, verweichlicht durch die Erziehung an einem üppigen, verderbten Hofe, zog ſich jetzt wieder nach der Loire zurück, um ſich in der Nähe ſeiner Freundin Agnes Sorel allen Genüſſen des Hoflebens wieder ungeſtört zu überlaſſen. Agnes Sorel war im J. 1431 als Ehrendame der Herzogin von Anjou an den Hof gekommen, aber von dem Könige, der ſich durch ihre

Schönheit und Geistesbildung unwiderstehlich gefesselt fühlte, bald zur Ehrendame der Königin erhoben worden. Sie übte übrigens auf den in geistige Erschlaffung versunkenen König einen so wohlthätigen Einfluß, daß sie sich selbst die Achtung der Königin erwarb, und sie war es vorzüglich gewesen, die ihn zu thatkräftigem Vorschreiten gegen die Engländer angefeuert hatte. Karl erhob die Jungfrau von Orleans sammt ihrer ganzen Familie für sich und alle Nachkommen in den Adelstand unter dem Namen der du Lys, gab ihr zum Wappen ein erhobenes silbernes Schwert mit goldenem Griff und über demselben die Krone in blauem, mit Lilien geschmücktem Felde, und gewährte ihrem Geburtsorte Domremy Steuerfreiheit. Das Ende ihrer Laufbahn war nahe. Als sie hörte, daß die Stadt Compiegne an der Aisne von einem starken englischen und burgundischen Heere hart bedrängt sei, eilte sie derselben zu Hülfe. Gleich nach ihrer Ankunft wurde ein Ausfall gemacht, und etliche Stunden widerstand sie an der Spitze einer tapferen Schaar den von allen Seiten andrängenden Feinden. Endlich sahen die muthigen Kämpfer, von der Ueberzahl überwältigt, sich zum Rückzug genöthigt, und Johanna deckte denselben; aber in der Verwirrung wurde das Thor zu früh geschlossen, und sie fand keinen Einlaß. Lange vertheidigte sie sich mit dem größten Heldenmuth gegen die auf sie einstürmenden Feinde, Anfangs zu Roß, und als sie ein Bogenschütze von demselben herabriß, zu Fuß, bis sie endlich ihr Schwert dem Bastard von Orleans übergab (25. Mai 1430). Die Engländer jubelten, zündeten Freudenfeuer an und ließen in allen ihnen unterworfenen Städten Dankfeste feiern; die Franzosen dagegen thaten muthlos eben so wenig zu ihrer Rettung, wie der träge König. Sie wurde zuerst dem burgundischen Feldherrn Johann von Luxemburg verkauft, der sie nach dem festen Schlosse Beaurevoir in der Picardie bringen ließ, und nach langen Unterhandlungen wurde sie den Engländern für zehntausend Franken ausgeliefert. Als sie ihr Schicksal erfuhr, stürzte sie sich von dem Thurme herab, in welchem sie gefangen saß, um nicht ihren Todfeinden in die Hände zu fallen; aber schwer verwundet wurde sie ergriffen und, kaum einigermaßen wieder hergestellt, den Engländern übergeben, die sie nach dem Schlosse zu Rouen schleppten Monate lang saß sie dort bei Wasser und Brot, mit schweren Ketten belastet und dem Hohne roher Wächter preisgegeben. Unter Leitung des schändlichen Peter Cauchon, Bischofs von Beauvais, wurde ein geistliches Gericht eingesetzt, zu welchem man eine große Anzahl von Doctoren der Theologie und der Rechte aus Paris und Rouen versammelte, und vor dem man sie fluchwürdiger Zauberei und schändlicher Teufelskünste anklagte. Täglich wurde sie vier Stunden lang verhört; aber obgleich ohne jeden Rechtsbeistand, gab die Jungfrau auf die verfänglichsten Fragen so kluge und verständige Antworten und trug ihre Leiden mit solcher Ergebung,

daß ſelbſt ihre Richter von Bewunderung hingeriſſen wurden. Doch man wollte ſie ſchuldig finden, und gerechte Richter waren des eigenen Lebens nicht ſicher. Ihre Ausſagen wurden entſtellt, die Acten verfälſcht, und ſo verdammte man ſie endlich nach vier Monaten zum Feuertode. Beſtändig betheuerte ſie während der Unterſuchung ihre Unſchuld und die Göttlichkeit ihrer Sendung; als ſie aber am 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen geführt werden ſollte, preßte ihr der Gedanke an die nahe Todesqual einen Widerruf aus. Man begnadigte ſie deshalb zu lebenslänglicher Kloſterhaft bei Waſſer und Brot. Damit aber war den Engländern wenig gedient; nur der Tod der Jungfrau konnte ſie befriedigen und beruhigen. Sie hatte geloben müſſen, nie wieder männliche Kleidung zu tragen. Dies wurde benutzt. Man nahm ihr die weibliche Kleidung, und um ſich gegen die freche Zudringlichkeit ihrer Wächter zu ſchützen, legte ſie das kriegeriſche Gewand wieder an. Sofort wurde von Neuem die Anklage gegen ſie erhoben, und der Biſchof von Beauvais übergab ſie als rückfällige Ketzerin der weltlichen Macht, damit ſie öffentlich verbrannt würde. Anfangs brach ſie in Wehklagen aus, als ihr das Todesurtheil verkündigt wurde; als aber der ſchändliche Biſchof zu ihr in den Kerker kam und heuchleriſche Troſtesworte an ſie richtete, trat ſie ihm gefaßt und würdevoll entgegen und lud ihn feierlich vor Gottes Richterſtuhl. Ihre Glaubenszuverſicht verließ ſie nicht bis zum letzten Augenblick, und ſie betete ſo laut und inbrünſtig, daß alle Umſtehenden in Thränen zerfloſſen. Ein Prieſter, der bisher ihr heftiger Gegner geweſen war, wurde ſo mächtig ergriffen, daß er laut ſeine Schuld bekannte und ſie um Verzeihung bat „Wo werde ich dieſen Abend ſein?" fragte ſie an ihrem Todestage den Meiſter Peter Maurice, der ihr ſtets Wohlwollen gezeigt hatte. „Habt ihr gute Hoffnung auf den Heiland?" erwiederte derſelbe. „Ja", ſagte ſie, „und mit Gottes Hülfe werde ich dieſen Abend im Paradieſe ſein." Am 30. Mai, früh neun Uhr, beſtieg ſie in Weiberkleidung, eine ſpitze Papiermütze mit den Worten: „Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige" auf dem Kopfe, von zwei Beichtvätern begleitet, den Henkerskarren, und wurde unter ſtarker bewaffneter Bedeckung nach dem alten Markte geführt, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Auf dem Richtplatze angelangt, rief ſie wehmüthig aus: „Rouen! Rouen! Hier muß ich ſterben!" Ein Prieſter hielt auf einem beſonders errichteten Gerüſt eine lange Bußpredigt; der Biſchof von Beauvais las laut das Urtheil vor. Da kniete die Jungfrau nieder und betete ſo inbrünſtig, daß viele Richter erſchüttert den Platz verließen, und der Cardinal von Wincheſter und viele andere Engländer die Thränen nicht zurückzuhalten vermochten. Laut ihre Unſchuld betheuernd, bat ſie Alle, Freunde und Feinde, um Verzeihung für alle Beleidigungen, die ſie ihnen etwa zugefügt habe, und beſtieg dann gefaßt die Bühne, die

man über dem Scheiterhaufen errichtet hatte, um ihre Qual zu verlängern. Den treuen Beichtvater, der sie begleitete, mahnte sie zu schleuniger Entfernung, als sie sah, daß der Holzstoß schon angezündet war. Langsam näherte sich ihr die Flamme, bis sie endlich unter dem lauten Rufe „Jesus!" den Geist aufgab. Ihre Asche wurde in die Seine geworfen, damit nichts von ihr übrig bliebe; aber die fromme Ergebung, mit der sie geendet hatte, rührte selbst harte Gemüther. „Wir Alle sind verloren", rief der königliche Geheimschreiber Traffart weinend, als er vom Richtplatze zurückkam; „denn man hat eine Heilige verbrannt, deren Seele bei Gott wohnt." Ihre Richter traf der unauslöschliche Abscheu des Volkes, und manche von ihnen ereilte bald die göttliche Strafe. Der Bischof von Beauvais starb vom Schlage getroffen; ein Anderer wurde vom Aussatz befallen; noch ein Anderer verschwand plötzlich. Fünfundzwanzig Jahre später beauftragte der Papst Calixtus II. auf den Antrag der Mutter Johanna's den Erzbischof von Rheims mit der Revision des Urtheils. Johanna wurde für vollkommen unschuldig erklärt, und es ward in allen Städten des Königreiches öffentlich bekannt gemacht, daß das Verfahren gegen sie ein Werk der Bosheit und Gewaltthätigkeit gewesen sei. Zu Rouen und Orleans wurden ihr Denkmäler gesetzt, und noch lebt ihr Gedächtniß fort in der dankbaren Erinnerung des Volkes. Den Engländern brachte die Ermordung der unschuldigen Jungfrau keinen Gewinn. Ueberall waren ihre Waffen vom Mißgeschick verfolgt. Der Herzog Philipp von Burgund söhnte sich mit Karl aus; nach dem Tode des Herzogs von Bedford, der im J. 1435 zu Rouen erfolgte, zog der König unter lautem Jubel in Paris ein, und nachdem 1452 auch der achtzigjährige Talbot bei der Erstürmung von Chatillon gefallen war, verloren die Engländer den letzten Rest ihrer Besitzungen in Frankreich außer Calais, welches in ihrer Gewalt blieb.

---

§. 69. Ludwig der Eilfte. — Karl der Kühne von Burgund.

Während der langen und wilden Kämpfe, die im Vorhergehenden geschildert sind, war Frankreich in den Zustand traurigster sittlicher Versunkenheit gerathen. Die Lüge hatte alle Verhältnisse des Lebens durchdrungen; Verrath und Meineid, Ueberfall und Mord waren an der Tagesordnung; dem Rechte wurde auf die schmählichste Weise Hohn gesprochen; Parteileidenschaft und persönlicher Haß bestimmten meist das Urtheil des Richters; den Schuldigen traf selten die Strafe, die Hinrichtungen waren

meist nichts als richterliche Ermordungen. Dabei waren Zucht und Ehrbarkeit aus den Familien und dem täglichen Verkehr gänzlich geschwunden; die größte Schamlosigkeit herrschte in Worten wie in Handlungen; ohne Scheu überließ man sich frevelhafter Lust, und selbst vor der schmachvollsten Verletzung der Sitte errröthete man nicht mehr Jede Schranke fiel; erregte es doch kaum Aufsehen, daß Graf Johann von Armagnac seine eigene Schwester Isabella heirathete. Und vom Hofe und von den Palästen der Vornehmen aus verbreitete sich Lasterhaftigkeit bis in die Hütte des Landmannes; jedes Alter, jedes Geschlecht wurde in gleicher Weise davon ergriffen; Frömmigkeit, wo sie zu sein schien, war meist nur Maske, die den inneren Frevel schlecht verbarg, und Zeiten geistiger Erhebung, wie die der Jeanne d'Arc, blieben ohne dauernden Erfolg. Dazu kam nun noch die äußere Noth; die verwilderten Söldnerschaaren, ohne Gefühl für Ehre und Vaterland, plünderten und mißhandelten den armen Landmann, während der Städter hinter seinen Mauern Schutz fand, und nicht minder wurde das arme Landvolk von allen übrigen Ständen bedrückt. Wohl war eine starke Regierung nöthig, um dem unglücklichen Lande Befreiung von solchen Leiden zu schaffen; das fühlte das Volk selbst und schaarte sich um den König, in welchem es den einzigen Retter erblickte; so gelang es diesem, die Gewalt der Krone auf Kosten der ständischen Rechte immer mehr zu befestigen und immer unumschränkter zu machen, und in der That hat der bis dahin so träge und kraftlose Karl VII. seit der Befreiung des Landes vom englischen Joche im Ganzen mit Klugheit und Kraft regiert. Schon im Jahre 1438 berief er die vornehmsten Prälaten und weltlichen Großen nach Bourges, wo die Beschlüsse des damals versammelten Baseler Concils durch die pragmatische Sanction angenommen wurden, welche die französische Kirche gegen päpstliche Uebergriffe sicher stellten. Die Söldner wurden im J. 1444 theils nach dem Elsaß und der Schweiz geschickt (S. 552), theils verabschiedet; aus den Besseren unter ihnen und Neugeworbenen aber wurden funfzehn bleibende Ordonnanzcompagnien errichtet, jede zu hundert Lanzen unter einem besondern Hauptmann, die Lanze bestehend aus sechs berittenen Leuten, nämlich einem vollständig geharnischten Ritter, einem leicht gerüsteten Knappen, drei Bogenschützen und einem Messerträger (coutelier), so daß Alle zusammen ein stehendes Heer von neuntausend Mann bildeten, in welchem strenge auf Zucht und Ordnung gehalten wurde, und für welches daher die Städte wie das Landvolk gern die zur Erhaltung desselben nothwendigen Steuern zahlten. Dazu kamen vier Jahre später noch die Freischützen (francs-archers), zu denen jedes Dorf auf funfzehn Feuerstellen einen Mann geben mußte, und welche die Grundlage eines alle Zeit schlagfertigen Fußvolkes bildeten. Durch die Einführung solcher stehenden, durch Eid und regelmäßigen Sold dem

Könige verpflichteten Heeresſchaaren gewann die Krone außerordentlich an Macht; aber dem Volke wurde dies nicht fühlbar, weil damit gleichzeitig Sicherheit der Straßen und des Eigenthums wiederkehrte, und Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß neu aufblühten. Das Finanzweſen des Staates wurde geordnet, eine muſterhafte Gerichtsordnung eingeführt, die in den Provinzen herrſchenden Rechtsgewohnheiten geſammelt und geordnet, dem Parlamente zu Paris noch ein zweiter oberſter Gerichtshof in dem Parlamente zu Toulouſe hinzugefügt. Durch die erwähnte, mit der neuen Heereseinrichtung verbundene Einführung feſtſtehender Steuern war der König der Nothwendigkeit überhoben, die Stände zu den Reichsverſammlungen zu berufen, ſo daß ihre Macht dadurch außerordentlich verlor; überhaupt verſammelte Karl jetzt nicht mehr die Stände des ganzen Reiches, ſondern verhandelte nur mit denen der einzelnen Provinzen; die Geiſtlichkeit war ſeit der pragmatiſchen Sanction von ihm mehr abhängig, als vom Papſte; der Adel war durch Schwelgerei, Zwiſtigkeiten und Verarmung geſchwächt, die großen Lehen theils durch Erbtheilungen zerſplittert, theils durch Kauf oder Erledigung an die Krone gefallen; die ſtehenden Heere machten die Ritterdienſte des Adels entbehrlich und waren gleichzeitig ſtets bereit, etwanige Auflehnungen deſſelben niederzuhalten. An ſolchen Auflehnungsverſuchen fehlte es freilich nicht, und Karl mußte den Schmerz erleben, daß ſein eigener Sohn, der Dauphin Ludwig, ſich daran betheiligte.

Ludwig war am dritten Juli 1423 geboren. Schon in ſeiner Jugend offenbarte ſich vielfach ſein harter, tückiſcher, herrſchſüchtiger Sinn. Er haßte ſeinen Vater, der ihn an der Regierung keinen Theil nehmen ließ; er haßte und verfolgte die Räthe deſſelben. Agnes Sorel mißhandelte er eines Tages ſogar öffentlich zu Chinon mit Ohrfeigen, und als ſie im Jahre 1450 ſtarb, glaubte man allgemein, er habe ſie vergiften laſſen. Begierig ſchloß ſich der damals ſiebenzehnjährige Jüngling einer Empörung mehrerer über Beſchränkung ihrer Rechte aufgebrachten Großen, des Grafen Dunois, des Herzogs von Bourbon und Anderer an, welche 1440 ausbrach und mit Anſpielung auf die huſſitiſchen Bewegungen die Praguerie genannt wurde. Es gelang dem Könige, dieſelbe ſchnell zu unterdrücken, nnd um ſeinen Sohn zu beſchäftigen, ſchickte er ihn mit den Armagnacs gegen die Schweizer. Schon 1447 ſtiftete aber Ludwig wieder eine neue Verſchwörung gegen ſeinen Vater an, und da ſein Plan entdeckt wurde, floh er in ſeine Dauphiné. Um eine Stütze an dem Herzog von Savoyen zu haben, vermählte er ſich 1451 nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Margarethe von Schottland, mit der er bereits 1436 vermählt worden war, mit deſſen Tochter Charlotte gegen den Willen ſeines Vaters, der deshalb Truppen ausſandte, um ihn gefangen zu nehmen. Doch Ludwig entfloh zu dem Herzog von Burgund

nach Brabant und blieb daſelbſt bis zum Tode ſeines Vaters. Freilich erwuchs daraus für die königliche Gewalt der Gewinn, daß die bisher vom Dauphin verwaltete Dauphiné jetzt unmittelbar vom Könige abhängig wurde; aber der Kummer über die Widerſetzlichkeit des Sohnes verbitterte fortan die Lebenstage des Königs. Schon war er krank, als ihm das Gerücht zu Ohren kam, Ludwig wolle ihn vergiften. Aus Mißtrauen enthielt er ſich daher mehrere Tage lang aller Nahrung und verſchlimmerte dadurch ſeinen Zuſtand ſo, daß er am 22. Juli 1461 ſtarb.

Ludwig XI. (1461—1483) war jetzt ſelbſt König. Er eilte nach Frankreich zurück, und von Anfang war er nun darauf bedacht, die Umwandlung des Lehnsſtaates in eine Monarchie zu vollenden, ein Plan, den er mit rückſichtsloſer Strenge, Verſtellung, Trug und tückiſcher Liſt bis an ſein Ende verfolgt hat Die Lüge galt ihm dabei als trefflichſtes Werkzeug der Staatskunſt. „Wer ſich nicht zu verſtellen weiß, verſteht nicht zu regieren", war ſein Grundſatz. Gleich Anfangs verfolgte er die alten Räthe ſeines Vaters und ſuchte die Großen des Landes, namentlich die Häuſer Burgund und Bretagne, zu unterdrücken. Dies führte eine Verbindung des hohen Adels gegen ihn, die Ligue für das gemeine Wohl, herbei, an der ſelbſt ſein Bruder, der Herzog von Berri, Theil nahm, und obgleich Ludwig ſich heuchleriſch durch Verſprechungen und vertrauten Umgang die Gunſt der Bürger zu erſchleichen wußte, wurde er doch von den Verbündeten beſiegt. Er mußte einen nachtheiligen Frieden ſchließen; aber durch Ränke aller Art gelang es ihm nun, die Verbindung zu trennen, und die einzelnen Mitglieder derſelben nach und nach für ſich zu gewinnen; nur Karl von Charolais, der Sohn Philipps von Burgund, widerſtand ihm und war fortan ſein unverſöhnlicher Feind.

Philipps Regierung war für ſein Land eine wahrhaft beglückende; Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr blühten überall; ein friſches, fröhliches Leben herrſchte unter Vornehmen und Niedrigen, Adligen, Bürgern und Bauern; denn keine drückende Abgaben laſteten auf dem Volke; ſelbſt die Koſten der prächtigen Hoffeſte waren nicht beſchwerlich, weil ſie von dem Herzoge und dem hohen Adel getragen wurden; die große Schaar der Beamten und Söldner ſtand unter ſtrenger Zucht, und Künſte und Wiſſenſchaften fanden an dem prachtliebenden Herzoge einen freigebigen Beſchützer. Daher wurde Philipp, dem man mit Recht den Beinamen des Guten gab, von den Völkern ſeines Reiches als Vater geliebt, von Fremden hochgeehrt und gefürchtet. Er ſtarb 1467 in hohem Alter, und als ſein Leichnam bei Fackelſchein in die Gruft geſenkt wurde, brachen Alle, die zugegen waren, in lautes Schluchzen aus.

Sein Sohn Karl folgte ihm, 32 Jahre alt, in der Regierung; ein Mann von großer Kraft, aber von raſtloſem Ungeſtüm und nie befriedigtem Ehrgeiz; in allen Waffenkünſten trefflich geübt, ſchon als Jüng-

ling durch die Kenntniß der großen Thaten der Helden des römiſchen Alterthums und der Ritterzeit zu glühendem Eifer entflammt, ihnen ähnlich zu werden, in Schlachten tapfer bis zur Verwegenheit, ſo daß er den Beinamen des Kühnen erhielt, dabei voll begeiſterter Liebe zur Muſik, in welcher er nicht bloß Kenner war, ſondern durch eigene ſchöpferiſche Thätigkeit ſich auszeichnete; im Beſitze eines für ſeine Zeit bedeutenden Schatzes, der auf zwei Millionen Goldgulden geſchätzt wurde, an der Spitze eines Volkes, das zu jedem geſetzlichen Opfer freudig bereit war. Vom Anfang ging ſein Streben dahin, das alte Königreich Burgund wieder herzuſtellen und deshalb Lothringen, die Dauphiné, Provence und Schweiz ſich zu unterwerfen.

Ludwig lud ihn im Jahre 1468 zu einer Zuſammenkunft in Peronne ein, um ſich mit ihm zu vergleichen. Mißtrauiſch zögerte Karl, und aus Rache wiegelte deshalb Ludwig heimlich die Bürger von Lüttich gegen ihn auf. Nachher kam Karl doch, begleitet von 140 Bewaffneten, nach Peronne; während er aber daſelbſt mit Ludwig verhandelte, brach der Aufſtand in Lüttich los. Karl war außer ſich über die Tücke des Königs; er nahm ihn gefangen und würde ihn vielleicht in der erſten Aufwallung des Zorns haben tödten laſſen, hätten nicht ſeine Räthe, die Ludwig durch bedeutende Geldſummen gewann, ihn umzuſtimmen gewußt. Aber wenigſtens mußte der König auf alle Lehnshoheit über Burgund verzichten, ewigen Frieden ſchwören und, ehe er die Freiheit erhielt, zur Schmach perſönlich den Herzog nach Lüttich begleiten und es mit anſehen, wie die Stadt erſtürmt, ausgeplündert und bis auf die Kirchen und geiſtlichen Gebäude verbrannt wurde. Kaum war aber Ludwig frei, ſo dachte er auch nicht mehr daran, den Vertrag zu halten; vielmehr lud er im J. 1470 den Herzog als Majeſtätsverbrecher vor das Pariſer Parlament, und da Karl den Boten, der ihm die Vorladung überbrachte, in Ketten legen ließ und einige Tage darauf ohne Antwort zurückſandte, fiel Ludwig mit Heeresmacht in ſein Land, ſo daß der nicht vorbereitete Herzog ſich genöthigt ſah, um einen Waffenſtillſtand zu bitten, der am 4. April 1471 zu Amiens wirklich zu Stande kam. Kurz darauf ſtarb Ludwigs Bruder, der mit Karl befreundete Herzog von Berri, dem der König Guienne hatte abtreten müſſen, an vergifteten Pfirſichen, welche der ſchändliche Bruder ihm durch einen Benedictiner hatte überreichen laſſen. Karl war empört über dieſe Schandthat. Offen klagte er den König des Brudermordes an, brach den Waffenſtillſtand, fiel im J. 1472, Alles verwüſtend, in die Picardie ein, erſtürmte die Stadt Nesle, deren Einwohner er ſämmtlich niedermetzeln ließ, und drang dann in die Normandie ein, bis nach Rouen. Aber Ludwig ließ nun einen eben ſo verheerenden Einfall in Karls Lande machen, ſo daß dieſer ſich zu einem Waffenſtillſtand genöthigt ſah. Während deſſelben ſuchte ſich Lud-

wig von seinen mächtigen Vasallen in Südfrankreich zu befreien. Den Herzog von Alençon ließ er überfallen und in den Louvre schleppen, wo er nach zwei Jahren umkam. Der Graf von Armagnac, der sich tapfer vertheidigte, wurde durch beschworne Sicherheit verleitet, den königlichen Truppen die Thore seiner festen Stadt Lectoure zu öffnen, und sogleich niedergestoßen, die Stadt aber gänzlich zerstört. Solche Treulosigkeit regte Karls Zorn immer mehr auf, und während Ludwig sich gegen ihn mit den Lothringern und Schweizern verband, schloß er selbst im J. 1474 ein Bündniß mit Eduard IV. von England. Eduard fiel wirklich in die Picardie ein; da er aber von dem Herzoge, der durch andere Händel beschäftigt war, keine Unterstützung erhielt, ließ er sich im J. 1475 von Ludwig für 75,000 Goldthaler und ein Jahrgeld von 5000 Thalern den Waffenstillstand abkaufen und ging nach England zurück. Wie Ludwig auch zum Bruche der von Karl mit dem deutschen Kaiser angeknüpften Verhandlungen beitrug, ist bereits S. 639 erwähnt worden. Nach Eduards Entfernung gab auch Karl den Kampf mit Ludwig vorläufig auf, wandte sich mit einem mächtigen Heere gegen Lothringen, das er in einem Monate unterwarf, und drang dann zu Anfang des Jahres 1476 in die Schweiz ein, von Rache gegen die Schweizer glühend, weil sie ihm in's Land gefallen waren. Er eroberte Granson und ließ die Besatzung theils erhängen, theils im Neufchateler See ersäufen; aber gleich darauf erschien ein Heer von Schweizern, und ob es gleich nur halb so stark war als das seinige, wurde er dennoch am 3. März geschlagen. Er selbst wurde von den fliehenden Burgundern mit fortgerissen; sein Gepäck und sein ganzes Lager mit reichen Schätzen fielen in die Hände der Feinde, die den Werth des Erbeuteten nicht einmal zu schätzen wußten. Karl brannte vor Begierde, die erlittene Schmach zu tilgen. Bereits nach drei Monaten erschien er wieder an der Spitze eines 60,000 Mann starken Heeres. Er zog von Lausanne gegen Murten, um von da aus auf Bern vorzudringen; aber am 22. Juni 1476 wurde er bei Murten gänzlich geschlagen; achttausend Burgunder, nach anderen Angaben sogar sechszehn bis zwanzigtausend, fanden in der Schlacht oder im Murtener See ihren Tod. Damit war Karls Macht und sein Muth gebrochen; er war an Geist und Körper gebeugt. Oft saß er lange schweigend und in Schwermuth versunken da, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen; dann sprang er wieder wüthend auf, knirschte mit den Zähnen und zerraufte sich das Haar. Aus seiner Unthätigkeit schreckte ihn die Nachricht auf, Herzog Renatus von Lothringen habe sich sein Land wieder erobert. Mit einem kleinen Heere drang er in Lothringen ein und belagerte Nancy. Als Renatus, durch Franzosen und Schweizer verstärkt, heranrückte, wollte er sich schon zurückziehen; doch der neapolitanische Graf von Campobasso, der Führer der italienischen Söldner, ein treuloser Verräther, dem er leider unbedingtes Vertrauen

ſchenkte, bewog ihn, zu bleiben. Am fünften Januar 1477 kam es zur Schlacht. Schon vor derſelben war Campobaſſo mit ſeinen Reitern zu den Feinden übergegangen, und da die ehrlichen Schweizer nicht an ſeiner Seite kämpfen wollten, legte er ſich den Burgundern in den Rücken, um ihnen die Flucht abzuſchneiden. Bald war Karls geſchwächtes Heer gänzlich geſchlagen; er ſelbſt rettete ſich nur mit wenigen Getreuen. Als er über einen gefrornen Sumpf ſetzen wollte, brach das Eis unter ihm, und während er bemüht war, ſich empor zu arbeiten, wurde er erſchlagen, ob von Feindes Hand, ob durch Campobaſſo, weiß man nicht. Erſt nach zwei Tagen zog man den furchtbar entſtellten Leichnam unter dem Eiſe hervor; man erkannte den Herzog nur daran, daß er ſich ſeit der Schlacht bei Murten zum Zeichen des Schmerzes Bart und Nägel nicht abgeſchnitten hatte. „Theurer Vetter!" rief Herzog Renatus bei ſeinem Anblick unter Thränen aus, „ihr habt uns viel Uebles gethan; Gott habe eure Seele!" Er ließ den Leichnam zu Nancy feierlich beiſetzen und folgte ſelbſt in Trauerkleidern dem Zuge; im Jahre 1550 aber ließ Karls Urenkel, Kaiſer Karl V., die Gebeine nach Brügge ſchaffen.

Durch den Tod Karls des Kühnen war Ludwig von ſeinem gefährlichſten Gegner befreit, und ungehindert konnte er nun an der vollen Verwirklichung ſeiner Pläne arbeiten. Sofort zog er die Bourgogne als eröffnetes Reichslehen ein, und wir haben bereits geſehen, wie er, obwohl ohne dauernden Erfolg, auch die übrigen Länder Karls an ſich zu bringen ſuchte. Dagegen machte er eine andere wichtige Erwerbung. Renatus I., der zweite Sohn Ludwigs II. von Neapel, aus dem jüngeren Hauſe Anjou, erhielt bei dem Tode ſeines Schwiegervaters, des kinderloſen Herzogs von Lothringen, deſſen Land, und ebenſo ſetzte ihn die berüchtigte Johanna II. von Neapel bei ihrem Tode (1435) zum Erben ihres Reiches ein. Zwar wurde ihm der Thron von dem Könige Alfons von Aragonien entriſſen; aber er behielt den Titel des Königs von Neapel. Durch allerlei Ränke bewog ihn Ludwig, den kinderloſen, ihm ganz ergebenen Grafen Albert von Maine zum Erben einzuſetzen, und als dieſer im J. 1481 ſtarb, zog Ludwig die Grafſchaften Provence und Forcalquier, Anjou und Maine als eröffnete Reichslehen ein; auch die Dauphiné blieb ſeit ſeiner Regierung mit der Krone vereinigt. Die Macht der Großen des Landes war gebrochen, und Ludwig ſcheute weder Liſt noch Grauſamkeit, um ſie für immer nieder zu halten. So ließ er den Herzog von Nemours auf ſeinen Gütern überfallen und in einen feuchten unterirdiſchen Kerker werfen, in welchem ſeine Haare in wenigen Tagen ſchneeweiß wurden. Durch Drohung mit der Folter erpreßte man von dem Unglücklichen die Geſtändniſſe, die man haben wollte, und das Parlament verurtheilte ihn als Majeſtätsverbrecher zum Tode und ſprach ſeine Güter dem Könige zu. Am vierten April fiel ſein Haupt unter

dem Henkerbeil, und Ludwig war grauſam genug, die Kinder des Unglücklichen während der Hinrichtung unter das Schaffot ſtellen zu laſſen, ſo daß ſie von dem Blute des Vaters beſpritzt wurden.

Ludwig hatte ſeine Zwecke erreicht. Der große Lehnsadel war unterdrückt, die Grundſteuer von zwei Millionen Livres faſt auf fünf Millionen erhöht, die Königsmacht zu völliger Unumſchränktheit erhoben, aber durch welche Mittel! — Iſt es zu verwundern, wenn er mit Bangigkeit an ſein Ende dachte, das ſeine wankende Geſundheit ihm in nicht zu großer Ferne zeigte? Schon im März 1481 war er vom Schlage getroffen worden, und nie wurde er wieder völlig geſund; häufig wiederkehrende Krampfanfälle mahnten ihn an den Tod, den er mehr als Alles fürchtete. Dabei ſah er ſich überall von rächenden Händen umgeben, und der Argwohn und das Mißtrauen machten ihn noch finſterer, härter, tückiſcher und grauſamer. Er ſchloß ſich in das feſte Schloß Pleſſis les Tours ein, das mit Eiſengittern und Fußangeln umgeben und von vierhundert ausländiſchen Schützen bewacht war. Vierzig derſelben hatten Tag und Nacht in den Gräben des Schloſſes die Wache. Nicht einmal ſeine Kinder durften ohne ſeine beſondere Erlaubniß vor ihm erſcheinen. Seine Umgebung beſtand aus einigen alten Dienern, dem Oberprofoß Triſtan l'Hermite, den er ſeinen Gevatter nannte, ſeinem Barbier Olivier le Daim und ſeinem Leibarzte Jacques Coyctier, vor dem er eine ſo knechtiſche Furcht hatte, daß er oft in der Angſt vor ihm auf die Kniee fiel. Als keine Arznei helfen wollte, nahm er zu Wunderthätern ſeine Zuflucht. Er berief aus Italien den als Wunderthäter berühmten Franz von Paula, den Stifter des Ordens der Franciscaner-Eremiten, nach Pleſſis les Tours, der freilich ſein Leben auch nicht verlängern konnte; von allen Orten ließ er Reliquien herbeiholen, die Hülfe ſchaffen ſollten. Ueberhaupt war er neben ſeiner Tücke und Grauſamkeit von abergläubiſcher Frömmigkeit beherrſcht; ſo nahm er z. B. kein Geſchäft vor am Tage der unſchuldigen Kinder; ſo leicht er Eide brach, ſo ſchwor er doch nicht auf das Kreuz von St. Lo, wenn er nicht den Schwur halten wollte, weil er glaubte, ein Meineid auf daſſelbe ſei unbedingt Tod bringend, und an ſeinem Leben hing er freilich mehr als an ſeinem Worte. Dabei wuchs ſeine Grauſamkeit mit ſeiner Körperſchwäche. Ueberall hielt er Spione, die ihm über Alles Bericht abſtatten mußten. Zur Unterſtützung dieſes Spionirſyſtems führte er zuerſt in Frankreich Poſten ein, die freilich nur für den königlichen Dienſt beſtimmt waren. Beamte wurden ein- und abgeſetzt. Um ſeine zunehmende Magerkeit zu verbergen, erſchien er, der früher nur die einfachſte, unſcheinbarſte Kleidung getragen hatte, jetzt immer im prächtigſten Schmuck, und wer nicht an ſein Wohlbefinden glauben wollte, wurde beſtraft. Sein Vertrauter, der Cardinal Jean la Balue, erfand eiſerne Käfige, die zum Theil nach unten ſpitz

ausliefen, zur martervollen Aufbewahrung Gefangener, er selbst eine besondere Art von Ketten, und an Tristan l'Hermite und Anderen dieses Gelichters fand er stets bereitwillige Werkzeuge, um Alle zu verderben, die ihm zuwider waren. Viertausend Menschen ließ der Tyrann während seines Lebens, meist unschuldig und auf qualvolle Weise hinrichten. Was half es, daß er als Freund der Wissenschaften die von Karl V. zu Paris gegründete königliche Bibliothek bedeutend vermehrte und gelehrte Griechen in's Land zog, daß er Altäre und Heiligenbilder reich beschenkte in der Meinung, er könne Gott eben so gut durch Geld bestechen, wie die Menschen? Selbst der vielfach bevorzugte Bürger liebte ihn nicht. Erst als er sich dem Tode nahe fühlte, ließ er den Dauphin Karl aus Amboise zu sich kommen, gab ihm Lehren und Ermahnungen, die er selbst zum Theil wenig befolgt hatte, und starb am 30. August 1483.

Karl VIII. (1483—1498) war bei dem Tode seines Vaters erst dreizehn Jahre alt. Ludwig hatte die Erziehung des kränklichen und schwächlichen Knaben absichtlich vernachlässigt, und Anfangs verwaltete deshalb seine ältere Schwester Anna von Beaujeu (Bourbon) die Regierung. Darüber kam es mit seinem Schwager, dem Herzoge Ludwig von Orleans, und den ihm verbündeten mißvergnügten Großen zu einem förmlichen Kriege; indessen blieb Anna doch im Besitze der Regentschaft. Wie Karl später durch seine Vermählung mit Anna von Bretagne auch dies Herzogthum mit der Krone verband, ist bereits bei der Geschichte Maximilians (S. 644) erwähnt worden. Er überstieg auch die Alpen, ließ sich 1495 zu Rom vom Papst förmlich mit Neapel belehnen, und bald war er im ganzen Königreich als Herrscher anerkannt; als sich aber König Ferdinand von Neapel mit Maximilian verband, mußte er Italien wieder verlassen, und kaum war er fort, so bemächtigte sich Ferdinand mit Hülfe der Spanier wieder seines Reiches. Um Dauerndes für den Staat zu wirken, fehlte es Karl an Zeit und Kraft. Er starb schon am 7. April 1498 zu Amboise, und es folgte auf ihn sein Vetter und Schwager Ludwig von Orleans als Ludwig XII. (1498–1515). Auch seine Erziehung war auf Ludwigs XI. Befehl vernachlässigt worden, und er war in seiner Jugend gewaltthätig und verschwenderisch; als er aber zur Regierung kam, zeigte er sich gerecht und milde, sorgte für bessere Rechtspflege und ermäßigte die Abgaben. In seinen Unternehmungen zur Vergrößerung des Reiches war er nicht vom Glücke begünstigt. Als Enkel von Galeazzo Visconti's Tochter Valentine erhob er Ansprüche auf Mailand, vertrieb den Herzog Ludwig Sforza, nahm die Stadt in Besitz, und als der Herzog mit einem Corps von Schweizern zurückkehrte, bekam er denselben durch Verrath in seine Gewalt, ließ ihn nach Frankreich bringen und in einen engen Kerker sperren, in welchem der Unglückliche erst nach zehn Jahren starb. Gleichwohl verlor Ludwig Mailand

wieder, wie bereits S. 648 erwähnt worden iſt. Ferner verband er ſich mit Ferdinand von Aragonien *) zur Eroberung Neapels, deſſen König Friedrich nach Frankreich ging und mit der Grafſchaft Anjou und einem Jahrgehalte abgefunden wurde; zuletzt aber mußte Ludwig alle Anſprüche auf Neapel an Ferdinand von Aragonien abtreten. Ungeachtet dieſer ungünſtigen Unternehmungen liebte das Volk den König, der ernſtlich bemüht war, die Noth im Lande zu hindern, und die Ständeverſammlung zu Tours (1506) begrüßte ihn als „Vater des Volkes"; alle Stände des Landes waren für ihn und leiſteten ihm willig Gehorſam. — Ludwig war dreimal vermählt, zuerſt mit Ludwigs XI. Tochter Johanna, die er nicht liebte. Sobald er König geworden war, ließ er ſich von ihr ſcheiden und vermählte ſich im J. 1499 mit Anna von Bretagne, der ſchönen Wittwe ſeines Vorgängers, und als dieſe am 9. Januar 1514 ſtarb, nahm er Maria, die Schweſter Heinrichs VIII. von England, zur Gemahlin. An der Seite der ſchönen, lebensfrohen Frau vergaß er Alter und Schwachheit. Er änderte ihr zu Gefallen ſeine ganze Lebensweiſe, erſchöpfte aber dadurch ſeine Kraft ſo, daß er zwölf Wochen nach der Hochzeit, am 1. Januar 1515, ſtarb.

Mit der Vermehrung der Gewalt und der Einkünfte der Fürſten ſtieg auch der Glanz ihrer Höfe. Der franzöſiſche Hof wurde wegen ſeiner Pracht und ſeiner Ueppigkeit häufig von Ausländern beſucht; der Hof von Neapel eiferte ihm nach; übertroffen aber wurde ſein Glanz noch durch den des burgundiſchen. Am einfachſten blieben die deutſchen und nordiſchen Höfe, obgleich auch hier wenigſtens Schwelgerei Eingang fand.

Karl der Kühne wollte eben ſo ſehr für den prächtigſten, als für den mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit gelten. Nirgends herrſchte ſolche Kleiderpracht; nirgends wurden Geſandte ſo glänzend empfangen, als an ſeinem Hofe. Er hatte eine Kapelle von vierzig Perſonen, die unter der Leitung ſeines Beichtvaters ſtanden. So oft er öffentlich erſchien, begleiteten ihn zahlreiche Diener, die das Volk mit weißen Stäben zurückhielten; im Hauſe ſtand eine große Zahl von Kammerdienern ſtets zu ſeinem Dienſte bereit. Unter dem Oberſtallmeiſter ſtanden funfzig Stallmeiſter und zwölf Edelknaben, die ihm ſtets zu Roß folgten und ihm bei Tiſche aufwarteten. Für ſeine Geſundheit wachten vier Wundärzte und ſechs Leibärzte. In ſeinen Gemächern waren beſtändig ſechszehn Kammerherren, die in müßigen Stunden ihn durch Geſang und durch Vorleſen

*) Bezeichnend iſt es für die Schamloſigkeit, mit der man in jener Zeit die Lüge offen zur Schau trug, daß Ferdinand, als Ludwig ſich beklagte, er ſei zweimal von ihm betrogen worden, ausrief: „Er lügt, der Trunkenbold; ich habe ihn mehr als zehnmal betrogen."

von Geschichts- oder Ritterbüchern unterhalten mußten. Sechs Herzoge, zwölf Fürsten und Grafen, und hundertunddreißig Barone und Ritter empfingen ein bedeutendes Jahrgehalt für die Verpflichtung, an seinen Hof zu kommen, so oft er es verlangte. Außer einer Leibwache von hundertundzwanzig berittenen jungen Edelleuten hatte er ein Gefolge von vierzig Rittern, deren jeder einen vollständig gerüsteten Krieger zu Pferde hinter sich hatte. Dazu kam noch eine glänzende Schaar von Hofdamen, deren jährliche Besoldung die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 40,000 Thalern betrug. Keine Stadt, sagt ein Zeitgenosse, war groß genug, sein zahlreiches Gefolge aufzunehmen. — Am französischen Hofe wurden von Zeit zu Zeit die kostbarsten Kleinodien des königlichen Schatzes öffentlich ausgestellt, und ein dabei befindlicher Aufseher mußte dabei Erklärungen über ihren Werth, ihre Geschichte und dergleichen geben. Besonders zeigte sich der Glanz des Hofes bei den Hoffesten, wo Kleiderprunk, Aufzüge und mimische Darstellungen die Hauptrolle spielten. Karl VI. von Frankreich ließ am Tage der Ankunft seiner Gemahlin Isabella von Baiern die Belagerung von Troja vorstellen. Dabei war ein ungeheures Schloß mit fünf Thürmen, nicht weit davon ein großes Zelt, und neben demselben ein Schiff, das über hundert Krieger fassen konnte, Alles durch Räder zu bewegen, ohne daß man die Maschinerie sah. Es begann ein heftiger Kampf zwischen den Griechen und Trojanern, der aber nicht lange dauerte, weil mehrere Personen im Gedränge erstickt, erdrückt oder beschädigt wurden. — Bei dem Gastmahle, welches Karl der Kühne am Tage seiner Vermählung mit der englischen Prinzessin Margarethe veranstaltete, erschien zuerst ein großes Einhorn mit einem Panther auf dem Rücken, der in der einen Klaue das Banner Englands, in der andern eine Margaretenblume trug. Das Einhorn ging um alle Tafeln herum und blieb endlich vor dem Herzog stehen, dem die Blume mit einer Anrede überreicht wurde. Dann kam ein vergoldeter Löwe, der eine Schäferin mit dem Banner Burgunds trug und zum großen Jubel ein zärtliches Lied auf die Neuvermählte sang. Endlich erschien ein Kameel mit einem Sarazenen, der beim Herumreiten allerlei ausländische Vögel aus einem Korbe zog und auf die Tafel warf. Man nannte dergleichen Schaustellungen Entremets. Am dritten Tage des Festes erschienen vier Eber, die auf Trompeten bliesen, drei Ziegen und ein Bock, die ein Instrumentalconcert aufführten; vier Wölfe bliesen die Flöte; vier Esel sangen ein Rondeau, und endlich kamen vier Affen, die einem schlafenden Kaufmann einen Streich spielten und dann tanzten. Ein andermal erschien ein sechszig Fuß langer Wallfisch, der Flossen und Schwanz regte, als ob er lebte, durch den ganzen Saal zog, zwei prächtig gerüstete Riesen voraus, und dann zwei Sirenen und zwölf Meerritter ausspie, von denen die ersteren zuerst sangen und dann mit den

Rittern tanzten, die endlich von den Riesen angegriffen und in den Wallfisch zurückgejagt wurden. — Besonders glänzend war das Fest, welches Philipp von Burgund 1453 zu Lille veranstaltete. In einem großen Saale waren fünf Gerüste für die Zuschauer errichtet. In der Mitte standen drei Tafeln, jede mit allerlei künstlicher Maschinerie geschmückt. Auf der einen war unter andern eine Kirche mit Orgel, Glocken und vier Sängern, eine Wiese mit Strauchwerk und Blumen, umgeben von Felsen, die mit Saphiren und anderen Edelsteinen bestreut waren, auf der zweiten eine Pastete, in der achtundzwanzig Musikanten waren, ein Schloß, von dessen Thürmen Orangewasser strömte, ein See, umgeben von Städten und Dörfern, auf dem sich ein Schiff mit vollen Segeln befand, und dergleichen, auf der dritten unter andern ein indischer Wald mit Thieren, die lustig umhersprangen. Die Speisen wurden von der Decke in azurfarbigen, goldgeschmückten Wagen niedergelassen. Zuletzt kam ein Türke, der in einem Thurm auf einem Elephanten eine Dame führte, welche die Kirche vorstellte und in einem Gesange das Leid klagte, daß sie von den Ungläubigen erdulde. Darauf wurde ein lebendiger Fasan, mit goldenem Halsband und Edelsteinen geschmückt, hereingebracht, und Alle schworen auf den Fasan, daß sie einen Kreuzzug gegen die Türken unternehmen wollten.

Die Veränderungen im Hofleben blieben auch nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes. Bis dahin erschienen die Frauen an den Fürstenhöfen im Allgemeinen in einer dem Manne mehr untergeordneten Stellung. Könige gingen ihren Bräuten und Gemahlinnen nur bis an die Treppe oder das Thor entgegen, wo diese vor ihnen niederknieten und dann aufgehoben und umarmt wurden. Wenn Damen vornehmeren Herren zum ersten Mal vorgestellt wurden, oder von ihnen etwas erbitten wollten, pflegten sie ebenfalls zu knieen, und knieend dankten sie. So flehte z. B. Isabella von England ihren Bruder, den König Karl von Frankreich, knieend um Hülfe an (S. 682). Auch redeten Königinnen ihren Gemahl nur „mein Herr" (Monseigneur) an; die Könige dagegen sagten nicht Madame, sondern nur Dame; selbst Fürsten und Grafen brauchten nur das letztere Wort, wenn sie nicht Vasallen waren. Erst im funfzehnten Jahrhundert wurde Madame ein Ehrenname, den man den Gemahlinnen der Ritter gab; solche, deren Gemahle noch nicht den Ritterschlag erhalten hatten, wurden Damoiselles, Demoiselles oder Mesdemoiselles angeredet. Zum Empfange vornehmer Gäste mußten die Damen ihnen entgegen gehen. So kamen, als Ludwig XI. als Dauphin im J 1456 bei Philipp von Burgund Schutz suchte, dessen Gemahlin und Schwiegertochter ihm bis an's äußerste Schloßthor entgegen und knieten vor ihm nieder. Er wollte die Herzogin am Arme zurückführen; aber sie wies dies als eine Ehre zurück, die ihr nicht gebühre,

führte ihn in sein Gemach und empfahl sich mit einer tiefen Kniebeugung. Nie ließ sie sich, wie es sonst bei Fürstinnen geschah, in seiner Gegenwart die Speisen verdeckt auftragen, oder den Wein kredenzen; vielmehr kostete und brachte sie ihm selbst nach der Tafel das Backwerk, und eine Prinzessin von Cleve mußte ihm den Wein kredenzen.

Dies Alles änderte sich durch Anna von Bretagne, die Gemahlin Karls VIII. und Ludwigs XII., die als die eigentliche Schöpferin des französischen Königshofes zu betrachten ist. Sie behielt die Einkünfte und die Regierung ihres Erblandes bei, und als regierende Fürstin hielt sie einen eigenen Hofstaat. Sie hielt eine Leibwache von Edelleuten aus der Bretagne, an Zahl fast nicht geringer als die ihres Gemahles; gleichzeitig aber hatte sie eine große Menge von Hofdamen und eine noch größere von Edelfräulein, die ihr von den Eltern aus allen Gegenden des Landes zugesandt wurden, um an ihrem Hofe erzogen zu werden, und ein Zeitgenosse sagt, sie hätten eine vortreffliche Erziehung genossen und wären nach dem Vorbilde der Königin sehr klug und tugendhaft geworden. Ludwig XII. ehrte seine Gemahlin sehr. Keinem Gesandten, keinem vornehmen Gaste ertheilte er Audienz, ohne ihn gleich zu der Königin führen zu lassen, damit er auch ihr seine Ehrfurcht erwiese; und die geistreiche Frau wußte die ihr Vorgestellten mit großer Beredtsamkeit zu unterhalten. Man nannte sie eine Mutter des französischen Adels und der Armen. Seit jener Zeit konnten nicht nur die vornehmen Herren, sondern auch die Damen nicht bloß bei besonderen Gelegenheiten, sondern täglich am Hofe erscheinen, und wurden in alle Lustbarkeiten der Fürsten mit hineingezogen. So nahm Ludwig XII. seine Tochter Claudia und alle ihre Hofdamen gewöhnlich mit auf die Jagd. Zu den Uebungen im Fechten und dergleichen wurden sie wenigstens als Zuschauerinnen eingeladen, und an den Spielen nahmen sie selbst Theil. Gleichzeitig gewannen die Frauen auch einen außerordentlichen Einfluß am Hofe. Ludwig XII. gestattete nicht nur seiner Gemahlin, sondern auch seiner ehemaligen Feindin Anna von Beaujeu und zuletzt der Mutter seines Schwiegersohnes, der Gräfin von Angoulême, an den Berathungen seines geheimen Rathes Theil zu nehmen und mitzustimmen; noch größer wurde die Macht und der Einfluß der Frauen in späterer Zeit Bei dem freien und ununterbrochenen Verkehr, in welchem die Herren und Damen am Hofe von jetzt an mit einander standen, war es natürlich, daß sie mehr noch, als früher, sich durch prächtige und geschmackvolle Kleidung auszuzeichnen suchten, eben so aber auch durch den Wechsel schöner und neuer Formen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Moden, die an dem glänzenden französischen Hofe gefallen hatten, nicht nur im ganzen Reiche, sondern auch in andern Ländern bewundert und nachgeahmt wurden, und bald ward der französische Hof das Muster der Moden für ganz Europa.

Daß die Sittlichkeit des weiblichen Geſchlechtes durch den Aufenthalt am Hofe nicht gewann, iſt leicht erklärlich. An den meiſten weſteuropäiſchen Höfen herrſchte die entſetzlichſte Sittenloſigkeit; die von Frankreich, Neapel und Burgund aber, welche den Ton angaben, thaten es darin allen andern zuvor, und wir finden an denſelben eine kaum glaubliche Schamloſigkeit in Wort und That. Ludwig XI. ſelbſt fand ſein größtes Vergnügen in ſittenloſen Unterhaltungen bei Tafel. Man ſuchte förmlich etwas darin, aller Sittlichkeit Hohn zu ſprechen, und Weiber, wie Johanna von Burgund, die Gemahlin Philipps V., ſeine Schweſter Iſabella von England, Johanna I. und II. von Neapel, Iſabella von Baiern, ſind ſchwerlich ſelbſt von den laſterhafteſten Römerinnen der Kaiſerzeit an Schamloſigkeit übertroffen worden. Unter dem Volke war es gewiß beſſer; Zucht und Sitte ſchwand dort wenigſtens nicht ganz, obgleich die Hofdamen nur zu bald die Muſter für die übrigen Frauen nicht nur in der Kleidung und im feinen Benehmen, ſondern auch in der Zügelloſigkeit des Wandels wurden. Und doch ſollte es noch ſchlimmer werden! Konnte doch ein Schriftſteller zur Zeit Franz' I. von Frankreich die Zeiten Ludwigs XII. und der Anna, die allerdings durch ihr Leben und ihren Charakter wohl ihre Hofleute in den gehörigen Schranken zu halten wußten, wegen ihrer Züchtigkeit und Tugendhaftigkeit preiſen! Doch wenden wir den Blick ab von einem Bilde, das uns nur mit Betrübniß und Schmerz erfüllen kann!

---

§. 70. Der Kampf der rothen und weißen Roſe.

Wir haben geſehen, wie unter Eduard III. die innere Entwicklung Englands mächtig vorſchritt; mit ſeinem Tode aber traten Kämpfe ein, welche den ruhigen Fortſchritt derſelben weit hinaus hemmten. Sein eilfjähriger Enkel Richard II. (1377—1399), der ihm auf dem Throne folgte, war von Natur launiſch, jähzornig, rachſüchtig und überließ ſich ganz einem zügelloſen, ſchwelgeriſchen Leben. Seine Oheime, der Herzog von York, Johann de Gaunt, Herzog von Lancaſter, und Herzog Thomas von Gloceſter, riſſen die Gewalt an ſich. Die Fortſetzung des franzöſiſchen Krieges verurſachte große Geldkoſten; nicht weniger Geld verſchlang die Verſchwendung des Hofes. Dadurch wurde die Einführung einer Kopfſteuer nöthig, die beſonders dem Bauer drückend war; Recht und Gerechtigkeit wurden verkauft; die Klagen des Volkes blieben unbeachtet; arge Schandthaten wurden verübt. Einſt betrug ſich ein Steuereinnehmer zu Kent mit frecher Ungebühr gegen die junge Tochter eines

Handwerkers. Entrüstet ergriff der Vater derselben, (Wat-tyler), Walter der Dachdecker einen Hammer und schlug ihn nieder. Dies gab das Zeichen zu offenem Aufruhr. Ohnehin aufgeregt durch den Franciscaner John Ball, der mit wilder Begeisterung Freiheit und Gleichheit predigte, indem er behauptete, daß die Verschiedenheit des Ranges und der Glücksgüter der ursprünglichen Ordnung, der natürlichen, wie der göttlichen, zuwiderlaufe*), schaarten sich über hunderttausend Bauern um Wat-tyler, durchzogen sengend und mordend das Land und bemächtigten sich am 12. Juni 1381 Londons. Sie plünderten und mordeten in der Stadt zwei Tage lang, zerstörten Paläste und Kirchen und hielten den König im Tower eingeschlossen. Auch dort drangen sie ein, ermordeten den Erzbischof von Canterbury und andere Räthe des Königs, und Richard sah sich gezwungen, ihnen Aufhebung der Kopfsteuer, der Leibeigenschaft und der Frohndienste im ganzen Reiche zuzusichern und eine Urkunde über diese Zugeständnisse auszustellen. Am 15. Juni zog Richard mit seinem Gefolge aus dem Tower, um im Angesichte der empörten Schaaren mit ihren Führern zu unterhandeln; als sich aber Watt ihm näherte, durchbohrte der Lordmayor Walworth denselben, und leicht wurde nun die führerlose Menge auseinandergesprengt. Nachdem die übrigen Hauptanführer verhaftet und viele von ihnen, unter den Ersten John Ball, hingerichtet waren, wurde der Aufstand unterdrückt. Kaum aber war die Ruhe mit Gewalt und nicht ohne Grausamkeit wiederhergestellt, als der Adel das Volk in noch härtere Fesseln zu schlagen wußte, während der durch schlechte Erziehung verderbte König, der alle Zugeständnisse, welche er dem Volke gemacht hatte, sofort widerrief, sich ohne Scheu dem ausschweifendsten Leben überließ. Vor Allem suchte er sich von der lästigen Bevormundung seiner Oheime, namentlich Glocesters, frei zu machen, und im Jahre 1389 übernahm er selbst die Regierung; aber bald machte er sich völlig verhaßt. Sein Hofstaat bestand aus 10,000 Personen, darunter 300 allein für die Küche; kein Hof glich dem seinigen an Ueppigkeit und Verschwendung, und er erlaubte sich die schamlosesten Erpressungen, um einen so unsinnigen Aufwand bestreiten zu können. Dazu kam, daß er aus Trägheit im Jahre 1396 mit Frankreich einen nachtheiligen Waffenstillstand auf fünfundzwanzig Jahre schloß und sich mit Isabella, der eilfjährigen Tochter Karls VI. von Frankreich, verlobte. Dies benutzte Glocester, um ihn zu stürzen; aber Richard kam ihm zuvor, ließ ihn verhaften und nach Calais bringen, wo er zu Ende des Jahres 1397 durch Betten im Gefängnisse erstickt wurde. Gleichzeitig verbannte

*) Sein Wahlspruch war: When Adam delved and Eve span,
Who was then the gentleman?
(Als Adam grub und Eva spann,
Wo war da der Edelmann?)

er den jungen Heinrich von Hereford, den Sohn Johanns von Lancaſter, nach Frankreich und enthielt ihm nach dem im Jahre 1399 erfolgten Tode des Vaters das Erbe deſſelben vor. Dieſe neue Gewaltthat erbitterte das Volk wie die Großen des Landes auf's äußerſte; denn Heinrich war allgemein geachtet. Er konnte es daher wagen, während Richard mit einem ſtarken Heere nach Irland zog, um für die Ermordung ſeines Vetters, des Grafen Roger Mortimer de la Marche, Rache zu nehmen, mit einem geringen Gefolge an der engliſchen Küſte zu landen. In wenigen Tagen hatte er ein Heer von 60,000 Mann um ſich geſammelt; in London und andern Städten wurde er als Befreier empfangen, und als Richard auf die Kunde des Geſchehenen aus Irland herbeieilte, ſah ſich derſelbe bald von allen ſeinen Anhängern verlaſſen. So blieb ihm nichts übrig, als ſich ſelbſt in die Gewalt Heinrichs zu überliefern, der ihn am 1. September 1399 in den Tower bringen ließ und ihn zwang, am 29. September eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Nun erklärte das Parlament den König wegen grober Vergehen der Herrſchaft verluſtig und übertrug die Krone unter lautem Jubel des Volkes an Heinrich von Hereford. Mit ihm als Heinrich IV. (1399—1413) kam das Haus Lancaſter auf den Thron; Richard aber wurde nach dem Beſchluſſe der Lords nach dem Schloſſe Pomfret in der Grafſchaft York in Gewahrſam gebracht. Eine leicht unterdrückte Verſchwörung einiger Großen zu ſeinen Gunſten gab den Vorwand, ihn ganz zu beſeitigen. Vierzehn Tage lang entzog man ihm die Nahrung, und ſo endete er nach qualvollen Leiden.

So war denn Heinrich im unbeſtrittenen Beſitze des Thrones, und durch Klugheit und Mäßigung, ſo wie durch Begünſtigung des Parlaments ſuchte er ſich die Liebe des Volkes zu gewinnen; aber dennoch hatte er während ſeiner ganzen Regierung mit fortwährenden Verſchwörungen und Unruhen der unzufriedenen Großen zu kämpfen, eben ſo gegen die räuberiſchen Schotten und gegen die Walliſer An Wiedereroberung der franzöſiſchen Beſitzungen konnte er unter ſolchen Umſtänden nicht denken. Die beſtändige Furcht, die Krone zu verlieren, die raſtloſen Anſtrengungen, die er zu ihrer Behauptung aufbieten mußte, untergruben ſeine ſonſt ſtarke Geſundheit; von Gewiſſensbiſſen gefoltert, verfiel er in Geiſteskrankheit, und am 20. März 1413 erlag er derſelben, noch nicht ſiebenundvierzig Jahre alt.

Es folgte auf ihn ſein Sohn Heinrich V. (1413—1422). — Heinrich IV. hatte geargwöhnt, daß derſelbe nach der Krone trachte. Auf die erſte voreilige Kunde von dem Tode des nur ohnmächtigen Vaters ließ der junge ehrgeizige Mann ſie von der Seite deſſelben nehmen und in ein anderes Zimmer tragen. Der König hatte inzwiſchen die Beſinnung wieder erlangt und ſprach traurig zu ihm: „Mein lieber Sohn,

wie wirſt du die Krone zu bewahren vermögen, auf welche du kein Recht haſt?" „Mit dem Schwerte", antwortete der Jüngling, „haſt du ſie gewonnen und behauptet; mit dem Schwerte will ich ſie ſchirmen mein Leben lang."

Schon im Kriege gegen die Walliſer hatte ſich der junge Heinrich durch Klugheit und perſönlichen Muth ausgezeichnet; aber da ihn das Mißtrauen des Vaters in den letzten Jahren zur Unthätigkeit verdammte, ſo verleitete ihn ſeine lebhafte Natur, ſich der Geſellſchaft wüſter Menſchen hinzugeben, und wilde Gaſtgelage, nächtliche Raufereien und Zügelloſigkeiten aller Art waren ſeitdem bei ihm an der Tagesordnung. Einmal drohte er dem Oberrichter Gascogne mit dem Schwerte, weil derſelbe einige ſeiner Genoſſen nicht loslaſſen wollte, ließ ſich aber, ſein Unrecht fühlend, zur Strafe dafür willig in's Gefängniß führen. Kaum hatte er jedoch den Thron beſtiegen, ſo war er völlig umgewandelt. Er entfernte die wüſten Geſellen aus ſeiner Nähe, umgab ſich mit den erfahrenen Räthen ſeines Vaters; namentlich ſuchte er auch den edlen Gascogne an ſich zu feſſeln, und ſo liebenswürdig er als Menſch war, ſo tüchtig zeigte er ſich als Herrſcher; er widmete ſich den Regierungsgeſchäften mit dem angeſtrengteſten Eifer und großer Klugheit. Ueberall übte er rückſichtslos Recht und Gerechtigkeit; er ſchaffte die Lehnsmiliz ab und führte dafür das bewaffnete Bürgerthum ein; Mißbräuche, die ſich eingeſchlichen hatten, wurden beſeitigt, dem Parlamente und Volke die bisherigen Rechte und Freiheiten beſtätigt, und ſo gewann er ſich in gleich hohem Maße die Liebe Aller. Mit Kraft konnte er deshalb den Kampf gegen Frankreich wieder aufnehmen; freudig unterſtützte ihn Volk und Parlament bei demſelben, und es iſt bereits §. 68 dargeſtellt worden, mit wie glänzendem Erfolge er ihn bis an ſeinen Tod fortſetzte.

Auf dem Sterbebette übertrug er die Verwaltung des Reiches ſeinen Brüdern, den Herzogen von Gloceſter und Bedford, und ermahnte ſie, mit väterlicher Liebe für ſeinen erſt neun Monate alten Sohn Heinrich VI. (1422—1461) zu ſorgen. Durch Parlamentsbeſchluß wurde dem Herzog von Bedford die Regentſchaft und die Führung des franzöſiſchen Krieges übertragen; Gloceſter wurde unter dem Titel eines Protectors ſein Stellvertreter in England. Während nun aber der Krieg in Frankreich ſeit dem Tode Bedfords ohne Glück für die Engländer fortgeführt wurde, entſtand in England ein unſeliger Zwiſt zwiſchen dem Herzoge von Gloceſter und Heinrich Beaufort, dem Cardinal und Biſchof von Wincheſter, welcher als Großoheim des jungen Königs die Erziehung deſſelben zu leiten hatte. Der Cardinal, welcher über den abſichtlich verwahrloſten König faſt unbedingte Gewalt übte, brachte es trotz aller Gegenanſtrengungen Gloceſters dahin, daß im Jahre 1444 ein Waffenſtillſtand mit Frankreich geſchloſſen und der König mit Margarethe von Anjou, der

schönen, klugen, mit männlichem Muth begabten, aber auch aus Rachsucht und Ehrgeiz zu allen Verbrechen fähigen Tochter des Titularkönigs von Neapel, vermählt wurde. Sie und ihr Günstling William de la Pole, Graf von Suffolk, beherrschten den schwachen König fortan gänzlich. Der vom Volke geliebte Herzog von Gloceſter wurde als Hochverräther gefangen genommen und im Februar 1447 im Kerker hingerichtet; noch in demselben Jahre ereilte aber auch seinen Feind, den Bischof von Wincheſter, ein plötzlicher Tod. Immer größer wurde indessen die Unzufriedenheit des Volkes, genährt durch die Schwäche des Königs, die Leidenschaftlichkeit der Königin, und der allgemeine Haß wandte sich gegen den Grafen von Suffolk. Dadurch wurden bei dem Herzoge Richard von York, der durch den Vater vom vierten, durch die Mutter vom zweiten Sohne Eduards abstammte, Hoffnungen auf den Thron angeregt, und um den Zorn des Volkes zu beschwichtigen, sah sich der König genöthigt, den gehaßten Günstling Suffolk preiszugeben. Vom Parlamente des Hochverraths beschuldigt, wurde er vom Könige auf fünf Jahre aus dem Lande verbannt; aber damit waren seine Feinde nicht zufrieden; sie holten ihn auf dem Meere ein; er wurde in einen Nachen geschleppt, in welchem sich ein Scharfrichter befand, und unter dem Beile desſelben fiel sein Haupt nach sechs Streichen am 2. Mai 1450. Dies half indeſſen um so weniger, da Suffolks Nachfolger, der Herzog von Sommerset, mit Strenge und Willkür verfuhr. Ein Bauernaufstand wurde zwar blutig unterdrückt; aber nun kam Richard von York gegen des Königs Gebot im Jahre 1451 mit bewaffnetem Gefolge aus Irland, seiner Statthalterschaft, nach England. Zwar erneuerte er dem Könige den Eid der Treue; als aber im Jahre 1453 Margarethe einen Sohn gebar und dadurch seine Aussichten auf den Thron in weite Ferne hinausgerückt wurden, hielt er nicht länger zurück, und als der König im Jahre 1454 in Wahnsinn verfiel, ließ er sich vom Parlament zum Protector ernennen. Doch der König genas bald, und die Königin benutzte seine Wiederherstellung zu Gunsten Sommersets, der aus dem Tower befreit wurde, in welchen ihn Richard hatte setzen lassen; der König aber übernahm selbst wieder die Regierung. Dies gab das Zeichen zu einem langjährigen blutigen Kampfe. Ganz England zerfiel in zwei Parteien. Die des Hauſes Lancaſter hatte ihre Hauptstärke in Nordengland, die Yorkſche in London, Wales und den südlichen Grafſchaften; jene nahm die rothe, diese die weiße Rose als Parteizeichen an. Richard eilte nach Wales und verbündete sich mit dem mächtigen Grafen Richard von Warwick, mit dessen Schwester er sich vermählte. Heinrich zog ihm entgegen, wurde aber bei St. Albans am 22. Mai 1455 geschlagen und verwundet und gerieth in Richards Gefangenschaft. Dieser ließ sich jetzt abermals zum Protector ernennen bis zur Wiederherstellung des kranken

Königs, oder bis zur Großjährigkeit des Thronfolgers Eduard. Zwar erneuerte die kriegeriſche Königin, die ein Heer ſammelte, den Kampf, und am 21. December 1460 verlor Richard gegen ſie in der Schlacht bei Wakefield das Leben Margarethe ließ ſein abgeſchlagenes Haupt zum Hohn mit einer papiernen Krone ſchmücken und dann auf der Mauer der Stadt York aufſtecken. Richards zweiter Sohn, der erſt zwölfjährige Graf von Rutland, wurde vom Lord Clifford mit einem Dolche niedergeſtoßen. Den Vater des Grafen von Warwick, den Grafen von Salisbury, der in die Gefangenſchaft gerathen war, ließ die Königin ohne Proceß hinrichten, und ſein und des Grafen von Rutland Haupt neben dem Haupte Richards aufſtecken. Der König wurde befreit, und Margarethe eilte mit demſelben nach dem treuen Norden. Unterdeſſen aber ging Richards zwanzigjähriger Sohn Eduard (IV.), vom Grafen Warwick unterſtützt, nach London und wurde daſelbſt am 4. März 1461 unter lautem Jubel des Volkes vom Parlament zum Könige ausgerufen. Er eilte gegen die Königin, ſchlug ſie zwiſchen den Dörfern Towton und Sexton, einige Meilen von York entfernt, in einer mörderiſchen Schlacht, die drei Tage dauerte, und in der 37,000 Menſchen gefallen ſein ſollen, und nöthigte die Königin, zunächſt bei den Schotten, dann in Frankreich Hülfe zu ſuchen. Darauf kehrte er nach London zurück, empfing die feierliche Krönung, ernannte ſeine beiden Brüder Georg und Richard zu Herzogen von Clarence und Gloceſter, und das zu Allem willige Parlament mußte über Heinrich und deſſen Familie, ſo wie über hundertundfunfzig der Anhänger deſſelben Acht und Todesurtheil ſprechen. Noch gab indeſſen Margarethe die Hoffnung nicht auf. Sie kehrte aus Frankreich zurück, ſammelte ihre Anhänger um ſich, und am 17. Mai 1464 kam es wieder zu einer mörderiſchen Schlacht bei Hexham in Northumberland. Eduard ſiegte vollſtändig; wer nicht fiel, ſtarb wie der Herzog von Sommerſet auf dem Schaffot. Die Königin entfloh abermals in Begleitung ihres kleinen Sohnes über Schottland und die Niederlande nach Frankreich; der unglückliche Heinrich aber fiel in die Gewalt ſeiner Feinde. Nachdem ihn die Anhänger ſeines Hauſes ein ganzes Jahr lang in Lancaſhire und Weſtmoreland verborgen gehalten hatten, wurde ſein Aufenthaltsort von einem Mönche verrathen. Im Juli 1465 wurde er zu Waddington in Yorkſhire verhaftet und als Gefangener nach dem Tower gebracht. Sein Leben ſchonte man noch, aber an Beſchimpfung fehlte es nicht. Warwick war roh genug, ihn auf ein Pferd zu ſetzen, ſeine Füße unter dem Bauche deſſelben zuſammenbinden und ihn ſo durch die Straßen von London führen zu laſſen. Die Lancaſterſche Partei war ſo tief gedemüthigt, daß ſie wohl kaum einen Verſuch gewagt hätte, ſich wieder zu regen, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, welches ihren gefährlichſten Feind, den Grafen Warwick, ihr als Freund zuführte.

Eduard vermählte ſich nämlich mit der ſchönen und geiſtreichen Lady Eliſabeth Rivers, der Wittwe des Lancaſtriers Grey, und begünſtigte ihre Verwandten, die Wydewilles, auf alle Weiſe. Dies erregte den Neid der Großen, beſonders der mächtigen Familie Nevil, deren Haupt Warwick war. Derſelbe verband ſich mit dem Herzoge von Clarence, dem er ſeine Tochter Iſabella zur Gemahlin gab, eilte nach Frankreich, landete dann plötzlich mit franzöſiſchen und engliſchen Truppen an der Nordküſte Englands, nahm in eilf Tagen das ganze Land in Beſitz und befreite Heinrich aus dem Tower. Das Parlament erkannte denſelben wieder als rechtmäßigen König an, und Eduard mußte über Lyon nach den Niederlanden zu ſeinem Schwager Karl dem Kühnen von Burgund fliehen. Doch ſchon im folgenden Jahre kam er mit Heeresmacht zurück, verſöhnte ſich mit ſeinem Bruder, dem Herzoge von Clarence, und ſiegte über die rothe Roſe in der Schlacht bei Barnet zwiſchen St. Albans und London (14. April 1471), in welcher Warwick fiel und Heinrich gefangen genommen wurde. Zwar landeten am Tage nach der Schlacht auch Margarethe und ihr Sohn Eduard mit einem franzöſiſchen Hülfsheere; aber auch dies wurde am 4. Mai bei Tewksbury geſchlagen, und Margarethe ſammt ihrem Sohne fielen in die Hände des Siegers. Stolz fragte dieſer den Jüngling, als derſelbe vor ihn geführt wurde, wie er es habe wagen können, in ſein Reich zu kommen. „Um meines Vaters Krone und mein Erbe zu verfechten", war die kühne Antwort. Darüber ergrimmte Eduard ſo, daß er den Jüngling in's Geſicht ſchlug; die anweſenden Lords aber ergriffen denſelben, riſſen ihn aus dem Zelt und ſtießen ihn mit ihren Dolchen nieder. Eine große Anzahl der gefangenen Barone wurde grauſam hingerichtet; ja, an demſelben Tage, wo Eduard ſeinen ſiegreichen Einzug in London hielt, wurde, wahrſcheinlich auf ſeinen Befehl, der unglückliche Heinrich VI. im Tower ermordet (22. Mai 1471). Vermuthlich war es der Herzog von Glocester, der ihn tödtete. Margarethe ſchmachtete mehrere Jahre in Gefangenſchaft, bis ſie endlich im Jahre 1475 auf Verlangen Ludwigs XI. gegen ein Löſegeld von fünfzigtauſend Kronen freigelaſſen und nach Frankreich geſandt wurde, wo ſie ihre letzten Lebensjahre bis an ihren Tod (1482) einſam und zurückgezogen verlebte. Faſt die ganze Lancaſterſche Partei wurde vertilgt; nur Wenige entkamen nach Burgund oder nach der Bretagne; Andre fanden Schutz in einſamen Wäldern und Gebirgen. So war Eduard nun im unbeſtrittenen Beſitze des Thrones; aber Ruhe fand er nicht. Er ſpielte den Volksfreund, um deſto beſſer Adel und Geiſtlichkeit bedrücken zu können und ſich dadurch die Mittel zur Befriedigung ſeiner Habſucht und zu ſeinem ſchwelgeriſchen Leben zu verſchaffen. Seinen Bruder Clarence, der ſich oft gegen ſeine Willkür auflehnte, ließ er von dem zu Allem wichtigen Parlamente des Hochverrathes ſchuldig erklären

und am 18. Februar 1478 im Tower ermorden. Nur die Todesart durfte derſelbe ſich wählen, und mit bitterer Laune ließ er ſich in einem mit Malvaſierweine gefüllten Faſſe erſäufen. Seine Gattin, die Tochter Warwicks, ſtarb kurz vorher durch Gift. Aber nicht lange genoß Eduard die Früchte ſeiner Gewaltthaten; durch Zügelloſigkeit und Schwelgerei erſchöpft, ſtarb er bereits im zweiundvierzigſten Lebensjahre am neunten April 1483, noch zuletzt von Reue über ſein Leben gefoltert, und hinterließ das Reich ſeinem dreizehnjährigen Sohne Eduard V.

Für den Knaben übernahm ſein Oheim Richard von Gloceſter die Regierung. Zwar ließ ihn derſelbe zum König ausrufen; aber Alle wußten es, daß er ſelbſt nach der Krone trachte. Richard war ein häßlicher, mißgeſtalteter Menſch, bucklig und von kleiner Körpergeſtalt; ſeine Geſichtszüge waren finſter, obgleich geiſtvoll, ſein Blick unruhig umherſchweifend, ſein Gang unſtät. Oft biß er ſich in der Leidenſchaft auf die Unterlippe, oder hatte die Fauſt an dem Griff des halb gezückten Schwertes. Er war nicht ohne große Fähigkeiten, von ſcharfem Verſtande, tapfer bis zur Verwegenheit, aber von den heftigſten Leidenſchaften beherrſcht, ehrgeizig, entſchloſſen, tückiſch und liſtig. Während der Kämpfe der beiden Roſen hatte er vielfach perſönlichen Muth und treue Anhänglichkeit an ſeinen königlichen Bruder gezeigt; dagegen beſchuldigte man ihn der Theilnahme an dem Morde Heinrichs VI., und durch Ränke aller Art ſoll er auch beſonders an dem Tode ſeines Bruders, des Herzogs von Clarence, ſchuld geweſen ſein Da nach Eduards Tode die Wydewilles wieder zu dem alten Einfluſſe gelangten, wurde bald der Neid und die Unzufriedenheit des alten Adels rege, an deſſen Spitze der Herzog von Buckingham und der Lord Haſtings ſtanden. Richard ſchloß ſich den Unzufriedenen an, entriß mit Buckinghams Hülfe dem Grafen Rivers, dem Bruder der Königin, den jungen König, und bald darauf zwang er die Königin Mutter, die mit ihrem zweiten Sohne, dem achtjährigen Herzog Richard von York, und ihren fünf Töchtern nach der Weſtminſterabtei geflüchtet war, ihm auch dieſen zu übergeben. Unter dem Vorwande größerer Sicherheit ſperrte er die Knaben in den Tower, während er ſich ſelbſt vom Staatsrath zum Protector ernennen ließ. Den Grafen Rivers ließ er darauf ohne allen Proceß enthaupten, ſeine Anhänger aber gefangen nehmen. Und nicht beſſer verfuhr er mit der andern Partei. Lord Stanley wurde mit mehreren Andern gefangen genommen; Lord Haſtings, eins der anderen Häupter der Adelspartei, wurde bei einer Verſammlung, die Richard nach dem Tower berufen hatte, ergriffen, auf den Hof geſchleppt und enthauptet. Hierauf ging Richard noch weiter. Er ließ ausſprengen, Eduards Söhne ſeien nicht als eheliche Kinder zu betrachten, da derſelbe vor ſeiner Vermählung mit Eliſabeth ſchon heimlich vermählt geweſen ſei; ja, noch mehr, der

Schändliche entblödete ſich nicht, ſeine eigene noch lebende Mutter der Untreue gegen ihren Gemahl zu beſchuldigen, und zu erklären, er ſei der einzige ächte Sohn deſſelben. Selbſt von der Kanzel der Paulskirche herab wurden dieſe Dinge durch den Doctor der Theologie Ralph Shaw dem Volke verkündigt. „Aber hier", ſchloß derſelbe ſeine Rede, „im Herzog von Gloceſter haben wir das wahre Bild jenes Helden (des Herzogs Richard von York); hier zeigt jeder Zug das Bild des väterlichen Antlitzes." Bei dieſen Worten erſchien Richard plötzlich auf dem Balcon neben der Kanzel. Er hatte gehofft, das Volk würde ihn ſogleich zum König ausrufen; aber Alles blieb ſtumm. Darauf ließ Richard eine Verſammlung der Bürger von London im großen Gemeindeſaale veranſtalten, in welcher Buckingham Aehnliches vorbrachte und dann die Verſammelten fragte, ob ſie den Protector zum König haben wollten. Da auf ſeine wiederholte Frage ſich noch immer Niemand regen wollte, mußte der Lordmayor die Sache zum dritten Mal auseinander ſetzen. Wieder ſchwieg Alles ſtill. Da rief Buckingham: „Das iſt doch eine ſeltſame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art, was ihr wollt, liebe Freunde. Wir fragen euch ja überhaupt nur aus beſonderer Gefälligkeit. Die Lords und die Gemeinen haben ja Macht genug, einen König zu beſtimmen; aber ich möchte doch auch von euch ausdrücklich hören, ob ihr den Herzog von Gloceſter zu eurem Herrn haben wollt, oder nicht." Da warfen endlich einige bezahlte Schreier ihre Mützen in die Höhe und riefen: „Gott erhalte den König Richard!" Nun eilte Buckingham mit dem Lordmayor zu Richard und trug ihm im Namen des Volkes die Krone an. Richard ſtellte ſich Anfangs überraſcht, erklärte dann heuchleriſch, er liebe ſeinen Neffen und wolle ihm die Krone aufbewahren, und erſt, als Buckingham erklärte, das Volk werde einen unächten Sohn nicht als König anerkennen, ging er auf das Anerbieten ein. Am ſechsten Juli 1483 erfolgte die feierliche Krönung. Kurz nach derſelben gab der Thronräuber dem Befehlshaber des Tower, Sir Brakenbury, den Auftrag, die beiden königlichen Kinder heimlich ermorden zu laſſen; derſelbe erklärte jedoch, er werde nie die Hand zu einem Verbrechen bieten, das gegen ſeine Ehre und ſein Gewiſſen ſei. Deshalb ſchickte Richard den Ritter Jacob Tyrrel, ſeinen Stallmeiſter (master of the horse), zu ihm, mit dem ſchriftlichen Befehl, demſelben auf vierundzwanzig Stunden die Schlüſſel des Towers zu übergeben. Tyrrel begab ſich darauf in der Nacht mit einem ſeiner Diener Namens Dighton und einem als Meuchelmörder bekannten Menſchen Namens Forreſt in das Schlafgemach der beiden Prinzen, und während er an der Thür ſtehen blieb, drückten ſeine Mordgeſellen Betten auf die Kinder, bis ſie darunter erſtickt waren. Dann begruben ſie die Leichname unter der Treppe und warfen einen Haufen Steine darauf. Erſt im Jahre

1674 wurden die Gebeine der unglücklichen Knaben durch Zufall entdeckt. So war Richard von denen befreit, die er am meisten fürchtete; aber nicht lange sollte er die Früchte seiner Verbrechen genießen. Der Herzog von Buckingham, bisher sein treuer Genosse, wurde dadurch gegen ihn aufgebracht, daß er demselben seine Erbschaft Hereford vorenthielt, und verbündete sich heimlich zum Sturze des Tyrannen mit den Anhängern des Hauses Lancaster, dem er selbst von mütterlicher Seite verwandt war. Heinrich Tudor, Graf von Richmond, der einzige noch übrige Sproß des Hauses Lancaster, der nach der Bretagne geflohen war, sollte König werden und, um beide Rosen zu versöhnen, sich mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduards IV., vermählen. Schon war Alles geordnet, als der ganze Plan von dem argwöhnischen Könige entdeckt wurde; Buckingham wurde von den Truppen, die er um sich gesammelt hatte, verlassen. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, ward aber von seinen eigenen Leuten verrathen, gefangen genommen und auf Richards Befehl hingerichtet. Auch die Schaaren der übrigen Anhänger Heinrichs zerstreuten sich. Dieser selbst hatte mit fünftausend Mann in England landen wollen, war aber unterweges an der französischen Küste durch widrige Winde lange zurückgehalten worden, und als er endlich allein die Küste Englands erreichte, hatten die Sachen bereits eine für ihn so ungünstige Wendung genommen, daß er gar nicht an das Land zu gehen wagte. Das Parlament erkannte Richards Anrecht auf die Krone als das allein gültige an, und derselbe nahm nun blutige Rache an seinen Gegnern. Viele angesehene Leute wurden vom Parlament des Hochverraths schuldig erklärt und ihrer Rechte, Güter und Ehren beraubt. Gleichzeitig suchte sich Richard der Familie des verstorbenen Königs zu nähern. Er überhäufte die verwittwete Königin mit Beweisen der Freundschaft und bewog sie, sich mit ihren Töchtern unter seinen Schutz zu stellen. Er that noch mehr. Vor zwölf Jahren hatte er sich mit Anna von Nevil, der Tochter Warwicks und Wittwe des Sohnes Heinrichs VI., vermählt. Jetzt schaffte er sie durch Gift bei Seite und trug seine verbrecherische Hand seiner Nichte Elisabeth an, derselben, die dem Grafen von Richmond war zur Gemahlin bestimmt gewesen. In der That wußte er ihre Mutter so für sich zu gewinnen, daß sie in diese Verbindung willigte; auch die Tochter zeigte sich einer solchen durchaus nicht abgeneigt; sie äußerte sogar wenige Wochen vor dem Tode der Königin in einem Briefe ihre Betrübniß darüber, daß dieselbe gar nicht sterben wolle; aber die Kunde von der beabsichtigten verbrecherischen Heirath erregte selbst bei Richards Anhängern so großen Unwillen, daß er sich genöthigt sah, selbst den Plan aufzugeben. Unterdessen eilten die Mißvergnügten schaarenweise nach Frankreich zu Heinrich von Richmond; derselbe landete mit einigen Schiffen an der Küste von Wales;

täglich mehrte sich sein Anhang, und er drang bis Shrewsbury vor. Richard zog ihm mit einem 12,000 Mann starken Heere entgegen, und am 22. August 1485 kam es bei Bosworth in der Grafschaft Lancaster zur Schlacht. Der Uebergang des Lords Stanley vor der Schlacht entschied dieselbe zu Gunsten Heinrichs. Richard drang todesmuthig in die dichtesten Schaaren der Feinde, seinen Nebenbuhler aufsuchend; aber ehe er ihn erreichte, fand er im Schlachtgewühle tapfer kämpfend den Tod. Noch auf dem Schlachtfelde setzte Stanley dem Grafen von Richmond die unter der Beute gefundene Krone Richards auf das Haupt und rief: „Lange lebe König Heinrich!" Den Leichnam Richards fand man nachher unter den Todten und begrub ihn in der Klosterkirche zu Leicester. Mit dieser Schlacht endete der Kampf der beiden Rosen. Das Haus Plantagenet war unterlegen, und das Haus Tudor gelangte mit Heinrich VII. (1485—1509) ohne Widerspruch auf den Thron. Die Vornehmen wie das Volk empfingen ihn, sich nach Ruhe sehnend, mit lautem Jubel; am 30. October wurde er gekrönt, acht Tage darauf vom Parlament feierlich als König bestätigt, und durch seine Vermählung mit Eduards IV. Tochter Elisabeth versöhnte er vollends die beiden Häuser York und Lancaster. Gleichwohl hatte er noch manche Kämpfe zu bestehen. Ein Bäckerssohn, Lambert Simnel, gab sich für Eduard von Warwick, den im Tower gefangen gehaltenen Sohn des Herzogs von Clarence, aus, wurde in Irland zum König gekrönt und von Eduards IV. Schwester Margaretha, der Wittwe Karls des Kühnen von Burgund, unterstützt; aber Heinrich schlug die Empörer und machte Simnel, der in die Gefangenschaft gerieth, zu seinem Küchenjungen. Einige Jahre darauf trat Perkin Warbek, ein junger Mensch von jüdischer Abkunft, auf, gab sich für Richard, den jüngeren Sohn Eduards IV., aus und fand Anhang in Irland und Schottland. Doch die Iren wurden bald unterdrückt, Jakob IV. von Schottland, der sich für Warbek erklärt hatte, durch Unterhandlungen gewonnen, mehrere englische Barone, die sich der Bewegung angeschlossen hatten, hingerichtet. Warbek floh nach Cornwallis, wurde aber ergriffen, in den Tower gesperrt und nach zweijähriger Haft erhängt, weil er mit dem gleichfalls noch immer gefangenen Eduard, dem Sohne des Herzogs von Clarence, einen Versuch zur Flucht gemacht hatte; auch der schuldlose Eduard wurde getödtet (1499). Seitdem war Heinrich im unbestrittenen Besitze des Thrones bis an seinen Tod, der am 22. April 1509 erfolgte.

Mit großer Klugheit und Beharrlichkeit benutzte Heinrich die Jahre des Friedens zur Befestigung des Thrones und zur Ausdehnung der königlichen Gewalt. Die Macht des hohen Adels war durch die Kriege mit Frankreich und mehr noch durch die blutigen Kämpfe der beiden Rosen völlig geschwächt. Ueber achtzig Glieder des königlichen Hauses

und die Hälfte des hohen Adels waren während des Krieges theils in der Schlacht gefallen, theils unter dem Henkerbeil verblutet; andre irrten als Bettler in der Fremde umher. So erzählt Philipp de Comines, der Anfangs am Hofe des Grafen von Charolais (Karls des Kühnen), nachher als Rath und Kammerherr am Hofe Ludwigs XI. lebte und bei demselben in großer Gunst stand*), in seinen für die Geschichte jener Zeit äußerst wichtigen Memoiren, er habe einen Herzog von Exeter barfuß hinter dem Gefolge Karls des Kühnen hergehen sehen, von Haus zu Haus seinen Lebensunterhalt suchend, ohne sich zu nennen; später sei derselbe erkannt worden und habe eine kleine Pension erhalten. Vollends vernichtet wurde die Macht des englischen Adels dadurch, daß Heinrich VII. die Theilung des großen Grundbesitzes gestattete und die Bauern gesetzlich von den Feudallasten befreite. Auch die Geistlichkeit war machtlos geworden, und das Parlament war fast zu einem willenlosen Werkzeuge der Könige herabgesunken; in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung berief es Heinrich nur einmal im Jahre 1504. Dagegen begünstigte er den Bürgerstand durch Verbesserung der Gesetze und der Rechtspflege. Das Eigenthum des Volkes wurde geschont und litt selbst durch die Kriegsgräuel weit weniger, als das des Adels. „Nirgends in der Welt", sagt Comines, „wird das Volk weniger gemißhandelt, Haus und Hof im Kriege weniger beschädigt oder zerstört, als in England. Lasten und Uebel fallen auf die, welche den Krieg führen." So wurde das Königthum doch auch nach dem Sturze der Macht des Adels und der Geistlichkeit in England nicht in solcher Weise unumschränkt, wie in Frankreich; selbst Heinrich VII. dachte nicht daran, Söldner gegen das Volk zu gebrauchen; die bewaffnete Macht des Königs blieb von den Bewilligungen des Parlaments abhängig; und obwohl sich das Volk manche Willkür und Bedrückung gefallen ließ, blieb doch die Grundlage seiner Rechte und Freiheiten unversehrt. Das Königthum erstarkte eben durch die Unterstützung von Seiten der Nation. Daher kam es auch, daß mitten unter den Verheerungen des Krieges der Wohlstand des Volkes wuchs, und Heinrich that Alles, um denselben zu heben. Er beförderte den Handel und die Schifffahrt; unter ihm wurde das erste englische Kriegsschiff erbaut, und so begierig er auch sonst war, durch Recht oder Unrecht seine Schätze zu mehren, so scheute er doch für jene Zwecke keine Geldopfer. Er unterhielt auf eigene Rechnung Handelsschiffe und veranstaltete eine Entdeckungsreise im atlantischen Ocean, bei welcher der Venetianer Caboto im Jahre 1497 Neufoundland entdeckte. Der Gewerbfleiß blühte, namentlich seit Eduard III., welcher

*) Ein treffendes Bild von jenem merkwürdigen Staatsmann hat Walter Scott in seinem Quentin Durward geliefert.

1331 flandrische Weber veranlaßte, sich in England anzusiedeln; eifrig wurde die Fabrikation der Metallarbeiten betrieben; die Berge von Cornwallis lieferten Zinn, die bei Newcastle waren ergiebig an Steinkohlen; auch Ackerbau und Viehzucht blühten. So verbreitete sich immer mehr Wohlstand unter dem Volke. An Gold und Silber fehlte es nicht, und während das mit schweren Abgaben bedrückte Volk in Frankreich kaum im Stande war, sich ärmlich zu kleiden, und höchstens an Sonntagen Speck und Eier als Leckerbissen genoß, fehlte es in England selbst den Niederen nicht an reichlicher, kräftiger Nahrung. Fleisch und Fisch waren eine gewöhnliche Speise derselben; auch an Bier und Cyder fehlte es ihnen nicht; ebenso wurden seit dem vierzehnten Jahrhundert fremde Weine vom Rhein, aus Spanien u. s. w. in großer Menge in England eingeführt. Man kleidete sich in gröberes oder feineres Wollentuch; bei Hofe herrschte große Kleiderpracht, wie z. B. ein Graf Arundel zweiundfunfzig goldgestickte Röcke besaß; aber auch bei dem Volke machte sich Gefallsucht und Mode geltend, so daß man selbst durch Gesetze dagegen einschreiten mußte. So verbot im Jahre 1463 eine Parlamentsacte die Schnabelschuhe bei Strafe des Kirchenbannes. Seit Eduard I. wurden auch stattliche Wohnungen häufig; selbst der Adel zog die Behaglichkeit derselben den festen Schlössern der alten Zeit vor; so war der Palast Johanns von Gaunt zu London, den die Schaaren Wat-tylers zerstörten, mit großer Pracht gebaut, ebenso das Schloß zu Windsor, die Halle von Westminster. Die Häuser der Bürger waren jedoch in der Regel nur von Holz; Dachziegel wurden zuerst aus Flandern eingeführt. Bildhauerkunst und Malerei wurden geschätzt, aber wenig von einheimischen Künstlern geübt. Die Dichtkunst fand in England lange Zeit hindurch darin ein großes Hinderniß, daß die Normannen seit ihrem Eindringen in das Land die französische Sprache zur Hof-, Gerichts- und Geschäftssprache erhoben, während die angelsächsische im Volke herrschend blieb. Im Laufe der Jahrhunderte aber verschmolzen beide, und so bildete sich die heutige englische Sprache, welche endlich Eduard III. mit Verdrängung der französischen für die Hof- und Landessprache erklärte. Bis dahin hatten am Hofe trouvères und jongleurs nordfranzösische Rittergedichte und Fabliaux gesungen; aber das Volk behielt seine Minstrels, die mit der Harfe umherwandernd auf Burgen wie im Volkskreise die alten heimischen Heldensagen und Balladen sangen und bis zu den Kämpfen der beiden Rosen auch am Hofe, namentlich bei Johann von Gaunt, vielfach in Gunst standen. Erst allmälig entwickelte sich nun die englische Nationalpoesie, und als Vater derselben, aber auch fast als ihr einziger Vertreter bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts, ist Geoffrey Chaucer zu betrachten (geb. zu London 1328, gest. daselbst am 25. October 1400), der in vertrautem Verhält-

nisse zu Johann von Gaunt stand, und dessen Canterbury-tales durch große Mannichfaltigkeit, Lebendigkeit und Wahrheit noch jetzt anziehend sind.

Was endlich die Sittlichkeit des Volkes betrifft, so erhielt sich bei all' der Rohheit, welche durch die Kriegsgräuel genährt wurde, doch eine unvertilgbare Grundlage ehrenhafter, besonnener Gesinnung in demselben; und auch Ehrbarkeit und Zucht waren in England wenigstens nicht in dem Maße geschwunden, wie in den Ländern des südwestlichen Europa's.

Die beiden bedeutendsten Erscheinungen des Mittelalters, die Macht des Papstthums und das Lehnswesen, waren jetzt fast überall erschüttert. Alles deutete hin auf das Herannahen einer neuen Zeit, deren Eintritt besonders durch die großen Entdeckungen und Erfindungen am Schlusse des Mittelalters mit vorbereitet wurde. Ehe wir jedoch zur Betrachtung dieser Vorboten der neuen Zeit übergehen, müssen wir die frühere Geschichte der beiden Völker kennen lernen, von welchen die Entdeckungen besonders ausgingen, der Portugiesen und der Spanier.

Drittes Kapitel. Die Vorboten der neuen Zeit.

§. 71. Spanien bis zur Vertreibung der Mauren.

Seit dem Verfalle des Kalifats (§§. 9—11) breiteten sich in Spanien unter beständigen Kämpfen mit den Arabern die Westgothen wieder aus. In Nordwesten bildeten allmälig Asturien, Galizien und Leon eine zusammenhängende Herrschaft; im Nordosten entstanden selbstständige Staaten unter den Grafen von Barcellona oder Catalonien und den Königen von Navarra, Castilien und Aragonien. Bereits im Anfange des zehnten Jahrhunderts verschmolzen die nordwestlichen Herrschaften zu dem Königreiche Leon, dessen Gränzen sich bis zum Tajo ausdehnten; im Jahre 1038 aber wurden Asturien, Leon und Galizien mit Castilien vereinigt, und auch die Grafschaft Portugal erkannte die castilische Lehnshoheit

an. Der Kampf für Glauben und Freiheit wurde jetzt gegen die Mauren mit erneuertem Eifer fortgesetzt, und in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts erscheint Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar als leuchtendes Vorbild in jeder ritterlichen Tugend. Er war auf dem Schlosse Vivar in Castilien geboren, und sein Leben verstrich von der Jugend bis zu seinem Tode (1099) unter fortwährenden Kämpfen. Schon unter Ferdinand I. von Castilien (seit 1038) zeichnete er sich durch Waffenthaten aus, und unter dessen Sohne Sancho II. erwarb er sich so großen Kriegsruhm, daß er zum Bannerführer Castiliens ernannt wurde und den Beinamen el Campeador (der Kämpfer) erhielt. Sancho wurde im Jahre 1072 ermordet, und sein Bruder Alfons dadurch Beherrscher des ganzen von Ferdinand beherrschten Reiches; aber die Castilier wollten ihn nicht als König anerkennen, wenn er sich nicht durch einen Eid von dem Verdachte der Theilnahme am Morde Sancho's reinigte. Rodrigo hatte den Muth, im Namen des Adels ihm diesen Eid abzunehmen; dadurch aber zog sich derselbe den unversöhnlichen Haß des Königs zu und wurde wiederholt aus Castilien verbannt. Jetzt sammelte er eine Heldenschaar um sich, mit der er allein den Kampf gegen die Mauren fortsetzte, die ihn aus Bewunderung seitdem den Cid (das arabische Wort Sid bedeutet „Herr") nannten. Seine glorreichste That war die Eroberung des mächtigen Valencia (im Mai 1094), welches aber schon im dritten Jahre nach seinem Tode von den Mauren wieder unterworfen wurde, indem der König von Castilien nicht im Stande war, die Stadt zu beschützen, die sein verbannter Vasall erobert und behauptet hatte. Wie Rodrigo tapfer und klug war im Kriege, voll glühenden Eifers für den christlichen Glauben, treu seinem Könige trotz vielfacher, unverdienter Kränkungen, so bewies er die nämliche Treue seiner Gattin Ximena, seinen Kindern und seinen Freunden; großmüthig und menschlich war er gegen den Feind. Nicht geblendet durch den Glanz seiner Thaten, blieb er stets bescheiden im Glücke, aber auch ungebeugt durch das Mißgeschick welches ihn traf. Ein solcher Mann verdiente es, daß sein Andenken bis auf unsre Tage fortlebte in den begeisterten Gesängen des Volkes. Diese Romanzen, durch welche seine Geschichte vielfach ausgeschmückt ist, wurden um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gesammelt und aufgezeichnet, und sind auch in's Französische und Italienische übersetzt worden; in's Deutsche wurden sie zuerst durch Herder übertragen, dem später auch andre Uebersetzer gefolgt sind.

Unter den Kämpfen mit den Mauren entwickelten sich Adel und Bürgerthum in Spanien mit überraschender Schnelligkeit zu selbstständiger Geltung und Bedeutsamkeit. Schon im Jahre 1118 bekamen die Bürger von Saragossa alle Rechte geborner Ritter, und wenige Jahre später sehen wir Abgeordnete aragonischer Gemeinden gleichzeitig mit

Adel und Geistlichkeit auf den Reichstagen (cortes) an den Berathungen über Steuern und Gesetze Theil nehmen. Ja, die Freiheit ging bis zum Uebermaß, und es wurde sogar später durch einen besonderen Freibrief bestimmt, wenn ein König die Gerechtsame und Freiheiten des Volkes durch Gewaltherrschaft verletze, sei jeder Spanier vom vierzehnten bis zum sechszigsten Jahre, selbst die Frauen nicht ausgeschlossen, zu bewaffnetem Widerstand gegen ihn verpflichtet, und wer sich dieser Pflicht entziehe, begehe einen offenen Verrath und verfalle in die Strafen, welche gegen die der verletzten Majestät Schuldigen ausgesprochen seien. Erst spät gelang es, dieses gefährliche Recht zu beseitigen. In Castilien stiftete Alfons der Weise im Jahre 1254 die Universität Salamanca, förderte Dichtkunst, Astronomie und Kunde der Geschichte Schon sein Vorgänger Ferdinand III., der Heilige, von Castilien errichtete einen Obergerichtshof und ließ ein Gesetzbuch sammeln.

Inzwischen wurden die Mauren immer weiter nach Süden zurückgedrängt. Dem Könige Alfons VIII. von Castilien mußten im Jahre 1248 Cordova, Murcia, Estremadura, Jaen, Sevilla, im Jahre 1250 Cadix huldigen; Jacob I. von Aragonien (1213—1276), der Eroberer, entriß den Mauren die Balearen und das blühende Reich von Valencia. Zuletzt behaupteten sie sich nur noch in Granada. Als im Jahre 1412 das aragonische Königshaus erlosch, beriefen die Cortes den Infanten Ferdinand I. von Castilien auf den Thron von Aragonien. Dessen Sohn Alfons V. eroberte Neapel, und unter Ferdinand dem Katholischen (1479–1516) wurde auch Castilien mit Aragonien vereinigt und so der Grund zu der späteren spanischen Monarchie gelegt, indem er sich mit Isabella, der schönen und klugen Königin von Castilien, vermählte. Beide wirkten gemeinsam dahin, die königliche Gewalt immer unumschränkter zu machen, und die Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit zu verringern. Die Rechtspflege wurde streng gehandhabt und an königliche Gerichtshöfe übertragen, der Staatshaushalt geordnet, Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt, durch Einführung der Santa Hermandad oder heiligen Brüderschaft, regelmäßig besoldeter, bewaffneter Brüderschaften, welche von den Städten gestiftet wurden, die Sicherheit des Eigenthums geschirmt; der König erlangte vom Papste das Recht, die Bischöfe zu ernennen. Besonders war es Isabella's Beichtvater, der Cardinal Ximenez de Cisneros, Erzbischof von Toledo, der den König und die Königin bei Einführung dieser wie aller übrigen Maßregeln mit seinem Rath unterstützte. Auf seinen Antrag wurde vor Allem die Inquisition in Spanien eingeführt, mit deren Hülfe nicht bloß Ketzer und Ungläubige unterdrückt, sondern auch die widerspänstigen Adligen und Geistlichen in Zaum gehalten wurden. Noch bestand das maurische Reich von Granada; die Unterwerfung desselben bot einen reichen Schau-

platz für kriegeriſche Thaten und lenkte zugleich die Aufmerkſamkeit von den Fortſchritten der Königsgewalt ab. Im Jahre 1482 wurde der Krieg begonnen, welcher zehn Jahre lang währte. Die Spanier kämpften von Anfang mit großem Glück. Gleich in den beiden erſten Jahren unterwarf ſich ein Theil der Einwohner des Reiches, während ein anderer nach Afrika auswanderte. Im Jahre 1484 wurde ein Zug gegen Malaga unternommen, der nach faſt drei Jahren mit der Eroberung der Stadt und des zu derſelben gehörigen Gebietes endete, und nachdem im Jahre 1489 auch das wichtige Baza bezwungen war, forderte Ferdinand von Boabdil (Abu Abdilehi el Sanguir), dem Könige von Granada, er ſolle einem früheren Verſprechen gemäß ſein Reich und die Königswürde mit dem Herzogstitel und dem Beſitze der Stadt Guadix vertauſchen. Da der König ſich weigerte, ſo kam es im Jahre 1490 von Neuem zu einem blutigen Kriege. Ferdinand und Iſabella erſchienen ſelbſt bei dem Heere, als die Belagerung von Granada begonnen ward, und Iſabella ermuthigte durch ihren Glaubenseifer die Schaaren der chriſtlichen Streiter. Endlich mußte ſich die Stadt am 2. Januar 1492 ergeben, und damit war der letzte Reſt der mauriſchen Herrſchaft vernichtet. Zwar war den Mauren bei der Uebergabe Duldung zugeſichert worden; aber im Jahre 1499 wurde ihnen ohne Rückſicht darauf geboten, entweder Chriſten zu werden, oder das Land zu verlaſſen. Viele wählten das Letztere und gingen nach Afrika hinüber; aber auch die, welche das Chriſtenthum annahmen, wurden vielfach als offenbare oder heimliche Abtrünnige von der Inquiſition verfolgt, und es entſtand dadurch häufiger Aufruhr, der nur mit Gewalt unterdrückt werden konnte. Unmittelbar nach der Einnahme von Granada wurde auch den Juden, die ſich nicht taufen ließen, befohlen, in Monatsfriſt das Land zu verlaſſen. Viele zogen es vor, lieber Gold, Silber und Edelſteine zu verlieren, was ihnen mitzunehmen nicht geſtattet war, als dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden, und 170,000 Familien ſollen im Jahre 1492 ausgewandert ſein. So beraubte ſich Spanien ſelbſt in blindem Glaubenseifer einer großen Zahl ſeiner betriebſamſten Bewohner, welche den Haß gegen ihre Unterdrücker mit in die Ferne nahmen; dafür aber ertheilte Papſt Alexander VI. dem glaubenseifrigen Königspaare den Titel katholiſcher Könige als Prärogativ für den ſpaniſchen Thron.

---

§. 72. Portugal. — Inez de Caſtro.

Neben Spanien ſtrebte Portugal friſch und kräftig empor. Anfangs theilten beide Länder Jahrhunderte lang gleiche Schickſale. Portugal,

das alte Luſitanien, war nach dem Untergange des Römerreiches von Alanen, Sueven und Gothen beſetzt worden, und als die Araber im achten Jahrhundert ſich Spanien unterwarfen, kam auch Portugal in ihre Gewalt. Im eilften Jahrhundert aber gelang es dem caſtiliſchen Könige Ferdinand I., das Land zwiſchen dem Minho und Duero den Ungläubigen wieder zu entreißen, und ſein Sohn Alfons VI. gab dem tapferen Grafen Heinrich von Hochburgund zum Lohne für ſeine Thaten im Kriege gegen die Mauren die Hand ſeiner Tochter Tereſa und die Statthalterſchaft über jenes Land, das erſt jetzt nach der Stadt Porto den Namen Portugal erhielt. Der König von Altcaſtilien war Lehnsherr des Landes; was aber Heinrich jenſeit des Tajo den Arabern entreißen würde, ſollte in ſeinen unmittelbaren Beſitz übergehen. Heinrich erweiterte ſein Gebiet durch bedeutende Eroberungen, und als Alfons ſtarb, wurde er von demſelben zum erblichen Herrſcher von Portugal eingeſetzt Heinrichs Sohn, Alfons I., ſetzte die Eroberungen fort und wurde nach einem glänzenden Siege über die Araber von dem begeiſterten Volke als „König von Portugal" begrüßt. Die zu Lamego verſammelten Stände des Landes beſtätigten ihn feierlich (1143); auch der Papſt erkannte den neuen König an, und von den Königen von Caſtilien und Leon wurde die Anerkennung erzwungen. Er löſte ſein Land von dem Lehnsverbande mit Caſtilien und ſtellte es unter die Lehnshoheit des Papſtes Die Gränzen des Reiches dehnten ſich immer weiter aus, und nach Vollendung der Eroberung von Algarve durch Alfons III. waren die Mauren gänzlich aus dem Lande vertrieben. Sein Nachfolger Dionyſius (1279—1325) hob nun auch die innere Entwicklung des Reiches. Er förderte Handel und Gewerbfleiß, beſchützte, ſelbſt Gelehrter und Dichter, Künſte und Wiſſenſchaften, ſtiftete die Univerſität zu Liſſabon, die ſpäter nach Coimbra verlegt wurde, drängte den Uebermuth der Geiſtlichkeit in die gehörigen Schranken zurück und ließ zuerſt auch die Städte neben Adel und Geiſtlichkeit an den Reichsverſammlungen Theil nehmen.

Auf den edlen König folgte ſein Sohn Alfons IV. (1325—1357). Dieſer war mit Beatrix von Caſtilien vermählt, die ihm am 19. April 1320 zu Coimbra einen Sohn gebar, der den Namen Pedro erhielt. Ein Jüngling von hoher, edler Geſtalt, ausgezeichnet durch Charakterfeſtigkeit und Heldenmuth, ſtreng gegen ſich, mild, großmüthig und freigebig gegen Andre, wurde Don Pedro ſchon früh wider ſeine Neigung mit Blanca, der Tochter Peters von Caſtilien, verlobt; mit Einwilligung der Cortes verließ er ſie jedoch vor der Vermählung und nahm Conſtantia, die Tochter des caſtiliſchen Barons Manuel von Pennafiel, zur Gemahlin. Unter ihren Hofdamen befand ſich Inez de Caſtro, aus einer dem königlichen Hauſe nahe verwandten Familie entſproſſen. Sie feſſelte ihn durch

ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit dergeſtalt, daß er, als Conſtantia nach mehrjähriger Ehe ſtarb, alle Anträge zu einer neuen Vermählung entſchieden zurückwies und, nachdem er vom Papſte Dispenſation wegen der zu nahen Verwandtſchaft erhalten hatte, ſich heimlich mit Inez zu Braganza trauen ließ. Seitdem erſchien ſie ſelten am Hofe; meiſtentheils hielt er ſie auf einem ſeiner Jagdſchlöſſer verborgen oder in dem Kloſter der heiligen Clara zu Coimbra. Niemand hatte Anfangs am Hofe eine Ahnung davon, daß ſie heimlich mit ihm vermählt ſei, und längere Zeit verfloß ihnen im ungeſtörten Genuſſe eines ſtillen Glückes. Nur dem mütterlichen Scharfblicke der Königin Beatrix blieb das Geheimniß nicht verborgen, und ſie zitterte bei dem Gedanken, daß durch die Entdeckung deſſelben der Friede zwiſchen Vater und Sohn könnte geſtört werden. Nur zu bald wurden ihre Beſorgniſſe verwirklicht. Der Bruder der Inez ſtand bei Pedro in hoher Gunſt und hatte deſſen kein Hehl; er rühmte ſich, wenn der alte König ſtürbe, ſollte Alles anders werden; er verkündigte den baldigen Sturz der ihm und dem Volke verhaßten Günſtlinge deſſelben. Da ſich dieſe in ſolcher Weiſe bedroht ſahen, ſannen ſie auf Rache und ſpiegelten dem Könige vor, Pedro trachte ihm nach der Krone, wo nicht gar nach dem Leben. Der König ſtellte deshalb ſeinen Sohn in harten Worten darüber zur Rede, ob Inez wirklich ſeine Gemahlin ſei. Pedro behandelte dies als eine lächerliche Erdichtung, obgleich er es auch nicht verneinte; auf's entſchiedenſte aber ſchlug er die Vermählung mit einer caſtiliſchen Prinzeſſin aus. Aufgebracht ſchieden Vater und Sohn von einander; der König aber beſchloß auf den Rath ſeiner Günſtlinge den Tod der Inez. Voll Beſorgniß warnte die Königin ihren Sohn; auch ſein alter Freund und Lehrer, der Erzbiſchof von Braga, warnte ihn; aber Pedro achtete nicht darauf. Einſt ging er auf mehrere Tage auf die Jagd. Kaum erfuhr dies der König, ſo begab er ſich mit ſeinen Günſtlingen und der Leibwache in das Kloſter der heiligen Clara zu Coimbra Inez warf ſich ihm mit ihren kleinen Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, zu Füßen. Ihr Anblick rührte ihn tief; ihre Schönheit, ihr Flehen, ihre Thränen entwaffneten ſeinen Zorn. Er hob ſie vom Boden auf, ſagte ihr, ſie möge ſich beruhigen, und entfernte die mit gezücktem Dolche lauernden Mörder. Doch kaum hatte er das Kloſter verlaſſen, ſo wußten ihn ſeine Günſtlinge, beſonders Alvaro Gonzales, Pedro Coëlho und Diego Lopez Pacheco, wieder umzuſtimmen und ihm die Erlaubniß zur Ermordung der Unglücklichen abzudrängen. Sofort eilten jene drei, ihr ſchwarzes Werk zu vollenden, und Inez verblutete unter ihren Dolchen. Pedro war außer ſich, als er erfuhr, was geſchehen war; er griff zu den Waffen und empörte ſich offen gegen den grauſamen Vater. Nur mit Mühe gelang es ſeiner Mutter und dem Erzbiſchofe von Braga, eine Verſöhnung zu Stande

zu bringen. Der Vater trat ihm einen großen Theil seiner königlichen Vorrechte ab, und dafür schwor Pedro, sich an den Mördern nicht zu rächen. Noch nicht zwei Jahre später starb Alfons, und er mochte doch wohl dem Versprechen seines Sohnes wenig trauen; denn vor seinem Tode rieth er den Mördern noch, sich durch die Flucht zu retten Sie flohen nach Castilien; aber der dortige König Peter der Grausame lieferte sie aus. Nur einem, dem Pacheco, gelang es, als Bettler und Sauhirt nach Aragonien zu entkommen; die beiden andern wurden ergriffen und grausam hingerichtet. Zwei Jahre darauf berief der nunmehrige König Pedro den Reichstag, trat vor den Hochaltar und schwor in Gegenwart aller Versammelten auf das Evangelium, daß Inez seine rechtmäßige Gemahlin gewesen sei. Die Versammlung begab sich nach Coimbra, und der König ließ das Grab seiner unglücklichen Gattin öffnen. In tiefem Schmerz warf er sich über den Leichnam und ließ ihn im königlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, auf einen Thron setzen. Die Cortes und alle Großen des Landes mußten das Knie vor der Todten beugen und den Saum ihres Gewandes küssen, als ob sie Königin wäre. Sodann ließ er die Leiche auf einen prächtigen Trauerwagen setzen und nach Alcobaza führen. Der König, die Cortes und alle Großen des Landes begleiteten den Zug siebenzehn Meilen weit zu Fuß in Trauerkleidern und mit brennenden Fackeln. Der König aber ließ seiner unglücklichen Gemahlin über ihrem Grabe ein prächtiges Denkmal von weißem Marmor errichten, auf welchem ihr Bild dargestellt war, mit Krone und Scepter geschmückt, wie es der rechtmäßigen Königin allein gebührte. Portugiesische, deutsche und niederländische Dichter haben die Liebe der unschuldigen Inez besungen; das schönste Denkmal aber hat ihr der große portugiesische Dichter Camoens in einer der herrlichsten Episoden seiner Lusiade errichtet.

Der Schmerz über die Ermordung seiner Inez hatte dem Könige das Herz gebrochen, und der von Natur so milde Mann war seitdem hart und streng, so daß er von seinem Volke mehr gefürchtet als geliebt wurde. Gleichwohl bedauerte dasselbe, als er im J. 1367 starb, aufrichtig seinen Verlust; denn das mußten doch Alle zugestehen, daß seine Regierung für das Land segensreich gewesen sei; besonders hatte er Achtung für Gesetz und Ordnung im Volke zu befestigen gesucht und sich durch mancherlei heilsame Verordnungen und Einrichtungen um das Land verdient gemacht. Sein Sohn Ferdinand war ihm wenig ähnlich, ein schwelgerischer, und kraft- charakterloser Mensch, mit dem im Jahre 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses in Portugal erlosch. Seine Tochter Beatrix, die mit Johann I. von Castilien vermählt war, hätte das nächste Anrecht auf den Thron gehabt; aber den Portugiesen war nichts verhaßter, als eine Verbindung mit

Caſtilien, und die Stände erkannten deshalb Pedro's unehelichen Sohn, den tapferen Johann (I.), den Großmeiſter des Avisordens, als König an. Mit ihm kam die Linie der ſogenannten unächten Burgunder auf den Thron, welche bis 1580 über Portugal geherrſcht hat. — Zwar ſuchte ſich Johann von Caſtilien in den Beſitz des Landes zu ſetzen; eine mächtige caſtiliſche Flotte erſchien vor Liſſabon, ein großes Landheer kam über Cuidad Rodrigo in das Land; aber ſo ſehr auch daſſelbe an Zahl dem portugieſiſchen überlegen war, ſo wurde es von demſelben doch im J. 1385 bei Aljubarrota gänzlich geſchlagen, und im J. 1390 ſahen ſich die Caſtilianer genöthigt, einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Bald darauf ſtarb Johann von Caſtilien, erſt 33 Jahre alt; doch der Krieg mit Portugal dauerte noch fort bis 1411, wo ein Friede zu Stande kam, in welchem Caſtilien Johann I. als König von Portugal anerkannte. Von jetzt an wandte Johann alle ſeine Zeit und Kraft darauf, ſein Land innerlich und äußerlich zu heben. Er verlegte ſeine Reſidenz von Coimbra nach Liſſabon. Mit weiſer Mäßigung zügelte er ſein unruhiges Volk und die Großen des Landes, die ſich zu gefahrdrohender Macht erhoben hatten. Er wies ihrer Thätigkeit neue, würdige Bahnen an. Die Kraft des Reiches ſollte ſich nach Außen wenden; im Kampfe gegen die Ungläubigen ſollte das in den bisherigen Kämpfen vergoſſene Chriſtenblut geſühnt werden; aber ſchwerlich konnte er ſelbſt ahnen, daß ſeine Unternehmungen der Anfang der großartigſten Entdeckungen werden würden, und daß das kleine portugieſiſche Volk als gewaltiger Eroberer auftreten würde in dem fernen indiſchen Wunderlande. Ehe wir aber dieſe großen Unternehmungen, die weniger durch die in denſelben gewonnenen unermeßlichen Reichthümer, als durch den Einfluß, den ſie auf die Thätigkeit und das ganze Leben des Volkes ausübten, außerordentlich zur Hebung der Macht Portugals beitrugen, im Zuſammenhange kennen lernen, wollen wir zuerſt noch einen Blick auf die Lage des weiblichen Geſchlechtes auf der Pyrenäenhalbinſel werfen.

Die ſpaniſchen wie die portugieſiſchen Frauen lebten damals und noch Jahrhunderte ſpäter in faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit. Ohne Erlaubniß ihrer Männer durften ſie mit keinem Manne reden. Beſuche von Freundinnen empfingen ſie allerdings; aber dieſelben waren durch den Prunk in Kleidern und Schmuckſachen, den man dabei nicht glaubte entbehren zu können, wie durch drückenden Zwang ſteifer Etikette mehr eine Laſt, als eine Freude. Der Mann kümmerte ſich wenig um die Frau. Selbſt bei Tiſche ſaß er allein; die Frauen und Kinder ſaßen dabei nach orientaliſcher Sitte mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen auf Teppichen oder Polſtern. Dabei ging es ſehr einfach zu. Auch auf die Tafeln der Vornehmeren kamen nur ein oder höchſtens einige Gerichte, und Gäſte ſah man ſelten oder nie. Außer dem Hauſe er-

ſchienen vornehme Frauen höchſt ſelten, und ſelbſt wenn ſie an gewiſſen Tagen ausfuhren, geſchah es nur in Kutſchen, die entweder feſt verſchloſſen waren, oder doch ſo kleine Fenſterſcheiben hatten, daß man die darin Sitzenden von außen nicht ſehen konnte. Wären nur die Frauen wenigſtens durch eine nützliche Thätigkeit im häuslichen Kreiſe dafür entſchädigt worden! Aber das war durchaus nicht der Fall Ohne ſich um das Hausweſen zu kümmern, welches ganz der großen Menge von Sklaven und Sklavinnen überlaſſen blieb, brachte die Hausfrau ihre Tage in trägem Müßiggange hin, höchſtens mit Stickereien und Andachtsübungen beſchäftigt oder ſich mit ihren Kammerfrauen unterhaltend. Je höher der Stand, dem ſie angehörte, um ſo drückender war der Zwang. Junge Königinnen wurden von ihren Hofdamen faſt wie Gefangene behandelt; nicht einmal über die Scherze der Hofnarren zu lachen war ihnen geſtattet. So war es noch im ſiebenzehnten Jahrhundert. König Karl I. von England kam als Kronprinz nach Spanien, um ſich um die Hand einer ſpaniſchen Prinzeſſin zu bewerben. Er wollte ſich mit der Königin Eliſabeth in ihrer Mutterſprache (franzöſiſch) unterhalten. Dazu mußte ſie erſt um Erlaubniß bitten, und dieſelbe wurde ihr zwar nicht verſagt; jedoch erhielt er zugleich einen Wink, daß er nicht wieder mit ihr reden ſolle. So waren alſo die Frauen faſt in orientaliſcher Weiſe abgeſperrt; indeſſen wurden ſie wenigſtens in Spanien und Portugal nicht mit ſolcher Geringſchätzung behandelt wie im Morgenlande; vielmehr ehrte man ſie als überirdiſche Weſen. Keiner Dame durfte man anders als knieend etwas überreichen oder von ihr empfangen, und wer es wagte, in Gegenwart von Königinnen oder Infantinnen Drohungen auszuſtoßen, war des Todes ſchuldig, ſelbſt wenn er dem höchſten Adel angehörte.

---

§. 73. Die Entdeckungen der Portugieſen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten war ein lebhafter Handel mit den Producten Indiens nach Europa getrieben (Th. I. S. 27), und derſelbe war um ſo einträglicher, je mehr die köſtlichen Erzeugniſſe jenes Landes beliebt und geſucht waren. Seit den Kreuzzügen hatten ſich beſonders Venedig und Genua dieſes Handels bemächtigt. Freilich waren die Wege, welche der Handel von Indien nach Europa einſchlagen mußte, äußerſt beſchwerlich. Ein großer Theil derſelben mußte zu Lande zurückgelegt werden. Man fuhr nämlich entweder den Indus hinauf, brachte

dann die Waaren zu Lande in den Amu, von dort in das kaspische Meer bis zur Wolga, dann wieder zu Lande bis zum Don, von wo sie durch das schwarze Meer über Constantinopel weiter geführt wurden; oder man segelte von Indien aus durch das Meer nach dem Euphrat und Tigris bis Bagdad, von wo man die Waaren durch Karawanen nach den Handelsplätzen des Mittelmeeres brachte. Von dort aus trieb besonders Pisa einen ausgedehnten Handel mit den indischen Producten. Endlich, als die Venetianer von den Genuesern aus dem schwarzen Meere verdrängt wurden, suchten jene wieder den alten Handelsweg über Alexandria auf, wohin die Waaren von Indien aus fast ganz zu Wasser durch den Ocean und das rothe Meer geschafft werden konnten. Seit aber die Mamelucken die Herrschaft über Aegypten an sich gerissen hatten (S. 258), war auch dieser Weg vielfach erschwert; denn obgleich die Sultane dem Handel Schutz und Sicherheit gewährten, so vertheuerten sie doch die Waaren außerordentlich durch schwere Zölle. So entstand denn natürlich der Wunsch, eine unmittelbare Verbindung mit Indien aufzufinden, durch welche alle diese Erschwerungen des Handels beseitigt würden. Die Verwirklichung dieses Wunsches war dem kühn aufstrebenden Volke der Portugiesen vorbehalten.

Die Araber waren aus dem Lande vertrieben und nach Afrika hinübergedrängt; nicht auf heimischem Boden konnten also die portugiesischen Ritter mehr den Erbfeind ihrer Nation und ihres Glaubens bekämpfen. Sie begaben sich deshalb zu Schiffe und suchten die Araber in Nordafrika auf. Mit großem Eifer war König Johann I für diese Unternehmungen thätig, und eben so seine drei ältesten Söhne Duarte (Eduard), Pedro, und vor Allen Henriquez (Heinrich), der Großmeister des Christusordens. Heinrich, der unter dem Namen des Seefahrers bekannt ist, war ein Mann von nicht großer, aber kräftiger Körpergestalt, streng sittlich in seinem Wandel, und sein erster Blick mochte wohl Manchen, der ihn nicht näher kannte, mit Scheu erfüllen. Schon früh gab er glänzende Beweise persönlicher Tapferkeit; aber mehr noch als die Waffen liebte er die Wissenschaft; namentlich zogen ihn Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunst unwiderstehlich an, und begierig suchte er den Umgang mit gelehrten Männern, um seine Kenntnisse zu erweitern.

Zuerst wandten sich die Portugiesen nach dem marokkanischen Gebiete. Die Rüstungen zu dem Zuge wurden mit großem Eifer betrieben, und ohne daß man noch wußte, wohin derselbe eigentlich gehen sollte, strömten Franzosen, Engländer und Deutsche herbei, um unter Leitung des portugiesischen Infanten daran Theil zu nehmen. Auch Johanns Gemahlin Philippa interessirte sich lebhaft für denselben, und schon war die Lage und Stärke von Ceuta, das zuerst angegriffen werden sollte, erkundschaftet, schon war die Flotte zum Auslaufen bereit, als eine schwere

Krankheit der Königin den Beginn des Unternehmens verzögerte. Noch sterbend überreichte sie jedem ihrer drei ältesten Söhne ein reich mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Schwert für den Kampf gegen die Ungläubigen, ermahnte sie, einträchtig zu sein, und forderte sie auf, statt langer Trauer um ihren Tod den Zug zu beschleunigen.

In der That segelte die Flotte gleich nach ihrem Tode ab (25. Juni 1415). Erst auf offener See wurde das Ziel des Zuges und die päpstliche Kreuzzugsbulle bekannt gemacht. Unterweges wurde die aus 180 Schiffen bestehende Flotte vom Sturme zerstreut, und nur 59 kamen nach Ceuta. Heinrich, Allen voran, erzwang die Landung, erstürmte Ceuta trotz tapferen Widerstandes, und wurde nebst seinen beiden Brüdern vom Vater daselbst zum Ritter geschlagen. So hatten die Portugiesen in Afrika festen Fuß gefaßt; aber Marokko war trefflich vertheidigt und hielt sich siegreich selbst gegen den begeisterten Kampf der Portugiesen. Das Plateau des Atlasgebirges bildet eine feste, von allen Seiten unangreifbare Burg; daher konnten die Portugiesen im Lande selbst keine glücklichen Fortschritte machen. Aber durch häufige Landungen an jenen Gestaden kamen nach und nach manche Erzählungen und Berichte von unbekannten Ländern und Völkern nach Europa, theils durch gefangene Mauren, theils durch arabische und jüdische Kaufleute. Die alten Sagen von den glücklichen Inseln im Westmeere tauchten wieder auf. Unter etwa 26 Grad nördlicher Breite bildet der Atlas ein schwarzes Vorgebirge, an welches sich im Süden eine weiße Sandküste schließt, mit welcher die große Sahara beginnt. Die Annäherung an dasselbe war stets als gefahrvoll verschrieen; Niemand getraute sich über dasselbe hinaus zu schiffen. Man nannte es das Vorgebirge Non (non plus ultra, d. h. nicht darüber hinaus), und das Sprüchwort sagte: „Wer Cabo de Non umfährt, weiß nicht, ob er wiederkehrt." Jetzt erfuhr man, daß jenseit desselben auch an der Südgränze von Marokko noch größere Landschaften sich ausdehnten; von dorther kämen Neger, Gold und Elfenbein. Noch hatte der Fuß keines Europäers diese Länder betreten; aber mächtig regten jene Nachrichten die Begierde zu ihrer Entdeckung an. Der Infant Heinrich zog sich ganz vom Hofe zurück. In Algarve baute er sich bei der Stadt Sagres in der Nähe des Cap St. Vincent das Schloß Terca Naval; dort lebte er nur den Wissenschaften. Der Trieb nach Endeckungen wurde bei ihm noch verstärkt, als sein Bruder Pedro ihm aus Venedig Marco Polo's Reiseberichte mitbrachte. Er errichtete zu Sagres eine Sternwarte und eine Schule zum Unterrichte junger Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde nöthigen Wissenschaften; seine reichen Einkünfte als Großmeister des Christusordens wandte er nur zur Verfolgung der Unternehmungen an, die der Zweck seines Lebens geworden waren. Ein von ihm ausgesandtes Schiff unter Johann Gonzalez Zarko

und Tristan Vaz wurde 1418 durch den Sturm in den Ocean hineinverschlagen, und so fand man die Insel Porto Santo, wohin alsbald einige Portugiesen abgingen. Oft bemerkten diese gegen Süden von der Insel einen dichten Nebel; neugierig steuerten sie darauf zu, und so fanden sie 1419 die Insel Madeira. Dieselbe war weit größer als Porto Santo, aber menschenleer und mit dichten Waldungen bedeckt, die von zahllosen Vögelschwärmen bevölkert waren. Dort wurde die erste portugiesische Colonie gegründet. Man brannte die Wälder nieder, und der Brand soll sieben Jahre lang gedauert haben; aber der Boden war nun durch die Asche außerordentlich fruchtbar geworden. Bald wurde die Insel stark bevölkert, und Heinrich sandte Hausthiere hin, Zuckerrohr von Sicilien, Weinreben von Cypern. So glänzend aber auch diese Erfolge waren, so gehörte doch der Muth und die Beharrlichkeit eines Mannes wie Heinrich dazu, um alle die Schwierigkeiten, welche Furcht und Aberglaube seinem Unternehmen entgegenstellten, zu überwinden. Später entdeckten portugiesische Schiffe vom Cap Finisterre aus die Azoren, deren östlichste nach dem Tage ihrer Entdeckung den Namen Santa Maria erhielt; Azoren nannte man sie von den Falken (azor), die man daselbst in großer Menge fand. Neun Inseln wurden zugleich entdeckt und von 16 portugiesischen Schiffen bald colonisirt. Nach manchen vergeblichen Versuchen umsegelte der von Heinrich ausgesandte Seefahrer Gilianez im J. 1433 auch das gefürchtete Cap Non; man nannte die Stelle, zu der er kam, das Cap Bojador (von bojar „umschiffen"). In demselben Jahre hatte Heinrich seinen edlen Vater, den König Johann, verloren, der an der Pest starb, von seinem Volke aufrichtig betrauert. Sein ältester Sohn Eduard folgte ihm in der Regierung und schenkte die Inseln Madeira und Porto Santo mit allen Einkünften seinem Bruder Heinrich auf Lebenszeit. Dieser sandte nun gleich im folgenden Jahre ein größeres Schiff aus, welches noch dreißig Meilen über das Cap Bojador hinaus kam. Desto unglücklicher war ein Zug, den Heinrich mit seinem jüngeren Bruder Fernando im Jahre 1437 zur Eroberung von Tanger unternahm. Das kleine portugiesische Heer vermochte nichts gegen die weit überlegene Macht der Feinde auszurichten; es wurde endlich von denselben eingeschlossen und konnte nur gegen das Versprechen der Uebergabe von Ceuta freien Abzug erhalten. Fernando mußte inzwischen als Geißel zurückbleiben. Die Cortes willigten indessen nicht in die Räumung von Ceuta, und so mußte Fernando, mit seinen Unglücksgefährten unter Schimpf und Hohn zum Könige von Fez geschleppt, lebenslänglich Gefangener desselben bleiben und bei der härtesten Behandlung die niedrigsten Sclavendienste verrichten. Dazu noch von Krankheit und Körperschwäche schwer heimgesucht, ertrug der Unglückliche seine Leiden mit christlicher Ergebung, bis ihn nach sechs Jah-

ren (1443) der Tod von denselben befreite. „Nun laßt mich ruhig sterben!“ sagte er zu dem Priester, der ihn durch das heilige Abendmahl für die letzte schwere Stunde gestärkt hatte. — Calderon hat dem edlen Dulder in seinem „standhaften Prinzen“ ein schönes Denkmal gesetzt.

Inzwischen war König Eduard schon im J. 1438 an der Pest gestorben, und für seinen kleinen Sohn Alfons V. führte sein Bruder Pedro die Regierung. Derselbe bestätigte Heinrich im Besitze von Madeira und Porto Santo, und gleichzeitig sprach der Papst den Portugiesen das Eigenthumsrecht über alle Länder zu, welche sie an der afrikanischen Küste entdecken würden. Im J. 1440 drangen Antonio Gonzalez und Nuño Tristan bis zum weißen Vorgebirge vor; der Letztere umschiffte 1446 auch das grüne Vorgebirge. Jetzt brauchte Heinrich nicht mehr die Kosten der Entdeckungsreisen zu bestreiten. Seit im J. 1442 die ersten Neger nach Lissabon gebracht waren und dort allgemeine Bewunderung erregt hatten, und der Anblick des mitgebrachten Goldes und Elfenbeins mit Begierde zu weiteren Entdeckungen erfüllte, bildeten sich Gesellschaften, die unter Heinrichs Leitung auf Entdeckungen ausgingen, und Alles drängte sich zur Theilnahme an denselben. Unter den Führern von Schiffen, die Entdeckungsreisen unternahmen, zeichnete sich besonders der Venetianer Luigi da Cadamosto aus. Schon im zweiundzwanzigsten Jahre (1454) reiste er nach Flandern auf dem Schiffe eines Landsmannes; durch ungünstigen Wind wurde dasselbe genöthigt, beim Cap St. Vincent vor Anker zu gehen, und Cadamosto bot nun dem Infanten Heinrich seine Dienste an. Von diesem erhielt er ein Schiff, mit dem er am 22. März 1455 absegelte. Er entdeckte die capverdischen Inseln, umschiffte das grüne Vorgebirge, fand den Senegal und den Gambia und kehrte 1456 nach Portugal zurück. Zu Ende des Jahres segelte er auf Befehl des Infanten nochmals ab, fand den Rio grande, und so war alles Land bis zu der sogenannten Goldküste von Guinea entdeckt. Er kehrte darauf nach Portugal zurück und blieb daselbst bis zum Tode des Infanten Heinrich, worauf er sich wieder nach seinem Vaterlande begab. Er war der erste unter den portugiesischen Seefahrern, der einen Bericht über seine Reise bekannt machte, und dabei theilte er zugleich genaue Nachrichten über die früheren Reisen mit.

Heinrich starb im J. 1460. Nach seinem Tode wurden die Entdeckungen Anfangs mit geringerem Eifer fortgesetzt; dafür aber gelang es im J. 1471, Tanger zu erobern. Indessen drangen doch auch portugiesische Seefahrer bis über den Aequator vor; im J. 1472 entdeckte man die Inseln Annabon, St. Thomas und St. Fernando, und damit war das Vorurtheil widerlegt, daß unter den senkrechten Sonnenstrahlen Niemand das Meer durchschiffen könne, und daß die Erde daselbst verbrannt und unbewohnbar sei. Mit dem größten Eifer aber nahm nach dem Tode

des Königs Alfons V. deſſen Sohn und Nachfolger Johann II. (1481—1495) die Pläne Heinrichs wieder auf. Johann war überhaupt ein äußerſt kräftiger Herrſcher, ein Mann voll königlicher Würde, geſchickt in allen Leibesübungen, in der äußeren Erſcheinung ſtreng und ernſt, nie von Günſtlingen beherrſcht und rückſichtslos an dem einmal gegebenen Worte feſthaltend. Er zügelte die unruhigen Großen ſeines Landes, die unter ſeinen Vorgängern übermächtig geworden waren, zog die verſchleuderten Krongüter wieder ein und beſchränkte die richterliche Gewalt der Adligen durch Ernennung von gelehrten, nichtadligen Richtern. Unruhen, die dadurch entſtanden, wußte er mit Strenge zu unterdrücken; den Herzog von Braganza, das Haupt der mißvergnügten Adligen, ließ er hinrichten, und als ſich darauf der Herzog von Viſeo an ihre Spitze ſtellte und ihm ſelbſt nach dem Leben trachtete, durchbohrte er denſelben mit eigener Hand. Dagegen ſchützte er den Bürger und Landmann; ſelbſt über 80,000 aus Spanien vertriebene Juden nahm er gegen ein Schutzgeld auf und verſchaffte dadurch ſeinem Lande eine Menge betriebſamer Bewohner. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea verſchaffte ihm die Mittel, die begonnenen Entdeckungen in ausgedehnter Weiſe fortzuſetzen. Im Jahre 1486 ſandte er den portugieſiſchen Edelmann Bartolomeo Diaz mit zwei Schiffen aus. Derſelbe ſegelte an Congo vorbei gegen Süden. Die Reiſenden hatten viele Gefahren durch die Stürme und Meeresſtrömungen zu beſtehen. Der Sturm trieb ſie nach Südweſt, und ſie verloren das Geſtade aus den Augen. Schon hatten ſie den dreißigſten Grad ſüdlicher Breite paſſirt und waren ſomit, ohne es zu wiſſen, bereits über die Südſpitze des Erdtheils hinausgekommen. Dreizehn Tage ſegelten ſie darauf gegen Norden und Oſten, und endlich landeten ſie an der Südküſte von Afrika. Weiter gegen Oſten fanden ſie einen großen Fluß, den ſie Rio del Infante nannten; es iſt der große Fiſchfluß an der Gränze des Cap- und Kaffernlandes. Das ermüdete Schiffsvolk wollte nicht weiter ſegeln, und der Sturm trieb ihn abermals an's Land, wahrſcheinlich in der Nähe von Port Elizabeth. Jetzt erſt erkannte Diaz das Vorgebirge, welches die ſüdlichſte Spitze Afrika's bildet, und in Erinnerung an die ausgeſtandenen Drangſale nannte er es Cabo tormentoso (das ſtürmiſche Vorgebirge). Im December 1487 kehrte er nach Liſſabon zurück, wo er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde; der König aber änderte den Namen, welchen Diaz dem von ihm entdeckten Vorgebirge gegeben hatte, in den des Cabo de buena esperanza, d. h. Cap der guten Hoffnung, weil er die großen Folgen ahnte, welche die Entdeckung deſſelben für die Auffindung des Seeweges nach Indien haben mußte.

Nicht ihm war es beſchieden, die Verwirklichung dieſer Hoffnungen zu erleben; aber ſein Nachfolger Emanuel der Große (1495—1521) ſetzte

das begonnene Werk mit dem größten Eifer fort. Bereits im Jahre 1497 rüstete er eine Flotte von vier Schiffen aus, die unter der Leitung des Vasco da Gama, eines erfahrenen Seemannes, am 9. Juli aus dem Tajo auslief. Die Fahrt wurde mit außerordentlichem Erfolge gekrönt. Im Herbst landete Vasco da Gama an der Südwestküste Afrika's, 14½ Grad nördlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Menschen, die dort angetroffen wurden, nannte man zwar Neger; sie waren aber gelber und redeten eine andere Sprache, als diese; es waren Hottentotten. Am 20. November, im Frühling dieses Landstriches, an einem sehr schönen Tage, segelte Vasco unter dem Schalle von Pauken und Trompeten um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Weiter gegen Osten fand man viele Viehheerden, Robben, Wallfische, süßes Wasser, so daß sich hier eine Menge vortrefflicher Landungsplätze darbot. Am Weihnachtstage wurde eine vorspringende Küste erreicht, wo man einen braunen Völkerstamm, die Kaffern, fand; man nannte dieselbe nach dem Tage der Landung terra natal. Weiter gegen Norden kam Vasco nach der Küste Mozambique, Mombazza und dem Königreiche Melinde. Er fand dort gebildete Völker, in den Städten schöne Gebäude; die Bewohner trieben Schifffahrt und Handel mit Indien; in Melinde war sogar eine indische Handelskolonie. Hier erhielt er Steuerleute, die ihn sicher mitten durch den indischen Ocean führten, und so lief er am 19. Mai 1498 glücklich in den Hafen von Calicut an der Küste Malabar ein. Nicht wenig überraschte ihn der bedeutende Grad von Bildung, den er bei der dortigen Bevölkerung fand, die Blüthe des Gewerbfleißes und des Handels. Er ließ sich dem Zamorin (dem Könige) von Calicut vorstellen und dachte mit ihm Handelsverbindungen anzuknüpfen; aber die Muhammedaner, welche bis dahin im alleinigen Besitz des Handels gewesen waren, verschwärzten die Portugiesen als räuberisches, aus der Heimath verjagtes Gesindel, und so sah sich Vasco da Gama genöthigt, das Land wieder zu verlassen. Im September 1499 kam er glücklich nach Lissabon zurück und wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Seine Erzählungen veranlaßten den König, sogleich eine Flotte unter Pedro Alvarez Cabral abzusenden, der nöthigenfalls sich mit Waffengewalt in Indien festsetzen sollte. Er kam auf seiner Fahrt weiter nach Westen und fand so Brasilien (1500), nahm im Namen des Königs von dem Lande Besitz und entsandte ein Schiff mit der Kunde von der gemachten Entdeckung nach Lissabon. Darauf segelte er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung; aber auf der Fahrt wurde er von einem heftigen Sturme überfallen, in welchem er mehrere Schiffe verlor; auch Bartolomeo Diaz, der ihn begleitete, fand in den Fluthen seinen Tod. Nur mit sechs Schiffen erreichte er Calicut und knüpfte Unterhandlungen mit dem Zamorin an. Dieselben blieben jedoch ohne Erfolg; der verrätherische Zamorin ließ

sogar vierzig Portugiesen in einem Hause, das er ihnen eingeräumt hatte, ermorden. Cabral nahm allerdings blutige Rache für diesen Frevel, mußte jedoch fortsegeln, ohne irgendwie Bedeutendes ausgerichtet zu haben, und kam am 23 Juli 1501 glücklich nach Portugal zurück. Deshalb sandte der König im folgenden Jahre Vasco da Gama mit zwanzig Schiffen nach Indien. Auf dem Wege vernichtete oder nahm derselbe alle Schiffe des Zamorin, die er traf, und zwang durch Beschießung von Calicut denselben zum Frieden. Mit reichen Schätzen an Gold, Perlen und edlen Steinen kehrte Vasco da Gama nach Portugal zurück, wo er zu Ende des Jahres 1503 anlangte und mit lautem Jubel empfangen wurde.

Jetzt hatten die Portugiesen in Indien festen Fuß gefaßt; in wenigen Jahren unterwarfen sich ihnen mehrere dortige Fürsten, und bereits im J. 1505 konnte der König den Don Francesco von Almeida als ersten Vicekönig hinsenden. Derselbe befestigte durch persönlichen Heldenmuth und durch die Tapferkeit seiner Krieger die Herrschaft der Portugiesen in Indien und eroberte Ceylon; auf der Rückreise nach Portugal aber wurde er 1509 an der afrikanischen Küste mit mehreren seiner Begleiter von den wilden Hottentotten erschlagen.

Sein Nachfolger war Alfonso von Albuquerque, einer der größten Männer seiner Zeit, den man mit Recht durch den Beinamen des Großen ausgezeichnet und den portugiesischen Mars genannt hat. Eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt, in deren edlen Gesichtszügen sich Würde mit Freundlichkeit paarte, welche letztere aber der Schlechtigkeit gegenüber in furchtbaren Zorn überging, begabt mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes, unerschütterlichem Heldenmuth im Kampfe, großer Umsicht und Weisheit in der Verwaltung des Staates. Schon ehe er Statthalter wurde, hatte er im J. 1507 einen Zug nach der für den Handel äußerst wichtigen Insel Ormus am Eingange des persischen Meerbusens unternommen, und erschreckt durch seine Ankunft, entschloß sich der Fürst dieser Insel, einen jährlichen Zins zu zahlen und die portugiesische Oberhoheit anzuerkennen. Als darauf der König von Persien den Tribut forderte, den die Fürsten von Ormus ihm bisher entrichtet hatten, ließ Albuquerque den Gesandten desselben Kugeln und Säbelspitzen vorlegen und ihnen sagen: „Das ist die Münze, mit der die Schutzgenossen des Königs von Portugal zahlen, wenn ein Anderer von ihnen Tribut fordert.“ Nachher erwies sich zwar der Beherrscher von Ormus treulos, und Albuquerque wollte ihn deshalb mit Waffengewalt unterwerfen; dadurch, daß ihn drei seiner Hauptleute verließen, wurde er indessen zum Rückzuge gezwungen. Auch ein zweites Unternehmen gegen Ormus mißlang; doch Albuquerque schwor, sich nicht eher den Bart scheeren zu lassen, als bis die Insel erobert sei. Erst im Jahre 1515 gelang ihm

die Erfüllung seines Gelübdes, und sein schneeweißer Bart war inzwischen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hing. Während dessen war er Generalcapitän in den portugiesischen Besitzungen in Indien geworden. Er hatte die Ueberzeugung, daß nur der Besitz fester Plätze am Lande den Portugiesen die Herrschaft zur See sichern könne. Er unterwarf deshalb die ganze Küste Malabar, und das feste, durch ihn eroberte Goa wurde der Mittelpunkt der dortigen portugiesischen Besitzungen. Darauf eroberte er Malacca und entdeckte die Molukken. Solche Thaten machten den portugiesischen Namen eben so gefürchtet, wie geachtet in ganz Südasien, und die Könige von Siam und Pegu, von Java und Sumatra bewarben sich durch Gesandtschaften um den Schutz und die Freundschaft des großen Albuquerque. Dennoch entging er dem Neide des portugiesischen Hofes und dem Mißtrauen des Königs Emanuel nicht. Die Eroberung von Ormus war seine letzte That. Als er nach Goa zurückkehrte, wurde ihm unterwegs seine Entlassung zugestellt, und sein persönlicher Feind Lopez Soarez wurde an seiner Stelle zum Vicekönige ernannt. Dies kränkte den ohnehin durch schwere Krankheit erschöpften Mann so tief, daß er es nicht zu überleben vermochte. In einem kurzen Briefe, den er noch mit zitternder Hand und im Gefühl der Todesnähe schrieb, verwies er auf Indien als das Zeugniß seiner Thaten und empfahl dem Könige seinen einzigen Sohn. „Ich habe", sprach er, „den Haß der Menschen für die Liebe des Königs, und für die Liebe der Menschen die Ungnade des Königs eingetauscht. Es ist Zeit zum Grabe"... Nur den einen Wunsch hatte er noch, Goa noch einmal zu sehen; er wurde ihm erfüllt. Im Angesichte der Stadt, kurz vorher, ehe das Schiff in den Hafen einlaufen wollte, starb er am 16. Sept. 1515, erst 52 Jahre alt. Seine Krieger betrauerten ihn wie einen Vater; aber auch die Bewohner der von ihm unterworfenen Städte empfanden schmerzlich den Verlust des edlen Mannes. Von den benachbarten Völkern geachtet und gefürchtet, war er von seinen Untergebenen wegen seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit geliebt. Noch lange nach seinem Tode wallfahrtete Jeder zu seinem Grabe in Goa wie zu dem eines Heiligen, um von ihm Schutz gegen die Mißhandlungen seines Nachfolgers zu erflehen, und als man nach langen Jahren seine Gebeine nach Lissabon bringen wollte, weigerten sich die Bewohner von Goa, sie herauszugeben, und konnten erst durch päpstlichen Befehl dazu gezwungen werden. Der König aber bereute zu spät den Undank gegen den großen Mann, suchte sein Andenken auf alle Weise zu ehren und erhob seinen Sohn zu den höchsten Würden des Reiches.

Zwar dehnten nach Albuquerque's Tode die Portugiesen ihre Herrschaft in Asien noch bedeutend weiter aus, namentlich unter Emanuels Sohn Johann III. (1521—1557); sie unterwarfen sich die Molukken,

errichteten Niederlaſſungen auf Ceylon und der Küſte Koromandel, traten in Handelsverbindungen mit Japan und China; aber der Heldengeiſt, der mit jugendlicher Friſche und Kraft in dem Volke wach geworden war, entſchwand nur zu bald; die Tapferen, denen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes mehr, als Alles, galt, wurden immer ſeltener. Ueppigkeit und Habgier nahmen überhand, und die Sucht, ſich zu bereichern, das Trachten nach perſönlichem Gewinne, führte zu den ſchreiendſten Mißbräuchen und der ärgſten Willkür. So wurden von innen heraus die Grundfeſten der portugieſiſchen Herrſchaft in Aſien untergraben, und ſie vermochte nicht den äußeren Stürmen zu widerſtehen, welche ſpäter über ſie hereinbrachen, ſo daß ſie bis auf wenige traurige Ueberreſte zu Grunde gegangen iſt. Auch auf das europäiſche Mutterland wirkten jene Verhältniſſe verderblich zurück. Liſſabon war die bedeutendſte Handelsſtadt in Europa geworden; unermeßliche Reichthümer floſſen dorthin zuſammen; aber doch genügten ſie kaum, die ungeheuren Koſten zu beſtreiten, welche die Feldzüge Emanuels gegen Nordafrika verurſachten, das von den auf die aufblühende Macht Portugals eiferſüchtigen Venetianern und Spaniern vielfach heimlich unterſtützt wurde; dazu kam, daß die Blüthe der portugieſiſchen Jugend dem Lande entzogen werden mußte, um die ausgedehnten aſiatiſchen Eroberungen zu behaupten und zu erweitern, und endlich machten ſich auch die verderblichen Folgen des unerwartet ſchnell wachſenden Geldreichthums bald fühlbar. Unter Johann III. ſteigerten ſich noch dieſe Uebelſtände. Beſonders nachtheilig wurde für das Land das Verfahren, welches man gegen die Juden beobachtete. Johann II. hatte, wie bereits erzählt iſt, eine große Zahl aus Spanien Vertriebener aufgenommen, ſie aber hart behandelt. Emanuel zeigte Anfangs große Milde gegen ſie; ſpäter aber änderte er plötzlich, vermuthlich durch ſpaniſchen Einfluß bewogen, ſein Verfahren. Alle, die nicht Chriſten werden wollten, ſollten ihrer Kinder beraubt und zu Sklaven gemacht werden. Nachher ließ er ſich freilich bewegen, die Ausführung dieſes Befehls auf zwanzig Jahre zu verſchieben, damit ſie Zeit zur Bekehrung hätten, und viele Juden traten nun zum Chriſtenthume über, obgleich eine große Zahl dieſer neuen Chriſten wohl heimlich dem väterlichen Glauben treu blieb. Gegen dieſe heimlichen Juden und ihre Nachkommen wurde zunächſt die Inquiſition eingeführt, und dieſelbe verübte gegen ſie die abſcheulichſten Gräuel.

Wohin die Portugieſen auf ihren Entdeckungsreiſen und Eroberungszügen kamen, da ſuchten ſie auch das Chriſtenthum zu verbreiten, und Miſſionare begleiteten die kühnen Seefahrer, wie die Schaaren der Krieger. Anfangs waren beſonders Franciscaner in ſolcher Weiſe thätig; ſodann aber zeichneten ſich die Jeſuiten durch großen Eifer für das Miſſionswerk aus, ſo beklagenswerth und für Portugal vielfach nachtheilig

es auch sonst war, daß ihnen Johann III., selbst früher als es anderswo geschah, den Zugang zu seinem Lande eröffnete. — Als Apostel der Inder ist ein Mann zu betrachten, der zu den Mitstiftern des Jesuitenordens gehörte, der heilige Franz Xaver. Derselbe war im J. 1506 auf dem Schlosse Xaviero in Navarra geboren, hatte in Paris studirt, und nachdem er einige Zeit in Brasilien als Missionar gewirkt hatte, unternahm er im Jahre 1541, mit päpstlicher Vollmacht versehen, eine Missionsreise nach Ostindien. Er wandte sich mit der Verkündigung des Christenthums besonders an die unteren Volksklassen, bekehrte und taufte in Goa, Ceylon, Malacca, ja selbst in Japan viele Eingeborne, überall thätig mit glühendem Eifer, aufopfernder, selbstverleugnender Hingebung und glänzendem Erfolg. Er beabsichtigte auch nach China zu gehen, so gefahrvoll auch ein solches Unternehmen war; er starb indessen, ehe er seinen Plan ausführen konnte, im Jahre 1552, und wurde in Goa begraben.

Gleichzeitig mit diesen Bestrebungen ging eine merkwürdige religiöse Bewegung von den Indern selbst aus. Im Dorfe Talwandi bei Lahore wurde 1469 Nanaka geboren, ein Hindu aus der Kriegerkaste. Vielfach kamen in jenen Gegenden brahmanische und muhammedanische Religion in feindliche Berührung. Schon als Jüngling wurde Nanaka mit beiden bekannt, und sein tiefes, ernstes Gemüth wurde dadurch zum Nachdenken darüber angeregt, was in beiden Religionen das Wahre sei Mit großem Eifer studirte er die Veda's wie den Koran, die Schriften der indischen, wie der muhammedanischen Philosophen, und dadurch befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, das Wesentliche der Religion seien der Glaube an einen einzigen Gott und die daraus hervorgehende innige Bruderliebe. Es erschien ihm als seine Aufgabe, diesen einfachen, durch spätere Zusätze verfälschten und entstellten Glauben wieder zu erneuern, an die Stelle des todten Ceremoniendienstes eine gereinigte Sittenlehre zu setzen und dadurch Hindu's und Muhammedaner mit einander zu vereinigen. Mild und duldsam gegen jede Religion, rein und tugendhaft in seinem Wandel, fand der edle Mann Duldung bei Brahmanen wie bei Muhammedanern. Er durchreiste den größten Theil Indiens, fand mit seiner Lehre Beifall bei dem Großmogul, ging nach Mekka und disputirte daselbst mit den Muhammedanern. Er forderte Aufhebung alles Kastenunterschiedes, Anerkennung der gleichen Menschenwürde bei Allen. Er lehrte, nur dadurch könne man dem unendlich erhabenen Gotte wohlgefällig werden, daß man ihm ähnlich zu werden trachte in Handlungen, Worten und Gedanken. Demgemäß verschmähte er auch allen äußeren Prunk beim Gottesdienst; die Tempel, in denen sich seine Anhänger versammelten, waren einfache, schmucklose Gebäude; kein Bild der Gottheit war darin; man sollte ihr nur dienen im Geist und in der Wahrheit. Klein war die Schaar seiner

Anhänger, als er im J. 1540 starb, und mit Uebergebung seiner Söhne und Verwandten ernannte er seinen Lieblingsdiener Lehana, den er selbst in seine Lehre eingeweiht hatte, zum Haupte derselben an seiner Statt. Leider erreichte der edle Mann seinen Zweck nicht. Er hatte sich nur für einen einfachen Menschen ausgegeben; seine Anhänger, die sich Sikhs, d. h. Schüler oder Jünger, nannten, erklärten ihn für eine Verkörperung des Vishnus und dichteten ihm eine Menge Wunder und Prophezeiungen an, und dem Manne, der den Götzendienst zerstören wollte, erwiesen nun Die, welche sich seine Schüler nannten, selbst abgöttische Verehrung. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts sammelte Ardschun Mal, der seit 1581 das Haupt der Sikhs war, die Schriften ihrer bisherigen Lehrer und machte sie nebst seinen eigenen Zusätzen unter dem Namen Adi Granth oder „erstes Buch" bekannt. Dies Buch bildete fortan die Grundlage für ihre religiösen und staatlichen Einrichtungen. Bisher hatten sie friedlich gelebt; da sie aber die Veda's wie den Koran verwarfen, so geriethen sie in Kampf mit den Brahmanen wie mit den Muhammedanern, und der muhammedanische Herrscher des Landes ließ Ardschun Mal gefangen nehmen und so grausam behandeln, daß er an den Folgen der Martern starb. Ardschun Mals Sohn und Nachfolger Har Gowind beschloß, den Tod seines Vaters blutig zu rächen. Die verworfensten Menschen nahm er unter die Sikhs auf und gestattete ihnen, in allen Lastern zu leben, wenn sie nur kriegerischen Muth besaßen, um seine Macht zu verstärken, und nun begannen endlose Kämpfe gegen die Muhammedaner. Vollends zu einem kriegerischen Staate mit theokratischer Grundlage wurde die Religionsgemeinschaft der Sikhs in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch Guru Gowind, der ebenfalls den Tod eines ermordeten Vaters zu rächen hatte. Er theilte die ganze Vereinigung in einzelne Gaugemeinschaften, von denen jede unter einem Sirdar oder Häuptling stand; über wichtige Angelegenheiten aber hatte eine allgemeine Versammlung derselben zu beschließen, die dann nach dem Hauptorte, der Stadt Amritsir, berufen wurde. Das Recht, eine solche Versammlung zu berufen und zu leiten, wurde den Akali oder Unsterblichen, einer Schaar geistlicher Krieger, übertragen, welche die Aufsicht über das Ganze zu führen hatte, und an der Spitze des ganzen Bundesstaates stand ein Oberanführer. Durch solche Einrichtungen begeisterte Guru Gowind die Sikhs zu unablässigem Kampfe gegen die Muhammedaner, und er nannte sie deshalb Singhs, d. h. Löwen. Die Sikhs halten ihn als den Gründer ihres Staates in gleicher Ehre mit ihrem Religionsstifter Nanaka. Unter den beständigen Kämpfen aber ging unter ihnen der fromme Sinn ihres Stifters zuletzt ganz verloren, und Zügellosigkeit und Raubsucht traten an seine Stelle. Dadurch entstanden zahllose innere Zerrüttungen; Empörungen, Thron-

ſtreitigkeiten, Palaſtrevolutionen, Mordthaten und Gräuel aller Art wechſelten mit einander ab, und obgleich der Staat der Sikhs ſich immer weiter ausdehnte und zuletzt faſt das ganze Pendſchab umfaßte, ſo wurde doch ſeine innere Kraft gebrochen, je mehr Treue und Redlichkeit aus demſelben ſchwand. So gelang es endlich den Engländern, ihn im Jahre 1846 nach hartnäckigen und langwierigen Kämpfen ganz von ſich abhängig zu machen.

Der Entwickelungsgang dieſer merkwürdigen Religionsgemeinſchaft konnte hier nur angedeutet werden; die genauere Darſtellung deſſelben gehört der neueren Geſchichte an; wir kehren jetzt zu der Geſchichte der Entdeckungen zurück.

---

§. 74. Chriſtoph Columbus.

Schon ehe die Portugieſen Porto Santo entdeckten, bereits im vierzehnten Jahrhundert, waren die Spanier nach den canariſchen Inſeln gekommen; indeſſen ſcheinen ſie Anfangs nicht viel auf dieſe Entdeckung gegeben zu haben, da Heinrich der Seefahrer im Jahre 1456 die Inſeln für Portugal in Beſitz nehmen konnte. Im Jahre 1478 nahmen ſie jedoch die Eroberung wieder auf, und 1502 war dieſelbe als vollendet zu betrachten. Sie fanden auf jenen Inſeln eine ſtarke Bevölkerung, namentlich auf Canaria, Palma und Teneriffa, ein durchaus eigenthümliches Volk, das ſie Guanchos nannten. Cadamoſto traf im Jahre 1455 auf Canaria allein noch über 8000 Menſchen. Die Spanier ſchildern dieſelben als ein kräftiges, tapferes Gebirgsvolk, von ſchlanker Geſtalt und ſchwarzgelber Farbe, hellem Verſtande, reinen Sitten, nicht ohne eine gewiſſe Bildung und in patriarchaliſcher Einfachheit lebend. Sie ſtanden unter Königen, theilten ſich in Adel und Bürger und hatten Geſetze zur Erhaltung der Sittlichkeit. Der Gebrauch des Feuers war ihnen unbekannt. Blutvergießen war ihnen zuwider; ſelbſt Spanier, die in ihre Gewalt geriethen, tödteten ſie nicht, ſondern machten ſie zu Sklaven und benutzten ſie dazu, die Ziegen zu ſchlachten, deren Fleiſch ſie aßen, obgleich ſie Abſcheu davor hatten, ſie ſelbſt zu tödten. Die Felle der Ziegen dienten ihnen als Kleidung. Die Schilderungen, welche die Spanier von ihnen liefern, ſtimmen auf merkwürdige Weiſe mit Demjenigen überein, was die alten Griechen von den Bewohnern der glücklichen Inſeln berichten. Der König Juba von Mauretanien, den Cäſar zu Rom im Triumphe aufführte, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, ſtellte über die letzteren genauere

Unterſuchungen an, und obgleich ſein Werk verloren gegangen iſt, kennen wir doch die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen, da Plinius ſie in ſeiner Naturgeſchichte benutzt hat. Ohne Zweifel ſind die canariſchen Inſeln mit jenen glücklichen Inſeln dieſelben; ob die Guanchos die Nachkommen der Atlantiden oder Hesperiden waren, wie die Alten die Bewohner der glücklichen Inſeln nennen, iſt freilich nicht zu beweiſen; indeſſen iſt es bei der iſolirten Lage der Inſelgruppe doch ſehr wahrſcheinlich, und es beſtand bei ihnen wirklich die Ueberlieferung, daß ſie die Ueberreſte eines alten großen Volkes ſeien.

In Betreff der Religion unterſchieden ſie ſich auf merkwürdige Weiſe von den übrigen Völkern Weſtafrika's. Sie verehrten die Geſtirne; ſie hatten aber zugleich eine dunkle Ahnung von einem über Alles erhabenen göttlichen Weſen. Ebenſo glaubten ſie an ein Leben nach dem Tode und an zukünftige Strafen und Belohnungen. Beſonders betrachteten ſie das Innere des Pic de Teyde auf Teneriffa als den Aufenthaltsort der Verdammten. Große Sorgfalt verwandten ſie auf die Erhaltung ihrer Leichname, die ſie in ähnlicher Weiſe künſtlich einzubalſamiren verſtanden, wie die alten Aegypter, und in Ziegenfelle genäht in Höhlen aufbewahrten. Die Kunſt des Einbalſamirens wurde von den Prieſtern, die einen geſonderten Stand bildeten und ſich auch nicht durch Heirathen mit dem übrigen Volke vermiſchten, als Geheimniß bewahrt. —

Die Spanier legten es von Anfang darauf an, die Guanchos auszurotten, und nach mehr als hundertjährigem Kampfe unterlag endlich das muthige Volk. Viele Tauſende wurden als Gefangene fortgeſchleppt und als Sklaven in Europa verkauft; die Meiſten fanden ihren Tod. Eine große Anzahl wurde gezwungen, das Chriſtenthum anzunehmen; daher haben vorzüglich die Nachkommen dieſes unglücklichen Volkes in Spanien und Portugal die Verfolgungen der Inquiſition erdulden müſſen, bis ſie gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts gänzlich ausgerottet waren. Mit ihnen ſtarb ein Urvolk der Erde aus, deſſen eigenthümliche Sprache und Geſchichte vielleicht für die Kenntniß der älteſten karthagiſchen und phöniciſchen Anſiedelungen wichtig geweſen wäre.

Einen unendlich reicheren Gewinn, als die Eroberung der canariſchen Inſeln, brachte den Spaniern die Entdeckung Amerika's durch Chriſtoph Columbus. Dieſer große Mann hieß eigentlich Chriſtophoro Colombo; in Spanien aber nannte er ſich mit einem mehr ſpaniſch gebildeten Namen Chriſtoval oder Chriſtoferens Colon. Von ſeiner Jugendgeſchichte haben wir nur unſichere Nachrichten; denn da er von niederer Herkunft war, ſo lag es durchaus nicht in ſeinem Intereſſe, ſeine Zeitgenoſſen über den Stand aufzuklären, in welchem er geboren war, und erſt ſpät iſt es durch mühſame Forſchungen gelungen, darüber zu größerer Gewißheit

zu gelangen. Selbst sein Geburtsjahr läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, obgleich es nach neueren Untersuchungen sehr wahrscheinlich ist, daß er nicht im Jahre 1446 oder 1447, sondern 1436 geboren ist. Sein Vater war ein armer Tuchweber zu Genua, der noch 1494 lebte und also noch Zeuge von dem Ruhme des großen Mannes gewesen ist. Schon von Kindheit an fühlte Christoph sich unwiderstehlich zum Seeleben hingezogen, und bereits in seinem vierzehnten Jahre trat er deshalb in den Seedienst; er begleitete seinen Verwandten Domenico Colombo, welcher Admiral in genuesischen Diensten war, auf Kreuzfahrten im mittelländischen Meere. Seine Erziehung war begreiflicherweise eine sehr mangelhafte gewesen, und er hielt sich deshalb zwischen 1460 und 1470 längere Zeit in Pavia auf, um das Versäumte so gut als möglich nachzuholen; besonders studirte er daselbst Geographie, Geometrie, Astronomie, so wie überhaupt die für die Schifffahrtskunde wichtigen Wissenschaften. Dann finden wir ihn wieder auf der See. Einmal, erzählt man, enterte sein Schiff in der Nähe des Cap St. Vincent eine venetianische Galeere; diese fing Feuer, und man konnte in der Eile beide Fahrzeuge nicht schnell genug von einander trennen. Da sprang Columbus in's Meer und rettete sich schwimmend nach der zwei Stunden entfernten Küste. Mag dies, wie Einige behaupten, Erdichtung sein; jedenfalls war er 1470 wieder in Lissabon, wo er jetzt seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Er vermählte sich daselbst mit Donna Felipa Muñiz Perestrello, der Tochter des Don Bartolomeo Muñiz Perestrello, eines portugiesischen Seefahrers, welcher Gouverneur von Madeira war. Diese Heirath wurde für Columbus sehr folgenreich. Perestrello hatte eine Entdeckungsreise unter Heinrich dem Seefahrer mitgemacht, und Columbus erhielt nun nach seinem Tode aus den Händen seiner Wittwe die von ihm hinterlassenen Tagebücher und Charten. Er studirte dieselben eifrig und wurde dadurch noch mehr in einer Idee befestigt, die ihn schon seit längerer Zeit beschäftigt hatte. Nicht unbekannt mit der schon bei den Alten vorhandenen Idee von der Kugelgestalt der Erde, war er der Meinung, man müsse einen directen Seeweg nach Ostindien, den die Portugiesen damals nach Osten hin suchten, auch eben so gut nach Westen schiffend auffinden können. Was Marco Polo über eine große Insel Zipango (Japan) berichtet hatte, bestärkte ihn noch in dieser Meinung, und er glaubte sogar, der Weg nach Westen bis zum festen Lande könne gar nicht so weit und so beschwerlich sein, da die Alten der Meinung waren, daß sich Asien viel weiter nach Osten hin ausdehne, als es wirklich der Fall ist. Er glaubte eine Bestätigung seiner Vermuthungen darin zu finden, daß ihm portugiesische Seeleute mittheilten, sie hätten künstlich bearbeitetes Holz und sogar zwei Leichen von fremdartiger Gestalt gesehen, die von Westen her an die Küste der Azoren getrieben wären. Ob er auch davon Kunde

hatte, daß das westliche Land vor vielen Jahrhunderten wirklich schon aufgefunden war, bleibt ungewiß. Allerdings waren nämlich die Normannen auf ihren kühnen Seefahrten bereits im Jahre 861 nach Island verschlagen. Sie hatten die Insel bevölkert, und von dort aus war um das Jahr 972 durch Erik Raude (den Rothen), der eines Mordes wegen aus dem Lande fliehen mußte, auch Grönland entdeckt worden. Bald ließen sich auch andere Isländer daselbst nieder, und nachdem auf Island um das Jahr 1000 das Christenthum Eingang und schnelle Verbreitung gefunden hatte, wurde auch in Grönland die christliche Kirche gegründet. Im Jahre 1001 fand man von Island aus auch den Weg nach der Nordküste von Amerika, und Laif, der Sohn Erik Raude's, fand nun auf diesem Wege eine Küste, welche man nach einer dort wild wachsenden Art von Weintrauben Winland nannte. Auch hier ließen sich Normannen nieder und trieben mit den Eingebornen Handel. Man vermuthet, es sei die Küste von Canada an der Mündung des St. Lorenzo gewesen. Im Jahre 1840 fand Dr. Lund bei Bahia in Brasilien Ruinen mit Runenschrift, den in Grönland und Island gefundenen völlig gleich, eine Statue des Thor mit allen seinen Attributen, dem Hammer, den Handschuhen und dem magischen Gürtel. Man sieht aus diesen Denkmälern, daß die Normannen ihr Winland von Grönland an bis über den Aequator hinaus besuchten und sogar bleibende Niederlassungen in jenen fernen Gegenden gründeten, und daß sie das Festland von Amerika genauer und vollständiger kannten, als man es je für möglich gehalten hätte. Seit dem zwölften Jahrhundert aber verlor sich in Europa gänzlich die Kunde von den normannischen Niederlassungen. Grönland blieb zwar noch länger im Verkehr mit Norwegen und Island; aber gegen den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts hin lagerten sich so ungeheuere Eismassen vor die Küste, daß alle Verbindung mit dem Lande unmöglich wurde, und als man im achtzehnten Jahrhundert dasselbe wieder auffand, traf man daselbst keine Spur mehr von jener normannischen Niederlassung.

Ob Columbus von jenen Entdeckungen der Normannen überhaupt etwas erfahren hat, muß, wie gesagt, dahin gestellt bleiben; das aber ist ohne Zweifel, daß er von Lissabon aus mehrere bedeutende Seereisen gemacht hat. Wiederholt fuhr er nach Porto Santo, 1473 nach dem Archipel, 1477 nach Island, 1481 nach Guinea. Schon im J. 1474 theilte er dem gelehrten florentinischen Astronomen Paolo Toscanelli seine Gedanken über die Auffindung eines westlichen Seeweges nach Indien mit, und derselbe ertheilte ihm eine beistimmende Antwort. Dies bestärkte ihn noch mehr in seinen Ideen, und mit schwärmerischer Begeisterung suchte er die Verwirklichung derselben vorzubereiten. Er wandte sich an seine Vaterstadt Genua und bat, ihn bei seinem Unternehmen durch Aus-

rüſtung von Schiffen zu unterſtützen; aber man wies ihn als einen Abenteurer zurück. Darauf ließ er dem portugieſiſchen Könige Johann II. ſeinen Plan vorlegen. Johann ließ denſelben von ſeinen Räthen prüfen, und dieſe verleiteten ihn, ohne Wiſſen des Columbus, ſeine Idee auszubeuten. Er ließ ein Schiff ausrüſten, und daſſelbe ging wirklich in See; nachdem es aber einige Tage nach Weſten geſegelt war, kehrte der Führer, erſchreckt bei dem Anblick des unermeßlichen Oceans, wieder um, mit der Erklärung, auf dieſem Wege ſei kein Land zu finden, und das ganze Unternehmen ſei unſinnig und gefährlich. Empört über dieſe ſchändliche Hinterliſt, verließ Columbus ein Land, an welches ihn nach dem Tode ſeiner Gattin nichts mehr feſſelte, und begab ſich in Begleitung ſeines auf Porto Santo gebornen Söhnchens Diego nach Spanien. Reich an Kenntniſſen, aber verarmt an Gütern, landete er 1485 im Hafen von Palos, und in der Nähe deſſelben fand er in dem Kloſter Rabida Aufnahme bei dem dortigen Prior Juan Perez, den er um Brot anſprach. Er theilte dem edlen Manne ſeine Pläne mit, und derſelbe empfahl ihn an Fernando von Talavera, den Beichtvater der Königin Iſabella. Columbus begab ſich nach Cordova, wo ſich Iſabella mit ihrem Gemahle Ferdinand aufhielt, und nährte ſich von Chartenzeichnen und dem Verkauf von Büchern. Durch den einflußreichen Erzbiſchof Mendoza kam er vor den König und die Königin, und wohl mochte der arme Fremdling ſich durch ſeine äußere Erſcheinung empfehlen. Er war von ſtattlicher, kräftiger Körpergeſtalt, von edlen Geſichtszügen, mit kühn gebogener Naſe, leuchtenden, hellgrauen Augen. Sein Haar war früh gebleicht, ſchon im dreißigſten Jahre war es weiß. Von Natur ſehr reizbar, wußte er doch ſeine Leidenſchaftlichkeit durch Feſtigkeit des Charakters und ungeheuchelte Frömmigkeit zu zügeln; wohl aber trieb ihn ſein leicht erregbarer Sinn, das, was er als wahr erkannt hatte, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung zu erfaſſen. Ungünſtig war es freilich für ihn, daß gerade damals die Unterwerfung Granada's die Kraft und die Geldmittel des ſpaniſchen Hofes ſo vollſtändig in Anſpruch nahm, daß man bisher den Unternehmungen der Portugieſen ganz theilnahmlos zugeſchaut hatte. Indeſſen wurde wenigſtens der Plan des Columbus einer Commiſſion von Gelehrten und Geiſtlichen zur Prüfung übergeben. Doch den ſtolzen Gelehrten erſchien der beſcheidene Mann als ein verächtlicher, träumeriſcher Schwärmer. Der Eine meinte, wenn die Erde wirklich rund und dort unten noch Land wäre, ſo könne man von da nicht wieder zurückkommen, weil man dann einen Waſſerberg hinaufſahren müſſe. Ein Anderer ſagte, es wäre wohl möglich, daß Columbus Recht habe, aber zu einer ſolchen Fahrt brauche man wenigſtens drei Jahre; ein Dritter, wenn es wirklich da auch Land gäbe, ſo ſei es uns doch nicht beſchieden, ſonſt würde es Gott längſt haben bekannt werden laſſen. Ueberhaupt meinten die mei-

sten der gelehrten Herren von der Universität Salamanca, solche Ideen stritten gegen die Lehren der Kirchenväter und seien ketzerisch. Der Erfolg war, daß man Columbus fortwährend hinhielt und ihn endlich nach vier Jahre langem Harren abschläglich beschied, weil man zu so kostspieligen und zweifelhaften Unternehmungen kein Geld übrig habe. Mißmuthig wollte Columbus Spanien verlassen. Schon einige Tage vorher hatte er seinen Bruder Bartolomeo nach England an den König geschickt. Derselbe hatte jedoch das Unglück gehabt, unterwegs Seeräubern in die Hände zu fallen, die ihn rein ausplünderten, und als er endlich seine Freiheit wiedererlangte, kam er in so kläglichem Zustande nach England, daß er sich erst durch Chartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in anständiger Kleidung vor dem Könige erscheinen zu können. Begreiflicherweise war deshalb Columbus ohne alle Nachricht von ihm geblieben, und er beschloß nun, ihm nachzureisen. Er ging nur noch nach dem Kloster Rabida, um seinen Sohn Diego abzuholen, den er bei dem Prior Perez zurückgelassen hatte. Perez war sehr betrübt über seinen Entschluß und bat ihn dringend, die Ausführung desselben noch aufzuschieben. Er eilte selbst in das königliche Hoflager vor Granada und kam gerade zu einer günstigen Zeit. So eben hatte der Maurenkönig Boabdil die Stadt dem siegreichen Ferdinand übergeben. Alles war darüber voll Freude, und so setzte Perez es durch, daß Columbus nochmals am Hofe erscheinen durfte. Da er aber verlangte, zum Admiral und zum Vicekönig aller Länder ernannt zu werden, die er entdecken würde, auch den zehnten Theil des daraus zu erlangenden Gewinnes sich ausbedang, wurde er abermals abgewiesen, und schon war er auf dem Wege, sich nach Frankreich zu wenden, da gelang es endlich seinen Freunden, Isabella für den Plan zu gewinnen, so daß sie sich bereit erklärte, ihre Juwelen zu verpfänden, um die Kosten herbeizuschaffen. Luis de Santangelo, der Einnehmer der geistlichen Einkünfte in Aragonien, der bei der Königin viel galt, hatte besonders durch seinen Einfluß diese günstige Wendung der Sache herbeigeführt, und freudig erbot er sich sogleich, aus seinem eigenen Vermögen das nöthige Geld vorzuschießen. Eilig wurde Columbus zurück geholt; die Unterhandlungen begannen von Neuem, und am 17. April 1492 wurde endlich ein Vertrag abgeschlossen, worin ihm seine schon erwähnten Forderungen für ihn und seine Nachkommen bewilligt wurden. Freudig eilte er nun nach dem Hafen von Palos. Es wurden drei Schiffe ausgerüstet, die St. Maria, welche er selbst befehligte, und die Pinta und Nieja, welche von zwei reichen, kühnen Seeleuten aus Palos, den Brüdern Pinzon, geführt wurden, die den achten Theil der Ausrüstungskosten, den Columbus übernommen hatte, bestritten. Nur mit Mühe und nicht ohne harten Zwang von Seiten des Hofes konnte man 120 Mann zur Theilnahme an einem Unternehmen zusammenbringen, welches noch immer das allgemeine Vor-

urtheil gegen sich hatte. Nachdem sich Alle noch am Tage zuvor im Kloster Rabida durch den Genuß des heiligen Abendmahls gestärkt und den göttlichen Beistand angefleht hatten, lichteten die drei Schiffe am dritten August 1492, einem Freitag, kurz vor Sonnenaufgang, unter dem Zudrange einer zahlreichen Volksmenge im Hafen von Palos die Anker.

Am 12. August kam Columbus nach den canarischen Inseln, wo die Schiffe ausgebessert wurden, und nachdem er am 24. August noch einen Ausbruch des Pic de Teyde beobachtet hatte, segelte er muthig nach dem unbekannten Westen in den Ocean hinein. Je weiter man aber vordrang, um so mehr schwand den Begleitern des kühnen Mannes der Muth, und vergebens suchte er denselben dadurch aufrecht zu erhalten, daß er sie durch geringere Angabe der Entfernung täuschte. Zuweilen wurden sie durch das Erscheinen unbekannter Seevögel ermuthigt, denn sie wußten nicht, daß dieselben Hunderte von Meilen über das Meer fliegen können; auch dichte Bänke von Seegras wurden sichtbar und schienen auf nahes Land zu deuten; sobald aber diese Erscheinungen verschwanden, trat eine desto größere Entmuthigung ein. Ja, als nach drei Wochen, während welcher ein scharfer Ostwind die Schiffe fortwährend nach Westen trieb, das ersehnte Land noch immer nicht erscheinen wollte, brach offene Meuterei unter der Mannschaft aus, und man wollte den Admiral zur Umkehr zwingen. Dieser aber beharrte unerschütterlich bei seinem Vorsatze, weiter zu fahren. Am siebenten October änderte Columbus, der günstige Anzeigen wahrzunehmen glaubte, die Fahrt und wandte sich mehr nach Südwesten. Dies war von den wichtigsten Folgen. Wäre er gerade nach Westen weiter gefahren, so würde er an die Küste von Nordamerika gekommen sein. Am eilften October erblickte man ein Rohr, einen Zweig mit rothen Beeren und einen künstlich geschnitzten Stab, welche auf die Schiffe zuschwammen. Noch sah man kein Land; aber Columbus zweifelte nicht, daß man sich in der Nähe desselben befinden müsse. Er gebot Allen, wachsam zu sein, damit man nicht in der Finsterniß auf verborgene Klippen stieße, und versprach dem, der zuerst das Land sähe, ein seidenes Wamms außer der vom Könige ausgesetzten jährlichen Pension von dreißig Thalern. Die Nacht war indessen hereingebrochen. Da sah Columbus am Horizonte Lichter, die sich hin und her bewegten; er machte einen seiner Vertrauten, den Pedro Gutierrez, darauf aufmerksam, und endlich um zwei Uhr Morgens erblickte Rodriguez Bermejo, ein Matrose auf der vorausgesegelten Pinta, das vom Mond beleuchtete Gestade. Ein Kanonenschuß machte sogleich den übrigen Schiffen das freudige Ereigniß kund, und „Land! Land!" schrieen Alle mit lautem Jubel. Freudetrunken stürzten sie einander in die Arme, und in frommer Inbrunst stimmten sie ein Tedeum an.

Sobald der Tag anbrach — es war der zwölfte October, abermals ein Freitag — bestiegen sie die Boote, und unter dem Schalle kriegerischer Musik, mit fliegenden Fahnen, segelten sie auf die schöne vor ihnen liegende Insel zu. In reichgeschmückter Kleidung, in der einen Hand das bloße Schwert, in der andern die Fahne Castiliens, stieg Columbus zuerst an's Land. Alle folgten ihm nach und knieten betend vor einem Kreuze, das sie aufrichteten, nieder. Columbus aber nahm von dem Lande im Namen des Königs für Castilien Besitz und ließ sich dann als Vicekönig von Allen den Eid der Treue schwören. Zum Andenken an die ausgestandenen Gefahren und in dankbarer Erinnerung an die ihm zu Theil gewordene göttliche Hülfe gab er der Insel den Namen San Salvador. Es war Guanahani, eine der lucayischen Inseln; den Ort seiner Landung hat man sich vergeblich zu ermitteln bemüht.

Man fand an der Küste in großer Menge die Einwohner der Insel, welche das Erscheinen der fremden Ankömmlinge herbeigelockt hatte. Sie hatten eine kupferrothe Hautfarbe und waren ohne alle Kleidung. Gutmüthig gaben sie den Spaniern für Korallen, Glasperlen und kleine Schellen, an deren Ton sie große Freude hatten, die kleinen Goldbleche, die sie in Nasen und Ohren trugen, und da sie sahen, wie begierig die Spanier danach waren, gaben sie ihnen zu verstehen, daß im Süden ein goldreiches Land liege. Columbus war der Meinung, dies müsse das von Marco Polo beschriebene Cipango sein; er hielt sich deshalb gar nicht auf Guanahani auf, sondern segelte in der bezeichneten Richtung fort. So kam er am 28. October nach Cuba, dessen herrliche Natur er nicht genug bewundern konnte; aber zuletzt mußte er doch erkennen, daß es das ersehnte Goldland nicht sei. Nachdem er fünf Wochen lang die Küsten der Insel erforscht hatte, segelte er weiter nach Südost, und so erreichte er am sechsten December die Insel Hayti, welche er wegen der Aehnlichkeit, die ihm ihre natürlichen Verhältnisse mit denen von Castilien zu haben schienen, die spanische Insel (Isla Española) nannte, woraus man später den Namen Hispaniola gemacht hat. Die ebenfalls gutmüthigen und furchtsamen Einwohner derselben standen unter Oberhäuptern, welche Kaziken genannt wurden. Guacanagari, der angesehenste derselben, erwies sich den Spaniern sehr geneigt und verschaffte ihnen so viel Gold, als er konnte. Auf Befragen zeigten die Indianer — so wurden sie von den Spaniern genannt — nach Süden, als der Gegend, wo das Gold herkomme; aber Columbus sah sich außer Stande, für jetzt das Goldland weiter aufzusuchen. Er hatte nur noch ein Schiff; die Maria war gescheitert; mit der Pinta hatte ihn Pinzon schon in Cuba treulos verlassen, um für sich das Goldland aufzusuchen, und so beschloß Columbus, nach Europa zurückzukehren. Zuvor aber ließ er aus den Trümmern der Maria ein kleines Fort zimmern, und als die

Eingeborenen begriffen, was geschehen solle, halfen sie eifrig dabei; denn sie erwarteten durch dasselbe Schutz gegen ihre Feinde, die, wie sie schon früher zu verstehen gegeben hatten, öfter von den benachbarten Inseln (den karaibischen) herüberkämen und Viele von ihnen fortschleppten, um sie zu verzehren. Columbus nannte das Fort Navidad; empfahl den 36 Spaniern, die er darin zurück ließ, Freundschaft mit den Indianern zu halten, und trat dann am vierten Januar 1493 seine Rückreise nach Spanien an, wohin er auch einige von den Indianern mitnahm.

Zwei Tage später traf er auch wieder mit der Pinta zusammen. Pinzon entschuldigte sich damit, er sei vom Winde verschlagen worden, und Columbus ließ diese Entschuldigung gelten, obgleich er erfuhr, daß Pinzon auf eigene Hand mit den Indianern einen einträglichen Tauschhandel getrieben habe. Glücklich kamen die Schiffe bis in die Nähe der Azoren; da aber erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß sich Columbus verloren glaubte. „Der ewige Gott", schrieb er in sein Tagebuch, „gab mir den Gedanken ein, half mir alle Schwierigkeiten überwinden, gab mir Muth und Kraft, meinen Gefährten zu widerstehen, die mich zur Umkehr zwingen wollten. Endlich verlieh er mir, daß ich erreichte, was ich gesucht hatte. Er wird sein Werk nicht unvollendet lassen. Was sorge ich darum? Doch Schwäche und Bangigkeit beugen meine Seele nieder." Damit die Entdeckung auch mit dem Untergange der Schiffe nicht verloren ginge, schrieb er die Nachricht davon auf ein Pergament, versiegelte die Schrift und versprach in einer Aufschrift Demjenigen, der sie uneröffnet dem Könige von Spanien übergeben würde, tausend Ducaten. Dann legte er sie wohlverwahrt in eine Tonne, die er in's Meer warf. Indessen legte sich der Sturm wieder, und Columbus kam glücklich nach Santa Maria, einer der Azoren. Sogleich stieg ein Theil der Mannschaft an's Land, um der heiligen Jungfrau in einer nahen Kapelle für die glückliche Errettung zu danken. Der portugiesische Statthalter aber, welcher geheimen Befehl hatte, sich des Columbus zu bemächtigen, ließ die Betenden überfallen und gefangen nehmen; erst nach mehreren Tagen gelang es Columbus, den er nicht in seine Gewalt bekommen konnte, die Freilassung der Gefangenen zu bewirken. Eilig segelte er weiter; aber neue Stürme nöthigten ihn, in den Tajo einzulaufen. Es war am vierten März 1493. König Johann II. ließ ihn sogleich einladen, an sein Hoflager zu kommen, das sich zu Valparaiso befand. Er empfing ihn auf die ehrenvollste Weise und bereute es jetzt sehr, sein Anerbieten zurückgewiesen zu haben; den Vorschlag aber, den einige Hofleute aus Neid gegen die Spanier machten, den kühnen Entdecker ermorden zu lassen, wies er mit Abscheu zurück.

Am 15. März traf Columbus endlich wieder im Hafen von Palos ein; von einer jubelnden Volksmenge empfangen, und unter dem Ge-

läute der Glocken und dem Donner der Kanonen begab er sich mit den Seinigen in feierlichem Zuge nach der Hauptkirche, um Gott zu danken. Seine Reise durch Spanien nach Barcellona, wo sich der Hof aufhielt, glich einem Triumphzuge. Er hielt zu Pferde einen feierlichen Einzug in die Stadt, von dem hohen Adel begleitet. Die Erzeugnisse des Landes ließ er vor sich hertragen, und Alles staunte über die Goldbleche, die herrlichen Papageien und die mitgebrachten Indianer. Der König und die Königin empfingen ihn auf dem Throne in voller königlicher Pracht. Bei seiner Ankunft erhoben sie sich, reichten ihm die Hand zum Kusse dar und duldeten nicht, daß er vor ihnen das Knie beugte. Auf einem Sessel neben dem Throne sitzend, erstattete er Bericht über seine Reise, zeigte die mitgebrachten Sachen vor, und als er geendet hatte, fielen Alle betend auf die Kniee nieder, und zum Preise Gottes wurde ein Tedeum angestimmt Columbus wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft; der König erhob ihn zum Grauden von Spanien und gab ihm den Thurm und den Löwen von Castilien und Leon, so wie eine von Wellen umgebene Inselgruppe als Wappenzeichen. Es war der schönste Tag seines Lebens.

Der Ruf von seinen Entdeckungen erscholl durch ganz Europa. Papst Alexander VI. sicherte Spanien den Besitz der neu entdeckten Länder zu, unter der Bedingung, daß daselbst der katholische Glaube eingeführt werde, und bestimmte in einer Bulle vom dritten Mai 1493, daß alles Land, welches westlich von der sogenannten Demarcationslinie, die man 100 Seemeilen westlich von den Azoren und den capverdischen Inseln von einem Pole zum andern zog, neu entdeckt werden würde, Spanien gehören solle; das östlich von dieser Linie liegende Land sollte dagegen den Portugiesen zufallen.*) Jetzt drängte sich Alles, um an der neuen Reise Theil zu nehmen, welche Columbus zur Aufsuchung des wirklichen Goldlandes beabsichtigte. Es wurden 17 Schiffe ausgerüstet, auf denen sich 1500 Menschen einschifften, unter ihnen Handwerker, Bergleute, Soldaten und Mönche; auch europäische Hausthiere und Sämereien wurden mitgenommen.

Am 25. September lief die Flotte von dem Hafen von Cadix aus. Columbus hielt sich diesmal mehr südlich, und so fand er nach einer glücklichen Fahrt die kleinen Antillen und die virginischen Inseln, auch die Insel Portorico. Am 22. November kam er nach Hayti. Leider fand er daselbst das Fort Navidad zerstört und die zurückgelassenen Spanier von den Eingebornen, die von ihnen die ärgsten Mißhandlungen

*) Am siebenten Juni 1494 schlossen die beiden Könige einen Vertrag, durch den diese Linie auf 370 Seemeilen hinausgerückt wurde, und der Papst bestätigte dies Uebereinkommen.

hatten erdulden müssen, erschlagen. Er legte deshalb an einer andern Stelle der Insel eine neue Niederlassung an, die er seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste von Europäern in der neuen Welt gegründete Stadt. Dadurch wurde er freilich in mancherlei Widerwärtigkeiten verwickelt. Die Spanier waren nur deshalb mitgezogen, weil sie gehofft hatten, ohne Mühe reich zu werden. Jetzt sollten sie sich mühseligen Arbeiten unterziehen und allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen; ja, selbst die Adligen und Ritter sollten mit Hand anlegen. Das wollte ihnen durchaus nicht in den Sinn, und Columbus mußte mit Strenge gegen sie verfahren. Dazu kamen Krankheiten, welche durch das ungewohnte Klima herbeigeführt wurden. Columbus suchte sich der Unruhigsten dadurch zu entledigen, daß er sie mit zwölf Schiffen nach Europa zurück sandte, um neue Lebensmittel zu holen; aber damit war die Unzufriedenheit der Uebrigen nicht beseitigt. Es entstand eine förmliche Meuterei, und man wollte eine Krankheit des Columbus benutzen, um mit den übrigen Schiffen nach Spanien zurück zu segeln. Zum Glück entdeckte er das Complott noch zeitig genug, um es unterdrücken zu können. Er übertrug nun die Verwaltung der neu gegründeten Colonie seinem Bruder Diego, während er selbst mit drei kleinen Schiffen auf neue Entdeckungen ausfuhr. Auf dieser Fahrt entdeckte er die Insel Jamaica, von wo er sich wieder nach Cuba begab. Gern wäre er immer weiter nach Westen gesegelt, bis er das feste Land gefunden hätte; aber das war ihm bei dem schlechten Zustande, in welchem sich seine Schiffe befanden, unmöglich, und selbst von schwerer Krankheit befallen, sah er sich genöthigt, nach Hayti zurück zu kehren.

Dort erwartete ihn eine große, unverhoffte Freude. Sein Bruder Bartolomeo war in England vom König Heinrich VII. freundlich aufgenommen worden. Von dort hatte er sich nach Frankreich begeben, wo man ihn ehrenvoll empfing, da man inzwischen schon von den Entdeckungen des Columbus Kenntniß erhalten hatte. Noch größere Ehre erwies ihm Ferdinand der Katholische, der ihn mit drei Schiffen und den verlangten Lebensmitteln nach Hayti sandte, und ihm ein Schreiben an seinen Bruder mitgab, worin er noch mehr Schiffe zu schicken versprach und alle getroffenen Einrichtungen billigte. Ihn, den schon todt Geglaubten, traf Columbus bei seiner Rückkehr auf Hayti an. Dagegen fand er gleichzeitig manches Andere, was ihn tief bekümmerte. Unter den Spaniern herrschte abermals große Unzufriedenheit. Sie hatten die Indianer wieder auf die entsetzlichste Weise gemißhandelt, und diese hatten sich dagegen verschworen, alle Spanier zu tödten. Durch Guacanagari erfuhr es Columbus. Eine ungeheuere Menge, 50,000, nach andern Angaben gar 100,000, hatten sich unter ihren Kaziken vereinigt, und Columbus konnte ihnen nur mit 200 Mann zu Fuß, 20 Reitern und 20 Blut-

hunden entgegen ziehen. Doch auf den ersten Schuß ergriffen die Indianer die Flucht; viele wurden von den Pferden der spanischen Reiter zertreten oder von den Bluthunden zerfleischt. Durch Verrath bemächtigte man sich auch des gefährlichsten Feindes, des Kaziken Caonabo, den Columbus später in Ketten mit nach Spanien nahm. Die ganze Insel war nun unterworfen, und jeder Indianer wurde verpflichtet, monatlich eine bestimmte Menge Goldstaub oder Baumwolle als Tribut abzuliefern. Willig gehorchten die eingeschüchterten Insulaner; aber an Arbeit nicht gewöhnt, geriethen sie durch diesen Zwang, den ihnen die Habsucht der Spanier auferlegte, in drückende Sklaverei.

Columbus schickte nun seinen Bruder Diego mit so viel Gold, als er nur herbeischaffen konnte, nach Europa, ebenso mit 500 Gefangenen, die auf dem Markte zu Sevilla verkauft werden sollten, indessen durch Isabella großmüthig ihre Freiheit wieder erhielten. Auf diese Weise dachte er am besten die Verleumdungen seiner Feinde widerlegen zu können; das gelang ihm indessen nicht. Die zurückgekehrten Spanier hatten am Hofe die ärgsten Beschuldigungen gegen ihn verbreitet, und der König sandte zur Untersuchung der Beschwerden den Ritter Juan Aguado, einen persönlichen Feind des Columbus, nach Westindien, wie man die neu entdeckten Länder nannte. Dieser benahm sich daselbst mit dem größten Uebermuth, behandelte den Admiral mit Geringschätzung, zog die von demselben angestellten Beamten vor seinen Richterstuhl, und Columbus, der es unter seiner Würde hielt, sich in dem Lande, dessen Vicekönig er selbst war, von einem Andern vor Gericht ziehen zu lassen, beschloß deshalb, selbst nach Spanien zu gehen. Er ernannte seinen Bruder Bartolomeo zu seinem Stellvertreter und ging in Aguado's Begleitung am 20. März 1496 mit 225 Spaniern und dreißig Eingebornen unter Segel. Die Reise war sehr langwierig, da man noch nicht wußte, daß man, um günstigen Wind zu haben, zuerst nördlich über den Wendekreis hinaus und dann erst nach Osten fahren müsse. Ein ganzes Vierteljahr brachte man unter großen Gefahren auf dem Meere zu; die Lebensmittel gingen aus, und schon wollte man die auf dem Schiffe befindlichen Indianer schlachten und verzehren. Endlich kam man nach Cadix, und Columbus begab sich sogleich an den Hof nach Burgos. Er wurde ehrenvoll empfangen, und seine Erscheinung, noch mehr aber die mitgebrachten Schätze machten die Verleumdungen seiner Feinde auf der Stelle zu nichte. Der König wollte ihm sogar ein Stück Land von 50 Stunden Länge und 25 Meilen Breite auf Hayti nebst dem Herzogstitel schenken, was Columbus aber zurückwies, um nicht noch mehr Neid zu erregen. Dennoch wußten seine Feinde die Absendung der Bedürfnisse für die Colonie ein ganzes Jahr lang zu verzögern, und noch ein Jahr länger dauerte es, bis eine neue Flotte ausgerüstet war, da sich der König ge-

rade damals mit andern kostspieligen Plänen beschäftigte. Auch im Volke war der Eifer für das Unternehmen erkaltet, und so Viele sich zur Theilnahme an der vorigen Reise gedrängt hatten, so Wenige bezeugten jetzt Lust, mitzugehen. Man sah sich deshalb genöthigt, Verbrecher, welche zur Landesverweisung oder zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt waren, mitzunehmen, eine Maßregel, die von den traurigsten Folgen für die junge Colonie war.

Am 30. Mai 1498 segelte Columbus mit sechs Schiffen aus dem Hafen von S. Lucar ab Drei seiner Schiffe sandte er auf dem kürzesten Wege nach Hayti; mit den drei übrigen hielt er sich diesmal noch südlicher, und so kam er nach der Insel Trinidad an der nordöstlichen Küste von Südamerika. Ihr gegenüber sah er zum ersten Male das feste Land von Amerika; aber er hielt es noch für eine Insel und nannte es Isla Santa. Weiter nach Westen kam er an den Theil der Küste, welcher Paria heißt. Dort fand man die ersten Perlen; aber noch immer ahnte er nicht, daß er das feste Land gefunden habe. Nun aber kam er in die Mündung des Orinocco; die mächtige Strömung und Stauung der Gewässer, so wie die gegenüberliegende Küste überzeugten ihn, daß er sich in einem Flusse befände, und da er erkannte, daß derselbe zu groß sei, um einer Insel anzugehören, zweifelte er nun nicht länger, daß er das Festland gefunden habe. Indem er wieder weiter nach Norden segelte, fand er eine Insel, die er wegen ihres Reichthums an Perlen Margarita nannte; drei Pfund der größten Perlen handelte man daselbst für die Scherben eines zerbrochenen Gefäßes ein. Gicht und schwere Augenkrankheit nöthigten ihn, nach Hayti zu gehen; aber statt der gehofften Erholung fand er dort die traurigste Verwirrung. Bartolomeo hatte während seiner Abwesenheit eine neue Stadt, St. Domingo, angelegt und mit Festigkeit die Ordnung aufrecht zu erhalten gesucht; aber während er bald hier, bald dort mit den Indianern zu thun hatte, welche durch den blinden Bekehrungseifer der Mönche immer feindseliger wurden, war unter den Spaniern selbst eine Empörung ausgebrochen. Franz Roldan, ein talentvoller, aber schändlicher Mensch, war durch Columbus aus niedrigem Stande zur Würde eines Oberrichters der Insel erhoben worden; statt aber dadurch zur Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter angeregt zu werden, suchte er sich vielmehr auf Kosten desselben zu heben. Er wiegelte die schon ohnehin unruhigen Spanier vollends gegen Columbus auf, indem er ihnen vorstellte, daß es schimpflich für sie sei, fremden Abenteurern zu gehorchen. Er plünderte mit seiner Rotte die Zeug- und Vorrathshäuser, verließ mit derselben Isabella, schwärmte plündernd im Lande umher und wiegelte auch die Kaziken auf, daß sie die Zahlung des Tributes verweigerten. Bartolomeo, der sich auf die Treue derer, die noch bei ihm geblieben waren, nicht verlassen konnte,

war außer Stande, etwas gegen die Empörer zu unternehmen. Erst als zwei Schiffe mit neuen Truppen aus Spanien kamen, zog er gegen die abgefallenen Kaziken; Roldan aber ging mit seinem Anhange nach einer anderen Gegend der Insel. So fand Columbus die Lage der Dinge, als er nach Hayti zurück kam. Er beschloß, die Empörung mit Gewalt zu unterdrücken; aber unglücklicher Weise wurden drei Schiffe nach der Gegend verschlagen, wo sich Roldan befand, und fast die ganze Mannschaft ging zu den Empörern über. So blieb Columbus nichts übrig, als mit den Aufrührern zu unterhandeln, ihnen vollständige Amnestie zu bewilligen und Roldan wieder in sein Amt einzusetzen. Um die Unzufriedenen zu beschwichtigen und dem Mangel an Arbeitern abzuhelfen, schritt er zu einer Maßregel, welche die traurigsten Folgen gehabt hat. Er vertheilte nämlich die Ländereien unter die Colonisten und wies jedem derselben eine Anzahl Indianer zu, die dadurch tributfrei wurden. Aber bald wurden die Unglücklichen zu den härtesten Arbeiten in den Bergwerken gezwungen, die ihre Kräfte weit überstiegen, und dabei reichte man ihnen so kärgliche und schlechte Nahrung, daß sie, vom Hunger gefoltert, wie Hunde unter den Tischen der schwelgenden Spanier umherkrochen und begierig nach den Knochen griffen, die man ihnen zuwarf. Wenn sie nach achtmonatlichem Dienst endlich in ihre Besitzungen zurückkehrten, fanden sie oft ihre Familie ohne Brot und Obdach, die Frauen und Töchter gemißhandelt; suchten sie vor der Zeit sich der unmenschlichen Behandlung durch die Flucht zu entziehen, so wurde eine förmliche Jagd auf sie gemacht, sie wurden von den Bluthunden zerfleischt, furchtbar gegeißelt und mit Ketten belastet. Die meisten erlagen ihrer Qual, und so führte diese unselige Maßregel allmälig zur völligen Ausrottung der Ureinwohner.

Auch der Vergleich, den Columbus mit den Aufrührern einging, schaffte ihm übrigens keine Ruhe. Schon vor dem Abschlusse desselben hatte Roldan Berichte nach Spanien gesandt, worin der Admiral des ärgsten Mißbrauches seiner Gewalt angeklagt und beschuldigt wurde, er gehe nur damit um, sich unabhängig zu machen. An Feinden fehlte es diesem in Spanien ohnehin nicht. Besonders war sein Gegner der einflußreiche Bischof Fonseca, der dem Ritter Ojeda heimlich des Columbus Berichte und Charten zustellte und ihm die Erlaubniß ertheilte, selbst eine Fahrt zu machen. Wirklich unternahm er eine solche 1499 in Begleitung des florentinischen Kaufmanns Amerigo Vespucci, der zuerst in Handelsgeschäften nach Sevilla gekommen war, als Columbus von seiner ersten Reise zurückkehrte, und beide umschifften nun die Küste des festen Landes von der Mündung des Orinoco bis zum Cap Velo in Darien, worauf Ojeda über Hayti zurückkehrte. Mit tiefem Schmerze erfüllte dies das Gemüth des Columbus; aber es stand ihm noch Schlimmeres bevor.

Begierig faßte der mißtrauische Ferdinand die ihm über Columbus vorgebrachten Klagen auf. Längst war es dem habsüchtigen Manne leid, daß er einem Fremden so große Vortheile hatte einräumen müssen, und wenig bekümmert um die Erfüllung seines Wortes, war ihm jedes Mittel willkommen, um dasselbe mit Ehren brechen zu können. Er benutzte es daher, daß Columbus selbst eine Untersuchung der Beschwerden gefordert hatte, und sandte einen vornehmen Spanier, Franz von Bovadilla, mit ausgedehnten Vollmachten nach Hayti, um den Vicekönig zur Rechenschaft zu ziehen. Fände er ihn schuldig, so sollte er ihn absetzen und vorläufig selbst seine Stelle vertreten. Dem Admiral sandte er zugleich Befehl zu, den Anordnungen Bovadilla's unbedingt Folge zu leisten. Kaum war Bovadilla gelandet, so bemächtigte er sich sogleich der Festung St. Domingo, nahm das Haus des Columbus in Besitz, der gerade abwesend war, und mit demselben alle seine Waffen, Gold, Silbergeschirr, Juwelen, Pferde, Bücher, ja selbst seine geheimsten Papiere, und lud ihn selbst vor seinen Richterstuhl. Ohne Widerspruch gehorchte der tiefgekränkte Mann, und der schändliche Bovadilla ließ ihn sofort sammt seinen Brüdern in Ketten legen. Alle Anklagen der Spanier nahm er begierig als Wahrheit an und schickte dann Columbus und seine Brüder sammt den Prozeßacten nach Spanien. Alfonso de Villeja wurde beauftragt, sie dorthin zu führen und in die Hände Fonseca's zu liefern. Als derselbe zu Columbus in's Gefängniß trat, glaubte dieser fest, er solle zum Tode geführt werden, und erst die wiederholte Versicherung Villeja's, daß er ihn an Bord seines Schiffes aufnehmen wolle, um abzusegeln, vermochte ihn zu beruhigen. Auf dem Schiffe trat der edle Villeja mit Martin, dem Capitain des Schiffes, ehrerbietig zu ihm, um ihm die Fesseln abzunehmen; er aber erklärte, die Majestäten hätten ihm geboten, den Befehlen Bovadilla's zu gehorchen; als ihr Bevollmächtigter habe ihn derselbe mit Ketten belastet, und er wolle sie tragen, bis der König selbst sie ihm abnehmen ließe; dann aber wolle er sie aufbewahren zur Erinnerung an den Lohn, den er für seine treuen Dienste erhalten habe. Seinem Sohne Diego befahl er später, ihm die Ketten mit in's Grab zu legen. So landete Columbus am 23. November 1500 in Cadix. Allgemein war bei seinem Anblick der Unwille des Volkes über solche unwürdige Behandlung; Isabella wurde vom tiefsten Mitleid ergriffen, als sie erfuhr, was geschehen war, und der König mußte wenigstens der Stimme des Volkes nachgeben. Er befahl, sogleich den Columbus und seine Brüder in Freiheit zu setzen, lud ihn in einem gnädigen Schreiben ein, an seinen Hof zu kommen, und sandte ihm 2000 Goldstücke zur vorläufigen Bestreitung seiner Bedürfnisse. Achtungsvoll wurde er vom Hofe empfangen; der König heuchelte wenigstens Freundschaft, Isabella zerfloß in Thränen. Von seinen Gefühlen überwältigt, warf sich Co-

lumbus zu den Füßen der Herrſcher nieder und weinte laut. Gütig hoben ſie ihn vom Boden auf und verſicherten ihn ihrer Gnade. In einfacher Rede rechtfertigte er ſich nun ſo überzeugend, daß der König tief beſchämt wurde. Columbus wurde von allen Anklagen freigeſprochen, erhielt die Zuſicherung, daß ihm alle ſeine Güter ſollten zurück erſtattet werden, und Bovadilla wurde abgeſetzt. Dagegen verzögerte Ferdinand die Wiedereinſetzung des Columbus in ſeine Würden unter dem Vorwande, die Inſel müſſe erſt beruhigt werden, damit für ſeine perſönliche Sicherheit nichts mehr zu fürchten ſei. Eigentlich aber war es gar nicht die Abſicht des Königs, ihm ſeine Rechte zurückzugeben, oder überhaupt einem Fremden oder einem Unterthan ſo viel Macht einzuräumen. Er ſandte deshalb vorläufig einen vornehmen Spanier, Don Nicolas de Ovando y Lares, als Statthalter nach Hayti. Zwei Jahre harrte Columbus vergeblich auf Befriedigung ſeiner gerechten Forderungen. Endlich überzeugte er ſich, daß ſeine Hoffnung eitel geweſen ſei; aber der Gram über ſolchen Undank wurde bei dem großen Manne durch den Wunſch nach Vollendung ſeines Werkes überwogen.

In jener Zeit kam die erſte portugieſiſche Flotte, mit Schätzen reich beladen, aus Indien nach Europa zurück. Dies regte in Columbus von Neuem den Wunſch an, in der von ihm eingeſchlagenen Richtung den Weg nach Indien aufzuſuchen; denn nicht einen Augenblick zweifelte er daran, daß ihm dies gelingen werde. Iſabella ging bereitwillig auf ſeinen Wunſch ein, und dem Könige war es am Ende ganz lieb, den Mann beſchäftigt zu ſehen. So erhielt Columbus vier allerdings ziemlich ſchlechte Schiffe, mit denen er am zweiten März 1502 in Begleitung ſeines Bruders Bartolomeo und ſeines Sohnes Fernandez zu Cadix unter Segel ging. Gegen ſeine urſprüngliche Abſicht kam er bereits am 25. Juni nach Domingo. Er wollte daſelbſt ſeine Schiffe ausbeſſern laſſen und während eines bevorſtehenden Sturmes Schutz ſuchen; aber Ovando geſtattete ihm nicht, in den Hafen einzulaufen. Da er hörte, daß eine Flotte von 28 Schiffen in Begriff ſtehe, nach Spanien abzuſegeln, wollte er nun wenigſtens dieſe noch vor der Abfahrt warnen; aber man beachtete ſeine Warnung nicht. In der Nacht brach wirklich ein fürchterlicher Sturm los, und wohl mochte man die ſtrafende Hand Gottes darin erkennen, daß die Flotte, welche außer unermeßlichen Schätzen, die man den armen Indianern abgepreßt hatte, den Bovadilla, Roldan und andere Feinde des Columbus nach Spanien zurückführen ſollte, ſammt der Mannſchaft faſt gänzlich zu Grunde ging, ſo daß nur einige kleine Schiffe, auf denen ſich das Vermögen des Columbus und ſeiner Brüder befand, gerettet wurden und nach Spanien kamen, während es ihm ſelbſt, freilich mit großer Mühe, gelang, ſeine kleine Flotte vor dem Sturme zu bergen. Er ſetzte nun ſeine Reiſe nach Darien fort, um eine Durch-

fahrt zu ſuchen; aber fortwährend hatte er mit Stürmen und widrigem Winde zu kämpfen. Vom Cap Gracias a Dios ſegelte er ſüdlich an der Küſte entlang, und ſo kam er am zweiten November nach einem Hafen, den er wegen ſeiner Lage Portobello (den ſchönen Hafen) nannte. Am 26. November erreichte er den äußerſten Punkt ſeiner Reiſe Puerto del Retrette (jetzt Puerto de Escribanos) an der Landenge von Panama. Wegen der ungeſtümen Nord- und Nordoſtwinde beſchloß er jetzt umzukehren. Am fünften December kam er wieder nach Portobello. Fortwährend hatte er mit Unglücksfällen zu kämpfen; zwei von ſeinen Schiffen zerſtörte der Sturm; die beiden andern wurden ſo heftig gegen einander geſchleudert, daß ſie faſt zerſchmetterten; dabei war er ſelbſt unabläſſig heftig von der Gicht geplagt. Nach unſäglichen Drangſalen kam er endlich am 14. Juni 1503 nach Jamaica. Die beiden noch übrigen Schiffe befanden ſich in einem ſo kläglichen Zuſtande, daß man ſie mußte auf den Strand laufen laſſen, weil ſie nicht mehr über dem Waſſer zu erhalten waren. In dieſem Zuſtande befeſtigte man ſie mit Tauen und Balken ſo dicht an einander, daß ſie ſich nicht bewegen konnten, und auf ihrer aus dem Waſſer hervorragenden Oberfläche errichtete man bretterne Hütten für die Mannſchaft. Nie hatte ſich Columbus in größerer Gefahr befunden. Von der ganzen Welt abgeſchnitten, hatte er die troſtloſe Ausſicht, hier ſein Leben einſam zu beenden, wenn ihm nicht unerwartete Hülfe käme. Es gelang ihm jedoch, ſich von den Eingebornen ein paar Kanoes, ausgehöhlte Baumſtämme, deren ſie ſich als Kähne zu bedienen pflegten, zu verſchaffen, und auf dieſen gebrechlichen Fahrzeugen entſchloſſen ſich zwei kühne Männer, der Spanier Diego Mendez und der Genueſer Bartolomeo Fieſchi, die gefährliche Fahrt durch den Ocean nach dem vierzig Meilen entfernten Hayti zu wagen, um von dort Hülfe zu holen. Jeder nahm ſechs Spanier und zehn Indianer nebſt Mundvorrath mit. Unter großen Gefahren, nachdem faſt alle Indianer den Anſtrengungen oder dem Durſte erlegen waren, kamen ſie nach Hayti; aber Ovando hielt ſie ein ganzes Jahr lang hin, und vergebens wartete Columbus auf ihre Rückkehr. Seine Lage wurde indeſſen immer verzweiflungsvoller. Krankheiten brachen unter ſeinen Begleitern aus; er ſelbſt wurde von der Gicht härter als je geplagt, und je länger Mendez und Fieſchi ausblieben, deſto größer wurde die allgemeine Muthloſigkeit. Man überhäufte den Admiral mit Schmähungen, bedrohte ſein Leben. Die Unzufriedenen, 48 an der Zahl, faſt die einzigen noch Geſunden, ſammelten ſich endlich um die beiden Brüder Porras, bemächtigten ſich der zehn Kanoes, die Columbus von den Eingeborenen gekauft hatte, und ſegelten davon. Sie durchſtreiften darauf plündernd das Land, und die Eingeborenen wurden dadurch ſo erbittert, daß ſie keine Nahrungsmittel mehr liefern wollten. Aus dieſer Noth rettete den

kranken Columbus ſeine Geiſtesgegenwart und ſeine Kenntniß der Aſtronomie. Er hatte das bevorſtehende Eintreten einer Mondfinſterniß berechnet. Er berief deshalb alle benachbarten Kaziken zuſammen, weil er ihnen eine ſehr wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Er verwies ihnen ihr Benehmen mit ernſten Worten und drohte ihnen mit dem Zorne Gottes, der ſich dadurch ankündigen würde, daß ſchon in dieſer Nacht der Mond ihnen ſein Licht entzöge; noch Schlimmeres würde ihnen begegnen, wenn ſie fortführen, keine Lebensmittel zu bringen. Als nun wirklich nach wenigen Stunden die Mondſcheibe ſich verfinſterte, wurden die Indianer von Entſetzen ergriffen. Sie erhoben ein lautes Klagegeſchrei, warfen ſich dem Admiral zu Füßen und flehten ihn an, er möge die Gnade des Himmels für ſie und ihre Inſel erbitten. Erſt nach langem Bitten verſprach er ihnen, er wolle ſich in ſein Gemach zurückziehen und für ſie zu ſeinem Gotte beten, und als nun die Mondfinſterniß aufhörte, erklärte er ihnen, der Gott habe ſein Gebet erhört und wolle ihnen wieder gnädig ſein, aber nur unter der Bedingung, daß ſie ſich künftig beſſer betrügen und die Chriſten mit Lebensmitteln verſorgten. Seitdem lieferten die Indianer Alles, was man nur verlangte; in der That aber bedurfte Columbus auch ihrer Hülfe mehr als je. Ovando ſtellte ſich, als glaube er gar nicht, daß ſich der Admiral in ſo großer Noth befinde, ſondern dieſelbe nur habe übertreiben laſſen, um nach Domingo zu kommen. Er ſchickte den Hauptmann Diego d'Escobar, einen perſönlichen Feind des Admirals, den dieſer wegen Theilnahme am Aufſtande Roldans früher hatte zum Tode verurtheilen laſſen, mit einer Barke auf Kundſchaft nach Jamaica. Derſelbe warf in einiger Entfernung von den geſtrandeten Schiffen Anker, kam dann in einem Kahne allein an's Land, brachte ihm ein Schwein, ein Faß Wein und ein Schreiben von Ovando, worin dieſer bedauerte, jetzt nichts weiter thun zu können, und fuhr dann wieder fort. Jetzt meinten Viele, der Statthalter wolle den Admiral mit ſeinen Begleitern umkommen laſſen, und Porras und ſeine Rotte griffen zu den Waffen, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Columbus war ſo krank an der Gicht, daß er das Bett nicht verlaſſen konnte; aber ſein Bruder Bartolomeo ging mit den Treugebliebenen den Aufrührern entgegen; ſechs derſelben wurden niedergeſchoſſen, Porras gefangen genommen, die übrigen theils niedergehauen, theils in die Flucht gejagt. Am andern Tage kamen die Flüchtigen zurück, warfen ſich dem Admiral reuig zu Füßen und ſchworen ihm von Neuem feierlich Treue. Endlich kamen Mendez und Fieschi mit einem Schiffe, das ſie in Domingo gekauft hatten, und am 28. Juni 1504 verließ Columbus mit ſeinen Gefährten Jamaica. In Domingo wurden ſie Anfangs von Ovando freundlich empfangen; deſto mehr kränkte derſelbe den Admiral aber gleich darauf, indem er Porras frei ließ und eine Unterſuchung über das Ver-

fahren des Columbus anstellen wollte. Ueberhaupt war das, was dieser auf der Insel sah, keineswegs geeignet, ihm einen längeren Aufenthalt wünschenswerth zu machen. Blühende Landstriche lagen öde; Ovando hatte sich gegen die Eingebornen die größten Schändlichkeiten zu Schulden kommen lassen. Die mächtige Fürstin Anacoana, welche die volkreiche Landschaft Xaragua beherrschte, hatte er mit siebenzig Reitern und dreihundert Mann zu Fuß besucht, wie zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft, und von ihr glänzend empfangen und herrlich bewirthet, ließ er bei einem Feste plötzlich die nichts ahnenden Indianer überfallen und niederhauen, dreihundert unter der Fürstin stehende Kaziken an die Säulen des Saales binden und mit demselben verbrennen, die Fürstin aber in Ketten nach Domingo führen und erhängen.

Sobald er konnte, eilte Columbus nach Europa zurück. Auf der Fahrt wurde er von einem heftigen Sturme überfallen, welcher den großen Mast seines Schiffes zerschmetterte; bei einem neuen Sturme brach auch der Fockmast, und in diesem Zustande mußte der Admiral, schwer krank danieder liegend, noch siebenhundert Seemeilen zurücklegen, bis er endlich am 7. November 1504 in den Hafen von S. Lucar einlief. Zu seinem Unglücke starb zwei Tage darauf seine Beschützerin, die Königin Isabella; der Tod ihres Sohnes Juan, die Geisteszerrüttung ihrer Tochter Juana, die Gemüthlosigkeit ihres Gemahls hatten der edlen Frau das Herz gebrochen. Mit ihr wurde die letzte Hoffnung für Columbus zu Grabe getragen. Der König empfing ihn zwar scheinbar äußerst gnädig, hielt ihn aber mit leeren Hoffnungen hin; auch an Philipp von Oesterreich, den Gemahl der geistesschwachen Juana, wandte er sich vergebens. Endlich erlag Columbus dem Kummer über den Undank, mit dem man ihm lohnte; er starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid im fünfundsechszigsten Jahre seines wechselvollen Lebens mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Sevilla beigesetzt, und der König ließ ihm ein marmornes Denkmal errichten mit der Inschrift:

A Castilla y a Leon
Nuevo mondo dió Colon.

(An Castilien und Leon
Gab eine neue Welt Colon.)

Später wurde der Leichnam seinem letzten Willen gemäß nach Hayti gebracht und in der Hauptkapelle der Domkirche zu St. Domingo beigesetzt; als aber der spanische Antheil dieser Insel an Frankreich kam, ließen seine Nachkommen den Sarg nach Havannah auf der Insel Cuba bringen, wo er am 19. Januar 1796 ankam und mit großen Feierlichkeiten in der Hauptkirche beigesetzt wurde. Dort ruht er noch; seine Vaterstadt Genua aber ließ ihm am 31. Juli 1821 ein prächtiges marmornes Denk-

mal errichten, eine mit einer Inſchrift geſchmückte Säule, auf welcher ſich ſeine meiſterhaft gearbeitete Büſte erhebt.

Er hinterließ zwei Söhne, Diego aus erſter und Fernandez aus zweiter Ehe. Der Erſtere erbte ſeine Anſprüche auf Ehrenſtellen und Einkünfte; aber ſchwerlich wäre er zu ſeinem Rechte gelangt, hätte er ſich nicht mit der Tochter Ferdinands von Toledo vermählt, der mit ſeinem viel geltenden Bruder, dem Herzoge von Alba, ſo lange den König beſtürmte, bis derſelbe den Ovando, der überdies mit Fonſeca zerfallen war, abrief, und Diego an ſeiner Statt nach Domingo ſandte. Freilich fehlte es dieſem dort an Kränkungen nicht, und mit ſeinem Sohne Don Luis, dem man nur noch den Titel eines Generalcapitains von Hispaniola ließ, ſtarb der Mannsſtamm des großen Endeckers aus. Des Columbus zweiter Sohn Fernandez hatte das wiſſenſchaftliche Streben des Vaters geerbt; ſein ganzes Leben brachte er einſam unter den reichen Schätzen ſeiner großen Bücherſammlung zu, und wir beſitzen von ihm noch eine kurze, aber intereſſante Lebensbeſchreibung des großen Mannes.

Nicht einmal die Ehre wurde dem Columbus zu Theil, daß der von ihm entdeckte Erdtheil ſeinen Namen erhielt; ſie wurde ihm durch den ſchon S. 758 genannten Amerigo Vespucci entzogen. Derſelbe trat nach ſeiner Reiſe, die er mit Ojeda unternahm, in die Dienſte des Königs Emanuel von Portugal und ſegelte in deſſen Auftrage noch zweimal nach der neuen Welt; nach dem Tode des Columbus aber kehrte er wieder nach Spanien zurück und ſtarb 1512 zu Sevilla. Von Anfang ſuchte er ſich das Anſehen zu geben, als ſei er der eigentliche Entdecker des neuen Feſtlandes; er datirte daher in ſeinem Berichte auch ſeine erſte Reiſe auf das Jahr 1497 zurück und erdichtete eine zweite, auf der er eine Menge kleiner Inſeln entdeckt haben wollte. Er war der Erſte, welcher Seecharten über die neu entdeckten Länder bekannt machte, und man hat gemeint, auf dieſen habe er den Erdtheil nach ſeinem Vornamen Amerigo mit dem Namen America bezeichnet. Dieſe Charten ſeien bald durch Nachzeichnung, ſodann noch mehr durch den Druck vervielfältigt, und ſo hätten ſich zuerſt die Seefahrer, bald nach ihrem Beiſpiele auch alle Uebrigen an den neuen Namen gewöhnt. Damit aber thut man dem Amerigo entſchieden Unrecht; wahrſcheinlich hat er ſogar bis an ſeinen Tod im Jahre 1512 nie erfahren, daß der neue Erdtheil ſeinen Namen trage, und überhaupt glaubte er ſo wenig wie Columbus, einen ſolchen gefunden zu haben, ſondern hielt das neu entdeckte Land für den öſtlichſten Theil von Indien. Vielmehr ging jene Benennung von Deutſchland aus, wohin durch Zufall ein Auszug aus den ausführlichen Reiſeberichten des Amerigo kam. Im Auftrage eines lothringiſchen Buchhändlers überſetzte Martin Waldſeemüller oder Waltzemüller aus Freiburg im Breisgau, Lehrer der Geographie am Gymnaſium zu Saint Dié in Lothringen,

denſelben unter dem Namen Ptacomylus. Dieſe Ueberſetzung erlebte ſchnell hinter einander eine Menge von Auflagen, und Waldſeemüller machte nun den Vorſchlag, den neuen Erdtheil dem Verfaſſer zu Ehren Amerika zu nennen. Dieſer Vorſchlag fand Beifall; der neue Name findet ſich ſchon auf einer im J. 1520 zu Metz erſchienenen Charte und wurde bald allgemein angenommen. Man glaubte nämlich, Columbus habe nur Inſeln entdeckt, und nicht auf dieſe, ſondern zunächſt nur auf Südamerika wurde jener Name angewandt.

Ein Anderer, dem man fälſchlich die Ehre der erſten Entdeckung von Amerika hat zuſchreiben wollen, iſt Martin Behaim (Böhm). Er war aus der von Böhmen herſtammenden Familie Behaim von Schwarzbach, die zu den älteren Patriciergeſchlechtern Nürnbergs gehörte. Schon im J. 1332 finden wir einen Albrecht Behaim als Bürgermeiſter von Nürnberg. Kaiſer Leopold I. erhob die Familie 1681 in den Reichsfreiherrenſtand, und ſie beſteht noch bis auf den heutigen Tag. Martins Vater, der mit ihm gleichen Namen führte, war Kaufmann und Rathsherr in Nürnberg. Er war deſſen älteſter Sohn; wann er aber geboren wurde, iſt ungewiß; wahrſcheinlich war es im Jahre 1459. Er genoß eine ſorgfältige Erziehung, widmete ſich dem Stande ſeines Vaters und wurde zu ſeiner weiteren Ausbildung nach den Niederlanden geſchickt. Von dort kam er nach dem Tode ſeines Vaters, wahrſcheinlich im J. 1480, nach Portugal, und im J. 1486 vermählte er ſich daſelbſt mit Johanna, der Tochter des Ritters Jobſt von Hurter, eines reichen Edelmannes aus Brügge, der als junger Mann nach Portugal gekommen und erblicher Statthalter der azoriſchen Inſeln Fayal und Pico geworden war. Vielleicht war Behaim durch ihn nach Portugal gekommen. Schon früh hatte er ſich viel mit Mathematik und den zur Schifffahrtskunde nöthigen Wiſſenſchaften beſchäftigt, und als König Johann II. von Portugal ein Mittel wünſchte, durch welches man der Gefahr entginge, ſich auf der See zu verirren, verbeſſerte Behaim im Auftrage deſſelben das Aſtrolabium, ein Inſtrument, um Winkel nach Graden, Minuten und Secunden zu meſſen, und zeigte, wie man mit Hülfe deſſelben auch ohne Magnetnadel auf der See wiſſen könne, in welcher Gegend man ſei. Sodann machte er von 1484—1486 als Aſtronom mehrere Entdeckungsreiſen an der afrikaniſchen Küſte mit, und Johann erhob ihn zum Ritter des Chriſtusordens. Zu Liſſabon wurde er auch mit Columbus bekannt, der ſich damals dort aufhielt, und mit dem ihn gleiche Beſtrebungen verbanden; auch ſpäter ſcheint er mit ihm ſchriftlich im Verkehr geblieben zu ſein. Im Jahre 1491 ging er auf Beſuch zu ſeinen Verwandten nach Nürnberg, theils um ſie noch einmal zu ſehen, beſonders aber, um ſich, da ſeine Mutter inzwiſchen geſtorben war, mit ihnen wegen ſeines Vermögens auseinander zu ſetzen. Man bewunderte ihn höchlich wegen ſei-

ner wunderbaren Erzählungen von den fernen Ländern, die er gesehen hatte, und zum Andenken verfertigte er einen Globus, der, obgleich jetzt sehr morsch, sich noch im Besitze der Familie von Behaim befindet. Er hat einen Pariser Fuß und acht Zoll im Durchmesser und besteht aus Pappe, die über eine Form von Holzreifen gespannt ist; darüber ist eine Gypslage, mit Pergament überzogen, worauf sich die Zeichnung befindet. Im Jahre 1847 ist ein Facsimile desselben für die Pariser Akademie angefertigt worden, und 1853 hat der Nürnberger Stadtbibliothekar Prof. Ghillany eine treffliche Abbildung desselben bekannt gemacht. Unten an demselben steht: „Aus fürbitt und beger der fürsichtigen erbarn und weisen als der obersten haubtleut der loblichen Reichsstat Nürnberg die dan zu disen Zeiten regirt haben mit Nahmen Hr. gabriel Nutzzel Hr. p. Volckamer und Hr. Nicolaus Groland ist diese Figur des apfels gepracticirt vnd gemacht worden aus gunst angebung vleys durch den gestrengen und erbarn herrn Martin behaim Ritter der sich dan in dieser kunst Cosmographia vil erfahren hat und bey einen drittel der welt umfahren. solches alles mit vleiß ausgezogen aus den büchern ptolom. plinii Strabonis und Marco polo also zusam gefügt, alles Meer und erden jegliches nach seiner gestalt vnd form solches alles den erbarn Georgen holzschuer von rathswegen durch die gemelte hauptleuthe befohlen worden ist, darzu er dan geholffen und gerathen hat, mit möglichen fleiß solche kunst vnd apfel ist gepracticirt vnd gemacht worden nach Christi geb 1492 der dan durch den gedachten herrn Martin pehaim gemeiner Stadt Nürnberg zu ehren vnd letze hinter ihme gelassen hat sein zu allen Zeiten in gut zu gedencken nachdem er von hinnen wieder heim wandet zu seinem Gemahl, das dan ob 700 mail von hinen ist da er hauß hält, vnd sein tag in seiner insel zu beschliessen, da er daheimen ist." Merkwürdig ist es, daß dieser Globus schon bestimmt den Seeweg nach Ostindien angiebt. Amerika ist natürlich noch nicht darauf, sondern statt dessen nur zwei willkürlich gestaltete Inseln, von denen die eine Antilia genannt wird. Auch die Ostküste von Asien ist ganz irrig gezeichnet, und bei den neu entdeckten oder unbekannten Ländern befindet sich eine Menge zum Theil höchst wunderlicher erläuternder Inschriften. So heißt es z. B.: „dieser Inseln sind zehen geheißen maniole daselbst mag kein schiff faren das eisen an hat umb deß magnetstains willen der daselbst wechst." Im Südosten von Asien steht: „im königreich Jambry haben die leutt man und frawen hinden schwanz gleich die hundt da wechst übertrefflich viel Specerey und allerlei thier alß ainhörer und andere. — Im letzten buch marco polo im 16. Capitel findet man geschrieben, daß das volkh in diser Insul angama genannt hab hundtshaupt augen und zähn gleich wie die hundte und daß es vast ungestallt leut sollen sein vnd wild wan sy vast lieber menschen flaisch essen

den ander fiaisch" — — In der Nähe der Insel Zipangu steht: „hie findt man vil merwunder von serenen und andern fischen, und ob jemand von disen wunderlichen volkh und selzsamen Vischen im möer oder thieren auf dem erdtreich begehrt zu wissen, der leß die bücher plini Isidori aristotileß Strabonis und Specula vincenzi und vil anderer lehrer mer. Do findt man von den wunderlichen leutten in den Inseln und auf dem möer von Meerwundern und was selzsamer thier auf erdreich und in den Inseln von würzen und edelgestein wachsen."

Von Nürnberg kehrte Behaim nach Fayal zurück. Zuletzt war er in Lissabon, wo er am 29. Juli 1506 starb, zu einer Zeit, wo dort die Pest so gräßlich wüthete, daß an einem Tage oft über hundert Menschen derselben erlagen. Was er in der Zwischenzeit gethan, wissen wir nicht; vielleicht machte er Reisen nach dem Westen hin; merkwürdig ist es jedenfalls, daß der erste Weltumsegler Magelhaens erklärte, er habe die später nach ihm genannte Straße nach einer Karte Behaims vermuthet, und daß er diese Erklärung schon vor seiner Reise abgab. Wirklich findet sich diese Straße, jedoch noch ohne Namen, schon auf einem Nürnberger Globus von 1520, wo die erst am 21. October jenes Jahres durch Magelhaens erfolgte Durchschiffung derselben nicht bekannt sein konnte. Aber wenn auch der Ruhm der Entdeckung Amerika's dem deutschen Seefahrer abgesprochen werden muß, so wird es doch nicht geleugnet werden können, daß er durch seine Verbesserung des Astrolabiums die Reisen dahin außerordentlich erleichtert und gefördert hat.

---

§. 75. Ferdinand Cortez.

Nachdem Columbus den Weg nach der neuen Welt eröffnet hatte, trieb der einmal angeregte Unternehmungsgeist, noch mehr aber die Sucht, ohne Mühe reich zu werden, zu immer neuen Entdeckungen. Wir haben bereits gesehen, wie Ojeda kurz nach der dritten Reise des Columbus die Landenge von Panama fand (S. 758), wie der Portugiese Cabral auf einer Reise nach Ostindien, gen Westen fahrend, Brasilien entdeckte (S. 739), welches nach der Bestimmung des Papstes (S. 754) den Portugiesen zufiel. Im Jahre 1512 wurde Florida entdeckt, und eine weit wichtigere Entdeckung machte im folgenden Jahre von der Colonie Santa Maria am Meerbusen von Darien aus Vasco Nuñez de Balboa. Der kühne Mann war im Jahre 1475 zu Xerez de Badajoz geboren. Nach einer leichtfertig durchlebten Jugend begab er sich nach S. Domingo.

Dort schloß er sich 1510 einem Zuge nach Darien unter der Leitung des Francisco de Enrico an. Man sagt, um seinen Gläubigern zu entgehen, habe er sich in einem Fasse in das Schiff einschmuggeln lassen. Durch einen Aufstand wurde Enrico verdrängt, und dem Balboa wurde nun wegen seiner Klugheit und seines Muthes von seinen Gefährten der Oberbefehl übertragen. Um sich die Bestätigung von Seiten des Königs zu verschaffen, suchte er von den Wilden so viel Gold als möglich zusammenzubringen. Einst sah ein junger Kazike, wie die Spanier über die Theilnng einer Menge Gold in Streit geriethen. Lachend erklärte er ihnen, wenn ihnen daran so viel gelegen sei, wolle er ihnen ein Land zeigen, wo sie genug davon finden würden. Es liege am andern Ocean, der nur sechs Tagereisen weit entfernt sei. Das sei aber ein mächtiges Königreich, und wenn sie es angreifen wollten, müßten sie weit zahlreicher sein. Dies Land war kein anderes, als Peru, und der Ocean die Südsee. Sogleich sandte Balboa reiche Geschenke nach Domingo und ließ zur Theilnahme an dem Zuge in jenes Land auffordern. Bald sammelte sich eine große Schaar kühner Abenteurer um ihn, und mit hundertundneunzig Begleitern trat er den Zug an. Durch Klugheit hatte er die Kaziken für sich zu gewinnen gewußt, und tausend Indianer schlossen sich ihm an, den Spaniern Lebensmittel nachtragend; einige Kaziken, die sich ihm feindlich entgegenstellten, wurden leicht besiegt. Aber dennoch war der Weg äußerst beschwerlich und gefahrvoll. Sümpfe, breite Ströme, undurchdringliche Wälder voll giftiger Schlangen, kaum zu erklimmende Berge stellten den kühnen Wanderern Hindernisse entgegen, zu deren Ueberwindung es des größten Muthes bedurfte. Oft konnte man an einem Tage kaum eine Meile zurücklegen, und bereits fünfundzwanzig Tage war man weiter gezogen, als man einen hohen Berg erreichte. Die Indianer erklärten, von dem Gipfel desselben würde man das Meer sehen. Balboa wollte sich den Anblick zuerst verschaffen. Er ließ seine Begleiter am Fuße des Berges zurück und erkletterte selbst den Gipfel. Da sah er nun vor sich das unermeßlich sich ausdehnende Weltmeer, und überwältigt von dem großartigen Anblick sank er auf die Kniee nieder, in inbrünstigem Gebete Gott dankend, der ihn bis hieher geführt. Auch seine Gefährten eilten nun auf den Gipfel, und trunken von Freude, sanken auch sie anbetend nieder. Balboa aber ging mit gezogenem Schwerte bis an die Brust in's Wasser und nahm unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz. Mit großen Schätzen kehrte Balboa im Anfange des Jahres 1514 nach Santa Maria zurück und sandte Bericht über die gemachten Entdeckungen an den König von Spanien. Durch Ränke aller Art kam es indessen dahin, daß nicht er, sondern ein ganz talentloser Mann, Don Pedrarias Davila, zum Statthalter der neu entdeckten Länder ernannt wurde. Mit

funfzehn Schiffen, 1200 Soldaten und 1500 anderen Spaniern ging derſelbe nach Darien ab. So tief auch Balboa gekränkt war, ſo laut auch ſeine Soldaten murrten, ſo unterwarf er ſich doch ohne Widerſpruch, dem Befehle des Königs gemäß, dem neuen Statthalter und unternahm in untergeordneter Stellung noch mehrere glückliche Eroberungen. Bald mußte der König erkennen, wie unrecht er gehandelt habe. Sechshundert Spanier fanden ihren Tod in Folge des ungewohnten Klima's; die übrigen durchſtreiften raubend das Land und erregten dadurch die Feindſchaft der bisher befreundeten Indianer. Jetzt endlich wurde Balboa zum Statthalter über die Länder an der Südſee ernannt, und man ſuchte eine Verſöhnung zwiſchen ihm und Pedrarias zu Stande zu bringen, der ihm ſogar ſeine Tochter vermählte und ihn bei der Ausrüſtung von vier Schiffen unterſtützte, mit denen er auf die Entdeckung von Pern ausgehen wollte. Aber in der Stille haßte und beneidete der engherzige Menſch den kühnen Balboa, und ehe dieſer noch abſegeln konnte, ließ er ihn ergreifen und des Verſuchs der Empörung anklagen. Vergebens verwandte ſich die ganze Colonie für ihn; unter lautem Jammer des Volkes und mit Verletzung aller rechtlichen Formen wurde der Mann, welcher mehr als irgend ein Anderer befähigt war, das Werk des Columbus fortzuführen, im Jahre 1517 zu Santa Maria enthauptet.

Schon 1515 war indeſſen Diaz de Solis vom Könige mit zwei Schiffen ausgeſandt worden, um eine Durchfahrt nach dem indiſchen Ocean aufzuſuchen. Er fand die Mündung des La Plata, den er Anfangs wegen ſeiner ungeheueren Breite ſchon für den Ocean ſelbſt hielt; als er aber mit einigen ſeiner Begleiter an's Land ſtieg, wurde er mit ihnen von den wilden Bewohnern deſſelben erſchlagen und verzehrt, worauf die übrigen, von Entſetzen ergriffen, eilig umkehrten.

Deſto gewinnreicher wurde für die Spanier bald darauf ein anderes Unternehmen. Bereits im Jahre 1517 unternahm Hernadnez Cordova auf Veranlaſſung des Diego Velasquez, des Eroberers und Statthalters von Cuba, von dieſer Inſel aus eine Fahrt nach Weſten hin. Er entdeckte auf derſelben die Küſte von Yucatan, und dort fand er die Bewohner zu ſeinem Erſtaunen in einem ganz anderen Zuſtande, als die Indianer, welche man bisher kennen gelernt hatte. Sie trugen baumwollene Gewänder und ſchienen ſehr kriegeriſch zu ſein. Als die Spanier landeten, um Waſſer einzunehmen, fielen jene Indianer über ſie her, ſchlugen zweiundfünfzig Spanier todt und zwangen die übrigen, ſich ſchleunig einzuſchiffen. Auch Cordova war ſo gefährlich verwundet, daß er wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Cuba ſtarb. Sofort rüſtete Velasquez eine neue Flotte aus, um den Tod Cordova's zu rächen. Dieſelbe ſegelte im Frühling 1518 unter Anführung des Johann von Grijalva ab und landete an derſelben Stelle, wo Cordova überfallen worden war.

Die Indianer wurden nach tapferem Widerstande besiegt, und Grijalva segelte nun an der Küste von Yucatan entlang. Er fand ein reiches, trefflich angebautes Land, Ortschaften mit steinernen Häusern und Thürmen, und von den Einwohnern, die ihm, durch jenen Sieg erschreckt, zum Theil ehrerbietig entgegenkamen, erfuhr er, daß alles Land dem mächtigen Kaiser Montechucuma (Moteuczoma) oder, wie es die Spanier aussprachen, Montezuma gehöre, der in der Stadt Mexiko seine Residenz habe und über ein weit ausgedehntes Reich herrsche. Grijalva erkannte, daß seine Kräfte nicht zur Eroberung eines solchen Reiches genügten; er kehrte deshalb nach Cuba zurück, und durch seinen Bericht reizte er nur noch mehr das Verlangen des Statthalters, das Reich zu unterwerfen. Velasquez aber wünschte allen Ruhm und Gewinn daraus für sich zu ziehen und sann deshalb darauf, einen Mann zu finden, der Muth genug besäße, das gefahrvolle Unternehmen zu wagen, aber auch Uneigennützigkeit genug, um ihm die Ehre des Erfolges zu überlassen. Seine Wahl fiel auf einen kühnen Abenteurer, den Cortez.

Hernan oder Fernando Cortez war 1485 zu Medellin, einer kleinen Stadt in der spanischen Provinz Estremadura, geboren. Sein Vater, ein unbegüterter Edelmann, sorgte doch nach Kräften für seine Erziehung und schickte ihn auf die Universität zu Salamanca, wo er die Rechte studirte. Das Studium sagte ihm jedoch nicht zu, und eben war er im Begriff, mit einem spanischen Heere nach Italien zu gehen, als er schwer erkrankte. Nach seiner Herstellung ging er mit Bewilligung seines Vaters nach Amerika, und so kam er 1504 nach St. Domingo, von wo er mit Velasquez nach Cuba ging. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeichnete er sich schon damals durch Klugheit und Unerschrockenheit aus. Er war tapfer, klug, unternehmend und beharrlich; aber diese schönen Eigenschaften wurden durch Grausamkeit und Treulosigkeit verdunkelt. Er ließ sich in eine Verrätherei gegen Velasquez ein und wurde von demselben zum Tode verurtheilt, jedoch nachher wieder begnadigt. Seitdem waren sechs Jahre verflossen, und Velasquez glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der für seine Pläne paßte. Freudig übernahm Cortez den ihm ertheilten Auftrag, und mit großem Eifer warb er Soldaten für das Unternehmen. Doch die Klugheit, welche er dabei bewies, benutzten seine Feinde, um den Argwohn des Statthalters gegen ihn rege zu machen, und schon begann dieser die getroffene Wahl zu bereuen. Kaum bemerkte dies Cortez, als er, ohne den Befehl zur Abfahrt zu erwarten, mit seiner Mannschaft eilig absegelte und an einer andern Stelle der Insel wieder anlegte, um noch einige Vorräthe einzunehmen und die Ausrüstung zu vollenden. Der Statthalter setzte ihn zwar nun förmlich ab und befahl, ihn gefangen zu nehmen; aber Cortez hatte bereits die angeworbenen Soldaten für sich zu gewinnen gewußt; sie erklärten, ihm

treu bleiben zu wollen und ihm zu folgen, wohin er sie führe, und drangen auf schleunige Abfahrt. So verließ er Cuba am 10. Februar 1519. Aber wie gering war die Macht, über die er zu gebieten hatte! Eilf kleine Schiffe, 508 Soldaten, von denen nur dreizehn mit Flinten, zweiunddreißig mit Armbrüsten, die übrigen mit Schwertern und Piken bewaffnet waren, sechszehn Reiter, vierzehn kleine Kanonen und hundert Matrosen, das war Alles, womit er die Eroberung des mächtigen mexikanischen Reiches unternahm.

In dem Gebirgslande Anahuac — dies war der eigentliche Name jenes Landes — wohnten in alter Zeit viele Völkerstämme, deren mächtigster, die Olmeken, seinen Sitz in der Hochebene von Tlascala hatte. Im Jahre 544 n. Chr. erschienen von Norden her die Tolteken, wanderten 648 in Anahuac ein und gründeten daselbst um 670 ein mächtiges Reich. Es war ein gebildetes Volk von milden Sitten, welches im Jahre 708 von dem Könige Ixtlicuehauac ein heiliges Gesetzbuch empfing, das auch die Götterlehre und Geschichte desselben umfaßte. Später trat unter ihnen ein Weißer Namens Quetzalkoalt, begleitet von fremden Priestern in schwarzen Gewändern, als Verbesserer der Religion und des Staates auf, und setzte gleichzeitig einen weltlichen und einen geistlichen Herrscher ein. Nachdem er seine Reformen durchgeführt hatte, verschwand er auf einer Reise nach dem Osten hin; die Mexikaner aber warteten noch in den spätesten Zeiten, daß er wiederkehren, die Herrschaft übernehmen und das Reich zur höchsten Herrlichkeit erheben würde. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts zogen sich die Tolteken, durch eine furchtbare Pest bewogen, weiter nach Süden, und nun drangen um 1160 von Californien her die kriegerischen Azteken in das Land, unterwarfen es sich und gründeten 1325 die Stadt Tenochtitlan, das nachmalige Mexiko. Anfangs war bei denselben eine aristokratische Regierungsform; dieselbe ging jedoch bald in das Königthum über, das allmälig immer unumschränkter wurde und zuletzt in förmlichen Despotismus ausartete. König, Adel und Priester waren im Besitz der schönsten Ländereien, und die Statthalter der Provinzen erlaubten sich die ärgsten Bedrückungen gegen das Volk, das in großer Armuth lebte und nur unwillig den harten Druck ertrug. Montezuma war der neunte der aztekischen Könige.

Die Religion dieses alten Culturvolkes bestand ursprünglich in Gestirndienst. Besonders verehrten sie die Sonne, als deren Söhne die Könige fast göttliche Verehrung genossen, und ihr höchster Gott war der Sonnengott Vitzliputtli, den sie zugleich als Kriegsgott verehrten. Später fand ein ausgebildeter Götzendienst Eingang; selbst ein Gott der Reue und Betrübniß wurde verehrt. Unter den Thieren waren vorzüglich der Geier und der Sperber heilig. Der Dienst der Götter bestand zu der Zeit, wo Cortez in das Land kam, hauptsächlich in Menschenopfern, und

nach den geringſten Angaben wurden jährlich an 20,000 Erwachſene, meiſtens Kriegsgefangene, außerdem aber noch viele Tauſende von Kindern, auf die furchtbarſte und ſcheußlichſte Weiſe den Göttern zum Opfer geſchlachtet; nur durch ſolche blutige Schreckniſſe glaubten die Prieſter ihre Herrſchaft über das Volk behaupten zu können.

Die alten Mexikaner beſaßen einen nicht unbedeutenden Grad von Bildung. Sie trieben Ackerbau, waren geſchickte Weber und Färber, verſtanden Gold und Silber zu gießen und zu formen, beſaßen Werkzeuge von Bronze und wußten auch die härteſten Steine kunſtvoll zu bearbeiten. Die Spanier ſahen achteckige Schüſſeln, die aus Gold und Silber ſo geſchickt zuſammengeſetzt waren, daß man keine Löthung bemerkte, Fiſche, bei denen eine Schuppe immer von Gold, die andere von Silber war, einen Affen, der alle vier Hände bewegte, eine Spindel hielt, als ob er ſpänne, und einen Apfel in der Hand hatte, einen Papagei, der Kopf und Zunge bewegte und mit den Flügeln ſchlug, ebenſo zierlich aus Vogelfedern gearbeitete Nachbildungen von Schmetterlingen, Blumen und dergleichen. Die Mexikaner hatten ſchriftliche Urkunden und Jahrbücher, die in Hieroglyphenſchrift abgefaßt waren, und von denen viele Fragmente erhalten worden ſind. Als Papier bedienten ſie ſich zur Zeit des Cortez eines geglätteten Gewebes von Baumwolle. Auch in der Sternkunde müſſen ſie Kenntniſſe gehabt haben, da ſie ein Sonnenjahr von 365 Tagen hatten, welches in achtzehn Monate zu je zwanzig Tagen eingetheilt wurde. Die übrig bleibenden fünf Tage galten für unglücklich; man verrichtete an denſelben weder Arbeiten noch heilige Gebräuche, ſondern überließ ſich nur dem Vergnügen. Nach zwei und funfzig Jahren ſchalteten ſie immer dreizehn Tage ein, ſo daß alſo das Jahr, wie im julianiſchen Kalender, eigentlich 365 Tage ſechs Stunden zählte.

Ein Zeugniß von der hohen Stufe künſtleriſcher Bildung, zu welcher die Mexikaner gelangt waren, geben beſonders die bedeutenden Ueberreſte großartiger Baudenkmäler, die ſich erhalten haben, zum Theil dem Mittelalter angehörig, zum Theil aber in eine weit frühere, ſelbſt vorchriſtliche Zeit hinaufreichend. Vieles freilich iſt durch die religiöſe Zerſtörungswuth der ſpaniſchen Eroberer vernichtet; unter der Glut des tropiſchen Himmels wucherte bald ein Urwald um die Ruinen auf, und inmitten der dicht verwachſenen Wildniß wurde zuletzt ihr Daſein gänzlich vergeſſen. Erſt ſeit 1768 fing die ſpaniſche Regierung an, ſie wieder aufſuchen und erforſchen zu laſſen, und namentlich, ſeit Alexander von Humboldt jene Länder bereiſte, hat man ſich wieder eifrig der Erforſchung des mexikaniſchen Alterthums zugewendet. Vieles iſt ſeitdem neu entdeckt, Vieles beſchrieben und abgebildet; aber von dem Meiſten haben wir doch nur eine ungenügende Kenntniß, und Vieles mag ſich dem Auge der Forſcher noch ganz entzogen haben. So viel ſteht indeſſen

fest, daß wir hier eine eigenthümliche künstlerische Entwicklung vor uns haben, die sich ohne allen fremden Einfluß selbstständig gestaltet hat. Besonders großartig sind die religiösen Denkmäler. Sie haben die Form colossaler Altäre, wie Berge in Gestalt einer vierseitigen, genau nach den vier Weltgegenden gerichteten Pyramide sich erhebend, die nach oben zu einer größeren oder kleineren Fläche abgeschnitten ist. Gewöhnlich steigen sie in mehreren Absätzen auf, die theils besondere Terrassen bilden, theils nur durch Umfassungen als solche bezeichnet werden. Steile, breite Treppen führten von einer oder mehreren Seiten auf die obere Fläche des Baues, auf der sich Kapellen, Tempel und Hallen, zum Theil in bedeutsamer Ausdehnung, befanden. Diese Denkmäler, welche unter dem Namen Teocalli oder Gotteshäuser bekannt sind, waren meistentheils mit großen Höfen umgeben, in welchen sich die Wohnungen der Priester befanden und die Räume, deren man für den Gottesdienst bedurfte. Die architektonischen Formen sind in der größten Einfachheit gebildet; einfache, starke, geradlinige Bänder bilden die Gesimse; auch der Schmuck der Wandflächen besteht aus geradlinigen Erhöhungen und Vertiefungen, oft in reicher Weise cassettenartig angewandt. Doch finden sich auch Basreliefs, die als Bilderschrift die Bedeutung der Denkmäler andeuteten; häufig fehlt es auch nicht an malerischem Schmuck. Endlich finden sich auch selbstständige Bildsäulen, theils Götterfiguren, theils Gestalten von Menschen, die vielleicht ebenfalls Verehrung genossen. Säulen sind selten und nur im Innern der Gebäude, aber auch da ohne künstlerische Ausbildung. Die Bedeckung ist meistentheils aus kleineren Platten gebildet, die stufenweise auf einander liegen, so daß die obere das Ganze schließt. Leider sind viele dieser Teocalli so weit zerstört, daß nur der innere rohe Kern erhalten geblieben ist, während die künstlerisch bearbeitete Bekleidung verloren ging.

Am bedeutendsten sind die Ruinen einer Stadt, welche im Jahre 1787 unweit des Indianerdorfes Palenque am Fuße des höchsten Berges der Kette, die das ehemalige Königreich Guatemala von Yukatan trennt, mitten im Urwalde aufgefunden wurden und einen Umfang von drei Quadratmeilen einnehmen. Noch stehen daselbst weitläufige Mauern von Tempeln und Palästen, Ruinen von Denkmälern, Brücken und Wasserleitungen. Der Haupttempel erhebt sich auf einer ausgedehnten pyramidalen Erhöhung, die in drei Absätzen sechszig Fuß hoch aufsteigt. In der Mitte der einen Seite führt eine Treppe oben hinauf. Auf der großen oberen Fläche dieser Erhöhung befinden sich verschiedene Gebäude und Höfe, eingeschlossen von einem äußeren Bau, der sich am Rande der Fläche hinzieht und sich nach Außen hin in Reihen von Pfeilern öffnet, die mit Reliefs geschmückt sind. Im Innern befinden sich drei Höfe und zwischen derselben und ihnen zur Seite die verschiedenen Gebäude,

wieder auf einem hohen Unterſatz, zu dem kleinere Treppen hinaufführen. Der Haupttempel iſt 240 Fuß lang, 144 Fuß breit und ſechsunddreißig Fuß hoch, die Mauern fünf Fuß dick mit glänzend glatter Oberfläche, die Bedeckung aus ſo ſtarken Steinplatten beſtehend, daß keine Bombe hindurchdringen kann. Das ausgezeichnetſte unter dieſen Gebäuden iſt ein Thurm, der einzige, der im Lande bekannt iſt. Er beſteht aus fünf Hauptgeſchoſſen und eben ſo vielen kleineren Zwiſchengeſchoſſen, die durch Geſimſe von einander getrennt ſind, und die Grundfläche jedes höheren Geſchoſſes iſt immer kleiner, als die des nächſt unteren. Beſonders merkwürdig iſt es, daß hier die Wände mit Bildwerken in halberhabener Arbeit geſchmückt ſind, zum Theil Menſchen darſtellend, die einer ganz anderen Race angehören, als die jetzigen Indianer, meiſtentheils ſechs Fuß hoch, ausgezeichnet durch Reinheit der Zeichnung, edle Formen, und nicht ohne Ausdruck; auch Hieroglyphen, den ägyptiſchen überraſchend ähnlich, finden ſich in Menge. Im Tempelhofe ſtehen zwei Reihen zwölf Fuß hoher Figuren von Granit, meiſt unbekleidet, mit dünnlockigem Haupthaar und ohne Bart, theils in ruhiger Stellung, theils betend, das Haupt mit halbgeöffnetem Munde gen Himmel gewendet. — Aehnlich großartig ſind die weiter weſtlich in der Provinz Capaca befindlichen Ruinen von Miquitlan, welches wahrſcheinlich die Begräbnißſtadt der Könige war, und die, welche erſt vor Kurzem in der Nähe von St. Diego an der Spitze des Meerbuſens von Californien, etwa eine Tagereiſe vom großen Ocean, aufgefunden ſind.

Zwei Pyramiden befinden ſich in dem weiten Thale um die Stadt Mexiko bei dem Dorfe St. Bartolomeo. Die größte derſelben, das ſogenannte Haus der Sonne, iſt 171 Fuß hoch und in der Grundfläche 645 Fuß lang. Sie erhebt ſich in vier Terraſſen, auf deren Höhe eine Treppe von großen Quaderſteinen führt. Auf der Oberfläche befanden ſich nach Angabe der früheſten Reiſenden Bildſäulen, die mit dünnen Goldplatten überzogen waren. Die zweite Pyramide, das „Haus des Mondes", iſt etwas kleiner, und rings um beide befinden ſich Hunderte von kleineren Pyramiden, etwa dreißig Fuß hoch, die man für Grabmäler hält. Eine andere große Pyramide ſteht bei Cholula in der Ebene von Puebla, welche durch eine Reihe vulkaniſcher Berge von dem Thale von Mexiko getrennt iſt. Sie erhebt ſich in vier Terraſſen zu einer Höhe von 166 Fuß, und ihre Grundfläche iſt nach Alexander von Humboldts Meſſungen auf jeder Seite 1400 Fuß lang. Sie beſteht aus Ziegeln, die durch Mörtel verbunden ſind, und die Oſtſeite iſt noch ziemlich gut erhalten. Als man bei der Anlegung der Straße von Puebla nach Mexiko die untere Terraſſe durchbrach, ſtießen die Arbeiter auf ein viereckiges, ausgemauertes Gemach, deſſen Decke Cypreſſenpfeiler ſtützten, und worin man zwei Leichname, Götterbilder von Baſalt und bemalte

Vasen fand. Besonders merkwürdig ist eine Porphyrpyramide zu Papantla bei Veracruz, die sich in sieben, nur durch breite Bänder getrennten Absätzen erhebt, welche mit viereckigen Cassetten und bildlichen Darstellungen geschmückt ist. An der Ostseite befindet sich eine große Doppeltreppe, die gerade auf das obere Plateau hinaufführt.

Zahlreiche Pyramiden und andere Denkmäler befinden sich auch in Yucatan. Die bedeutendste ist die zu Uxmal. Sie hat eine Höhe von hundert Fuß. Auf der Oberfläche steht ein Tempel, dessen Wände und Gesimse zierlichen bildnerischen Schmuck tragen, woran man noch Reste lebhafter Farben gefunden hat. An den Seiten der Eingangspforte befanden sich Bildsäulen von kunstreicher Arbeit, von denen noch Bruchstücke vorhanden sind. In der Nähe ist ein großer Hof, 227 Fuß lang und 172 Fuß breit, an dessen Seite sich auf einer Erhöhung von funfzehn Fuß vier mit Bildwerken reich geschmückte Gebäude, wahrscheinlich Priesterwohnungen, befinden. Der Hof war mit 43,660 steinernen Platten gepflastert, und auf jeder derselben war eine Schildkröte in flachem Relief dargestellt. Ueberhaupt ist die Zahl der Pyramiden in Mexiko außerordentlich groß. Der Franciscaner Torquemada zählte 40,000, und Cortez sah von der Pyramide von Cholula aus allein vierhundert. Jetzt sind von Allem, was die mexikanische Baukunst schuf, freilich nur Ruinen vorhanden; aber großartig müssen jene Denkmäler in der That gewesen sein, und sie erregten die Bewunderung der Spanier um so mehr, je weniger dieselben auf einen solchen Anblick vorbereitet waren.

Cortez landete an der nämlichen Stelle, wie Grijalva, zwang die Indianer, welche sich gegen ihn feindselig zeigten, durch einen Angriff zum Frieden, segelte dann weiter und landete von Neuem da, wo jetzt das Fort St. Juan d'Ulloa liegt. Die dortigen Indianer nahmen ihn freundlich auf, und besonders wichtig war es für ihn, daß er mit ihnen durch eine aus Yucatan mitgebrachte Indianerin verhandeln konnte, welche der mexikanischen Sprache mächtig war, während ein Spanier, der Jahre lang in Yucatan gefangen gewesen war, das Yucatanische verstand. Durch kriegerische Uebungen versetzte Cortez die Indianer in das höchste Staunen. Sie hielten die Spanier für höhere Wesen, die den Donner und Blitz in ihrer Gewalt hätten, und als sie sahen, wie die Reiter vom Pferde stiegen, geriethen sie vor Verwunderung außer sich; denn sie hatten gemeint, beide wären zusammen nur ein Wesen. Der Statthalter des Landes sandte sogleich Bericht über Alles an Montezuma, begleitet von Abbildungen, die von mexikanischen Malern angefertigt waren. Cortez aber erklärte, er habe von seinem Könige, dem mächtigsten Beherrscher der Ostländer, Aufträge an den Kaiser, die er nur diesem selbst überbringen dürfe, und er werde deshalb nach Mexiko kommen. Nach sieben

Tagen erſchienen Geſandte des Montezuma, die ihm reiche Geſchenke überbrachten, feines Baumwollenzeug, koſtbare Teppiche, Abbildungen von Thieren und Pflanzen, Moſaik von Federn, goldene mit Edelſteinen beſetzte Armſpangen und Halsbänder, goldene Thierbilder, zwei ſchwere Scheiben, die eine, welche die Sonne darſtellte, von Gold, die andere, ein Bild des Mondes, von Silber, und dergleichen. Zugleich aber ließ ihn Montezuma dringend erſuchen, das Land zu verlaſſen, da er den längeren Aufenthalt fremder Krieger nicht dulden könne. Als Cortez bei ſeinem Verlangen blieb, nach Mexiko zu kommen, ſchickte Montezuma eine zweite Geſandtſchaft mit noch reicheren Geſchenken; dadurch wurden aber die Spanier nur noch begieriger nach dem Beſitze eines ſo herrlichen Landes. Manche unter ihnen wünſchten indeſſen doch die Rückkehr, theils aus Zaghaftigkeit, theils weil ſie als Freunde des Velasquez nicht länger unter einem von ihm abgeſetzten Anführer ſtehen wollten. Doch Cortez ließ ſich nicht irre machen. Zum Scheine ertheilte er den Befehl zur Einſchiffung; doch die Meiſten murrten laut darüber, und Cortez ſtellte ſich nun, als ob er ihren Wünſchen nachgäbe, und lobte ſie. Schon zuvor hatte er Anſtalten getroffen, in jener Gegend eine neue Stadt zu gründen, welche Veracruz, eigentlich Villa rica de la vera cruz, d. h. die reiche Stadt des wahren Kreuzes, genannt wurde. Für dieſe ließ er nun durch ſeine Krieger einen Verwaltungsrath einſetzen, und durch ſeine Freunde wußte er es zu erreichen, daß derſelbe aus ſeinen treueſten Anhängern zuſammengeſetzt war Jetzt konnte er es ſicher wagen, ſeine Würde niederzulegen. Er forderte den Verwaltungsrath auf, einen neuen Feldherrn zu ernennen, und er werde demſelben freudig folgen. Die Wahl fiel natürlich wieder auf ihn ſelbſt. Er wurde bis auf weitere Befehle des Königs zum Generalcapitain und Oberrichter der neuen Colonie ernannt, und ſo drang er nun in das Gebiet des Kaziken von Cempoalla vor, der, ſchon längſt dem Montezuma wider Willen gehorchend, ſich eben ſo wie der von Chiahuitzlan, in deſſen Gebiet Veracruz angelegt wurde, ſofort mit ihm verband. Ehe er weiter zog, ſandte er ein Schiff ab mit glänzenden Berichten an Kaiſer Karl V., den damaligen Beherrſcher von Spanien; der Verwaltungsrath aber bat in einem beſonderen Briefe dringend für ihn um die Befehlshaberſtelle, über welche er ſelbſt klüglich nichts geſagt hatte. Ehe noch das Schiff abſegelte, beſchloſſen ſeine Feinde, mit einem andern Schiffe zu Velasquez zu fahren und ihm von Allem Nachricht zu geben, damit er dem Cortez zuvor käme; doch Cortez erfuhr ihre Abſicht, ließ die Urheber des Planes enthaupten, und um für die Zukunft ähnlicher Gefahr vorzubeugen, ließ er alle mitgebrachten Schiffe verbrennen bis auf das eine, welches er nach Spanien ſandte. Wahrlich ein Heldenmuth, der ſeines Gleichen kaum hat, gehörte dazu, daß die kleine Schaar ſich auf ſolche Weiſe in ein

von mächtigen Feinden beherrschtes Land einschließen ließ und sich selbst der Mittel beraubte, die ihr die Möglichkeit, es im unglücklichen Falle zu verlassen, gewähren konnten! Alle jubelten laut, und muthig wurde der Zug in das Innere des Landes weiter fortgesetzt. Die kriegerischen Tlascalaner, welche gegen Mexiko ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt hatten, wurden angegriffen und genöthigt, die Oberhoheit des Königs von Spanien anzuerkennen. Ehrfurchtsvoll nahmen sie die Spanier, die sie für überirdische Wesen hielten, in ihre Hauptstadt auf, versorgten sie reichlich mit Lebensmitteln und folgten ihnen zu Tausenden auf dem weiteren Zuge. Die Bewohner von Cholula wollten in der Nacht die Spanier verrätherisch in ihrer Stadt überfallen; aber Cortez erfuhr es und ließ eine große Anzahl der Einwohner niederhauen und ihre Häuser anzünden. Erschreckt schlossen sich die übrigen ihm nun gleichfalls an, und immer größer wurde seine Macht, immer größere Schaaren strömten ihm zu, je weiter in das Land hinein er vordrang.

Endlich am 8. November 1519 hatte man die Hauptstadt erreicht. Wie staunten die Spanier bei dem Anblick derselben! Sie lag auf einer Insel des See's Tezcuco, die durch vier Dämme mit dem Festlande verbunden war, eine imposante Stadt mit 60,000 weißen Häusern und 2000 Tempeln mit 360 Thürmen. Tausend vornehme Männer, mit Federn geschmückt und in Mäntel von feinem Baumwollenzeuge gekleidet, kamen den Spaniern entgegen. Ehrerbietig begrüßten sie Cortez und verkündigten die Ankunft des Montezuma, der bald darauf in königlicher Pracht erschien. Er saß auf einem kunstvoll gearbeiteten Tragsessel, der von vier reich gekleideten Dienern getragen wurde, während andere einen prächtigen Baldachin über seinem Haupte hielten. Voran gingen drei Hofbeamte mit goldenen Stäben in der Hand. Von Zeit zu Zeit senkten sie dieselben, und alle Mexikaner beugten dann demüthig das Haupt. Montezuma stieg aus der Sänfte und näherte sich, auf zwei seiner nächsten Verwandten gestützt, langsam den Spaniern, während seine Begleiter baumwollene Zeuge auf den Weg breiteten, damit der Fuß des Herrschers den Boden nicht berührte. Feierlich begrüßte er die Spanier, in einer Weise, wie es in Mexiko nur von Niederen gegen Höhere Sitte war, so daß alle Mexikaner von Verwunderung ergriffen wurden. Darauf führte er sie in einen großen steinernen Palast, den er ihnen zur Wohnung anwies, und erzählte dem Cortez: er habe immer erwartet, daß einst einer der Nachkommen jenes Königs, der in uralter Zeit nach Sonnenaufgang gewandert sei, wiederkommen würde, um sein Recht auf den Thron geltend zu machen. Er habe die Ueberzeugung, daß der König von Spanien dieser angestammte Herrscher sei, und er wolle daher sich und sein ganzes Reich demselben unterwerfen. Cortez traute indessen den Worten des

Montezuma nicht, ſondern dachte vor Allem auf ſeine Sicherheit und ſuchte ſich durch Wachen und Aufſtellung geladener Kanonen vor Ueberfall zu ſchützen. Am folgenden Morgen wurde er mit ſeinen vornehmſten Offizieren vor Montezuma geführt, und drei Tage brachten ſie nun damit zu, die Stadt zu beſehen. Dieſelbe hatte ſchnurgerade Straßen und eine Menge regelmäßig vertheilter freier Plätze. Jeder derſelben war mit Wegen oder Kanälen umgeben, und in der Mitte ſtand ein Tempel. Einige Hauptſtraßen waren halb trocken, halb von Kanälen durchſchnitten, über welche hölzerne Brücken führten. Der große Marktplatz war mit einer Halle umgeben. Waaren aller Art wurden daſelbſt zum Verkauf ausgeboten, und zwar war für jede Gattung eine beſondere Abtheilung des Marktes beſtimmt. Aufſeher, die beſtändig durch das Gedränge gingen, wachten darüber, daß die Verkäufer nicht zu hohe Preiſe forderten, und wenn ſie falſche Maße fanden, ſo nahmen ſie dieſelben weg und zerbrachen ſie. Beſonders bewunderte Cortez den Haupttempel. Er nahm einen ſo großen Raum ein, daß eine Stadt von 500 Häuſern darauf Platz gehabt hätte. Wie alle übrigen Tempel, war er genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Er war von einer acht Fuß hohen Mauer umgeben, die mit vielen ſteinernen, in Niſchen ſtehenden Figuren geziert war. Sie hatte vier Thore, und über jedem derſelben befand ſich ein Waffenarſenal. Der Hof war mit Steinplatten belegt, die ſo glatt waren, daß die Spanier nicht darauf gehen konnten, ohne auszugleiten. Innerhalb deſſelben befanden ſich vierzig kleine Tempel, die zum Theil zu Prieſterwohnungen und Schulen dienten. In der Mitte erhob ſich der Haupttempel 300 Fuß lang, 258 Fuß breit und 114 Fuß hoch. Er war aus Ziegeln gebaut und ſtieg in fünf Abſätzen pyramidenförmig in die Höhe. Auf der Oberfläche befanden ſich große Steine, auf denen die Opfer geſchlachtet wurden. Dort ſtand auch eine große Figur in Geſtalt eines Drachen, um die man noch Spuren von friſch vergoſſenem Blute ſah. Montezuma ſelbſt zeigte den Spaniern das reich geſchmückte eigentliche Heiligthum. Das Bild des Vitzlipuztli war ganz mit Gold und Edelſteinen bedeckt, der Leib mit goldenen Schlangen umwunden, am Halſe aber hingen Menſchenköpfe und Herzen aus Gold und Silber. In einer vor dem Bilde ſtehenden Pfanne mit Räucherwerk brannten noch drei Menſchenherzen. Eben ſo reich geſchmückt war ein anderes Götzenbild in Geſtalt eines Bären. Eine große Schaar von Prieſtern verrichtete den Dienſt im Tempel; überhaupt lebten an 5000 Menſchen innerhalb der Umfaſſungsmauer deſſelben. Der König lebte nach den Schilderungen der Spanier ganz in der Weiſe orientaliſcher Herrſcher. Nur die höchſten Lehnsträger durften ihm in's Angeſicht ſehen. Täglich einmal badete er ſich und wechſelte die Kleider, und nie legte er ein Gewand öfter als einmal an, ſondern die von ihm getragenen Kleider wurden zum Geſchenk

für seine Diener, für tapfere Krieger und fremde Gesandte aufbewahrt. Selbst Vornehme durften nur in ärmlicher Kleidung vor ihm erscheinen; Jeder aber mußte sich beim Eintreten dreimal verbeugen. Bei der ersten Verbeugung sprach er: Herr! bei der zweiten: Mein Herr! bei der dritten: Großer Herr! Nur leise und in gebeugter Stellung durfte man zu dem Könige reden. Der prächtige Palast desselben hatte zwanzig Pforten, die auf öffentliche Plätze und Straßen führten. Die Wände der Gemächer waren mit Marmor, Jaspis und anderem kostbaren Stein getäfelt, die Decken mit Schnitzwerk geschmückt; auch Tapeten fand man von Baumwollenzeug, von einem aus Kaninchenhaar gearbeiteten Stoffe und von Federn. Gärten voller Blumen und Bäume mit den köstlichsten Früchten umgaben den Palast. Zwei große Gebäude waren mit seltenen Thieren angefüllt. In dem einen befanden sich Raubvögel, vierfüßige Thiere und Amphibien, in dem anderen Thiere, die nicht vom Raube leben. Die Wartung der Vögel in dieser letzteren Abtheilung allein beschäftigte dreihundert Menschen; die Raubvögel in der anderen Abtheilung erhielten zu ihrer Nahrung täglich fünfhundert Truthühner, und es waren für sie Wärter, Falkner und Jäger in großer Menge angestellt. Die Schlangen wurden in irdenen Behältnissen, die Krokodile in ummauerten Teichen gehalten. Auch allerlei merkwürdig gestaltete Menschen sammelte Montezuma; er hatte weißgeborne Menschen, in jenem Lande eine große Seltenheit, Zwerge, Bucklige und dergleichen. Einige derselben mußten immer bei der Tafel des Königs zugegen sein. Zur Bedienung desselben wurden nur vornehme Leute verwendet, und außer seiner beständigen Dienerschaft erschienen täglich sechshundert Edelleute in seinen Vorzimmern, worin sie den ganzen Tag zubrachten, jederzeit seines Winkes gewärtig, während ihre Diener in den Höfen des Palastes verweilten.

Bald nach seiner Ankunft in Mexiko fand Cortez einen Vorwand, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Ein mexikanischer Feldherr hatte die dem Cortez verbündeten Völkerschaften angegriffen, und die in Veracruz zurückgelassenen Spanier kamen ihnen zu Hülfe. Einer derselben gerieth aber in die Hände der Mexikaner, die ihn tödteten und sein Haupt in den Städten des Landes umherschickten, zum Zeichen, daß die Spanier auch sterbliche Menschen seien. Endlich wurde das abgeschnittene Haupt auch nach der Hauptstadt gebracht. Sobald Cortez dies erfuhr, begab er sich mit seinen entschlossensten Hauptleuten in den Palast des Königs und forderte Genugthuung. Montezuma versprach strenge Bestrafung des Feldherrn, und Cortez erklärte, er für seine Person sei damit zufrieden, aber seine Gefährten seien mißtrauisch geworden, und um sie zu beruhigen, müsse er auf einige Tage zu ihnen kommen. Montezuma weigerte sich dessen mit Entschiedenheit als gegen seine Würde streitend; als aber ein Spanier drohend ausrief: „Wozu bedarf es vieler

Worte? Laßt uns ihn mit Gewalt wegſchleppen oder niederſtoßen", gab der König erſchreckt nach und folgte den Spaniern. Das Volk wollte ihn auf dem Wege befreien; er aber winkte der andrängenden Menge freundlich zu, als ginge er freiwillig mit. Der erwähnte Feldherr des Königs wurde darauf mit fünf ſeiner Offiziere nach Mexiko gebracht und vor dem Palaſte des Montezuma lebendig verbrannt; ja, Cortez ließ ſogar dem Könige ſelbſt während der Hinrichtung Feſſeln anlegen. Im Uebrigen erfuhr Montezuma eine ziemlich milde Behandlung. Seine bisherigen Diener umgaben ihn, ſeine Räthe gingen täglich bei ihm ein und aus; doch bald wußte Cortez die alten Räthe zu entfernen und durch fügſamere zu erſetzen, und nachdem er auf dem See von Mexiko zwei Kriegsſchiffe hatte bauen laſſen, brachte er es dahin, daß ſich Montezuma für einen Vaſallen des Königs von Spanien erklärte. Als aber nun Cortez auch Anſtalten traf, den Götzendienſt auszurotten, fing das Volk an, laut zu murren, und Montezuma befahl den Spaniern, das Land zu verlaſſen. Cortez befand ſich in einer ſehr mißlichen Lage; er ſtellte ſich deshalb, als ſei er bereit, dem Verlangen des Königs nachzugeben, nur müſſe er erſt neue Schiffe bauen; er hoffte, dadurch Zeit zu gewinnen, bis die Verſtärkungen aus Spanien ankämen; ſeine Lage ſollte ſich aber noch mehr verſchlimmern. Velasquez nämlich hatte bereits achtzehn Schiffe mit achthundert Mann zu Fuß, achtzig Reitern und zwölf Kanonen unter Narvaez abgeſandt mit dem Auftrage, den Cortez in Feſſeln zu legen und die Eroberung fortzuſetzen. Cortez erfuhr ihre Ankunft durch Montezuma ſelbſt, doch er verlor den Muth nicht. Er ließ hundertundvierzig Mann zur Bewachung des Montezuma zurück; mit den übrigen eilte er nach der Küſte, überfiel den Narvaez bei Nacht, nahm ihn gefangen, bewog ſeine Truppen, ſich unter ſeinen Oberbefehl zu ſtellen, und kehrte mit ihnen nach Mexiko zurück. Dort fand er Alles in der größten Aufregung. Der Anführer der zurückgelaſſenen Spanier hatte durch Stolz und Härte die Mexikaner ſo beleidigt, daß ſie ſich rüſteten, die Fremdlinge zu vertreiben, und einen wüthenden Angriff auf den Palaſt der Spanier machten, in welchen ſich auch Cortez geworfen hatte. Wohl fanden Tauſende ihren Tod; aber immer neue Schaaren ſtrömten von allen Seiten des Landes herbei und erſetzten die Gefallenen. Auf den Wunſch des Cortez trat Montezuma ſelbſt im königlichen Schmucke, begleitet von ſeinen Beamten, auf die Zinne des Palaſtes, um die tobende Menge zu beſchwichtigen. Er befahl ihnen, aus einander zu gehen; die Fremden würden abziehen. Schweigend vernahmen die Mexikaner ſeine Worte; aber plötzlich erhob ſich ein lautes Getöſe; ein Hagel von Steinen und Pfeilen flog gegen den unglücklichen König, den man laut einen Verräther nannte; von zwei Pfeilſchüſſen verwundet und von einem Steinwurfe am Kopfe getroffen, ſank er zu Boden. Als er wieder zur Beſinnung kam, riß er in

Verzweiflung den Verband von ſeinen Wunden, verſchmähte alle Nahrung und ſtarb nach wenigen Tagen, wahrſcheinlich am 13. Juni 1520. Mit verzweifelter Tapferkeit ſetzten indeſſen die Mexikaner den Kampf fort; ſie ſtritten für ihre Götter und ihr Vaterland, und endlich ſah ſich Cortez zum Abzuge genöthigt. In größter Stille zog er in der Nacht des 1. Juli über den Damm, welcher Mexiko mit dem Feſtlande verband. Aber plötzlich ſah er ſich von allen Seiten angegriffen; der ganze See wimmelte von Nachen; ein dichter Hagel von Pfeilen und Steinen flog auf die Spanier herab. Viele wurden erſchlagen, viele ertranken, andere geriethen lebend in die Gewalt der Mexikaner und wurden den Götzen geopfert; alles Geſchütz und faſt alle Pferde gingen verloren, und am Morgen fand Cortez, der ſelbſt, obgleich verwundet, überall im Kampfe voran geweſen war, kaum die Hälfte ſeiner Schaar noch am Leben. Er brach in Thränen aus, als er das zuſammengeſchmolzene Häuflein überſchaute. Es war eine ſchreckliche Nacht geweſen, und mit Recht nannte man ſie die Nacht der Trübſal. Indeſſen gab Cortez die Hoffnung der Eroberung Mexiko's doch nicht auf. Mit neuen Plänen beſchäftigt, zog er ſich in das Land der Tlascalaner zurück. So vergingen fünf Tage, als ſie in die Nähe von Otumba kamen. Da ſahen die Spanier zu ihrem Schrecken die ganze weite Ebene von mexikaniſchen Kriegern bedeckt. Unter der Führung Guatimozins, eines Neffen Montezuma's, den das Volk auf den Thron erhoben hatte, waren ſie zum Vernichtungskampfe gegen die Feinde des Vaterlandes ausgezogen. Hier galt es Sieg oder Tod. Sicher wären die Spanier unterlegen, wäre es Cortez nicht gelungen, ſich der mexikaniſchen Reichsfahne zu bemächtigen. Als die Mexikaner dieſelbe ſinken ſahen, wandten ſie ſich, von abergläubiſchem Schrecken ergriffen, zur Flucht, und ungehindert konnte Cortez nach Tlascala weiter ziehen. Um ſeine Krieger wieder zu ermuthigen, unterwarf er einige Städte, die ſich aufgelehnt hatten, und unerwartet erhielt er kurz darauf eine Verſtärkung. Es landeten nämlich zwei Schiffe, die Velasquez dem Narvaez, deſſen Schickſal er noch nicht kannte, nachgeſandt hatte, und Cortez bewog die Mannſchaft derſelben leicht, ſich ihm anzuſchließen. Jetzt konnte er die Unzufriedenen unter den Soldaten des Narvaez entlaſſen und nach Cuba zurückſchicken; mit den Uebrigen beſchloß er wieder gegen Mexiko zu ziehen. Die Stadt war aber ohne Schiffe nicht anzugreifen; denn der Weg über die Dämme allein war zu gefahrvoll. Cortez ließ deshalb in den Wäldern von Tlascala Holz zum Schiffbau fällen; Balken und Bretter wurden gezimmert, und achttauſend Tlascalaner trugen dieſelben auf ihren Schultern bis an das Ufer des See's. Das Heer des Cortez beſtand nur aus 550 Mann zu Fuß und vierzig Reitern; als Geſchütz führte er neun Kanonen mit ſich. Aber zehntauſend tlascalaniſche Krieger ſchloſſen ſich ihm an, und immer mehr Eingeborne ſtießen voll Haß gegen

die Azteken zu ihm, so daß ihre Zahl sich auf 240,000 belaufen haben soll. Mit großer Feierlichkeit ließ Cortez dreizehn neu erbaute Schiffe vom Stapel, und alsbald begann ein Kampf mit den Kähnen der Mexikaner, die sie in großer Menge umschwärmten. Die Ueberlegenheit der spanischen Kriegskunst machte sich auf die glänzendste Weise geltend. Ein großer Theil der mexikanischen Kanoes wurden in den Grund gesegelt, die anderen ergriffen die Flucht. Da Guatimozin einen Vergleich auf den Rath seiner Priester verwarf, entschloß sich Cortez zum Sturm. Auf drei Seiten griff von den Dämmen her das Landheer die Stadt an. Es war ein merkwürdiger Kampf. Täglich drangen die Spanier vor, steckten so viele Häuser, als sie konnten, in Brand und kehrten am Abend wieder in ihr Lager zurück; denn in der Stadt zu bleiben erschien bei der großen Uebermacht der Feinde zu gefährlich. So hatte die Bestürmung bereits einen Monat gewährt. Am 3. Juli 1521 sollte der entscheidende Schlag geschehen. Guatimozin gebot den Seinigen, zum Schein zurückzuweichen, und während die Spanier ungestüm nachdrängten, entsandte er eine Abtheilung erlesener Krieger, um den Spaniern zu Lande und zu Wasser in den Rücken zu fallen, und ließ den Damm durchbrechen. Da erscholl plötzlich vom Haupttempel her der dumpfe Ton der Trommel des Kriegsgottes; todesmuthig und von religiöser Begeisterung ergriffen, stürzten sich die Mexikaner auf die Spanier, so daß diese dem furchtbaren Andrange nicht zu widerstehen vermochten und sich zurückzogen. Am Durchbruche des Dammes entstand die entsetzlichste Verwirrung; Viele stürzten in die Kluft; Andere geriethen in die Gewalt der Feinde. Cortez selbst war in der größten Lebensgefahr. Sein Pferd stürzte, und er wurde von sechs Mexikanern ergriffen; doch da warf sich einer seiner Hauptleute, der edle Guzman, denselben entgegen und rettete den Feldherrn mit Aufopferung des eigenen Lebens. Sechszig Spanier und über 1000 Tlascalaner wurden vermißt; Cortez selbst blutete aus vielen Wunden. In der auf diesen Unglückstag folgenden Nacht bot sich den Geretteten ein grauenhaftes Schauspiel dar. Die ganze Stadt war erleuchtet, und die Spanier sahen, wie die Mexikaner in dem Alles an Glanz überstrahlenden Tempel in wildem Jubel tanzten, wie die Priester zu dem gräulichsten Opferfeste Anstalten trafen; sie sahen, wie die unglücklichen Gefangenen entkleidet und gezwungen wurden, vor dem Bilde des Kriegsgottes zu tanzen, sahen, wie man ihnen lebend das Herz ausriß, um es dem Gotte zum Opfer zu verbrennen; das Schmerzensgeschrei der Unglücklichen drang in ihre Ohren; ja, sie glaubten, die wohlbekannten Stimmen ihre Gefährten zu unterscheiden.

Mit Rachedurst erfüllt, erneuerten die Spanier so bald als möglich den Angriff, und Cortez ließ jetzt jeden eroberten Theil der Stadt sogleich zerstören. Mit dem Schutte wurden die Kanäle ausgefüllt, so

daß die Reiterei in den Straßen kämpfen konnte, und die Indianer halfen eifrig bei dem Werke der Zerſtörung. Guatimozin verwarf jeden Vorſchlag zum Frieden; endlich aber gab er den dringenden Bitten ſeiner Großen nach und verſuchte, über den See zu entfliehen. Die Spanier aber waren wachſam; ſein Schiff wurde eingeholt, und er wurde gefangen genommen. Mit würdevoller Faſſung ergab ſich der unglückliche König und bat nur um Schonung ſeiner Gemahlin und ſeiner Kinder. Als er vor Cortez geführt wurde, kam ihm derſelbe freundlich entgegen und hieß ihn ſich niederſetzen; aber der junge Mann faßte den Griff des Dolches, den Cortez an der Seite trug, und forderte ihn auf, ihn zu tödten, weil er jetzt, nachdem er ſeine Pflicht gegen ſich und ſein Volk gethan habe, nichts als den Tod wünſche.

Die Spanier hatten erwartet, in der eroberten Stadt unermeßliche Schätze zu finden; ſie ſahen ſich indeſſen völlig getäuſcht und begannen laut zu murren. Sie meinten deshalb, die Mexikaner hätten ihre Schätze verborgen oder in den See verſenkt, und einer der raubgierigen Anführer ſuchte durch Folterqualen von dem unglücklichen Guatimozin und einigen ſeiner Räthe die Entdeckung der verborgenen Reichthümer zu erpreſſen, indem er ihre mit Oel beſtrichenen Fußſohlen an langſamem Feuer röſten ließ. Guatimozin ertrug die furchtbare Qual mit großer Standhaftigkeit, und als einer ſeiner Leidensgefährten, vom Schmerz überwältigt, ihn verzweiflungsvoll anblickte, ſagte er zu demſelben: „Liege ich denn auf Roſen?“ Schweigend erlag der treue Diener der entſetzlichen Qual; den König aber entriß Cortez ſelbſt, der über ſolche Grauſamkeit entrüſtet war, dem martervollen Tode.

Nach dem Falle der Hauptſtadt unterwarf Cortez mit leichter Mühe alle Provinzen des Reiches, und nun begann er die zerſtörte Stadt nach einem großartigen Plane prächtiger wieder aufzubauen. Aber ſeine Gegner in Spanien waren indeſſen nicht müßig geweſen, und der Biſchof Fonſeca, den wir bereits als erbitterten Feind des Columbus kennen gelernt haben, ſuchte auch ihn zu ſtürzen. Als Bevollmächtigter Kaiſer Karls V. erſchien Don Tapia mit dem Auftrage, Cortez abzuſetzen und an ſeine Stelle zu treten. Cortez wußte ſich indeſſen durch eine Vorſtellung bei dem Kaiſer vollſtändig zu rechtfertigen und wurde zum Statthalter und Generalcapitain des Landes ernannt, welches den Namen Neuſpanien erhielt. Vor Allem ſuchte er nun den Spaniern den Beſitz des Landes zu ſichern. Durch Verleihung von Ländereien bewog er ſeine Officiere, ſich im Lande anzuſiedeln, und wiewohl ungern gab er auch darin ihrem Verlangen nach, daß er, wie es bereits auf den Inſeln geſchehen war, die Eingebornen unter die Coloniſten vertheilte. So kamen jene unter noch ſchlimmeren Druck, als der war, den ſie unter Montezuma hatten erdulden müſſen. Ueberall wurden ſie fortgeſchleppt,

um in Flüssen und Bächen nach Gold zu suchen. Schaarenweise mußten sie den spanischen Heeren folgen und bei schlechter Nahrung, und ohne daß man ihnen Ruhe gönnte, übermäßige Lasten tragen. Wiederholt griffen sie, durch solchen Druck zur Verzweiflung gebracht, zu den Waffen; aber jedesmal unterlagen sie der überlegenen europäischen Kriegskunst, und jeder Aufstand diente nur dazu, ihre Lage zu verschlimmern; die Anführer aber wurden unter den grausamsten Martern hingerichtet. Einmal ließ Cortez vierhundert vornehme Mexikaner lebendig verbrennen, und ihre Frauen und Kinder mußten dem gräßlichen Schauspiele zusehen. Guatimozin und zwei der ersten Männer des Reiches wurden erhängt auf den bloßen Verdacht hin, daß sie einen Plan zur Befreiung des Volkes entworfen hätten. Durch solche Grausamkeiten wurde endlich der kriegerische Sinn der Mexikaner gänzlich vernichtet, und geduldig trugen sie fortan das Joch der Eroberer.

Indessen erneuerten sich bald am spanischen Hofe die Anfeindungen gegen Cortez, und kaiserliche Commissarien erschienen, um ihn zur Verantwortung zu ziehen und ihn zu bestrafen, wenn sie ihn schuldig fänden. Er hielt es aber unter seiner Würde, sich in dem Lande, welches der Schauplatz seiner großen Thaten gewesen war, zur Verantwortung zu stellen, und begab sich daher 1528 selbst nach Spanien. Mit reichen Schätzen, gefolgt von einer großen Zahl edler Mexikaner, erschien er mit aller seiner hohen Stellung angemessenen Pracht vor dem Kaiser, der ihn mit den größten Ehrenbezeugungen empfing. Er rechtfertigte sich vollkommen; aber dennoch konnte er seinen früheren Einfluß nicht wieder erlangen; die Furcht, er könne sich in Mexiko zum selbstständigen Herrscher aufwerfen, hinderte den Kaiser, gegen ihn gerecht zu sein. Die Civilgewalt in Neuspanien wurde deshalb von der militärischen getrennt, und dem Cortez nur die letztere übertragen. Mißvergnügt kehrte er nach Mexiko zurück, und theils um den vielen Unannehmlichkeiten zu entgehen, die ihn dort trafen, theils von Thatendurst getrieben, ging er bald auf neue Entdeckungen aus. So fand er 1536 die Halbinsel Californien. Um kräftigere Unterstützung für seine Unternehmungen zu erhalten, begab er sich 1540 nochmals nach Spanien; aber der Kaiser nahm ihn kalt auf, die Minister begegneten ihm mit Uebermuth; nicht einmal die Erstattung der großen Summen, die er auf die Entdeckung von Californien verwendet hatte, konnte er erreichen.

Im Jahre 1541 nahm Cortez noch an dem Zuge Karls V. gegen Algier Theil. Dies war sein letztes Unternehmen. Seitdem wurde er gänzlich vernachlässigt und mißachtet. Eine etwas stolze Aeußerung, dem Kaiser gegenüber, daß er ihm mehr Provinzen erworben habe, als seine Väter ihm Städte hinterlassen hätten, brachte ihn vollends in Ungnade. Voll Unmuth zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, und starb aus Gram über

den ihm widerfahrenen Undank am 2. December 1554 auf seinem Landgute bei Sevilla, neunundsechszig Jahre alt. Sein Leichnam wurde seinem Wunsche gemäß nach Mexiko gebracht, und noch jetzt zeigt man in einer dortigen Kirche sein einfaches Grabmal.

---

§. 76. Fernando Magelhaens.

In demselben Jahren, in welchem Cortez zur Eroberung von Mexiko auszog, wurde ein anderes, nicht minder wichtiges Unternehmen begonnen.

Fernando Magelhaens, später durch Verstümmelung des Wortes gewöhnlich Magellan genannt, ein Portugiese aus guter Familie, hatte unter dem großen Albuquerque im Jahre 1510 an der Eroberung von Malacca Theil genommen und sich bei derselben nicht nur durch persönliche Tapferkeit, sondern auch durch gründliche Kenntnisse in der Schiffahrtskunde ausgezeichnet. Vergebens hielt er aber nach seiner Rückkehr bei dem Könige Emanuel um eine Belohnung für seine Dienste an, und aus Verdruß darüber verließ er mit seinem Freunde Ruy Faleros, einem tüchtigen Astronomen, Portugal, begab sich nach Spanien und bot dem Kaiser Karl V. seine Dienste an. Er behauptete, die Molukken gehörten nicht den Portugiesen, sondern den Spaniern, und erbot sich, zum Beweise dafür, daß sie westlich von der durch den Papst festgesetzten Demarcationslinie lägen, in stets westlicher Richtung dahin zu gelangen. Der Kaiser Karl nahm ihn zuvorkommend auf, schlug ihn und Falero zu Rittern von Sanct Jago, versprach ihm und seinen Genossen für sich und ihre Erben den zwölften Theil des ganzen Einkommens aus den zu entdeckenden Ländern und die Stelle des königlichen Statthalters in denselben, und gab ihm eine Flotte von fünf Schiffen mit 237 Mann, unter denen sich dreißig erfahrene portugiesische Seeleute befanden, und mit Lebensmitteln auf zwei Jahre versehen. Im September 1519 segelte Magelhaens mit seiner Flotte aus dem Hafen von San Lucar ab, und längere Zeit durch eine lästige Windstille an der Küste von Guinea aufgehalten, kam er endlich, an der brasilischen Küste entlang schiffend, am 12. Januar 1520 glücklich in die Mündung des La Plata, wo Diaz de Solis seinen Tod gefunden hatte (S. 769). An der Küste entlang fahrend, kam er im April an die St. Julians-Bai, 49 Grad 8 M. südlicher Breite. Dort blieb er fünf Monate lang, um den Eintritt der günstigeren Jahreszeit abzuwarten. Er verlor hier eins seiner Schiffe. Schon begann seine Mannschaft muthlos zu werden und drang auf die

Rückkehr, da man ohnedies weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Seefahrer zuvor. Zuletzt brach eine offene Meuterei aus, und Magelhaens sah sich genöthigt, den Capitän des einen Schiffes, der sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt hatte, erhängen, einen Andern mit einigen der ärgsten Aufrührer an das Land setzen zu lassen und den wilden Patagoniern preiszugeben. Am 24. August ging er wieder unter Segel, nachdem er zuvor durch Errichtung eines Kreuzes von dem Lande für Spanien Besitz genommen hatte. Gegen Ende des October kam er an das Vorgebirge, welches er Cap de las Virgines nannte, und zwölf Stunden von demselben entfernt entdeckte er die Einfahrt der Straße, die noch jetzt nach ihm den Namen der Magelhaensstraße führt. Drei Schiffe sandte er voraus, um dieselbe zu untersuchen. Das eine sah er nie wieder; die beiden andern aber kamen zurück und erstatteten günstigen Bericht. So lief er denn am 21. October in die Meerenge ein. Freilich mußte er sein ganzes Ansehen aufbieten, um die Mannschaft zu bewegen, sich in die unbekannte Straße zu wagen. Sechs Wochen lang war man bereits nach Westen fortgesegelt, da erblickte man endlich am 28. November die unermeßliche Südsee. Alle brachen bei dem großartigen Anblick in lauten Jubel aus; Magelhaens aber gab ihr wegen des anhaltend milden und ruhigen Wetters den Namen des stillen Oceans. Mehr als drei Monate lang durchschiffte man denselben, ohne Land zu sehen. Auf eine so lange Fahrt war man durchaus nicht vorbereitet; es entstand furchtbarer Mangel an Lebensmitteln; das Trinkwasser ging ganz aus, und die Sonne brannte fast senkrecht hernieder. Der größte Theil der Mannschaft erkrankte, und schon glaubten Alle dem Untergange nahe zu sein, als man endlich am sechsten März 1521 an eine fruchtbare Inselgruppe kam, wo man das schönste Trinkwasser und die herrlichsten Früchte im Ueberfluß fand. Hier erholte sich Magelhaens' Mannschaft von den ausgestandenen Drangsalen; indessen konnte er wegen der Zudringlichkeit und der Diebereien der Eingebornen, die ihm sogar ein Boot stahlen, sich nicht lange daselbst aufhalten. Wegen des diebischen Charakters der Bewohner nannte er die Inseln Ladronen oder Diebsinseln, unter welchem Namen sie noch jetzt bekannt sind; sie heißen aber auch Marianen. Von hier aus kam er glücklich nach dem Archipel von St. Lazarus, später die Philippinen genannt. Er landete auf der Insel Zebu, deren König ihn freundschaftlich aufnahm. Auf Verlangen des Magelhaens erkannte derselbe die Oberhoheit des Königs von Spanien an, verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut und ließ sich sogar mit fünfhundert der Vornehmsten des Landes taufen. Bald folgten alle übrigen Bewohner der Insel seinem Beispiele bis auf ein Dorf, welches die Spanier deshalb zerstörten, und an dessen Stelle sie ein Crucifix errichteten. Darauf segelte Magelhaens nach der Insel Matan, deren

Beherrscher sich weigerte, die Oberhoheit des Königs von Spanien anzuerkennen. Er landete deshalb mit 60 Bewaffneten; plötzlich aber sah er sich auf allen Seiten von 6000 Indianern angegriffen; er selbst drang ungestüm vor. Da traf ihn ein vergifteter Pfeil am Fuße; ein Steinwurf schleuderte ihm den Helm vom Haupte; ein Keulenschlag lähmte ihm den rechten Arm. Alsbald stürzten die Indianer über ihn her, warfen ihn zu Boden und durchbohrten ihn mit ihren Lanzen. Jetzt zeigte sich auch der König von Zebu treulos. Er fiel vom Christenthume ab und verband sich mit dem Beherrscher von Matan; die an's Land gestiegenen Spanier wurden bei einem Gastmahle hinterlistig überfallen und erschlagen. Bestürzt lichteten die Uebriggebliebenen die Anker und segelten eilig davon. Nachdem man das eine der drei Schiffe zur Ausbesserung der beiden andern verwendet hatte, wurde die Fahrt in südwestlicher Richtung fortgesetzt. Glücklich kamen die Spanier nach Borneo und von dort nach den Molukken, wo sich bereits die Portugiesen niedergelassen hatten. Diese waren nicht wenig verwundert, als sie die von Osten gekommenen Spanier erblickten. Das eine der beiden Schiffe war so beschädigt, daß man es ausbessern mußte, und die Portugiesen zwangen dasselbe, sich ihnen zu übergeben. So segelten nun die Spanier, noch 46 an der Zahl, und 13 Indianer, mit dem einzigen noch übrig gebliebenen Schiffe weiter unter der Leitung des tapferen Don Sebastian de Eleano, den sie zum Befehlshaber gewählt hatten. Sorgfältig den portugiesischen Niederlassungen auf den Baudainseln und Sumatra ausweichend, kamen sie endlich zu ihrem großen Erstaunen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Gern wäre Eleano gelandet, um seiner durch Hunger und Krankheiten ermatteten Mannschaft Erholung zu verschaffen; aber aus Furcht vor den Portugiesen wagte er nicht, in einen Hafen einzulaufen, bis er an die capverdischen Inseln kam. Schon waren 21 seiner Begleiter gestorben; die übrigen glichen wandelnden Schatten. So sah er sich genöthigt, zu landen, und die Portugiesen schienen Anfangs Mitleid mit den Armen zu haben und gaben ihnen Lebensmittel; bald aber fielen sie über dreizehn Spanier her, die an's Land gekommen waren, und nahmen sie gefangen. Eleano eilte, mit den ihm noch gebliebenen 22 Mann zu entkommen, so krank und elend sie auch waren, und nach einer glücklichen Fahrt lief er am siebenten September 1522 in den Hafen von San Lucar ein. Nur 18 seiner Begleiter waren noch am Leben. In Sevilla begab sich die kleine Schaar in die Kirche, um Gott für die kaum noch gehoffte Rettung zu danken, und darauf ging sie nach Valladolid, wo sich damals der Hof aufhielt. Eleano stellte dem Kaiser die Indianer vor, die noch am Leben geblieben waren, überreichte ihm die mitgebrachten Geschenke, darunter einige chinesische Schwerter, seltene Vögel und kostbare Specereien, und erstattete Bericht über die Reise, die

im Ganzen drei Jahre weniger 14 Tage gedauert hatte. Kaiser Karl belohnte die kühnen Weltumsegler glänzend; den Don Eleano schlug er zum Ritter und gab ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt von 500 Ducaten; die ganze reiche Ladung des Schiffes aber wurde unter die Mannschaft vertheilt, das Schiff selbst, welches die erste Reise um die Welt zurückgelegt hatte, aufbewahrt, bis es zerfiel.

§. 77. Franz Pizarro.

Bald nach der Eroberung von Mexiko gelang den Spaniern auch die Auffindung und Unterwerfung des reichen Goldlandes Peru, von dem man zuerst durch Balboa (S. 768) nähere Nachrichten erhalten hatte. Francesco Pizarro, dem die Ausführung dieses Unternehmens vorbehalten war, der unächte Sohn eines spanischen Edelmanns, war in der Erziehung so gänzlich vernachlässigt worden, daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte. Lange Zeit hütete er die Schweine, bis er endlich, um der harten Behandlung zu entgehen, die er zu erdulden hatte, davonlief und Soldat wurde. Zunächst ging er nach Italien in den Krieg; dann aber schiffte er sich zu Sevilla mit einigen Abenteurern, die nach den Schätzen der neuen Welt begierig waren, nach Amerika ein. Er wurde dort mit Cortez und Balboa bekannt, machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit und begleitete den Ojeda wie den Balboa auf ihren Zügen. Ueberall zeichnete er sich durch Muth, Tapferkeit und Beharrlichkeit aus, so daß ihm ungeachtet alles Mangels an Bildung eine Befehlshaberstelle übertragen wurde. Leider hat er aber jene schönen Eigenschaften durch die schmählichste Treulosigkeit, unersättliche Raubgier und blutige Grausamkeit nur zu sehr verdunkelt. Von Habsucht und Ehrgeiz getrieben, verband er sich mit Diego de Almagro und Hernando de Luque, welche das nöthige Geld hergaben, zur Aufsuchung und Unterwerfung der reichen Länder an der Südseeküste. Mit einem einzigen Schiffe und 112 Mann segelte er am 15. November 1524 von Panama ab. Nach einer äußerst mühseligen Fahrt entdeckte er eine niedrige Küste; doch er mußte wieder nach den Perleninseln zurückkehren, und Mangel und Krankheit raubten ihm den größten Theil seiner Mannschaft. Zwar verstärkte er sie wieder mit Hülfe Almagro's, erreichte im Mai 1526 mit 200 Mann die Bai San Matteo in Quito, und segelte von da weiter an der Küste entlang bis Tumbez, wo er genauere Nachrichten über Peru erhielt; aber er sah wohl ein, daß er zu schwach sei, um daselbst eine Colonie anzulegen, zumal da der Statthalter von Panama ihm alle mög-

lichen Hinderniſſe in den Weg legte. Er kehrte daher im Jahre 1527 nach Panama zurück, um ihn zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Da ihm dies aber nicht gelang, ſchiffte er ſelbſt nach Spanien. Kaiſer Karl V. empfing ihn ſehr zuvorkommend, und Pizarro wußte denſelben durch die Beſchreibung von den Reichthümern Peru's ſo zu gewinnen, daß er von ihm mit Ehrentiteln überhäuft wurde und am 28. Juni 1529 die Erlaubniß erhielt, alles Land in Peru bis 200 Meilen ſüdlich von Tumbez zu erobern und als Generalkapitän zu regieren. Die Koſten der Ausrüſtung übernahm Pizarro ſelbſt, und Cortez, der ſich gerade damals in Spanien aufhielt, gab ihm dazu ein Darlehn. Jetzt kehrte er nach Panama zurück. Almagro war zwar Anfangs wegen der Bevorzugung des Pizarro auf ihn neidiſch, verſöhnte ſich jedoch bald wieder mit ihm, wenigſtens ſcheinbar. Mit Mühe brachte Pizzaro, der auch ſeine drei Brüder mitnahm, endlich drei Schiffe mit 148 Mann zu Fuß und 37 Reitern zuſammen. Dies war die ganze Macht, mit der er das gewaltige peruaniſche Reich zu unterwerfen gedachte. Im Januar 1531 landete er in der Bai von San Matteo, und im Mai des folgenden Jahres gründete er an der Bai San Michael die erſte ſpaniſche Colonie in Peru. Immer weiter drang er von hier aus in das Innere des Landes vor, und immer mehr wuchs ſein Staunen über den herrlichen Anbau deſſelben und die Bildung ſeiner Bewohner. Der Ackerbau wurde durch künſtliche Bewäſſerung gefördert. Man fand zwei großartige Waſſerleitungen, die eine 150, die andere 120 Stunden lang, die letztere zwölf Fuß tief und zwei Ellen breit. Sie waren mit Steinplatten bedeckt, über welchen eine dicke Erdſchicht lag, um die Hitze abzuhalten und Beſchädigungen zu verhindern. Eine Kunſtſtraße zog ſich fünfhundert Stunden weit an der Meeresküſte entlang; eine andere eben ſo lange führte von der Küſte aus in das Innere des Landes. Sie war vierzig Fuß breit, an den Seiten aufgemauert und mit Gräben verſehen, in welche das Waſſer abfloß. In beſtimmten Entfernungen befanden ſich Herbergen an der Straße, und an vielen Stellen hatte man die Felſen geſprengt, um ſie hindurch zu führen; an andern hatte man ſie über Abgründe fortgeführt, die man mit ungeheueren Erdmaſſen ausgefüllt hatte. In einer Länge von dreißig Meilen hatte man eine gewaltige ſteinerne Mauer über die Cordilleren bis an den See von Titicaca gezogen, die, wenn auch ſehr beſchädigt, noch beſteht. Ueberhaupt zeichneten ſich die Peruaner in der Baukunſt aus. Zwar war in ihrem Lande nur *eine* bedeutende Stadt, die Hauptſtadt Cuzco, aber dieſe war dafür mit deſto größerer Pracht gebaut. Die Feſtung derſelben war von einer dreifachen Mauer umgeben, die eine Länge von 300 Klaftern hatte und aus 40 Fuß langen, 20 Fuß breiten und 2 Fuß dicken Steinblöcken beſtand, die, ohne allen Mörtel, nur durch ihre Schwere mit einander verbunden waren Mit bewundernswürdiger Feſtig-

keit und großer Pracht waren die Tempel und Paläste erbaut. Der große Sonnentempel zu Cuzco war ganz mit Goldplatten gepflastert, und über dem Hauptaltare befand sich ein Bild der Sonne von massivem Golde, so groß, daß es fast von einer Wand bis zur andern reichte. Zu beiden Seiten desselben erhoben sich goldene Throne, auf denen die kunstvoll einbalsamirten Körper der verstorbenen Inka's oder Könige saßen. Die Wände des Tempels waren mit goldenen Kronen und Kränzen geschmückt, und selbst die Thüren mit Goldplatten bekleidet. Neben dem Tempel befand sich ein Garten mit Springbrunnen und goldenen und silbernen Bildsäulen. Um diesen großen Tempel standen noch fünf kleinere, dem Monde, den Sternen, dem Blitze und dem Regenbogen geweiht. Die Privathäuser waren zweistöckig, mit einem röthlichen glänzenden Mörtel bekleidet. Auch Grabmäler fand man überall im Lande, von verschiedener Größe je nach dem Range des Verstorbenen. Eben so Bemerkenswerthes leisteten die Peruaner in der bildenden Kunst. In dem Tempel des Gottes Viracocha, sechszehn Stunden südlich von Cuzco, fanden die Spanier die Bildsäule des Gottes, welche in einer Kapelle stand und in Gesichtszügen, Kleidung und Haltung so ganz in europäischer Weise gebildet war, daß sie meinten, es wäre ein Bild des Apostels Bartholomäus. Ebenso fand man treffliche Bildwerke von edlem Metall, kunstvoll gearbeitete Gefäße von Thon; auch verstanden die Peruaner, das Silber zu schmelzen und zu verfeinern. Dabei hatten sie nur Werkzeuge von Kupfer, das sie indessen wahrscheinlich zu härten verstanden, da sie die härtesten Stoffe damit zu bearbeiten wußten. Ihre Religion bestand in Gestirndienst, und Menschenopfer waren dem friedfertigen Volke gänzlich unbekannt.

Die Urgeschichte der Peruaner ist größtentheils mythisch. Nach ihren Sagen kam Manco Capac, ein Sprößling der Sonne, ihrer höchsten Gottheit, im zwölften Jahrhundert nach Christo mit seiner Schwester und Gattin Mama Oello, von der Sonne selbst gesendet, in ihr Land, milderte die bisher rohen Sitten der Bewohner, lehrte ihnen die Religion und allerlei Künste und gab ihnen bürgerliche Einrichtungen. Er theilte das Volk in Adlige, Freie und Knechte, und beherrschte es selbst als erster Inka oder König. Seine Nachkommen folgten ihm in der Regierung, und zwar waren sie als Sprößlinge der Sonne völlig unumschränkt, ohne daß sie je ihre Gewalt gemißbraucht oder das Volk bedrückt hätten. Der zwölfte Inka, Huana Capac, ein kriegerischer Mann, eroberte das Königreich Quito und vermählte sich mit der Tochter des besiegten Königs, die ihm einen Sohn, den Atahualpa, gebar; aus einer früheren Ehe aber hatte er noch einen älteren Sohn, den Huascar. Gegen die Landesgesetze theilte er vor seinem Tode, der im Jahre 1529 erfolgte, das Reich unter seine beiden Söhne, so daß Atahualpa Quito

und den Norden, Huascar den Süden des Reiches erhalten ſollte. Darüber kam es aber nach ſeinem Tode zwiſchen beiden Brüdern zum Kriege, und Atahualpa, dem das Heer ſeines Vaters anhing, nahm den Huascar gefangen und ließ alle übrigen Mitglieder der königlichen Familie ermorden.

So war das Reich durch traurige Zwiſtigkeiten im Innern zerrüttet, als Pizarro landete, und ohne Widerſtand zu finden, drang er bis in das Innere des Landes nach dem Flecken Caxamarca vor, in deſſen Nähe ſich Atahualpa aufhielt. Beide Brüder erſuchten Pizarro um Beiſtand; Pizarro aber ſagte dem Atahualpa, der ihm reiche Geſchenke überſandt hatte, Hülfe zu und ließ ihn zu einer mündlichen Unterredung auffordern. Mit beiſpielloſer Treuloſigkeit hatte er jedoch dabei von Anfang die Abſicht, ſich der Perſon des Inka zu bemächtigen.

Am 15. November 1532 erſchien Atahualpa auf einem prächtigen Tragſeſſel, umgeben von einem glänzenden Hofſtaate und gefolgt von einem 30,000 Mann ſtarken Heere. Ein ſpaniſcher Prieſter, der Dominicaner Valverde, trat an ihn heran und hielt vor ihm eine Rede in ſpaniſcher Sprache, worin er ihm die Lehren des Chriſtenthums auseinander ſetzte. „Chriſtus", erklärte er ihm am Schluß, „habe dem Petrus alle Gewalt auf Erden übergeben; dieſer habe dieſelbe den Päpſten, ſeinen Nachfolgern, übertragen, und der Papſt Alexander habe dem Könige von Spanien alle Länder der neuen Welt geſchenkt. So möge nun Atahualpa das Chriſtenthum annehmen und ſich dem Könige unterwerfen; dann könne er von demſelben jeden Schutz erwarten; thue er es aber nicht, ſo ſolle er des Krieges und harter Strafe gewärtig ſein." Der Inka begriff dies Alles um ſo weniger, da es ſchlecht gedolmetſcht wurde, berief ſich auf ſein gutes Recht, auf die Wahrheit ſeiner Religion, und forderte endlich, der Prieſter ſolle ſeine Behauptungen beweiſen. Valverde überreichte ihm die heilige Schrift; das ſei Gottes Wort; darin ſtehe Alles. Atahualpa, der keine Idee von der Schreibkunſt hatte, meinte, das Buch ſei ein lebendiges Weſen, und hielt es an's Ohr. „Es ſchweigt", ſprach er, „es ſagt mir nichts", und warf es auf die Erde. Da ſchrie Valverde wüthend: „Zu den Waffen, Chriſten! Das Evangelium iſt entweiht! Rächet ſeine Entheiligung an dieſen Hunden!" Auf ein von Pizarro gegebenes Zeichen ſtürzten nun die Spanier ſofort über die Peruaner her, hieben die dem Inka zunächſt Stehenden nieder, dieſen ſelbſt aber ergriff Pizarro und ſchleppte ihn fort. Gleichzeitig ließ er die Reiterei einhauen, und wenige Schüſſe der beiden ſpaniſchen Kanonen reichten hin, das indianiſche Heer in die Flucht zu jagen. Die Spanier ſetzten den Fliehenden nach, Alles vor ſich niedermetzelnd, und erſt der Einbruch der Nacht machte dem gräulichen Blutvergießen ein Ende. Viertauſend Peruaner ſollen an dieſem Tage ermordet ſein,

und eine unermeßliche Beute an Gold und Silber fiel den Spaniern in die Hände.

Atahualpa war fortan Pizarro's Gefangener. Da er sah, wie begierig die Spanier nach Gold waren, versprach er, für seine Freilassung das ganze Zimmer, in welchem er gefangen gehalten wurde, so hoch er mit den Händen reichen konnte, mit goldenen Gefäßen anfüllen zu lassen. Pizarro ging auf den Vorschlag ein und machte selbst mit Kohle einen Strich an den Wänden des Zimmers, um die Höhe zu bezeichnen. Atahualpa ließ nun aus den Tempeln und Palästen des Landes so viel goldene Gefäße als möglich zusammenbringen, und die Peruaner beeiferten sich, sie schnell herbeizuschaffen, als sie hörten, daß dadurch das Leben und die Freiheit des geliebten Herrschers gerettet werden könne. Der gefangene Huascar aber, der auch davon gehört hatte, versprach Pizarro noch weit mehr Gold, wenn er ihm Hülfe leiste, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Als Atahualpa dies erfuhr, glaubte er nur durch Huascars Tod sein Leben sichern zu können. Er gab deshalb in der Stille Befehl zu seiner Ermordung, der auch sogleich von den Peruanern vollzogen wurde.

Inzwischen war das zweiundzwanzig Fuß lange und sechszehn Fuß breite Gefängniß des Atahualpa schon fast bis zu der bezeichneten Höhe mit goldenen Gefäßen angefüllt; man schätzte den Werth derselben auf zwei Millionen spanische Thaler, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, und die Spanier begannen schon, die Schätze unter sich zu theilen. In Kurzem erwartete der gefangene Inka freigelassen zu werden; dazu aber war Pizarro durchaus nicht geneigt; vielmehr ließ er ihm, sobald er die Ermordung Huascars erfuhr, förmlich den Proceß machen. Er selbst saß mit Almagro, der inzwischen auch nach Peru gekommen war, zu Gericht, und der unglückliche Inka wurde als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener und Empörer gegen den König von Spanien zum Feuertode verurtheilt. Vergebens verlangte Atahualpa, nach Spanien vor den König geführt zu werden; man achtete nicht darauf. Valverde aber versprach ihm Milderung seiner Strafe, wenn er sich bekehre, und wirklich ließ er sich in der Todesangst taufen, um sein Leben zu retten. Das gelang ihm aber doch nicht, sondern er wurde nur am Pfahle erdrosselt, statt lebendig verbrannt zu werden.

Selbst die rohen spanischen Krieger waren großentheils von Abscheu über dies schändliche Verfahren ergriffen, das sie doch nicht zu hindern vermochten; Pizarro aber unterwarf sich jetzt um so leichter das nunmehr herrenlos gewordene Land, da ihm Almagro eine Verstärkung von 150 Mann zugeführt hatte. Einzelne gingen mit unermeßlichen Reichthümern nach Panama zurück, und ihre Schilderungen reizten so Viele, nach Peru zu gehen, daß sich Pizarro im Juni 1533 an der Spitze von 700 Mann

ſah. Mit 500 derſelben zog er nach dem Süden des Landes, um die Stadt Cuzco anzugreifen. Die Peruaner hatten ſich indeſſen wieder ermannt, und erſt nach vielen hartnäckigen Kämpfen gelang ihm die Eroberung. Nun aber gerieth er über den Beſitz der eroberten Stadt mit Almagro in Streit, der längſt über ihn unzufrieden war. Indeſſen verſöhnten ſich Beide wieder, und Almagro unternahm einen Eroberungszug nach Chile. Während deſſen widmete ſich Pizarro mit großer Klugheit der Ordnung und Sicherung der inneren Verhältniſſe ſeiner Statthalterſchaft, und da Cuzco zu weit vom Meere entfernt war, legte er 1534 eine neue Hauptſtadt, das jetzige Lima, an, der er den Namen Ciudad de los Reyes gab. Die Grauſamkeit, mit welcher die Spanier im Lande verfuhren, reizte indeſſen die Peruaner zu einem verzweifelten Verſuche, das verhaßte Joch abzuſchütteln. Sie ſammelten ſich unter Huascars Bruder Manco Capac und ſchloſſen den Pizarro ſelbſt in Lima, ſeine drei Brüder aber in Cuzco ein, und einer der letzteren fand bei der Belagerung ſeinen Tod. Auf die Kunde von dieſen Vorgängen eilte Almagro aus Chile herbei, ſchlug die Peruaner bei Cuzco, nahm aber die Stadt für ſich in Beſitz und machte Pizarro's Brüder Fernandez und Gonzalo zu Gefangenen. Pizarro hatte ſich inzwiſchen in Lima glücklich behauptet und ſandte 500 Mann zum Entſatz von Cuzco, das er noch von den Peruanern belagert glaubte. Auch dieſe Heeresabtheilung ward von Almagro gänzlich beſiegt, und ſeine Hauptleute riethen ihm jetzt, Pizarro's Brüder zu tödten. Aus Menſchlichkeit wies er dieſen Vorſchlag zurück, zu ſeinem Verderben; denn Gonzalo entkam, und durch liſtige Unterhandlungen wußte Pizarro auch die Freilaſſung ſeines anderen Bruders zu erlangen. Kaum waren ſie aber frei, ſo ſandte er ſie an der Spitze eines Heeres gegen Cuzco; der fünfundſiebenzigjährige Almagro wurde am 26. April 1538 beſiegt, gefangen genommen und als Verräther hingerichtet.

Die Strafe für dieſe Schändlichkeit blieb nicht aus. Pizarro erbitterte Almagro's Anhänger dadurch, daß er ſie bei der nun folgenden Ländervertheilung gar nicht berückſichtigte, während er ſeine Freunde mit Gütern überhäufte. Die Mißvergnügten ſammelten ſich deshalb um den jungen Almagro, den Sohn des Ermordeten, und am 26. Juni 1541, einem Sonntage, drangen 18 Verſchworne, von dem Hauptmann Herreda geführt, zu Lima in den Palaſt Pizarro's. Ein Officier, der ihnen den Weg vertreten wollte, wurde niedergeſtoßen, und nach tapferer Gegenwehr fiel Pizarro, von einem Lanzenſtoß in die Kehle getroffen, zugleich mit ſeinem Stiefbruder Alcantara. Jubelnd zogen die Verſchwornen durch die Straßen der Stadt, und der junge Almagro ſah ſich bald an der Spitze einer bedeutenden Macht. Schon wollte er ſich zum Statthalter ausrufen laſſen; da erſchien ein Bevollmächtigter des Königs von

Spanien, beſiegte Almagro am 16. September 1542, nahm ihn gefangen und ließ ihn zu Cuzco öffentlich enthaupten. Noch lange dauerte es aber, bis Peru zur Ruhe gebracht wurde. Es kam daſelbſt zu einem förmlichen Bürgerkriege unter den Spaniern. Gonzalo Pizarro beſiegte den vom Kaiſer hingeſandten Vicekönig am 18. Januar 1546 und zog im Triumph in Quito ein. Der Vicekönig ſelbſt war in der Schlacht gefallen, und Pizarro wurde von ſeinen Freunden aufgefordert, ſich zum unabhängigen Herrſcher von Peru aufzuwerfen. Dazu fehlte es ihm indeſſen an Entſchloſſenheit, und er hoffte, vom Kaiſer als Statthalter beſtätigt zu werden. Dieſer aber ſandte einen ehrwürdigen Prieſter, Pedro de la Gasca, mit unbeſchränkten Vollmachten nach Peru. Bald ſammelten ſich immer größere Schaaren um ihn, und in kurzer Zeit hatte er ein Heer geſammelt, mit welchem er wagen konnte, dem Pizarro entgegen zu gehen, der in thörichtem Uebermuth jeden Vergleich verſchmähte. Als es aber zur Schlacht kommen ſollte, am 9. April 1548, gingen Pizzaro's Soldaten zu Gasca über, oder liefen auseinander. Pizarro wurde gefangen genommen und enthauptet; Gasca aber verließ das Land, nachdem er überall Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt hatte, und kehrte mit reichen Schätzen für den Kaiſer eben ſo arm wieder nach Spanien zurück, wie er gekommen war. Freilich vermochten die Anordnungen des redlichen Mannes, ſo weiſe ſie auch waren, nicht auf einmal alle Verwirrung zu beſeitigen. Nirgends in Amerika erſchienen die Spanier ſo verworfen, ſo zügellos alle Schranken des Geſetzes und der Sitte durchbrechend, wie in Peru. Die unerwartete, übermäßige Bereicherung, die ſie gefunden, hatte in den Gemüthern der rohen Menſchen alle Leidenſchaften entfeſſelt; von unerſättlichem Durſt nach immer größeren Schätzen beherrſcht, kannten ſie keine Treue und Redlichkeit; vor keinem Frevel bebten ſie zurück, und gegen ihre Landsleute verfuhren ſie nicht beſſer als gegen die Eingebornen. Erſt als im Jahre 1554 ein neuer Aufſtand nach dreizehnmonatlichem Kampfe unterdrückt war, kam das Land eben ſo zur Ruhe, wie die übrigen ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika.

---

§. 78. Folgen der Entdeckungen.

So hatte ſich im Laufe eines halben Jahrhunderts für Europa eine ganz neue Welt erſchloſſen, und die kühnſten Erwartungen, welche man bei dem Beginn der Entdeckungen hegen mochte, waren weit übertroffen worden. Portugals Colonien waren bis zum fernſten Oſten ausgeſandt; ſeine Handelsflotten ſegelten durch die Weltmeere bis zu den Molukken

hin; im Westen hatte sich Spanien Reiche unterworfen, gegen welche sein eigener Umfang gering erschien. Freilich war den unterworfenen Ländern selbst ihre Entdeckung nichts weniger als segensreich. Zwei blühende Staaten waren in Amerika vernichtet; der eigenthümliche Gang ihrer kräftig emporstrebenden Entwickelung war gewaltsam zerstört worden. Ströme Bluts waren geflossen bei der Unterjochung der Inseln wie des Festlandes, und doch waren die Grausamkeiten, welche bei der Eroberung verübt wurden, noch gering gegen den namenlosen Jammer, der nachher über die unglücklichen Eingebornen kam. Millionen erlagen den namenlosen Leiden, welche durch Christen über sie gebracht wurden; in Haiti allein, wo Columbus eine Million Einwohner vorfand, waren funfzehn Jahre nach der Entdeckung nur noch sechszigtausend übrig geblieben, und das Loos der Gestorbenen erschien beneidenswerth gegen das der Ueberlebenden. Freilich ließ sich nichts Besseres erwarten von Menschen, die, nur durch Goldgier geleitet, über den Ocean geschifft waren, die in ihrem eigenen Lande nicht besser verfuhren gegen die Mauren und Juden, und nicht wundern können wir uns, daß man ganz ernstlich die Frage erörterte, ob die Indianer wirklich als Menschen zu betrachten seien. Durch Verübung der entsetzlichsten Gräuel wurden die Spanier bald ein Gegenstand des Abscheues für die Unglücklichen. Bei der Eroberung von Cuba wurde ein Cazike zum Scheiterhaufen verurtheilt. Ein Priester wollte ihn vor seinem Tode noch gern zum Christenthum bekehren und sprach viel zu ihm von den Freuden des Paradieses. „Sind auch Spanier dort?" fragte der Indianer. „Ja!" war die Antwort, „aber nur gute." „Auch die besten taugen nichts", sagte der Wilde, „mit keinem von ihnen mag ich beisammen sein", und wandte dem Priester den Rücken. Auf solche Weise mußte das Christenthum selbst, als die Religion ihrer Unterdrücker, den Unglücklichen verhaßt werden, und die Art, wie es die Spanier mit Gewalt einführten, war wenig geeignet, die Amerikaner für dasselbe zu gewinnen. Und doch waren es gerade Geistliche, welche als Vertheidiger der Unterdrückten auftraten und ihr trauriges Loos zu lindern bemüht waren. Die Dominicaner, welche als Boten des Evangeliums nach Amerika gingen, traten mit dem größten Eifer gegen das alle Menschenrechte zerstörende System der Vertheilungen (S. 758) auf; sie wandten die ganze Kraft ihrer Beredtsamkeit an, um das Unchristliche dieses Verfahrens zu erweisen. Was galten aber den rohen Spaniern Menschenrechte und Christenpflicht! Sie verklagten die edlen Geistlichen bei dem Könige, und dieser ertheilte denselben wegen ihres übel angebrachten Eifers einen Verweis. Doch auch dadurch ließen sie sich in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen nicht irre machen, und vor Allen war Bartolomeo de Las Casas unermüdlich in seinem Eifer.

Dieſer edle Mann, deſſen Andenken in Segen bleiben wird zu aller Zeit, war im Jahre 1474 zu Sevilla geboren. Sein Vater war mit Columbus auf ſeiner zweiten Reiſe nach Weſtindien gegangen und hatte ſich dadurch die Mittel erworben, den jungen Bartolomeo auf die Univerſität zu Salamanca zu ſchicken, wo derſelbe bis 1498 Theologie und Rechte ſtudirte. Im Jahre 1502 ging der Jüngling mit Ovando nach Haiti; acht Jahre ſpäter aber trat er in den Prieſterſtand, um ſich ganz dem Wohle der Indianer zu weihen, deren Leiden er mit tiefem Schmerze fühlte. Er wurde zum Pfarrer auf Cuba ernannt; mit Begeiſterung predigte er gegen die Vertheilungen; er ſelbſt ging mit dem ſchönſten Beiſpiele voran, indem er ſeinen eigenen Sklaven die Freiheit ſchenkte. Indeſſen waren ſeine Anforderungen mit den ſelbſtſüchtigen Intereſſen der Spanier zu ſehr in Widerſpruch, als daß er damit hätte durchdringen können Er begab ſich deshalb ſelbſt nach Spanien, und wirklich bewog er den Cardinal Ximenez, drei Mönche mit unbeſchränkten Vollmachten zur Abſtellung der Mißbräuche nach Amerika zu ſenden. Ihre Thätigkeit entſprach indeſſen ſeinen Erwartungen ſo wenig, daß er abermals nach Spanien ging, und ſo eindringlich wußte er die Gefahr zu ſchildern, welche das bisherige Verfahren für das Fortbeſtehen der Bevölkerung Amerika's haben müßte, daß man endlich auf ſeinen Vorſchlag einging, caſtilianiſche Bauern als Coloniſten hinzuſenden und den anſäſſigen Spaniern zu geſtatten, für die ſchweren Arbeiten in den Bergwerken und den Zuckerplantagen Negerſklaven zu kaufen, deren ſtärkerer Körperbau ſie für jene Arbeiten allerdings geeigneter machte als die ſchwachen Eingebornen. Man hat den edlen Mann deshalb für den Urheber des ſchändlichen Negerhandels gehalten, aber mit dem entſchiedenſten Unrecht; denn derſelbe beſtand ſchon längſt, und Las Caſas ging nur auf dieſe Maßregel ein, um die Leiden der Indianer zu lindern.

Sklaverei und Sklavenhandel gab es in den Reichen, die ſich auf den Trümmern des römiſchen Weltreiches gebildet hatten, von Anfang an, und beides erhielt ſich in denſelben faſt das ganze Mittelalter hindurch, ſo ſehr es auch mit der Lehre des Chriſtenthums ſtritt, welches die Anerkennung gleicher Menſchenrechte bei Allen fordert, Alle als Kinder des einen Vaters im Himmel betrachtet. Die Kämpfe, welche ſeit Karl dem Großen gegen die Slaven geführt wurden, die ſich von der Oſtſee bis zur Elbe niedergelaſſen hatten, beförderten den Sklavenhandel in Deutſchland außerordentlich. Die Gefangenen wurden nach Frankreich, England, Italien, ſelbſt nach Conſtantinopel verkauft, und der Handel wurde in ſolcher Ausdehnung getrieben, daß das Wort Sklave, urſprünglich gleich bedeutend mit Slave, faſt in alle europäiſchen Sprachen übergegangen iſt. Die Kirche vor Allem war es, die allmälig der Sklaverei und dem Sklavenhandel in Deutſchland ein Ende machte; edle Geiſtliche

bewogen manchen Herrn, um seines Seelenheils willen und zur Ehre Gottes seinen Sklaven die Freiheit zu schenken; die Kirche selbst begünstigte Ansiedelungen von Unfreien auf ihren weitläufigen Besitzungen; die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Ostsee hörten auf, und der Sklavenhandel verschwand. Auch in England gab es Sklaven; noch in der letzten Zeit der angelsächsischen Könige waren London und Bristol berühmte Sklavenmärkte; jedoch schon unter den ersten normannischen Herrschern ging die Sklaverei in eine milde Leibeigenschaft über, und auch diese verschwand mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Eben so gab es in Frankreich neben Leibeigenen wirkliche Sklaven, meistentheils Kriegsgefangene. Im J. 1018 vertheilte man nach einem Siege über die Mauren bei Narbonne die Gefangenen unter die Sieger, und diese verkauften sie als Sklaven auf dem Markte zu Carcassone. Lyon war noch in späterer Zeit ein bedeutender Sklavenmarkt. Nicht besser war es in Italien; ja, in Rom, dem Mittelpunkte der christlichen Kirche, verkauften nicht nur Spanier muhammedanische Sklaven, sondern Venetianer kauften daselbst sogar Christensklaven, die sie nachher an Muhammedaner verhandelten. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts hörte in den meisten christlichen Ländern Europa's mit der Sklaverei auch dieser schmachvolle Menschenhandel auf; nur in Spanien bestand er in voller Ausdehnung fort. Spanier wie Mauren verkauften ihre Kriegsgefangenen in die Sklaverei, und als die Mauren gänzlich aus dem Lande verdrängt waren, begannen beide Theile den schändlichsten Menschenraub an den Küsten des Mittelmeeres. Nachdem nun die Portugiesen die Küste von Guinea und die Inseln im Westen von Afrika in Besitz genommen hatten, begann alsbald ein neuer Sklavenhandel, der an Ausdehnung und Scheußlichkeit den früheren weit übertroffen hat. Von Anfang eröffneten sie mit den Negerstämmen im Innern des Landes einen Gold- und Menschenhandel, und sie verwandten die erkauften Negersklaven in den Zuckerplantagen, die sie auf den von ihnen colonisirten Inseln anlegten. Bald eröffnete sich diesem Handel ein neuer Weg. Da die Spanier in Amerika statt der schwachen Eingebornen in den Bergwerken und auf den Plantagen kräftigere Arbeiter gebrauchten, schickte man zuerst seit 1501 einige Transporte muhammedanischer Sklaven aus Spanien hin, seit 1506 aber von den Portugiesen erkaufte Negersklaven. In den Bergwerken waren die Letzteren weniger zu verwenden; desto brauchbarer zeigten sie sich bei der Feldarbeit, und schon 1511 erlaubte deshalb die Handelskammer zu Sevilla die directe Einführung solcher Sklaven. Als nun einige Jahre nachher Las Casas nach Madrid kam, drang er bei dem Hofe darauf, daß die Verwendung von Indianern in den Colonien verboten und statt dessen lieber die Benutzung von Negersklaven begünstigt werden möchte. Kaiser Karl ging nach anfänglichem Bedenken auf den Vorschlag

ein und ertheilte im J. 1517 seinem Günstlinge, dem Marquis de la Bresa, auf acht Jahre das Privilegium der Negereinfuhr in Amerika. Derselbe verkaufte es für 25,000 Ducaten an die Genuesen; aber noch vor Ablauf jener Zeit bemächtigten sich die Portugiesen des einträglichen Handels. Auch England nahm in der Folge an demselben Theil und trieb ihn namentlich seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in der größten Ausdehnung. Frankreich legte für den Betrieb desselben eigene Colonien an der afrikanischen Küste an; weniger betheiligten sich dabei die Niederländer, Dänen und Schweden. An vierzig Millionen Neger wurden im Laufe von drei Jahrhunderten in die Colonien eingeführt, und weit größer noch war die Zahl der Unglücklichen, die während des Transportes in Folge der scheußlichen Behandlung starben, ehe sie Amerika erreichten, oder bei den blutigen Raubzügen den Tod fanden, die zu ihrer Ergreifung unternommen wurden; denn die Neger verkauften nicht nur ihre Stammesgenossen, sondern überfielen auch beständig ihre Nachbarn, um den europäischen Sklavenhändlern die verlangte „Waare" zu verschaffen. Seitdem hat jener schmachvolle Handel zur Schande der Christenheit ununterbrochen fortbestanden. Zwar schenkten die Quäker im J. 1751 allen ihren Negern die Freiheit, und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts traten namentlich in England Männer auf, vornehmlich der edle William Wilberforce, welche auf Abschaffung der Sklaverei und Unterdrückung des Sklavenhandels drangen. Trotz des heftigsten Widerstandes, den ihre Bestrebungen fanden, setzten sie es durch, daß im Jahre 1807 der britische Negerhandel verboten wurde; am ersten August 1838 wurden sämmtliche Sklaven in den britischen Colonien freigelassen. Auch andere Mächte verbanden sich mit England zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Dennoch besteht die Sklaverei noch bis auf den heutigen Tag fort in der größten Ausdehnung und in der scheußlichsten Gestalt, und so streng auch der Negerhandel verboten ist und so sorgfältig er durch Bewachung der afrikanischen Küste zu verhindern gesucht wird, so werden doch noch jetzt alljährlich an 215,000 Neger von Afrika ausgeführt, von denen etwa der dritte Theil auf der Fahrt nach Amerika umkommt.

Als Las Casas seine Vorschläge zur Verbesserung der Lage der Indianer machte, ging man allerdings auf dieselben ein; aber der Versuch zu ihrer Ausführung konnte nicht gelingen, da man mit dem schlechtesten Willen daran ging. Er faßte daher den Entschluß, in Cumana selbst eine Colonie anzulegen und in derselben seinen Plan durchzuführen. Mit Erlaubniß und Mitteln dazu vom Kaiser ausgerüstet, ging er 1520 wieder nach Amerika; aber die Indianer, erbittert durch die Gräuel, welche andere Spanier in jener Gegend verübt hatten, fielen über die neue Niederlassung her und verjagten oder tödteten die Kolonisten. Voll Kummer über das Mißlingen seines Unternehmens, zog sich Las Casas in das

Dominicanerkloster zu Haiti als Mönch zurück; aber seine Bestrebungen für das Wohl der Indianer gab er doch nicht auf. Er benutzte für diesen Zweck eine Reise, die er im J. 1539 in Angelegenheiten seines Ordens nach Spanien unternahm, und fand die günstigste Aufnahme. Der Kaiser trug ihm zur Belohnung seines menschenfreundlichen Eifers das reiche Bisthum von Cuzco an; er aber zog das von Chiapa in einer armen, noch ganz von Wilden bewohnten Gegend im Mexikanischen vor. Karl gab Gesetze zu Gunsten der Indianer, die sämmtlich frei gelassen werden sollten; aber freilich wurden diese Gesetze schlecht befolgt, und als Las Casas im J. 1544 nach Amerika zurück kam, wurde er als Urheber derselben von den spanischen Colonisten höchst feindselig empfangen. Er ließ sich indessen dadurch nicht irre machen, sondern ermahnte vielmehr die Geistlichen, den Spaniern, welche die Freilassung ihrer amerikanischen Sklaven verweigerten, die Absolution zu versagen. In der That billigten sämmtliche amerikanische Bischöfe auf einer Versammlung zu Mexiko diese Maßregel; aber desto größer wurde gegen den edlen Mann die Erbitterung der Pflanzer, und zuletzt zog er sich selbst die Mißbilligung der Kirche zu. Bekümmert kehrte er daher wieder nach Spanien zurück, und im Juli 1566 starb er in einem Dominicanerkloster zu Madrid.

Die Entdeckungen der Portugiesen, welche lediglich vom Handelsinteresse ausgingen, und deren Leitung immer in den Händen des Staates blieb, konnten zwar nicht so nachtheilig auf die entdeckten Länder wirken, wie die der Spanier, bei denen sich von Anfang rohe Gewalt geltend machte; aber einen geistig belebenden Einfluß vermochten auch die Portugiesen nicht auf die Bewohner jener Gegenden auszuüben. Selbst das Christenthum, das sie ihnen brachten (S. 743), blieb ein ziemlich äußerliches, zumal die Priester, wo sie in den heidnischen Gebräuchen Aehnlichkeit mit denen der katholischen Kirche fanden, sich gern an dieselben anschlossen, um dadurch die Heiden für den Uebertritt zum Christenthume geneigter zu machen. Scheinbar erreichten sie dadurch allerdings manchen günstigen Erfolg; Viele wurden dem Namen nach Christen, aber in ihrem Herzen blieben sie dem Heidenthum zugethan, und eine sittliche Umwandlung vermochte ein solches Scheinchristenthum in den Gemüthern um so weniger hervorzubringen, je mehr das Leben der Portugiesen in Asien mit den Anforderungen des wahren Christenthums in Widerspruch stand.

Von unermeßlich wichtigen Folgen aber waren jene Entdeckungen für Europa selbst. Der Welthandel nahm fortan eine ganz neue Richtung. Die alten italienischen Handelsrepubliken Genua, Pisa und Venedig verloren immer mehr an Bedeutung, und mit ihnen sank auch der Handel der deutschen Hansa immer tiefer. Dagegen bemächtigten sich Spanien und Portugal jetzt des ganzen Welthandels, der in einer Aus-

dehnung getrieben wurde, von der man bis dahin kaum eine Ahnung haben konnte. Eine ganz neue Welt hatte sich für Europa erschlossen; es war, als ob die Träume einer glühenden Phantasie sich verwirklicht hätten. Die unermeßlichsten Reichthümer strömten aus Amerika nach Spanien; bis zum Anfange unsers Jahrhunderts wurde Gold und Silber im Werthe von 5700 Millionen Piastern von Amerika ausgeführt, und doch waren noch die reichsten Schätze in Gegenden verborgen, wo man ihr Dasein nicht ahnte. Solche unermeßliche Reichthümer verschafften den Europäern unerwartet die unbeschränktesten Mittel zum äußeren Lebensgenuß, und welche Fülle neuer Genüsse boten die Erzeugnisse des indischen Wunderlandes, die man erst jetzt recht kennen lernte! Die köstlichsten Spezereien, Gewürze, neue Nahrungsmittel, kraftvolle Arzeneien, kostbare Zeuge und Färbestoffe kamen in überreicher Menge nach Europa. Bald wurden auch die Producte der alten Welt, namentlich Ostindiens, nach Amerika verpflanzt, und unter dem Gluthimmel der tropischen Zone, auf dem fruchtbaren Boden der neuen Welt, gediehen sie herrlich und lieferten den reichlichsten Ertrag. Die ganze Lebensweise der Europäer wurde dadurch verändert; viele bis dahin ganz unbekannte Producte wurden bald Gegenstand eines bedeutenden Handelsverkehrs; die neuen Genüsse erzeugten auch neue Bedürfnisse, und diese riefen wieder ein reges Leben in allen Gewerben und Geschäften hervor, während durch die aus der neuen Welt herüberfließenden Reichthümer gleichzeitig der ganze Geldverkehr völlig ein anderer wurde, der ganze Marktpreis der Waaren sich gänzlich veränderte. Von großer Bedeutung waren endlich jene Entdeckungen auch für die Wissenschaft; namentlich hatten die Geographie und die Naturkunde durch dieselben einen unendlichen Gewinn, und wurden durch sie außerordentlich erweitert und berichtigt. So trugen diese Entdeckungen dazu bei, alle Lebensverhältnisse umzugestalten und eine neue Zeit herbeizuführen, die nicht minder vorbereitet ward durch die wichtigen Erfindungen, welche gegen Ende des Mittelalters gemacht wurden.

§. 79. Die großen Erfindungen.

So lange man kein Mittel gekannt hatte, um sich zu jeder Zeit auf dem Ocean zurecht zu finden, hatte derselbe dem menschlichen Forschungstriebe eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt. Die Alten hatten die Weltgegend, in der sie sich befanden, nur nach dem Stande

der Sonne und der Gestirne zu bestimmen vermocht; aber diese Mittel waren oft völlig unzureichend. Sobald sich der Himmel bewölkte, verbargen ja auch Sonne und Gestirne ihren Schein. Sie durften es daher nie wagen, sich weit vom festen Lande zu entfernen, und selbst ihre weitesten Seereisen waren nur Küstenfahrten. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters aber fand man das bis dahin unbekannte Mittel, durch welches die Beschiffung des Oceans möglich wurde, den Compaß.

Wann und von wem die Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, zuerst beobachtet sei, wird schwerlich je ermittelt werden. Gewiß ist es, daß man bereits im zwölften Jahrhundert in Frankreich eine dem Compaß ähnliche Einrichtung kannte, welche Marinette genannt wurde. Die jesuitischen Missionare fanden den Gebrauch der Magnetnadel in China vor, und Manche haben deshalb geglaubt, Marco Polo habe den Compaß nach Europa gebracht. Wirklich ließen die Venetianer in früherer Zeit, ebenso wie die Chinesen, die Magnetnadel auf einem Stücke Kork schwimmen. Flavio Gioja aber, aus der Gegend von Amalfi im Königreiche Neapel gebürtig, setzte um 1300 die Magnetnadel zuerst auf eine Spitze und theilte den Compaß nach den Weltgegenden in acht Striche, weshalb er gewöhnlich als der Erfinder dieses wichtigen Werkzeuges genannt wird. Vielfach wurde dasselbe nachher noch vervollkommnet; namentlich führten die Engländer es bei dem Seecompaß ein, daß die Nadel schwebend aufgehängt wurde, wodurch man den großen Vortheil erreichte, daß sie auch bei den größten Schwankungen des Schiffes immer in horizontaler Lage blieb. Mit Hülfe des Compasses konnte man sich nun zu jeder Zeit mitten auf dem Ocean orientiren, und die kühnen Seefahrer konnten jetzt denselben durchschiffen, ohne je befürchten zu müssen, daß sie ihr Ziel verfehlen würden.

Eben so ungewiß ist man über Zeit und Ort einer anderen wichtigen Erfindung, des Schießpulvers. Früher schrieb man dieselbe gewöhnlich dem deutschen Mönch Berthold Schwarz aus Freiburg im Breisgau zu. Derselbe soll sich viel mit Chemie beschäftigt und daher auch den Beinamen Schwarz erhalten haben, während er eigentlich Constantin Anclitzen hieß. Man sagt, er wäre wegen angeblicher Zauberei in's Gefängniß gesetzt worden, und da hätten ihn fortgesetzte chemische Versuche endlich auf die Erfindung des Schießpulvers geführt. Nach Einigen hat er dieselbe in Mainz, nach Andern in Köln, in Nürnberg oder Goslar gemacht. Die Zeit der Erfindung setzt man gewöhnlich um das Jahr 1350. Man weiß es indessen mit Bestimmtheit, daß bereits im dreizehnten Jahrhundert der gelehrte englische Mönch Roger Bacon Schießpulver erfunden hat; auch den Indern und Chinesen scheint es längst bekannt gewesen zu sein. Im Kriege wurde es zuerst von den spanischen Arabern ge-

braucht; bereits 1331 bedienten sich dieselben einer Art von Kanonen bei der Belagerung von Alicante, 1342 bei der von Algesiras, und in der Schlacht bei Creey gebrauchten auch die Engländer Kanonen. Bald nachher findet sich das Pulvergeschütz vielfach erwähnt; jedoch wurde Anfangs nur grobes Geschütz angewendet, und das Rohr bei demselben bestand häufig nur aus Holz mit Eisen geschient, die Kugel war gewöhnlich von Stein; erst später machte man metallene Röhren, aus denen eiserne Kugeln geschleudert wurden. Ursprünglich waren diese Geschütze so groß und unförmlich, daß man sie nur bei der Belagerung oder Vertheidigung fester Plätze gebrauchen konnte; Kanonen als Feldgeschütz und auf beweglichen Lasetten führte zuerst Karl VIII. von Frankreich in Menge mit sich nach Italien. Dort, und zwar besonders in Perugia, machte man bereits 1364 auch schon kurze Feuergewehre als Handwaffe; das Pistol soll seinen Namen der Stadt Pistoja verdanken, wo es erfunden wurde. In allgemeinen Gebrauch kamen jedoch nicht diese kurzen italienischen, sondern große und schwerfällige Rohre, die Handrohre, Hakenbüchsen, Tarasbüchsen, Musketen u. s. w.; in der Schlacht bei Murten waren unter den Schweizern 10,000 Hakenschützen; den Ruhm der größten Gewandtheit im Gebrauche der Büchsen aber erlangten die Spanier.

Allmälig führte der immer allgemeiner werdende Gebrauch der Feuerwaffen eine gänzliche Veränderung des Kriegswesens herbei. Jetzt kam es nicht mehr so wie bisher auf die Tapferkeit der Einzelnen, sondern vielmehr auf die geschickte Aufstellung und Führung der Massen an, und so mußte das innerlich schon längst erstorbene und bedeutungslos gewordene Ritterthum jetzt gänzlich erlöschen. Aber der Adel verlor immer mehr an Ansehen und Bedeutung; denn nicht mehr die von ihm gebildete schwere Reiterei war es, welche den Ausgang der Schlachten hauptsächlich entschied; vielmehr bedurfte man jetzt hauptsächlich eines im Gebrauche des Feuergewehrs geübten Fußvolkes, und so wurde es immer gewöhnlicher, daß die Fürsten Söldner in Dienst nahmen und stehende Heere hielten, welche fortan eine mächtige Stütze der unumschränkten Fürstengewalt bildeten, während der Lehnsdienst gänzlich in Verfall gerieth, und auch das bürgerliche Waffenthum immer mehr geschwächt wurde.

Von den wichtigsten Folgen endlich war die Erfindung der Buchdruckerkunst. Bereits im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war die Holzschneidekunst erfunden worden, und man hatte dieselbe namentlich bei der Verfertigung von Spielkarten und Heiligenbildern angewandt. Gewöhnlich wurden denselben kurze Unterschriften, Beschreibungen oder Erzählungen beigefügt, und selbst diese wurden bald in Holz geschnitten. Leicht führte dies dahin, auch kleine Bücher, welche nur Text enthielten,

namentlich vielgebrauchte Schulbücher, durch den Holzschnitt zu vervielfältigen. Dies Verfahren hatte aber immer noch große Unbequemlichkeiten, besonders die, daß zu jeder Seite des Buches eine besondere Platte gehörte, die nachher zu nichts weiter zu gebrauchen war. Das Verdienst, diesen Uebelstand durch Einführung beweglicher Lettern beseitigt zu haben, gebührt dem Mainzer Patricier Johann Gutenberg.

Johannes Gutenberg, genannt Gensfleisch von Sulgeloch, war gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Mainz geboren, und stammte aus einer dortigen Patricierfamilie, welche von zweien ihrer Besitzungen die Namen Zum Gensfleisch und zum Gudenberg oder Gutenberg führte. Schon früh scheint er sich mit mechanischen Künsten beschäftigt zu haben. Durch Streitigkeiten zwischen Bürgern und Adel wurde er im J. 1424 bewogen, seine Vaterstadt zu verlassen und sich nach Straßburg zu begeben, wo er bis zum J. 1443 blieb. Dort druckte er zuerst ABCbücher mit in Holz geschnittenen Tafeln; nach langjährigen Versuchen aber begann er um das J. 1438 bewegliche Lettern anzuwenden. Anfangs machte er dieselben aus Buchenholz, weshalb sie Buchstaben genannt wurden, dann aus Blei, endlich aus Zinn; er band sie durch Fäden zusammen, bestrich sie mit Dinte oder Lampenruß und druckte sie vermittelst einer Presse ab. Günstig war es, daß bereits längst in Deutschland die Erfindung des Leinenpapiers gemacht war. Schon vom Jahre 1318 hat man eine Urkunde auf solchem Papier, und eine Papierfabrik finden wir bereits 1324 in der schwäbischen Stadt Ravensburg und 1390 in Nürnberg. Im Jahre 1443 ging Gutenberg wieder nach Mainz zurück, und 1450 verband er sich daselbst mit dem reichen Goldarbeiter Johann Fust oder Faust, der das Geld zur Anlegung einer Druckerei hergab. Aus derselben ging Gutenbergs erstes großes Druckwerk hervor, die große zweiundvierzigzeilige sogenannte Gutenbergische lateinische Bibel in zwei Foliobänden, auf 640 Pergamentblättern gedruckt, welche zu Ende des J. 1455 oder 1456 vollendet wurde. So schien nun Gutenberg, der bis dahin vielfach mit Mangel zu kämpfen gehabt hatte, am Ziele seiner Wünsche zu sein, und seine Erfindung schien ihm reichen Gewinn zu versprechen; aber plötzlich wurde ihm Alles wieder vereitelt. Fust erhielt einen brauchbaren Gehülfen an Peter Schöffer, einem ehemaligen Goldschmied aus Gernsheim, der sich vorher als Abschreiber in Paris seinen Unterhalt verdient hatte. Dieser machte die wichtige Erfindung, aus Stahl geschnittene Stempel (Patrizen) in Kupfer zu schlagen, und so Matrizen zu gewinnen, aus denen man metallene Lettern gießen konnte. Fust, dem er seine Erfindung mittheilte, bewog ihn, dieselbe geheim zu halten, machte ihn zu seinem Schwiegersohne und suchte sich nun Gutenbergs zu entledigen. Er forderte deshalb von diesem die Zurückzahlung der gemachten Vorschüsse, die sich mit Einschluß der Zinsen auf 2020 Gul-

den beliefen. Es kam darüber zum Proceß; Gutenberg verlor denselben, und da er die Summe nicht bezahlen konnte, nahm Fust die ganze Druckerei in Beschlag. Fust und Schöffer druckten nun rüstig weiter. Im Jahre 1457 erschien der Psalter, das erste größere gedruckte Buch mit Angabe des Druckjahres, und die Eleganz, mit welcher dasselbe gedruckt war, beweist, wie außerordentliche Fortschritte die neue Kunst bereits in der kurzen Zeit gemacht hatte. Nach Fusts Tode setzte Schöffer das Geschäft allein fort, und ein ganzes Jahrhundert lang wurde es von seinen Nachkommen zu Mainz in großer Ausdehnung weiter betrieben.

Als Fust und Gutenberg sich trennten, sollen sich einige ihrer Gesellen entfernt haben, unter andern auch der Formschneider Albrecht Pfister, welcher bereits im J. 1459 zu Bamberg den Druck einer großen Bibel beendigte, so daß Manche geglaubt haben, er habe unabhängig von Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden. Gutenberg war durch Fusts unrühmliches Verfahren in die traurigste Lage versetzt worden. Er begab sich nach dem Verluste seiner Druckerei zunächst wieder nach Straßburg; bald jedoch kehrte er nach Mainz zurück, und durch die Unterstützung des dortigen Rathsherrn Humery ward es ihm möglich, eine neue Werkstatt zu eröffnen. In derselben wurde im J. 1460 ein Wörterbuch, das „Catholicon des Janua", gedruckt ohne Nennung seines Namens, jedoch mit einer Schlußschrift, worin bemerkt wird, es sei gedruckt „in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit so hehrem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenke den andern Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat." Im Jahre 1462 wurde Mainz von dem neuen Erzbischofe Adolf von Nassau, dem der abgesetzte Erzbischof Diether von Isenburg nicht weichen wollte, erobert und zum Theil eingeäschert. Fusts Werkstatt verbrannte mit, mehrere seiner Gesellen entsprangen und verbreiteten die bisher in Mainz geheim gehaltene Kunst nach andern Ländern; auch Gutenbergs Druckerei wurde durch jenes Ereigniß zum Stillstand gebracht. Fust und Schöffer begannen indessen ihr Werk bald wieder mit rüstiger Kraft; Gutenberg dagegen verkaufte im J. 1465 seine Druckerei, die er in Eltville wieder errichtet hatte, und der Erzbischof Adolf von Mainz nahm ihn in die Zahl seiner Hofkavaliere auf. Dadurch erhielt er nun allerdings ein sorgenfreieres Leben; aber dennoch blieb er arm bis an seinen Tod, der im Jahre 1468 erfolgte. Nicht einmal seinen Todestag kann man mit Gewißheit angeben; wahrscheinlich war es der 24. Februar. Er wurde in der Franciscanerkirche zu Mainz bestattet. Am 14. August 1837 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein herrliches bronzenes Denkmal auf dem Gutenbergsplatze errichtet, ein Meisterwerk Thorwaldsens, des großen Mannes würdiger, als die Sandsteinbildsäule

im Hofe des Casinogebäudes (dem Hofe zum Gutenberg), die schon früher zum Andenken an ihn aufgestellt war.

Ungeachtet alles Widerstandes von Seiten der Mönche, die sich besonders mit dem Abschreiben der Bücher beschäftigt hatten und die neu erfundene Kunst als ein Werk des Teufels und seiner Gesellen darzustellen suchten, fand dieselbe bald große Verbreitung. Fast gleichzeitig finden wir Drucker in Köln, Speier, Augsburg, Nürnberg, Memmingen und vielen anderen deutschen Städten. Zwei Deutsche brachten die Buchdruckerkunst im J. 1464 nach Italien, zuerst nach dem Kloster Subiaco, dann nach Rom; 1469 kam sie durch Johann von Speier nach Venedig, dessen Druckereien noch im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts zur höchsten Blüthe gelangten; 1470 legten Deutsche zu Paris in der Sorbonne die erste Druckerei Frankreichs an, und um dieselbe Zeit gründete ein Deutscher zu Valencia in Spanien eine Druckerwerkstatt. Auch in der Schweiz und England wurde um jene Zeit die Kunst heimisch, in dem Letzteren Lande durch einen englischen Kaufmann, der sie in Köln oder Brügge erlernt hatte. Die Holländer endlich behaupten, daß die Buchdruckerkunst bei ihnen unabhängig und sogar früher als von Gutenberg erfunden sei. Sie schreiben das Verdienst der Erfindung dem Laurens Janszoon Coster (dem Küster) von Harlem zu, der nach einer Sage zuerst nur zu seinem Vergnügen und zum Unterricht für seine Enkel Buchstaben verkehrt aus Buchenrinde geschnitten und zeilenweise auf Papier abgedruckt haben soll. Später habe er ganze Tafeln mit Figuren und Schrift geschnitten und gedruckt; endlich habe er bleierne und zinnerne Buchstabenformen angefertigt, und da ihm das Geschäft Gewinn brachte, habe er Gehülfen angenommen, die ihm schwören mußten, die Kunst als Geheimniß zu bewahren. Einer derselben, ein gewisser Johannes, habe aber seinen Eid gebrochen, in der Christnacht die Werkstatt bestohlen, und sei mit den Lettern und den Werkzeugen nach Mainz geflohen. Dort habe er im folgenden Jahre (1441) einige Sachen gedruckt und so der Stadt mit Unrecht das Verdienst der Erfindung zugewandt. Die Wahrheit dieser erst später auftauchenden Sage ist indessen mit den triftigsten Gründen bestritten worden, und Gutenberg wird wohl das Verdienst der Erfindung ungeschmälert bleiben müssen. Höchstens mag man zugeben, daß Coster gleichzeitig mit ihm den Uebergang von dem Druck mit Holzplatten zu dem mit beweglichen gegossenen Lettern gefunden habe; jedenfalls aber war es Gutenberg, der die Erfindung in der großartigsten Weise durchführte und für die Literatur geltend machte, so daß, als die vollkommnere Buchdruckerkunst um 1470 aus Deutschland nach den Niederlanden eingeführt wurde, die Harlemer Werkstatt ganz einging und nur in jener dunkeln Sage ihr Andenken sich erhalten hat. Die Holländer halten übrigens an ihrer Behauptung so fest,

daß dem Lorenz Coster nicht nur zu Harlem eine steinerne Bildsäule errichtet ist, sondern daß man auch, indem man seine Erfindung in das Jahr 1423 setzt, im Jahre 1823 daselbst mit großen Festlichkeiten die vierhundertjährige Jubelfeier der Buchdruckerkunst begangen hat.

Wie mächtig die Buchdruckerkunst mitgewirkt hat zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen und allgemeiner Geistesbildung, wie wichtig sie für und durch die Verbreitung des göttlichen Wortes geworden ist, zur Vorbereitung jener mächtigen Umgestaltung auf dem Gebiete des religiösen Lebens, welche den Eintritt der neuen Zeit bezeichnet, darauf braucht kaum hingedeutet zu werden. Nur wenigen Auserkorenen waren bis dahin die Schätze der Wissenschaft zugänglich gewesen. Nur durch mühsames Abschreiben hatte man die Werke des Alterthums zu erhalten und zu vervielfältigen vermocht, und mancher Mönch brachte seine ganze Lebenszeit damit zu, die Abschrift eines oder weniger Bücher zu vollenden. Abgesehen davon, daß solche Abschriften oft sehr fehlerhaft waren, so waren sie auch außerordentlich kostspielig. Eine vollständige Bibel kostete 400 bis 600 Goldgulden; ein Livius wurde in Italien mit 120 Goldthalern bezahlt. Ist es zu verwundern, daß unter solchen Umständen Kaiser Karl IV. nur eine Bibliothek von 114 Werken besaß, und daß im Jahre 1450 ein Cardinal die Werke des jüdischen Geschichtschreibers Josephus nicht bezahlen konnte? Das wurde nun ganz anders. Ließ sich auch Fust noch für eine Bibel 100 Goldgulden und darüber bezahlen, so sank doch der Preis der Bücher sehr schnell auf den fünften Theil des früheren Werthes der Handschriften und darunter herab. So wurden die Werke der Wissenschaft auch in weiteren Kreisen zugänglich und blieben nicht mehr im Staube der Bibliotheken vergraben; die Forschungen großer Denker wurden zum Gemeingut Vieler; der erleichterte Austausch weckte mächtig die Ideen, und unmöglich war es jetzt geworden, daß das menschliche Geschlecht je zurücksänke in geistige Finsterniß. Freilich hat durch den Mißbrauch der Presse auch manches Unreife, manches Verkehrte und Verwerfliche Verbreitung gefunden; aber sie selbst bietet zugleich die besten und wirksamsten Mittel zur Bekämpfung und Vernichtung desselben dar, und jedenfalls wird der Mißbrauch der Buchdruckerkunst durch die Segnungen, welche dieselbe herbeigeführt hat, reichlich aufgewogen.

§. 80. Die Wiederherstellung der Wissenschaften. — Die Mediceer.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst fiel in eine geistig ungewöhnlich aufgeregte Zeit. Wohl war zu keiner Zeit der Sinn für Wissenschaft und Kunst ganz erstorben gewesen; aber die Geisteswerke des römischen und noch mehr die des hellenischen Alterthums waren lange Zeit für die Meisten ein verborgener Schatz; fast schien es, als sollten sie für immer unter den Trümmern des alten römischen Weltreiches begraben bleiben, und vereinzelt und fast fremd in ihrer Zeit stehen die Wenigen da, welche mit den Alten bekannt waren. Aber seit dem vierzehnten Jahrhundert wandte man sich in Italien mit Begeisterung dem Studium des classischen Alterthums zu. Begünstigt und angeregt wurde diese Richtung durch mancherlei äußere Ereignisse; die Noth, das Dahinsterben und der endliche Untergang des griechischen Reiches riefen eine geistige Auferstehung zunächst des griechischen Alterthums hervor, und durch das Bekanntwerden mit dem Griechischen verjüngten sich auch die Studien der lateinischen Sprache und Literatur. Unberechenbar war der Gewinn, den diese erneuerte Kenntniß des Alterthums dem geistigen Leben der Völker brachte. Man studirte nicht bloß die Sprache; weit mehr noch suchte man den Geist des Alterthums zu erkennen und ihn sich anzueignen, und keine Wissenschaft blieb von dem Einflusse dieser Studien unberührt. Nicht nur, daß äußerlich die Behandlung derselben an Klarheit und Schönheit, an strenger Gesetzmäßigkeit der Form gewann; neue Gedanken, neue Anschauungen wurden durch die Bekanntschaft mit dem Alterthum angeregt, neue Bahnen den geistigen Bestrebungen angewiesen; das ganze wissenschaftliche Leben und Denken wurde von demselben durchdrungen, und nicht mit Unrecht hat man daher diese Zeit die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften genannt.

Als Begründer dieser neuen Geistesrichtung ragen vor Allen hervor die beiden großen Dichter Petrarca und Boccaccio, die wir noch in §. 81 näher kennen lernen werden. Petrarca ergab sich mit begeisterter Liebe dem Studium der classischen Schriftsteller Roms, besonders des Cicero. Rastlos war er bemüht, Handschriften ihrer Werke zu sammeln; nicht nur in Italien ließ er sie aufsuchen, sondern er sandte auch nach England, Frankreich, Spanien und Griechenland zu diesem Zwecke Briefe und bedeutende Geldsummen. Manches hat er vom Untergange gerettet. Er war es, durch den der erste Homer aus Griechenland nach Italien kam. Freilich waren damals nach seiner Berechnung nur zehn Männer im ganzen Lande, die Griechisch verstanden; er selbst hatte es noch in

ſeinem fünfunddreißigſten Jahre von Barlaam, einem Mönche aus einem der griechiſchen Klöſter in Calabrien, gelernt, der auch als Geſandter des griechiſchen Kaiſers an den Papſt nach Avignon geſchickt wurde. Petrarca's Kenntniß des Griechiſchen war allerdings eine ziemlich mangelhafte geblieben; gleichwohl bewunderte er ſchwärmeriſch den Homer und ließ ihn in's Lateiniſche überſetzen, damit er bekannter würde. Boccaccio ging noch weiter. Er bewirkte, daß in Florenz ein eigner Lehrſtuhl für die griechiſche Sprache errichtet, und daß ſein Lehrer Leontius Pilatus, ein Schüler Barlaams, als Erklärer des Homer öffentlich angeſtellt und beſoldet wurde. Gleichzeitig wurde auch der Eifer für die römiſche Literatur geweckt durch Johann von Ravenna, der aber auch eben ſo warm das Studium des Griechiſchen empfahl und förderte nnd nach Leontius Pilatus den Lehrſtuhl deſſelben inne hatte. Inzwiſchen wurden die Bedrängniſſe des griechiſchen Reiches immer größer, und der Kaiſer Johannes Paläologus ſandte deshalb gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts einen angeſehenen Mann, den Manuel Chryſoloras, als Geſandten nach Italien. Derſelbe nahm dort nach Ausführung ſeines Auftrages ſeit 1395 ſeinen bleibenden Aufenthalt. Er war der erſte Grieche, der als Lehrer ſeiner Mutterſprache in Italien öffentlich angeſtellt wurde; im Jahre 1397 ſchloß die Regierung zu Florenz mit ihm einen Contract ab, durch welchen er ſich für ein von derſelben feſtgeſetztes Jahrgehalt öffentlich zu lehren verpflichtete. Er verfaßte eine griechiſche Sprachlehre und regte zuerſt das Studium der platoniſchen Philoſophie an. Nicht nur in Florenz aber lehrte er, ſondern auch in Pavia, Mailand, ſeit 1404 in Venedig, einige Jahre ſpäter in Rom, überall mit dem ungetheilteſten Beifalle und dem glänzendſten Erfolge. Die größten Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts waren ſeine Schüler und ſetzten ſein Werk nach ſeinem Tode mit Begeiſterung fort. Er ſtarb 1415 zu Coſtnitz, wohin ihn Papſt Johann XXIII. auf das Concil geſandt hatte. Unter den gelehrten Griechen, die ſich um die Belebung des Eifers für die Wiſſenſchaften in Italien verdient machten, iſt nächſt Chryſoloras namentlich Johannes Argyropulos zu erwähnen, welcher funfzehn Jahre lang mit großem Erfolge in Florenz wirkte. An ſeine Stelle trat daſelbſt im J. 1471 Demetrius Chalkondylas, der ſich in der Folge nach Mailand begab, und an beiden Orten benutzten ſeinen Unterricht zwei Männer, welche für die Weckung eines neuen geiſtigen Lebens in Deutſchland die größte Bedeutung gewannen, Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam.

Gleichzeitig wurden auch italieniſche Jünglinge durch Lernbegierde getrieben, ſelbſt nach Griechenland, namentlich nach Conſtantinopel zu gehen, und nach ihrer Rückkehr wirkten ſie dann eifrig als Lehrer in ihrem Vaterlande; ſo namentlich Franz Filelfo, der Schwiegerſohn des

Johannes Chryſoloras, eines Neffen des Manuel, der nebſt und nach ſeinem Oheim als Lehrer in Italien thätig war. Immer zahlreicher wurden indeſſen die Hülfsgeſuche der griechiſchen Kaiſer bei den abendländiſchen Fürſten; Kaiſer Johannes Paläologus kam 1423 ſelbſt nach Italien; manche griechiſche Städte wurden von den Türken erobert; gleichzeitig war man bemüht, eine Vereinigung zwiſchen der griechiſchen und der römiſchen Kirche zu Stande zu bringen, und dies Alles führte immer mehr Griechen nach dem Abendlande. Die Flüchtlinge fanden gaſtliche Aufnahme in Italien und vergalten dieſelbe durch Unterricht in ihrer Mutterſprache. Großes Verdienſt erwarb ſich unter denſelben Theodorus Gaza, 1398 zu Theſſalonich geboren, welches damals ein Hauptſitz altgriechiſcher Bildung war. Als ſeine Vaterſtadt 1430 in die Gewalt der Türken gerieth, ging er als Flüchtling nach Italien. Nachdem er in Mantua unter der Leitung eines ausgezeichneten Lehrers, des Victorinus von Feltre, die lateiniſche Sprache gründlich erlernt hatte, trat er im J. 1440 in Ferrara öffentlich als Lehrer auf. Papſt Nicolaus V. berief ihn 1451 mit andern Gelehrten nach Rom, und nach dem Tode deſſelben hielt er ſich zu Neapel am Hofe des Königs Alfons, dann wieder in Rom, darauf in Ferrara, endlich in Calabrien auf, wo er 1478 ſtarb. Er wirkte für die Verbreitung des Studiums der griechiſchen Sprache und Literatur nicht nur durch mündlichen Unterricht, ſondern auch durch lateiniſche Ueberſetzungen griechiſcher Schriftſteller, namentlich des Ariſtoteles, und durch eine von ihm verfaßte griechiſche Grammatik. Johannes Beſſarion aus Trapezunt, Erzbiſchof von Nicäa, der 1438 wegen der Kirchenvereinigung nach Italien kam, trat zur römiſchen Kirche über und wurde Cardinal. Er ſammelte einen großen Kreis von Gelehrten um ſich und brachte eine Menge koſtbarer Handſchriften zuſammen. Beſonders war er mit Venedig befreundet. Dorthin ſchenkte er auch ſeine Bibliothek, welche die Grundlage der berühmten Marcusbibliothek geworden iſt. Sein Begleiter Georgius Gemiſthius Plethо zeichnete ſich als Lehrer der platoniſchen Philoſophie aus. Die Eroberung Conſtantinopels trieb abermals die Griechen, noch zahlreicher als zuvor, Zuflucht in Italien zu ſuchen. Viele von ihnen wirkten zuſammen mit ihren bereits daſelbſt ſich befindenden Landsleuten, und mit ihnen vereinigten ſich manche tüchtige Italiener ihrer Schule und Lehrer der lateiniſchen Sprache und Literatur, die auf gutes Latein ſo ſtolz waren, als ob es ihre Mutterſprache wäre, und auch mit großem Eifer Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen in's Lateiniſche anfertigten. Unter den Letzteren hatte ſich ſchon in früherer Zeit ausgezeichnet Laurentius Valla (geboren zu Rom 1406, geſtorben 1457), der, wegen ſeiner geſchichtlichen Forſchungen, die ihn ſelbſt zu Angriffen gegen die Rechtmäßigkeit der päpſtlichen Macht führten, bald in Rom, bald in Neapel nicht ſicher, und wegen ſeiner frei-

ſinnigen religiöſen Anſichten als Ketzer mit der Verfolgung der Inquiſition bedroht, endlich bei dem Papſte ſelbſt Schutz und ehrenvolle Aufnahme fand. Unter den Späteren ragt Marſilius Ficinus hervor, geb. am 19. Oct. 1433 zu Florenz, wo ſein Vater als Arzt bei Coſimo von Medici in hohen Ehren ſtand, geſt. 1499, ausgezeichnet als Lehrer der platoniſchen Philoſophie und Ueberſetzer der Schriften Platons; ferner Johannes Picus Graf von Mirandola, im J. 1463 geboren, der von ſeinen Zeitgenoſſen als Wunder von Gelehrſamkeit und Geiſt geprieſen wurde, ſo daß man ihn nur den Phönix zu nennen pflegte, und der nach einem ſtreng enthaltſamen, nur der Wiſſenſchaft geweihten Leben im J. 1494 zu Florenz ſtarb. In demſelben Jahre ſtarb daſelbſt auch der bedeutendſte unter allen italieniſchen Gelehrten jenes Jahrhunderts Angelo Poliziano, ein Mann von ſeltener Vielſeitigkeit der Bildung und als Lehrer der griechiſchen und römiſchen Literatur ſo berühmt, daß aus allen Ländern Jünglinge und Männer herbeiſtrömten, um ihn zu hören, ja daß ſelbſt die gelehrteſten Männer jener Zeit gern unter ſeinen Schülern Platz nahmen. Aber auch die Fürſten Italiens waren von Begeiſterung für die ſich verjüngende Wiſſenſchaft ergriffen; ſie förderten das Aufblühen derſelben auf jede Weiſe und zogen gelehrte Männer gern in ihren vertrauten Freundeskreis. So ſammelte Robert von Anjou, König von Neapel, zahlreiche Gelehrte um ſich; ſeinem Freunde, dem Dichter Petrarca, ſchrieb er: „Ich ſchwöre, daß mir die Wiſſenſchaft weit theurer iſt, als mein Königreich, und müßte ich eins von beiden entbehren, ſo würde ich lieber meine Krone miſſen, als die Wiſſenſchaft.“ Ein eben ſo großer Freund der Wiſſenſchaft war der Herzog Franz Sforza von Mailand, mit dem andere Fürſten, wie Lionel und Borſo von Eſte, wetteiferten, unter den Päpſten namentlich der gelehrte Nicolaus V., welcher viele Gelehrte, unter ihnen Filelfo und Laurentius Valla, nach Rom berief und mit königlicher Freigebigkeit unterſtützte. Er war auch der Gründer der berühmten vaticaniſchen Bibliothek in Rom. Vor Allen aber zeichnete ſich durch Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft im funfzehnten Jahrhundert das Haus der Mediceer in Florenz aus.

Die Familie Medici war durch Handel zu großem Wohlſtande gelangt und gehörte bereits im dreizehnten Jahrhundert zu den angeſehenſten und mächtigſten Familien in Florenz. Zwar wurde ſie zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis auf wenige Glieder durch die argwöhniſche Regierung aus Florenz verbannt; aber die Zurückgebliebenen wandten ſich nun um ſo eifriger ihren ausgedehnten Handels- und Wechſelgeſchäften zu, gaben vielen Tauſenden Beſchäftigung und erwarben ſich unermeßliche Reichthümer. Giovanni von Medici wurde ſogar zur Theilnahme an der Regierung berufen, und als er im J. 1429 ſtarb, begleiteten ſeine Leiche alle Mitglieder der Regierung, alle fremden Geſandten

und viele Arme, deren Vater er gewesen war. Er hinterließ zwei Söhne, Cosimo und Lorenzo, von denen der Letztere Stammvater der späteren Großherzoge von Toscana wurde.

Wie Giovanni, so wurde auch Cosimo bald das Haupt und die Hoffnung der Volkspartei. Er dehnte die bedeutenden Handelsgeschäfte seines Hauses noch weit mehr aus; an 128 Handelshäuser und Factoreien soll er in allen Welttheilen gehabt haben, und sein ungeheurer Reichthum diente ihm als Mittel, sich durch große Freigebigkeit einen mächtigen Anhang zu verschaffen, obgleich die Partei, wahrscheinlich auf seine Veranlassung, sich nicht nach seinen Namen nannte. Es schien daher seiner Gegenpartei, an deren Spitze Rinaldo degli Albizzi stand, unbedingt nöthig, ihn zu beseitigen. Wirklich wurde er im J. 1433 verhaftet, und nur durch Bestechung gelang es ihm, das von den Albizzi ihm zugedachte Todesurtheil in zehnjährige Verbannung zu verwandeln. Er ging nach Padua; aber bald wurde er in Florenz schmerzlich vermißt. Bereits im folgenden Jahre rief man ihn zurück; im Triumph wurde er vom Volke empfangen, und seine Partei war fortan die herrschende in Florenz. Er hätte jetzt blutige Rache an seinen Feinden nehmen können; aber nur Einzelne ließ er verbannen. Obgleich er es nun eigentlich war, der den Staat regierte, so suchte er doch stets den Schein der Herrschaft zu vermeiden; er regierte durch Andere, während er selbst im Hintergrunde blieb. Er hätte leicht mit Fürsten in Familienverbindung treten können; aber er verheirathete seine Söhne und Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. So verschmähte er es auch, an Pracht und Schönheit es Andern zuvorzuthun; sein Palast, der jetzige Palast Ricardi, zeichnete sich in nichts vor den Palästen Anderer aus. Dagegen verschönerte er Florenz mit öffentlichen Gebäuden, ließ Kirchen, Klöster und Kapellen erbauen; alle großen Künstler fanden durch ihn Beschäftigung und reichen Lohn; denn er war ein großer Freund und Kenner der Künste. Eben so liebte und beförderte er die Wissenschaften. Er kaufte die aus 800 Handschriften bestehende Bibliothek des Florentiners Niccolo Niccoli und stellte sie in dem Marcuskloster auf, das er für 36,000 Ducaten hatte bauen lassen. So legte er den Grund zu der von seinem Enkel Lorenzo außerordentlich erweiterten, nach mancherlei Schicksalen wieder in Florenz befindlichen mediceischen Bibliothek. Mit Plethon's Hülfe stiftete er zu Florenz eine sogenannte platonische Akademie, zu deren Leiter er den Marsilius Ficinus besonders erziehen ließ. Mit großer Klugheit leitete er auch die äußeren Angelegenheiten des Staates, die oft verwickelt genug waren, und erhob denselben zu bedeutendem Ansehen. Daher war bei seinem Tode (1. April 1464) die Macht seines Hauses völlig befestigt. Wie er im Leben allen übermäßigen Prunk verschmäht hatte, so wurde ihm nach seiner Bestimmung auch ein

prunkloſes Leichenbegängniß; die dankbaren Florentiner aber bezeichneten ihn noch auf ſeinem Grabmale als „Vater des Vaterlandes und des Volkes."

Giovanni, der eine von ſeinen Söhnen, war ihm ſchon im Tode vorangegangen; der andre, Pietro, war kränklich und wenig geeignet, an ſeine Stelle zu treten; noch dazu verſcherzte er gleich Anfangs die Liebe des Volkes dadurch, daß er auf den boshaften Rath eines falſchen Freundes alle Summen, die Coſimo an Bürger ausgeliehen hatte, aufkündigte und nicht ohne Härte einzog. Seine Feinde, den mächtigen Luca Pitti an der Spitze, beſchloſſen ſogar, ihn zu tödten und ſich der Herrſchaft zu bemächtigen, aber der Anſchlag wurde verrathen; die Häupter der Unzufriedenen mußten flüchten, und die Macht des Hauſes Medici ſtand feſter als je. Leider benutzten Pietro's Freunde ſeine fortwährende Kränklichkeit zu mancher Handlung der Willkür und Härte, und er dachte deshalb ſchon darauf, ſeine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch ſie der Zügelloſigkeit ſeiner Freunde Schranken zu ſetzen, als er am dritten December 1469 ſtarb.

Er hinterließ zwei Söhne, Lorenzo, vermählt mit der ſchönen und reichen Prinzeſſin Claricia Orſini, und Giuliano. Leider wichen ſie von den Wegen ihrer Vorfahren in vieler Beziehung ab. Ungeheurer Aufwand verringerte ihr Vermögen, und die Einkünfte des Staates wurden benutzt, um die Verluſte zu erſetzen. Die dadurch entſtandene Mißſtimmung gegen ſie wußten ihre Feinde trefflich zu benutzten. Die Pazzi, die mächtigſte Familie in Florenz nächſt den Mediceern, verbanden ſich mit dem Erzbiſchofe Salviati, dem Papſte und Neapel gegen die Brüder, und beſchloſſen im Einverſtändniſſe mit ihren Verbündeten, ſie zu ermorden. Der zweite Mai 1478 war zu ihrem Todestage beſtimmt. Es wurde eine kirchliche Feier veranſtaltet, bei der Lorenzo und Giuliano nicht fehlen konnten, und Franz Pazzi ſtach Giuliano in der Kirche Santa Reparata in dem Augenblicke nieder, wo die Monſtranz erhoben wurde. Zwei Geiſtliche hatten die Ermordung Lorenzo's übernommen; aber ſie trafen ihn ſo ſchlecht, daß er, leicht verwundet, ſich in die Sakriſtei rettete. Nun entſtand ein fürchterlicher Tumult in und außer der Kirche; das Volk fiel wüthend über jene beiden Geiſtlichen her und ermordete ſie auf der Stelle. Der Erzbiſchof Salviati war bereits im Regierungspalaſt ergriffen, als er eben mit einer Anzahl Verſchworener ſich des Gonfaloniere (Gerichtsbannerherrn) und der Prioren der Stadt bemächtigen wollte, und in vollem Ornat am Fenſterkreuze erhängt worden; Pazzi, der verwundet nach Hauſe geflohen war, wurde aus dem Bette geholt und neben dem Erzbiſchof aufgehängt. Viele der Verſchworenen wurden von dem wüthenden Volke in Stücke zerriſſen, die Häuſer der Pazzi geplündert und zerſtört. Zwar wurde Lorenzo von dem Papſte in den

Bann gethan, und der König von Neapel begann Krieg gegen Florenz, aber im Jahre 1480 brachte Lorenzo einen Frieden mit Neapel zu Stande, und nun mußte auch der Papst nachgeben. Das Ansehen des Hauses Medici war jetzt mehr als je gesichert. Lorenzo, gestützt durch die Liebe des Volkes, besaß fast fürstliche Macht in der Republik, der er durch seine weise Leitung dauernden Frieden sicherte. Wie sehr ihm Alle zugethan waren, zeigte sich namentlich, als er durch große Unglücksfälle genöthigt wurde, die Handelsgeschäfte ganz aufzugeben und aus dem Staatsschatze große Summen zu borgen. Durch seine Freigebigkeit und seine Prachtliebe waren seine Vermögensumstände so zerrüttet, daß er dem Bankerott nahe war. Da erklärte die Republik seine Schulden für die ihrigen, setzte den Zinsfuß der Staatsschuld von drei auf anderthalb Procent herab und griff selbst die Kapitale aller milden Stiftungen an, um die Ausgaben decken zu können. Noch immer blieb ihm indessen Reichthum genug, um prächtige Paläste auf seinen Besitzungen aufführen zu lassen und Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. Wie er Cosimo an Klugheit und Freigebigkeit gleich kam, so übertraf er ihn noch an Eifer in Förderung der Kunst und Wissenschaft. In einem besonders dazu eingerichteten Gebäude gründete er eine Schule der zeichnenden Künste; er vermehrte die mediceische Bibliothek und umgab sich mit den größten Gelehrten seiner Zeit, die er nach Florenz zog und freigebig belohnte, so daß durch ihn Florenz der Mittelpunkt der Gelehrsamkeit wurde. Erst vierundvierzig Jahre alt, starb er am achten April 1492 in den Armen seines Hausgenossen und Freundes Angelo Poliziano, geehrt von den Fürsten Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern. Pietro, der älteste seiner drei Söhne, vermählt mit Alfonsina Orsini, folgte ihm in der Leitung der Republik. Derselbe war aber dieser Stellung durchaus nicht gewachsen und machte sich durch seine Unfähigkeit, in deren Folge Florenz in einen nachtheiligen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, bei den Bürgern so verhaßt, daß im J. 1494 alle Mediceer aus der Stadt gejagt wurden. Erst nach achtzehn Jahren gelang es seinem Bruder Giovanni in Folge eines in Florenz ausgebrochenen Aufstandes, die Rückkehr der Familie zu bewirken, und als Giovanni bald darauf als Leo X. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, gelangte dieselbe wieder zu ihrem alten Glanze.

§. 81. Literatur und Kunst in der letzten Zeit des Mittelalters.

Die neue Richtung, welche das wiedererwachte Studium der alten Literatur dem geistigen Leben in Italien gab, übte auch auf die Dichtkunst mannichfachen Einfluß, und namentlich offenbart sich derselbe in den Werken der drei großen Dichter Dante, Petrarca und Boccaccio.

Dante oder, wie er eigentlich heißt, Duraute*) Alighieri**) war am 27. Mai 1265 zu Florenz geboren, wo sein Vater Alighiero degli Alighieri ein angesehener Rechtsgelehrter war. Schon 1270 starb ihm der Vater, hinterließ jedoch ein Vermögen, das bedeutend genug war, um dem Knaben eine gute Erziehung zu verschaffen. Seine Mutter Donna Bella nahm sich derselben mit der größten Sorgfalt an und gab ihm den als gelehrten Staatsmann und Schriftsteller ausgezeichneten Brunetto Latini zum Lehrer. Unter seiner Leitung ergab sich der Jüngling mit großem Eifer den Wissenschaften. Nichts, was dem Gebiete der Gelehrsamkeit angehörte, blieb ihm fern; selbst in der Astrologie hatte er umfassende Kenntnisse. Dabei vernachlässigte er aber auch nicht die unter den höheren Ständen gewöhnlichen Leibesübungen, um seinem Körper Gewandtheit und Stärke zu verschaffen, und eben so wenig hinderten jene ernsten Bestrebungen ihn an der Beschäftigung mit den Künsten, die er über Alles liebte. Nicht nur schrieb er eine schöne Hand, sondern er übte auch Musik und Gesang, und mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Zeichenkunst; der berühmte Maler Giotto war sein vertrauter Freund. Schon früh machte er dichterische Versuche, die er seinem Lehrer mittheilte. Kaum neun Jahre alt, sah er bei einem Feste, welches die Florentiner im Anfange des Mai zu feiern pflegten, die ebenfalls neunjährige Beatrice, die Tochter des angesehenen florentinischen Bürgers Folco Portinari, und der Anblick des lieblichen Kindes machte auf das Gemüth des Knaben einen unauslöschlichen Eindruck Nur einige Male sah er sie noch in der Kindheit wieder; einmal nur beglückte ihn später ihr Gruß auf der Straße. Aber ihr Bild, das Bild der schönsten Weiblichkeit, lebte beständig in seiner Seele; durch die Bande der reinsten, zartesten Herzensneigung fühlte er sich mit ihr verbunden; sie war das

*) Dies war sein Taufname; aber man gewöhnte sich in seiner Jugend allmälig daran, ihn mittels Abkürzung Dante zu nennen.

**) Dieser Name ist nicht der älteste und ursprüngliche der florentinischen Familie, aus welcher Dante stammt. Sie nannte sich vielmehr Elisei. Cacciaguida aber, das genealogische Haupt dieser Familie, der sich mit einer vornehmen Dame aus Ferrara, der Aldighieri oder Alighieri, vermählte, gab diesen Namen einem seiner beiden Söhne, und so vererbte sich derselbe auf seine Nachkommen.

Ideal seines Lebens; der Gedanke an sie adelte sein ganzes geistiges Wesen und weckte die reichste Fülle der Poesie in seiner Brust; sie blieb die Seele seiner Werke, die ihn unsterblich gemacht haben, obgleich sie schon in früher Jugend, am 9. Juni 1290, durch den Tod für immer seinen Blicken entzogen wurde. In den Jahren 1289 und 1290 nahm er Theil an den Kämpfen der Republik gegen Arezzo und Pisa. Auch als Staatsmann diente er derselben. Als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erreicht hatte, wurde er in die Zahl der Prioren*) gewählt, und zwar nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, durch das Loos, sondern durch freie Wahl. Florenz befand sich damals in einem blühenden Zustande; leider aber wurde die Ruhe bald durch heftige innere Parteikämpfe gestört. Das Geschlecht der Cerchi, von niederer Herkunft, aber großem Reichthum, wurde heftig von dem alten Adelsgeschlechte der Donati befeindet. Die ursprünglich in Pistoja entstandenen Parteien der Weißen und Schwarzen schlossen sich an sie an, jene an die Cerchi, diese an die Donati, und bald war ganz Florenz in die Parteien der Weißen und Schwarzen getheilt. Die Schwarzen wurden aus Florenz verbannt. Sie wandten sich Hülfe suchend an den Papst, und durch das Geld und die Truppen desselben unterstützt, bemächtigte sich Karl von Valois, der Bruder Philipps des Schönen von Frankreich, der Stadt. Gegen seinen Eid ließ er gleich in der folgenden Nacht die Donati zurückkommen; mit Feuer und Schwert wütheten dieselben gegen die Weißen, und im April 1302 wurden alle Häupter der Letzteren, sechshundert an der Zahl, aus Florenz verbannt, ihre Güter verwüstet und ihre Paläste niedergerissen. Schon vorher war Dante, der sich von Anfang den Weißen angeschlossen hatte, von diesem Schicksale betroffen worden. Er fand Zuflucht in Verona, wo ihn Bartolomeo della Scala gastlich aufnahm; dann war er in Bologna, in Padua, nachher wieder in Verona am glänzenden Hofe des Can della Scala, und endlich ging er nach Paris, wo er sich eifrig mit Theologie und Philosophie beschäftigte. Der Zug Kaiser Heinrichs VII. nach Italien erfüllte ihn mit neuen Hoffnungen. Er kehrte in sein Vaterland zurück, ermahnte in einem Schreiben alle Fürsten und Völker Italiens, sich dem Kaiser zu unterwerfen, trieb diesen selbst in einem feurigen Briefe, sich nicht durch die Aufstände geringerer Städte aufhalten zu lassen, sondern seine ganze Macht gegen Florenz zu richten, und begrüßte ihn persönlich mit vielen Verbannten, als er unter lautem Jubel des Volkes im December 1310 in Mailand einzog. Der Tod des Kaisers raubte dem Dichter

*) So hießen die Häupter der sechs oberen Zünfte, welche die obere Leitung der Regierung führten, seit im Jahre 1282 die Herrschaft des Adels in Florenz vernichtet war.

auch die letzte Hoffnung auf Rückkehr nach Florenz. Er fand gastfreundliche Aufnahme bei Guido Novello da Polenta, dem Beherrscher von Ravenna. Dort blieb er, die ihm unter erniedrigenden Bedingungen angebotene Rückkehr in die Vaterstadt verschmähend, bis an seinen Tod, der am 14. October 1321 erfolgte. Guido da Polenta ehrte den edlen Dahingeschiedenen noch im Tode. Er ließ den Leichnam durch die angesehensten Bürger auf ihren Schultern nach der Hauptkirche der Stadt tragen und dort in einer Kapelle vor dem Eingang derselben in einem marmornen Sarge vorläufig beisetzen. Er selbst hielt ihm die Leichenrede, und seine Absicht, ihm ein prächtiges Denkmal zu errichten, wurde nur dadurch vereitelt, daß er selbst im folgenden Jahre verbannt wurde. So erhielt denn das Grab erst 1483 ein würdiges Denkmal mit einer lateinischen Inschrift, die Dante selbst verfaßt haben soll. Im Jahre 1692 wurde das Denkmal wieder hergestellt; 1780 aber ließ Luigi Gonzaga es von Grund aus in Gestalt eines viereckigen, mit einer Kuppel bedeckten Tempels erneuern. Die von Canova gearbeitete Büste des großen Dichters wurde im Pantheon aufgestellt, und in Florenz endlich wurde ihm 1830 in der Kirche Santa Croce ein prächtiges Denkmal von carrarischem Marmor errichtet.

Dante war ein Mann von mittlerer Größe, im Alter etwas gekrümmt, doch stets würdig und ruhig und in sehr anständiger Kleidung einhergehend. Er hatte ein längliches, gebräuntes Gesicht, mit kühn gebogener Nase und großen, ausdrucksvollen Augen. Seine Kinnbacken waren stark und die Unterlippe etwas hervortretend, Bart und Haupthaar dicht, kraus und schwarz. Meistens lagerte sich der Ausdruck tiefsinniger Schwermuth auf den Zügen seines Antlitzes, ein Wiederschein der trüben Stimmung, die das vielbewegte Leben seinem Gemüthe gegeben hatte; doch war er im Umgange zwar ernst, aber immer höflich und edel; zuweilen konnte er, besonders in Gesellschaft von Frauen, heiter und selbst muthwillig sein. Glühend haßte er alles Schlechte und Gemeine, und mit gleich rücksichtsloser Strenge strafte er es an Hoch und Niedrig, an Feind und Freund. Dabei vergaß er selbst die gewöhnliche Lebensklugheit und verabscheute jede Schmeichelei, auch wo offener Tadel ihm verderblich werden mußte. Wohl erkannte er die Nichtigkeit kirchlicher Weltherrschaft; wohl sah er, daß nur gewaltsame Erschütterungen seinem heißgeliebten Vaterlande Hülfe und Rettung bringen könnten, und schonungslos griff er das Verderben in Staat und Kirche an.

Sein Volk gab ihm den Beinamen des Göttlichen, eine Ehre, die außer ihm nur dem Dichter Ariosto und den beiden großen Künstlern Rafael und Michel Angelo zu Theil geworden ist, und wohl mögen wir mit Uhland ausrufen:

Ja, mit Recht wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Unter ſeinen unſterblichen Werken iſt eins der früheſten das, welches er die Vita nuova (das neue Leben) genannt hat. Es enthält die Geſchichte ſeiner Jugendliebe zu Beatrice und die Sonette, Balladen und Canzonen, die er, von dieſer Liebe begeiſtert, gedichtet hat. Das Ganze athmet den Geiſt der reinſten Unſchuld; Vieles gehört zu dem Innigſten und Zarteſten, was die lyriſche Poeſie je erzeugt hat. So ſingt er zum Preiſe des Ruhmes ſeiner Beatrice:

Vollkommne höchſte Wonne ſiehet walten,
Der in der Frauen Schaar die meine ſieht;
Und die da mit ihr walten, ſind gehalten,
Zu preiſen Gottes Gnade dankerglüht;
Da, wo ihr Reiz und ihre Tugend ſchalten,
Aus aller Frauen Bruſt der Neid entflieht,
Ja, die ſogar auch, die zu ihr ſich halten,
Der Treue, Lieb' und Anmuth Schmuck umblüht.
Ihr Anblick läßt demüthig Alles werden,
Nicht auf ſie ſelbſt bloß Ruhm und Ehre lenkend,
Nein, Jede fühlt durch eigne ſich erfreut.
Und ſo voll holdem Reiz ſind die Gebehrden,
Daß Jeglicher, der holden Frau gedenkend,
Erſeufzen muß durch Amors Süßigkeit.

Und als ſie geſtorben war, klagt er:

Ja, Beatrice ging zu Himmels Zinnen
In's Land der Engel, in des Friedens Reich,
Und weilet dort, ihr Frauen, euch entrücket.
Nicht ſtarrer Froſt entraffte ſie von hinnen,
Auch Sonnenglut nicht, andern Frauen gleich;
Die Milde that's, die uns an ihr entzücket
Und die mit ihrer Demuth ſich geſchmücket,
So daß Ihr Glanz durchdrang das Sterngefild,
Vom ew'gen Gott mit Staunen wahrgenommen.
Als Gott darauf entglommen,
Zu ſich zu rufen ſolch ein Tugendbild,
Ließ er empor ſie von hienieden kommen,
Erwägend, daß dem ſchnöden Erdenleben
Mit Unrecht ſolch ein Kleinod hingegeben. — — —

Mein Klagelied, geb weinend nun und ſuche
Die Frau'n und Mädchen wieder, die da ſchienen
Sonſt mit vergnügten Mienen
Zu hören deiner Schweſter Fröhlichkeit;
Und, die du Tochter biſt der Traurigkeit,
Troſtloſe, geh, und bleibe dort bei ihnen.

In einer Canzone ſchildert er in prächtigen Bildern, wie Alles um ihn her der Liebe erſtorben iſt, und nur ſeine Liebe täglich neue Kraft gewinnt, ſo wenig ihr auch Nahrung geboten wird. Er ruft aus:

So rauh und herbe will die Zeit nun ſein,
Daß ſie die Blümlein tödtet auf den Matten,
Die kalten Herbſttau nicht zu tragen wiſſen.
Vom Dorn, der mich zerriſſen,
Allein will Amor Freiheit nie verſtatten;
Daß ich beſtimmt bin, ihn zu tragen immer,
So lang' ich leb', und ſollt' ich leben immer.

Dampfende Waſſer, deren Adern fließen
Durch Rauch und Qualm, wie ſie die Erde nähret,
Und aus dem Abgrund hoch empor ſie bringt,
Verwandeln jenen Weg, den ich zu grüßen
Im Lenze pfleg', in einen Bach, der währet,
So lang des Winters Angriff uns umringt.
Die Erd' iſt feſt, als ob ſie Schmelz umſchlingt,

Das Waſſer wandelt todt ſich zum Kryſtalle
Ob jenes Froſtes, der's von außen dränget.
Doch mir, vom Krieg gedränget,
Iſt's nicht vergönnt, daß je ich heimwärts walle;
Noch auch begehr' ich's; iſt ſchon Marter ſüß,
Wie muß der Tod ſein über Alles ſüß! — — —

In einer andern Canzone ſchweigt er vom Lobe ſeiner neuen Geliebten, um in einem Lehr- und Strafgedichte kund zu thun, „was Menſchen wahrhaft adlig mache." Auch die treue Liebe zu dem fernen Vaterlande klingt in ſeine Liebesklagen hinein. So ſchließt er eine Canzone:

O mein Gebirgsgeſang, du gehſt, wohlan,
Geh nach Florenz auch in mein Vaterland,
Das mich von ſich verbannt,
Ohn' irgend Lieb' und Mitleid zu gewähren;
Sprich, wenn du hinkommſt: Mein Gebieter kann
Jetzt nicht mehr waffnen gegen euch die Hand;
Dort, wo ich herkomm', feſſelt ihn ein Band,
Daß, wenn auch mild nun eure Herzen wären,
Er nicht mehr Freiheit hat, zurückzukehren.

Eine deutſche Ueberſetzung der Vita Nuova lieferten Oeynhauſen, Karl Förſter (Leipzig 1842) und auszugsweiſe Kannegießer („Dante's lyriſche Gedichte"). Nach dem Tode ſeiner Beatrice ſuchte und fand der Dichter Troſt in dem Studium der Philoſophie. Dies war ſeine zweite Liebe, deren Schilderung ſein Buch Il convito (das Gaſtmahl) geweiht iſt. Wie dieſe neue geiſtige Liebe anfänglich mit dem Andenken an Beatrice gerungen, wie er nachher in ihr die höchſte Befriedigung gefunden, hatte er in einer Reihe von Canzonen geſchildert; damit man

aber dieſe Schilderungen nicht auf ein irdiſches Weib bezöge, ſchrieb er zur Erläuterung derſelben ſein Gaſtmahl. Er wollte in demſelben vierzehn Canzonen erklären, hat aber von den 15—16 Abhandlungen, die es umfaſſen ſollte, nur vier beendet. Die Canzonen ſind überſetzt von Oeynhauſen, und mit den übrigen lyriſchen Gedichten Dante's von Kannegießer.

Dante's Canzonen waren bald ſo beliebt bei dem Volke, daß Alt und Jung ſie auf Straßen und Märkten, in Städten und auf dem Lande ſang, und manche Anekdote wird darüber erzählt. So hörte Dante einmal, als er vor einer Schmiedewerkſtatt vorüber ging, den Schmied eine ſeiner Canzonen auf die jämmerlichſte Weiſe ſingen Zornig ſtürzte der Dichter hinein und warf alles Handwerksgeräth und Eiſenzeug auf dem Boden umher. Der Schmied hielt ihn für wahnſinnig und fragte entſetzt, warum er ihm ſeine Arbeit verderbe. „Schurke!" antwortete ihm Dante, „ich thue Dir nur, wie Du mir. Verdirbſt Du meine Arbeit, verderbe ich die Deinige."

Die größte unter Dante's Dichtungen, durch welche er ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat, iſt ſeine „göttliche Komödie" Er begann dieſelbe in ſeinem fünfunddreißigſten Jahre, und zwar lateiniſch; bald aber entſchloß er ſich, um ſie dem Volke zugänglicher zu machen, ſie in der Landesſprache, dem damals ſogenannten Volgare, zu ſchreiben. Komödie aber nannte er die Dichtung, weil er drei Arten des Styls annahm, den tragiſchen, den komiſchen und den elegiſchen; Tragödie nannte er das, was von ruhigem Anfang zu einem grauenhaften Ausgange fortſchreitet; Komödie, was ſchreckhaft beginnt und lieblich und glücklich endet

Der große Dichter Boccaccio ſagt von dieſer wunderſamen Dichtung, ſie gleiche einem Strome, durch den ein Löwe ſchwimmen und ein Lamm gehen könne. Der Dichter ſchuf ſie zu einem gewaltigen Gerichte über ſeine Zeit; ja, die ganze Weltgeſchichte führt er in lebensvollem Bilde an uns vorüber; die Menſchheit erſcheint vor unſerm Blicke als der lohnenden und ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes unterworfen, je nachdem ſie mit Freiheit gut oder böſe gehandelt. In der ganzen Anlage des Werkes herrſcht die größte Beſonnenheit und die tiefſte Abſicht. In der äußeren Anordnung leitete ihn die von dem Geheimniſſe der Dreieinigkeit entlehnte Heiligkeit der Dreizahl Er theilte daher ſeine Dichtung in drei Theile, die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies, jeder aus 33 Geſängen beſtehend, ſo daß die Geſammtzahl der Geſänge mit Einſchluß desjenigen, welcher die Einleitung zum erſten Theile bildet, hundert beträgt. Jeder Theil zerfällt in neun Abtheilungen, die Hölle in neun Kreiſe mit einem Vorhof, das Fegefeuer in einen Vorhof, ſieben Kreiſe und das irdiſche Paradies, das Paradies endlich in die ſieben Himmel der

Planeten, den Fixsternhimmel, und darüber schwebt der unbewegliche Sitz der Gottheit, das Empyreum; im tiefsten Grunde der Hölle aber befindet sich Lucifer mit drei Gesichtern als grauenhaftes Gegenbild der göttlichen Dreieinigkeit.

Im ersten Gesange der „Hölle" schildert der Dichter, wie er in der Mitte seines Lebens sich in einem finstern Walde, dem Symbole des durch Leidenschaften und Irrthümer verfinsterten Gemüthes, plötzlich verirrt findet; doch er erreicht das Ende desselben, und es erscheint ihm ein von den Strahlen der Sonne beleuchteter Berg (die Wahrheit). Er will ihn erklimmen, aber ein Panther (die Lust der Sinne), ein Löwe (der Ehrgeiz) und eine Wölfin (die Habsucht) scheuchen ihn zurück. Da tritt ihm der Schatten des Dichters Virgil (die Vernunft) entgegen, verkündet ihm, er wolle ihn auf einem andern Wege aus dem wilden Orte durch die Hölle und das Fegefeuer führen; wolle er höher hinauf zu den Seligen, so werde eine würdigere Seele ihn geleiten. Dante folgt ihm, und beide gelangen zu der Höllenpforte, über welcher die Inschrift stand:

Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerkornen,
Durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund,
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlornen.
Das Recht war meines hohen Schöpfers Grund;
Die Allmacht wollt' in mir sich offenbaren;
Allweisheit ward und erste Liebe kund.
Die schon vor mir erschaffnen Dinge waren
Nur ewige, und ewig daur' auch ich.
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren!

Dante erbebt bei diesem Anblick; aber Virgil ermahnt ihn, muthig zu sein, ergreift ihn bei der Hand, und sie betreten den schrecklichen Ort. Dante denkt sich die Hölle im Innern der Erde in Gestalt eines ungeheuren Trichters, dessen Spitze im Mittelpunkt der Erde sich befindet, und dessen Wände treppenartig durch neun rings umher laufende Stufen abgetheilt sind, die sich nach unten immer mehr verengen, wie die Scheußlichkeit der Laster und die Furchtbarkeit der Strafen zunimmt, welche die Verdammten, die sie bewohnen, zu erdulden haben. In der Mitte des Erdgewölbes, welches die Hölle bedeckt, erhebt sich der Berg Zion, senkrecht über Lucifer, der sich im tiefsten Punkte der Hölle, also gerade in der Mitte der Erde, befindet. Durch die verächtlichen Schaaren Derjenigen, die auf Erden weder gut noch böse gelebt, und der Engel, die beim Abfall Lucifers sich weder empört hatten noch Gott treu geblieben waren, gelangen die Wanderer an den ersten Höllenfluß, den Acheron, der, im Kreise fließend, den Vorhof von der Hölle trennt. Charon will den Daute nicht in seinen Kahn aufnehmen; doch das dunkle Feld wankt; ein Windstoß fährt aus den bethränten Auen; ein Blitz blendet den

Wanderer, und wie vom Schlaf befallen stürzt er nieder. Als er erwacht, befindet er sich am Thalrande des ersten Kreises und steigt mit Virgil hinab. Er findet zuerst die Geister Derer, die nicht getauft sind und daher nicht in das Paradies kommen können. Homer, Horaz, Ovid, Lucanus begegnen ihm und führen ihn in ein schönes grünes Gefilde, wo er die großen Helden der Vorwelt findet, unter ihnen den L. Junius Brutus, Plato, Socrates, Cäsar, auch die Lucretia und andere edle Frauen. Hier ist auch Virgils Wohnung. Sie kommen darauf an den zweiten Kreis, wo Die, welche im Leben schnöder Lust gefröhnt, von heißem Wirbelwinde fortgerissen werden, unter ihnen Kleopatra, Dido, Paris, Helena. Im dritten Kreise findet Dante die wüsten Schlemmer in tiefem Schlamme stecken, von Schnee und Hagel umstürmt; im vierten erblickt er die Qualen der Geizigen und Verschwender, die mit der Brust gewaltige Lasten gegen einander wälzen und dann bei dem Anprall immer heulend zurückweichen; im fünften Die, welche, im Leben vom Zorn überwältigt, noch jetzt sich mit den Fäusten grimmig schlagen und sich wild mit den Zähnen packen. Mit dem sechsten Kreise beginnt die tiefere Hölle. Dort liegen Epikuräer und Ketzer in glühenden Särgen, deren Deckel sich am Tage des jüngsten Gerichtes schließen werden. Hier findet der Dichter auch den großen Hohenstaufen Friedrich II. Durch einen rauhen Abgrund klimmen die Wanderer mühsam zum siebenten Kreise hinab. Dort leiden Die, welche Gewaltthat geübt gegen Gott und Menschen. Dionysius von Syracus, Nero, Pyrrhus von Epirus, Attila, Ezzelino da Romano und andere Tyrannen sieden da in kochendem Blute; in einem dichten Walde sind die Seelen der Selbstmörder, eingeschlossen in Bäume, von deren Laub sich Harpyien nähren, oder von Hunden gehetzt und zerfleischt; dort sind die Gotteslästerer, die Wucherer von ewigem Feuerregen übergossen. Im achten Kreise findet der Dichter die Betrüger aller Art, die Schmeichler, die Päpste, welche sich der Simonie schuldig gemacht haben, unter ihnen Nicolaus III., die Zauberer und Wahrsager, die Staatsmänner, die ihr Amt mißbrauchten, um sich zu bereichern, die Heuchler, unter ihnen Hannas und Kaiphas, die gekreuzigt am Boden liegen, Räuber und Diebe, falsche Rathgeber, unter ihnen Odysseus und Diomedes, Anstifter von Zwietracht und Sectirer, unter ihnen Muhammed, endlich Fälscher aller Art und Verleumder, wie die Frau des Potiphar. Nun kommen die Wanderer an den neunten und letzten Kreis, wo die Verräther für ihre Verbrechen büßen, bis zum Kopfe in Eis stecken, und im Mittelpunkte dieses grausigen Kreises ist der Beherrscher dieses thränenvollen Reiches, Dis oder Lucifer, Bestrafter und Werkzeug der Strafe zu gleicher Zeit, blutige Thränen vergießend. Jedes seiner drei Mäuler hält einen Verräther gepackt, den Judas Ischarioth, den Cassius und den M. Junius Brutus So hat der Dichter die mannich-

fachen Arten menſchlicher Abweichung von der göttlichen Ordnung geſchaut, beginnend von der Hingebung an die rohe Sinnlichkeit und endigend mit abſichtlicher Bosheit, mit dem bewußten Frevel gegen Gott, Vaterland und Wohlthäter. In 24 Stunden hat er die Wanderung vollendet, und die Schilderung derſelben iſt ein vollendetes Meiſterwerk; alle bisherigen Richtungen und Beſtrebungen des geiſtigen Lebens ſind hier zu einem plaſtiſch abgerundeten Ganzen vereinigt; heidniſche Mythologie iſt mit der tiefſinnigſten chriſtlichen Anſchauung auf wunderſame Weiſe verſchmolzen; unerſchöpflich der Reichthum von Ideen, kräftig und würdig die Sprache, das Ganze getragen von hoher ſittlicher Würde.

Bis zum Luciſer gekommen, ſteigt der Dichter mit Virgil auf der unſerer Erdhälfte entgegengeſetzten Seite aus dem Höllenſchlunde hervor und ſieht die Sterne wieder.

Zum zweiten Reiche hin geht ſeine Bahn,
Wo ſich der Menſchengeiſt durch Schmerzen läutert
Und würdig wird, dem Himmelreich zu nah'n.

Der Dichter ſingt im Anfange des zweiten Theiles der göttlichen Komödie:

Wie Indiens Saphir wölbte ſich die Bläue
Des heitern Himmels ob der reinen Luft,
Und Wonne lachte meinem Aug' auf's Neue,
Wie ich emporſtieg aus der todten Gruft,
Wo Herz und Aug' in grauenvollem Schachte
Verdüſtert ward von Nacht und Grabesduft.

Nur der Berg der Läuterung erhebt ſich hier aus den Fluthen, und am ſchmalen Uferrande empfängt Cato von Utica, der Wächter dieſes Reiches, die Wanderer. Ein leichter Kahn führt ſie an den Fuß des Berges, wo der Hohenſtaufe Manfred, Rudolf von Habsburg, König Ottokar und andere Fürſten und Herren, die zu ſpät ihre Sünden bereuten, vor der Pforte des Fegefeuers auf die Zeit der Gnade harren. Unbewußt wird der Dichter bei Nacht zum Thore des Fegefeuers entrückt, und ein Engel, der die Wache hält, läßt die Wanderer ein. Sie ſehen die Seelen der Hochmüthigen von ſchweren Laſten gebeugt den Berg umwandeln. Im zweiten Kreiſe büßen die Neidiſchen, mit härenen Hemden bekleidet, die Augen mit Draht zugenäht und von den Händen der Liebe gegeißelt; im dritten ſind die Jähzornigen in dichten, ſchwarzen Rauch gehüllt. Auf der vierten Terraſſe laufen raſtlos Die, welche zum Guten träge waren; auf der fünften liegen die Geizigen und Verſchwender mit gebundenen Händen; auf der ſechsten leiden die Schwelger Hunger und Durſt beim Anblick eines fruchtbeladenen Baumes und eines friſch ſprudelnden Quells. Im ſiebenten Kreiſe wandeln die Sittenloſen in Flammen, die auch Dante durchſchreiten muß, um auf den Gipfel des Berges, das irdiſche Paradies, zu gelangen. Ein lieblicher Wald, durchfloſſen von murmeln-

den Bächen und durchweht von linden Lüften, bedeckt die ganze Fläche. Hier bleibt Virgil stehen und spricht zu Dante:

Du hast nun Straf' und Läuterung gesehen,
Und bist zum Ort gelangt, an dem nicht mehr
Mein Auge Kraft hat Höh'res zu erspähen.
Durch Geist und Kunst geleitet' ich dich her;
Zum Führer nimm fortan dein Gutbedünken,
Denn fürder ist dein Pfad nicht steil und schwer. — — —
Bis sich dir froh ihr schönes Auge naht,
Das mich zu dir einst rief mit bittern Zähren,
Ruh' oder wandle hier auf holdem Pfad.

Fortan verstummt Virgil. Eine schöne Frau empfängt die Wanderer, und Dante erblickt in einer herrlichen Vision die triumphirende Kirche unter dem Bilde eines Wagens, der von symbolischen Personen des alten und neuen Bundes umgeben ist und von einem Greifen, dem Symbol Christi, gezogen wird. Auf dem Wagen erscheint Beatrice, hält dem Dichter seine Verirrungen vor und läßt ihn zum Vergessen des Bösen im Bache Lethe baden. In einer zweiten Vision erblickt er darauf die Kirche in ihrer Entartung, und Beatrice weissagt ihm die Wiederherstellung derselben in voller Herrlichkeit. Er muß nun aus dem Bache Eunoe Erinnerung des Guten trinken, wodurch er fähig wird, sich zum Himmel zu erheben. Beklommen durch das Bewußtsein seiner Schuld und die Seligkeit des Wiedersehens, will er sich an seinen Führer wenden; aber dieser, die menschliche Vernunft, war unbemerkt entschwunden, als Dante sich Beatricen, dem Symbol des Glaubens, der göttlichen Liebe, der ewigen Gnade und der wahren Weisheit und Gotteserkenntniß, genähert hatte.

Sie ist fortan selbst seine Führerin. Von ihr geleitet, dringt er durch die sieben Planetenhimmel, in deren fünftem er die Seelen derer findet, die für den Glauben gestritten, unter ihnen seinen Ahnherrn. Sie bilden, gleich Sternen strahlend, ein leuchtendes Kreuz, an welchem die Gestalt des Heilandes glänzt. Im achten Himmel, dem der Fixsterne, sieht er in einer Vision den Triumph Christi und der Maria; im neunten, der alle übrigen Sphären umfaßt, erblickt er die neun Hierarchien der Engel, welche die neun Himmelssphären regieren, in neun Kreisen sich um einen gemeinsamen leuchtenden Mittelpunkt, Gott, bewegend. Im zehnten endlich erscheinen ihm alle Seligen, die, wie eben so viele Blätter, eine unendliche Rose bilden, in dem göttlichen Lichte sich spiegelnd, das sie umschließen. Hier verläßt ihn Beatrice und nimmt ihren ursprünglichen Sitz wieder ein, und auf die Bitte des heiligen Bernhard, der jetzt sein Führer wird, gelangt er zum Anschauen der Gottheit selbst. Er sieht drei Kreise von verschiedener Farbe, aber gleich an Umfang, und einer von ihnen zeigt ein menschliches Antlitz. Ver-

gebens sucht Dante das Verhältniß des Bildes zum Kreise zu ergründen; aber ein Blitz durchdringt seinen Geist, und die Sehnsucht seiner Seele ist gestillt; die Phantasie ist bezwungen, aber Wunsch und Wille wird gleichmäßig umgeschwungen wie ein Rad durch die Liebe, welche Sonnen und Sterne bewegt.

Nur in flüchtigen Umrissen konnten wir den unendlich reichen Inhalt des unsterblichen Gedichtes an unserm Blicke vorübergehen lassen; aber schon diese Andeutungen werden hinreichen, um die tiefe Absichtlichkeit in dem ganzen Plane des Werkes uns ahnen zu lassen, dessen wundersame, erhabene Schönheit den Leser immer von Neuem mächtig ergreift. Kaum hatten die ersten deutschen Drucker angefangen, in Italien ihre Kunst zu üben, so erschien auch Dante's Meisterwerk alsbald in mehreren Ausgaben; Hunderte sind jenen gefolgt, in Florenz hielt schon im J. 1373 Boccaccio auf Befehl des Staates erläuternde Vorlesungen über dasselbe; in fast alle europäischen Sprachen ist es übertragen worden, und namentlich besitzen wir auch treffliche deutsche Uebersetzungen von Streckfuß, Philalethes (dem damaligen Prinzen, jetzigen König Johann von Sachsen) und von Kopisch.

Der zweite der drei großen italienischen Dichter, Francesco Petrarca, war am 20. Juli 1304 zu Arezzo, dem alten Aretium, geboren. Seine Familie, mehr durch Rechtschaffenheit als Adel ausgezeichnet, stammte aus dem kleinen Orte Ancisa unweit Florenz, war indessen schon seit langer Zeit in der letzteren Stadt ansässig. Sein Vater Pietro oder Petracco*), ein dortiger Notar, gehörte zu der Partei der Weißen und wurde daher 1302 mit Dante und vielen Andern gleichzeitig verbannt. In der Nacht des verunglückten Versuches der Verbannten auf Florenz, an dem er selbst Theil nahm, wurde ihm von seiner Gattin Eletta zu Arezzo ein Sohn geboren, der den Namen Franciscus erhielt. Eletta bekam Erlaubniß zur Rückkehr und begab sich mit dem sieben Monate alten Kinde auf ein Gut Petracco's nach Ancisa. Fast wäre das Kind dabei um's Leben gekommen, indem ein Mann zu Pferde, der es in Tüchern schwebend an einem Stabe auf der Schulter trug, beim Uebergange über den Arno mit dem Pferde stürzte. Francesco's Vater hielt sich an verschiedenen Orten auf; die Begnadigung, die ihm 1308 angeboten wurde, schlug er aus, und nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. begab er sich mit Frau und Kindern 1313 nach Avignon. Da indessen der Aufenthalt ihm dort zu theuer wurde, schickte er seine Familie nach dem nahen Städtchen Carpentras, wo Francesco vier Jahre lang blieb. Der Knabe besuchte die dortige Schule, und mit großer Liebe gedenkt

*) Dies ist der Taufname; einen Geschlechtsnamen scheint die Familie, wie viele Nichtadlige, nicht gehabt zu haben.

er noch später seines damaligen Lehrers Convennole aus Prato in Toscana, der sechszig Jahre lang die Jugend unterrichtete und viele vornehme Männer unter seine Schüler zählte, aber gleichwohl im hohen Alter in drückende Armuth gerieth. Anfangs unterstützte ihn der Vater Petrarca's, dann dieser selbst, der ihm oft, wenn er kein Geld geben konnte, Bücher lieh, um sie zu versetzen. Schon früh wandte sich Petrarca mit großer Vorliebe dem Studium des Alterthums zu, und diese Vorliebe blieb ihm sein ganzes Leben hindurch; den Cicero, Seneca, Livius las er mit dem höchsten Entzücken. Sein Vater wollte, daß er die Rechte studirte; vier Jahre mußte er deshalb in Montpellier zubringen, dann von 1322 an noch drei Jahre in Bologna; aber das Studium der Rechte sagte ihm nicht zu, und er lernte nichts; das Alterthum hatte seine Neigung ausschließlich in Anspruch genommen. Schon in Montpellier begann er die Schriften der Alten zu sammeln, die er sorgfältig verbarg, um sich heimlich an ihnen zu ergötzen. Als sein Vater dies entdeckte, warf derselbe im Zorn Alles in's Feuer; nur die Rhetorik des Cicero und den Virgil ließ er dem Jüngling, dessen Verzweiflung ihn rührte. Im Jahre 1326 verlor Petrarca seinen Vater durch den Tod, und nun konnte er ungehindert seinen Neigungen leben. Er ging nach Avignon zurück, wo bald nachher auch seine Mutter starb. So war nun der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich ganz selbst überlassen, und da ihn die unredlichen Testamentsvollstrecker um das ganze elterliche Vermögen brachten, sah er sich mit seinem jüngeren Bruder genöthigt, in den geistlichen Stand zu treten. Dabei setzte er aber seine Studien eifrig fort und erwarb sich dadurch, wie durch seine Talente, schon damals die Freundschaft bedeutender Männer; besonders fand er an mehreren Mitgliedern des mächtigen Hauses der Colonna Freunde und Gönner. In diese Zeit fällt ein Ereigniß, welches entscheidend für sein ganzes Leben wurde. Am sechsten April 1327, dem Montage der Charwoche, sah er in der ersten Morgenstunde Laura, die Geliebte seines Lebens. Wo er sie zuerst erblickte, wer sie eigentlich gewesen sei, ist ungewiß. Wahrscheinlich sah er sie zuerst in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon; sie starb daselbst ebenfalls in der Frühstunde des sechsten April im Jahre 1348, während er sich zu Verona aufhielt, und wurde in der Franciscanerkirche am Abend desselben Tages begraben. Anfänglich war er von leidenschaftlicher Glut für sie entbrannt; aber durch ihre Tugend und Sittenstrenge wandelte sich die ungestüme Leidenschaft bald in die reinste, zarteste Zuneigung um, so daß Laura noch lange Jahre nach ihrem Tode fast der einzige Gegenstand seiner Lieder blieb, in welchen er in den süßesten Tönen die tiefen, schwärmerischen Empfindungen seiner Seele aushauchte.

Von der Lust getrieben, die Welt zu sehen, unternahm Petrarca

im J. 1333 eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland, 1336 eine Seereise nach Rom, von wo er wieder zur See um Spanien herum und an England vorbei 1337 nach Avignon zurückkehrte. In demselben Jahre kaufte er sich in Vaucluse, drei Meilen von Avignon, ein Bauernhäuschen mit zwei kleinen Gärten. In der Einsamkeit dieses stillen, von der ganzen Welt geschiedenen Thales, wohin er nur seine Bücher mitgenommen hatte, lebte er nur seiner Liebe zu Laura und den Wissenschaften; ein neben ihm wohnender armer Fischer war sein einziger Diener. Er dichtete dort seine schönsten Lieder an Laura; zugleich aber begann er eine römische Geschichte in lateinischer Sprache, die von Romulus bis auf Trajan gehen sollte. Den größten Ruhm jedoch brachten ihm damals seine lateinischen Gedichte und besonders sein Epos Africa, worin er den älteren Scipio besingt. Das Werk blieb unvollendet, und er hatte damit etwas unternommen, was seine Kräfte überstieg; es ist nichts als eine langweilige Erzählung der Hauptbegebenheiten des zweiten punischen Krieges, mit langen Reden untermischt. Gleichwohl erlangte er dadurch die Dichterkrone, nach der er schon lange sich gesehnt hatte. Vom römischen Senat und dem Kanzler der Pariser Universität wurde sie ihm gleichzeitig angetragen. Er entschied sich für Rom; zuvor aber ging er nach Neapel, um sich vor dem gelehrten Könige Robert einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. Erst nachdem dieser ihn des Lorbeers für würdig erklärt hatte, ging er nach Rom. Am achten April 1341, dem ersten Ostertage, begab er sich, begleitet von funfzehn vornehmen jungen Römern, in feierlicher Procession auf das Capitol, wo sich das Volk, durch Trompeten zusammenberufen, zahlreich eingefunden hatte. Er hielt eine kurze Rede über einen Vers des Virgil, worauf der Senator Orso dell' Anguillara das Wort nahm und ihm unter lautem Beifallsrufen des Volkes die Lorbeerkrone auf's Haupt setzte. Sodann hielt der alte Stefano Colonna eine Lobrede auf den Dichter, und nach dem Schlusse der Feier zog man in die Peterskirche, wo Petrarca seine Krone am Altare aufhängen ließ. Es wurde ihm über den ganzen Vorgang eine förmliche Urkunde ausgefertigt, worin gleichzeitig bemerkt ward, daß er unter Zustimmung des Volkes zum römischen Bürger ernannt sei. Bald darauf verließ er Rom, verweilte längere Zeit in Parma und kehrte dann nach Avignon zurück. Ueberall wurde er hochgeehrt; ein ihm vom Papste angetragenes Bisthum aber schlug er aus, weil er genug mit der Sorge um seine eigene Seele zu thun habe. Schwärmend in den Ideen des römischen Alterthums, pries er laut das Auftreten des Cola di Rienzi, und der Sturz desselben erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Von neuer Hoffnung wurde er beseelt, als Kaiser Karl IV., den er wiederholt durch Briefe aufgefordert hatte, das römische Reich in Italien wieder herzustellen, im J. 1354 nach Mantua kam und ihn zu sich beschied. Mit

rücksichtsloser Freimüthigkeit forderte er den Kaiser auf, das Beispiel der alten römischen Imperatoren nachzuahmen, und tadelte ihn, als derselbe seine Hoffnungen nicht erfüllte. „Dein Großvater und dein Vater dachten anders", schrieb er ihm; „aber ich sehe wohl, daß sich die Tugend nicht vererbt." Nachher suchte er den Kaiser noch in Prag auf, und dieser war durch die Kühnheit des Dichters so wenig verletzt, daß er ihn zu seinem Pfalzgrafen ernannte. Eben so kühn trat er auch den Päpsten entgegen, die er wiederholt in den dringendsten Ausdrücken aufforderte, nach Rom zurückzukehren. „Zeige", schrieb er unter Anderm an Urban V., „daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist", und wirklich kam Urban im folgenden Jahre (1367) nach Italien. Kränkelnd zog sich der greise Dichter im Jahre 1370 in die Einsamkeit eines reizenden Dorfes bei Padua zurück. Ungeachtet seiner wankenden Gesundheit änderte er nichts in der gewohnten Lebensweise. Oft stand er mitten in der Nacht auf, um zu beten; er fastete viel und lebte meist von Brot, Früchten und Wasser; dabei blieb sein Geist kräftig und frisch, und manche bedeutende Werke vollendete er in jener Zeit. Hochgeehrt von Allen, starb er am 18. Juli 1374. Man fand ihn am Morgen todt in seiner Bibliothek, den Kopf auf ein Buch gestützt. Feierlich und unter zahlreicher Begleitung wurde seine Leiche bestattet, obgleich er sich im Testamente alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Der Leichnam wurde auf einer mit Goldstoff ausgeschlagenen Bahre, unter einem goldenen, mit Hermelin gefütterten Baldachin in die Dorfkirche getragen. Dort ruht er unter einem Denkmale von rothem Marmor, das ihm sein Schwiegersohn setzen ließ. Seine kostbare Bibliothek hatte er der Republik Venedig vermacht; es ist jedoch nichts mehr davon vorhanden.

Obwohl Petrarca gerade von seinen lateinischen Schriften großen Ruhm bei der Nachwelt erwartete, so sind es doch nicht diese gewesen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, sondern vielmehr seine italienischen Gedichte, die er selbst, wie die ganze damals neu aufblühende italienische Nationalliteratur, gering schätzte und in seinem Alter aus mißverstandener Frömmigkeit sogar bereute. Ganz Italien erkannte ihm den Ruhm des größten lyrischen Dichters seines Volkes zu, und noch jetzt leben seine Lieder im Munde desselben. Sie zeichnen sich aus durch Zierlichkeit und Reinheit der Sprache, durch Fülle und Mannichfaltigkeit der Gedanken, des Ausdrucks und der Bilder, und namentlich durch eine ungemeine Zartheit, worin er von Keinem übertroffen, ja nicht einmal erreicht worden ist. Wie zart singt er in der neunten Canzone:

Ich seh', o Herrin, flimmern
Ein Licht in euren Augen, süß und milde,
Das mir den Weg hinan zum Himmel klaret,
Und sichtlich, wie im Bilde,

Seh' euer Herz allda hindurch ich ſchimmern,
Wo ich allein mit Amor eingekehret.
Der Anblick iſt's, der Gutes thun mich lehret,
Daß ruhmvoll einſt ich von der Erde ſcheide;
Er einzig trennt und fernt mich von der Menge. — —

und in der vierzehnten:

Es ſank aus ſchönen Zweigen —
Mit Wonne denk' ich's immer —
Herab auf ihren Schooß ein Blüthenregen.
Mit demuthvollem Schweigen
In all' der Glorie Schimmer
Saß überdeckt ſie von dem Liebesſegen.
Die um den Saum ſich legen,
Die blondem Haar ſich fügen,
Das lichtes Gold mir dünkte,
Drin Perl' an Perle blinkte;
Zur Erde die, auf Wellen jene fliegen;
In ſchwebendem Getriebe
Umkreiſend rufen die: Hier waltet Liebe!

Wie lieblich ſchildert er Laura's Erſcheinen im achtundſechszigſten Sonett:

Zerſtreut im Wind die goldnen Locken waren,
Und kreiſten ſich in tauſend ſüßen Ringen,
Ein mildes Licht ſah ohne Maß ich dringen
Aus Augen, die damit ſo karg nun ſparen.
Und Mitleid ſchien ihr Blick zu offenbaren,
Wenn Blindheit nicht und Täuſchung mich beſingen.
Ich, der ſo leicht in Liebesglut zu bringen, —
Was Wunder, wenn ich ſchnelle Flamm' erfahren?
Ihr Gang war nicht ein irdiſch ſterblich Weſen,
Vielmehr von Engelart; aus ihrem Munde
Ertönten Worte, nicht wie Menſchenlaute;
Ein Engel war's, ja Sonne, was ich ſchaute.
Und wär' nun auch nicht mehr, was einſt geweſen; —
Ob ſchwächern Bogens heilet keine Wunde.

Er war es, der zuerſt dem Sonett und der Canzone, die allerdings ſchon von älteren Dichtern, aber in ziemlich willkürlicher Form, angewandt worden waren, eine feſte, beſtimmt geregelte Form gab, die ſeitdem als Geſetz gegolten hat. Freilich fehlt es ſeinen Dichtungen bei aller Fülle von Schönheiten doch an einem weſentlichen Vorzug, an Wahrheit, Tiefe und Innigkeit der Empfindung. Er weiß tauſenderlei über die Geſtalt ſeiner Laura zu ſagen, über ihre Kleidung, ihre Augen, ihre Hände und Füße, ihren Gang, kurz über lauter äußerliche Dinge, aber er läßt uns nicht einen einzigen tieferen Blick in ihre Seele thun. Wir finden in dieſen Gedichten mehr ſprudelnden Witz, geiſtreiche Gedanken, ſpielende Tändeleien, Ergüſſe einer reichen Phantaſie, als den herzinnigen Ausdruck eines mächtig ergriffenen Gemüthes Beſonders gilt dies von den 226 So-

netten, 21 Canzonen, 8 Seſtinen und 10 Balladen „in vita di Madonna Laura“, während aus den Gedichten „in morte di Madonna Laura“ (90 Sonetten, 8 Canzonen und eine Ballade) das Gefühl ſanfter Wehmuth und zarter Erinnerung uns anſpricht. Die ausgezeichnetſten unter ſeinen Gedichten ſind die Canzonen, in denen alle Reichthümer eines originellen Talents ausgebreitet ſind, namentlich die, welche eine religiöſe oder politiſche Beziehung haben. So die herrliche Canzone bei Gelegenheit des Aufrufs zu einem Kreuzzug durch Papſt Johann XXII.: „O aspettata in ciel“; ferner jene, welche er im Jahre 1344 dichtete, als er nach Parma kam, die Stadt durch innere Zwiſtigkeiten zerrüttet fand, ganz Oberitalien unter Waffen und verwüſtet von deutſchen Banden, die ſeit Ludwigs des Baiern Zeit im Lande zurückgeblieben waren und ihre Dienſte Jedem verkauften, der ſie bezahlte. Damals ſang er, von tiefem Schmerz ergriffen:

Sind, mein Italien, gleich umſonſt die Worte
Bei all' der Wunden Fieber,
Die ich an deinem ſchönen Leibe ſehe:
Doch biet' ich gern die Seufzer dar, wie Tiber
Und Arno ſich zum Horte
Sie hofft, und Po, wo ich jetzt gramvoll ſtehe.
Ordner der Welt, ich flehe:
Die Liebe, ſo zur Erd' herab dich brachte,
Nicht deinem auserkornen Leib entziehe.
Du, Herr der Gnaden, ſiehe,
Wie kleiner Grund ſo grimmen Krieg anfachte!
Wo ſtarr die Herzen machte
Der wilde Gott der Speere,
Oeffne ſie, Vater, und erſchließ und mildre,
Und gieb, daß deine Lehre,
Wer ich auch ſei, mein Mund nachdrücklich ſchildre.
Ihr, denen in die Hand das Glück den Zügel
Der Lande gab voll Segen,
Denen ihr kein Erbarmen ſcheint zu ſollen:
Was machen hier ſo viele fremde Degen?
Nur daß die grünen Hügel
Mit dem barbar'ſchen Blut ſich färben ſollen?
Euch täuſcht ein eitles Wollen!
Kurzſichtig ſeid ihr, und glaubt weit zu ſchauen,
Hoffend, daß ſelle Herzen Treu bewahren!
— — — — — — — — — —
Iſt dieſes nicht der Boden, die Gefilde,
Die erſt betret'nen Auen,
Der Kindheit Wiege, die mich ſüß gepfleget?
Dies nicht das Vaterland, mein ganz Vertrauen,
Die Mutter lieb und milde,
So die Gebeine meiner Eltern heget? —

Um Gott! ſeid doch beweget
Durch ſolcherlei, und laſſet euch erweichen
Des Volkes Jammerthränen zum Erbarmen!
Es hoffen ja die Armen
Nächſt Gott von euch nur Ruh; wollt ihr ein Zeichen
Des Mitleids ihnen reichen,
So waffnet ſich die Jugend
Wider die Wuth, und bald wird Sieg erworben.
Iſt doch die alte Tugend
In der ital'ſchen Bruſt noch nicht erſtorben!
Betrachtet, Herrn! wie Zeit und Leben fliehen,
Und im Gefolg von beiden
Der Tod ſich dicht an unſern Ferſen rege.
Jetzt ſeid ihr hier: gedenket an das Scheiden!
Denn nackt und einſam ziehen
Muß ja die Sünde zu dem dunklen Stege.
Auf dieſem ird'ſchen Wege
Sei Widerwill' und Haß fortan geendet,
Ein Sturm, der weg das heitre Leben hauchet.
Die Zeit, die ihr verbrauchet
Zu andrer Noth, ſei würd'ger angewendet,
Und Kraft und Witz geſpendet
Auf irgend ein Bemühen,
Von welchem Frucht und ſchönes Lob zu hoffen:
So muß hier Freude blühen,
So findet man den Weg zum Himmel offen! — —

Wie Petrarca den zarteſten, ſüßeſten Ton anzuſchlagen wußte, wo er die Liebe ſingt, ſo entfaltet er eine wunderſame, zürnende Kraft, wo er dem Schlechten gegenübertritt. So ſingt er in dem Sonett auf Rom:

Der Trübſal Born, Herberge du dem Grimme!
Schule des Wahns, Tempel der Ketzereien!
Sonſt Rom, jetzt Babel, zu vermaledeien,
Um welche ſchallt ſo manche Jammerſtimme!
O Truges Schmiede, Kerker, wo das Schlimme,
Dieweil das Gute ſtirbt, nur kann gedeihen!
Lebend'ger Höll'! Ich will's ein Wunder zeihen,
Ob Chriſtus nicht zuletzt auf dich ergrimme.
In keuſch-demüth'ger Andacht erſt gegründet,
Hebſt du die Hörner nun, ſchamloſe Metze,
Auf deine Gründer? Worauf ſteht dein Hoffen?
Auf deine Bubler? ſchlecht erworbnen Schätze?
Nicht Conſtantin kommt wieder, doch verbündet
Nehm' es die trübe Welt, die dies betroffen.

Eine der ſchönſten unter allen Canzonen iſt die letzte, an die Jungfrau Maria gerichtet, welche man nach ſeinem Tode in einem beſonderen Käſtchen aufbewahrt fand. Möge wenigſtens Einiges aus dieſem ſchönen Hymnus hier eine Stelle finden

O Jungfrau ſchön, umwallt von Sonnenſchimmer,
Im Sternenkranz, ſo werth der höchſten Sonne,
Daß all' ihr Licht auf dich herabgefloſſen,
Von dir zu reden drängt mich Liebeswonne;
Doch kann ich's ohne deine Hülfe nimmer
Und deß, der liebend ſich auf dich ergoſſen.
Nach ihr begehr' ich; ihrer ja genoſſen
Von je, die gläubig riefen.
O Jungfrau, wenn dem tiefen
Jammer der Welt ſich je dein Herz erſchloſſen,
So neige dich herab zu meinem Flehen,
Daß mir dein Beiſtand werde,
Obwohl ich Erde, Fürſtin du der Höhen.
— — — — — — — — — —
O heilige Jungfrau, aller Gnaden Quelle,
Die du durch Demuth zu des Himmels Wonne,
Wo du mein Fleh'n vernimmſt, dich aufgeſchwungen!
Der Liebe Springquell iſt, der Wahrheit Sonne,
Daß ſie mit ihren Strahlen rings erhelle
Die finſtre Welt voll Wahns, aus dir entſprungen.
Drei ſüße Namen ſind in dir verſchlungen:
Kind, Mutter und Verlobte.
O Jungfrau, Hochgelobte!
Des Königs Braut, der uns der Schmach entrungen,
Der Freiheit gab der Welt und Himmelsfrieden,
In deſſen heil'gen Wunden
Mein Herz geſunden will und ruh'n hienieden.
— — — — — — — — — —
O lichte Jungfrau du, Unwandelbare!
Du treuer Hort den treuen Schiffern allen,
Du Stern auf Meeres wild bewegter Höhe,
Sieh, wie von Stürmen furchtbar überfallen
Allein dahin und ſteuerlos ich fahre,
Und wie ſo nah' dem letzten Schrei ich ſtehe!
Von dir nur hofft, daß es ihm wohlergehe,
Das ſündige Gemüthe.
O Jungfrau du, verhüte
Des Widerſachers Spott ob meinem Wehe!
Gedenke, wie aus deinem Schooß geboren,
Daß er uns Retter werde,
Den Leib der Erde Gott ſich auserkoren.
— — — — — — — — — —
O Jungfrau du, drauf ich mein Hoffen baue,
Du kannſt und willſt mich meiner Noth entraffen!
Verlaß mich nicht in meinem letzten Sehnen!
Nicht mich, nur den, der mich aus Gnad' erſchaffen,
Nicht mein Verdienſt, ſein Ebenbild nur ſchaue!
Das möge mir, dem Armen, dich verſöhnen.
Zum Stein ſchuf mich Meduſa*) und mein Wähnen,

*) Laura.

Daß eilie Fluth ihn tränke.
O Jungfrau du, bedenke
Mein müdes Herz mit frommen, heil'gen Thränen,
Daß mindeſt ſich zu Gott die letzte kehre,
Befreit vom Erdenſchlamme,
Aus Wahn nicht ſtamme, wie die erſte Zähre.
— — — — — — — — — —

Wer fühlt bei dieſen Worten nicht mit, was die Bruſt des Dichters bewegte, und unwillkürlich erinnern wir uns bei denſelben des ſchönen Lobgeſanges Gottfrieds von Straßburg (S. 457). — In faſt zahlloſen Ausgaben ſind ſeine italieniſchen Gedichte verbreitet worden; aus dem ſechszehnten Jahrhundert allein kennt man deren 134; ebenſo giebt es eine Menge von Ueberſetzungen derſelben in's Franzöſiſche, Spaniſche, Engliſche. In's Deutſche wurden einzelne Gedichte übertragen von Gries, A. W. Schlegel und Daniel (im J. 1830); eine Ueberſetzung ſeiner ſämmtlichen italieniſchen Gedichte lieferte K. Förſter (zweite umgearbeitete Ausgabe 1833); eine andere Ueberſetzung erſchien 1844 zu Stuttgart.

Petrarca war ein ſchöner Mann, von hoher, würdevoller Geſtalt. Sein Haar begann ſchon vor ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre zu bleichen, und im Alter bedeckten nur wenige ſchneeweiße Haare ſeinen Scheitel. Noch in ſpäteren Lebensjahren waren ſeine Augen glänzend, obgleich zuletzt die Kraft derſelben ermattete, ſo daß er ſeit dem ſechszigſten Jahre ſich einer Brille bedienen mußte. Sein Gedächtniß war ſo außerordentlich, daß er über 20,000 Verſe auswendig wußte. Er war mäßig und enthaltſam in Speiſe und Trank, ein Feind alles Aufwandes; aber nichts ging ihm über den traulichen Umgang mit lieben Freunden, denen er mit unwandelbarer Treue anhing. Leicht aufbrauſend im Zorn, war er doch eben ſo leicht zu verſöhnen. Nie trug er Beleidigungen nach, die man ihm zugefügt hatte; empfangener Wohlthaten dagegen blieb er ſtets dankbar eingedenk. Leider aber war der redlich geſinnte, liebenswürdige Mann von großer Schwäche des Charakters, Eitelkeit und Ruhmſucht, ſo daß ſein Leben nur zu oft in Widerſpruch ſtand mit ſeiner Geſinnung. Er haßte die Tyrannei der Großen und des Adels, und doch war es ihm Bedürfniß, bei denſelben in Anſehen zu ſtehen, und zeitlebens war er mit ihnen in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Kühn in ſeinen Schriften, war er doch nachgiebig, ja ſchmeichleriſch im Leben. Er lebte ſtill und zurückgezogen, aber freute ſich, wenn er durch ſeine Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit die Bewunderung der Welt erregte. Ueber die herrſchenden Vorurtheile ſeiner Zeit war ſein durch eifriges Studium des Alterthums genährter Geiſt weit erhaben; er erkannte die Nichtigkeit der Alchemie, er verſpottete den allgemein verbreiteten Glauben an Sterndeuterei; ebenſo aber haßte er die Religionsſpötter und die Feinde der chriſtlichen Lehre und war dem Glauben der Kirche mit unerſchütterlicher, aus innigſter

Ueberzeugung hervorgehender Treue ergeben. Das Erdenleben erschien ihm nur als eine Wallfahrt, deren Ziel der Himmel ist; dem Gedanken an die Eitelkeit und Vergänglichkeit des Irdischen, an die Gewißheit des Todes und die Ungewißheit der Todesstunde, begegnen wir fast in allen seinen Schriften.

Der dritte unter den großen italienischen Dichtern jener Zeit war Giovanni Boccaccio, der größte Prosaiker der Italiener. Er war der Sohn eines Kaufmannes zu Florenz, im Jahre 1315 zu Paris geboren, wo sein Vater sich damals in Handelsgeschäften aufhielt. In seinem zehnten Jahre wurde er von seinem Vater zu einem Kaufmann in die Lehre gebracht, und er widmete sich dem Berufe, zu welchem er auf diese Weise bestimmt war, acht Jahre lang zu Paris und sechs Jahre zu Neapel, jedoch ohne Neigung. Da sein Vater sich endlich überzeugte, daß er nie ein tüchtiger Kaufmann werden würde, ließ er ihn die Rechte studiren; aber dies Studium sagte dem nur für die Poesie begeisterten Jünglinge eben so wenig zu wie der Handel. Nach dem Tode des Vaters konnte er ungehindert seinen Neigungen folgen, und er widmete nun seine ganze Zeit der Poesie und den schönen Wissenschaften. Da er Florenz von Parteikämpfen zerrissen fand, durchreiste er ganz Italien und hielt sich längere Zeit in Neapel auf, wo er schon während seines früheren Aufenthaltes Freundschaft mit vielen der Gelehrten geschlossen hatte, die König Robert um sich sammelte; auch mit Petrarca schloß er bereits im Jahre 1350 ein enges Freundschaftsband, und besonders fand er einflußreiche Gönnerinnen an der Königin Johanna von Neapel, die er auf einer Reise in Florenz kennen gelernt hatte, und der Prinzessin Maria, die er unter dem Namen Fiammetta als seine trauteste Herzensfreundin feiert. Er dichtete in italienischer und lateinischer Sprache, jedoch ohne auf diesem Gebiete etwas Hervorragendes zu schaffen, weshalb er auch später seine meisten Gedichte verbrannte, nachdem er die italienischen Dichtungen Petrarca's kennen gelernt hatte. Um so mehr zeichnete er sich als Prosaiker aus. Seiner geliebten Fiammetta und der Königin Johanna zu Gefallen schrieb er seinen Decamerone, eine Sammlung von hundert Novellen, deren Stoff zum Theil provençalischen Dichtern entlehnt ist. Es ist eine Reihe von Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben, ausgezeichnet durch meisterhafte Darstellung und künstlerische Abrundung. Menschen aus allen Ständen, von jedem Alter und den verschiedensten Charakteren führt er uns in lebensvollen Bildern vor; Ereignisse der mannichfaltigsten Art weiß er mit gleicher Meisterschaft zu schildern; die ausgelassensten und heitersten Scenen zeichnet er mit eben so großer Vollendung, wie rührende und tragische, und dabei erhob er die italienische Sprache zu einem bis dahin unerreichten Grade der Ausbildung. Leider kann der sittliche Einfluß, den er durch seine Novellen geübt hat, dem künstlerischen nicht gleich gestellt werden; denn nur zu sehr huldigte er in ihnen dem Geschmacke

seiner entarteten Zeit, so daß viele von ihnen durch Schilderung schlüpfriger Scenen und durch unzarten Ausdruck das sittliche Gefühl beleidigen und ungenießbar werden. Unter seinen übrigen italienischen Dichtungen erwähnen wir die Teseïde, den ersten Versuch eines italienischen Epos, in Ottaven geschrieben und seiner Fiammetta gewidmet, so wie den lieblichen Roman „Amorosa Fiammetta", den Sophie Brentano in's Deutsche übersetzt hat. Auch ernstere wissenschaftliche Bestrebungen vernachlässigte der Dichter nicht. Wir wissen bereits, wie große Verdienste er sich um die Wiederbelebung des Studiums der Alten erwarb. Den gelehrten Leontius Pilatus ließ er im Jahre 1360 auf eigene Kosten nach Florenz kommen, und behielt ihn drei Jahre lang in seinem Hause, um sich durch seinen Unterricht im Griechischen zu vervollkommnen, damit er den Homer vollständig lesen könnte; auch in der Astronomie nahm er Unterricht. Ueberhaupt verwandte er so große Summen auf seine Studien, freilich auch auf äußeren Lebensgenuß, daß sein nicht bedeutendes Vermögen bald ziemlich zusammen schmolz. Er hatte sich von Neapel nach Florenz begeben, um sich dort ganz den Wissenschaften zu weihen; aber seine Mitbürger begannen bald, ihn auch mit Gesandtschaften zu beehren. So wurde er im Jahre 1351 nach Padua geschickt, um seinem Freunde Petrarca, der sich dort aufhielt, im Namen der Republik seine Zurückberufung und die Rückgabe seiner confiscirten Güter anzukündigen. Mit Petrarca blieb er fortwährend in dem vertrautesten Verhältnisse. Er fand an demselben stets einen treuen Rathgeber, der ihn oft zu einem ernsteren, heiligeren Leben ermahnte, ihn aber auch eben so beruhigte, als ein Mönch ihn im Jahre 1361 durch die Prophezeiung seines nahen Todes so erschreckt hatte, daß er seine Bücher verkaufen, der Poesie und den Studien entsagen und sich nur einem geistlichen Leben widmen wollte. Da ermahnte ihn Petrarca, zwar sein Leben zu reinigen, aber den Studien und der Dichtkunst darum keineswegs zu entsagen. In der letzten Zeit seines Lebens übernahm er den von den Florentinern für die Erklärung der göttlichen Komödie Dante's errichteten Lehrstuhl und unterzog sich dem übernommenen Amte mit dem größten Eifer. Er schrieb auch nicht nur Dante's Leben, sondern begann auch eine Erklärung der göttlichen Komödie, welche indessen nur den siebenzehnten Gesang der Hölle erreichte. Mit tiefem Schmerz erfüllte ihn der Tod seines Freundes Petrarca, der noch im Testamente liebend seiner gedacht hatte, indem er ihm funfzig Goldgulden aussetzte, um sich dafür einen warmen Anzug bei seinen nächtlichen Studien zu verschaffen. Nicht viel über ein Jahr überlebte Boccaccio den großen Dichter. Er starb am 21. December 1375 auf einem kleinen Landgute, welches er zu Certaldo, einem Flecken bei Florenz, besaß.

Auch die Geschichtschreiber begannen jetzt, während man früher nur

lateinisch für Gelehrte geschrieben hatte, ihre Werke in der Sprache des Volkes für das Volk und zur Beförderung der Bildung desselben abzufassen. Der Erste, welcher italienisch schrieb, war der Florentiner Ricordano Malaspini, von dem wir die Geschichte seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1281 besitzen, und um dieselbe Zeit schrieb der Sicilier Matteo Spinelli die Geschichte seiner Zeit von 1247 bis 1268. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zeichneten sich namentlich zwei Florentiner, Dino Compagni und Giovanni Villani, aus, von denen der Erstere die Geschichte seiner Vaterstadt von 1280 bis 1312, der Andere bis 1337 geschrieben hat.

Wurde auch im fünfzehnten Jahrhundert vorzugsweise das Studium des classischen Alterthums begünstigt, so ward doch auch die Dichtkunst in der Landessprache keineswegs vernachlässigt. Selbst der gelehrte Angelo Poliziano dichtete Stanzen in Ottaven und ein kleines Drama Orfeo; Lorenzo von Medici Sonette. Der Barbier Burchiello oder, wie er eigentlich hieß, Domenico aus Florenz, welcher 1448 zu Rom starb, erregte durch seine burlesken, satirischen Sonette so großes Aufsehen, daß selbst vornehme und gelehrte Leute es nicht verschmähten, seine Barbierstube zu besuchen. Gleichzeitig bemächtigte sich die Dichtkunst der wundersamen Rittergeschichten vom heiligen Gral, von Lancelot, von Karl dem Großen, welche, aus den Resten der erzählenden Poesie der Troubadours und Trouvères entstanden, im vierzehnten Jahrhundert sich über Italien verbreiteten, wie sie sich in dem Buche: I Reali di Franzia von dem Improvisator Christoforo Altissimo in Florenz beisammen finden. Einzelne Stücke wurden in Prosa oder in Versen bearbeitet; die Erzählung der wunderbaren Heldenthaten der Paladine Karls des Großen, mit possenhaften Einfällen untermischt, fand großen Beifall, und dies veranlaßte Luigi Pulci, einen Freund Poliziano's und Lorenzo's von Medici (geb. zu Florenz 1431, gest. 1487), sein komisches Heldengedicht „Il Morgante maggiore" zu schreiben, in welchem er mit absichtlicher Verspottung des Romantismus die abenteuerlichen Thaten des Rinaldo und des Riesen Morgante erzählt. Man sagt, das Gedicht sei auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter Lorenzo's, verfaßt, und der Dichter habe bei Tafel die einzelnen Gesänge zuerst vorgelesen. Jedenfalls hatte Pulci in der Mischung religiösen Ernstes und profaner Possenhaftigkeit das getroffen, was dem Geiste seiner Zeit und seines Volkes zusagte; daher gelangte seine Dichtung ungeachtet des rauhen und ungelenken Versbaues zu großer Berühmtheit und gilt noch jetzt als classisches Volksgedicht. Aus denselben Quellen, wie Pulci, nämlich aus den Liedern der Volkssänger und den Erzählungen von den Thaten der Paladine Karls des Großen, schöpfte Boyardo den Stoff zu seinem Orlando inamorato, in welchem er alle Rolandssagen zu einem großen Epos zu vereinigen suchte, und von dem wir in der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts noch weiter reden werden.

Gleichzeitig mit der Dichtkunſt gelangten auch Baukunſt und bildende Kunſt in Italien zu herrlicher Blüthe. Was zunächſt die Baukunſt betrifft, ſo vermochte der gothiſche Bauſtyl ſich dort nie in ſeiner vollen großartigen Eigenthümlichkeit zu entfalten; das romaniſche Element blieb daſelbſt vorherrſchend, und was man von jenem mit dieſem verband, die Spitzbogen, Giebel, Strebepfeiler und dergleichen, erſcheint überall mehr als etwas von außen Hinzugekommenes. So verſchwindet in einem der reichſten und großartigſten Gebäude dieſes Styles, dem Dom zu Florenz, welcher im Jahre 1296 gegründet wurde, der die deutſchen Bauwerke auszeichnende Charakter des Emporſtrebens faſt gänzlich. Der Gründer des Doms war der berühmte Baumeiſter Arnolfo di Cambio, auch als Bildhauer ausgezeichnet, ein Schüler des Niccola Piſano, dem der Auftrag ertheilt war, ein Gebäude zu entwerfen mit der höchſten und größten Pracht, ſo daß es von menſchlichem Fleiß und Vermögen nicht größer und ſchöner erfunden werden könnte. Bis zum Jahre 1444 dauerte der Bau, und viele große Meiſter waren bei demſelben thätig, zuletzt Brunelleſchi, von dem noch weiter die Rede ſein wird. Das großartigſte Denkmal gothiſchen Styls in Italien iſt der Dom zu Mailand, der im Jahre 1386 gegründet und beſonders unter der Leitung deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Meiſter gebaut wurde. Ein dreifaches Querſchiff durchſchneidet die fünf Langſchiffe des koloſſalen, ganz aus weißem Marmor aufgeführten Baues. Aber ſo herrlich und großartig derſelbe erſcheint durch reichen Schmuck im Aeußeren, wie durch Erhabenheit in den Verhältniſſen des Inneren, ſo fehlt ihm doch jene höhere Einheit, welche in den Münſtern Deutſchlands uns ſo mächtig ergreift. So ſind die Pfeiler im Innern zwar ganz in gothiſchem Style gebildet, aber über ihnen laſten ſchwere Kapitäle, aus Tabernakeln und Bildwerken zuſammengeſetzt, und kahl und leer erſcheint wiederum im Vergleich mit dieſer überreichen Bildung die über den Pfeilern befindliche Wand. Auch das Aeußere des Gebäudes bildet hier keineswegs den nothwendigen Ausdruck des Inneren; vielmehr ſcheint hier Alles mehr auf den Prunk berechnet; übrigens gehören mehrere Theile der Façade einer ſpäteren Zeit an, und erſt zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts iſt ſie vollendet worden; ja, erſt unter Napoleon I. gelangte der Bau zum gänzlichen Abſchluß.

Auch auf die italieniſche Bildhauerkunſt übte ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts der germaniſche Styl ſichtlichen Einfluß, und beſonders wirkte für die Einführung deſſelben Giovanni Piſano, ein Sohn des Niccola, obgleich ſich derſelbe nicht zu der Höhe ſeines Vaters zu erheben vermochte, noch mehr aber der große Maler Giotto, der auch als Baumeiſter und Bildhauer ſich einen ehrenvollen Namen erwarb, und unter deſſen Leitung der von ihm erbaute Glockenthurm des Domes zu Florenz mit reichen Bildwerken geſchmückt wurde. Noch ſpäter, als in

die Sculptur, wurde der germaniſche Styl in die italieniſche Malerei eingeführt, und es traten hier beſonders in Toscana die Schulen von Florenz und Siena hervor. Der erſteren gehörte vor Allem der ſchon genannte Giotto an. Er hieß eigentlich Ambrogiotto Bondone und war der Sohn eines Landmanns im Florentiniſchen, i J. 1276 geboren. Während er ſeine Schafe hütete, beluſtigte er ſich ſchon damit, ſie im Sande oder auf Stein in Umriſſen nachzubilden. Bei dieſer Beſchäftigung traf Cimabue den zehnjährigen Knaben und nahm ihn mit ſich nach Florenz. Bald übertraf Giotto ſeinen Meiſter, und der kleine, von Anſehen häßliche Mann wußte durch ſeinen wunderbaren Geiſt die größten Männer an ſich zu feſſeln. Dante bezeichnet ihn als den größten Maler ſeiner Zeit. Er wies der italieniſchen Kunſt ganz neue Bahnen an; er erweiterte den Kreis der Darſtellung; lebendige Handlung und freiere Bewegung der Geſtalten tritt bei ihm an die Stelle der früheren Starrheit; „ſeine Figuren ſind ganz Handlung, und in den Zügen ſpiegelt ſich der innere Zuſtand.“ Er verſchmähte daher auch die ſchwerfällige, faltenreiche Gewandung, die ſich bei früheren Künſtlern findet; er vermied die Pracht in der Verzierung und die reiche Auftragung von Gold, vielmehr zog er nur an den Säumen der Kleider goldene Linien. Wenn man ſeine zahlreichen Werke, von denen jedoch viele und vielleicht gerade die vollkommenſten untergegangen ſind, mit denen Rafaels, Correggio's und Anderer vergleicht, ſo begegnet man allerdings bedeutſamen Mängeln, und wie lebendig, kräftig und charaktervoll er auch ſeinen Gegenſtand zu erfaſſen, wie würdig er ihn darzuſtellen wußte, ſo fehlte ihm doch das Gefühl der Anmuth, und man vermißt bei ihm die zarte Durchbildung bis in die Einzelheiten; aber wenn man die ungünſtigen Zeitverhältniſſe betrachtet, unter denen er lebte, den Zuſtand, worin er die Kunſt vorfand, ſo muß man über die Vollendung ſtaunen, zu der er ſie erhob. Beſonders ausgezeichnet ſind die allegoriſchen Darſtellungen der Tugend, der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams über dem Grabe des heiligen Franciscus zu Aſſiſi. Uebrigens ſammelten ſich um ihn zahlreiche Schüler, die ihm bei ſeinen Arbeiten in Neapel, Rom, Florenz, Aſſiſi, Padua und Avignon halfen. Im Jahre 1332 war er oberſter Werkmeiſter bei dem Bau des Domes zu Florenz; zwei Jahre ſpäter wurde er mit dem Bau des Glockenthurmes beauftragt und dabei angewieſen, ein ſo herrliches Werk auszuführen, daß es an Höhe und Kunſt Alles überträfe, was von den Griechen und Römern zur Zeit der höchſten Blüthe ihrer Macht in ſolcher Art ſei geſchaffen worden. Er ſtarb ſchon vor der Vollendung des Baues am 8. Januar 1336; aber nach ſeinem Tode wurde das Werk nach ſeinen Zeichnungen fortgeführt. Es iſt ein ſchlanker, viereckiger Bau, mit reichem Schmuck von Reliefs, welche die Entwicklungsgeſchichte der menſchlichen Bildung von der Erſchaffung der Menſchen an allegoriſch darſtellen. — Der größte Meiſter

der Schule von Siena war Giotto's Zeitgenosse, Simone di Martino, in dessen Werken sich die Eigenthümlichkeit der Schule besonders ausspricht. „Nicht die Fülle der Ideen, nicht der rege Sinn für die wechselvollen Gestalten des Lebens ist es, was in ihnen zur Erscheinung kommt; wohl aber ein zartes, fast verklärtes Seelenleben, das seinen Gestalten den Ausdruck einer innig rührenden Sehnsucht und Hingebung verleiht, das die anmuthvollste Bildung der Form, die mildeste Färbung, die liebevollste und sinnigste Ausführung zur Folge hat."

Mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts begann nun ein ganz neuer, entschiedener Umschwung der künstlerischen Entwickelung. In dem Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht war die Kraft des Mittelalters gebrochen; seine Ideen waren vernichtet, seine Vorstellungen zerstört; dagegen hatte sich die Ideenwelt des Alterthums von Neuem erschlossen; die classische Bildung ergriff mächtig das ganze Leben; der Durst nach Wissen verdrängte das Schwärmen in unklaren Gefühlen. Dies Alles konnte nicht ohne entschiedenen Einfluß auf die Gestaltung der künstlerischen Bestrebungen bleiben. Wie in den Kämpfen, aus denen die neue Zeit hervorging, die persönliche Geltung des Einzelnen der Gesammtheit gegenüber lebendiger zum Bewußtsein gekommen war, so suchte sich jetzt auch in der Kunst das Einzelne, das bisher nur in Beziehung auf das Ganze berücksichtigt war, in seiner Abgeschlossenheit zur Geltung zu bringen; die schwärmerische Sehnsucht, welche auch das Körperliche zu vergeistigen, das Irdische zum Himmel zu erheben trachtete, war erkaltet, und man bemühte sich nun, auch das körperliche Leben in seiner Selbstständigkeit durchzubilden. Der Einfluß dieses nüchternen, auf das äußerlich erscheinende Leben gerichteten Sinnes mußte besonders fühlbar hervortreten in der Baukunst. Die Werke, deren Ausführung der fromme Sinn vergangener Jahrhunderte begonnen, deren Vollendung er aber vertrauensvoll kommenden Geschlechtern vererbt hatte, wurden nach und nach von den Bauleuten verlassen; die Gerüste an den in die Wolken ragenden Thürmen der Münster wurden immer leerer, und zuletzt brach man sie ganz ab. Gleichwohl wurde der Bau früher begonnener großartiger Dome in jener Zeit vollendet; so der des Straßburger Münsters (S. 480); andere wurden sogar erst neu begonnen; aber man sieht es den aus jener Zeit herrührenden Theilen dieser Bauten an, die Ideen, welche die großen Meister früherer Jahrhunderte begeistert hatten, waren jetzt fremd geworden; die Gedanken, welche ihr Werk beseelt und zu einem lebendigen Ganzen gestaltet hatten, wurden nicht mehr verstanden, und durch überreichen äußeren Schmuck und spielende Ausbildung der Einzelnheiten suchte man den fehlenden Geist zu ersetzen, oder man verfiel in starren, trockenen Schematismus, der den Mangel des Lebens nicht zu ersetzen vermochte. In voller, reichster Pracht erscheint dieser spätgothische

Styl an der Façade der Kathedrale zu Rouen, von welcher der ſüdliche Thurm von 1485 — 1507, das Portal von 1509 — 1530 aufgeführt wurde, während das Schiff einer früheren Zeit angehört. Dem vierzehnten Jahrhundert gehört der Bau des majeſtätiſchen Domes zu Antwerpen an, deſſen in reichſtem Schmucke gebildete Façade mit ihrem mächtigen Thurme in dem Zeitraum von 1422 bis in's ſechszehnte Jahrhundert hinein erbaut wurde. Noch bei weitem glänzender aber zeigt ſich der gothiſche Styl in den zu jener Zeit, wo die Städte in den Niederlanden immer bedeutungsvoller hervorzutreten begannen, erbauten Stadthäuſern, namentlich dem zu Löwen, welches vom Jahre 1448 bis 1469 erbaut wurde. Unter den Bauten Deutſchlands aus dieſer Zeit iſt beſonders die Stephanskirche in Wien zu erwähnen, von der einige ältere Theile an der Weſtſeite zwar noch dem romaniſchen Style angehören, das Uebrige aber aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert herrührt. Der Chor, welcher im Jahre 1359 gegründet ſein ſoll, iſt durch drei gleich hohe Schiffe gebildet; bei dem Schiffe der Kirche ſelbſt erhebt ſich das Mittelſchiff allerdings über die Seitenſchiffe, doch nicht ſo, daß es beſondere Fenſter erhalten konnte; die Pfeiler erſcheinen faſt nur als Fortſetzung der Bogengliederung. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurden zwei Thürme gegründet, die ſich über den Flügeln des Querſchiffes erheben ſollten. Der ſüdliche wurde 1433 vollendet, ein wahrer Prachtbau; aber „die Totalwirkung deſſelben iſt mehr die einer Thurmſpitze, als eines ſelbſtſtändig entwickelten Baues.“ Von dem Dome zu Prag, deſſen Bau 1343 begonnen wurde, iſt nur der Chor und der Unterbau eines Thurmes vor dem Südende des Querſchiffes vollendet worden. Im Jahre 1377 wurde der Münſter von Ulm gegründet, und man baute daran bis zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. Von dem Thurme, der ſich in der Mitte der Façade erhebt, wurde aber nur der 234 Fuß hohe viereckige Unterbau vollendet; er ſollte nach den noch vorhandenen Riſſen eine Höhe von 520 Fuß erreichen. Unter den nichtkirchlichen Gebäuden erwähnen wir noch das Schloß zu Marienburg, dem Hauptſitze des deutſchen Ritterordens, deſſen älterer Theil aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt; der bedeutendſte aber, das mittlere Schloß, wurde im Jahre 1309 begonnen. Ein maſſenhafter, kühner Bau von ernſtem Charakter. Beſonders herrlich iſt der Capitelſaal und das Refectorium, deren reichgegliederte, palmenartige Gewölbe von ſchlanken, achteckigen Granitſäulen getragen werden.

Am früheſten wurde der gothiſche Styl in Italien verdrängt. Man ſchloß ſich wieder an den Bauſtyl des Alterthums an, deſſen mehr abgeſchloſſene, ſtreng geſetzmäßige Formen der ganzen Richtung der Zeit mehr zuſagten, und beſonders nahm man die römiſchen Formen wieder auf. Der vorzüglichſte Begründer der modernen Baukunſt war daſelbſt Fi-

lippo Brunelleschi (1375—1444), der Sohn eines Notars zu Florenz. Er sollte Arzt werden; da er aber dazu keine Neigung hatte, ging er zu einem Goldschmiede in die Lehre, beschäftigte sich dann mit der Bildhauerkunst, studirte Mathematik und begab sich darauf nach Rom, um die Baudenkmäler des Alterthums zu erforschen. Dabei verdiente er sich seinen Unterhalt durch Goldschmiedearbeiten. Im Jahre 1420 versammelten sich die berühmtesten Baumeister in Florenz, um sich über die Wölbung der Kuppel über dem Chore des Domes zu berathen. Brunelleschi legte ihnen einen Plan dazu vor, wurde aber damit verlacht. Bei einer zweiten Versammlung erklärte er, er wolle dem die Ausführung der Kuppel zuerkennen, der auf einer Marmortafel ein Ei auf die Spitze stellen könne. Keiner konnte es. Da drückte er die Spitze des Eies ein, und es stand. Alle meinten, das hätten sie auch gekonnt, er aber sagte: „Wenn ich euch mein Modell gezeigt hätte, so hättet ihr auch gewußt, wie man die Kuppel wölben muß.“ Der Bau wurde ihm übertragen, und er wölbte nun die Riesenkuppel, wobei er den gothischen Styl, in welchem die übrigen Theile des Gebäudes ausgeführt sind, verließ. Die Laterne wurde erst nach seinem Tode, im Jahre 1461, jedoch nach seinem Modell, vollendet. Der Ruhm Brunelleschi's verbreitete sich durch ganz Italien. Als Papst Eugen IV. von Cosmo von Medici einen geschickten Baumeister verlangte, schickte ihm derselbe Brunelleschi und schrieb ihm: „Ich sende Eurer Herrlichkeit einen Mann, der die Welt umzudrehen im Stande wäre.“ Brunelleschi war ein kleiner, häßlicher Mann, von leicht reizbarem Gemüth, dabei aber offen gegen Jedermann und ohne Neid und Groll, ein Freund heiterer Geselligkeit, unerschöpflich an Witz und Laune im Kreise der Gesellschaft wie in der Mitte seiner Gehülfen und Arbeiter. So war er eben so geliebt wie geehrt bis an seinen Tod, der im Jahre 1444 in seiner Vaterstadt Florenz erfolgte.

Wie im funfzehnten Jahrhundert Florenz der Mittelpunkt der italienischen Baukunst gewesen war, so wurde es im sechszehnten Rom, wo im Jahre 1506 Donato Lazzari, gewöhnlich Bramante genannt, den Grund zum Neubau der Peterskirche legte. Man hielt sich von jetzt an streng an die antiken Bauformen; aber freilich paßten dieselben nicht überall zu den Gebäudemassen und Räumlichkeiten, welche die neue Zeit forderte, und so war die Folge, daß einerseits über dem Streben nach Reinheit des Styls die lebendige, schaffende Phantasie verkümmert wurde, andrerseits, wo man Abweichungen nicht vermeiden konnte, diese sich zu willkürlicher Manier gestalteten Daher nimmt die moderne Baukunst in der künstlerischen Entwicklung der Zeit nur eine untergeordnete Bedeutung ein im Vergleich zu den bildenden Künsten. Dieselben gelangten namentlich in Italien seit dem funfzehnten Jahrhundert durch das Studium der Antike zu einem herrlichen Aufschwung. Auch für die Sculptur war

Florenz der Hauptsitz der neuen Bestrebungen, und besonders zeichnete sich daselbst der Bronzegießer Lorenzo Ghiberti (1378—1455) aus. Sein berühmtestes Werk sind die Bronzethüren des Baptisteriums zu Florenz. Auf der einen stellte er in zwanzig Feldern die Geschichte des neuen Testaments und die vier Evangelisten dar, mit reichen Einfassungen von Epheublättern, auf der zweiten in zehn Feldern Scenen aus dem alten Testament, während Pfosten und Gebälk durch ein anmuthvolles Gewinde von Blättern, Blumen und Früchten mit allerlei Vögeln und Figuren dazwischen geschmückt sind. Man bewundert daran den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Composition, die Innigkeit und Wahrheit des Ausdrucks, die Anmuth und jugendliche Frische der frei und leicht bewegt hervortretenden Gestalten Freilich verließ Ghiberti dabei den strengen Styl des antiken Reliefs und befolgte mehr eine malerische, auf die Wirkung der Perspective berechnete Anordnung; indessen vergißt man diesen Mißgriff gern über die Reinheit der Form, den Adel der Auffassung und die Schönheit der Ausführung, und mit Recht konnte der berühmte Michel Angelo (Bd. III) bei dem Anblick dieses Meisterwerks ausrufen: „Diese Thür ist würdig, die Pforte des Paradieses zu sein." — Noch strenger schloß sich an die Antike der Florentiner Donatello*) (1383—1466) an, besonders mächtig im Ausdrucke der Leidenschaft, und eine große Schaar zum Theil ebenfalls sehr verdienter Meister nahm sich beide Künstler zu Vorbildern. Die größte Höhe aber erreichte die moderne italienische Sculptur im sechszehnten Jahrhundert.

Auch in der italienischen Malerei machte sich im funfzehnten Jahrhundert der Einfluß der Antike geltend, obgleich nicht so vorwiegend wie in der Bildhauerkunst, und gleichzeitig traten hier verschiedene eigenthümliche Richtungen der künstlerischen Bestrebungen in gesonderten Schulen hervor. Die florentinische Schule suchte vor Allem die Erscheinungen des wirklichen Lebens aufzufassen und die unmittelbare Wirklichkeit wiederzugeben. Ihr gehörte namentlich Masaccio an (1402—1443), der als eigentlicher Begründer der modernen Richtung der italienischen Malerei zu betrachten ist. Er hieß eigentlich Tommaso Guidi und hat seinen gewöhnlichen Namen, welcher „der unbehülfliche Thomas" bedeutet, davon erhalten, daß er, gewöhnlich in ernstes Nachdenken versunken, im Aeußeren häufig nachlässig und zerstreut erschien. Bedeutend ist er namentlich dadurch, daß er, vielleicht durch die Antike angeregt, zuerst wieder die Menschengestalt um ihrer eigenen Schönheit willen darstellte. Wir finden daher auch bei ihm zuerst eine vollständige Kenntniß und anmuthvolle Durchbildung des unbekleideten menschlichen Körpers, sowie das Streben, die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen

*) Dies ist sein Jugendname. Eigentlich hieß er Donato di Betto Bardi.

Wirklichkeit und in maleriſcher Rundung dem Beſchauer vorzuführen. Auch die Gewandung ſchließt ſich bei ihm mehr den Körperformen an, und dabei ſind ſeine Geſtalten häufig ſchon in der edelſten, charaktervollſten Weiſe aufgefaßt. In der höchſten Vollendung erſcheint dieſe Richtung der älteren florentiniſchen Schule auf die Wirklichkeit bei Domenico Ghirlandajo (d. h. der Guirlandenmacher, ſo genannt von ſeiner großen Geſchicklichkeit in Verfertigung von Guirlanden zum Kopfputz für die Florentinerinnen), einem Sohne des Florentiner Goldarbeiters Corradi (1451 — 1495). Wie ſchon Maſaccio die Hauptfiguren ſeiner Gemälde mit lebensvoll geſtalteten Zuſchauergruppen umgeben hatte, ſo umgab auch er die Scenen aus der heiligen Geſchichte mit Gruppen angeſehener Mitbürger, die den dargeſtellten Vorgängen andächtig zuſchauen. Er ſchaffte den Mißbrauch der häufigen Vergoldungen ab, und wie ſeine Richtung auf naturgetreue Darſtellung der Wirklichkeit ſich auch in der Sorgfalt, die er auf die Perſpective und auf die Behandlung der Nebendinge verwandte, zu erkennen giebt, ſo verband er doch damit die edelſte Auffaſſung, Anmuth und Würde. — In der römiſchen Schule, die ihren Hauptſitz zu Perugia hatte, trat, wie früher in der von Siena, beſonders das Streben nach dem Ausdrucke religiös-ſchwärmeriſcher Gefühle hervor, „die ſie gern in eine zarte und anmuthvolle Form kleidet.“ Der bedeutendſte Meiſter derſelben war Pietro Vanucci, gewöhnlich Pietro Perugino genannt (1446 — 1524), der Lehrer des großen Rafael. In der paduaniſchen Schule machte ſich beſonders der Einfluß des Studiums der Antike geltend, der ſich namentlich in einer faſt reliefartigen Strenge der Compoſition zu erkennen giebt, aber zugleich mit ungemein zarter Färbung vereinigt iſt. Auch auf die lombardiſche Schule übten die Paduaner vielfach großen Einfluß; doch machte ſich bei vielen dortigen Meiſtern auch die Richtung auf tiefe Gemüthlichkeit, Innigkeit des Ausdrucks, ächte Grazie und Harmonie der Farben geltend, was ſpäter den Hauptcharakter der lombardiſchen Schule bildete. In Venedig hielt man vielleicht am längſten an den byzantiniſchen Kunſtformen feſt; aber in den ſpäteren Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts bildete ſich die Malerei daſelbſt unter dem Einfluſſe der paduaniſchen und mehr noch der flandriſchen Schule (ſ. unten) zu eigenthümlicher Anmuth aus. Ein einfacher, reiner Styl, eine kräftige, blühende, faſt durchſichtige Färbung zeichnen ſchon in jener Zeit die Werke der venetianiſchen Meiſter aus.

Auch außerhalb Italien, in den nördlicheren Ländern, namentlich den Niederlanden, trat mit dem Beginne des funfzehnten Jahrhunderts eine neue Entwickelung der künſtleriſchen Beſtrebungen hervor; auch hier gab man ſich dem liebevollen Studium der Natur hin, ſuchte ſie in der Fülle ihrer wechſelvollen Erſcheinung nachzubilden und das Einzelne in ſeiner Selbſtſtändigkeit zur Geltung zu bringen. Freilich aber vermochte

sich die nordische Kunst nicht zu der Großartigkeit und Erhabenheit der italienischen emporzuschwingen. Nicht nur, daß den Künstlern des Nordens das Studium der Antike verschlossen blieb, dem die italienische Kunst vor Allem ihren gewaltigen Aufschwung verdankte; weit mehr noch war diese Erscheinung darin begründet, daß die mächtige neue Geistesentwickelung, welche sich gegen Ende des Mittelalters vorbereitete und in der kirchlichen Reformation sich zunächst offenbarte, die Völker des Nordens viel tiefer ergriff und alle Richtungen ihres Lebens umgestaltend durchdrang. Dieses neue Geistesleben, das erst nach langen und harten Kämpfen zu festerer harmonischer Gestaltung zu gelangen vermochte, die alle geistigen Interessen und Kräfte in Anspruch nahmen, konnte sich aber natürlich nicht von Anfang in künstlerischen Darstellungen offenbaren; es war nicht die Zeit, um sich mit unbefangener Lust und heiterem Sinne ganz der Kunst hinzugeben.

Besonders bedeutend tritt zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die durch die Brüder Hubert und Jan van Eyck begründete flandrische Schule hervor. Sie stellte sich besonders die Darstellung des unmittelbaren Lebens, die portraitartige Auffassung der Gestalten, der Landschaft, der Perspective zur Aufgabe. Alles, was den Menschen im Leben umgiebt, im häuslichen Kreise wie in der Außenwelt, zogen die Künstler mit in den Bereich ihrer Darstellungen, ahmten es mit der liebevollsten Sorgfalt nach und wußten es der Wirklichkeit täuschend ähnlich zu bilden.

Die Brüder van Eyck waren Söhne eines Malers zu Maaseyck im Bisthume Lüttich; auch ihre Schwester Margarethe zeichnete sich als Miniaturmalerin aus. Jan, der jüngere der beiden Brüder (geb. wahrscheinlich 1470), wurde von seinem vier Jahre älteren Bruder Hubert*) in den Anfangsgründen der Malerei unterrichtet. In der Folge wählten Beide die reiche Handelsstadt Brügge zu ihrem Wohnort. Um 1420 verließen sie dieselbe auf längere Zeit und begaben sich nach Gent, wo ihnen ein reicher Bürger, Jodocus Vyts, die Ausführung eines Altars mit Flügelthüren aufgetragen hatte. Mehrere der letzteren befinden sich jetzt in dem Museum zu Berlin; die übrigen sind noch in Gent in der Kirche St. Bavon. Hubert starb während der Arbeit im Jahre 1426, Jan aber vollendete das Werk im Jahre 1432. Darauf kehrte er mit seiner Frau nach Brügge zurück, wo er bis an seinen Tod (1445) lebte und noch manches herrliche Kunstwerk ausführte. Das Hauptwerk beider Brüder, der eben genannte Altar, besteht aus zwei Reihen von Tafeln.

*) Nach anderen Annahmen ist Johann 20–25 Jahre jünger gewesen, als Hubert, der um 1466 geboren wurde. Man schließt dies daraus, daß auf dem Bilde der gerechten Richter, auf welchem sie auch ihre Bildnisse angebracht haben, Hubert als ein Greis von etwa sechszig Jahren, Jan dagegen als ein Dreißiger erscheint.

Oben in der Mitte ist Gott dargestellt zwischen Maria und Johannes dem Täufer, auf den Flügeln singende und musicirende Engel, in den äußersten Theilen endlich Adam und Eva. Im unteren Theile befindet sich in der Mitte eine Landschaft mit dem Lamme, dem Symbole des Erlösers, welches von Engeln, Heiligen und Seligen angebetet wird. Auf den Flügeln sind die Streiter Christi und die gerechten Richter, die Einsiedler und die Pilger dargestellt, welche zur Verehrung des Lammes herbeikommen. Auf den Außenseiten der Flügel endlich befindet sich die Verkündigung der Geburt Christi, und darunter sind die Gestalten Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten, sowie des Jodocus Vyts und seiner Gemahlin.

In den Gemälden beider Brüder prägt sich die neue Richtung, welche sie der flandrischen Schule gaben, auf's Entschiedenste aus. An die Stelle des Goldgrundes, den nur Hubert bei den drei von ihm gemalten oberen Figuren des genannten Altarbildes beibehielt, treten bei ihnen perspectivisch richtig gezeichnete Zimmer, Städte mit Thürmen, Kirchen, lebhaften Gassen, blumige Wiesen, Baumgruppen, blaue Berge und ein klarer Himmel mit weißen Wölkchen. Auch die Figuren gehören meist der Wirklichkeit an; sie sind meist Portraits und erscheinen großentheils in dem Costüm des Brügger Hofes. In den Händen, Füßen und dem Antlitz der Figuren finden sich auch schon Anfänge anatomischer Studien. Ausgezeichnet ist die Behandlung des Stoffes; gestickte Gewänder, goldene Rüstungen wie hölzerne Geräthschaften stellten sie mit gleicher Naturtreue dar. Dazu half ihnen besonders die Anwendung der durch sie vervollkommneten Oelmalerei. Mit Unrecht hat man aber dem Jan van Eyck die Erfindung derselben beigelegt; denn schon seit dem zehnten Jahrhundert bediente man sich hin und wieder statt des Wassers des Oels als Bindemittel der Farben; indessen blieb dies doch immer nur etwas Vereinzeltes, und gewöhnlich malte man in tempera, d. h. man mischte die Farben mit verdünntem Eigelb und mit Leim, der aus Pergamentschnitzeln verfertigt wurde. Auch überzog man die Gemälde wohl mit einem Firniß von Wachs, das in ätherischem Oele aufgelöst wurde. Van Eyck aber entwickelte die Oelmalerei zu solcher Vollkommenheit und benutzte die Vortheile, welche sie für das Colorit darbietet, so trefflich, daß sie bald ganz allgemein in Gebrauch kam. Nach Italien kam sie durch seinen Schüler Antonello von Messina, der sie nach Venedig brachte; freilich währte es aber in Italien länger, als in andern Ländern, bis durch sie die Malerei in Tempera verdrängt wurde, was erst zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geschah. Der Sage nach wurde übrigens van Eyck ganz zufällig auf seine Entdeckung geführt. Er hatte einen Firniß erfunden, womit er seine in Wasserfarben gemalten Bilder überzog, um ihnen größeren Glanz zu verleihen; als er aber eins der-

ſelben in die Sonne ſetzte, weil der Firniß ſchwer trocknete, ſprang es. Er kochte daher einen anderen Firniß aus Nuß- und Leinöl, der beſſer war, und bei dieſer Gelegenheit bemerkte er, daß ſich die Farben weit beſſer mit Oel miſchen ließen als mit Leim.

Zahlreich waren die Schüler und Nachfolger der Brüder van Eyck. Unter ihnen iſt beſonders Johann Memling oder Hemling nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu nennen, den ein prachtvolles Colorit, größere Anmuth in den Bewegungen und größere Fülle in den Formen ſeiner Geſtalten vor den früheren Meiſtern der altflandriſchen Schule auszeichnet; auch den landſchaftlichen Theil ſeiner Bilder wußte er zuerſt bedeutungsvoller zu behandeln. Auch über die flandriſche Schule hinaus aber erſtreckte ſich der Einfluß van Eycks, und wie er ſich ſelbſt in Italien geltend machte, ſo noch mehr in Deutſchland, wo ſich zuerſt die köluiſche, dann aber auch bald die oberdeutſche Schule mit Erfolg der Richtung der flandriſchen anſchloß.

In Deutſchland gelangte im funfzehnten Jahrhundert auch die Bildhauerei, die Bildſchnitzerei und namentlich die Kunſt des Bronzegnſſes zu beachtenswerther Ausbildung. Als Bronzegießer zeichnete ſich vorzüglich die Familie Viſcher in Nürnberg aus. Von Hermann Viſcher wurde im Jahre 1457 das bronzene Taufbecken in der Stadtkirche zu Wittenberg gefertigt, welches mit den Figuren der Apoſtel geſchmückt iſt. Der berühmteſte der ganzen Familie aber iſt ſein Sohn Peter Viſcher († 1529). Unter den früheren Arbeiten dieſes großen Meiſters iſt das bedeutendſte das Grabdenkmal des Erzbiſchofs Ernſt im Dome zu Magdeburg, welches im Jahr 1495 vollendet wurde. Auf dem Deckel eines großen Sarkophags ruht der Erzbiſchof. An den Seiten ſind die Geſtalten der Apoſtel und zweier Heiligen und mannichfacher bildneriſcher Schmuck. Das Werk iſt noch ganz in der ſcharfen, eckigen Weiſe des damals in Deutſchland herrſchenden Styls ausgeführt. Später aber ſchloß ſich der Künſtler ganz dem germaniſchen Style an, den er durch Aufnahme antiker Elemente weiter zu entwickeln ſuchte. Um das Letztere zu erklären, hat man wiederholte Reiſen des Künſtlers nach Italien angenommen; mit Beſtimmtheit weiß man indeſſen nur, daß ſein Sohn, Hermann Viſcher der Jüngere, in Italien war und von dort mehrere Studien mitbrachte, die dem Vater gefielen und ihm und den Brüdern zur Uebung dienten. Das berühmteſte unter den ſpäteren Werken Peter Viſchers iſt das Grab des heiligen Sebaldus in der Sebalduskirche zu Nürnberg, an welchem er unter Mitwirkung ſeiner fünf Söhne von 1506 bis 1519 arbeitete. Es beſteht aus dem Sarkophage, der bereits im vierzehnten Jahrhundert angefertigt wurde, einem Unterſatze, der mit Darſtellungen aus der Legende des Heiligen in Relief geſchmückt iſt, und einem funfzehn Fuß hohen Tabernakelbau, der das Ganze umgiebt.

Derselbe ruht auf acht Pfeilern, an denen sich die Figuren der zwölf Apostel und über ihnen die von zwölf Kirchenvätern befinden. Außer diesen zieren nicht weniger als 72 Figuren das Denkmal, und bei allen bewundert man die Richtigkeit der Zeichnung, den Adel und die Mannichfaltigkeit der Haltung, den Faltenwurf der Gewänder und die Reinheit des Gusses, worin dasselbe sogar viele von den Meisterwerken des Alterthums übertrifft. Die Reliefs zeichnen sich durch Frische und Lebendigkeit aus, und in ihnen, mehr aber noch in den Figuren, die bloß symbolische Bedeutung haben oder nur zum Schmucke dienen, tritt besonders deutlich der Einfluß der Antike hervor, obgleich der Künstler überall schöpferisch erscheint und nirgends in bloße Nachahmung verfällt. Nachgüsse von den Figuren der zwölf Apostel an jenem Denkmal befinden sich im Dom zu Berlin als Träger des Geländers um den Altar.

Während so auch in Deutschland auf dem Gebiete der bildenden Kunst ein frisches, kräftiges Leben sich regte, tritt uns in der deutschen Dichtkunst das Bild des traurigsten Verfalles entgegen. Die Ursachen desselben haben wir theilweise schon S. 465 kennen gelernt. Selbst die gewaltigen, alle Verhältnisse des Lebens so mächtig umgestaltenden Erscheinungen, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte eintraten, die großen folgenreichen Erfindungen, die Entdeckung der neuen Welt, vermochten der Poesie kein neues Leben einzuhauchen; ja, wir müssen vielmehr sagen, daß sie auf die Entwickelung derselben nur nachtheilig einwirkten. Das Streben nach Bewältigung der Natur und Beherrschung ihrer Kräfte einerseits, das Trachten nach Besitz auf der anderen Seite, welches, durch den lebhaften Handel und Verkehr angeregt, besonders in den Städten eine Stätte fand, in denen die Poesie Zuflucht vor ritterlicher Rohheit und Raubsucht gesucht hatte, nahm viel zu sehr alle Kräfte in Anspruch, als daß vor solchen selbstsüchtigen Bestrebungen die fröhliche, unbefangene Heiterkeit und Frische des Gemüthes hätte bestehen können, bei welcher allein die Dichtkunst gedeihen kann. Sogar das, was auf Jahrhunderte hinaus für das geistige Leben der Völker segensreich gewirkt hat, die Verbreitung der Buchdruckerkunst und das Wiederaufleben der Wissenschaften, mußte der Poesie verderblich werden. Dichtete doch nun der Dichter nicht mehr für einen gewählten Zuhörerkreis, der begeistert den Tönen seines Liedes lauschte, dessen Lob und Tadel ihn unmittelbar traf. Nicht für das Ohr, nur für das Auge wurde fortan gedichtet; kalt und starr ging das geschriebene und gedruckte Wort hinaus in die Welt, zu Menschen, die der Dichter nicht kannte, und denen gegenüber er eben deshalb sich Alles glaubte erlauben zu können. Gewinn zog aus der Buchdruckerkunst zunächst nur die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit. Und je mehr die Gelehrten sich über die ungebildete Masse erhoben, um so geringer schätzten sie deutsche Dichtkunst.

Die lateinische allein galt ihnen als mustergültig, die deutsche Sprache als eine barbarische, der sie sich fast schämten, und die man wenigstens mit lateinischen und andern fremden Redensarten zu verbrämen suchte. Dazu kam nun noch, daß der schöne, volltönende schwäbische Dialekt nach dem Untergange der Hohenstaufen unter der im Reiche herrschenden Verwirrung, Gesetzlosigkeit und Rohheit außerordentlich von seiner ursprünglichen Schönheit verlor, daß noch dazu fast alle deutschen Mundarten bei der argen Zertheilung Deutschlands jetzt in gleiche Rechte traten, und daß von einer literarischen Gesammtsprache der ganzen Nation nicht mehr die Rede war. Zu einem so traurigen Verfalle, wie er wirklich eintrat, wäre es freilich doch kaum gekommen, hätte sich die deutsche Kunstpoesie nicht mit der dem Deutschen eigenen Nachahmungssucht von Anfang mit Vorliebe fremden Stoffen zugewandt, und die im eigenen Volksleben wurzelnden Sagen und Dichtungselemente schmählich vernachlässigt. Dadurch ward die Dichtkunst dem Volke mehr entfremdet, ihre Blüthe an einzelne große Geister geknüpft, und wo diese verschwanden, mußte auch jene dahinwelken, und an die Stelle dichterischen Geistes trat eine todte, starre Form, die durch sclavisches Festhalten daran zuletzt selbst in die ärgste Mißgestalt ausarten mußte.

Das alte Volksheldengedicht erhielt sich allerdings fort und fort im Volke; aber es ist offenbar im Absterben begriffen. Man begann die alten Heldengedichte umzuarbeiten und zu verkürzen. Solche Umarbeitungen enthält das alte Heldenbuch. Dasselbe umfaßt die Sagen von Otnit, Hug- und Wolfdietrich, dem Rosengarten zu Worms und dem Könige Laurin oder dem kleinen Rosengarten. Auch die Form dieser Dichtungen ist eine andre geworden. An die Stelle der alten Nibelungenstrophe tritt nach dem Vorbilde der Strophen in den neueren Theilen des Nibelungenliedes eine Strophe von acht Kurzzeilen, die sämmtlich unter einander reimen und zwar die ungeraden weiblich, die geraden männlich. Man nannte dies den Hildebrandston, weil das in jener Weise gedichtete Hildebrandslied bei dem Volke sehr beliebt war. Das alte Heldenbuch wurde vielfach gedruckt, zweimal schon im funfzehnten Jahrhundert. Noch mehr verkümmert erscheinen die alten vaterländischen Heldensagen in dem sogenannten Dresdener Heldenbuche, welches Caspar von der Roen, ein gemeiner Bänkelsänger aus Münnerstadt in Franken, im Jahre 1472 geschrieben hat. Es enthält: Otnit, Hug- und Wolfdietrich, Etzels Hofhaltung, Riese Siegenot, mit welchem Dietrich und Hildebrand einen Kampf bestehen, Ecken Ausfahrt, den Kampf Dietrichs mit Ecken und seinem Bruder, Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe „mit würmen vnde mit rysen", den großen Rosengarten (Kampf der zwölf Helden von Worms mit den zwölf Helden von Bern), König Laurin und das Hildebrandslied. Eine unglaublich geist- und geschmack-

loſe Arbeit, merkwürdig auch durch die Abkürzungen, auf die der Verfaſſer ſich viel zu Gute thut, und die doch oft gerade das Beſte entfernen und alle dichteriſche Wirkung verwiſchen. So ſagt er am Schluſſe des Wolfdietrich:

Wolfdietrich im alten dichte hat ſieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als ausſchied,
drew hundert drei und dreiſſigk liet hat er hie behent,
das man auf einem ſitzen dick mög hörn anfanck und endt.

So geſchmacklos übrigens das ganze Machwerk iſt, ſo wurde es doch an Kläglichkeit noch weit übertroffen durch das große Gedicht, in welchem der bairiſche Wappenmaler Ulrich Fürterer oder Füterer in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts alle Sagen vom Gral und von der Tafelrunde zu einem zuſammenhängenden Ganzen in dreizehn Abenteuern verarbeitete, und ſo ein durch Weitſchweifigkeit und Geſchmackloſigkeit völlig ungenießbares Werk ſchuf; „die längſt aus dem Leben geſchiedenen Redeweiſen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunſt ſich aneignend, miſcht er unter dieſelben die unritterlichen, gemeinen Ausdrücke ſeiner Zeit oder ſeiner bürgerlichen Bildung ſammt allen Härten ſeiner provinziellen Sprache ein.“ — Die alten Dichtungen aus dem karolingiſchen Sagenkreiſe waren jetzt ganz verſchollen, und die neuen von den Haimonskindern, Ogier von Dänemark, dem Zauberer Malagis u. a. ſind meiſt nur Ueberſetzungen niederländiſcher (flandriſcher) Originale, und man ſieht an ihnen deutlich, wie das Epos immer tiefer zum niedrigſten Volkston herabſinkt. Da iſt keine Spur von höherer Würde, von Adel der Geſinnung; Grauſamkeit, Blutdurſt, gefühlloſer Stumpfſinn, Gleichgültigkeit gegen Menſchenleben, gegen Marter und Schmerz, Gemeinheit und plumpe Rohheit ſind es, was dieſe Machwerke charakteriſirt. Selbſt die Frauen ſinken in denſelben zu den „roheſten keifenden Widerbellerinnen“ herab. Der Volkston iſt vorherrſchend; die Redensarten und Sprüchwörter des Volkes werden aufgenommen; der Witz bewegt ſich nur in der niedrigſten, gemeinſten Sphäre, ein Beweis, für was für ein Publikum ſolche Werke berechnet waren Dagegen zeichnet ſich vor allen dieſen Machwerken als einzig in ſeiner Zeit die ſchon Seite 450 angeführte Bearbeitung des Thierepos im Reineke Vos aus.

Am reichſten iſt jene Zeit an einzelnen, keinem größeren Sagenkreiſe angehörenden, novellenartigen poetiſchen Erzählungen. Den Stoff zu denſelben boten theils frühere Dichtungen, theils die Novellen des Boccaccio, die ſchon um 1472 in's Deutſche überſetzt wurden, und andere italieniſche, ſo wie lateiniſche und franzöſiſche Novellen, namentlich die Gesta Romanorum (Thaten der Römer) und das „Buch von den ſieben weiſen Meiſtern.“ Das letztere ſtammte urſprünglich aus Indien, und es finden ſich von demſelben nicht nur Ueberſetzungen und Nachbildungen in faſt alle

orientalischen Sprachen, sondern es wurde auch in's Griechische, dann in's Lateinische, darauf im Mittelalter in's Französische und in fast alle übrigen europäischen Sprachen übertragen. Im funfzehnten Jahrhundert fand es auch in Deutschland große Verbreitung, und aus jener Zeit stammen mehrere prosaische und gereimte Bearbeitungen desselben. Unter den letzteren ist die vorzüglichste die von dem Büheler (eigentlich Hans von Bühel), welcher im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Hofbeamter des Erzbischofs von Köln war, unter dem Titel „Dioeletians Leben" verfaßte. Unter den übrigen Erzählungen ist vorzüglich noch die vom „Ritter von Staufenberg" zu erwähnen, deren Verfasser unbekannt ist. Sie schließt sich durch wahre und kunstvolle Charakterzeichnung den besseren Dichtungen früherer Zeit würdig an. Noch in neuerer Zeit hat sie Fouqué den Stoff zu seiner lieblichen Dichtung „Undine" geliefert.

Die Legendenpoesie trieb noch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts manche schöne Blüthe, wie die Sage von dem heidnischen Könige Littauer, der dadurch bekehrt wird, daß ihm in der Kirche, in die er sich in feindlicher Absicht in Bettlertracht begeben hat, aus der Hostie in der Monstranz, welche der Priester erhebt, ein Kind von wunderbarer Schönheit, nur ihm sichtbar, entgegentritt. Aber im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts artete auch die Legendenpoesie immer mehr aus, und die Dichter gefallen sich in Zusammenhäufung der übertriebensten, abenteuerlichsten und sinnlosesten Dinge, bis endlich die Legendendichtung auch der Form nach zur Prosa wird.

Auch an historischen Reimwerken fehlte es nicht; so verfaßte Ottokar aus Steiermark, gewöhnlich von Horneck genannt, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eine österreichische Reimchronik, welche die Zeit von 1250 bis 1309 umfaßt, aber eben so wie die folgenden Reimchroniken an unerträglicher Geschmacklosigkeit leidet.

Meistens ganz ungenießbar sind die Producte der lyrischen Poesie aus dieser Zeit. Nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zogen sich die Ritter ganz von der Uebung der Kunstlyrik zurück; nur vereinzelt traten noch edle Herren auf, die den Minnegesang fortsetzten und durch Benutzung des frischen, lebensvollen Volksliedes zu verjüngen und zu heben suchten. Unter diesen wenigen ritterlichen Dichtern nimmt eine der ersten Stellen Oswald von Wolkenstein aus Tyrol ein, der im J. 1367 geboren wurde und nach einem vielbewegten Leben im Jahre 1445 starb. Neben ihm ist Graf Hugo II. von Montfort, Herr zu Bregenz (geb. 1357, gest. 1423) zu nennen, der mit dem Wolkensteiner eine Wallfahrt nach Jerusalem machte. Er dichtete, wie er selbst sagt, meistens zu Roß in Wäldern und Auen, und sein treuer Knecht Burk Mangolt in Bregenz schrieb die Lieder auf und machte die Melodien dazu. — Mit dem fünfzehnten Jahrhundert ging die lyrische Dichtkunst ganz in die Städte und zu

den Bürgern über; beſonders waren es Handwerker, welche ſie übten. Anfangs reiſten dieſelben auch wohl im Lande umher; aber ſeit die Zünfte ſich feſter ſchloſſen und auch Stadtpfeifer und Hofmuſikanten förmliche Corporationen bildeten, ſchloſſen ſich auch die Dichter in zunftmäßigen Vereinen ab, die man Singſchulen nannte, und in denen Alles nach ſtrengen Geſetzen ſein ehrſam und bürgerlich geordnet war. Im vierzehnten Jahrhundert blühte der Meiſtergeſang in Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau und Prag, im funfzehnten zu Nürnberg und Augsburg, im ſechszehnten zu Regensburg, Ulm, München, in Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz bis nach Danzig; dem Nordweſten Deutſchlands dagegen blieb er fremd. Kaiſer Karl IV. verlieh den Meiſterſängern ſchon im Jahre 1378 Freibrief und Wappenrecht; jedoch wiſſen wir von eigentlichen Singſchulen erſt zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Die Regeln für die zunftmäßige Ordnung, die Einrichtungen und Gebräuche derſelben, ſo wie über die Abfaſſung und den Vortrag der Meiſterlieder, wurden in beſonderen Schriften verzeichnet, die man Tabulaturen nannte, und von denen die älteſte, welche man kennt, die Straßburger von 1493 iſt. Zur feierlichen Aufnahme in die Singſchulen war es nöthig, daß man bei einem anerkannten Meiſter in der Lehre geweſen war und dann eine Prüfung beſtand. Wer nach der Tabulatur einen Geſang (Bar genannt) dichtete und dazu ſelbſt einen Ton (Melodie) erfand und abſang, hieß ein Meiſter; wer nach den Tönen der Meiſter Lieder dichtete, war ein Dichter, und wer einige Töne vorſingen konnte, ein Singer; diejenigen endlich, welche die Tabulatur vollkommen wußten, wurden Schulfreunde genannt. Wenn der ehrſame Handwerker ſein mühevolles Tagewerk vollbracht hatte, legte er ſein Werkzeug bei Seite, dichtete ſeine Lieder, übte die alten Töne und erfand neue; auch kamen die Meiſter wohl auf ihrer Herberge und Zeche gemeinſchaftlich zuſammen. Wenn dann der Sonntag kam, ſo wurde die mit bunten Schildereien geſchmückte Schultafel ausgehängt, zum Zeichen, daß nach dem Veſpergottesdienſte Schule geſungen werden ſollte, und dann verſammelte ſich die ganze Geſellſchaft ſammt den Schulfreunden und Schülern auf dem Rathhauſe, oder, wie es ſpäter gewöhnlich war, in der Kirche. Solche angeſagte Verſammlungen waren öffentlich, und auch die Bürger und Bürgerinnen fanden ſich zahlreich zu denſelben ein. Den Anfang machte das Freiſingen, bei welchem in der Wahl der Gegenſtände mehr Freiheit ſtattfand. Dann folgte das Hauptſingen, bei welchem der Gegenſtand nur aus der Bibel gewählt ſein durfte. Dabei ging es ſehr feierlich zu.. Oben an ſaß auf einem verdeckten Platze das Gemerk (der Vorſtand), aus dem Büchſenmeiſter (Kaſſirer), dem Schlüſſelmeiſter (Verwalter), dem Merkmeiſter und Kronmeiſter beſtehend. Unter dem Merkmeiſter befanden ſich die Merker, die auf die Richtigkeit des

Inhalts, der Reime; der Melodie zu merken hatten und am Schluſſe des Geſanges das Urtheil ſprachen. Was in der Tabulatur als Fehler bezeichnet war, wurde mit den in derſelben beſtimmten Strafen belegt. Wer aber am glatteſten, d. h. am fehlerfreieſten, geſungen hatte, erhielt aus der Hand des Kronmeiſters als Preis das Gehänge, welches in einer Schnur oder Kette mit daran hängender Schaumünze beſtand, auf welcher der König David als Schutzpatron frommer Sänger dargeſtellt war. Der zweite Preis beſtand aus einem Kranze künſtlicher Blumen. Die beſten Gedichte wurden in ein großes Buch geſchrieben, welches der Schlüſſelmeiſter ſorgfältig aufbewahrte. Von dichteriſchem Geiſte war in denſelben freilich eben nichts zu finden. Nur darauf kam es an, daß Alles recht klar und deutlich war, und daß nicht falſche (d. h. unchriſtliche oder überhaupt anſtößige) Meinungen darin vorkamen. Die Hauptſache war Genauigkeit in der Form, in der Zahl der Wörter und Sylben. Man überbot ſich in Künſteleien, in Ueberladung mit Reimen, deren zuweilen bis über 120 in einer Strophe vorkamen, ſo wie in der Erfindung neuer Töne, die meiſtens die wunderlichſten Namen haben. So gab es einen blauen und rothen Ton, eine Adlerweis, eine Beerweis, eine ſpitzige Pfeilweis, eine gelbe Veieleinweis, eine rothe Nußblüthweis, eine geſtreifte Safranblümleinweis, eine warme Winterweis, eine blutglänzende Drahtweis, einen gläſernen Halbkrügelton, eine geſchwänzte Affenweis, eine Fettdachsweis u. ſ. w. Als Beiſpiel diene die hohe, goldene Weiſe des Meiſters Michael Behaim aus Sulzbach in Schwaben (im 15. Jahrh.), der zuerſt Weber, dann Krieger war:

Kung — her der herſten merſten reiche,
ich Mich — ei Pehen ſtehen wol ſol Dich,
pis mein ein lichtens richtens — heiffer,
hüng — rein, mein tugend mugend — leiche
dir zir treiſt, deinen reinen geiſt leiſt mir
dis dein' clein' ſchnöden plöden — weiffer
Gelffer tumen, umen — leucht feucht, heile
Du nu lib mynne, ſynne gib, ſchib zu,
mis, meng, ſpreng under, ſunder meile.

Poeſie iſt das wahrlich nicht; gleichwohl hat es etwas Rührendes, wenn man daran denkt, wie zu einer Zeit, wo die Ritterſchaft in blutigen Fehden und rohen Raufereien ihre Kraft vergeudete, wo die Geiſtlichkeit durch Unwiſſenheit, Zuchtloſigkeit und Völlerei ſich ſchändete, der Bürger in Genuß- und Prunkſucht unterging, alle Stände aber in gleicher Weiſe maßloſer Trunkſucht fröhnten, dieſe ehrſamen Meiſter in ſolchen harmloſen Genüſſen Erholung und Ergötzung fanden und uneigennützig ſich die Stunden nächtlicher Ruhe abdarbten, um unentgeltlich neue Schüler für die edle Kunſt heranzubilden. Zucht und Ehrbar-

keit der Sitte wenigſtens fand in dieſen Kreiſen ſtets eine heimiſche Stätte; ihre Dichtungen freilich waren der Erhaltung nicht werth; ſie waren aber auch nie für die Oeffentlichkeit beſtimmt und ſind nie gedruckt worden. Nur ſehr wenige Meiſterſänger ſind deshalb näher bekannt, und zwar ſind es ſolche, die von ihrer Kunſt ihren Lebensunterhalt hatten, alſo vielmehr zu den Gehrenden (S. 863) gehören, und auch dieſe ſind weniger wegen ihrer Meiſtergeſänge, als wegen ihrer übrigen Dichtungen zu Berühmtheit gelangt. Der ſchon genannte Michael Behaim ſchrieb außer ſeinen lyriſchen auch hiſtoriſche Gedichte, von eben ſo geringem poetiſchen Werthe, wie jene, aber wichtig für die Geſchichte, weil er darin, wie z. B. in dem „Buch von den Wienern", bedeutſame Ereigniſſe erzählt, die er mit erlebt und an denen er meiſtens auch perſönlich Antheil genommen hatte. Außer ihm ſind noch Hans Roſenblüt und Hans Folz zu nennen, von denen noch weiter unten die Rede ſein wird; ferner Heinrich von Müglin (Mügeln) im Meißniſchen, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wie es ſcheint, meiſtens in Böhmen und Oeſterreich lebte. In ſeinen lyriſchen Gedichten ſchließt er ſich überwiegend an Frauenlob an; in einem „Lobgeſang auf die heilige Jungfrau" ahmt er „die goldene Schmiede" Konrads von Würzburg geſchmacklos nach. Außerdem haben wir von ihm eine „ungariſche Chronik" und ein ſeinem Wohlthäter, dem Kaiſer Karl IV., zugeeignetes Lehrgedicht „das Buch der Maide." (Die Künſte und Wiſſenſchaften erſcheinen, ſich um den Vorrang ſtreitend, als Jungfrauen vor dem Kaiſer, der den Streit zu Gunſten der Theologie entſcheidet, worauf er ſie in den Palaſt der Frau Natur ſendet, um das Endurtheil zu empfangen.) Zu den beſſern Dichtern gehörte der Suchenſinn (wahrſcheinlich ein angenommener Name), ein wandernder Sänger zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts; daſſelbe gilt von Muscatblüt, der um die nämliche Zeit lebte, von dem wir namentlich Naturlieder haben, die ſich durch lebendige Schilderung der Naturerſcheinungen auszeichnen. Bis in's ſiebenzehnte Jahrhundert beſtanden die Zünfte der Meiſterſänger; ja, die Nürnberger Singeſchule erhielt ſich ſogar bis in's achtzehnte Jahrhundert, und in Ulm gab es noch im Jahre 1830 zwölf Meiſterſänger. Im Jahre 1839 waren noch vier von ihnen übriggeblieben, das Gemerk, und dieſe übergaben ihre Schultafel, ihre Fahne, die Kleinodien, die Lade, Tabulaturen, Schul- und Liederbücher dem Ulmer Liederkranze durch eine förmliche Urkunde, mit der Bitte, die Fahne bei Feſtzügen neben der des Liederkranzes tragen zu laſſen, und mit dem Wunſche, daß auch das Banner des Liederkranzes Jahrhunderte lang wehen und ſeine Lieder ſpäten Enkeln tönen mögen. Damit erloſch die letzte ſchwache Spur des Meiſtergeſanges.

Während die deutſche Kunſtlyrik verſtummte, der Minnegeſang in den

handwerksmäßigen Liedern der Meistersänger erstarrte und verknöcherte, strömte das poetische Leben der Nation frisch und fröhlich hervor im Volksliede, eine neue herrliche Zukunft der deutschen Dichtkunst verheißend. Wie in früheren Zeiten die uralten Heldensagen in dem Volksepos sich fortgepflanzt hatten, so nahm jetzt die deutsche Volkspoesie einen entschieden lyrischen Charakter an. Freilich wurde auch Manches, was aus den alten Sagen lieb geworden war, in das Volkslied aufgenommen; aber man tilgte daran die Namen und Alles, was in die Vergangenheit zurückversetzte. So findet sich die alte hellenische Sage von Hero und Leander, die auch Schiller in seiner herrlichen Ballade besungen hat, in einem westfälischen Volksliede wieder, aber in einer Weise, als ob theilnehmend das Leid von Zeitgenossen besungen würde. Dasselbe möge als Beispiel in neudeutscher Uebertragung hier eine Stelle finden:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Die konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

„Du kannst ja gut schwimmen, mein Lieber,
So schwimm denn herüber zu mir:
Zur Nacht eine Fackel soll brennen,
Die See zu beleuchten Dir."

Da war auch eine falsche Nonne,
Die schlich sich ganz sacht nach der See
Und dämpfte das Licht ihm zumal aus:
Der Königssohn blieb in der See.

Die Tochter sprach zu der Mutter:
„Mein Herze thut mir so weh!
Laß mich in die Luft geh'n, zu wandeln
Wohl an den Strand von der See."

„„Thu das, meine liebste Tochter!
Nur allein so darfst Du nicht geh'n.
Weck' auf deinen Bruder, den jüngsten,
Und den laß mit dir geh'n!""

„Ach nein! mein Bruder, der jüngste,
Der ist so wild, das Kind,
Der schießet nach all' den Vögeln,
Die an dem Strande sind.

Und schießt er dann all die zahmen,
Die wilden die läßt er gehn,
Dann sagen sogleich alle Menschen:
Vom Königskind ist es geschehn."

„„Nun Tochter, meine liebe Tochter,
Allein darfst du nicht geh'n,
Weck' auf deine jüngste Schwester,
Und die laß mit dir geh'n!““

„Ach nein! mein' jüngste Schwester
Ist noch ein spielend Kind.
Sie läuft nach all' den Blümlein,
Die an dem Strande sind.

Und pflückt sie dann all' die rothen,
Die weißen die läßt sie steh'n,
Dann sagen sogleich alle Menschen:
Vom Königskind ist es geschehn.“

Die Mutter ging in die Kirche;
Die Tochter ging an das Meer;
Sie ging so allein und so traurig,
Das Herz that weh ihr so sehr.

„Ach, Fischer, mein guter Fischer,
Du siehst, ich bin so krank;
Du kannst ja und mußt mir helfen,
Setz aus dein Fischnetz zu Fang!“

Hier hab' ich mein Liebstes verloren,
Das Liebste im Erdenrund,
Und kannst du den Schatz mir auffischen,
So mach' ich wohl reich dich zur Stund!“

„„Für euch will ich Tage lang fischen,
Verdien' ich auch nichts, als Gott's Lohn.““
Er warf sein Netz in das Wasser.
Was fing er? Den Königssohn.

„Da, Fischer, mein liebster Fischer,
Da nimm dein'n verdienten Lohn;
Hier hast du mein golden Ketten,
Und hier mein' demanten Kron.“

Sie nahm ihren Liebsten zum Arme
Und küßt' seinen bleichen Mund.
„Ach, treuer Mund, könnt'st du sprechen,
Mein Herz würd' wieder gesund.“

Sie drückt' ihn fest an ihr Herze,
Das Herze, das that ihr so weh,
Und länger konnt' sie nicht leben,
Sie sprang mit ihm in die See.

Selbsterlebtes und Selbstempfundenes wollte das Volkslied darstellen; die Gefühle, welche das Erlebte unmittelbar hervorgerufen hatte,

wurden in ſolchen Liedern laut. In dieſer Weiſe bemächtigte ſich das Volkslied häufig auch hiſtoriſcher Stoffe, weniger die Thaten ſingend, als den Eindruck, den dieſelben gemacht, in ſchlichter Treue und Wahrheit wiedergebend, weshalb dieſe Lieder denn auch nicht auf den Kreis beſchränkt blieben, dem ſie urſprünglich angehörten, ſondern bald in allen deutſchen Gauen wiederklangen. So z. B. die Lieder vom Lindenſchmied, einem Räuber im Breisgau, ſo die von dem Ritter Eppelein von Gailingen aus der Gegend von Nürnberg. Beſonders lieferten die Kämpfe der Schweiz gegen die Habsburger Stoff zu ſolchen hiſtoriſchen Volksliedern. So dichtete der Luzerner Bürger Halbſuter im Vollgefühl der Siegesfreude ſein 66 Strophen langes Lied auf die Schlacht bei Sempach, an der er ſelbſt Theil genommen hatte, wie er am Schluſſe ſagt*). Wie einfach und ergreifend ſingt er in demſelben Arnolds von Winkelried Heldenthat!

Des adels boer was veſte,
in ordnung dick nnd breit:
Das verdroß die frommen geſte.
Ein Winkelriedt der ſeit:
He! wend irs genießen lon
min fromme kind und frowen,
ſo wil ich ein frevel bſton.

Trüwen, lieben eidtgenoſſen,
min leben verlür ich mitt.
Si hand ir ordnung gſtoſſen:
wir mögends in brechen nitt
He! ich wil ein inbruch han:
des wellend ir min geſchlechte
in ewig genieſſen lan.

Hiemitt do tett er faſſen
ein arm voll ſpieß behend:
den finen machi er ein gaſſen;
ſin leben hatt ein end.
He! er hatt eins löwen muot;
ſin manlich dapfer ſterben
was den vier Waltſtetten guot.

*) Halbſuter unvergeſſen
alſo iſt ers genant;
zLucern iſt er geſeſſen
nnd alda wol erkant;
he! er was ein fröblich man:
dis lied hat er gedichtet,
als er ab der ſchlacht iſt kan.

Alſo begundentz brechen
des adels ordnung baldt
mit howen und mit ſtechen
Gott ſiner ſelen walt!
He! wo er des nit het gethan,
ſo wurds d'Eidgnoſſen han koſtet
noch mengen biderman.

So beſingt auch Veit Weber, ein wandernder Sänger*) aus Freiburg im Breisgau, die Schlacht bei Murten im burgundiſchen Kriege in einem Liede, an deſſen Schluſſe er ſagt:

Vit Weber hat dis lied gemacht;
er iſt ſelbs geweſen an der ſchlacht.

Er beginnt:

Min hertz iſt aller frömden voll,
darumb ich aber ſingen ſol,
und wie es iſt ergangen;
mich hat verlanget tag und nacht,
biß ſich der ſchimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlangen.

Trefflich ſchildert er die Kampfesluſt der Eidgenoſſen, die den Beginn der Schlacht kaum erwarten konnten:

Ein ſchneller rabt, der wart gethan,
wie man den hertzogen ſolt griffen an;
do hort ich mengen ſprechen:
„Ach Got, wann hat ein end die ſag?
Nun iſt es doch umb mitten tag:
wenn ſond wir howen und ſtechen?“

Darauf ſchildert er den Kampf ſelbſt, und dann fährt er fort:

Sy warten [weh en] ſich eine kleine faſt,
darnach ſach man ſie fliechen faſt;
gar vil die wurden erſtochen
der fußknecht und der küriſſer;
das Feld lag voller glen [Lanzen] and ſper,
die an ihn wurden zerbrochen.

Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen ſin,
man toet ſy in den hurſten [Horſten, Büſchen, Hecken];
kein gröſſer not ſah ich nie me,
ein groſſe ſchaar luff in den ſee,
wie wol ſy nit was (war) dürſten.

*) Er ſelbſt ſagt am Anfange eines Liedes auf Freiburg:
Mit geſang vertrib ich min leben,
vom tichten kan ich nit lan.

Sy wuten [wateten] drin bis an das künn,
dennocht schosz man fast zu in,
als ob sy enten weren;
man schifft zu jnen und schluog sy zu tod,
der see, der wart von bluote rot,
jemmerlich hort man sy pleren.

Gar vil, die klummen uff die böwm,
wiewol ir nieman mocht haben göm [Aufmerksamkeit],
man schosz sy als die kregen [Krähen];
man stachf mit spiessen über ab,
ir gesider inen kein hilff gab,
der wind mocht sy nit wegen [wiegen].

In gleicher Weise aber ließ Jeder im Liede wiederklingen, was sein Herz bewegte, was er erlebte, litt und that, und das Alles unmittelbar aus der Tiefe eines vollen Gemüthes frisch und ungesucht hervorsprudelnd. Der Dichter redet nicht von seiner Empfindung; sie selbst spricht aus dem Dichter heraus. Mit oft wunderbarer Innigkeit und Zartheit nimmt der Bursch Abschied von seinem Mädchen, sendet der Entfernten herzige Grüße, singt von Treue und Untreue, von Scheiden und Meiden, von Kommen und Wiedersehen. Wie zart und innig und rein ist z. B. das folgende Lied!

Insbruck, ich muß dich lassen,
ich far dahin mein straßen,
in fremde land dahin;
mein freud ist mir genummen,
die ich nit weiß bekummen,
wo ich im ellend bin.

Groß leid muß ich jetzt tragen
das ich allein tu klagen
dem liebsten bulen mein;
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen sein.

Mein trost ob allen weiben!
dein tu ich ewig bleiben,
stät, trew, der eren frumm;
nu muß dich Gott bewaren,
in aller tugend sparen,
biß daß ich wider kumm.

Nicht minder schön ist das Lied:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen, güldnen Zelt,

So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Mal sei du gegrüßt. — — —

Und wie viele Lieder von gleicher Zartheit und Innigkeit, von gleicher Tiefe und Unschuld der Gesinnung ließen sich noch anführen! Wahrlich ein edler, gesunder Sinn lebte in dem Volke, das solche Lieder sang. So sang auch der wandernde Handwerksbursch der Stadt, die er betrat, einen fröhlichen Willkommen entgegen, und er verließ sie nicht ohne Abschiedslied. Der Bauer sang hinter dem Pfluge die Leiden und Freuden seines Standes; der Müller, der Jäger, der Schiffer, der Fuhrmann, der Landsknecht, der Bergmann, der Winzer, kurz Jeder sang, was er erlebt und was sein Herz erfüllte; der Traurige seufzte seinen Kummer, der Fröhliche jubelte seine Wonne, der Muthwillige seinen Spott im Liede aus. Und Alles in diesen Liedern ist reine, lautere Natur, nichts gekünstelt und gesucht; Derbheit und Zartheit, ausgelassene Fröhlichkeit, sprudelnder Witz, heiterer Humor auf der einen Seite, auf der andern aus tiefster Seele quellende Sehnsucht, kindlich unbefangenes Wohlgefallen an der Natur und herzinnige Frömmigkeit, in buntem Spiele mit einander vereint, sprechen uns wunderbar aus ihnen an. Auch die Form, die Melodie ist nicht gesucht; die Empfindung hat sie selbst geschaffen und ist in ihr laut geworden. Und fragen wir nun nach den Namen der Sänger, die diese Lieder schufen. Nur in den seltensten Fällen sind sie uns bekannt. Namenlos traten die Lieder von Anfang auf; sie waren Eigenthum des Volkes, aus ihm hervorgegangen, und auch ihre ursprünglichen Dichter hatten nur erklingen lassen, was im ganzen Volke lebte, und was eben darum auch alsbald in Stadt und Land, auf Straßen und in Herbergen gesungen wurde, was das Kind mitlallte, und woran noch der Greis seine Freude fand.

Nahe verwandt mit dem Volksliede sind die geistlichen Lieder, welche jetzt ebenfalls ganz im Volkstone erklangen, nicht mehr, wie früher, bloß Betrachtungen und Schilderungen des Göttlichen; es ertönten in ihnen die Gefühle, welche das fromme christliche Gemüth bewegten; die inneren Seelenerfahrungen wurden in ihnen laut. In der That ist das Kirchenlied, d. h. das Lied, welches bestimmt ist, von der ganzen Gemeinde beim Gottesdienste gesungen zu werden, die edelste Gattung der Volkspoesie; aber wie der ganze Gottesdienst im Mittelalter lateinisch gehalten wurde, so waren auch die Lieder, welche man dabei sang, lateinisch; die Gemeinde verstand sie nicht und sang sie nicht mit; höchstens in das Kyrie eleison*) stimmte sie ein, welches den Refrain der meisten von ihnen bil-

*) „Herr, erbarme Dich!"

det, und wobei sich die Menge eben auch nichts dachte. Je mehr aber die wissenschaftliche Theologie sich in spitzfindige, unfruchtbare Untersuchungen verlor und in todten Formeln erstarrte, um so mehr erkannten auch tiefere Gemüther unter den Theologen selbst die Gehaltlosigkeit derselben und drangen, jener todten Gelehrsamkeit gegenüber, auf Belebung der religiösen Gefühle, auf Innigkeit der Liebe zu Gott und dem Heilande. Sie trachteten danach, durch stete Richtung der Seele auf Gott und durch Belebung der Liebe zu ihm in innige Geistesgemeinschaft mit Gott zu treten und durch seine unmittelbare Gnadenwirkung erleuchtet, geheiligt und beseligt zu werden. Man nennt solche Männer Mystiker im Gegensatz zu den Scholastikern, die das Wesen der Religion in den Verstand und das Erkennen setzten. Zu ihnen gehörte vorzüglich Johann Tauler, geboren im J. 1294, wahrscheinlich im Elsaß. Er lebte als Dominicaner zu Köln und zu Straßburg, wo er am 17. Mai 1361 starb. Tiefe Glaubensinnigkeit, wahrhaft christliche Demuth und glühender Eifer für strenge Sittlichkeit vereinigten sich in ihm auf die herrlichste Weise, und manches kalte Gemüth wurde durch ihn erwärmt und für den lebendigen Glauben gewonnen. Noch berühmter ist Thomas Hamerken (Hämmerchen, Hämmerlein, Malleolus) geworden, gewöhnlich Thomas a Kempis genannt, von dem Städtchen Kempen im Erzbisthum Köln, wo er um das J. 1380 geboren wurde. Durch Studium und eifriges Lesen der heiligen Schrift vorbereitet, trat er, zwanzig Jahre alt, in das Kloster der Augustiner Chorherren von der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens bei Zwolle, wo er im höchsten Alter am 24. Juli 1471 als Superior starb. Jene Brüderschaft war ursprünglich ein von dem Priester Geert Groote (geb. 1340, gest. 1384) zu Deventer gegen das Jahr 1376 gestifteter freier Verein von Geistlichen zu gemeinsamen frommen Uebungen und zur Förderung lebendigen Christenthums durch Predigen in der Landessprache, Verbreitung der Bibel und Unterricht der Jugend, welchem sich bald auch halbklösterliche Laienvereine in besonderen Bruderhäusern zu gegenseitiger Erbauung und zum Lesen der heiligen Schrift anschlossen. Thomas weihte ihr sein ganzes Leben, und wie er durch Sanftmuth und Milde, durch innige Frömmigkeit das leuchtende Beispiel eines Mannes war, der in Christo den Frieden der Seele gefunden hat, so wirkte er auch in weiten Kreisen durch seine Schriften, in denen er kein Wissen anerkennt, das nicht mit der Heiligung zusammenhängt. Am berühmtesten sind unter denselben seine „vier Bücher von der Nachfolge Christi", ursprünglich, wie alle seine Schriften, lateinisch verfaßt, aber vielfach übersetzt, und Tausenden ist er durch dieselben ein Führer zum Heile geworden.

Je mehr durch das Wirken solcher Männer lebendiges Christenthum auch im Volke geweckt wurde, um so lebhafter regte sich auch das Be-

dürfniß nach deutschem Kirchengesange, und die Befriedigung desselben konnte eben auch nur von dem Volke selbst ausgehen; denn die Geistlichen hielten an der lateinischen Sprache beim Gottesdienste fest, die ritterlichen Sänger aber, so schöne religiöse Lieder wir auch von ihnen haben, ließen sich doch schwerlich dazu herab, eigentliche Kirchenlieder für das Volk zu dichten. Man begann deutsche geistliche Lieder zuerst außerhalb der Kirche zu singen, zu eigener Erbauung oder bei Processionen und Wallfahrten, vor der Schlacht oder bei Fahrten über das Meer. Auch die Bußlieder der Flagellanten waren deutsch; man nannte sie „Leisen" von dem Worte eleison (Kyrie eleison); und endlich wurde deutscher Gesang auch in die Kirche eingeführt. Eine Schweriner Synode vom J. 1392 erlaubte den Geistlichen, nach der Messe die Lieder in deutscher Sprache zu singen, und im J. 1394 erschien zu Heidelberg ein deutsches Gesangbuch (eine Sammlung von Hymnen). Wahrscheinlich das älteste unter allen uns erhaltenen deutschen Kirchenliedern rührt von Tauler her, und dasselbe möge deshalb hier eine Stelle finden:

Es kommt ein Schiff, geladen
bis an sein höchsten Bord:
Es trägt Gotts Sohn voller Gnaden,
des Vaters ewig Wort.

Das Schiff geht still im Triebe,
es trägt eine theure Last.
Der Segel ist die Liebe,
der heilge Geist der Mast.

Der Anker haft auf Erden,
und das Schiff ist am Land:
Gotts Wort thut uns Fleisch werden,
der Sohn ist uns gesandt.

Zu Bethlehem geboren
im Stall ein Kindelein
Gibt sich für uns verloren:
gelobet muß es sein.

Und wer dieß Kind mit Freuden
küssen, umfangen will,
Der muß vor mit ihm leiden
groß Pein und Marter vil.

Darnach mit ihm auch sterben
und zugleich auferstehn,
Ewigs Leben zu erwerben,
wie an ihm ist geschehn.

Ein Zeitgenosse Taulers, Konrad von Queinfurt, Pfarrer zu Steinkirch am Queiß, der im J. 1382 zu Löwenberg gestorben sein soll, dichtete das vielgesungene Osterlied „du lenze guot."

Der volle Jubel der Osterfreude jauchzt uns entgegen aus folgendem Liede, das ebenfalls noch dem vierzehnten Jahrhundert angehört:

Christ ist erstanden
Von der Marter alle;
Deß soll'n wir alle froh sein;
Christus will unser Trost sein.
Kyrieleis!

Wär er nicht erstanden,
So wär die Welt vergangen.
Seit daß er erstanden ist,
Lob'n wir den Herren Jesum Christ.
Kyrieleis!

Hallelujah!
Hallelujah! Hallelujah!
Deß soll'n wir alle froh sein;
Christus will unser Trost sein.
Kyrieleis!

Wie Konrad von Queinfurt, so begannen nun auch andere Geistliche, in deutscher Sprache religiöse Lieder zu dichten; namentlich wurden lateinische Kirchenlieder übersetzt oder nachgebildet, so schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von dem Benedictinermönch Hermann zu Salzburg, der von dem Salzburger Erzbischof Pilgrim selbst dazu aufgefordert war.

Zuweilen mischte sich auch die lateinische Sprache noch in deutsche Kirchenlieder; so in dem jubelnden Weihnachtsgesange:

In dulci jubilo [im süßen Jubel]
nu singet und seid fro!
Unsers herzen wunne
leit in praesepio [in der Krippe],
Und leuchtet als die sonne
matris in gremio [in der Mutter Schooß].
Alpha est et o [Er ist das A und O],
alpha est et o!

— — — — —

Ubi sunt gaudia [Wo sind Freuden]?
Nirgend mehr, denn da,
Da die Engel singen
nova cantica [neue Lieder],
Und die Schellen klingen
in regis curia [am Versammlungsorte des Königs],
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

Man hat dasselbe dem Peter von Dresden zugeschrieben, der im J. 1440 als Lehrer zu Prag starb; jedenfalls rührt es aber aus weit älterer Zeit her. — Zuweilen wurde auch den lateinischen Worten eine, oft ziemlich freie, deutsche Uebersetzung beigefügt, z. B.:

Ave maris stella, bis [sei] grüeßt ein stern im mer,
tu verbi dei cella, du Gotes muoter her [hehr],
dei mater alma, du Goß gebärerin,
tu virtutum palma, du aller tugent schrin [Schrein],
atque semper virgo, du muoter, küsche meit,
tu plena dei verbo, als Gabriele seit,
felix celi porta, die sah Ezechiel,
per te est salus orta, der war Emanuel. — — —

Der Verfasser desselben, Heinrich von Laufenberg (Laufenburg am Rhein), der bis 1445 Dekan des Domkapitels zu Freiburg im Breisgau war, und sich dann in das Johanniterkloster zu Straßburg zurückzog, ist der bedeutendste geistliche Liederdichter des funfzehnten Jahrhunderts. Zuweilen mischt er selbst deutsche und lateinische Wörter in der wunderlichsten Weise in einander. So singt er:

Sancta coelorum conditrix [heilige Gründerin der Himmel],
du edli Gotes genitrix [Gebärerin],

quid [was] ſoll ich de te [von dir] ſingen,
cum cuncti de te [da alle von dir]
vil lobend wunder dingen?
So rüeffend wir dich omnes [alle] an,
und gerend din levamen [Unterſtützung];
alpha et o
nun mach uns fro,
nun und auch semper [immer], Amen.

Auch Volkslieder dichtete man zu geiſtlichen Liedern um; ſo das von fröhlicher Luſt ſprudelnde Weinlied:

Der liebſte Buhle, den ich han,
der liegt beim Wirth im Keller:
der hat ein hölzin Röcklein an
und heißt der Muscateller u. ſ. w.

welches nun lautete:

Der liebſte Herre, den ich hab',
Der iſt mit Lieb' gebunden;
Er leuchtet in dem Herzen mein,
Und freut mich alle Stunden u. ſ. w.

Die meiſten dieſer Umdichtungen rührten wohl von Geiſtlichen her, welche das weltliche Lied dadurch verdrängen wollten. Namentlich haben wir ſolche auch von Heinrich von Laufenberg. Das ſchönſte derſelben iſt das folgende:

Ich wölt daz ich deheime wer
und aller welte troſt enber.
Ich mein dobeim in himelrich,
do ich Got ſchowet ewenclich.
Woluf, min ſel, und riht dich dar!
do wartet din der engel ſchar
Won alle welt iſt dir ze clein,
du kumeſt denne wider hein.
Dobein iſt leben ohne lot
und gangt fröiden alle not.
Do iſt geſuntheit one we
unt wäret hüt und iemer me.
Do ſind doch tuſend jor als hüt
und iſt ouch kein verdrieſſen nüt.
Woluf, min herz und all min muot,
und ſuoch daz guot ob allem guot!
Waz daz nüt iſt, das ſchetz gar clein
und jomer allzit wider hein!
Du haſt doch hie kein bleiben nüt,
es ſi morn oder es ſi hüt.
Sid es denn anders nüt mag ſin,
ſo vlüch der welle valſchen ſchin!

Und rüw die sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!
Alde, welt! Got gesegen dich:
ich var dahin gen himelrich!

Man dichtete auch nach den Melodien der alten lateinischen Kirchenlieder deutsche, wie Martin Myllius oder Miller, wahrscheinlich aus Ulm, der im Jahre 1517 unter dem Titel „Passio Christi" eine Sammlung solcher Lieder herausgab, oder man benutzte in ähnlicher Weise die Melodien weltlicher Volkslieder, wie Sixtus Buchsbaum im Jahre 1500 das Lied „Vnser lieber Frauen Psalter, in Herzog Ernsts Melodey" dichtete.

Den herrlichsten Aufschwung nahm das deutsche Kirchenlied erst mit der Zeit der Reformation, wo von demselben weiter die Rede sein wird.

Auch das Lehrgedicht verließ seit dem vierzehnten Jahrhundert immer mehr die kunstmäßigere Form und ging zu volksmäßiger Darstellung über. Dies zeigt sich schon in den Spruchdichtungen der österreichischen Dichter Heinrichs des Teichners und Peter Suchenwirts, obgleich dieselben noch am meisten an die frühere Zeit erinnern. Der Erstere, welcher in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, meistentheils in Wien, lebte, war ein schlichter, sanfter, friedlicher Mann, fern von Schmeichelei gegen die Vornehmen und tadellosen Wandels. „Schwören, Schelten, böse Worte wurden nie von ihm gehört", sagt Suchenwirt. Vom Hofe hoffte er nichts mehr; „sonst war derselbe eine Schule der Tugend", sagt er, „daß man die Kinder hinschickte, damit sie züchtig und gut würden; jetzt ist das leider dahin." Auch von den Rittern hofft er nichts, und er spottet über die Dichter, welche auf die Ritter wegen ihrer Thaten Loblieder sängen, die ohne Unterschied auf einen Jeden gleich gut paßten. Es gab allerdings Dichter genug, die, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, überall umherzogen, wo es Feste und Mahlzeiten gab, und durch Vortragen gereimter Sprüche die Gäste ergötzten. Diese wandernden Dichter und Sänger, welche man sehr bezeichnend „Gehrende" nannte, machten selten großes Glück und standen auch eben nicht in besonderer Achtung. Manche von ihnen waren auch Knappen und Herolde, und das mußten wappenkundige Leute sein; denn sie hatten die heraldischen Unterschiede auszulegen, auch wohl gereimte Beschreibungen derselben zu verfassen, und in Ehrenreden dabei die Thaten der Vorfahren zu verherrlichen. Der Teichner wirft ihnen vor, daß viel Gelogenes daran sei, so daß das Lob zum Gespött werde, wie wenn einer sage, ein Ritter habe so viel Lanzen gebrochen, als der Schwarzwald Zweige und Aeste habe*). Ein solcher Wappendichter war auch Suchenwirt. Er

*) Er sagt:
Waz man von den wappen sait,
daz ist nicht als die warhait,
da ist vil gelogen an.

ritt in den Landen umher, besuchte die Höfe der Fürsten und die Burgen der Edlen; aber keineswegs gehörte er zu jenen niedrigen Schmeichlern, und er verhehlt die tiefe Verderbtheit des Ritterstandes durchaus nicht. Besonders beliebt wurde für die volksthümliche Spruchdichtung die Form der Priamel, welche den Germanen eigenthümlich angehört. Die Priameln bestehen aus einer Reihe von Subjecten oder Vordersätzen, denen dann ein schlagender Nachsatz folgt, z. B.:

Wenn man ein'n Einfälligen betreugt,
Und man auf einen Frommen leugt,
Und Feindschaft zwischen Ebleuten macht,
Der Dreien Arbeit der Teufel lacht.

Oder:

Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn,
Ablaß, den die Karthenser hon,
Ein polnisch Brück und wendisch Treu,
Hüener zu stehlen Zigeuner Reu,
Der Welschen Andacht, Spanier Eid,
Der Deutschen Fasten, kölnisch Maid,
Ein schöne Tochter ungezogen,
Ein rother Bart und Ellenbogen:
Für diese dreizehn noch so viel
Giebt niemand gern ein Pappenstiel.

Solche Priameln finden sich schon seit dem zwölften Jahrhundert; besonders beliebt aber waren sie im 14. und 15. bis in's 16. hinein. Viele derselben haben eine ganz satirische Färbung; so wird z. B. ein guter Beichtiger folgendermaßen geschildert:

Ain priester, der dreissig jar zu schul war gangen,
ehe er sein ampt hat angefangen,
und ain jar hat gereisst, gesturmt, gestritten,
und ain jar geraupt und umbgeriten,
und ain jar ein boess eeweib het,
die nymer nach seinem Willen tet,
und ain jar gedient, da die arbait war schwer,
da ain bosi fraw und ain zorniger her wer,
und ain jar war gangen in beller leben,
der kont Got bus in der beicht geben.

Ueberhaupt trat gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Satire, der die vielfach bewegte Zeit so reichen Stoff darbot, mächtig hervor. Die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete derselben ist das Narrenschiff (das nüw schyff von narragonia) von Sebastian Brant (geb. zu Straßburg 1458, gest. daselbst als Doctor beider Rechte und Stadtschreiber am 10. Mai 1521), in welchem er die Thorheiten und Laster seiner Zeit mit scharfem Witz und bitterem Spott geißelt. Alle Narren werden in ein Schiff gebracht, das sie nach dem erdichteten Lande Narragonien

führen soll. Hundert und zehn Arten von Narren kommen in das Schiff; zuerst die Büchernarren, die viele Bücher kaufen und sie doch weder lesen noch verstehen, unter ihnen Brant selbst. „Den vortantz hat man mir gelan", sagt er, „Dann ich on nutz vil Bücher han, Die ich nit lyß vnd nit verstan." Die Welt, meint er, sei so voll Narren, daß nicht alle in das Schiff kommen könnten; er habe deshalb ihre Bildnisse beigegeben, damit Jeder, der nicht lesen könne, sich in ihnen erkennen möge. Das Gedicht erschien nämlich mit Holzschnitten, die der Dichter selbst entworfen hatte, und in denen er bei jedem Kapitel der darin geschilderten Gattung von Narren ihr ungeschmeicheltes Bild zeigte. Er wollte allen Narren einen Spiegel vorhalten, damit sie sich darin erkennen und dadurch zur Besserung gelangen möchten; darum sagt er:

wer sich recht spiegelt, der lernt wol,
das er nit wys sich achten sol.
nit uff sich halten, das nit ist;
dann nyeman ist, dem nütz gebrist (gebricht),
oder der warlich sprechen tar (darf),
daß er sy wyß und nit ein narr;
dann wer sich für ein narren acht,
der ist bald zu eym weysen gemacht.

Nicht ohne Mühe, sagt er, habe er so viele Narren zusammengebracht. „Ich hab etwan gewacht zu nacht, da die schliefen, der ich gedacht, oder vielleicht bei spyl und wein sassen und wenig dachten mein." Freilich ist das Buch in Sprache und Form wenig poetisch, aber voll gesunden Verstandes und tiefer Menschenkenntniß, ein treuer Spiegel jener Zeit. Meisterhaft hatte der Dichter das Bedürfniß seiner Zeitgenossen und ihren Geschmack getroffen; darum hatte sein Buch auch den ungeheuersten Erfolg. Der berühmte Prediger Johann Geiler von Kaisersberg predigte im Jahre 1498 öffentlich und mit gewaltigem Erfolge zu Straßburg über die einzelnen Kapitel des Narrenschiffs in 110 Predigten, die später unter dem Titel „der Weltspiegel" gedruckt wurden*);

*) Im Jahre 1510 wurden diese ursprünglich deutsch gehaltenen Predigten von Jakob Other, einem Schüler Geilers, der sie nachgeschrieben hatte, in's Lateinische übersetzt und so (lateinisch mit deutschen Lettern) zu Straßburg herausgegeben unter dem Titel: Navicula, sive speculum fatuorum ... Joannis Geyler Kaysersbergii ... in sermones juxta turmarum seriem divisa; suis figuris jam insignita. An der Spitze einer jeden Predigt findet sich ein wohlgelungener Holzschnitt mit den Worten: Stultorum infinitus est numerus (der Thoren Zahl ist unendlich). Unser jetziger deutscher Text ist erst eine Uebertragung aus dieser Uebersetzung. Einen Auszug aus Geilers Predigten machte schon 1519 der Barfüßermönch Pauli unter dem Titel: Die Brösamlein Dr. Kaiserbergs, uffgelesen von Pater Johann Paulin Barfüßerordens.

Brants Buch selbst wurde zweimal in's Lateinische, dreimal in's Französische, außerdem in's Englische, Holländische und Plattdeutsche übersetzt, und vielfach wurde es von Andern nachgeahmt oder mit neuen Kapiteln vermehrt. Der bedeutendste unter jenen Nachahmern war Thomas Murner, von dem im folgenden Zeitraum weiter die Rede sein wird. Außer seinem Hauptwerke schrieb Seb. Brant noch manches Andere in deutscher Sprache; namentlich haben wir von ihm noch eine Ueberarbeitung von Freidanks Bescheidenheit, in welcher freilich die ursprüngliche schöne Form jenes Gedichtes völlig verwischt ist, ferner eine Uebersetzung der Sittensprüche des Cato und des Facetus, und namentlich eine Anzahl von Priameln, die zu dem Vorzüglichsten in dieser Gattung gehören.

In diese Zeit fallen auch die ersten rohen Anfänge des deutschen Drama's. Schon frühzeitig war es Sitte geworden, in der Passionszeit bei Vorlesung der Leidensgeschichte in der Kirche die Rollen an verschiedene Personen zu vertheilen, so daß Einer z. B. die des Pilatus, ein Anderer die des Herodes, des Hohenpriesters u. s. w. hatte, während der Priester selbst die Rede Christi vortrug, anfänglich Alles lateinisch. Bald aber schob man auch deutsche Gesangstücke ein; man gab den Personen ein passendes Costüm, und damit verband sich dann von selbst auch die Handlung. Ursprünglich wurde Alles von Geistlichen dargestellt; bald aber wurde auch die Hülfe von Laien nöthig, und zu dem tragischen Ernste kamen auch komische Elemente hinzu, z. B. Judas, wie er sich um die Silberlinge zankt, die ihm in schlechter Münze ausgezahlt werden. Gegen solche Entweihung eiferten Synoden und Bischöfe im 13. und 14. Jahrhundert durch strenge Verbote; das hatte aber nur die Folge, daß solche Darstellungen, die man gewöhnlich Mysterien nennt, außerhalb der Kirche verlegt wurden. Damit bemächtigte sich nun das Volk gänzlich derselben, und die lateinische Sprache verschwand völlig. Außer der Leidens- und Auferstehungsgeschichte wurden auch andere heilige Geschichten in dieser Weise behandelt; so erzählt Johannes Rothe in seiner thüringischen Chronik, daß im Jahre 1322 von dem Markgrafen Friedrich von Meißen ein geistliches Spiel von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen aufgeführt sei, und das Schicksal der thörichten Jungfrauen habe ihn so ergriffen, daß er in Tiefsinn verfiel und daran starb. Besonders wählte man auch das Leben, die Wunder und die Himmelfahrt der Jungfrau Maria zum Gegenstande dramatischer Vorstellungen; namentlich finden wir mehrere Spiele, welche die „Klage Mariä" bei Christi Tode oder ihre Himmelfahrt darstellen. Ein höchst eigenthümliches Mysterium schrieb im Jahre 1480 der Geistliche Theodorich Schernberg unter dem Titel: „ein schön spiel von fraw Jutten", dessen Gegenstand die Sage von der sogenannten Päpstin Johanna ist,

wie sie durch einen Vertrag mit dem Teufel auf den päpstlichen Stuhl kommt, stirbt, den Qualen des Fegefeuers übergeben und endlich auf Fürbitte der Maria begnadigt und in den Himmel aufgenommen wird. Die Darstellung ist eine durchaus ernste, obgleich manche komische Züge aufgenommen sind. Zur Selbstständigkeit gelangte das komische Element erst in den Fastnachtsspielen, „Schwänken und Possen voll des treffendsten, aber freilich auch des derbsten, oft niedrigen und schmutzigen Volkswitzes", meistens Scenen aus dem gewöhnlichen Leben in possenhafter Weise darstellend. Als Verfasser solcher Fastnachtsspiele werden uns namentlich zwei Nürnberger aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts genannt, Hans Rosenplüt und gleichzeitig oder wenigstens gleich nach ihm Hans Folz. Der Erstere hatte den Beinamen „der Schnepperer", d. h. der Schwätzer. Er selbst bezeichnet sich so in seinen komischen Dichtungen. So sagt er:

Der dieses liedlein hat gedicht, das uns die warheit geit,
der trinkt viel lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweiht.
Hans Snepperer ist er genannt, ein halber biderbmann,
der in ein großen swatzer heißt, der tuot kein sünd daran.

Er war ein Wappenmaler, der auch Sprüche zu Wappenschildern und Schwänke dichtete Hans Folz war zwar aus Worms gebürtig, aber in Nürnberg als Barbier und Meistersänger ansässig, und soll selbst eine Druckerei besessen haben, in welcher er seine Werke druckte. — In der Fastnachtszeit glaubte man schon früh sich jede Freiheit und allerlei losen Scherz erlauben zu dürfen. Junge Bursche zogen verkleidet von Haus zu Haus, um ihren Bekannten einen Spaß zu machen; der Dialog fand sich dabei von selbst, und so gestaltete sich daraus das Fastnachtsspiel in ganz ähnlicher Weise, wie die alte griechische Komödie aus den Neckereien bei den Dionysien. Die Vorstellungen fanden anfangs in Gasthöfen und Privathäusern statt; ein paar Bänke, in ein Viereck gestellt, und darüber gelegte Bretter dienten als Bühne; erst seit dem J 1550 bestand in Nürnberg ein besonders zu diesem Zweck erbautes Theater, das aber nicht einmal ein Dach hatte. Ursprünglich wurden diese Spiele gar nicht niedergeschrieben, sondern, nachdem der Plan vorläufig besprochen war, aus dem Stegreife gespielt. Der Dichter, welcher das Ganze ordnete und selbst mitspielte, hieß Schausprecher. Bürstenbinder, Scheibenzieher, Dachdecker und dergleichen Leute waren die Schauspieler; seit dem J. 1540 aber gehörten sie in Nürnberg zur Zunft der Meistersänger und hatten ihre eigenen Herbergen. Die Fastnachtsspiele des genannten Hans Rosenplüt sind die ersten, welche geschrieben wurden An dramatische Intrigue ist bei denselben freilich noch nicht zu denken; nur in einem, welches „der Bauer und der Bock" heißt und eigentlich ein dramatisirter Schwank ist,

findet sich etwas davon; es sind eben nur Dialoge, häufig in der Form des Hin- und Herredens bei Prozessen, oder einer Anklage und Gegenklage oder Vertheidigung, mit dem Urtheilsspruch abschließend, Jahrmarktsscenen und dergleichen, zum Theil sichtlich treu der Wirklichkeit nachgebildet; dabei wird das geistliche Leben verspottet, man macht sich über das Ritterwesen lustig, parodirt den Minnedienst, und die muntere Laune, die darin herrscht, artet oft in rücksichtslose Derbheit und schmutzige Plumpheit aus. Zur höchsten Ausbildung gelangte das Fastnachtsspiel erst im folgenden Zeitraum durch Hans Sachs. Während dasselbe seinen Ursprung in Süddeutschland, außer Nürnberg in Augsburg und Memmingen, hatte, so wurde doch nachher in Norddeuschland das Schauspiel weit allgemeiner verbreitet. Dazu trug besonders die dortige schnellere Verbreitung der Schulen bei. Auf Schulen und Universitäten wurden, zur Uebung der Schüler in der Sprache, lateinische Komödien aufgeführt, und schon im funfzehnten Jahrhundert wurden zu Zwickau die Komödien des Terenz dargestellt, mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, damit doch auch die etwas davon hätten, die kein Latein verstanden; auch deutsche Stücke wurden zum Nutzen der Jugend verfaßt; im sechszehnten Jahrhundert beschäftigten sich zu Hildesheim und Lüneburg selbst fürstliche Personen mit der Dichtung von Schauspielen. Große Aufmerksamkeit wandte man dem Terenz zu. Bereits im J. 1486 erschien zu Ulm eine seiner Komödien in deutscher Uebersetzung; bald folgten vollständige Uebersetzungen nach; schon 1511 wurden auch zwei Komödien des Plautus übersetzt, und trotz des heftigen Widerspruchs vieler Theologen, die in mißverstandenem Eifer gegen solch heidnisches Wesen rücksichtslos ankämpften, verbreitete sich der Geschmack an der antiken Komödie immer allgemeiner. Die Bekanntwerdung derselben übte auch auf die Form der deutschen Schauspiele entschiedenen Einfluß; erst seit jener Zeit finden wir Stücke, die förmlich in Acte und Scenen eingetheilt sind. Freilich machte sich auch auf diesem Gebiete die deutsche Eigenthümlichkeit, Fremdes zu entlehnen, frühzeitig geltend; nicht nur an die antike Komödie, sondern auch an die gleichzeitige anderer Völker schloß man sich an und nahm sie auf; so wurde bereits im J. 1511 ein italienisches, 1520 ein spanisches Stück übersetzt.

Auch die deutsche Prosa begann in jenem Zeitraume, sich mehr auszubilden. So besitzen wir eine Anzahl deutscher Chroniken aus demselben. Früher waren dieselben lateinisch geschrieben worden und von Mönchen verfaßt; jetzt aber war es dahin gekommen, daß in St. Gallen, jenem alten Hauptsitze der Gelehrsamkeit, kein Mönch mehr seinen Namen schreiben konnte. Da kam die Pflicht zur Abfassung von Chroniken an Beamte, welche die Schreibekunst verstehen mußten, und da auch diese

zuletzt kein Latein verstanden, verfaßten sie die Chroniken deutsch. Von einem solchen Beamten, dem Küchenmeister Christian aus St. Gallen, haben wir aus dem vierzehnten Jahrhundert die erste deutsche Chronik, die seines Klosters bis zum Jahre 1331. Sodann ist zu erwähnen die Limburger Chronik, aus demselben Jahrhundert, die besonders dadurch wichtig ist, daß sie uns ein anschauliches Bild von den Sitten, Gebräuchen und Moden jener Zeit giebt und daß uns in derselben eine große Anzahl von Volksliedern ganz oder theilweise erhalten ist. Die erste Chronik in deutscher Prosa, welche sich nicht bloß auf eine Stadt oder Provinz beschränkt, sondern auch die allgemeine Geschichte Deutschlands mit berücksichtigt, ist die von dem Straßburger Priester Fritzsche (Friedrich) Closener (vollendet 1362). Ausgezeichnet durch Objectivität und Klarheit der Auffassung, wie durch fließende Darstellung, ist die Straßburger und elsassische Chronik von Jakob Twinger von Königshofen (von 1386). Mangelhafter nach Inhalt und Form erscheinen die Chroniken des funfzehnten Jahrhunderts, obgleich z. B. die Beschreibung der burgundischen Kriege von dem Berner Gerichtsschreiber Diebold Schilling (1477) in seiner Chronik von Bern doch von Wichtigkeit ist, weil sie den Bericht eines Augenzeugen enthält; auch sind uns durch dieselbe die Lieder von Veit Weber, Hans Viol oder Fiel und Matthias Zoller auf die Schlacht bei Murten erhalten worden. Unter den zahlreichen übrigen Chroniken jener Zeit verdient noch die thüringische Chronik von Johannes Rothe Erwähnung, welcher auch ein „Leben der heiligen Elisabeth" in Versen verfaßt hat und im Jahre 1434 als Kapellan der Landgräfin Anna von Thüringen starb. Am Schlusse des Zeitraums erscheint noch ein sonderbares Buch, das zwischen einem Geschichtswerk und einem allegorischen Roman in der Mitte steht, der Weißkunig. Das Buch ist seiner ursprünglichen Anlage nach ein Werk des Kaisers Maximilian, der sein Leben darin beschreibt; aber die Vollendung und Herausgabe desselben übertrug er seinem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein. Auch die ersten deutschen Reisebeschreibungen, meistens Wallfahrten nach Palästina, gehören jener Zeit an. Besonders vortheilhaft aber wirkten auf die Entwickelung der deutschen Prosa die mystischen Theologen ein. Unter ihnen ist besonders zu erwähnen der Dominicaner Heinrich, mit seinem Klosternamen Amandus, zu Ulm, gewöhnlich Suso oder der Seuse genannt, welcher im Jahre 1365 zu Ulm starb. Seine Schriften athmen eine tiefe, zarte Innigkeit; eine trauernde mystische Liebesglut, vereint mit der Sehnsucht, zu retten, was verloren ist, spricht uns aus ihnen an, und in sprachlicher Beziehung gehören sie zu dem Vollendetsten, was die deutsche Prosa vor Luther aufzuweisen hat. Dasselbe gilt von den Schriften seines Ordens- und Zeitgenossen Tauler (s. oben).

Schon früh war derselbe als geistvoller Redner bei dem Volke beliebt gewesen; aber anfänglich war er noch der scholastischen Richtung in der Theologie zugethan. Da erkannte er durch den Zuspruch eines frommen Laien das Unzulängliche derselben und wandte sich mit ganzer Seele einer frommen Mystik zu. Als er zum ersten Male, nachdem diese Veränderung in ihm vorgegangen war, wieder vor dem Volke auftrat, vermochte er vor Thränen kein Wort zu sprechen, und es wurde ihm deshalb eine Zeit lang das Predigen untersagt. Desto gewaltiger wirkte er durch seine späteren Predigten, welche durch ihre Wahrheit, Eindringlichkeit und Tiefe noch jetzt ein fast unerreichtes Muster sind. Begeisterte Schüler suchten sich nach ihm zu bilden; sie nannten sich Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit, und auch ihre Schriften halfen der religiösen und didaktischen Prosa der folgenden Zeit die Bahn brechen. So verfaßte einer derselben, Otto von Passau, im J. 1386 eine christliche Tugendlehre unter dem Titel „der güldene Thron der minnenden Seele", ein Buch, in welchem ganz der Geist seines Meisters weht. Am Schlusse dieses Zeitraums endlich steht ein Prediger, eben so gewaltig im Wort und bedeutungsvoll wie Tauler, der schon erwähnte Johann Geiler, geboren zu Schaffhausen am 16. März 1445, gestorben zu Straßburg am 10. März 1510. Seine Predigten über Sebastian Brants Narrenschiff erschienen 1520 zu Straßburg, 1574 unter dem Titel „Weltspiegel" zu Basel. Außerdem besitzen wir von ihm eine Menge von Predigten und Erbauungsbüchern. Mit scharfem, derbem Witz straft er die Thorheiten seiner Zeit; auch beißende Satire verschmäht er nicht, und seine Predigten haben etwas Barockes an sich, was nach jetzigem Geschmack sich mit der Würde der Kanzel schwerlich vertragen möchte. Wohl aber stimmte es mit dem Geschmacke seiner Zeit überein und trug viel zu dem ungewöhnlichen Erfolge seiner Predigten bei; in seiner Weise war er in der That außerordentlich. Meisterhaft weiß er treffende Bilder aus dem Leben herauszugreifen und in kecken Umrissen darzustellen; dabei ist seine Sprache so treuherzig, so ergreifend; innige Frömmigkeit und tiefer Ernst leuchten bei ihm auch aus der seltsamsten Form überall hervor, so daß wir über seine Vorzüge gern seine Sonderbarkeiten vergessen. Er war der letzte große Prediger, der die Herzen des Volkes mächtig zu ergreifen wußte, vor Luther.

Wenn ungeachtet solcher Bestrebungen der Verfall der Sprache so zunahm, daß Luther sagen konnte, er habe keinen ordentlichen deutschen Brief gelesen, so sehen wir ein desto frischeres und kräftigeres Leben in Deutschland sich regen auf dem Gebiete der Wissenschaft. Eine große Anzahl von Universitäten wurde in jener Zeit gegründet. Zu der in Prag war bereits im J. 1365 die von den Herzogen Rudolf IV., Al-

brecht III. und Leopold III. von Oesterreich gestiftete zu Wien hinzugekommen, 1385 die zu Köln, 1386 zu Heidelberg, 1392 zu Erfurt. Im funfzehnten Jahrhundert schlossen sich derselben die zu Leipzig (1409), Rostock (1419), Trier (1454), Greifswalde (1456), Freiburg (1456), Ingolstadt (1472), Mainz (1477) und Tübingen (1477) an. In Löwen hatte der Herzog von Brabant schon 1426 eine Universität gestiftet; die zu Basel wurde 1460 eröffnet. Der in Italien neu erwachte Eifer für das Studium der alten Classiker übte auch auf Deutschland den bedeutendsten Einfluß, und vorzüglich ging hier die Anregung von den Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens, namentlich der zu Zwolle, aus. Der edle, fromme Thomas von Kempen selbst hatte große Vorliebe für die Meisterwerke der alten classischen Literatur, und dieselbe übertrug sich auch auf seine Schüler. Unter ihnen wurde vorzüglich einflußreich Rolef Huysmann oder, wie er sich mit einem nach damaliger Sitte lateinisch umgebildeten Namen nannte, Rudolf Agricŏla. Derselbe war im Jahre 1443 in einem Dorfe bei Gröningen geboren, wurde zuerst Schüler des Thomas zu Zwolle, ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Löwen, darauf nach Paris und endlich nach Italien, wo er zu Ferrara und Pavia die größten Gelehrten jener Zeit hörte. Dort schloß er innige Freundschaft mit dem Freiherrn Johann von Dalberg, der gleich ihm ein hoher Verehrer des Alterthums war. Agricola war der erste Deutsche, der in Italien in Vorlesungen und öffentlichen Reden durch Gewandtheit der Sprache nicht minder wie durch Gelehrsamkeit die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte, und dabei zeichnete er sich gleichzeitig in der Musik so aus, daß man seine Lieder im ganzen Lande sang. Nach Deutschland zurückgekehrt, strebte er eifrig darnach, in Gemeinschaft mit seinen Freunden und ehemaligen Mitschülern auch dort der Beredtsamkeit und classischen Gelehrsamkeit eine Stätte zu bereiten. Dabei aber schlug er jedes Amt aus; ganz unabhängig wollte er seine Zwecke verfolgen; vergebens suchten mehrere Städte Hollands ihn zu fesseln, vergebens machte ihm Kaiser Maximilian glänzende Anträge; nur durch die Bitten seines Freundes Dalberg, der inzwischen Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz und Bischof von Worms geworden war, ließ er sich bewegen, im J. 1483 nach der Pfalz zu kommen, wo er theils zu Worms und Heidelberg seinen Studien lebte, theils in Heidelberg öffentliche Vorlesungen hielt. Wie strebsam er jeder Zeit war, sehen wir daraus, daß er noch damals mit großem Eifer Hebräisch lernte, um sich gründlicher mit der Theologie beschäftigen zu können. Schon im folgenden Jahre aber verließ er die Pfalz, um mit Dalberg nach Italien zu gehen. Leider starb er kurz nach der Rückkehr von dort am 28. October 1485. Seine classische Bildung übte in Wort und Schrift den segens-

reichsten Einfluß auf Freunde und Schüler, unter denen besonders Konrad Celtes (eigentlich Pickel, d. h. Meißel), geboren bei Würzburg am 1. Februar 1459, zu nennen ist. Ursprünglich sollte er, wie sein Vater, Weinbauer werden. Dazu hatte er aber keine Lust. Er entlief deshalb und ging nach Köln, wo er mit großem Eifer zu studiren begann. Im Jahre 1484 kam er nach Heidelberg und wurde Agricola's Schüler; dann aber trat er selbst auf den Universitäten zu Erfurt und Leipzig als Privatlehrer auf. Er kannte nicht nur die Werke des classischen Alterthums, sondern ahmte dieselben auch mit großem Glücke nach, namentlich die Gedichte des Horatius und Tibullus, und 1487 krönte ihn Kaiser Friedrich III. auf dem Reichstage zu Nürnberg, wohin ihn sein Gönner, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, von Leipzig mitgenommen hatte, eigenhändig mit dem Dichterlorbeer. Reichen geistigen Gewinn brachte ihm eine Reise, die er 1488 nach Italien unternahm, wo er die berühmtesten Gelehrten zu Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Rom und Venedig hörte. Er war sehr reiselustig, und auf der Rückkehr ging er deshalb durch Baiern, Böhmen, Schlesien, hielt sich dann zwei Jahre in Krakau auf, wo er die Astronomie und Astrologie kennen lernte, und von wo er Reisen bis an die Ostsee machte. Wir finden ihn nachher in Prag, Nürnberg, Regensburg, Ingolstadt, dann in Wien, dann wieder in Regensburg, überall lernend oder lehrend. Im Jahre 1493 stiftete er von Mainz aus mit Dalberg nach dem Muster der italienischen Akademien die rheinische Gesellschaft, und im J. 1497 berief ihn Maximilian als ordentlichen Lehrer der Dichtkunst und Beredtsamkeit an die Universität zu Wien. Er führte daselbst die griechische Literatur ein und suchte besonders den Adel für die Wissenschaften zu gewinnen, und auf seinen Antrieb gründete der Kaiser ein Collegium für Dichtkunst, Beredtsamkeit und mathematische Wissenschaften, dessen Vorsteher Celtes selbst wurde. Er war es auch, der die ersten theatralischen Vorstellungen bei Hofe veranstaltete. Seine Reiselust verließ ihn auch in späteren Jahren nicht; Geschichte und Geographie liebte er über Alles. Besonders um sie gründlicher zu erforschen, studirte er mit solchem Eifer die alten Sprachen, und auch die Reisen mußten ihm dazu dienen, Alles aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auf der letzten derselben fand er in dem Benedictinerkloster zu Tegernsee eine alte römische Reisekarte, welche die Militärstraßen durch den größten Theil des weströmischen Reichs angiebt und deshalb von großer Wichtigkeit ist. Diesen kostbaren Fund schenkte er seinem gelehrten Freunde, dem Augsburger Syndicus Konrad Peutinger, der die Karte herausgeben sollte. Dies geschah jedoch erst theilweise nach Peutingers Tode, und lange war die Karte ganz verschwunden, bis man sie im Jahre 1714 wiederfand; jetzt befin-

det ſie ſich in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien. Celtes ſtarb am 4. Februar 1508.

Einer der bedeutendſten Beförderer der alten Literatur in Deutſchland war Johann Reuchlin, mit griechiſch umgebildetem Namen auch Capnio genannt. Er war 1455 zu Pforzheim geboren. Seiner ſchönen Stimme wegen nahm ihn der Markgraf Karl von Baden in ſeine Kapelle auf, und nachher gab ihn derſelbe ſeinem Sohne zum Reiſegefährten. Mit dieſem begab ſich der Jüngling im J. 1473 nach Paris, wo er reiche Gelegenheit fand, ſeine Sprachkenntniſſe zu erweitern. Fünf Jahre nachher ging er nochmals nach Frankreich und ſtudirte in Orleans die Rechte, worauf er in Tübingen Lehrer der Rechtsgelehrſamkeit und der ſchönen Wiſſenſchaften wurde. Er trat in die Dienſte des Herzogs Eberhard des Bärtigen von Würtemberg, und in dem Gefolge deſſelben kam er nach Italien. Durch die mündliche Erklärung einer Stelle des Thucydides erregte er die Bewunderung des berühmten Griechen Johannes Argyropulos, der ſich ſeit dem J. 1456 als Lehrer der griechiſchen Sprache und der Philoſophie in Rom aufhielt, in ſo hohem Grade, daß derſelbe ausrief: „Griechenland hat in der Verbannung ſchon die Alpen überflogen.“ Reuchlin kam jetzt in Berührung mit den berühmteſten Gelehrten Italiens, durchforſchte eifrig die Schätze der Wiſſenſchaft in Rom und Florenz, und ſo ſchaffte ihm dieſe Reiſe reichen Gewinn. Nach Eberhards Tode hielt er ſich mehrere Jahre am Hofe des Kurfürſten Philipp von der Pfalz auf, in vertrautem Verkehr mit Dalberg und andern großen Männern; ſodann war er eilf Jahre lang Vorſitzender des ſchwäbiſchen Bundesgerichts, und wie ſehr ihn auch ſeine amtliche Thätigkeit in Anſpruch nahm, ſo wußte er doch immer noch Zeit für wiſſenſchaftliche Studien zu erübrigen. Namentlich wandte er ſich mit großem Eifer auf das Studium der morgenländiſchen Sprachen, wurde dadurch aber in äußerſt unangenehme Streitigkeiten verwickelt, von denen bei der Geſchichte der Reformation noch die Rede ſein wird. Von jetzt an war ſein Leben ſtürmiſch bewegt, und mancherlei Unruhen trübten ſeine Tage, bis er im J. 1520 durch den Herzog Wilhelm von Baiern zum Profeſſor in Ingolſtadt ernannt wurde; aber nicht lange war ihm dort zu weilen beſchieden. Bereits 1522 brach in Ingolſtadt die Peſt aus, und er begab ſich deshalb nach Tübingen, wo er, frei von allen Amtsgeſchäften, wieder ganz den Wiſſenſchaften zu leben dachte; aber gleich darauf erkrankte er und ließ ſich nach Stuttgart bringen, wo er am 30. Juni ſtarb. Segensreich war ſeine Wirkſamkeit beſonders durch den außerordentlichen Einfluß geweſen, den er auf die beſſere Geſtaltung des Schulweſens in Deutſchland ausübte. Er wirkte für dieſelbe ſowohl durch Verbreitung freiſinnigerer Grundſätze über das Studium, als auch durch Ausgaben und lateiniſche

Ueberſetzungen griechiſcher Schriftſteller, eine griechiſche und hebräiſche Grammatik, ein lateiniſches Wörterbuch und zweckmäßige Elementarbücher. Auch ein ſatiriſches Luſtſpiel „Sergius" ſchrieb er, worin er die Pfaffenherrſchaft verſpottete, auch in dieſer Weiſe den Boden für die Reformation ebnend.

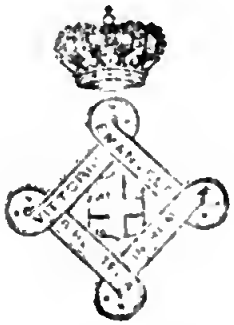
Unter den Männern, die für das Studium des Alterthums in Deutſchland thätig waren, erwähnen wir nur noch den reichen und angeſehenen Nürnberger Rathsherrn Wilibald Pirkheimer, einen Freund Reuchlins und Conrads Celtes. Derſelbe hatte ſieben Jahre in Padua und Piſa die Rechtsgelehrſamkeit ſtudirt, aber zugleich alle Gegenſtände der Kunſt und Wiſſenſchaft, die ihm zugänglich waren, lebendig ergriffen. Von ſeiner Vaterſtadt hoch geehrt wegen ſeiner gründlichen Rechtskenntniß, ſeiner Gewandtheit und Beredtſamkeit, und vielfach zu Geſandtſchaften gebraucht, ſtand er auch bei den Kaiſern Maximilian I. und Karl V. in großer Achtung und wurde von ihnen zu ihrem Rathe ernannt; die letzten Jahre ſeines Lebens bis an ſeinen Tod (1530) widmete er ganz den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden. — Auch in den Niederlanden fehlte es nicht an eifrigen Beförderern der Wiſſenſchaft. Alexander Hegius, ein Schüler des Thomas a Kempis, ſtiftete eine neue Schule zu Deventer, aus welcher ein Mann hervorging, deſſen Wirken noch einflußreicher war als ſelbſt das eines Reuchlin und Agricola, der berühmte Erasmus von Rotterdam. Die Wirkſamkeit deſſelben aber ſteht ſo vielfach in enger Beziehung zu der großen Kirchenreformation, daß wir paſſender im Zuſammenhange mit dieſer davon reden werden.

Auch die Frauen blieben von dem Eifer für Kunſt und Wiſſenſchaft nicht unberührt. Deutſche Fürſtinnen werden uns in großer Anzahl als Gönnerinnen derſelben genannt; ſo Kaiſer Friedrichs III. Gemahlin Eleonore, ſo die Erzherzogin Mathilde von Oeſterreich, eine Tochter des Pfalzgrafen Ludwig (um 1460), von der uns berichtet wird, daß ſie eine Sammlung von vierundneunzig Werken beſeſſen habe, zum Theil die in jener Zeit neu entſtandenen Romane in Proſa. Margarethe, die Gemahlin Herzog Friedrichs von Lothringen, verfaßte den Roman Hugſchapler (die fabelhafte Geſchichte Hugo Capets); ſie ließ im J. 1405 den Roman Lother und Maller (dem Sagenkreiſe Karls d. Gr. angehörig) aus dem Lateiniſchen in's Wälſche ſchreiben, und ihre Tochter Eliſabeth, Herzogin von Naſſau-Saarbrücken, überſetzte ihn 1437 in's Deutſche. Erzherzog Sigismunds von Oeſterreich Gemahlin Eleonore, eine geborne Prinzeſſin von Schottland, überſetzte um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts den Roman Pontus und Sidonia aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche. Die Landgräfin Anna von Thüringen veranlaßte den Johannes Rothe, ſeine Thüringiſche Chronik zu ſchreiben. Eine Liebhaberin

aller Künſte war auch die Erzherzogin Margarethe von Oeſterreich, eine geborne Pfalzgräfin bei Rhein. Den Eßlinger Stadtſchreiber Niclas von Wyle, der ſich durch Ueberſetzungen beſonders italieniſcher Werke nicht unbedeutendes Verdienſt erworben hat und der bei ihr in hoher Gunſt ſtand, fragte ſie einſt, ob er ihr Seneca's Büchlein von den Sitten überſetzt habe. Er entſchuldigte ſich, daß er eine Stelle darin nicht verſtanden habe, und nach kurzem Beſinnen erklärte ſie ihm dieſelbe. Die Herzogin Barbara von Mantua, eine geborne brandenburgiſche Prinzeſſin, redete italieniſch, lateiniſch und griechiſch, und war in allen Klaſſikern wohl bewandert Ludwigs XII. von Frankreich Tochter Renata war ſogar in den ernſteren Wiſſenſchaften, ſelbſt in der Aſtronomie, gründlich erfahren. Eben ſo wird uns berichtet, daß die achtjährige Tochter des Markgrafen Gonzaga von Mantua (um 1433) und Franz Sforza's Tochter Ippolita Griechiſch lernten. In der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts nahm die Zahl gelehrter Frauen und Jungfrauen außerordentlich zu. Lucrezia Tornabuoni, die Mutter des Lorenzo von Medici, ragte eben ſo durch ihre Dichtungen in der Nationalſprache, wie durch gründliche Kenntniß des claſſiſchen Alterthums hervor, und nahm begeiſterten Antheil an den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ihrer Zeitgenoſſen. In gleicher Weiſe zeichneten ſich in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Serafina Colonna und Anna Spina aus, ferner die Fürſtin Anna von Eſte, ebenſo Domitilla Trivulzia, welche einer der angeſehenſten Familien Mailands angehörte. Aleſſandra Scala und die Venetianerin Caſſandra Fedele erregten durch ihre ſchönen lateiniſchen und griechiſchen Gedichte den Neid und die Bewunderung aller gleichzeitigen Dichter. Der Ruhm der Letzteren war ſo groß, daß Papſt Leo X., Ludwig XII. von Frankreich und die Königin von Spanien ſie gleichzeitig einluden, an ihren Hof zu kommen, und ſie wollte auch der Einladung an den ſpaniſchen Hof folgen, wurde aber von den Venetianern bewogen, in der Heimath zu bleiben. Noch mehr werden wir zur Zeit der Reformation auch die Frauen von Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft des Alterthums ergriffen ſehen.

So verbreitete ſich immer allgemeiner tiefere Bildung, genährt durch die neu erſchloſſenen Schätze des Alterthums; aber bei weitem folgenreicher mußte das erneuerte Studium der alten Literatur in Deutſchland werden, als in Italien und Frankreich. Dort blieb es nicht auf einſeitige Verſtandesaufklärung und Geſchmacksbildung beſchränkt, ſondern es wurde Sache des ganzen Menſchen. Die Begeiſterung für das neue Licht der Wiſſenſchaft rief in den tieferen deutſchen Gemüthern eine eben ſo große Begeiſterung für alles Wahre und Gute hervor, Streben nach Erlangung wahrer Geiſtesfreiheit, Eifer gegen allen geiſtlichen Despotis-

mus, das Bewußtsein der Gebrechen, an denen die Kirche litt, und Sehnsucht nach Verbesserung derselben; und je mehr nun die Schriften jener Männer, welche in Deutschland als Beförderer der Kenntniß des Alterthums auftraten, auch dazu beitrugen, reinere Religionsideen zu erwecken, um so mehr bereiteten sie das Auftreten des Mannes vor, der berufen war, das Werkzeug in der Hand Gottes zu werden, um eine neue Zeit herbeizuführen.



BIBLIOTECA NAZ.
ROMA
VITTORIO EMANUELE

Register.

A.

Aachen, Dom zu, 103.
Aarhus, Bisthum daselbst von Otto d. Gr. gegründet, 130.
Abälard, Peter, Theolog und Philosoph, 419 f.; seine Lehre 422; Lehrer Arnolds von Brescia 293; † 423.
Abbassiden, Kalifen, 65 f.
Abdallah, Vater Muhammeds, 49.
Abdallah, Stifter der Ismaeliten, 216.
Abderrhaman I., Kalif von Spanien, 66.
Abderrhaman II., Kalif von Spanien, 68. 73.
Abdul Motalleb, Großvater Muhammeds, 49.
Ablaß 598; von den Waldensern verworfen 405; von Wicliffe 601; von Huß bekämpft 608.
Ablaßjubiläum 598.
Abu Bekr, Schwiegervater Muhammeds, 52. 54; Kalif 58. 61.
Abu Sofian, Gegner Muhammeds, 51.
Abu Taleb, Oheim Muhammeds, 49. 51.
Abu Theman, arabischer Dichter, 45.
Abul-Abbas, Kalif, 65.
Académie des jeux floraux 427.
Achen, s. Aachen.
Ackerbau in Deutschland unter Karl d. Gr. 100.
Acre, von den Christen erobert, 212; von Friedrich von Schwaben belagert, 238; Sitz des deutschen Ritterordens, 234; von Richard Löwenherz erobert, 238; vom Sultan von Babylon erobert, 262.
Adalbert, Erzbischof von Bremen, 157. 159. † 161.
Adalbert, der Heilige, Erzbischof von Prag, Apostel der Preußen, 140. 244.
Adda, Schlacht an derselben, 10.
Adel bei den Germanen 25; in Deutschland 190.
Adelasia, Gemahlin Enzio's, 349. 377.
Adelheid, Gemahlin Otto's d. Gr., 120. 137.
Adhemar von Puy 198. † 208.
Adi Grant, Religionsbuch der Sikhs, 744.
Adolf von Nassau, deutscher König, 529 flg.; sein Tod 533.
Aegidius, römischer Statthalter in Gallien, 5.
Aegypten von Amru erobert 59.
Aeneas Sylvius Piccolomini 625 flg. 651; s. Pius II.
Agilulph, König der Longobarden, 22.
Agnes, Gemahlin Heinrichs III., 155. 157. 158.
Agnes, Tochter Heinrichs IV., mit Friedrich von Hohenstaufen vermählt, 178.
Agnes, Gemahlin Friedrichs von Schwaben, 285. 286.
Agnes, Tochter des Pfalzgrafen Konrad, Gemahlin Heinrichs von Braunschweig, 322.
Agnes, Tochter des Herzogs von Meran, mit Philipp August von Frankreich vermählt, 329.
Agnes (Isabella), Gemahlin Rudolfs von Habsburg, 526. 528.
Agnes, Tochter Albrechts I., mit Andreas von Ungarn vermählt 532; rächt den Tod ihres Vaters 541.
Agnes Bernauerin 657, Gemahlin Herzog Albrechts von Baiern 658; ihr Ende 659.
Agnes Sorel 696. 701.
Agricola, Rudolf, seine Verdienste um das Studium des classischen Alterthums, 871.
Aguado, Juan, Gegner des Columbus, 756.
Ahnenprobe 276.
Aistulph, König der Longobarden, 22. 32.
Ajescha, Gemahlin Muhammeds, 52. 58. 60.
Akademie, platonische, in Florenz 811.
Akakios, Vater der Kaiserin Theodora, 34.
Akkon, s. Acre.
Alamuth, Hauptsitz der Assassinen, 217.
Alarich II., König der Westgothen, 6.
Alba, von Karl von Anjou zerstört, 375.
St. Albans, Schlacht bei, 716. 718.
Alberich, Bruder des Ezzelino da Romano, 348; † 368.
Albero, Erzbischof von Trier, 291.
Albert, Bischof, erbaut Riga, 235.
Albert, Markgraf von Toscana, 167.
Albert, Sohn Friedrichs des Sanftmüthigen von Sachsen, 637.
Albert, Graf von Maine, 705.
Albertinische Linie in Sachsen 637.
Albigenser 407; Kreuzzüge gegen sie 408.
Albio, Freund Wittekinds, 93.

Albizzi, Gegner der Mediceer, 811.
Alboin, König der Longobarden, 20.
Albrecht I., König von Deutschland, Sohn Rudolfs von Habsburg, 526. 529. 530. 532; zum König gewählt 535; seine Regierung 536 flg.; sein Tod 540 flg.
Albrecht II., König von Deutschland (als Erzherzog von Oesterreich Albrecht V.), 622 flg.
Albrecht, Bruder Kaiser Friedrichs III., 624. 627. 629; † 630.
Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, 151. 288. 290. 291. 292.
Albrecht II., Markgraf von Brandenburg, 289.
Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des deutschen Ritterordens, 236.
Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg, 636. 639.
Albrecht, Herzog von Braunschweig, 508.
Albrecht der Entartete, Landgraf von Thüringen, 377. 524. 531.
Albrecht IV., Graf von Habsburg, Vater Kaiser Rudolfs I., 513.
Albrecht der Weise, Herzog von Oesterreich, 569. 573.
Albuquerque, Alfons von, portugiesischer Statthalter in Indien, 740 flg
Alcantara, Stiefbruder Pizarro's, 793.
Alcuin, s. Alkuin.
Alemannen, von Chlodwig besiegt, 6; in Deutschland 24.
Alençon, Herzog von, 704.
Alessandria gegründet 309.
Aleth, Mutter Bernhards von Clairvaux, 220.
Alexander der Große, Sagen von ihm in französischen Dichtungen, 133.
Alexander II., Papst, 171.
Alexander III., Papst, 304. 306. 405.
Alexander IV., Papst, 386.
Alexander V., Papst, 599. 603.
Alexander VI., Papst, 728. 754.
Alexander III., König von Schottland, 680.
Alexanderlied 438.
Alexandria, von Amru erobert, 59; Bibliothek daselbst zerstört 59; theologische Schule daselbst 42.
Alexius Comnenus, griechischer Kaiser, 199. 200 f.
Alexius II., griechischer Kaiser, 231.
Alexius, Sohn des Isaak Angelus, 245.
Alfons von Poitou, Bruder Ludwigs des Heiligen, 256.
Alfons VI., König von Castilien, 729.
Alfons VIII. von Castilien 727.
Alfons X. (der Weise) von Castilien, deutscher König, 508; stiftet die Universität zu Salamanca 727.
Alfons I., III., IV. von Portugal 729.
Alfons V., König von Portugal, 737.
Alfons V. von Aragonien 655. 727.
Alfons IX. von Leon 329.
Alfred der Große, König von England, 668 flg.; sein Tod 671.
Algebra, Kenntniß derselben in Europa, 269.
Alhambra 70.
Ali, Sohn des Abu Taleb, Anhänger Muhammeds, 51. 58; Kalif 60.
Aliten, Sekte der, 60.
Aljubarrotta, Schlacht bei, 732.
Alkuin 101.
Alliteration 435.
Allodium 25.
Almagro, Diego de, in Verbindung mit Pizarro 788; sein Tod 793.
Al Mamun, Kalif, 66.
Al Mansur, Kalif, 66.
Almeida, Don Francesco von, erster portugiesischer Vicekönig in Indien, 740.
Alp Arslan, Beherrscher der Seldschucken, 195.
Alptekin gründet das Reich der Ghasnaviden 194.
Altdeutsche Dichtungen 434.
Alte, der, vom Berge, 217.
Alterthum, erneuertes Studium desselben, 807.
Altissimo Christoforo, Improvisator, 835.
Amalaberga, Tochter der Amalafrida, 10.
Amalafrida, Schwester Theoderichs, 10.
Amalarich, Enkel Theoderichs, 12.
Amalasuntha, Tochter Theoderichs, 12.
Amalfi, Handel der Stadt 264; zerstört 287.
Amalrich, König von Jerusalem, 226.
Amandus, s. Suso.
Ameneburg, Kloster daselbst, 85.
Amerigo Vespucci 758. 764.
Amerika, Entdeckung von, 751 flg.; Ursprung des Namens 764.
Amiens, Waffenstillstand zu, 703.
Aminah, Mutter Muhammeds, 49.
Amis, Pfaff, 444.
Amru, Feldherr Omars, 59.
Anaklet II., Papst, 286. 503; † 293.
Anastasius, griechischer Kaiser, 10. 34. 35.
Andiseda, Gemahlin Theoderichs, 10.
Andreas II., König von Ungarn, 247.
Andronikus, griechischer Kaiser, 231.
Angelsachsen 32.
Angilbert 101.
Angora, Schlacht bei, 633.
Anjou, s. Plantagenet.
Anjou, Karl von, 261. 268 flg.
Anna (Gertrud), Gemahlin Rudolfs von Habsburg, 817.
Anna, Gemahlin Heinrichs von Niederschlesien, 355.
Anna von Beaujeu (Bourbon), Schwester Karls VIII. von Frankreich, 707.
Anna von Bretagne, Gemahlin Karls VIII. von Frankreich, 644. 707. 711.
Anna von Este 875.

Anna von Nevil, Gemahlin Richards III. von England, 721.
Anna, Landgräfin von Thüringen, 874.
Annolied 436.
Annunciaden, Orden der, 644.
Anschar (Ansgar), der Apostel des Nordens, 146; † 148.
Antiochia, von den Persern zerstört, 17; von den Kreuzfahrern belagert 205; erobert 206; theologische Schule daselbst, 41.
Antonello von Messina, Schüler des J. van Eyck, 844.
Antonina, Gemahlin Belisars, 13. 14. 17.
Antwerpen, Kathedrale daselbst, 839.
Aquitanier, von Karl d. Gr. unterworfen, 91.
Araber, Charakter und Sitten 43 flg.; Dichtkunst 45; Religion vor Muhammed 48; Wissenschaften 67; Baukunst 68; weibliches Geschlecht 71; fallen in Italien ein 114. 115.
Arabien 43.
d'Arc, Johanna, 693.
Ardschun Mal, Haupt der Sikhs, 744.
Arelatisches Reich 117.
Argyropulos, Johannes, seine Verdienste um Erneuerung der classischen Studien, 808. 873.
Arkona 23.
Armagnac, Grafen von, 692; † 704.
Armagnacs 627. 692. 701.
Arme von Lyon 405; katholische 406.
Armegeckenkrieg 627 flg.
Arnold von Brescia 293; † 295.
Arnold von Citeaux, päpstlicher Legat, predigt einen Kreuzzug gegen die Albigenser, 406.
Arnold von Melchthal 545.
Arnold von Winkelried fällt in der Schlacht bei Sempach 550.
Arnulf, Herzog von Kärnten, König und Kaiser von Deutschland, 118.
Arnulf, Herzog von Baiern, 121. 123. 128.
Artavelde, Jacob von, Haupt der flandrischen Volkspartei, 684.
Arthur von Bretagne, Neffe Johanns ohne Land, 329. 330.
Artussage 430.
Arzneikunde in Europa 269.
Ascanien, Haus, 288.
Aschaffenburger Concordat 626.
Asinelli, Pietro, Freund Enzio's, 378.
Askalon, Schlacht bei, 211.
Asmai, arabischer Dichter, 68.
Assassinen 216.
Astrolabium, von Martin Behaim verbessert, 765.
Astrologie 270.
Astura, Conradin daselbst gefangen, 375.
Atahualpa, Inka von Peru, 790.
Athalarich, Enkel Theoderichs, 12.
Athanagild, König der Westgothen, 78.
Athelstan, angelsächsischer König, 149. 671.
Atlantiden 746.
Attigny, Reichstag zu, 111.
Audowera, Gemahlin Chilperichs, 78.
Augsburg, Reichstag zu, 650.
Augustinerorden 395.
Augustinus, erster Erzbischof von Canterbury, 33.
Austrasien 77. 110.
Autharis, König der Longobarden, 22.
Auto da fé 414.
Avaren 20. 74. 78; von Karl d. Gr. bekämpft 96; von den Magyaren besiegt 121.
Avignon, Sitz der Päpste, 596 flg.
Azincourt, Schlacht bei, 692.
Azoren entdeckt 736.
Azteken 771, s. Mexicaner.
Azzo von Este, Podesta von Vicenza, Haupt der Guelfen, 348; Dichter 425.

B.

Baco, Roger, Naturforscher, 270. 802.
Bagdad, Sitz der Kalifen, 66; Schule daselbst 67; von Hulagu erobert 355; von Timur zerstört 633.
Baiern 22.
Bajasid, Ilderim (der Blitz) genannt, türkischer Sultan, 632.
Balboa, Vasco Nuñez de, entdeckt die Südsee, 767.
Balduin von Flandern 200. 202; nimmt Edessa in Besitz 205; König von Jerusalem 211.
Balduin II. (du Bourg), Graf von Edessa, 211; König von Jerusalem 212. 216; † 219.
Balduin III., König von Jerusalem 219. 226.
Baliol, Johann, König von Schottland 680.
Balk, Hermann, kämpft gegen die Preußen, 235.
Balkh von Dschingis-Chan erobert 354.
Ball, John, Franciscaner, Führer der Wicliffiten 601. 713.
Bamberg, Bisthum daselbst gegründet, 143.
Bannockburn, Schlacht bei, 681.
Barbara von Cilly, zweite Gemahlin des Kaisers Sigismund, 623. 656.
Barbara, Herzogin von Mantua, 875.
Barcellona, von Karl d. Gr. erobert 95.
Bardewyk, von Heinrich dem Löwen zerstört 320.
Barfüßer-Mönche 397.
Bari, Robert von, 376.
Barlaam, Mönch in Kalabrien, 808.
Barnet, Schlacht bei, 718.
Bartholemy, Pierre, Priester, findet die heilige Lanze, 206 f.

Basantello, Schlacht bei, 138.
Basel, Concil zu, 618. 625.
Basel, Friede zu, 649.
Basiliken 37.
Basilius der Macedonier, griechischer Kaiser, 77.
Basine, Gemahlin Childerichs, Mutter Chlodwigs, 6.
Basinus, König der Thüringer, 5. 10.
Basra 60; Schule daselbst 67.
Batu, Mongolenchan, unterwirft Rußland, 354.
Baudricourt 694.
Bauernstand, freier; Ausbildung desselben 264.
Baubütten 480 flg.; die Kölner, 587.
Baukunst, byzantinische 37 flg.; arabische, 68 flg.; romanische, 469; gothische, 158, 472. 838 flg.; italienische 836 flg.; mexikanische 772 flg; peruanische 789; durch Karl d. Gr. befördert 102.
Baumann, Nicolaus, Verfasser des Reineke Vos, 451.
Baza, von den Spaniern erobert 728.
Beatrix, Tochter Philipps von Schwaben, 334. 335. 336.
Beatrix, Gemahlin Johanns I. von Castilien, 731.
Beatrix von Castilien, Gemahlin des Königs Alfons IV. von Portugal, 729 flg.
Beatrix, Tochter Otto's von Burgund, Nichte Philipps von Schwaben, mit Otto von Meran vermählt, 334.
Beatrix, Gemahlin Karls von Anjou, 399.
Beatrix, Gemahlin des Kaisers Ludwig IV., 571.
Becket, Thomas, Erzbischof von Canterbury, 317.
Bedford, Herzog von, 693. 715; † 669.
Begharden 398.
Begya, Tochter Pipins von Landen, 81.
Behaim, Martin, Seefahrer, 765; † 767; sein Globus 766.
Behaim, Michael, Meistersänger, 851.
Beirut, von den Christen erobert 217.
Bektasch, Hadschi, Scheich, 632.
Belisarius, Feldherr Justinians, 13; gegen die Perser 14. 17; zerstört das Vandalenreich; unterwirft Sicilien und Unteritalien 16; stellt die Ruhe in Constantinopel her 36; sein Ende 19.
Benedict V., Papst, 135.
Benedict VIII., Papst. 142.
Benedict IX., Papst, 167.
Benedict X., Papst, 170.
Benedict XI., Papst, 596.
Benedict XII., Papst, 566.
Benedict von Aniane, Abt, Reformator des Mönchslebens, 383.
Benevent, Schlacht bei, 370.
Berengar von Friaul 118.
Berengar von Ivrea 130. 132. 133. 134.
Berengaria von Castilien, Gemahlin des Königs Alfons IX. von Leon, 329.
Berengaria von Navarra, Gemahlin von Richard Löwenherz, 238.
Bergschotten 679.
Berlin gegründet 289.
Bernardone, Giovanni, s. Franciscus.
Bernhard, König von Italien, Enkel Karls d. Gr., 110.
Bernhard von Clairvaux 214. 220 flg. 385; Gegner Arnolds von Brescia 294; vertheidigt die päpstliche Allgewalt 401; gegen die Erpressungen der Legaten 402; Gegner Abälards 422 flg.
Berno, erster Abt von Clugny, 384.
Bernward, Bischof von Hildesheim, Erzieher Otto's III. 139; Erzgießer 144.
Bertha, Gemahlin Ethelberts von Kent, 33.
Bertha (Bertrade), Mutter Karls d. Gr., 90.
Bertha, Tochter Karls d. Gr., 101.
Bertha, Gemahlin Heinrichs IV., 160.
Berthold, Herzog von Baiern, 128.
Bertrand de Born, Troubadour, 427.
Bessarion, Johannes, Cardinal, 809.
Bettelmönche 389 flg.; Einfluß derselben 395; Parteiungen unter ihnen 396.
Beziers erstürmt 408.
Bibars, Anführer der Mamelucken, 258.
Bibel, Kenntniß und Uebersetzung derselben bei den Waldensern, 404 flg.; von Wicliffe ins Englische übersetzt, 699.
Bibliothek in Alexandria, Bagdad, Kabira u. Cordova 67; B. in Bochara zerstört 353; in Ofen 631; in Paris 707; vaticanische 810; mediceische 811.
Bielbog, slavische Gottheit, 23.
Bilderstreitigkeiten 75 flg.
Bilderverehrung 75.
Bildhauerkunst, christliche, in Deutschland 483; in Italien 484 flg. 836. 841; in Peru 790.
Billung, Hermann, Feldhauptmann Otto's d. Gr., 128; wird Herzog von Sachsen 130; † 132.
Bischöfe vom Papst abhängig 166. 402 flg.
Bispel 451.
Bitisia Gozzadini wird Doctor der Rechte in Bologna 487.
Blanca von Castilien, Mutter Ludwigs des Heiligen, 251. 253. 254. 256; † 259.
Blanca, Gemahlin Peters des Grausamen von Castilien, 688.
Blanca Maria Sforza, Gemahlin Maximilians I., 647.
Blondel de Nesle, Sage von seiner Treue gegen Richard Löwenherz, 242 flg.
Boabdil (Abu Abdilehi el Saguir), letzter König von Granada, 728.
Bobbio bei Pavia, Kloster daselbst gegründet, 84.

Boccacio, Giovanni, 808; seine Novellen 833 flg.
Bochara, Schule daselbst 67; von Dschingis-chan erobert 351.
Böhmen, Christentbum daselbst, 151.
Böhmisch-Brod, Schlacht bei, gegen die Taboriten, 619.
Böhmische Brüder, 619.
Boemund von Tarent 180. 199. 203. 206.
Boëthius, römischer Senator und Philosoph, sein Ende 12.
Bojador, Cap, umschifft 736.
Bojoarier 22.
Boleslaw, Herzog von Böhmen, in Kampf mit Otto d. Gr. 128.
Boleslaw I. Chrobry (der Große), K. v. Polen, 141.
Boleslaw, K. v. Polen, von Friedrich Barbarossa überwunden 303.
Bologna, Universität daselbst, 417.
Boner, Ulrich, Fabeldichter, 452.
Bonifacius VIII., Papst, 535. 596. 598.
Bonifacius IX., Papst, 595. 598. 603.
Bonifacius, der heilige, Apostel der Deutschen, 85. 164.
Boso, Graf, Schwager Karls des Kahlen, gründet das arelatische Reich 117.
Bosworth, Schlacht bei, 722.
Bourges, Versammlung zu, 700.
Bouvines, Schlacht bei, 337.
Bovadilla, Franz von, sein Verfahren gegen Columbus 759; sein Tod 760.
Boyardo, Matteo Maria, Graf von Scandiano, Dichter, 835.
Bramante (Donato Lazzari), Baumeister in Rom, 840.
Brandenburg, von Heinrich I. erobert 125; Bisthum daselbst gegründet 130; hergestellt 151; Mark 288. 560. 563. 572 flg. 575. 590. 620.
Brant, Sebastian, Satiriker, 864.
Brasilien entdeckt 739.
Bremen, Bisthum, 93; mit Hamburg vereinigt 116.
Brennabor, s. Brandenburg.
Breslau, zerstört von Brzetislaw 156, von den Mongolen 354.
Bretigny, Friede von, 687.
Bronzeguß in Deutschland 845.
Brotverwandlung im Abendmahle, Lehre von der, von Wicliffe verworfen 601.
Bruce, David, König von Schottland, 682.
Bruce, Robert, König von Schottland, 680.
Brüder, böhmische, 619.
Brüderschaft des gemeinsamen Lebens 859.
Brügge, Handel daselbst, 266; Maximilian I. daselbst gefangen 642.
Brunehild, Gemahlin Sigeberts, 78; † 80.
Brunelleschi, Filippo, Baumeister in Florenz, 840.
Bruno, Erzbischof von Köln, Bruder Otto's d. Gr., 133.
Bruno Bonifacius verkündigt den Preußen das Christentbum, 235.
Bruno, Stifter des Kartbäuserordens, 386.
Brzetislaw, Herzog von Böhmen, 156.
Buchdruckerkunst 773; Erfindung derselben 802; Verbreitung derselben 805.
Bücher, Preise derselben, 806.
Buchsbaum, Sixtus, Dichter geistlicher Lieder, 863.
Buckingham, Herzog von, 719. 721.
Büheler (Hans von Bühel), Dichter, 849.
Bürger 191.
Bulgaren, Reich derselben, 41. 76; zum Christentbum bekehrt 151.
Bulle, goldne, 582.
Buraburg, Bisthum, 87.
Burchiello, Barbier in Florenz, Dichter, 835.
Burgen 279.
Burggrafen 191.
Burgpriester 403.
Burgund, unter fränkischer Herrschaft 78; kommt an Deutschland 153, an Frankreich 621; Herzogthum 671.
Burgunder in Gallien 6.
Burgunder, die unächten, auf dem portugiesischen Throne, 732.
Burkhard, Herzog von Schwaben, 121. 123.
Byzantinischer Baustyl 37. 38.
Byzantinische Kunst 483.
Byzantinisches Reich 32. 74 flg.

C.

Cabestaing, Guillem von, Troubadour, 433.
Caboto, Giovanni, entdeckt Neufoundland 723.
Cabral, Pedro Alvarez, entdeckt Brasilien 739.
Cadamosto, Luigi da, Seefahrer, 737. 745.
Caefareä, von den Christen erobert 212.
Calais, von den Engländern erobert 686; bleibt allein in ihrem Besitz 699.
Calatrava, Orden von, 281.
Calicut, der Zamorin von, seine Treulosigkeit gegen die Portugiesen 739 flg.
Californien entdeckt 784.
Calixtiner 616.
Calixtus II., Papst, 188. 388.
Camaldulenser (Eremitenverbindung) 386.
Camaraderien 688.
Cambio, Arnolfo di, Baumeister, 836.
Campobasso, Graf von, 704.
Canarische Inseln, Entdeckung derselben, 745.
Canossa, Adelheid daselbst 131; Heinrich IV. daselbst 176.
Canterbury, Sitz des ersten englischen Erzbischofs, 33; Schule daselbst 88; Kathedrale zu, 477.
Canzone 817 flg.

Caonabo, Kazik, 736.
Cap Bojador umschifft 736.
Cap Non 736.
Cap der guten Hoffnung. Entdeckung desselben 738.
Capet, Hugo, s. Hugo.
Capetinger in Frankreich 119. 660.
Capistrano, Johannes von, Franciscaner, vertheidigt Belgrad, 635; † 636.
Capverdische Inseln entdeckt 737.
Carcassone erobert 408.
Cardinäle 171.
Carrousel 279.
Cassandra Fedele 875.
Cassiodorus, Minister Theoderichs, 11.
Castellan von Coucy, Trouvère, 433.
Castilien, Königreich, 725.
Castruccio Castracani 559.
Cauchon, Peter, Bischof von Beauvais, 697. 698.
Celtes, Conrad, seine Verdienste um das Studium des classischen Alterthums, 872.
Ceuta, den Mohammedanern übergeben 63, von den Portugiesen erobert 735.
Ceylon, von den Portugiesen erobert 740.
Chalcedon, Concil zu, 12.
Chalifen, s. Kalifen.
Chalkondylas, Demetrius, 808.
Chanteor 433.
Chararich, fränkischer Fürst, 6. 8.
Charibert, Sohn Chlotars, 78.
Chartres, Kathedrale zu, 485.
Chartreuse, Thal, Sitz des Kartbäuserordens, 387.
Chateauneuf, Peter von, päpstlicher Legat, ermordet 408.
Chaucer, Geoffrey, englischer Dichter, 724.
Chazaren, zum Christenthum bekehrt, 151.
Childebert, Sohn Chlodwigs, 77.
Childebert, Sohn der Brunehild, König von Austrasien, 79.
Childerich, Sohn Merwichs, 5.
Childerich III., fränkischer König, 82.
Chilperich, burgundischer Fürst, 6.
Chilperich, Sohn Chlotars, 78.
China von Dschingischan bekämpft 353.
Chlodemir, Sohn Chlodwigs, 77.
Chloderich, Sohn Siegeberts, 7.
Chlodio, König der Franken, 5.
Chlodwig, König der Franken, 6 flg.; zum Christenthum bekehrt 30.
Chlodwig II., König von Neustrien, 81.
Chlotar, Sohn Clodwigs, 77.
Chlotar, Sohn der Fredegunde, 79.
Chlothilde, Gemahlin Chlodwigs, 6. 29.
Chium, Johannes von, Freund des Johann Huß, 609. 610. 611.
Choiula, Pyramide bei, 774.
Chowaresmien, von Dschingis-Chan erobert 354.
Chowaresmier erobern Jerusalem, 251.
Christen, Bedrückung derselben in Palästina 193 flg.
Christenthum unter den Gothen und Burgundern 29; unter den Franken 29, den Briten 31, in Irland 32, unter den Deutschen 83 flg. 144, den Dänen 146, den Schweden 146, in Norwegen 149, bei den Slaven 130. 150, in Island und Grönland 150, unter den Russen, Mähren und Ungarn 151, unter den Preußen 234, in den portugiesischen Colonien 743. 799; Einfluß desselben auf Sitten und Bildung der Germanen 88.
Christian, Erzbischof von Mainz, führt ein Heer nach Italien, 311.
Christian, Küchenmeister zu St. Gallen, Chronikenschreiber, 862.
Christusbilder 484.
Christusorden, Stiftung desselben, 667.
Chroniken 868 flg.
Chrysoloras, Johannes, Neffe des Folgenden, Lehrer der griechischen Sprache in Italien, 809.
Chrysoloras, Manuel, befördert das Studium des classischen Alterthums 808.
Cid, Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, 726.
Cilly, Ulrich, Graf von, 628.
Cimabue, Giovanni, Maler, 484.
Circus in Constantinopel, Spiele daselbst 34.
Cistercienserorden 385.
Citeaux, Kloster, 220. 385.
Clairvaux, Kloster, 221.
Clara von Assisi, Stifterin des Ordens der Clarissinnen, 393.
Clarence, Herzog von, 717. 718; sein Tod 719.
Clarendon, Versammlung daselbst, 317.
Clarissinnen, Orden der, 393.
Claudia, Tochter Ludwigs XII., 711; mit Franz I. vermählt 648.
Clémence, Isaure, stiftet die jeux-floraux, 427.
Clemens II., Papst, 157. 167.
Clemens III., Papst, 179. 181. 321.
Clemens IV., Papst, 369. 380. 502.
Clemens V., Papst, 596. 664 flg., † 667.
Clemens VI., Papst, 568 flg. 577. 578. 579.
Clemens VII., Papst, 597.
Clermont, Kirchenversammlung zu, 198.
Closener, Fritzsche, Chronikschreiber, 869.
Clugny (Cluny), Kloster, 384.
Cluniacenser-Congregation 384.
Coimbra, Universität daselbst, 729.
Coelestin II., Papst, 294.
Coelestin III., Papst, 233. 321; † 326.
Coelestin IV., Papst, 356.
Cölibat der Geistlichen 170. 172; von Wiclife bekämpft 600.
Cöln, s. Köln.
Cola di Rienzi, s. Rienzi.
Colombo, Domenico, genuesischer Admiral, 747.
Colonna, Geschlecht der, in Rom 557.
Colonna, Serafina, 875.
Colonna, Stephan, Gegner Rienzi's, 578; † 579.

Columbanus, Verkündiger des Christenthums in Deutschland, 84.
Columbus, Christoph, 746. 748 flg.; erste Reise desselben 751 flg.; zweite Reise 754 flg.; dritte Reise 767 flg.; vierte Reise 760; sein Tod 763.
Columbus, Bartholomäus, Bruder des Christoph, 750. 755. 757. 760.
Columbus, Diego und Fernandez, Söhne des Columbus, 749. 750. 760. 764.
Comines, Philipp de, französischer Staatsmann, 723.
Compactaten, Baseler, 618; aufgehoben 630.
Compagni, Dino, Geschichtschreiber 835.
Compaß 273; Erfindung desselben 801.
Concil (Kirchenversammlung), allgemeines, drittes zu Ephesus 42; viertes zu Chalcedon 42; fünftes zu Constantinopel 42; sechstes zu Constantinopel 75; siebentes zu Nicäa 76; vergl. Basel. Costnitz. Pisa.
Concordat, Aschaffenburger, 626; Wormser, 188.
Conrad, Conradin, s. Konrad, Konradin.
Constantinopel, Concil daselbst 42; sechstes allgemeines 75; Concil der Bilderfeinde daselbst 76; von den Kreuzfahrern erobert 245; von den Türken erobert 634.
Constantinus IV. Pogonatus, griechischer Kaiser, 75.
Constantinus V. Kopronymos, griechischer Kaiser 76. 83.
Constantinus VI., griechischer Kaiser, 76.
Constantinus XI. Paläologus, letzter griechischer Kaiser, 634.
Constanz, Vertrag daselbst zwischen Friedrich I. und den lombardischen Städten, 318.
Constanzia, Gemahlin Friedrichs II., 336.
Constanzia, Gemahlin Heinrichs VI., 318. 321. † 328.
Constanzia, Gemahlin Peters von Aragonien, 381.
Constanzia, Tochter Peters von Aragonien, † 340.
Consuln in den italienischen Städten 267.
Contes 433.
Conventualen 397.
Cordova, Kalifat von, 66; Schule zu, 67; Baudenkmäler daselbst 69.
Cordova, Hernandez, entdeckt Yucatan 769.
Corpus juris 36.
Cortenuova, Schlacht bei, 349.
Cortes in Spanien 727.
Cortez, Fernando, 770; landet in Mexico 773; erobert die Hauptstadt 782; entdeckt Californien 784; sein Tod 785.
Coster, Laurens Janszoon, angeblicher Erfinder der Buchdruckerkunst, 805.
Costnitz, Concil zu, 604.
Couey, Castellan von, 433.
Courtoisie 489.
Coyctier, Jacques, Leibarzt Ludwigs XI. von Frankreich, 706.
Crecy, Schlacht bei, 570. 685.
Credenza in den italienischen Städten 267.
Crema zerstört 306.
Cuba, Entdeckung von, 752.
Cuzco, Hauptstadt von Peru, 789, erobert 793.
Cypern, von Moawijah erobert 60; Johanniter daselbst 213; Tempelherren daselbst 603.
Cyrillus, Patriarch von Alexandria, 42.
Cyrillus, Apostel der Mähren, 117. 151.
Czechen 23.
Czernebog, slavische Gottheit, 24.

D.

Dänen, Bekehrung derselben zum Christenthum, 146; s. Normannen.
Dänenwall (Danewirk) 96.
Dagobert, König der Franken, 81.
Dalberg, Johann von, Bischof von Worms, Beschützer der Gelehrsamkeit in Deutschland, 871. 873.
Dakemincier, von Heinrich I. besiegt, 125.
Damaskus, Residenz der Kalifen, 62; von den Kreuzfahrern belagert 225.
Damiani, Peter, Bischof von Ostia, 169.
Damiette, von Ludwig dem Heiligen belagert 256; den Mamelucken übergeben 258.
Dandolo, Heinrich, Doge von Venedig, 215.
Danewirk (Dänenwall), an der Eider aufgeführt 96.
Dante Alighieri, 814 flg.; seine Canzonen 817 flg.; seine göttliche Komödie 819 flg. 834.
Dauphin 687.
Dauphinée 687; mit der Krone vereinigt 705.
Davila, Don Pedrarias, Statthalter in Darien, 768 flg.
Decamerone 833.
Decemberfreiheit 503.
Decretalen, pseudoisidorische, 165; päpstliche, 401.
Demarcationslinie 754.
Desiderata, Gemahlin Karls des Großen, 93.
Desiderius, König der Longobarden, 93 flg.
Despenser, Hugh le, s. Spencer.
Deutschbrod, Sieg Ziska's daselbst, 617.
Deutsche Ritter, Orden derselben, 233 flg.
Deutsche Sitte und Bildung seit Karl d. Gr. 144.
Deutscher Handel 145. 265.
Deutschland wird selbstständig 114, wird ein Wahlreich 120.
Diaz, Bartolomeo, seine Entdeckungen 738; sein Tod 739.
Diaz, Don Rodrigo, s. Cid.
Diaz de Solis findet die Mündung des La Plata 769.
Dichtkunst, arabische 45. 67; persische, 194; französische, 425; deutsche, 434 flg. 846 flg.; englische, 724; italienische, 814 flg.

St. Diego, Ruinen bei, 774.
Diego von Azebes, Bischof, in Verbindung mit Dominicus, 389.
Dietmar von Aist, Minnesänger 456.
Dietrich, Sohn Chlodwigs, Beherrscher von Austrasien, 77.
Dijon, Schlacht bei, 7.
Dionysius der Gerechte, König von Portugal, 729.
Döffingen, Schlacht bei, 593.
Dom zu Magdeburg 478, zu Köln 478, 587; zu Florenz 836; zu Mailand 836.
Domenico Ghirlandajo, Maler in Florenz 842.
Dominicaner-Orden 390.
Dominicus (Domingo de Guzman), Stifter des Dominicanerordens, 389; sein Grabmal in Bologna 484.
Donatello (Donato di Betto Bardi), Bildhauer in Florenz, 841.
Dorfpoesie, höfische, 464.
Drama, deutsches, 846 flg.
Drogo, Erzbischof von Mainz, Stiefbruder Ludwigs des Frommen, 113.
Dschingischan, Gründer des Mongolenreichs, 353.
Dürer, Albrecht, Maler, 650.
Türrenstein, Richard Löwenherz daselbst gefangen 242.
Dunbar, Schlacht bei, 680.
Dunois, Graf von, 694.
Durante-Dante 844.

E.

Eadbald, König von Kent, 33.
Eberhard, Herzog von Franken, Bruder des Königs Konrad I., 121, 128 flg.
Eberhard III., der Erlauchte, Graf von Würtemberg, in Kampf mit Rudolf von Habsburg 524; von Heinrich VII. bekämpft 554.
Eberhard der Greiner, Graf von Würtemberg, 584, 593.
Ebn Raik 194.
Eckebard, Mönch in St. Gallen, Dichter, 435.
Ecken Ausfahrt (Volksepos) 467.
Edelknaben 274.
Edessa, Fürstenthum 205; von Zenki erobert 219; von Nureddin erobert 220.
Editha, Gemahlin Otto's I. 131.
Edmund, Sohn Ethelreds, König von England, 672.
Eduard, Sohn Alfreds d. Gr., 671.
Eduard der Bekenner, Sohn Ethelreds, König von England, 673.
Eduard I., König von England, Sohn Heinrichs III., 679.
Eduard II., König von England, Sohn des Vorigen, 681.
Eduard III., König von England, Sohn des Vorigen, 567, 572, 682, 726; sein Kampf mit Frankreich 683 flg.
Eduard IV., König von England, Sohn des Herzogs Richard v. York, 717.
Eduard V., König von England, Sohn des Vorigen, 719.
Eduard, Prinz von Wales, der schwarze Prinz, Sohn Eduards III., 685, 686, 688; sein Tod 689.
Eduard von Warwick, Sohn des Herzogs von Clarence, 722.
Eduard I., König von Portugal, 736, 737.
Egbert, König von Wessex, vereinigt die angelsächsischen Reiche in Britannien, 668.
Eginhard, s. Einhard.
Ehe, Schließung derselben, 490.
Eichstädt, Bisthum daselbst gegründet, 87.
Eideshelfer 89.
Eider, Gränze des deutschen Reichs, 96.
Eidgenossenschaft, schweizerische, 544, 549.
Einhard, Biograph Karls d. Gr., 101.
Einsiedler, fränkische, am Rhein, 84.
Einsiedlerverbindungen 385.
Eleano, Don Sebastian de, Seefahrer, Begleiter des Magelhaens, 787.
Eleonore, Gemahlin Friedrichs III., 627, 874.
Eleonore, Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich und Heinrichs II. von England, Tochter Wilhelms X. von Aquitanien, 504.
Eleonore, Gemahlin des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich, 874.
Elias, Haupt der milderen Partei der Franciscaner, 396.
Elisabeth, Gemahlin Konrads IV., Mutter Conradins, 373.
Elisabeth, die heilige, Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, 492, 494; † 497.
Elisabeth, Gemahlin Albrechts I., 535, 536, 541 flg.
Elisabeth, Gemahlin Albrechts II., 622, 656.
Elisabeth, Gemahlin Johanns von Böhmen, 555.
Elisabeth, Gemahlin Friedrichs des Schönen, 565.
Elisabeth, Gemahlin des Kaisers Karl IV., 590.
Elisabeth, Gemahlin des Kaisers Wenzel, 594.
Elisabeth, Gemahlin Eduards IV. von England, 718, 719.
Elisabeth, Tochter Eduards IV., Gemahlin Heinrichs VII. von England, 721, 722.
Elisabeth, Herzogin von Nassau und Saarbrücken, 874.
Emanuel I., griechischer Kaiser, 224; † 231.
Emanuel I., der Große, König von Portugal, 738 flg. 742.
Emir al Mumenin 59.

Emir al Omrah 66. 194.
Emma, Tochter Karls d. Gr., 101.
Emma, Gemahlin Knuts d. Gr., 672.
Engelbert, Erzbischof von Köln, 587.
England, angelsächsische Reiche daselbst 32.
Entdeckungen der Portugiesen 735 flg.
Entdeckungen. Folgen derselben 799 flg.
Enzio, König von Sardinien Sohn Friedrichs II., 349; erobert die Mark Ancona, 351, besiegt die Mongolen 353, wird gefangen genommen 361, † 377 flg.
Ephesus, Concil daselbst, 42.
Erek und Enite 441.
Eresburg, Gränzfeste der Sachsen gegen die Franken, Zerstörung derselben 92.
Erfurt, Bisthum daselbst gegründet 87; Universität 871.
Erik Raude entdeckt Grönland 748.
Ernestinische Linie in Sachsen 637.
Ernst, Herzog, poetische Erzählung, 438.
Ernst II., Herzog von Schwaben, 153.
Ertoghrul, türkischer Häuptling, Vater Osmans, 631.
Erwin von Steinbach, Baumeister am Münster zu Straßburg. 480. 481.
Erzählungen, poetische, 442 flg. 848 flg.; scherzhafte, 444.
Erzämter 128.
Erzgießerei 144. 482. 483.
Erziehung der Mädchen 482.
Eselsfeste 501.
Este, Fürsten von, 810.
Ethelbert, König von Kent, 33.
Etheired, König von England, 671.
Eugen III., Papst, 144. 294. 402.
Eugen IV., Papst, 625. 840.
Euphemia, Gemahlin des Kaisers Justinus, 35.
Eutharich, Gemahl der Amalasuntha, 12.
Evesham, Schlacht bei, 679.
Exarchat, Ende desselben, 22. 82.
Exarchen in Italien 18.
Exil, päpstliches, in Avignon, 597.
Eyck, Hubert und Jan van, Maler, 843.
Eyck, Margaretha, Schwester der Vorigen, 843.
Ezzelino da Romano, Podesta von Verona, Haupt der Ghibellinen, 347; † 367.

F.

Fabeldichter, deutsche, 451 flg.
Fabieor 433.
Fabliaux 433.
Facetus, Sittensprüche des, 866.
Fackeltanz 278.
Faleros, Ruy, Astronom, Freund des Magelhaens 785.
Fastnachtsspiele 867.
Fatime, Tochter Muhammeds, 53. 66; † 54.
Fatimiden herrschen in Tunis und Aegypten 66. 216.
Faust, s. Fust.
Fedai's, die, 218.
Fedele, Cassandra, 875.
Fegefeuer, Lehre vom, von den Waldensern verworfen, 405.
Fehmgerichte 587; Entartung derselben 589.
Felix V., Papst, 625.
Ferdinand I., König von Castilien, 726. 729.
Ferdinand III., der Heilige, König von Castilien, 415. 727.
Ferdinand I, König von Aragonien. 727.
Ferdinand V., der Katholische, König von Aragonien, 708; mit Isabella von Castilien vermählt 727; unterwirft sich Granada 728; erobert das Königreich Neapel 647 flg. 708; befördert die Entdeckung Amerika's 750.
Ferdinand I., König von Neapel, 707.
Ferdinand I., König von Portugal, 731.
Ferdusi (Firdusi, d. h der Paradiesische), eigentlich Hassan ben jishak Schereschah, epischer Dichter in Persien, 194.
Fernando, der standhafte Prinz, 736 flg.
Ferrara, Concil zu, 625.
Feudalsystem 25.
Feuerprobe 90.
Feuerwaffen, Einführung derselben, 802.
Fiammetta, Freundin Boccaccio's, 833.
Ficinus, Marsilius, Arzt in Florenz, seine Verdienste um das Studium der platonischen Philosophie in Italien, 810.
Fiel, Hans, s. Viol.
Fieschi, Bartolomeo, Gefährte des Columbus, 761.
Fileifo, Franz, 809. 810.
Flagellanten 576.
Flandern, Handel daselbst, 265.
Flandrische Schule der Malerei 843 flg.
Flore und Blanscheflur 466.
Florentinische Schule der Malerei 837. 841.
Florenz, Concil zu, 625; Dom daselbst 836; Parteien der Schwarzen und Weißen daselbst 845.
Florida, Entdeckung von, 767.
Foix, Roger, Graf von, s. Roger.
Foitz (Volz), Hans, Meistersänger und Barbier zu Nürnberg, 852; seine Fastnachtsspiele 867.
Fonseca, Bischof, Gegner des Columbus, 758; Gegner des Cortez 783.
Fontenailles, Schlacht bei, 114.
Forrest ermordet die Söhne Edwards 720.
Fossalta, Schlacht bei, 361.
Franciscaner 392; Streitigkeiten unter denselben 396 flg. 564.
Franciscanereremiten (Minimi) 397.
Franciscus von Assisi, Stifter des Franciscanerordens, 390 flg.
Franciscus von Paula, Stifter des Ordens der Minimi, 397; bei Ludwig XI. von Frankreich 706.
Frangipani, Johann, Herr von Astura, läßt Conradin gefangen nehmen, 375.

Franken, ripuarische und salische, 5. 24; zum Christenthum bekehrt 29.
Frankreich 114.
Franz I., König von Frankreich, 648.
Franz, Herzog von Bretagne, 644.
Französische Dichtkunst 425 flg.
Frascati, Gründung von, 322.
Frauen in Deutschland 145. 487 flg. 498 flg. 511; gelehrte in Deutschland 874 flg.; vergl. weibl. Geschlecht in Italien 875.
Frauenlob, s. Heinrich von Meißen.
Fredegunds, Gemahlin Chilperichs, 78; † 80.
Freiburg, Münster zu, 476. 479 flg.; Universität daselbst 871.
Freidanks Bescheidenheit (Lehrgedicht) 432. 866.
Freigrafen 588.
Feelmaurer 481.
Freisingen, Bisthum daselbst gegründet, 86.
Friedrich I., Barbarossa, deutscher Kaiser 108; sein Charakter 297 flg.; sein Kreuzzug 231; läßt Arnold von Brescia hinrichten 295, wird Kaiser 297; seine Züge nach Italien 299 flg. 301. 304 flg. 307. 318; giebt der Universität zu Bologna eigene Gerichtsbarkeit 415; sein Tod 233. 319; Sagen von ihm 319.
Friedrich II., der Hohenstaufe, deutscher Kaiser, wird geboren 325, zum König von Sicilien gekrönt 328, geht nach Deutschland 330; sein Verhältniß zu Honorius III. 338; sein Kreuzzug 248. 341; im Kampfe mit Gregor IX. 341. 350 flg.; sein Hof in Palermo 343; seine Händel mit den Lombarden 344. 347 flg.; im Kampfe gegen seinen Sohn Heinrich 345; im Bann 341. 349. 357; in Italien 355 flg.; von Innocenz IV. abgesetzt 359; erkennt die Inquisition an 411; in Marburg 497; als Dichter 425; sein Kunstsinn 337; sein Tod 362.
Friedrich III. oder der Schöne, deutscher König. Gegenkönig Ludwigs IV., Erzherzog von Oesterreich, 559 flg.; † 566.
Friedrich IV., deutscher König, als römischer Kaiser III., als Erzherzog von Oesterreich V., 552. 624; sein Tod 644 flg.
Friedrich von Baden, Freund Conradins, 373.
Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, Schwiegersohn Heinrichs IV., 178. 180.
Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, Sohn des Vorigen, 187. 283 flg. 285.
Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn Kaiser Friedrichs I., 231; † 233.
Friedrich von Oesterreich, Gegner Friedrichs II., 347. 348.
Friedrich, Sohn Peters von Aragonien, König von Sicilien, 383. 556. 557.
Friedrich mit der gebissenen Wange, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, 377. 524. 557.
Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, wird Kurfürst von Sachsen, 620.
Friedrich II., der Sanftmüthige, Kurfürst und Herzog zu Sachsen, Sohn Friedrichs I., des Streitbaren, 636.
Friedrich III., Graf von Zollern, Burggraf von Nürnberg, 517. 555.
Friedrich VI., Graf von Zollern, Burggraf von Nürnberg, erhält die Mark Brandenburg, 621; gegen die Hussiten 618.
Friedrich von Hansen, Minnesänger, 457.
Friesen 24; den Franken unterworfen 81; zum Christenthum bekehrt 84 flg.
Fritzlar, Kloster daselbst gegründet, 87.
Frühlingsfest 501.
Fürst, Walther, Tells Schwiegervater, 545.
Fürstenhöfe, Glanz derselben, 708.
Fürterer (Füterer), Ulrich, Wappenmaler und Dichter, 848.
Fulbert, Oheim der Heloise, 420.
Fulco von Anjou, König von Jerusalem, 219.
Fulda, Kloster zu, 87; Bonifacius daselbst begraben 88; Schule zu, 88.
Fust, Johann, befördert die Erfindung der Buchdruckerkunst 803.

G.

Galanterie 489.
Galeswintha, Gemahlin Chilperichs, 78.
St. Gallen, Kloster daselbst gegründet, 86; Mönche daselbst, Pfleger der Bildung, 144, der Dichtkunst 434.
Gallus, Begleiter Columbans, 84.
Gamelsdorf, Schlacht bei, 560.
Gana, von Heinrich I. zerstört, 125.
Garibald, Herzog der Baiern, 22.
Garnerius, s. Gnarnerius.
Gasca, Pedro de la, in Peru, 794.
Gangrafen 98.
Gaveston, Günstling Eduards II. von England, 681.
Gaza, Schlacht bei, 251.
Gaza, Theodorus, Lehrer der griechischen Sprache in Italien, 809.
Gebet, Wessobrunner, 435.
Gefolgschaften 25.
Gebrende 863.
Geiler von Kaisersberg, sein Weltspiegel, 865. 870.
Geiserich, König der Vandalen, 14.
Geismar, Donnereiche daselbst, 86.
Geistlichkeit zur Zeit Karls des Gr. 105; Pflegerin geistiger Bildung 88. 144; Verderben derselben 169 flg. 403.
Geißelbrüder 576.
Gelasius II., Papst, 187.
Gelimer, König der Vandalen, 14.
Genes'armerie eingeführt 283.
Genua, Handel von, 264.
Geographie, Einfluß derselben durch die Kreuzzüge gefördert 270, durch die Entdeckungen 800.

Georg Podiebrad, Gubernator von Böhmen, 628. 629; König 619. 629. 630.
Gepiden 20.
Gerald, Mönch in St. Gallen, Dichter, 435.
Gerberge, Wittwe Karlmanns, 94.
Gerberge, Tochter Heinrichs I. 123. 129.
Gerbert (Papst Sylvester II.) 139.
Gerhard, Baumeister am Kölner Dom, 479.
Gerhard von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, 526. 529 flg. 534.
Gerhard von Puy, erster Ordensmeister der Johanniter, 213.
Germanen 1 flg. 24. 25 flg
Germano, San, s. San Germano.
Gero, Markgraf, 130.
Gerson, Jean Charlier von, Canzler der Pariser Universität, 599.
Gertrud, Mutter Heinrichs des Löwen, 291. 292.
Gertrud, Gemahlin des Königs Andreas II. von Ungarn, Schwester der heiligen Hedwig, 491. 492; Mutter der heiligen Elisabeth, 492.
Gertrud, Gemahlin Rudolfs von Habsburg, 514.
Gesellenstechen 278.
Gesta Romanorum 848.
Geßler von Bruneck, Landvogt in Uri, 544 flg.; sein Tod 547.
Gewerbfleiß unter Karl d. Gr. 100; durch die Kreuzzüge gefördert 269.
Geysa, ungarischer Herzog, 131.
Ghasnaviden, Dynastie derselben, 194.
Ghibellinen 285. 290. 556 flg.
Ghiberti, Lorenzo, Bildgießer und Bildhauer zu Florenz, 841.
Ghirlandajo, Domenico, s. Domenico.
Gibraltar 63.
Gilden 192.
Gilianez, Seefahrer, 736.
Gioja, Flavio, Seefahrer, vervollkommnet den Compaß 801.
Giotto (Ambrogiotto Bondone), Maler, 814. 836. 837.
Giovanni Pisano, Bildhauer, 836.
Gisela, Gemahlin Konrads II., 153.
Giselbert, Herzog von Lothringen, 123. 127. 129.
Gisla, Schwester Karls d. Gr., 105.
Glasmalerei 88. 476 482.
Glocester, Richard, Herzog von, 716. 718. 719.
Glocester, Thomas, Herzog von, 712. 713. 715.
Glocken im Abendlande 104.
Gnesen, Erzbisthum daselbst gegründet 140. 151.
Goa, von den Portugiesen erobert 741.
Godegisel, burgundischer Fürst, 6 flg.
Godomar, König von Burgund, 77.
Göllheim, Schlacht bei, 533.
Gorm der Alte, König von Dänemark, 148.
Gothische Baukunst 472 flg. 838 flg.
Gottesfriede (Treuga Dei) 153.
Gottesurtheile (Ordalien) 89 flg.
Gottfried, Dänenfürst in Jütland, 96.
Gottfried, Anführer der Normannen, 117.
Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, 178. 199. 200. 201. 205; Beschützer des heiligen Grabes 211.
Gottfried von St. Omer, Stifter des Templerordens, 214.
Gottfried von Straßburg, Dichter, 442. 447.
Gottschalk gründet ein wendisches Reich 150.
Gottschalk, Priester, Kreuzfahrer, 201.
Grab, heiliges, von Harun den Christen überlassen 96.
Grafen 98.
Gralsage 430 flg.
Granada, maurisches Königreich 727; von Ferdinand dem Kathol. unterworfen 728.
Granson, Schlacht bei, 704.
Gregor I., der Große, Papst, 32. 164.
Gregor II., Papst, 85.
Gregor IV., Papst, 112. 147.
Gregor V., Papst, 140.
Gregor VI., Papst, 167. 169.
Gregor VII., Papst, 164. 169. 172. 196. 293. 401. † 180.
Gregor VIII., Papst, 187.
Gregor IX., Papst, 247. 340 flg. 401. 410. 417. 501. † 352.
Gregor X., Papst, 271. 380. 506. 512.
Gregor XI., Papst, 597. 600.
Gregor von Heimburg, Syndicus von Nürnberg, 626.
Gregor vom Stein (Legende) 441.
Greifswald, Universität zu, 871.
Grieswärtel 217.
Grijalva, Johann von, in Yucatan, 770.
Grimoald, Sohn Pipins von Landen, 81.
Grönland, von den Normannen entdeckt 748; Verbreitung des Christenthums daselbst 150.
Groote, Geert, Stifter der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, 859.
Guacanagari 752.
Guanahani, Entdeckung von, 751.
Guancho's, Urbewohner der canarischen Inseln, 745.
Guarnerius, Rechtsgelehrter, 187.
Guatimozin, Kaiser von Mexico, 781; seine Gefangenschaft 783; sein Tod 784.
Gudrun (Kutrun), deutsches Volksepos, 448 flg.
Gueifen, s. Welfen.
Guesclin, Betrand du, Graf von Longneville, Connetable von Frankreich, 688.
Guido von Lusignan, König von Jerusalem, 228. 233. 238
Gundobald, burgundischer Fürst, 6. 29.
Guntamund, König der Vandalen, 14.
Güntber, Graf von Schwarzburg, deutscher König, 574.
Guntram, Sohn Chlotars, 78.
Guru Gowind, Haupt der Sikhs, 744.
Gutenberg, Johannes, Erfinder der Buchdruckerkunst, 803 flg.
Guzman, Domingo de, s. Dominicus.

H.

Habsburg, das Haus, 513. 623.
Hadrian I., Papst, 93. 97.
Hadrian IV., Papst, 295. 300. 306.
Hämmerlein (Hamerken), s. Thomas a Kempis.
Hakem II., Kalif zu Cordova, 67.
Hakem, Kalif von Aegypten, verfolgt die Christen in Palästina 191, begünstigt die Ismaeliten 216.
Hakon der Gute, König von Norwegen. 149.
Halberstadt, Bisthum daselbst gegründet, 93.
Halbsuter, Dichter, 855.
Hamasa, arabische Gedichtsammlung, 45.
Hamburg von den Normannen zerstört 116. 147; Erzbisthum daselbst 147.
Hamerken (Hämmerlein), s. Thomas a Kempis.
Handel unter Karl d. Gr. 99, 100; in Deutschland 145. 265; durch die Kreuzzüge befördert 254; der italienischen Städte 261, der Niederlande 266; nach Ostindien und Amerika 799.
Hanno, Erzbischof von Köln, 159.
Hansa, Entstehung derselben, 510; ihre Ausbildung 585; ihre Macht 586; Verfall 587. 799.
Harald (Blaatand, Blauzahn), König von Dänemark, 130. 136. 146. 148. 548.
Harald I. Harfagr. König von Norwegen, 149.
Harald, König von England, Sohn Knuts d. Gr, 673.
Hardi-Knut, König von Dänemark und Norwegen, 673.
Harduin von Ivrea, Markgraf, 141.
Har Gowind, Haupt der Sikhs, 744.
Hariri (d. h. der Seidenhändler), Abu Mohammed Kasem ben Ali, arabischer Dichter, 68.
Hartmann von Aue, deutscher Dichter, 441. 458.
Harun al Raschid (der Gerechte), Kalif, 66. 96.
Haschem, Stammfamilie Muhammeds, 49.
Hassan, Sohn Ali's, Kalif, 61.
Hassan, Stifter der Assassinen, 217.
Hassan ben Isbak Schereffschah, s. Ferdusi.
Hastings, Lord, 719.
Hastings, Schlacht bei, 674.
Hausen, Friedrich von, s. Friedrich
Hausgeräth 501.
Häusliches Leben 498 flg.
Hausmayer bei den Franken 26. 81.
Havelberg, Bisthum daselbst gegründet 130. wiederhergestellt 151.
Hayti, Entdeckung von, 752.
Hedschra 52.
Hedwig, die heilige, Gemahlin H. Heinrichs I. des Bärtigen von Schlesien und Polen, 490 flg.
Hedwig, Tochter Ludwigs d. Gr. von Ungarn, Königin von Polen, 653 flg.
Heerbann 99.
Heere, stehende, Einführung derselben 279. 283. 802; in Frankreich 700.
Heerschilde 190.
Heglus, Alexander, befördert das Studium des classischen Alterthums, 874.
Heidelberg, Universität, 871.
Heiligenverehrung, von den Waldensern verworfen 405.
Heimburg, Gregor von, Syndicus von Nürnberg, 626.
Heinrich I., deutscher König 112 flg; seine Befestigungen in Deutschland 124; sein Kampf gegen die Slaven und Ungarn 125; gegen die Dänen 126; † 126.
Heinrich II., deutscher Kaiser, 141 flg.
Heinrich III., deutscher Kaiser, 135. 167.
Heinrich IV., deutscher Kaiser, 158. 173 flg.; † 183.
Heinrich V., römischer König, 183 flg.; deutscher Kaiser 184 flg; † 189.
Heinrich VI., deutscher Kaiser, 233. 242. 244. 318. 319 flg; sein Tod 326; als Dichter 456 flg.
Heinrich VII., deutscher Kaiser, 553 flg.; in Italien 556 flg.; sein Tod 558.
Heinrich, Bruder Otto's d. Gr., 129.
Heinrich, Sohn Konrads III. 296.
Heinrich, Sohn Friedrichs II., 338. 344; empört sich gegen seinen Vater 345; sein Tod 346.
Heinrich von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Löwen, 322.
Heinrich der Fromme, Herzog von Liegnitz, fällt im Kampfe gegen die Mongolen, 355. 490.
Heinrich Jasomirgott, Herzog von Baiern, 292; wird erblicher Herzog von Oesterreich 303.
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, 291. 299. 301. 303. 312. 315. 320. 323; † 323.
Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Baiern, 285. 289; im Kampf mit Konrad III. 290 flg.; sein Tod 291.
Heinrich, Herzog von Kärnten, 538. 554. 555. 567.
Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, Gegenkönig Friedrichs II., 360; sein Verfahren gegen die heilige Elisabeth 495 flg.
Heinrich II., König von England, 236. 303. 675; im Kampfe mit P. Alex. III. 317 flg.
Heinrich III., König von England, 252. 678.
Heinrich IV. (von Hereford), König von England 714.
Heinrich V., König von England, 692. 714.
Heinrich VI., König von England, 693. 715; † 718.
Heinrich VII. (Tudor, Graf von Richmond), König von England, 644. 721. 722.
Heinrich I., König von Frankreich, 158. 661.
Heinrich II., König von Frankreich, 236 279.

Heinrich von Castilien, mit Conradin verbündet, 374.
Heinrich von Champagne, König von Jerusalem, 239.
Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, 245.
Heinrich von Hochburgund, erblicher Beherrscher von Portugal, 729.
Heinrich von Lusignan, König von Cypern, 255.
Heinrich der Seefahrer, Sohn Johanns I. von Portugal, 734. 745.
Heinrich (von Trastamara) II., der Unächte, König von Castilien, 688 flg.
Heinrich, österreichischer Dichter, seine Spruchdichtungen, 452.
Heinrich von Freiberg, Fortsetzer des Tristan, 442.
Heinrich der Glichesäre, Verfasser des Reinhart Fuchs, 450.
Heinrich von Laufenberg, Kirchenliederdichter, 861.
Heinrich von Meißen (Frauenlob), Dichter, 511.
Heinrich von Morungen, Minnesänger, 457.
Heinrich von Osterdingen, Minnesänger, 455.
Heinrich der Teichner, Spruchdichter, 863.
Heinrich von Veldeck, Minnesänger, 456.
Heinrich, der arme (poet. Erzählung), 441.
Heldenbuch, das alte und das Dresdner, 847.
Helena, Gemahlin Manfreds, 366. 371.
Heliand, altsächsische Evangelienharmonie, 435.
Helmichis, Mörder Alboins, 21.
Heloise, Freundin Abälards, 420 flg.; † 424.
Hemling (Memling) Johann, Maler, 845.
Heptarchie in England 32.
Heraclius, griechischer Kaiser, 32. 74 flg.
Herbort von Fritzlar, deutscher Dichter, 440.
Hermandad, Santa, in Spanien eingeführt, 727.
Hermanfried, König der Thüringer, 10. 24. 77.
Hermann von Luxemburg, Gegenkaiser Heinrichs IV., 179. 180.
Hermann von Salza, Hochmeister des deutschen Ordens, 234. 249. 342. 345.
Hermann, Benedictinermönch zu Salzburg, Kirchenliederdichter, 861.
Hermann I., Pfalzgraf von Sachsen und Landgraf von Thüringen, Beschützer der Dichtkunst 455. 492.
Herzog Ernst, poet. Erzählung, 438.
Herzoge, von Karl d. Gr. abgeschafft, 98; von Ludwig dem Deutschen hergestellt 116; unter den salischen Kaisern 157. 189.
Hescham I., Kalif in Spanien, 73.
Hesperiden 746.
Heveller 23. 125.
Hexham, Schlacht bei, 717.
Hieronymus von Prag, Freund des Johann Huß, 607; sein Tod 613.
Hildebrand, s. Gregor VII.
Hildebrandslied 434 flg.
Hildegard, Gemahlin Karls d. Gr., 103. 106.
Hilderich, König der Vandalen, 14.
Hildesheim, Bisthum, 93.
Hintersassen 25.
Hittin, Schlacht bei, 229.
Hofdeamte bei den Germanen 26.
Hoffeste in Frankreich 709 flg.
Hofkaplane 403.
Hofnarren 499.
Hoffnung, Cap der guten, Entdeckung derselben 738.
Hohenburg, Sieg Heinrichs IV. über die Sachsen bei, 182.
Hohenstaufen kommen auf den Thron 290; Untergang derselben 363—379.
Hohenzollern erhalten die Mark Brandenburg 621; vergl. Friedrich.
Holzer, Wolfgang, Viertelsmeister in Wien; sein Aufstand gegen Friedrich III. 629; † 630.
Holzschneidekunst, Erfindung derselben, 802.
Honorius II., Papst, 176. 214. 286;
Honorius III., Papst, 247. 338. 390. † 343.
Honorius IV., Papst, bestätigt den Franciscanerorden 393.
Horebiten 618.
Horik, König von Dänemark, 147.
Horneck, Ottokar von, s. Ottokar.
Horwath, Johannes, Ban von Croatien, 653.
Hosenbandorden, Stiftung desselben, 686.
Hrabanus Maurus, Abt zu Fulda, Erzbischof von Mainz, 434. 435.
Hroswitha (Helena von Rossow), Dichterin, 435.
Huana Capac, Inka von Peru, 790.
Huascar, Inka von Peru, 790.
Hucbald, Mönch, Dichter und Tonkünstler, 435.
Hugo Capet, König von Frankreich, 119. 660.
Hugo der Große, Vater des Vorigen, 119.
Hugo von Payens, Stifter des Templerordens, 214.
Hugo von Trimberg, Verfasser des Lehrgedichts „der Renner", 453.
Hugschapler (Roman) 874.
Hulagu, Mongolenchan, 355; unterdrückt die Assassinen, 218.
Hunnerich, Sohn Geiserichs, 14.
Hunyades, Johannes, Corvinus, Woiwode von Siebenbürgen, Gubernator von Ungarn, 628. 633. 635.
Hunyades, Ladislaw, Sohn des Vorigen, 629.
Huß, Johann, Prediger und Professor in Prag, 606 flg.; auf dem Concil zu Costnitz 609 flg.; sein Tod 612.
Hussinecz, Nicolaus von, Haupt der Hussiten, 614.
Hussiten 614; Aufstand derselben 615; Spaltungen unter ihnen 616.
Hussitenkrieg 616 flg.

J.

Jacob I., Königin von Aragonien, 727.
Jacob IV., König von Schottland, 722.
Jacobäa von Holland 621.
St. Jacob an der Birs, Schlacht bei, 552. 627.
Jacquerie 687.
Jagello, Großfürst von Lithauen, König von Polen, 654.
Jakob IV., König von Schottland, 722.
Jamaica entdeckt 755.
Janitscharen, Einführung derselben, 632.
Janow, Matthias von, Pfarrer in Prag, Beichtvater Karls IV., Vorläufer von Joh. Huß, 606.
Janszoon, Coster Laurens, s. Coster.
Iconium von Friedrich I. erobert 232.
Ida, Markgräfin von Oesterreich, in Kleinasien gefangen, 212.
Jean la Balue, Cardinal, Vertrauter Ludwigs XI. von Frankreich, 706.
Jeanne d'Arc 693; entsetzt Orleans 694 flg.; in Rheims 695; in Gefangenschaft 697; ihr Tod 698 flg.
Jerusalem, von Omar erobert 59; von den Kreuzfahrern belagert 208, erobert 209; von Saladin erobert 229, von den Chowaresmiern 251.
Jesuiten in Portugal 743.
Jeux floraux 427.
Iglau, Vertrag zu, 619.
Indianer, Bedrückung derselben, 795 flg.
Indien, Handel dahin, 733.
Inez de Castro, Gemahlin des Königs Pedro I. von Portugal, 729 flg.
Ingeburgis, Gemahlin des Königs Philipp August, 329.
Ingelheim, Palast zu, 102. 103.
Ingolstadt, Universität daselbst, 871.
Innocenz II., Papst 278. 286. 293.
Innocenz III., Papst; sein Charakter und seine Bestrebungen 327; sein Einfluß in Sicilien 328; in andern Ländern 329 flg.; sein Verhalten gegen die Geistlichkeit 331 flg., gegen die Waldenser 405, gegen die Albigenser 407; verbietet die Stiftung neuer Mönchsorden 388; bestätigt den Dominicanerorden 390; bestätigt die Kelchentziehung 614; seine einfache Lebensweise 503; sein Tod 337.
Innocenz IV., Papst, 356 flg. 402; sein Tod 366.
Innocenz VI., Papst, 579.
Innocenz VIII., Papst, 643.
Innungen 192.
Inquisition 410 flg.; in Spanien 413 flg. 727; in Portugal 742.
Interdict 295. 330.
Interregnum in Deutschland 509.
Investitur, 173. 185 flg.
Jobst von Mähren 592, 594. 621; † 602.
Johann VIII., Papst, 166.
Johann XII., Papst, 134. 167.
Johann XIII., Papst, 135.
Johann XXII., Papst, 563. 597.
Johann XXIII., Papst, 603.
Johann ohne Land, König von England, 243. 329. 676; † 678.
Johann der Gute, König von Frankreich, 686. 687.
Johann von Brienne, König von Jerusalem, 247. 340; als Dichter 433.
Johann I., König von Castilien, 731. 732.
Johann I. (der Unächte), König von Portugal, 732. 734.
Johann II., König von Portugal, 738. 742. 749. 753.
Johann III., König von Portugal, 741. 742.
Johann, König von Böhmen, Sohn Kaiser Heinrichs VII., 555. 561. 569; sein Tod 570. 685.
Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund, 691.
Johann, Herzog von Görlitz, 592. 594.
Johann III., Herzog von Bretagne, 684.
Johann IV. (von Montfort), Herzog von Bretagne, Bruder des Vorigen, 684.
Johann V. (von Montfort), Herzog von Bretagne, Sohn des Vorigen, 688.
Johann von Procida 381.
Johann von Ravenna befördert das Studium des klassischen Alterthums, 808.
Johanna, die wahnsinnige, Gemahlin Philipps von Oesterreich, 648. 763.
Johanna I., Königin von Neapel, 712.
Johanna II., Königin von Neapel, Schwester des Königs Ladislaus, 655. 705. 712.
Johanna von Montfort 684.
Johannes, römischer Bischof, 11.
Johannes Paläologus, griechischer Kaiser, 808. 809.
Johannes Parricida (Johann von Schwaben), Mörder Albrechts I., 539 flg.
Johannes Tzimisces, griechischer Kaiser, 135.
Johanniter, Ritterorden, 212 flg.
Jolantha, Gemahlin Kaiser Friedrichs II., 247. 340; † 346.
Jongleurs 425. 429. 724.
Joppe, Richard Löwenherz daselbst, 240.
Joscelin, Graf von Edessa, 219.
Ippolita, Tochter des Franz Sforza, 873.
Irene, Gemahlin des Kaisers Leo IV., 76.
Irene, Gemahlin Philipps von Schwaben, 334.
Irland, Verbreitung des Christenthums daselbst, 31 flg.; von Heinrich II. unterworfen 675.
Irmengard, Gemahlin Ludwigs des Frommen, 110.
Irminsul, von Karl d. Gr. zerstört 92.
Irner, Rechtsgelehrter, 187.
Isaak Angelus, griechischer Kaiser, 231. 245.
Isaak Comnenus, Fürst von Cypern, 238.

Isabeau (Isabella), Gemahlin Karls VI. von Frankreich, 690. 712.
Isabella von Angoulême 330.
Isabella, Gemahlin Friedrichs II., Schwester Heinrichs III. von England, 346.
Isabella, Schwester Ludwigs des Heiligen, 498.
Isabella, Gemahlin Eduards II. von England, 681. 711. 712.
Isabella von Castilien, Gemahlin Ferdinands des Katholischen, 727. 749; ihr Tod 763.
Islam 53 flg.
Island, Verbreitung des Christenthums daselbst, 150; von den Normannen entdeckt 748.
Ismael, Sultan von Damaskus, 250.
Ismaeliten 49. 216.
Isonzo, Schlacht am, 10.
Ispahan, Sternwarte daselbst, 195 flg.
Istock, Vater des Justinianus, 34.
Juba, König von Mauretanien, Forschungen desselben, 745.
Jubeljahr, Feier desselben, 598.
Juden verfolgt in Spanien 63, am Rhein 201. 223. 576; aus Spanien vertrieben 728; in Portugal aufgenommen 738; daselbst bedrückt 742.
Judith, Gemahlin Ludwigs des Frommen 111. 113.
Judith, Tochter Kaiser Heinrichs I., 123.
Julianus, Graf, 63.
Justinianus, griechischer Kaiser, 13. 14. 18. 33. 39 flg. 42; sein Tod 43.
Justinus I. griechischer Kaiser, 20. 34.
Justinus II. 43; griechischer Kaiser 74.
Jutta, s. Judith.
Iwein, altdeutsches Heldengedicht, 280. 411.

K.

Kaaba 45. 49.
Kadidscha, Gemahlin Muhammeds, 50.
Kaffa, Stapelplatz für den Handel aus dem inneren Asien, 265.
Kahirah gegründet 66.
Kaiserchronik 136. 443.
Kaisergewalt, Verfall derselben, 645 flg.
Kaiserthum, lateinisches 246; von Trapezunt 246.
Kalid, Feldherr Abubekrs, 59.
Kalifen 58 flg.
Kamel, Sultan von Aegypten, 249. 250.
Kampfrichter bei den Turnieren 277.
Kanonen, erster Gebrauch derselben, 802.
Kanonisches Recht 401.
Kanut, s. Knut.
Kaptschak, Mongolenreich, 355.
Kapuziner 398.
Karakorum, Hauptstadt der Karaiten, 353.
Karl Martell, Majordomus, 65. 82. 85. 86.
Karl der Große, König der Franken, 90; im Kampf gegen die Sachsen 91 flg.; gegen die Longobarden 93 flg.; in Spanien 95; gegen die Avaren und Dänen 96; wird römischer Kaiser 97; seine inneren Einrichtungen 98 flg.; Sorge für die Schulen 100; Kunstliebe 102 flg.; Frömmigkeit 103; sein Privatleben 105; sein Tod 108; Sagen von ihm 129.
Karl der Kahle 111. 115. 116.
Karl der Dicke 116.
Karl der Einfältige 118.
Karl, Sohn Karls d. Gr., 107.
Karl, Sohn Lothars I. 115.
Karl, Sohn Ludwigs des Deutschen, 120.
Karl IV., deutscher Kaiser, Sohn des Königs Johann von Böhmen, 579. 572 flg. 581 flg. 590 flg.
Karl IV., König von Frankreich, Sohn Philipps des Schönen, 667.
Karl V., der Weise, König von Frankreich, Sohn Johanns des Guten, 688.
Karl VI., König von Frankreich, 690 flg. 709.
Karl VII., König von Frankreich, 397. 627. 693. 700; sein Tod 702.
Karl VIII., König von Frankreich, 643. 644. 707 flg. 802.
Karl I. (von Anjou), König von Neapel, 261. 368 flg. 370. 372 flg.; sein Tod 383; als Dichter 433.
Karl II., König von Neapel, 383.
Karl I., König von Spanien, 650.
Karl der Kühne, Herzog von Burgund, 638. 702 flg.; sein Tod 705; sein Hof 708.
Karl von Durazzo, König von Ungarn, 653.
Karl Robert, König von Neapel, 538.
Karlmann, Bruder Pipins des Kleinen, 82.
Karlmann, Bruder Karls des Großen, 90.
Karmeliterorden 395.
Karolinger 82 flg., in Deutschland 115. 118; in Frankreich 116. 118 flg.
Kartenspiel, Erfindung und Einführung desselben, 691.
Karthäuserorden 386.
Katharer 407.
Katharina von Siena 394.
Kelchentziehung beim Abendmahl 614.
Keichner, s. Calixtiner.
Kenneth, Haus, regiert in Schottland, 680.
Kesselfang 90.
Ketzer 403. 407; Verordnungen gegen dieselben 409 flg.
Khuzaiten 49.
Kiew, Erzbisthum 151; von Batu erobert 354.
Kilidsch Arslan, Sultan von Iconium, 203.
Kinderkreuzzug 247.
Kirche, Einfluß derselben auf Leben und Sitte der Germanen, 88.
Kirchengesang 104.
Kirchenlied 858 flg.

Kirchenspaltung, die große, 597.
Kirchenstaat, Gründung desselben, 83.
Kirchenversammlungen, allgemeine, s. Concil; zu Lyon 357, Costnitz 604, Pisa 599, Basel 618. 625.
Kleiderpracht 501. 504. 724.
Kleidung der Frauen 488. 505.
Kleph, König der Longobarden, 22.
Klingsohr, Minnesänger, 455.
Klosterschulen 88. 157. 416; Dichtkunst daselbst gepflegt 434.
Knappen 274.
Knut der Große, König von Dänemark, 148. 153; wird König von England und Norwegen 672.
Köln, Handel 265; Dom daselbst 478 flg. 587; Universität 871.
König Laurin, Volksepos, 467.
König Rother, Volksepos, 438.
Königliche Gewalt bei den Germanen 25; durch die Kreuzzüge befestigt 263; im westlichen Europa 660 flg.
Königsfelden, Kloster, gegründet 542.
Komödie, antike, in Deutschland, 868.
Komödie, göttliche, s. Dante.
Konrad I., König von Deutschland, 127.
Konrad II., deutscher Kaiser, 152 flg.
Konrad III., König von Deutschland, 284. 289; unternimmt einen Kreuzzug 223 flg.
Konrad IV., römischer König, Sohn Friedrichs II., 348. 360. 364; sein Tod 365.
Konrad, römischer König, Sohn Heinrichs IV., 181.
Konrad, Pfalzgraf bei Rhein, Bruder Friedrichs I., 322.
Konrad von Wettin erhält die Markgrafschaft Meißen 288.
Konrad von Worms, Graf, Herzog von Lothringen 129; sein Tod 134.
Konrad, Herzog von Masovien, ruft den deutschen Ritterorden zu Hülfe, 234.
Konrad von Hochstädten, Erzbischof von Köln, 510.
Konrad von Marburg, Inquisitor, 411 flg.; Beichtvater der heiligen Elisabeth 494.
Konrad, der Pfaff, Dichter, 438.
Konrad Flecke, Dichter, 466.
Konrad von Queinfurt, Kirchenliederdichter, 860.
Konrad von Würzburg, Dichter, 440. 443. 466.
Konradin, Sohn Konrads IV., 365. 373; sein Tod 376.
Konstantinopel, s. Constantinopel.
Kopfrennen 279.
Koran 55.
Korboga, Statthalter von Mosul, belagert Antiochia, 206.
Koreischiten 49.
Kosa, Stammvater der Koreischiten, 49.
Koshru Nusbirvan (Kosroës), König der Perser, 47. 61.
Krakau, Erzbisthum, 151.
Kreuzesprobe 90.
Kreuzzug, erster 200; zweiter 220; dritter 230; Philipp Augusts und Richards 236; gegen Constantinopel 244; des Königs Andreas 247; Friedrichs II 247; Ludwigs des Heiligen 256 flg. 260 flg; gegen die Albigenser 408; gegen die Stedinger 413.
Kreuzzüge, Ursachen der Begeisterung für dieselben 198; Folgen derselben 262.
Kriegswesen 649. 802.
Ktesiphon, von Omar erobert 60.
Kublai, Großchan der Mongolen, 270 flg.
Kürenberg, Minnesänger, 455.
Kufa gegründet 60; Schule daselbst 67.
Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II., 142. 143.
Kunigunde, Tochter Philipps von Schwaben. 343.
Kunigunde, Gemahlin Ottokars von Böhmen, 520.
Kunigunde, Markgräfin von Brandenburg, ihre Vermählung mit König Bela von Ungarn, 506.
Kunigunde von Eisenberg 377; mit Albrecht dem Entarteten vermählt 524.
Kunimund, König der Gepiden, 19. 20.
Kunz von Kaufungen 636.
Kunz von der Rosen 499. 642.
Kurfürsten in Deutschland 508. 582.
Kurverein zu Rense 567.
Kutrun, deutsches Volksepus, s. Gudrun.

L.

Ladislaw, König von Neapel, 603. 604. 635.
Ladislaus, König von Ungarn und Böhmen, 628; † 629.
Lado, slavische Göttin, 24.
Ladronen, von Magelhaens entdeckt 786.
Laif entdeckt Winland 748.
Lamprecht, Pfaff, Dichter, 438.
Lancaster, Haus, regiert in England, 714.
Lancaster, Johann de Gaunt, Herzog von, 712.
Landenberg, Beringer von, Landvogt in der Schweiz, 544 flg.
Landeshoheit der Fürsten 509.
Landfriede von Rudolf von Habsburg verkündigt 518. 523; von Maximilian I. 649.
Landgrafen 98.
Landshut, Jodocuskirche daselbst, 477.
Landsknechte 283. 649.
Langobarden, s. Longobarden.
Langton, Stephan, Erzbischof von Canterbury, 330. 676.
Langue d'oc 429.
Langue d'oïl 429.
Lanzenrennen 277.
Las Casas, Bartolomeo de, nimmt sich der Indianer an, 795 flg.; sein Tod 799.

Laskaris, Theodor, Kaiser von Nicäa, 246.
Lateinisches Kaiserthum 246.
Latini, Brunetto, Lehrer Dante's, 814.
Laura, Petrarca's Geliebte, 825.
Laurin, König, Volksepos, 467.
Lazzari, s. Bramante.
Lechfeld, Schlacht auf dem, 133.
Legaten, päpstliche, 173. 401; Erpressungen derselben 402.
Legendendichtung, deutsche, 849.
Legnano, Schlacht bei, 313.
Lehana, Haupt der Sikhs, 744.
Lehen 24, die kleineren werden erblich, 154. 190; die größeren werden erblich 287 flg.
Lehensverfassung 25.
Lehrgedicht 452 flg.
Leicester, s. Montfort
Leinenpapier, Erfindung desselben, 803.
Leiningen, Graf Emico von, verfolgt die Juden 201.
Leipzig, Universität daselbst gestiftet 607. 871.
Leisen 860.
Leo I., griechischer Kaiser, 9.
Leo III, der Isaurier, griechischer Kaiser, 76.
Leo IV., griechischer Kaiser, 76.
Leo V., der Armenier, griechischer Kaiser, 76.
Leo I., der Große, römischer Bischof, 163.
Leo III., Papst, 97. 109. 165.
Leo IV., Papst, 668.
Leo VIII., Papst, 135.
Leo IX., Papst, 197 flg.
Leo X. (Giovanni von Medici), Papst, 398. 813.
Leon, Königreich, 725.
Leopold, Herzog von Oesterreich, Stiefbruder Konrads III., 290 flg.; † 292.
Leopold V., Herzog von Oesterreich, 239. 241 flg.
Leopold, Sohn Albrechts I. u. Bruder Friedrichs des Schönen, 548. 559. 561. 562; † 565.
Leopold, Sohn Albrechts des Weisen, Herzog von Oesterreich, 550. 551.
Leopold der Stolze, Herzog von Oesterreich, Sohn des Vorigen, 551.
Leudes 25. 81.
Lewellyn, Fürst von Wales, 679.
Lewes, Schlacht bei, 678.
Ligue für das gemeine Wohl 702.
Lima gegründet 793.
Limburger Chronik 869.
Lissabon, Handel von, 742; Universität daselbst 729.
Literatur, s. Dichtkunst.
Lohengrin, deutsches Heldengedicht, 466.
Lombardische Schule in der Malerei 842.
Lombardischer Städtebund 308.
Longobarden 20. 24; von Pipin besiegt 82; von Karl d. Gr. unterworfen 94.
Longinus, Exarch von Ravenna, 21.
Loria, Ruggieri di, s. Ruggieri.
Lothar I., Sohn Ludwigs des Frommen, 110 flg. 114; † 115.
Lothar II., Sohn des Vorigen, 115; † 130.
Lothar der Sachse, deutscher Kaiser, 276. 283 flg.
Lothringen 114; schließt sich an Frankreich an 140.
Löwen, Stadthaus daselbst, 839.
Lübeck, Haupt der Hansa, 585.
Lucas, Evangelist, Patron der Maler, 485.
Lucius II., Papst, 294. 318.
Lucius III., Papst, 405.
Ludmilla, Großmutter des böhmischen Königs Wenceslaw, 125.
Ludolf, Herzog von Schwaben, Sohn Otto's d. Gr., 129. 131. 132; sein Tod 134.
Ludwig I., der Fromme, römischer Kaiser, 107. 146; sein Charakter 109; im Kampf mit seinen Söhnen 111 flg.; sein Tod 113.
Ludwig II., römischer Kaiser, Sohn Lothars I., 115.
Ludwig III., das Kind, Sohn Arnulfs, deutscher Kaiser, 118.
Ludwig IV., der Baier, deutscher Kaiser, 559 flg.; sein Tod 571.
Ludwig der Deutsche, Sohn Ludwigs des Frommen, König der Deutschen, 110. 114. 115.
Ludwig II., der Stammler, Sohn Karls des Kahlen, König von Frankreich, 116.
Ludwig IV., Sohn Karls des Einfältigen, König von Frankreich, 119. 129.
Ludwig V., der Faule, Sohn Lothars, letzter karolingischer König von Frankreich, 119.
Ludwig VI., König von Frankreich, Sohn Philipps I., 661.
Ludwig VII., König von Frankreich, 661; sein Kreuzzug 222.
Ludwig VIII., König von Frankreich, 251. 662.
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, Sohn des Vorigen, 662; sein Charakter 251 flg.; sein Verhältniß zum Papste 351. 356; sein Kreuzzug nach Aegypten 255 flg.; nach Tunis 260 flg.; sein Aufenthalt in Aegypten 256; seine Gefangenschaft 257; Rückkehr 259; Sorge für die Rechtspflege 259; erkennt die Inquisition an 411; sein Tod 261.
Ludwig X., Sohn Philipps des Schönen, König von Frankreich, 667.
Ludwig XI., Sohn Karls VII., König von Frankreich, 397. 638. 641. 701. 702. 705; sein Tod 707.
Ludwig XII., König von Frankreich, Sohn des Herzogs von Orleans, 398. 647. 707.
Ludwig II, König von Neapel, 705.
Ludwig, Herzog von Anjou, 689.
Ludwig, Herzog von Orleans, 691. 707.
Ludwig, Herzog von Baiern, Oheim Conradins, 373. 374.
Ludwig, Herzog von Baiern-Ingolstadt, 659.
Ludwig, Kurfürst von Brandenburg, Sohn Kaiser Ludwigs IV., 563; mit Margarethe Maultasche vermählt 568; Gegner

Karls IV. 572 flg.; tritt die Mark seinen Brüdern ab 575.
Ludwig der Römer, Kurfürst von Brandenburg, Bruder des Vorigen, 575. 590.
Ludwig der Mohr, Herzog von Mailand, 647.
Ludwig der Bärtige, Landgraf von Thüringen, 157.
Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, 288.
Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, Gemahl der heiligen Elisabeth, 492; † 248. 495.
Ludwigslied 435.
Lügenfeld bei Colmar, Ludwig der Fromme daselbst, 112.
Lullus, Schüler des Bonifacius, Erzbischof von Mainz, 87.
Luxus 503. 651.
Lyon, Kirchenversammlung zu, 357; Universität daselbst 417.
Lyrische Poesie in Deutschland 454. 849; in Frankreich, s. Troubadours.

M.

Madain, von Omar erobert, 60.
Madeira entdeckt 736.
Mähren 117; Bekehrung derselben 151.
Märchen, arabische, 68.
Magdeburg, Dom daselbst, 478.
Magelhaens (Magellan), Fernando, macht die erste Reise um die Welt, 785 flg. 787.
Magellansstraße 786.
Magna Charta 677.
Magyaren 121. 123. 133.
Mahadi Obeidallah gründet die Herrschaft der Fatimiden in Aegypten 216.
Maifeld 99.
Maitand, von Friedrich I. unterworfen 305; zerstört 307; Dom daselbst 836.
Mallotins, Aufstand der, 690.
Mainz, Dom zu, 158. 472; Reichstag daselbst, 318. 347; Juden daselbst verfolgt 201; Universität zu, 871.
Majordomus 26. 81.
Makamen 68.
Malacca, von den Portugiesen erobert, 741.
Malaga, von den Spanien erobert, 728.
Malaspini, Ricordano, Geschichtschreiber, 835.
Malek Afdal, Sohn Saladins, 241.
Malek al Moëz (Bibars), Sultan von Aegypten, 258.
Malek Schah, Beherrscher der Seldschucken, 195.
Malek Schah, Sultan, sein Kampf gegen die Assassinen, 218.
Malerei, durch die Mönche gepflegt 88; durch Karl d. Gr. begünstigt 103; christliche 482; in Italien 484. 830 flg.; in den Niederlanden 842 flg.; in Deutschland 483.
Malerschulen 841 flg.
Malteser, s. Johanniter.
Mamelucken, Aufstand derselben, 258.
Manco-Capac, erster Inka von Peru, 790.
Manco Capac, Bruder des Huascar, 793.
Manessische Sammlung der Minnelieder 465.
Manfred, Fürst von Tarent, Sohn Kaiser Friedrichs II. 361; König von Sicilien 366; sein Tod 370; als Dichter 425.
Manfredonia, gegründet 367.
Marchfeld, Schlacht auf dem, 521 flg.
Marco Polo, seine Reisen, 271.
Marcusbibliothek in Venedig 809.
Marcuskirche in Venedig 471.
Margarethe, Gemahlin Ludwigs des Heiligen, 254. 257. 258.
Margarethe, Tochter Friedrichs II., Gemahlin Albrechts des Entarteten, 377.
Margarethe, Gemahlin Ottokars von Böhmen, 520.
Margarethe, Tochter Maximilians I., 641. 644.
Margarethe Maultasche 567 flg.
Margarethe, Gemahlin Karls des Kühnen von Burgund, 722.
Margarethe, Herzogin von Lothringen, 874.
Margarethe, Erzherzogin von Oesterreich, 873.
Margarethe von Anjou, Gemahlin Heinrichs VI. von England, 715 flg.
Maria, Mutter Christi, als Mutter Gottes bezeichnet 41; Verehrung derselben 75. 486.
Maria, Enkelin Philipps von Schwaben, Gemahlin Ludwigs von Baiern, 373.
Maria, Tochter Karls des Kühnen von Burgund, 638. 639; mit Maximilian vermählt 630; ihr Tod 641.
Maria, Tochter Ludwigs d. Gr. von Ungarn, Gemahlin Maximilians I., 652 flg.
Marienbilder 484.
Marienburg, Sitz des deutschen Ritterordens, 735; Schloß daselbst 839.
Marienklage 866.
Mark, spanische, 95.
Markgrafen 98.
Markomannen 22.
Maroniten 75.
Marozia, Tochter der Theodora, 167.
Marsilius Ficinus, s. Ficinus.
Martin IV., Papst, 380.
Martin V., Papst, 605.
Martino, Simone di, Maler, 838.
Marun, der heilige, Kloster desselben, 75.
Masaccio (Tommaso Guidi), florentinischer Maler, 841.
Mathilde, Gemahlin Heinrichs I., 121. 122. 126. 129. 136. 184. 487.
Mathilde, Markgräfin von Toscana, 176. 181; † 187.

Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Löwen, 316.
Mathilde, Erzherzogin von Oesterreich, 874.
Matburiner, geistlicher Ritterorden, 281.
Matthias Corvinus d. Gr., König von Ungarn, 629. 630.
Maupertuis, Schlacht bei, 687.
Mauren in Spanien 61; Kampf gegen dieselben 726; Vernichtung ihrer Herrschaft 728.
Maurische Baukunst 68 flg.
Mauritius, griechischer Kaiser, 74.
Maximilian I., deutscher Kaiser, 283; mit Maria von Burgund vermählt 640; römischer König 641; seine Gefangenschaft in Brügge 642 flg.; sein Charakter 645; seine Machtlosigkeit 646 flg.; in Italien 648; seine Verdienste 649 flg.; sein Tod 651.
Mediceer in Florenz 810 flg.
Medici, Cosimo dei, Haupt der Volkspartei in Florenz. 811. 840.
Medici, Giovanni dei, Vater des Vorigen, 810.
Medici, Giuliano dei, Bruder des Lorenzo, 812.
Medici, Lorenzo dei, il Magnifico (der Prächtige), 812 flg. 835.
Medici, Pietro dei, Sohn des Cosimo, 812.
Medinah, Flucht des Mohammed nach, 52.
Meinhard, Graf von Görz, Stiefvater Conradins. 373. 374.
Meißen, Markgrafschaft, 126. 288; Bisthum daselbst gegründet 130.
Meistersänger 465. 850.
Mekka 45; Geburtsort Mohammeds 49; von Mohammed unterworfen 53.
Melisende, Tochter Balduins II. von Jerusalem, 219.
Memling (Hemling), Johann, Maler, 845.
Mendez, Diego, Gefährte des Columbus, 761.
Menetriers 429.
Mergentheim, Sitz des deutschen Ritterordens, 236.
Meroväus, s. Merwich.
Meroväus, Sohn Chilperichs, 29.
Merowinger in Frankreich 5.
Merseburg, Bisthum daselbst gegründet, 130; Schlacht daselbst gegen die Ungarn 125; gegen Rudolf von Schwaben, s. Mölsen.
Merwan II., Kalif, 65.
Merwich, König der salischen Franken, 5.
Meßopfer, von den Waldensern verworfen, 405.
Methodius, Apostel der Mähren, 117. 151.
Mexikaner 771; Religion 771; Baudenkmäler 772 flg.
Mexiko, Hauptstadt, 777; von Cortez erobert 782 flg.
Michael II. und III., griechische Kaiser, 77.
Michael VII Ducas, griechischer Kaiser, 196.
Michael VIII. Paläologus, griechischer Kaiser, 246. 380.
Miesa, Jacob von, Professor in Prag, Freund des Johann Huß, 614.
Mieczislaw, polnischer Herzog, 151.
Milicz, Johann, Vorläufer von Johann Huß, 606.
Miller, Martin, s. Mylius.
Milzener 23. 125.
Minden, Bisthum daselbst gegründet, 98.
Minimi, Mönchsorden, 397.
Minnegesang 454; Verfall desselben 465. 849.
Minnelieder, Manessische Sammlung, 465.
Minoriten (Franciscaner) 393.
Minstrels 429. 724.
Miquitlan, Ruinen bei, 774.
Mirandola, Johannes Picus Graf von, seine Verdienste um Erneuerung der classischen Studien, 810.
Mistiwoi, wendischer Fürst, 150.
Mittelalter, Charakter desselben, 1 flg.
Moallakat (arab. Dichtk.) 45.
Moattam Turan Schah, Sultan von Aegypten. 257.
Moawijah, Sohn des Abu Sofiani, 60; Kalif 61.
Moden 711.
Mölsen, Schlacht bei, 178.
Mönchscongregationen 384.
Mönchsleben, Ursachen seiner Verbreitung, 398; Folgen desselben 399.
Mönchsorden 383.
Mönchsthum im Abendlande 383.
Mösien, Ostgothen daselbst, 9.
Molay, Jacob Bernhard (Bourgnignon) von, letzter Großmeister der Tempelherren, 664; sein Tod 666.
Molucken, Entdeckung derselben, 741.
Mongolen 352; ihre Religion 353; in Schlesien 354 flg.
Monophysiten 41 flg.
Monotheleten 75.
Monte Cassino, Benedictinerkloster, Karlmann daselbst, 82.
Montezuma, Kaiser von Mexico, 770. 771. 776 flg. 780; sein Tod 781.
Montfort, Graf Hugo II. von, Minnesänger, 849.
Montfort, Simon von, bekämpft die Albigenser, 408.
Montfort, Simon von, Graf von Leicester, Sohn des Vorigen, 678.
Montpellier, Universität zu, 417.
Morgante maggiore 835.
Morgarten, Schlacht bei, 540.
Morgengabe 490.
Mortimer von Wigmore, Roger, Günstling der Isabella, Gemahlin Eduards II. von England, 681.
Mosaiken 483 484.
Moslemin 55.
Mortassem, Kalif, Sohn Al Mamuns, 194.
Motenabbi, arabischer Dichter, 68.

Müglin (Mügein), Heinrich von, Meistersänger, 852.
Mühldorf, Schlacht bei, 561.
Münster, Bisthum daselbst, 93.
Münster zu Freiburg und Straßburg, 480.
Muhammed, Abul Kasem Ebn Abdallah, 49; seine Flucht 52; sein Ende 53 flg.
Muhammed, Sultan der Chowaresmier, von Dschingischan besiegt, 354.
Muhammed IV., Kalif von Bagdad, 194.
Muhammed Jemin ed Daulah, Beherrscher des Ghasnavidenreiches, 194.
Muhammed I. und II., Sultane der Osmanen, 633.
Murad I., Sultan der Osmanen, 632.
Murad II., Sultan der Osmanen, 623. 633.
Muri, Kloster daselbst gegründet, 513.
Murten, Schlacht bei, 704.
Musa, Statthalter in Afrika, 62; erobert Spanien 63.
Muscatblüt, Meistersänger, 852.
Musik bei den Arabern 68; Verdienste Karls d. Gr. um dieselbe 104; von den Geistlichen gepflegt 88. 145. 158.
Musiknoten 67. 68.
Musikschulen in Spanien 68.
Muspilli, altdeutsche Dichtung, 435.
Myllius (Miller), Martin, Dichter geistlicher Lieder, 863.
Mysterien 866.
Mystiker 859.

N.

Näfels, Schlacht bei, 552.
Najara, Schlacht bei, 688.
Nanaka, Stifter der Sikhs, 743 flg
Nancy, Schlacht bei, 639.
Narrenfeste 502. 503.
Narrenschiff 864 flg.
Narses, Kammerherr Justinians, im Kampfe gegen die Ostgothen, 16. 18. 20.
Naturwissenschaften, durch die Kreuzzüge gefördert 269 flg.
Naumburg, Bisthum daselbst, 130.
Neapel, Universität daselbst, 340. 363. 418.
Negersclaven, Handel mit denselben, 796.
Nepomuk, der heilige, Schutzpatron von Böhmen, 594.
Nestorianer 42.
Nestorius, Patriarch von Constantinopel, 42.
Neujahrsfest 502.
Neustrien 77.
Nevil, Familie, 718.
Nibelungenklage 448.
Nibelungenlied 446.
Nibelungensage 444.
Nicäa, Concil daselbst, 76; von den Kreuzfahrern belagert 203 flg.
Nicäa, Kaiserthum von, 246.
Niccola Pisano, Bildhauer und Baumeister. 338. 484. 836.
Nicephorus I., griechischer Kaiser, 76.
Nicephorus II. Phokas, griechischer Kaiser, 135.
Nicolaus I., Papst, 148. 166.
Nicolaus II., Papst, 171.
Nicolaus III., Papst, 380.
Nicolaus V., Papst, 566. 626. 810.
Niederlande, Handel derselben, 265 flg.; Malerei daselbst 842 flg.
Nilus, der heilige, Einsiedler, 385 flg.
Nithart, deutscher Dichter, 464.
Nivardus, Magister, Verfasser des Reinardus 450.
Nodschmeddin Eyub, Sultan von Aegypten, 255.
Nogaret, Wilhelm von, Kanzler Philipps des Schönen, 506. 665.
Norbert, Stifter der Prämonstratenser, 387 flg.
Nordsachsen, Mark, 288.
Normannen fallen in Deutschland ein 115; in Frankreich 114. 116. 117; in England 669. 671; erhalten Wohnsitze in Frankreich 119; in Apullen 142; in England 668; von Lothar dem Sachsen bekämpft 287; lassen sich in Island nieder 149; entdecken Grönland 748.
Normannischer Baustyl 471.
Norwegen, Verbreitung des Christenthums daselbst, 149.
Notker Labeo, Mönch in St. Gallen, 448.
Nowgorod, Erzbisthum daselbst, 151.
Nureddin, Sultan von Mosul, 219. 226; † 227.
Nürnberg, Sebalduskirche daselbst, 845.
Nymwegen, Reichstag zu, 111.

O.

Obotriten 23. 93. 151.
Observanten 397.
Octal, s. Oktal.
Odilo, Herzog von Baiern, 86.
Odo, Graf von Paris, 117.
Odo, Abt von Clugny, 384.
Odoacher, König von Italien, 8.
Oelmalerei, Vervollkommnung derselben, 844.
Oesterreich 96; erbliches Herzogthum 303.
Ojeda, Alfonso de, seine Reise nach Amerika, 758.
Okkadh, Märkte daselbst, 45.
Oktai, Sohn Dschingischans, Beherrscher der Mongolen, 354.
Olaf der Heilige, König von Norwegen, 149.
Olaf Trygweson, König von Norwegen, 149.
Oldenburg, Bisthum daselbst, 130.
Olivier le Daim, Vertrauter Ludwigs XI. von Frankreich, 706.
Olmeken in Mexico 771.

Olof Skatkonung, König von Schweden, 149.
Omar, zweiter Kalif, 59. 62.
Ommaijaden, Dynastie der, 61 flg.; Untergang derselben 65.
Orchan, Begründer der osmanischen Macht, 631.
Ordaie 89 flg.
Orgel, erste im Abendlande, 83. 104.
Oriflamme 237.
Orléans, Universität daselbst, 417; von Jeanne d'Arc entsetzt 695.
Ormus, von den Portugiesen erobert 740.
Orsini, Geschlecht der, in Rom 557.
Orthok, der Seldschucke, 195.
Osman, dritter Kalif, 60.
Osman, Sohn Ertoghruls, türkischer Häuptling, 631.
Osmanen 631.
Osnabrück, Bisthum daselbst, 93.
Ostfranken 114.
Ostgothen 9; Reich derselben in Italien 10; Untergang desselben 18.
Ostmark, von Karl d. Gr. gegründet 96.
Otfried, Mönch in Weißenburg, Verfasser des Krist, 435.
Otnit (altdeutsche Dichtung) 468.
Otto I., der Große, deutscher Kaiser, 127; seine Kämpfe 128 flg.; in Italien 130; gegen die Ungarn 133; zum Kaiser gekrönt 134; sein Tod 136.
Otto II., deutscher Kaiser, Sohn des Vorigen, 135. 137.
Otto III., deutscher Kaiser, Sohn des Vorigen, 108. 139. 145.
Otto IV., deutscher Kaiser, Sohn Heinrichs des Löwen, 332. 334; † 337.
Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, 120.
Otto der Finne, Kurfürst von Brandenburg, 575. 590. 591.
Otto, Graf von Hochburgund, in Kampf mit Rudolf von Habsburg, 525.
Otto, Herzog von Meran, mit Beatrix vermählt, 334.
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Baiern, rettet Friedrich Barbarossa, 302. 304.
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Baiern, Neffe des Herzogs Otto von Baiern, tödtet Philipp von Schwaben, 333 flg.
Otto, Bischof von Bamberg, verkündigt das Christenthum in Pommern, 151.
Otto von Freisingen, Geschichtschreiber, 297.
Otto von Passau, Mystiker, 870.
Ottokar, König von Böhmen, 332; im Kampf mit Rudolf von Habsburg 519 flg.; sein Tod 522.
Ottokar von Horneck, seine Reimchronik 849.
Ovando y Lares, Don Nicolas de, Statthalter von Hayti, 760. 762. 763.
Oxford, Universität daselbst, 418.

P.

Paderborn, Bisthum daselbst, 87. 93.
Padilla, Maria, 688.
Padua, Universität zu, 417; Malerschule daselbst 842.
Pairs in Frankreich 662.
Palecz, Stephan von, Freund des Johann Huß, 608. 611.
Palenque, Ruinen bei, 773 flg.
Pampiuna, von Karl d. Gr. erobert 95.
Pandekten 36.
Papantla, Pyramide zu, 775.
Papstthum, Entstehung seines Ansehens 746. 163; Macht desselben durch die Kreuzzüge befestigt 263; seit Gregor VII. 400 flg.
Papstwahl, Bestimmungen über dieselbe, 316 flg.
Parcival, altdeutsches Heldengedicht, 440.
Paris, Residenz Chlodwigs, 6. 8; von den Normannen belagert 117; Universität daselbst 417. 597; Kathedrale zu, 477.
Parlament, in Frankreich 260. 663. 701; in England 677. 682. 714. 715. 723.
Paschalis II., Papst, 181. 213. 385.
Paschalis III., Papst, 108. 308.
Passau, Bisthum daselbst gegründet, 86.
Patay, Schlacht bei, 695.
Patricier in den deutschen Städten 268.
Patrick, der heilige, Apostel Irlands, 31.
Paul II., Papst, 630.
Paul Warnefried (Paulus Diaconus), Kanzler des Desiderius, Geschichtschreiber, 101.
Paula, Franciscus von, s. Franciscus.
Pauli, Johann, Barfüßermönch, giebt Geilers Predigten heraus, 865.
Pavia, von Alboin erobert 21, von Karl d. Gr. 94; Otto d. Gr. daselbst 131; Friedrich I. daselbst gekrönt 300.
Pazzi, Verschwörung der, in Florenz 812 flg.
Peking, von Dschingischan zerstört 353.
Peredeo, Mörder Alboins, 21.
Pereztrello, Don Bartolomeo Muñiz, Seefahrer, Schwiegervater des Columbus, 747.
Perez de Marchena, Juan, Abt des Klosters Rabida, 749. 750.
Perkun, s. Perun.
Peronne, Ludwig XI. und Karl der Kühne daselbst, 703.
Perser, Krieg derselben gegen Justinian, 14. 17.
Persien, von Omar unterworfen 60.
Peru, Wasserleitungen und Landstraßen daselbst 789; unterworfen 791 flg.
Peruaner 789; Geschichte derselben 790.
Perugia, Hauptsitz der römischen Malerschule, 842.
Perun, slavischer Gott, 24.
Peter II., König von Aragonien, 329. 381.
Peter der Grausame, König von Castilien, 688.
Peter Aichspalter, Erzbischof von Mainz, 553. 555. 560.
Peter von Amiens 196 flg. 200. 205.
Peter von Dresden, Lehrer zu Prag, 861.

Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, 423.
Petrarca, Francesco, 807. 824 flg. 832; seine Gedichte 827 flg.; Freund des Boccaccio 833 flg.
Petrus de Vineis, Kanzler Friedrichs II., 339; seine Treulosigkeit und sein Tod 362; als Dichter 425.
Peutinger, Konrad, Alterthumsforscher, 872.
Pfaff Amis (deutsche Dichtkunst) 444.
Pfahlbürger 192.
Pfalzgrafen 26. 99.
Philipp von Schwaben, Oheim Friedrichs II., 332; deutscher Kaiser 332; wird ermordet 333 flg.
Philipp I., König von Frankreich, 661, 675.
Philipp II. August, König von Frankreich, 236. 242. 243. 322. 323. 329. 330. 661 flg.
Philipp IV., der Schöne, Sohn Philipps III., König von Frankreich, 535. 596. 663; sein Tod 667.
Philipp V., König von Frankreich, Sohn des Vorigen, 667.
Philipp VI., erster König von Frankreich aus dem Hause Valois, 667. 683.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund, Sohn des Folgenden, 621. 692. 702. 710.
Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, 621. 689. 691.
Philipp, Sohn Maximilians I.; 641; mit der Infantin Johanna vermählt 648.
Philippa von Hennegau, Gemahlin Eduards III. von England, 572. 681. 686.
Philippa, Gemahlin Johanns I. von Portugal, 734.
Philippinen, von Magelhaens entdeckt 786.
Phokas, griechischer Kaiser, 74.
Piacenza, Kirchenversammlung daselbst, 197.
Piemont, Waldenser daselbst, 406 flg.
Pierre Barthelemy 206 flg.
Pietro delle Vigne, s. Petrus de Vineis.
Pietro Perugino, Maler, 842.
Pilatus Leontius, Erklärer des Homer, 808.
Pilgrim, Bischof von Passau, 418.
Pinzon, Brüder, Begleiter des Columbus, 750.
Pipin von Heristall, Majordomus der Franken, 84.
Pipin der Kleine 84 flg.; König der Franken 82. 87. 164.
Pipin von Landen, Majordomus, 81.
Pipin, Sohn Karls d. Gr., 96. 107.
Pipin, Sohn Ludwigs des Frommen, 110; † 113.
Pirkheimer, Willibald, befördert das Studium des Alterthums, 874.
Pisa, Concil daselbst, 599; Handel von, 264; Universität zu, 418.
Pisano, Giovanni und Nicola, s. Giovanni und Nicola.
Pistolen 802.
Pius II., Papst, 626. 630. s. Aeneas Sylvius.
Pizarro, Francesco, 788; sein Zug nach Peru 789; sein Tod 793.
Pizarro, Fernandez und Gonzalo, Brüder des Vorigen, 793.
Plantagenet-Anjou, Haus, regiert in England, 675 flg.
Plessis les Tours, Ludwig XI. von Frankreich daselbst, 706.
Pletho, Gemisthius, Lehrer der platonischen Philosophie, 809.
Podesta 267. 306.
Podiebrad, s. Georg.
Poitiers, Schlacht bei, 65. 687.
Polen zum Christenthum bekehrt 151.
Polenta, Guido Novello da, Beherrscher von Ravenna, 816.
Poliziano, Angelo, Lehrer der griechischen und römischen Literatur, 810. 835.
Polo, Maffeo, Marco, Nicolo, ihre Reisen, 270.
Pommern, zum Christenthum bekehrt 131.
Pomoraner 23.
Pomuk, s. Nepomuk.
Ponte di Valle am Arno, Schlacht bei, 374.
Portinari, Beatrice, Dante's Ideal, 814 flg.
Portorico entdeckt 754.
Porto Santo entdeckt 736.
Portugal 729.
Posen, Bisthum daselbst 151.
Posten, durch Maximilian I. eingeführt 649; in Frankreich 706.
Prämonstratenserorden 387 flg.
Prag, von Heinrich I. erobert 125; Erzbisthum 151; Universität 591. 605; Dom daselbst 839.
Pragmatische Sanction in Frankreich 700.
Praguerie, die, in Frankreich, 701.
Prémontré, Thal bei Coucy, erster Sitz der Prämonstratenser 388.
Preußen, Bekehrung derselben, 234 flg.
Preußen wird ein weltliches Herzogthum 236.
Priamein 864.
Pribislaw, Fürst von Brandenburg, 288.
Priester bei den Slaven 24.
Prinz, der schwarze, 685. 686. 688; † 689.
Prinzenraub, sächsischer, 637.
Procopius (Andreas) der Große (Prokop Holy), Anführer der Taboriten, 618.
Procopius der Kleine, Hussitenführer, 618.
Provençalische Dichtkunst 425 flg.
Ptolemais, s. Acre.
Puici, Luigi, Dichter, 835.
Puy, Gerhard von, erster Ordensmeister der Johanniter, 213.
Pyramiden in Amerika 774. 775.

Q.

Quaden 23.
Quedlinburg, gegründet 124; Grabmal Heinrichs I. daselbst 127; Otto d. Gr. daselbst 129.
Quetzalkoalt, Reformator der Religion und des Staates in Mexico, 771.

R.

Radbod, Herzog der Friesen, 85.
Radegast, slavischer Gott, 24.
Radulph verfolgt die Juden 223.
Raguachar, fränkischer Fürst, 8.
Raimund IV., Graf v. Toulouse, nimmt am Kreuzzuge Theil, 198.
Raimund VI. und VII., Grafen von Toulouse, beschützen die Albigenser, 407.
Rainald von Chatillon überfällt Saladins Mutter 228.
Rainald, H. v. Spoleto, Statthalter Friedrichs II. in Italien, 341.
Raoul, Sohn des Grafen Raimund von Toulouse, Troubadour, 427.
Rastiz gründet ein mährisches Reich 117.
Raubritter 280. 509. 584. 620 flg.
Raubschlösser, von Friedrich Barbarossa zerstört 303, von Rudolf von Habsburg 519. 524, von Karl IV. 591.
Ravenna, von Theoderich erobert 10.
Reali di Frauzia 835.
Reccared, König der Westgothen, 63. 164.
Recht, kanonisches, 401.
Rechtspflege bei den Germanen 89; unter Karl d. Gr. 99; in Deutschland 587.
Regalien 185.
Regenbogen, der Schmied, Meistersänger, 511.
Regensburg, Bisthum daselbst, 86.
Rehbock, Jakob, 573, s. Waldemar, der falsche.
Reichskammergericht 649.
Reichsregiment in Deutschland 649.
Reimchroniken 849.
Reineke Vos 450. 848.
Religion der Mongolen 353, der Mexikaner 772, der Peruaner 790.
Reliquien 105. 193.
Remigius, Erzbischof von Rheims, 30.
Renata, Tochter Ludwigs X. von Frankreich, 875.
Renatus I., Herzog von Lothringen, Kronprätendent von Neapel, 705.
Renatus II., Herzog von Lothringen, 704.
Renubahn, Parteien derselben in Constantinopel, 35.
Rense, Kurverein zu, 567.
Reuchlin, Johann, Beförderer des Studiums der alten Literatur, 873.
Rheims, Kathedrale zu, 477.
Rheinischer Bund 510.
Rhodiserritter, s. Johanniter.
Rhodus, von den Johannitern erobert 213.
Richard I., Löwenherz, König von England, 236 flg. 676; wird gefangen genommen 241 flg.; sein Tod 243; als Sänger 425.
Richard II., König von England, Sohn des schwarzen Prinzen, 689. 712 flg.
Richard III. (Herzog von Gloucester), König von England, Sohn des Herzogs Richard von York, 720 flg.; vergl. Gloucester.
Richard, Herzog von York, 716.
Richard, Herzog von Cornwallis, deutscher König, 508.
Richenza, Gemahlin Lothars des Sachsen, 286. 287. 288. 290. 291; † 292.
Rienzi, Cola di, römischer Volkstribun 577 flg.; sein Tod 580.
Rimbert, Schüler Anschars, 148.
Ringrenneu 279.
Ripen, Bisthum daselbst, 130.
Ripuarische Franken 5. 24.
Ritter 190; deutsche 233; fahrende 280; ihr Verhältniß zu den Damen 278. 280. 489.
Ritterburgen 279
Ritterbürtige 190. 273.
Ritterorden, geistliche, 212. 216. 233. 281.
Rittertbum, Ausbildung desselben 273; Verfall desselben 281.
Ritterwürde, Bedingungen derselben, 274; Ertheilung derselben 275.
Robert I., König von Frankreich, Sohn Hugo Capets, 661.
Robert (Rolf), erster Herzog der Normandie, 119.
Robert, Stifter des Cistercienserordens, 385.
Robert von Anjou, König von Neapel, 556. 557. 558. 563. 810; † 570.
Robert Bruce, König von Schottland, s. Bruce.
Robert II., König von Schottland, Sohn der Marjoria, der Tochter des Vorigen, 682.
Robert von Barri 375. 376.
Robert, Graf von Flandern, Schwiegersohn Karls von Anjou, 376.
Robert Guiscard, Herzog von Neapel 179; sein Tod 180.
Roderich, König der Westgothen, 63.
Rodrigo (Ruy) Diaz, s. Diaz.
Roen, Caspar von der, Dichter, 847.
Roger, Herzog von Kalabrien und Apulien, Sohn Robert Guiscards, 180.
Roger II., König von Sicilien, Neffe Robert Guiscards, Sohn Rogers I., Grafen von Sicilien, 286. 293. 295. 296. 298. 318.
Roger Baco, s. Baco.
Roger, Graf von Foix, nimmt am Kreuzzuge Theil, 198.
Roger Mortimer von Wigmore, s. Mortimer.
Rolaud, Sagen von ihm 95.
Rolandslied 95. 438.
Roldan, Franz, sein Aufstand gegen Columbus 757; sein Tod 760.
Rom, Universität daselbst, 418.
Roman 429. 430.
Romanische Sprache 26.

Romanischer Bauſtyl 469.
Romano, Ezzelino da, ſ. Ezzelino.
Romantiſche Kunſt 37.
Römiſche Biſchöfe 163.
Römiſche Schule in der Baukunſt 849, in der Malerei 842.
Romuald, Stifter der Camaldulenſer, 286.
Roncaliſche Felder, Reichstag daſelbſt, 287. 300. 305. 417.
Roncesvalles, Ueberfall bei, 96.
Roſamunde, Gemahlin Alboins, 20.
Roſe, Kampf der weißen und rothen, in England 716 flg.
Roſengarten, der große, Volksepos, 467.
Roſenplüt, Hans, genannt der Schnepperer, deutſcher Dichter, 852. 867.
Roſſow, Helena von, ſ. Hroswitha.
Roſtock, Univerſität zu, 871.
Rothe, Johannes, Chronikenſchreiber, 869.
Rother, König, Volksepos, 438.
Rouen, von den Normannen zerſtört 116; Jeanne d'Arc daſelbſt verbrannt 698 flg.; Kathedrale zu, 839.
Rudolf I. (von Habsburg), deutſcher Kaiſer, 513; ſeine Frömmigkeit 515; ſeine Einfachheit und Armuth 516; ſeine Macht 516; ſeine Geſtalt 517; gegen Baſel 515; zum König gewählt 517; gegen Ottokar von Böhmen 519; in Deutſchland 523 flg.; äußere Kämpfe 525; ſein Tod 527.
Rudolf, Sohn Albrechts I., 536. 538.
Rudolf, Herzog von Baiern, Sohn des Pfalzgrafen Ludwig, mit Adolfs von Naſſau Tochter Mechthild vermählt, 530.
Rudolf III. von Burgund 142. 153.
Rudolf von Schwaben, Gegenkönig Heinrichs IV., 177 flg.
Rudolf von Ems, epiſcher Dichter, 443. 466.
Rudolf von Varila, Begleiter der heiligen Eliſabeth, 496.
Rügen, Verbreitung des Chriſtenthums daſelbſt, 151.
Rütli, Bund daſelbſt, 545.
Ruggieri di Loria, Admiral Peters von Aragonien, 382.
Rugier von Odoacher beſiegt 9.
Ruolandes liet, altdeutſche Dichtung, 438.
Ruprecht, Biſchof von Worms, 84.
Ruprecht von der Pfalz 593; römiſcher König 595.
Ruſſen zum Chriſtenthum bekehrt 151.
Rutland, ſ. Roland.
Rutland, Graf von, 717.
Ruy Diaz, ſ. Diaz.

S.

Sachſen 24. 120; von Karl d. Gr. bekämpft 97 flg.; unter Heinrich IV. 161 flg.; kommt an die Markgrafen von Meißen 620; Bruderkrieg daſelbſt 636.
Sänger 500.
Sängerkrieg auf der Wartburg 455.
Sängerſchulen in Rom 88. 104; in Metz und Soiſſons 104.
Sagres, Sternwarte daſelbſt, 735.
Said, Sklave Muhammeds, 51.
Saladin, Sultan von Aegypten, 227; ſiegt bei Hittin 229; in Jeruſalem 229; ſeine Unterhandlungen mit Richard Löwenherz 239; ſein Vertrag mit Richard 240; ſein Tod 241.
Salamanca, Univerſität daſelbſt 418. 727.
Saleph, Fluß in Cilicien, 232; Friedrich Barbaroſſa findet in demſelben ſeinen Tod 233.
Salerno, mediciniſche Schule daſelbſt, 269. 340. 417.
Salier 152.
Saliſche Franken 5. 24.
Saliſbury, Graf von, 717.
Salomon und Morolf, humoriſtiſche Erzählung, 444.
Salto, Schlacht am, 374.
Salzburg, Bisthum daſelbſt gegründet, 84. 86.
Samarkand, von Dſchingiskhan erobert 354.
Sancho II., König von Caſtilien, 726.
Sancho I., König von Portugal, 329.
Sanction, Pragmatiſche in Frankreich 700.
San Germano, Friede zu, 342.
Santangelo, Luis de, begünſtigt die Unternehmungen des Columbus, 750.
Saragoſſa, von Karl d. Gr. erobert 95.
Satire 864.
Saturnalien 502.
Scala, Aleſſandra, 875.
Scala, Can della, in Verona 558. 581. 815.
Scharfenberg, Albrecht von, Dichter, 441.
Schernberg, Theoderich, dramat. Dichter, 866.
Schießpulver 273; Erfindung deſſelben 801.
Schilten 61.
Schilling, Diebold, Chronikenſchreiber, 869.
Schirkuh, Oheim Saladins, 227.
Schisma, das große, 597.
Schleswig, Bisthum, 130; Mark 126.
Schmuckmittel 506.
Schnepperer, der, ſ. Roſenplüt, Hans.
Schöffer, Peter, vervollkommnet die Buchdruckerkunſt 803 flg.
Scholaſtiker 859.
Schottland, von den Engländern bekämpft 680 flg.
Schulen, von Karl d. Gr. angelegt 100; in Deutſchland und Italien 416. 652.
Schwäbiſcher Bund 584; Auflöſung deſſelben 593.
Schwarz, Berthold, angeblicher Erfinder des Schießpulvers, 801.
Schweden, Verbreitung des Chriſtenthums daſelbſt 147. 149.
Schweiz, die, in der älteſten Zeit 542 flg.; Befreiung derſelben 544 flg.; Anerkennung ihrer Unabhängigkeit 552, flg. 649.
Schweppermann, Seifried, ſiegt bei Mühldorf 561.

Schwertbrüder, Orden derselben. 235.
Sculptur, s. Bildhauerkunst.
Scurcola, Schlacht bei, 374.
Sebaldusgrab 845.
Sebalduskirche in Nürnberg, 845.
Seidenbau, Einführung desselben, 40.
Seidenweberei 269.
Seldschuck, türkischer Emir, erhält Wohnsitze in Chorasan, 195.
Seldschucken 194.
Seligenstadt, Kloster zu, 102.
Semnonen 23.
Sempach, Schlacht bei, 550 flg.
Sendgrafen 99.
Sens, Synode zu, gegen Abälard, 422.
Sexton, Schlacht bei, 717.
Sforza, Francesco, Herzog von Mailand, 628. 810.
Sforza, Galeazzo, Herzog von Mailand, 647.
Sforza, Ludwig, Herzog von Mailand, 707.
Sforza, Maximilian, Herzog von Mailand, 648.
Sibylla, Gemahlin Tancreds von Lecce, 324.
Sicilianische Vesper 382.
Sidon, von den Christen erobert 212.
Siegebert, König der ripuarischen Franken, 7.
Siegebert, Sohn Chlotars, 78.
Siena, Schule der Malerei zu, 837.
Sigfrid, hürnin, altdeutsches Gedicht, 467.
Sigillaria (Fest) 502.
Sigismund, König der Burgunder, 29. 77.
Sigismund, deutscher Kaiser, Sohn Karls IV., 591. 592. 594. 602. 610. 612. 615. 619. 620 flg. 656. 659.
Sikhs, Secte in Indien, 744.
Simeon, Patriarch von Jerusalem, 196.
Simnel, Lambert, Kronprätendent in England, 722.
Simon von Montfort, Graf von Leicester, s. Montfort.
Simone di Martino, s. Martino.
Simonie 170. 172. 402.
Singschulen 850.
Sittenverderben am päpstlichen Hofe 134. 166 flg. 401; in Deutschland 511 flg. 652; in Frankreich 700.
Sixtus IV., Papst, 397. 414.
Sklave, Entstehung des Namens, 796.
Sklavenhandel 88; in Europa und nach Amerika 796 flg.
Slaven 23; Religion derselben 24; zum Christenthum bekehrt 130. 150; von Theoderich bekämpft 9, von Heinrich I. 125, von Otto d. Gr. 130.
Soccolanti 397.
Söhne Eduards 719; Ermordung derselben 720.
Soissons, Residenz Chlodwigs, 6; Schlacht bei, 6; Synode daselbst gegen Abälard 421.
Soliman (Soleiman), Kalif, 64.
Soliman el Arabi, Statthalter von Saragossa, ruft Karl d. Gr. zu Hülfe, 95.
Soliman, Sohn Orchans, dringt nach Europa vor, 632.
Soliman II, türkischer Sultan; die Johanniter übergeben ihm Rhodus, 213.
Solis, Diaz de, s. Diaz.
Soltwedel, Markgrafschaft, 125. 288.
Sommerset, Herzog von, 716.
Sondershausen, Schlacht bei, gegen die Ungarn, 125.
Sonett, das älteste italienische, 343.
Sophia, Gemahlin des Kaisers Justinianus, 20.
Sophia, zweite Gemahlin Hermanns I. von Thüringen, Tochter Otto's d. Gr. von Baiern, 455.
Sophia, Gemahlin Kaiser Wenzels, 607. 657.
Sophienkirche in Constantinopel 37. 38 flg.
Sorben 23.
Spahi's, Einführung derselben, 632.
Spanien, von den Muhammedanern erobert 63 flg.
Speier, Dom daselbst, 155. 158. 472.
Spencer (Hugh le Despenser), Günstling Eduards II. von England, 681.
Spervogel, Minnesänger, 459.
Spina, Anna, 875.
Spinelli, Matteo, Geschichtschreiber, 835.
Spiritualen 396
Spoleto, von Friedrich Barbarossa gezüchtigt 301.
Spruchdichtungen 452. 863 flg.
Städte in Deutschland 124. 191. 268; in Italien 266. 267; Leben in denselben 503 flg., 511; Macht derselben 510.
Städtebündnisse 510. 584.
Stauffacher, Werner, 545.
Stedinger 412; Kreuzzug gegen sie 413.
Stehende Heere 700.
Stein der Weisen 270.
Stephan II., Papst, 82. 91.
Stephan IV., Papst. 110.
Stephan IX., Papst, 170.
Stephan der Heilige, König von Ungarn, 151.
Sterndeuterei 270.
Stiekna, Konrad von, Pfarrer zu Prag, Vorläufer von Joh. Huß, 606.
Stiftsschulen 145.
Straßburg, Münster zu, 480. 838.
Strikker, der, Dichter, 444. 451.
Stuart, Haus, kommt in Schottland zur Regierung, 682.
Suchensinn, Meistersänger, 852.
Suchenwirt, Peter, Spruchdichter, 862.
Sueno, König von Dänemark, 148. 299.
Suffolk, William de la Pole, Graf von, 716.
Sugerius, Abt von St. Denys, 661.
Sultan 66.
Sunna, Religionsquelle für die Muhammedaner, 61.
Sunniten 61.
Suso, Amandus, Mystiker, 869.

Sutri, Synode zu, 167.
Swantewit, slavischer Gott, 24.
Swatopluk, mährischer Fürst, 117. 118.
Swen, König von Dänemark, Sohn Harald Blaatands, unterwirft sich England, 672.
Syagrius, römischer Statthalter in Gallien, 6.
Sylvester II., Papst, 67. 140. 196.
Sylvester III., Papst, 167.
Symmachus, Schwiegervater des Boëthius, 12.
Syrien, von Omar erobert 59; von den Fatimiden unterworfen 66.

T.

Tabor von den Hussiten gegründet 615.
Taboriten 616.
Tabulatur 850.
Tafelrunde des Königs Artus, Sage von derselben, 430.
Tagliacozzo, Schlacht bei, 374.
Talbot, John von, englischer Feldherr, 695; †. 699.
Tamerlan, s. Timur.
Tancred, Neffe Robert Guiscards, 199.
Tancred, Graf von Lecce, Sohn Rogers von Sicilien, 321; sein Tod 323.
Tanger, Zug gegen, 736; erobert 737.
Tangermunde, Stapelplatz für den Elbhandel, 591.
Tanhäuser, deutscher Minnesänger, 464.
Tannenberg, Schlacht bei, 236.
Tapia, Don, Bevollmächtigter Karls V. in Mexico, 783.
Tarik siegt über die Westgothen in Spanien 63.
Tauler, Johann, deutscher Mystiker, 859. 869.
Telchner, s. Heinrich.
Tejas, König der Ostgothen, 18.
Tell, Wilhelm, 546 flg.; sein Tod 548.
Tempelherren-Orden, Stiftung desselben, 214; Proceß gegen ihn 664 flg; Aufhebung desselben 666.
Templeisen 432.
Temudschin, s. Dschingis-Chan.
Teocalli in Mexico 773.
Terca Raval, Aufenthaltsort Heinrichs des Seefahrers, 735.
Terenz, deutsche Uebersetzungen seiner Komödien, 868.
Tertiarier 394, vergl. Franciscaner.
Tewkesburn, Schlacht bei, 718.
Thaddäus von Sueßa, Großrichter von Sicilien, 357; †. 361.
Thankmar, Stiefbruder Otto's I., 129.
Thassilo, Herzog von Baiern, abgesetzt 96.
Theater in Deutschland 867.
Theodat, König der Ostgothen, 13. 15.
Theodelinde, Königin der Longobarden, 21. 164.
Theodemir, König der Ostgothen, 9.
Theoderich, König der Ostgothen, 9 flg.; † 12.
Theoderich, Sohn Chlodwigs, 77.
Theoderich IV., König der Franken, 81.
Theodora, Gemahlin Justinians I., 13. 34. 42. 43.
Theodora, Gemahlin des Kaisers Theophilus, 77.
Theodora, vornehme Römerin, 167.
Theodorus von Gaza 809.
Theophania, Gemahlin Otto's II., 135. 139.
Theophilus, griechischer Kaiser, 77.
Theudegotha, Tochter Theoderichs, 12.
Thibaud von Champagne, König von Navarra, Dichter, 433.
Thierepos 450.
Thietmar, erster Erzbischof von Prag, 234.
Thomas a Kempis, Mystiker, 859.
Thomasin von Zirclâre, Spruchdichter, 452.
Thrasamund, König der Vandalen, 10. 14.
Thüringen 24.
Thüringer 5.
Thüringische Chronik, 869.
Tiberias, Schlacht bei, 229.
Tiberius II., griechischer Kaiser, 74.
Tile Kolup giebt sich für Kaiser Friedrich II. aus 524 flg.
Timur (Timur Leng), Begründer des Mongolenreiches, 632.
Tituel, Ritterepos, 431. 440. 466.
Tjost 277.
Tod, der schwarze, 575 flg.
Togrul Beg 66; Sultan 195.
Tolteken in Mexico 771.
Tornabuoni, Lucrezia, Mutter des Lorenzo von Medici, 875.
Torquemada, Thomas de, Generalinquisitor in Spanien, 414.
Tortona, von Friedrich Barbarossa zerstört 300.
Torre, Guido della, in Mailand 556.
Toscanelli, Paolo, Astronom in Florenz, 748.
Totilas, König der Ostgothen, 18.
Toulouse, Grafen von, beschützen die Dichtkunst, 425.
Toulouse, Synode zu, 410; Universität daselbst 417.
Tours, Schlacht bei, 65. 81; Schule zu, 88.
Tower in London, Erbauung desselben, 675.
Towton, Schlacht bei, 717.
Trapezunt, Kaiserthum von, 246.
Tretzsauerwein, Marx, Geheimschreiber Maximilians I., 640. 869.
Treuga Dei (Gottesfriede) 153.
Tribonianus, Minister Justinians, 36.
Tribur, Fürstenversammlung daselbst, 160. 175; Reichstag zu, 117.
Trier, Universität daselbst, 871.
Tripolis von den Christen erobert 212.
Tristan, Sohn Ludwigs des Heiligen, 257.
Tristan und Isolde, mittelhochdeutsches Epos, 442.
Tristan l'Hermite, Oberprofoß Ludwigs XI., 706.
Trivulzia, Domitilla, 875.

Troubadours 403. 425. flg.
Trouvères 429. 724.
Troyes, Synode zu, 185.
Tübingen, Universität zu, 871.
Tudor, Haus, kommt auf den englischen Thron, 722.
Tunis, Zug gegen, 261.
Türheim, Ulrich von, schwäbischer Dichter, 442.
Türken 194.
Turniere 275. 489; Verfall und Entartung derselben 278.
Tusculum, zerstört 321 flg.
Twinger von Königshofen, Jacob, Chronikenschreiber, 869.
Tyrol, König von Schotten, Lehrgedicht, 453.
Tyrrel, Jacob, ermordet die Söhne Eduards 720.
Tyrus, von den Christen erobert 212.

U.

Ukern 23.
Ulfilas, Bischof, seine Bibelübersetzung, 436.
Ulm, Münster daselbst, 839.
Ulrich von Cilly 629.
Ulrich von Liechtenstein, Minnesänger, 458.
Ulrich von Türheim, schwäbischer Dichter, 442.
Ung-Chan, Beherrscher der Karaiten, 353.
Ungarn, s. Magyaren; zum Christenthum bekehrt 151.
Universitäten 340. 363. 417 flg., 591. 607. 619. 729. 870 flg.
Unterhaltungen 499.
Urban II., Papst, 181. 196 flg.
Urban III., Papst, 318.
Urban IV., Papst, 368. 509.
Urban VI., Papst, 394. 597. 598. 601.
Uxmal, Pyramide zu, 775.

V.

Valentinianus III., römischer Kaiser, 163.
Valla, Laurentius, seine Verdienste um Wiederherstellung der classischen Literatur, 809 flg.
Vallombrosaner (Einsiedlercongregation) 386.
Valois, Haus, regiert in Frankreich 667 flg.
Vandalen 23; verfolgen die katholischen Christen 14.
Vandalenreich in Afrika 14; Zerstörung desselben 15.
Vanucci, s. Pietro Perugino.
Varna, Schlacht bei, 633.
Vasallen 25.
Vasco da Gama, seine Fahrt nach Indien, 739. 740.
Vaz, Tristan, portugiesischer Seefahrer, 736.
Veit, Graf von Joppe, König von Jerusalem, 215.
Veit, Großprior der Normandie, 666.
Velasquez, Diego, Statthalter von Cuba, 769.
Veldeke (Veldekin), Heinrich, Dichter, 439; seine Eneit 453; seine Minnelieder 456.
Venedig, Handel von, 265; Malerschule daselbst 842.
Veracruz, Gründung von, 776.
Verden, Ermordung der Sachsen zu, 93.
Verdun, Vertrag zu, 114.
Vesper, sicilianische, 382.
Vespucci, Amerigo, 758. 764.
Vezelay, Versammlung zu, 222. 237.
Victor II., Papst, 138. 170.
Victor III., Papst, 181.
Victor IV., Papst, 293. 306.
Victorinus von Feltre 809.
Vienne, Concil zu, 665.
Vigne, Pietro delle, s. Petrus de Vineis.
Villani, Giovanni, Geschichtschreiber, 835.
Vineis, Petrus de, s. Petrus.
Viol, Hans, Dichter, 869.
Vischer, Hermann und Peter, Bronzegießer, 843 flg.
Visconti, Geschlecht der, in Mailand, 556. 580.
Visconti, Galeazzo, 563. 590.
Visconti, Barnabo, 657.
Visconti, Otto, Erzbischof von Mailand, 380.
Vitiges, König der Ostgothen, 16.
Vittoria, von Friedrich II. erbaut 361.
Vitzliputztli, mexikanischer Sonnengott, 771.
Vivarese, Kloster, 11.
Vivonne, Schlacht bei, 7.
Volksepos, deutsches, 444 flg.
Volksfeste 501.
Volkslied 415 453.
Volz, Hans, s. Folz.
Vorgebirge, weißes und grünes, von den Portugiesen umschifft, 737.
Vorgebirge der guten Hoffnung, Entdeckung desselben 738
Vougié, Schlacht bei, 7.

W.

Wahlstatt, Schlacht bei, 354 flg., 490.
Waiblingen, Stammschloß der Hohenstaufen, 291.
Waiblinger, s. Ghibellinen.
Wakefield, Schlacht bei, 717.
Walachei, Verbreitung des Christenthums daselbst 151.
Waldemar, Markgraf von Brandenburg, 560. 562.
Waldemar, König von Dänemark, 151.
Waldemar, der falsche, 573 flg.
Waldenser 404 flg.
Waldstatte in der Schweiz 543.
Waldus, Petrus, Stifter der Secte der Waldenser, 404 flg.
Wales, von Eduard I. unterworfen 679.
Wales, Prinz von, 679.
Walid I., Kalif, 62.
Wallace, William, schottischer Held, 680.

Wallfahrten nach Palästina, 193.
Walpot, Heinrich, erster Großmeister des Ordens der deutschen Ritter, 234.
Waltharius von Aquitanien (Gedicht) 435.
Walther ohne Habe (Senzavoir), Kreuzfahrer, 200.
Walther von Pezeje, Kreuzfahrer 200.
Walther von der Vogelweide, deutscher Lyriker, 459 flg.
Walther Fürst 515.
Walworth, Lordmayor von London, ermordet Wat-Tyler, 713.
Wappendichter 863.
Wappenschau 276.
Wappenschilde 276.
Warbeck, Perkin, angebl. Sohn Eduards IV., tritt als Kronprätendent auf 722.
Warnefried, Paul, s. Paul.
Wartburgkrieg 455.
Wartislaw, pommerscher Herzog, 151.
Warwick, Richard Nevil Graf von, 716.
Wat-Tyler, Aufstand desselben, 691. 713.
Weber, Veit, Dichter, 856. 869.
Weberei in Europa 269; von Frauen getrieben 488.
Wehrgeld 89.
Weibliches Geschlecht bei den Deutschen (Germanen) 27. 145. 278. 280. 486 flg. 511. 652, den Franzosen 710, Mongolen 352, Muhammedanern 71 flg., Portugiesen 732 flg., Slaven 23, Spanien 732 flg.
Weinsberg, von Konrad III. erobert 291.
Weißkunig 640. 869.
Welf I., bairischer Graf, Vater der Judith, der Gemahlin Ludwigs des Fr., 111.
Welf II. verbündet sich mit H. Ernst von Schwaben gegen Konrad II. 153 flg.
Welf IV. (als Herzog von Baiern Welf I.), Sohn des Azzo von Este und der Kunigunde, Schwester Welfs III., Stifter der jüngeren welfischen Linie, in Kampf mit Heinrich IV. 181; nimmt am ersten Kreuzzuge Theil 212.
Welf VI. (III.), Sohn Heinrichs des Schwarzen, Bruder Heinrichs des Stolzen; im Kampf mit Konrad III. 291. 292; † 322.
Welfen 285. 290. 556 flg.
Welfesholz, Schlacht am, 187.
Wells, Kathedrale zu, 485.
Weltchronik 443.
Wenzel, deutscher Kaiser, 592 flg., 602; † 615.
Wenzeslaw, erster christlicher König von Böhmen, 125.
Wenzeslaw II., König von Böhmen, 525. 529. 531. 536. 537.
Wenzeslaw III. 538.
Werner von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, 578.
Wernher, Mönch zu Tegernsee, Dichter, 442.
Wessobrunner Gebet 435.
Westfranken 114.
Westfriesen, von Wilhelm von Holland bekämpft 507.
Westgothen in Gallien 6; Untergang ihres Reiches in Spanien 63.
Westminsterkirche in London 477.
Wettin, Fürstenhaus, erhält Thüringen 288; Sachsen 620.
Wiederherstellung des Studiums der classischen Literatur 807 flg.
Wien, Stephanskirche daselbst, 839; Universität daselbst gestiftet 363. 871.
Wigalois, deutsches Ritterepos, 442.
Wikliffe (Wiclef), John, englischer Kirchenreformator, 600 flg.
Wilberforce, William, Gegner des Sklavenhandels, 798.
Wilhelm von Champeaux, Philosoph, 419.
Wilhelm der Eroberer, Herzog von der Normandie, König von England, 661. 673; † 675.
Wilhelm II., König von England, 675.
Wilhelm von Holland, Gegenkönig Friedrichs II., 360; sein Tod 507.
Wilhelm II., König von Neapel und Sicilien, 319. 320.
Wilhelm von Oranse (deutsche Dichtk.) 440.
Wilhelm von Orlienz (deutsche Dichtk.) 466.
Wilhelm V. von Poitiers, Herzog von Aquitanien; Heinrich III. vermählt sich mit der Schwester desselben 156.
Wilhelm IX. von Poitiers, Herzog von Aquitanien, zieht nach Palästina 212; Troubadour 426.
Wilhelm von Sicilien, Sohn Tancreds von Lece 324.
Wilhelm der Zimmermann, Kreuzfahrer, 201.
Willem de Mateo, Verfasser des Reinaert de Vos, 451.
Willibrord, Apostel der Friesen, 84 flg.
Willigis, Erzbischof von Mainz, 139.
Williram, Abt zu Ehrenberg, Erklärer des Hohenliedes, 436.
Wilzen 23; von Karl d. Gr. besiegt 96; von Albrecht dem Bär besiegt 151.
Winfried, s. Bonifacius.
Winkelried, s. Arnold.
Winland, von den Normannen entdeckt 748.
Winrich von Knivrode, Hochmeister des deutschen Ritterordens, 235.
Winsbecke, der, und die Winsbeckin, Lehrgedicht, 453.
Wirnt von Grafenberg, deutscher Dichter, 442.
Wissenschaften, Förderung derselben durch die Kreuzzüge, 269 flg.; Wiederherstellung des Studiums der classischen 807 flg.
Witiza, König der Westgothen, 63.
Wittekind, Herzog der Sachsen, 92 flg.
Wladimir, russischer Großfürst, 151.
Wladislaw, Herzog von Böhmen, erhält die Königswürde 303.
Wohnungen, bürgerliche, 500. 724.
Wolfdietrich, Volksepos, 468.

Wolfram von Eschenbach, deutscher Dichter, 440. 458.
Wolkenstein, Oswald von, Dichter, 849.
Wollin, Bisthum daselbst, 151.
Worms, Dom zu, 158. 472. 478.
Wormser Concordat 188.
Würzburg, Bisthum, 87.
Wulfilas, s. Ulfilas.
Wydeville, Familie, 718.
Wyle, Niclas von, Stadtschreiber zu Eßlingen, 875.

X.

Xaver, Franz, der Heilige, Apostel der Inder, 743.
Xerez de la Frontera, Schlacht bei, 63.
Ximenez, Francesco, Cardinal, Erzbischof von Toledo, spanischer Staatsmann, 727. 796.

Y.

Yesoukai, Vater Dschingischans, 353.
Yezid, Sohn des Moawijah, 62.
York, Richard, Herzog von, 716.
York, Kathedrale zu, 478.
Yucatan, Pyramiden daselbst 775.

Z.

Zacharias, Papst, 82. 87.
Zara, von den Venetianern erobert, 245.
Zarko, Johann Gonzalez, entdeckt Porto Santo, 735 flg.
Zenki, Sultan von Mosul, 219.
Zeno, griechischer Kaiser, 8 flg.
Ziska, Johann, Hauptanführer der Hussiten, 614 flg.; sein Tod 617.
Zoller, Matthias, Dichter, 869.
Zülpich, Schlacht bei, 7. 29.
Zunftwesen, Entwickelung und Bildung desselben 268 flg.
Zweikampf 90.
Zwischenreich, s. Interregnum.

Druckfehler und Verbesserungen.

S.	3	Zeile	10	v. u.	statt	148	lies 814
"	43	"	15	" u.	"	;	" ,
"	108	"	6	" u.	"	großen	" großen
"	110	"	5	" u.	"	verbrannt	" verbannt
"	115	"	11	" o.	"	wurde	" wurden
"	120	"	4	" u.	"	eines	" eins
"	128	"	22	" o.	"	fast eine	" eine fast
"	142	"	1	" u.	"	dagegen	" dabei
"	167	"	20	" o.	"	Tosculi	" Tuscoli
"	168	"	3	" o. u.	in der Ueberschrift	statt Leo X.	lies Leo IX.
"	169	"	24	" u.	"	ergeboreniſt	" er geboren ist
"	202	"	18	" o.	statt	Goltfried	lies Gottfried
"	216	"	3	" u.	"	beherrchte	" beherrschte
"	231	"	19	" u.	"	nicht, besser als	" nicht besser, als
"	256	"	7	" u.	"	Vordringen, der Christen bot	lies: Vordringen der Christen, bot
"	294	"	11	" o.	"	wdahin	lies dahin
"	339	"	21	" u.	"	folgenden	" folgenden
"	399	"	5	" u.	"	es läßt	" läßt es
"	400	"	11	" u.	"	nnd	" und
"	402	"	3	" u.	"	Vertilgungskampf	" Vernichtungskampf
"	403	"	7	" u.	"	Gefängender	" Gefängen der
"	430	"	13	" o.	"	kelfischen	" keltischen
"	432	"	1	" o.	"	wieder	" wie der
	—	"	3	" o.	"	betrifft	" umgeben
"	434	"	11	" o.	"	nicht die große Zeit der Hohenstaufen	lies: die große Zeit der Hohenstaufen nicht
"	437	"	12	" o.	"	hvait	lies havit
	—	"	19	" u.	"	genige	" gegine
	—	"	10	" u.	"	derte	" derde

HAG 2009364

S. 438	Zeile	5 v. o.	statt	Begebenheitin	lies Begebenheit in
„ 442	„	4 „ o.	„	Lebensverhäinissen	„ Lebensverhältnissen
„ 444	„	17 „ o.	„	dieser	„ dieses
„ 447	„	6 „ u.	„	Gedichte	„ Gedicht
„ 450	„	20 „ o.	„	der Umstand und daß	„ und den Umstand, daß
„ 451	„	18 „ u.	„	Soltan	„ Soltan
„ 453	„	9 „ o.	„	Windsbeckin	„ Winsbeckin
„ 454	„	12 „ o.	„	wie, dem	„ wie dem
„ 456	„	7 „ o.	„	fin	„ fin
—	„	12 „ o.	„	gelieb	„ geliey
„ 457	„	in der Ueberschrift statt Heinrich IV.			„ Heinrich VI.
—	„	7 v. o.	statt	un der	„ under
„ 468	„	1 „ o.	„	zwi	„ zwei
„ 470	„	22 „ o.	„	Halkreise	„ Halbkreise
„ 475	„	19 „ u.	„	Vorderseite	„ Nordseite
„ 498	„	15 „ o.	„	denbei zustehen	„ den beizustehen
„ 534	„	4 „ u.	„	heilig	„ theilig
„ 548	„	22 „ u.	„	Palnotoke	„ Palnatoke
—	„	6 „ u.	„	Albrechts, Sohn brach	„ Albrechts Sohn, brach
„ 558	„	9 „ u.	„	Patei-	„ Partei-
„ 568 u. 569		in der Ueberschrift statt Clemens IV.			„ Clemens VI.
„ 578		in der Ueberschrift statt erster römischer			„ römischer
„ 647	Zeile	16 v. u.	statt	seine Fürsten	„ meine Fürsten
„ 659	„	16 „ o.	„	in ihren	„ in ihre
„ 660	„	10 „ o.	„	uchte	„ suchte
„ 661	„	2 „ u.	„	322	„ 222
„ 664	„	17 „ u.	„	Squin von Flexan	„ Squin von Florian (Floyrac, Flexian) aus Béziers
„ 680	„	18 „ o.	„	1289	lies 1286
„ 704	„	14 „ o.	„	angeknäpften	„ angeknüpften
„ 713	„	1 „ o.	„	(Wat-tyler), Walter der Dachdecker	lies Wat-tyler (Walter der Dachdecker),
„ 728	„	10 „ o.	„	el Sanguir	lies el Saguir
„ 731	„	5 „ u.	„	und kraft-charakterloser	lies kraft- und charakterloser
„ 732	„	7 „ o.	„	Cuidad Rodrigo	lies Ciudad Rodrigo
„ 735	„	7 „ u.	„	Endeckungen	„ Entdeckungen
„ 763	„	16 „ u.	„	fünf- und sechzigsten	„ siebenzigsten
„ 764	„	12 „ o.	„	Endeckers	„ Entdeckers
„ 769	„	14 „ u.	„	Hernadnez	„ Hernandez
„ 773	„	1 „ u.	„	derselben	„ denselben
„ 774	„	1 „ o.		ist nach hinaufführen statt eines Komma ein Punkt zu setzen	
„ 779	„	18 „ u.	statt	Dienerchaft	lies Dienerschaft
„ 844	„	3 „ o.	„	äußersten	„ äußersten
„ 848	„	1 „ u.	„	alle	„ allen
„ 853	„	4 „ o.	„	Wie	„ Wie
„ 856	„	15 „ u.	„	weh en	„ wehrten
—	„	5 „ u.	„	fee	„ see
„ 866	„	12 „ u.	„	von dem Markgrafen	„ vor dem Markgrafen

Band I. S. 276 Z. 7 v. o. statt Spakteria lies Sphakteria.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)